tendit ad aequum
Ad Bibliothecam
Academiæ Scientiarum
Electoralis Boicæ Monachii

H. nat. 394-2

<36605883040015

<36605883040015

Bayer. Staatsbibliothek

H. Nat. 394.

Hist. nat. Lexica 9.

~~H. N. No. 38.~~

Neuer Schauplatz der Natur

Zweyter Band

C bis Fevillea.

Neuer
Schauplatz der Natur

nach den

richtigſten Beobachtungen und Verſuchen

in

alphabetiſcher Ordnung

durch eine

Geſellſchaft von Gelehrten

Zweyter Band

Leipzig

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1776

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

C.

C.

Unter den Schmetterlingen giebt es einige, die auf ihren Flügeln ſichelförmige Flecken haben, daher man ſie, wegen der Aehnlichkeit dieſer Flecken mit dem lateiniſchen C, C. Schmetterlinge zu nennen pfleget. Vornehmlich giebt man dieſen Namen folgenden drey Arten.

Das weiße C, Papilio C. Album Linn. iſt ein Schmetterling aus dem Geſchlechte der Tagvögel und zwar aus derjenigen Abtheilung, welche in dem Linnäiſchen Syſteme Nymphen, Nymphales phalerati, genannt werden. Die Franzoſen heißen ihn Gamma oder Robert le Diable, und die Engländer the Comma Butterfly. Er hat eingekerbte, hochrothe, mit ſchwarzen Flecken beſetzte Flügel, welche unterwärts marmoriret ſind. Auf den Hinterflügeln an der untern Seite befindet ſich derjenige Flecken, wovon er ſeinen Namen erhalten hat, nämlich ein weißes C, welches aber bey einigen Schmetterlingen dieſer Art mehr einem lateiniſchen G ähnlich ſieht. Die Raupe, welche ſich, ſo wie auch der Schmetterling, auf dem Hopfen, auf den Brenneſſeln und auf den Johannis- und Stachelbeerſtauden einzeln aufzuhalten pfleget, iſt vorn gelblich und ſchwärzlich, hinten aber weißlich und mit zackichten Dornen beſetzet.

Das goldene C, Papilio C. aureum Linn. iſt ebenfalls ein Tagvogel aus der Claſſe der Nymphen, welcher vorzüglich in China gefunden wird. Er hat eckichte, feuerrothe und ſchwarz gefleckte Flügel, welche an der untern Fläche gelb gewölket ſind. Auf den Hinterflügeln, an der untern Seite, iſt das lateiniſche goldgelbe C, welches ſeinen Namen veranlaſſet hat.

Das ſchwarze C, Phalaena C. nigrum Linn. iſt ein Schmetterling aus dem Geſchlechte der Nachtvögel, und zwar aus derje-

nigen Abtheilung, welche die ſogenannten Eulen enthält, die mit einem Saugrüſſel und einem Kammrücken verſehen ſind. Er hat eine rothe und hellbraune Farbe. Am hinterſten Rande der Flügel erblicket man einen ſchwarzen Flecken, welcher wie ein C geſtaltet, und an der einen Seite gelb ausgehöhlet iſt. Man findet dieſen Nachtvogel in verſchiedenen Europäiſchen Gegenden auf den Weiden und Eſpen.

Caa-apia.

Unter dieſem Namen hat man ehedem eine Wurzel erhalten, und dieſelbige für eine Art der Ipecacuanha ausgegeben. Man hat zur Zeit noch keine hinlängliche Erkänntniß davon, und muß es bey der Nachricht, die Piſo gegeben, bewenden laſſen. Die Wurzel dieſer niedrigen Pflanze iſt ohngefähr eine Gänſefeder dicke, runzlicht und mit vielen Fäſerchen beſetzet, äußerlich gelblicht, innerlich weiß. Sie treibt drey oder vier kurze Stielchen, auf deren jeden ein länglichtes, oberwärts grünes, unterwärts weißliches Blatt ſitzt. Die Blumen ſtehen auf beſondern Stielen und ſollen den Gänſeſtöckchen ähnlich ſeyn. Die Wurzel ſchmecket ſcharf, und hat faſt einerley Kräfte mit der Ipecacuanha, wirket aber viel gelinder, und muß in größerer Menge gegeben werden. Die Pflanze wächſt in Braſilien, und die Einwohner pflegen ſolche zu zerſtoßen und den ausgepreßten Saft zu trinken; wie ſie denn auch ſolchen äußerlich bey vergifteten Wunden und wider den Schlangenbiß gebrauchen. In dem erſten Theile der neueſten Schriften der Kayſerl. Naturforſchenden Geſellſchaft wird eine andere Wurzel, unter dem Namen, Cipo de Cameras erwähnet, welche auch gleiche Wirkung mit der Ipecacuanha haben, aber ſchwächer wirken ſoll. Iſt dieſe vielleicht von jener nicht unterſchieden?

Caaigora.

Eine Art von wildem Eber in Amerika, die auch unter dem Namen Pecari und Tajacu bekannt iſt. S. Pecari.

Caapeba. S. Pareira.

Caapſchnecke.

Unter den Porcellanſchnecken, welche man an der Afrikaniſchen Küſte findet, giebt es eine bräunlichtgelbe Art, welche mit verſchiedenen dunklern Strichen und Flecken, vornehmlich aber mit einem breiten, auf verſchiedene Art gekrümmten Streifen gezeichnet iſt. Weil nun dieſer Streif gleichſam ein Vorgebirge und Meerbuſen vorſtellet, ſo haben die Holländer dieſe Schneckenart Kaaphoorn, d. i. Caapſchnecke genannt. In dem Linnäiſchen Syſtem heißt ſie

Cypraea

Cypraea mappa, beym Rumpf aber Porcellana montoſa, und bey den Franzöſiſchen Schriftſtellern Carte geographique, womit auch die bey einigen deutſchen Naturforſchern übliche Benennung, Landcharten-Porcellanſchnecke, oder bergichte Porcellanſchnecke, übereinſtimmet. Dieſe Benennungen ſind alle daher entſtanden, weil die verſchiedenen Striche und Flecken auf ihrer Schale faſt eben ſo ausſehen, wie eine Landcharte, auf welcher bergichte Gegenden und Flüſſe verzeichnet ſind.

Cabbage.

Unter dieſem Namen hat ein Wundarzt in Jamaica, Herr Duguid, eine Rinde bekannt gemachet, welche von den Einwohnern daſelbſt als ein kräftiges und zuverläßiges Mittel wider die Spulwürmer in den Gedärmen gebrauchet würde. Sie kochen ſolche mit Waſſer und trinken dieſes. Die Rinde kömmt von einem noch nicht genau beſtimmten Palmbaume, welchen Sloane Voyage of Iamaica, Taf. 215. abgebildet. Man ſehe die Schriften der Edinburgiſchen Geſellſchaft, 2ter Theil, 264 S.

Cabbeliau.

Cabiliau, Bakkeliau, Kabeliau ꝛc. eine Art vom Stockfiſche, S. Pannugel, Callarias I. Klein. auch unſern Artikel, Bolch, S. 904. Von der Geſchichte und verſchiedenen Gattungen dieſes Fiſches handeln ausführlich Pontoppidan, Hiſtorie von Norwegen, Th. II. S. 242. und Zorgdrager Grönländ. Fiſcherey, vom Bakkeliau- und Stockfiſchfange, bey Terre neuf nach dem Denys; welchem noch die Nachrichten beyzufügen, die ſich in den Samml. aller Reiſen, Band XVII. S. 238. und B. XXI. S. 24. u. f. finden, davon folgendes vorzüglich anzumerken ſeyn möchte: der gemeinſte Fiſch, welcher den größten Reichthum der Isländer ausmachet, iſt der Kabeljau, oder der große Stockfiſch, welchen die Inſulaner Torſch nennen. Dieſes iſt ihre vornehmſte Kaufmannswaare. Es iſt eben derſelbe Fiſch, welchen die Franzoſen und Holländer auf den Isländiſchen Küſten vom März bis auf den Herbſtmonat fangen. So, wie man ihn fängt, ſchneidet man ihm den Kopf ab, wiſchet ihn rein ab, nimmt ihn aus, und leget ihn mit Steinſalze oder Liſſabonner Salze in Tonnen. Der auf ſolche Art zubereitete Stockfiſch iſt zart und weiß. Man muß erſtaunen, wenn man die ungeheure Menge Stockfiſch bedenket, die man jährlich auf der großen Bank, in Norden, u. ſ. w. fängt, daß die See nicht davon entvölkert werde. Doch ein gedultiger

Naturforſcher will ja in einem einzigen Fiſche, 9,344,000 Eyer gefunden haben.

Cabiai.

Ein Amerikaniſches vierfüßiges Thier, welches von den Reiſebeſchreibern und von den meiſten Naturforſchern, obgleich mit Unrecht, unter die Schweine gezählet wird, und auch die Namen Bomba, Cabionara, Capybara, Capiibava und Capivaro führet. Bey dem Herrn von Linné heißt es Sus Hydrochaeris, und im Deutſchen wird es von einigen Sumpfſchwein oder Waſſerſchwein, ſo wie im Franzöſiſchen Cochon d'eau genannt, weil es ſich gern in Sümpfen und im Waſſer aufzuhalten pfleget. Es gleichet nur in einigen Stücken dem Schweine, nämlich in Anſehung des Haares und der Bildung des Leibes; in den meiſten übrigen Theilen iſt es von ihm ganz unterſchieden. Der Kopf des Cabiai iſt, nach der Beſchreibung des Hrn. Daubenton, lang und an den Seiten platt; die Schnautze iſt weit dicker, als ſie breit iſt; die Unterlefze geht nicht ſo weit hervor, als die Naſe; die Oberlefze hat unter der Naſe einen Ausſchnitt und läßt die obern Schneidezähne bloß, wenn gleich der Mund nicht offen iſt; die Oeffnung des Mundes iſt überaus klein, die Naſe rund und dunkel aſchfarbig. Die beynahe runden Oeffnungen der Naſenlöcher ſtehen von einander ab; die Augen ſind ſchwarz und weit größer als Schweinsaugen; die Ohren kurz, gerade, kahl, und haben an der Spitze einen Ausſchnitt und eine gleiche Farbe, wie die Naſe. Der Hals iſt dick und ſehr kurz. Die Hauerzähne und der Schwanz fehlen dieſem Thiere. Die Beine ſind ebenfalls kurz. Die Vörderfüße haben vier, die Hinterfüße aber nur drey Zehen, welche etwas größer ſind, als die Zehen an den Vörderfüßen. Zwiſchen den Zehen befindet ſich eine kleine Schwimmhaut, faſt von eben der Art, wie man bey den Zehen der Hühner antrifft. Das Haar, welches den Schweinsborſten gleichet, aber etwas feiner iſt, hat auf dem Kopfe, auf dem Rücken und an der Außenſeite der Beine meiſtentheils eine ſchwärzliche, hingegen um die Augen, unten am Kopfe und am Leibe, wie auch an der inwendigen Seite der Beine eine lichtere Farbe, die ins Falbe fällt.

Der Cabiai wird niemals völlig ſo groß, wie ein Schwein. Wenn er ganz ausgewachſen iſt, hat er gemeiniglich nur die Größe eines jungen Schweines von anderthalb Jahren. Seine Stimme hat mehr Aehnlichkeit mit dem Geſchrey eines Eſels, als mit dem Grunzen eines Schweins. Er hält ſich gemeiniglich nahe beym

Waſſer auf, worinnen er, wie ein Fiſchotter ſchwimmen kann. Seine vornehmſte Nahrung beſteht in Fiſchen, die er mit den Klauen und dem Rachen zugleich erhaſchet; doch frißt er auch Getraide, Zuckerrohr, Obſt und andere Gewächſe: denn wegen der ſpitzigen Klauen, womit ſeine Füße verſehen ſind, wird es ihm ſehr leicht, auf die Bäume zu klettern. Er ſitzt gemeiniglich auf dem Hintern, wie ein Affe, iſt übrigens von ſanftem Naturell und beſchädiget niemals andere Thiere. Er läßt ſich auch zahm machen und faſt auf eben die Art, wie ein Hund, abrichten. Das Fleiſch iſt fett und zart, hat aber, wie das Fleiſch vom Fiſchotter, einen übeln Fiſchgeſchmack. Bloß der Kopf wird für eine wohlſchmeckende Speiſe gehalten.

Caboſch.

Unter den Fiſchen, welche dem großen Strome in Siam eigen ſind, iſt der von den Europäern alſo genannte Caboſch, der bekannteſte; er iſt anderthalb Schuh lang, und zehn bis zwölf Zoll dicke. Sein Kopf iſt etwas flach und beynahe viereckicht. Es giebt zweyerley Gattungen, eine aſchgraue und eine ſchwarze, welche die beſte iſt; er wird auch von den benachbarten Völkern ſehr geſuchet, alſo, daß man ſtarken Handel damit treibt. Selbſt die Holländer führen ihn in großer Menge nach Batavia und eſſen ihn, wie Gervoiſe vorgiebt, ſtatt der Weſtphäliſchen Schinken. Die Fiſche in beſagtem Strome ſehen den unſrigen überhaupt wenig gleich, ſchmecken auch viel beſſer. S. Samml. aller Reiſen, B. X. S. 316.

Cabridi.

Cabridi, auch Cabridos, ſollen zu Teneriffa beſſer ſeyn, als unſere Forellen. Spret, Hiſt. der K. Soc. S. 207. u. Samml. aller Reiſen, II. 18.

Cabritta.

S. Beſenpflanze.

Cabueriba.

S. Balſam.

Cabuja.

Eine Art Hanf, der in der Provinz Panama in Weſtindien aus einer Pflanze bereitet wird, welche den Blättern nach der Iris gleich kommen ſoll. Die Blätter werden geröſtet, und wenn ſie trocken geworden, mit hölzernen Schlägeln ſo lange geſchlagen, bis nichts mehr, als der Faden, übrig bleibt. Dieſe Fäden ſpinnen die Indianer, und machen daraus vortreffliches Garn, Stricke und Matten, welche häufig nach England und Holland gebracht werden. Dieſes Geſpinnſte ſoll ſo feſte ſeyn, daß man

man ſolches ſtatt einer Säge, das Eiſen damit von einander zu ſägen, gebrauchen könne, wenn man es auf einen Bogen ſpannet, und auf das Eiſen ein wenig feinen Sand ſtreuet.

Cacaboga.

Unter dieſem Namen wird von einigen Schriftſtellern eine Braſilianiſche Schlange angeführet, welche ſowohl im Waſſer als auch auf dem trockenen Lande leben, einen dunkelrothen Körper haben, und nicht viel über eine halbe Elle lang ſeyn ſoll. Sie gehöret nicht unter die ſchädlichen Schlangen; denn ſie beißt zwar, wenn ſie zornig gemachet wird, allein ihr Biß iſt nicht im geringſten gefährlich. Sie wird aber demohngeachtet ſehr ungern geſehen, weil ſie den Hühnern, die ihre liebſte Speiſe ſind, nachzuſtellen pfleget.

Cacaobaum.

Theobroma Linn. Unter dieſem Geſchlechte hat Hr. v. Linné zwo Arten angeführet, von welchen die bekannteſte iſt

1) Der wahre Cacaobaum, Chocolatenuß, Theobroma Cacao Linn. Dieſer Baum hat einen aufrechtſtehenden, etwan dreyzehn bis vierzehn Fuß hohen, und in Aeſte getheilten Stamm, deſſen Rinde mit Ritzen und Erhebungen ungleich gemachet wird. Die glatten, vollkommen ganzen, eyförmigen Blätter ſtehn mit ihren Stielen einander wechſelweiſe gegen über, und ſind den Citronenblättern ziemlich ähnlich. Die Blumen, welche ſowohl auf den Aeſten, als an dem Stamme hängen, und deren verſchiedene bey einander ſitzen, ruhen auf einem zarten, haarigen Stiele, und haben folgende Beſchaffenheit: Der Kelch beſteht aus fünf, oder nach des Hrn. v. Linné Beſchreibung, aus drey ſchmalen, ſpitzigen, äußerlich blaßen, innerlich röthlichen Blättern; die fünf blaßgelben, herzförmigen, oder an der Spitze getheilten, an dem untern Ende vertieften, und mit kleinen rothen Erhebungen beſetzten, kleinern Blumenblätter ſtehen in einem Kreiſe, und umgeben eine beſondere Röhre, welche fünf- oder mehrmal eingeſchnitten iſt, und vom Hrn. von Linné ein Honigbehältniß genannt wird. An dieſer ſitzen die fünf unterwärts gekrümmten Staubfäden, deren jeder in der Spitze in fünf andere kürzere Fäden abgetheilet wird, dergeſtalt, daß auf jedem größern Staubfaden fünf Staubbeutel ruhen. Der Stempel trägt einen einfachen Griffel. Die Frucht iſt länglicht, ſpitzig, mit zehn erhabenen Furchen, und vielen Warzen beſetzet, anfangs grünlicht weiß, hernach gelbe, und endlich hellroth, ſie enthält fünf Reihen von

von länglicht runden, ungleichen, bräunlichen Saamen, welche unter der dünnen zerbrechlichen Schale einen dichten, trocknen, fettigen Kern enthalten, den man in viele, verſchiedentlich geſtalltete, vorher genau mit einander vereinigte Stückchen zerbrechen kann. Die Frucht iſt zuweilen verſchieden und Hernandez erwähnet vier Sorten, welche aber nur in Anſehung des Vaterlandes und der Größe nach von einander unterſchieden ſind. Es giebt wirklich nur eine Art vom Cacaobaume, aber der, auf der Caraibiſchen Küſte, iſt der Beſte; man kennet ihn an ſeinen kleinen Flimmern, womit die Rinde, wie beſprenget iſt; der Kern der Frucht iſt auch größer, und ſein Geſchmack ſüßer, und läßt beym Kauen ſehr wenig Mark zurücke. Der Cacao Barbiche kömmt von den großen Antilliſchen Inſeln, und iſt dem Caraibiſchen am nächſten, oft aber wurmſtichig; der ſchlechteſte iſt der von Cayenne und Martinico, er hat weniger fette und balſamiſche Theile, er iſt auch von Geſchmacke bitterer. Nach Hrn. Jacquins Berichte ſoll man in Martinique zwo Sorten finden, eine mit gefurchter, warziger und langer Frucht, und eine mit glatter und kurzer Frucht, die letzte ſoll aus Cayenne abſtammen. Ob die weiße Art des Cacao, welche Dampier beſchrieben, und unter der dünnen Schale einen weißen mehlichten Kern enthält, auch von den Spaniern, um die Chocolate recht ſchäumend zu machen, gebrauchet werden ſoll, eine verſchiedene Art ſey, iſt nicht ausgemachet. Man wähle diejenigen Saamen, welche friſch, ganz, fett, und einen gelinden bitterlichen Geſchmack haben. Der Baum wächſt in dem mittägigen Amerika, auf den Antilliſchen Inſeln und in Gujane giebt es ganze Wälder davon, woſelbſt die Früchte denen Affen zur Nahrung dienen. Es ſoll dieſer Baum des Jahres zweymal Früchte tragen, oder vielmehr, man findet Blüthe und Frucht zugleich an demſelben. Die Spanier und Portugieſen haben den Nutzen der Cacaobohnen vielleicht zuerſt eingeſehen; ohngefähr 1649 wurden ſelbige andern Völkern bekannt, doch erſt 1680 ein Gegenſtand der Handlung, und faſt allgemein eingeführet. Jacquin berichtet, wie im Jahre 1727 in Martinique alle Cacaobäume eingegangen, hierauf ein einziges kleines Bäumchen aus dem Pariſer Garten dahin gebracht worden, welches ſich ſo vermehret hat, daß bis 1756 aus dieſer Inſel allein 18000000 Pfund verſchiffet worden.

Die Saamen oder Cacaobohnen haben eine nahrhafte und lindernde Kraft. Man pfleget ſolche von ihrer Schale zu reinigen,

gelinde zu röſten, mit einer polirten eiſernen Kugel auf einem ausgehöhlten, mäßig erwärmten Steine zu reiben, und in ein Muß zu verwandeln, nachher mit Zucker, Gewürze, und ſonderlich Vanylie zu vermiſchen, und daraus die bekannte Chocolade zu verfertigen. Die Amerikaner ſind die Erfinder von dieſem Getränke, von welchen es die Spanier erlernet, und von dieſen iſt ſelbiges in Europa bekannt gemachet worden. Es mag dieſe mit oder ohne Gewürze bereitet werden, ſo ſind doch die Cacaobohnen als der Hauptbeſtandtheil anzuſehen, und der Chocolade ſtärkende und ernährende Kraft kömmt einzig und allein von dieſen, der übrige Zuſatz verändert nur den Geſchmack und Geruch, und verurſachet, daß ſolche zuweilen mehr ſchädlich, als nützlich wird; indem ſie dadurch eine erhitzende Eigenſchaft erhält, und daher bey ausgemergelten Körpern, denen ſie ſonſt zuträglich iſt, nicht füglich kann gebrauchet werden. Man empfiehlet ſolche auch den hypochondriſchen Körpern, und der Cardinal Richelieu ſoll dadurch von dieſer Krankheit befreyet worden ſeyn, nachdem alle andere Mittel vergeblich gebrauchet worden. Der Indianer Chocolade beſteht aus geröſteten Cacaobohnen zwey Pfund, Zucker in Roſenwaſſer aufgelößet, und geſtoßenen Maiskernen von jedem ein halb Pfund. In Spanien pfleget man nur den Cacaoteig mit etwas Zimmet zu vermiſchen, und obgleich zu dieſer Chocolade keine Vanylie kömmt, ſoll ſie doch im Geſchmacke vortrefflich ſeyn. In den Inſeln machet man von dem Cacao, wenn er erſt halbzeitig iſt, mit Ambra und andern wohlriechenden Sachen und Zucker Confituren; dieſe heißen Cacaoconfect, werden auswärts verführet, und hochgehalten. Die Cacaobohnen geben ein fettes und ſüßes Oel, welches wie Mandelöl ſchmecket, und durch das Auspreſſen erhalten und nachdem es kalt geworden, gleichſam in eine Art Seife verwandelt wird. Man kann auch die Bohnen auf einem heißen Steine reiben, und mit Waſſer verdünnen. Wenn dieſe Maſſe wie ein Brey geworden, giebt ſie viele Fettigkeit, welche ſich oben auffſetzet, und wie Unſchlitt ſich darſtellet. Man pfleget ſolches Cacaobutter zu nennen. Einige bedienen ſich derſelben innerlich bey dem Huſten, gemeiniglich aber brauchet man ſolche äußerlich, die Fehler der Haut zu verbeſſern, die Narben, ſonderlich nach den Blattern, zu vertilgen, Flechten, Mähler und andere dergleichen Zufälle damit zu heilen, den Muſceln ihre natürliche Bewegung wieder zu geben, und die Schmerzen der Glieder

zu ſtillen. Mit Bleyweiß vermiſchet kann ſelbige bey der blinden güldenen Ader nützlich ſeyn. Eiſen und Stahl verwahret ſie vor dem Roſt. Nach Jacquins Berichte, iſt auch das weiche Fleiſch der Frucht eßbar, und von einem nicht unangenehmen ſäuerlichen Geſchmacke. Die daſigen Einwohner aber halten ſolches für ungeſund und glauben, daß es leicht Fieber verurſache.

In den Gärten Deutſchlands wird man ſelten Cacaobäume antreffen. Die Saamen, welche man erhält, haben bereits die, zum auswachſen nöthige, Kraft verloren, daher muß man ſuchen junge Bäumchen zu erhalten, und dieſe, da ſie bey uns die freye Luft gar nicht vertragen, beſtändig in einem warmen Gewächs- oder Lohglashauſe erhalten; und ſorgfältig warten.

Die andere Art dieſes Geſchlechts, welche unter dem Namen Guazuma bekannt worden, und in Jamaika wächſt, unterſcheidet ſich von der vorigen durch die eingekerbten Blätter, und durch die runde, über und über mit Warzen beſetzte, fünffächerichte, und mit einer durchlöcherten Schale bedeckten Frucht. Einiger Nutzen iſt von dieſer Art nicht bekannt.

Cacaopflaume.

S. Icaco.

Cachelot oder Potfiſch.

S. Wallfiſch, Balaena dentata 2. Klein.

Cachicame.

Ein Amerikaniſches vierfüßiges Thier aus dem Geſchlechte der Armadille oder Panzerthiere, welches auch unter dem Namen des Tatu mit neun Reifen und Atuco, Daſypus nouemcinctus L. bey den Schriftſtellern vorkömmt und bereits oben unter dem Artikel Armadill S. 385. beſchrieben worden iſt.

Cacholong.

Cacholonius, iſt ein Stein, der zu den Kieſelarten gehöret. Wallerius Mineral. S. 110. u. f. ſaget, daß derſelbe ein weißes oder opalgefärbtes Anſehen habe, im Bruche etwas ungleich und eckicht, und einem Quarz nicht ungleich ſey, und zäh und hart befunden werde, doch aber ſich drehen und poliren laſſe, und eine angenehme Politur annehme, im Feuer ganz undurchſichtig und uneben, wie ein gebrannter Knochen werde, und zuweilen in Glas gehe. Der Cacholong ſoll, wie eben derſelbe anzeiget, in der Kalmuckey an einem Strome, ſo Cach heißt, gefunden werden, und weil die Kalmucken alle Steine Cholong heiſſen ſollen, daher den Namen Cacholong erhalten haben. Cron-

ſtedt Mineral. S. 62. ſaget von dieſem Steine, daß er durch einen Schwediſchen Officier, Namens Renat, bekannt geworden. Die Kalmucken ſollen daraus ihre Götzenbilder und allerley Hausgeräthe ſchleifen, und ſich beym Schleifen des Schmirgels bedienen.

Cachoreten.

Gemelli Caveri berichtet in ſeinen irrenden Reiſen, nach den Maridanen, daß in zween Tagen, die von den Spaniern Cachoretes benannten Fiſche in ſo großer Menge gefangen worden, daß den Matroſen dafür geeckelt habe. S. A. R. B. XII. S. 528.

Cachou.

S. Arecapalme.

Cackerlacken.

S. Kackerlacken.

Cadogapala.

S. Coneſſirinde.

Cäcilia.

S. Röhrhalzſchnautz, Solerostomus 2. Klein.

Caffeebaum.

S. Coffeebaum.

Caffeebohne.

S. Coffeebohne.

Cagui.

Ein Braſilianiſcher langgeſchwänzter Affe von der Gattung der Sagoinen, der einen mit ſehr langen Haaren beſetzten Schwanz hat und daher gemeiniglich der Affe mit dem Fuchsſchwanze genannt wird. S. Saki

Caibo.

Caibo oder Keta, der weit ſchöner als der Nineka iſt, zeiget ſich in den erſten Tagen des Heumonaths in allen Flüſſen. Im Herbſte fängt man ihn bey den Quellen in tiefen Hölen, wo die Waſſer ruhig ſind. Man ſaget, ſeine Zähne ſollen den Hundeszähnen gleichen; ſeine Zunge hat drey Spitzen; ſein Fleiſch iſt weiß und ſeine Haut ohne Flecken. Er gehöret im Kamtſchatka, unter die Fiſche, die zugleich im Meere und den ſüßen Waſſern leben. Die meiſten von dieſen Fiſchen, werden bald Weiß-, bald Rothfiſche genannt. Sie ſind Silberfarben, wenn ſie aus dem Meere kommen, und werden in den Flüſſen roth. Man hat ſich deshalben oft mit ihnen geirret, und dieſer Veränderung halber einerley Fiſche zu verſchiedenen Gattungen gemachet. S. unſern Artikel Belaja Niba, S. 657. und Samml. a. R. B. XX. S. 280.

Cajeputöl.

S. Cardamome.

Caiman.

S. Krokodil.

Cainito.

Cainito.
S. Sternapfel.

Calababaum.

Calophyllum Linn. Die Blätter der zwo Arten dieſes Geſchlechtes ſind ungetheilet, und zu jeder Seite der Ribbe, die ſie in zwey gleiche Blättchen dem Anſehen nach theilet, gehen einfache Ribben, wie an den Schreibfedern die Bärte, heraus, welches ſelbigen eine ſchöne Geſtalt giebt, und zu dem Geſchlechtsnamen Gelegenheit gegeben. Daher hat auch Dietrich dieſes Geſchlecht Schönblatt genannt. Die Blume hat keinen Kelch, ſondern nur vier rundliche, ausgehöhlte, ausgebreitete Blumenblätter, davon die zwey äußerlich geſtellten kleiner ſind. Zehn oder mehrere kurze Staubfäden umgeben den rundlichen Fruchtkeim, auf welchem der köpfige Staubweg ohne Griffel ſitzt. Die ſaftige Frucht enthält eine große, runde, zugeſpitzte Nuß. Hr. Jacquin hat auch männliche Blumen wahrgenommen. Die Arten ſind:

1) der großblätterichte Calababaum, Calophyllum inophyllum, L. wächſt in Oſtindien an dem Meerufer. Iſt ein ſehr hoher Baum, und ſoll die Höhe von neunzig, und die Dicke von zwölf Fuß erreichen, mit vielen Aeſten, deren Rinde, wenn ſie geritzet wird, einen weißlichten Saft von ſich giebt; der Stamm aber, deſſen weißes Holz mit einer dicken, ſchwammichten, äußerlich ſchwärzlichten, innerlich röthlichten Rinde bedecket iſt, giebt nach dem Ritzen, einen dicken, zähen, gelblichten Saft, welcher durch die Sonnenhitze in ein Harz verwandelt wird. Die Blätter ſtehen an den Aeſten auf kurzen Stielen einander gegen über, ſind den Blättern von der Seeblume ganz ähnlich, dicke, glatt, glänzend, oberwärts dunkel, unterwärts hellgrün, eyförmig, einer Spannen lang und anſehnlich breit, mit ſeitwärts gezogenen, von einander abwärts ſtehenden, Streifen gezieret. Die Blumen erſcheinen an dem Ende der Aeſte büſchelweiſe, riechen angenehm, und haben außer den vier weißen Blumenblättern auch vier alſo gefärbte Kelchblätter. Die Frucht iſt anfangs grün, und wird hernach bräunlicht; das fleiſchichte Weſen derſelben hat einen ſäuerlichbitterlichen Geſchmack, wie denn auch der Kern von der Nuß anfangs zwar ſüßlich, hernach aber ſehr bitter ſchmecket, und wenn man ihn zerſchneidet, gleichfalls ein gelblichtes Harz fließen läßt. Die Indianiſchen Frauensperſonen zieren mit den wohlriechenden Blumen ihre Haare, und legen ſie bey die Kleider, um ſelbigen einen angenehmen Geruch zu geben. Aus dem Kerne preſſen die Indianer

ein Oel, welches ſie zu den Lampen, auch wider die Unreinigkeit der Haut und die Krätze gebrauchen. Der Trank von der Rinde vertreibt das Blutharnen; die Blätter mit Waſſer zerrieben, färben daſſelbe blau, und dieſes Waſſer vertreibt die Hitze aus den entzündeten Augen, wenn man ſolche damit auswäſcht. Das harzige Weſen von der Rinde und dem Kerne erreget Erbrechen und Stuhlgang mit vieler Heftigkeit.

2) Der kleinblätterichte Calabaum, Indianiſcher Maſtixbaum, Calophyllum Calaba Linn. Dieſer wächſt in beyden Indien, und iſt dem vorigen ziemlich ähnlich. Das Holz iſt röthlich und die Rinde ſchwarz. Aus der zerſchnittenen Wurzel quillt ein gelber harziger Saft. Die Blätter ſind nicht, als nur der Größe nach, verſchieden, und vielmal kleiner, als bey der erſten Art, auch etwas ſtumpfer. Die Blumen haben keinen Kelch. Die Frucht iſt der Corneliuskirſche ähnlich, länglichtrund, roth, ebenfalls vom Geſchmacke bitterlich. Wie Miller meldet, fließt aus dem Stamme und den Aeſten ein klares Gummi, welches dem Maſtix gleicht.

Beyde Arten ſind in den Gärten Deutſchlands noch nicht anzutreffen; ſie müſſen ohngefähr wie der Coffeebaum gewartet werden.

Calabas.

S. Kürbis.

Calabaſſenbaum.

Calabaſſenbaum, auch Kürbsbaum, Cujete, lateiniſch von Peter a Creſcentiis, einem Italiener, welcher im dreyzehnten Jahrhunderte vom Ackerbaue und Anbaue einiger Pflanzen ziemlich ſchlecht geſchrieben, Creſcentia genannt. Der kleine abfallende Kelch iſt in zween rundliche Einſchnitte getheilet, und die krumme Röhre des Blumenblattes mit fünf ungleichen Lappen geendiget; inwendig erſcheinen zween kurze und zween längere Staubfäden, und der geſtielte Fruchtkeim mit dem Griffel, deſſen Staubweg ein Köpfchen abbildet. Die Frucht enthält unter der harten Schale ein fleiſchichtes Weſen, und viele herzförmige, zweyfächerichte Saamen. Hr. Miller hat zwo Arten beſtimmet, welche auch zuletzt Herr von Linné angenommen.

1) Der ſchmalblätterichte Calabaſſenbaum, Creſcentia Cujate L. wächſt in Braſilien und Virginien bis dreyßig Schuh hoch, hat am Stamme eine weißliche Rinde, treibt oberwärts viele lange, einfache, ausgebreitete Aeſte, lange, hellgrüne, geſtielte, an beyden Enden ſpitzige Blätter, grünlichtgelbe, braungeſtreifte und gefleckte Blumen, welche trauben-

weiſe bey einander ſtehen. Die Größe der Frucht iſt ſehr verſchieden, manchmal nur einen Zoll, ein andermal einen Fuß lang. Unter der äußerlichen, dünnen, grünlichtgelben Haut, liegt eine harte, hölzerne Schale, und dieſe dienet den Amerikanern zu mancherley Gebrauche. Sie machen daraus Trink- und andere Geſchirre, in welchen, wie Jacquin berichtet, man ſicher Waſſer ſieden kann. Das innerliche Mark ſollen die Jäger auf den Antilliſchen Inſeln, den Durſt zu löſchen, gebrauchen.

2) Der buntblätterichte Calabaſſenbaum, Creſcentia cucurbitina Linn. wächſt in Campeche. Die Blätter ſind dunkler, länglicht eyförmig, die Blumen auch kleiner und dunkler, und die Frucht hat eine dünne zerbrechliche Schale; ſonſt iſt der Baum der erſten Art ganz ähnlich, und vom Herrn von Linné auch ehedem nur als eine Spielart betrachtet worden. Der ſogenannte Calabaſſenkürbis gehöret nicht hieher, ſondern iſt eine wirkliche Art Kürbſe.

Calambacholz.

S. Aloeholz und Calambour.

Calambour.

Ein grünlicht wohlriechendes Holz, welches von einigen mit dem Calambacholze fälſchlich verwechſelt wird. Es wird in langen dicken Scheiten aus Indien gebracht, und von den Tiſchlern und Drechslern zu verſchiedener Arbeit gebrauchet. Die Bader bedienen ſich deſſen um dem Badwaſſer einen angenehmen Geruch zu geben; in der Arzneykunſt wird es nicht gebrauchet, ob es gleich ein kräftiges Oel und flüchtiges Salz enthalten ſoll. Der Baum, von welchem es kömmt, iſt nicht bekannt.

Calappi.

S. Cocosbaum.

Calcinirung.

Calcination, Calcinatio; iſt nach dem allgemeinen Begriffe diejenige Operation, wodurch feſte Körper ohne mechaniſche Inſtrumente durch bloße phyſikaliſche Mittel zerreiblich, oder in ein Pulver verwandelt werden. Unter der eigentlichen Calcination verſteht man, wenn feſte Körper durch das Feuer zerreiblich und ihrer bindenden Materien beraubt werden. Verlieren ſie ſolche ganz, ſo iſt die Calcination vollkommen; verlieren ſie aber dieſelbe nicht völlig, ſo iſt ſie unvollkommen zu nennen. Der nächſte Zweck der Calcination beſteht alſo darinne, daß die Körper zerreiblich und von der bindenden Materie befreyet werden; indem aber dieſes erfolget, ſo geſchieht es oft, daß die Körper neue und von den erſtern ganz verſchiedene Eigenſchaften

ten erhalten. Werden die Körper durch das bloße Feuer zerreiblich, ſo wird dieſe Operation die Calcination auf dem trocknen Wege genannt. Geſchieht aber dieſe Wirkung vermittelſt feuchter oder naſſer Auflöſungsmittel oder nur feuchter Dämpfe, ſo heißt die Operation die Calcination auf dem naſſen oder feuchten Wege. Zur Calcination auf dem trocknen Wege rechnet man; 1) die eigentliche Calcination, da vermittelſt des Feuers und der zutretenden freyen Luft, ohne Beyhülfe eines andern phyſikaliſchen Mittels, die Körper ihrer bindenden Materie beraubet und zerreiblich werden; 2) die Reverberation, Reuerberatio, welche auf eben dieſe Weiſe geſchieht, nur mit dem Unterſchied, daß die Flamme über die Körper hinſtreichet; 3) das Röſten, Vſtulatio, welches von der eigentlichen Calcination darinne unterſchieden iſt, daß die Körper zwar zerreiblich und von den fremden Theilen befreyet, aber nicht des reinen brennbaren Weſens beraubet worden; 4) das Dörren, Toſtio, welches darinne beſteht, daß zähe Körper vermittelſt eines gelinden Feuers vieler wäßrichten Theile beraubet werden, dergeſtalt, daß ſie trockner und zerreiblich ausfallen. Indem aber dieſes geſchieht, ſo werden auch oft die brennbaren Theile aus ihrer Verbindung mit andern geſetzet, und von dem Innern nach der äußern Fläche zu getrieben, dergeſtalt, daß die Körper deſto zerreiblicher werden, jemehr die brennbaren Theile verändert nach der äußern Fläche zugetrieben werden. Eine Art des Dörrens iſt das Verkohlen des Holzes, bey welchem nicht allein alle wäßrichten Theile geſchieden, ſondern auch die brennbaren ölichten Theile ſo verändert werden, daß nichts, als das brennbare Weſen vermittelſt des fetten Sauren mit den erdichten Theilen verbunden übrig bleibt; 5) Das Verbrennen der Körper und das mit ſelbigem unmittelbar verbundene Einäſchern derſelben, Combuſtio et Incineratio. Es geſchieht ſolches, wenn feſte Körper, welche dem Feuer ausgeſetzet werden, ſich mit einer lichten Flamme entzünden, und dadurch in ein lockeres Pulver oder Aſche verwandelt werden; 6) das Decrepitiren oder Brennen des Kochſalzes, Decrepitatio, welches nur bey dem Kochſalz ſtatt findet, indem daſſelbe, wenn es dem Feuer ausgeſetzet worden, einen geringen platzenden Schall oder Kniſtern hören läßt, und von dem bey ſich habenden Waſſer befreyet und trockner wird; 7) das Verpuffen, Detonatio, welches darinne beſteht, daß brennbare Körper, vermittelſt des Salpeters, im Feuer ſich mit einem mehr oder weniger heftigen Knall entzünden

und zerreiblich werden. Von dieſen beſondern Arten der Calcination ſoll jede an ihrem Orte beſonders betrachtet werden.

Die Calcination hat einen groſſen und weitläuftigen Nutzen. Wenn man nur z. E. das Kalchbrennen betrachtet, als wovon dieſe Operation den Namen bekommen hat, ſo kann dieſelbe wegen des Nutzens, den der Kalch im gemeinen Leben hat, mehr als zu nützlich genannt werden. Dieſes iſt aber nicht der einzige Nutzen: das Röſten der Erze und Mineralien, die Bereitung einiger Salze durch das Calciniren, das Calciniren der Metalle, der Erden und Steine zu mancherley Gebrauch in der Oekonomie und verſchiedenen Künſten machet dieſe Operation überaus wichtig und nützlich, ſo daß ſie die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher und Chymiſten verdienet, und die Bemühungen derſelben auf eine nützliche und weitläuftige Art beſchäfftiget, indem ſie dadurch mit mancherley Eigenſchaften der Körper bekannt, und oft zu einer genauen Kenntniß der Naturen der Körper geführet werden.

Calea.

Calea Linn. wird von Hr. Planern Strebarſch genannt. Die Blume iſt aus vielen trichterförmigen, fünffach eingekerbten Zwitterblümchen zuſammengeſetzet, und der gemeinſchaftliche Kelch aus länglichten, locker über einander liegenden Schuppen gebauet; die fünf Staubbeutel ſind walzenförmig verwachſen, und der Griffel zeiget zween auswärts gebogene Staubwege. Die Spelzen des Blumenbettes ragen über den Kelch und die Blümchen ſelbſt hervor, und die länglichten Saamen ſind mit einer Haarkrone beſetzet. Die Arten wachſen in Jamaika, ſind aber in hieſigen Gärten noch nicht bekannt.

Calebaſſier.

S. Affenbrod.

Calecuter.

Calekutiſches Huhn, Meleagris vulgaris, iſt die bekannte Art der Indianiſchen Hühner, und gehöret unter das eigentliche Hühnergeſchlecht, (gallinaceus) von welchem der Calekuter eine beſondere Zunft ausmachet. Das mehrere wird ſich unten beym Worte Kalekutiſches Huhn, Kalekuter, finden.

Calendelblume.

S. Ringelblume.

Calfonium.

S. Fichte.

Calinichen.

S. Schwelgenbaum.

Callinkenbeer.
S. Schwelgenbaum.

Callmar.

Callmar, ſonſt auch Dintenfiſch und langer Blackfiſch, weil er demſelben und dem Meervielfuße ſehr gleicht; wird vorzüglich an den Portugieſiſchen Küſten angetroffen. Nach dem Chomel und Bomare heißt er Calmar, Calemare und Tante. Letzterer beſchreibt ihn ausführlich. Nach dem Linné gehöret er unter die Sepias und Laligines. S. unſern Artikel Ancornet, S. 300. doch ſoll er länger und runder ſeyn, ſich in eine Spitze endigen und weicher Fleiſch haben, ſich mit ſeinen Floßfedern über das Waſſer erheben, und an den Küſten herum flattern, ſo lange bis dieſe Floßen trocken werden; weswegen er auch den fliegenden Fiſchen beygeſellet wird.

Calms.

Calms oder Clam iſt eine Art von Auſtern, welche ſich an die Felſen ſo feſt anhängt, daß man ſie unmöglich davon loßreißen kann; daher man ſie denn auch zur Zeit der Ebbe, an eben dem Orte, wo man ſie findet, aufmachet, und das Fleiſch heraus nimmt, welches ſehr dick, fett und von gutem Geſchmacke iſt. Dampier hat dergleichen nur in den Königl. Inſeln an der Spitze Garrachine, zu Pina, und an der Mexikaniſchen Küſte auf 23 Grad Norderbreite geſehen. S. A. R. Band XII. S. 373.

Calmus.

Kalmus, Ackerwurzel, Ackermann, Zehrwurzel, Calamus aromaticus, Acorus Linn. Dieſes Schilfgewächſe machet ein eigenes Geſchlecht aus. Die lange, ſchiefe, rundlicht platte Wurzel, welche von den abgeſtorbenen Blättern äußerlich gleichſam Gliederweiſe abgetheilet, fäßericht und grauröthlich, innwendig aber weiß und ſchwammicht, vom ſcharfen Geſchmacke und gewürzhaften Geruche iſt, treibt viele, unterwärts dicht an einander liegende, eine bis anderthalb Ellen lange, ſchmale, völlig ganze, durch den mittlern Nerven ungleich abgetheilte, und nach dem Ende mehr ſpitzige, glatte Blätter. Auf einem von dieſen Blättern, welches dicker als die übrigen iſt, ſteht ſeitwärts eine Kolbe oder Aehre, ſo überall mit dicht an einander liegenden Blümchen bedecket iſt. Sechs ausgehöhlte, ſtumpfe, gleichſam abgeſtutzte Blättchen machen die Blumendecke aus, welche einige für den Kelch, andere für Blumenblätter halten; mit den ſechs dicken, etwas längern Staubfäden ſind ſo viel ſtarke, und gleichſam gedoppelte Staubbeutel

beutel genau vereiniget. Auf dem Fruchtkeime ſitzt kein Griffel, ſondern man ſieht nur einen vorragenden Punct, welcher den Staubweg ausmachet. Das kurze, dreyeckichte und dreyfächerichte, trockene Saamenbehältniß enthält viele länglichte Saamen. Es wächſt die Pflanze bey uns überall in ſumpfichten Waſſergräben, ſie blühet im Brachmonate und erhält ſich in der Wurzel. Man hat auch den Aſiatiſchen Calmus, welcher dem gemeinen in allen gleich kömmt, und ſich nur durch die dünnere Wurzel unterſcheiden läßt. Letztern pfleget man auch den wahren Calmus zu nennen, indem die ältern Aerzte vermuthlich ſich deſſelben bedienet; der inländiſche aber beſitzt alle diejenigen Tugenden, welche von jenem ſind angemerket worden. Der falſche Calmus, Pſeudo Acorus, wird bey der Iris vorkommen. Die Calmuswurzel könnte man das deutſche Gewürze nennen; Geruch und Geſchmack zeigen davon. Sie hat eine ſcharfe, erhitzende und ſtärkende Eigenſchaft, und wird ſowohl in Pulver von zehn bis zwölf Granen, als auch in Weintränken zu zwey Quentchen, den Magen zu ſtärken, die Blähungen abzuführen, den Schleim zu zertheilen, das Blut in Bewegung zu ſetzen, und den Ausfluß der Feuchtigkeiten durch die Nieren und Haut zu befördern, gebrauchet, und billig angerühmet. Die Tartarn pflegen, nach Cluſii Berichte, dieſe Wurzel beſtändig bey ſich zu tragen, und nicht eher Waſſer zu trinken, bis ſie zuvor in ſelbiges dergleichen Wurzel geleget haben; daher empfiehlt S. Pauli dieſe Gewohnheit den Soldaten, wenn ſie ſchlechtes und verdorbenes Waſſer trinken müſſen, und glaubet, ſie würden dadurch wider die rothe Ruhr und andere anſteckende Krankheiten geſichert ſeyn. Die mit Zucker überzogene Wurzel iſt der Zunge und dem Magen angenehm, man rühmet ſie auch wider die Catarrhe, und die Türken eſſen ſie des Morgens wider die anſteckende und verdorbene Luft.

Man findet auch eine Art Calmuswurzel unter dem Namen Sanley bey einigen Schriftſtellern angeführet, welche in China um die Stadt Canton wächſt; vermuthlich aber von der vorigen nicht unterſchieden, oder der wahre Calmus ſelbſt iſt. Die Chineſer pflegen die friſche Wurzel in Scheibchen zu zerſchneiden, zu trocknen, und, damit ihre Kraft nicht geſchwächet werde, in bleyernen Büchſen aufzubewahren. Sie wird daſelbſt in großem Werthe gehalten, und das Pulver davon von 20 bis 40 Granen bey hitzigen Fiebern und allen anſteckenden Krankheiten eingenommen. Man bedienet ſich auch dieſes Pulvers äußerlich wider den Biß der

giftigen Thiere, vermiſchet ſolches mit Waſſer, und leget es auf die Wunden. Man leſe die Ephemerid. Nat. Curioſor. Vol. IV.

Unter dem lateiniſchen Namen, Calamus aromaticus verus, wird auch zuweilen eine ganz andere Pflanze verſtanden, und dieſe im deutſchen das aromatiſche Rohr genannt. Es iſt ſolche aber zur Zeit nicht genau bekannt. Es ſoll diejenige ſeyn, welche bey dem Dioſcorides vorkömmt, und vom Alpin in den Exoticis Caſſabeldarrira genannt worden. Der Stängel iſt, wie das Rohr, ausgehöhlt, dünne, etwa von der Dicke einer Schreibfeder, auswendig gelblicht, inwendig weiß, vom Geſchmacke ſcharf und angenehm bitter, und von gutem Geruche. Da es in unſern Apotheken nicht zu haben, wollen wir auch davon weiter nichts erwähnen. Man leſe Geoffroi Mat. Med. II. Theil 384 S.

Calville.

S. Apfel.

Camaripugvacu.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs deſſen Zeichnung mit der Beſchreibung nicht allerdings übereinſtimmet. Er ſoll einen geraden Rücken und etwas vorragenden Bauch haben, da doch der Rücken bogichter und der Bauch mehr gerade erſcheint; er iſt in der That, wie nach dem Anfühlen, fett; der Kopf vorwärts zugeſpitzet; das Maul weit, ohne Zähne; und kann er das Maul rundlich aufthun, ſo daß er zwo geballte Menſchenhände auf einmal, auch wohl einen Menſchenkopf, faſſen und annehmen könnte; und zwar nur mit dem beweglichen Oberkiefer bey dem unbeweglichen Unterkiefer, der doch länger als jener iſt, folglich das Maul von oben her geſchloſſen zeiget. Die Zunge iſt kegelförmig und dick; die runden cryſtalliniſchen und ſilbernen Augen breiter als ein Thaler; die Kiemen weit geöffnet. Er wächſt in einer Länge von eilf bis zwölf Fuß, und eines Mannes dicke; hat ſieben Floßen, zwo lange dreyangelichte, nicht weit von den Kiemen, nahe an den Seiten des Vorderbauches, unter welchem zwo kleine, kaum bey dem Schwimmen ſichtbare befindlich; in der Mitte des Unterbauches zwo ebenfalls dreyangelichte, etwas breitere, doch kürzere, neben einander; nach ſelbigen am Hintertheile eine einzelne, dreyangelichte, breite, geſchuppte, mit einem nach dem Schwanze zu geſpitzten Anhange (eine, einen halben Mond mit ſeinen ſpitzigen Hörnern vorſtellende, Afterfloße) mitten auf dem Rücken gegen den Schwanz, eine breite, dreyangelichte, ſpitzig auslaufende, mit einem nach dem Schwanze zu über dem Rücken gerade fortlaufenden,

dreymal längern, einem dicken Stricke, vielmehr einem langen, ſich verjüngenden Stachel vorſtellenden, Anhange; endlich eine breite, mondförmige, Schwanzfloße. Er iſt mit großen, rundlichen, ſchildförmigen Schuppen, in der Größe eines Thalers, bedecket, welche am Rücken kleiner ſcheinen, da ſie ſich mehr oder weniger decken, und kleine ſilberne Mondchen, reihenweiſe, mit darzwiſchen laufenden ſilbernen Furchen oder Büchelchen vorſtellen, ſo daß der ganze Fiſch faſt ſilbern erſcheint, außer am Rücken, wo die blaue Farbe mehr hervorſticht; und iſt die Materie der Schuppen weiß, durchſichtig wie Perlmutter. Auch ſind alle Floßen ſilberfarben, nur die Rückenfloße, wie der Rücken ſelbſt, mit einem durchſtechenden Blau vermiſchet. Sein Fleiſch iſt zähe, und muß lange gekochet werden; mit vielen, doch ſtarken, und beym Eſſen leicht abzuſondernden, Gräten durchwebet; alſo daß der Fiſch lieblicher anzuſehen, als zu ſpeiſen, und vielleicht nur für einen hungrigen Magen zur Erfüllung ſchicklicher. Die Beine des Oberkiefers ſind ſo hart, als die Knochen eines jeden andern Thieres.

Camaronen.

Man findet noch andere Fiſche in dem Fluße Kima, und darunter Camaronen oder Hummern, die zween bis drey Zoll lang ſind; dieſe könnte man aber, eigentlicher zu reden, Langoſtinen oder Waſſerjungfern nennen, weil ſie ihnen in der Geſtalt gleich kommen. S. Allgem. Reiſ. B. IX. S. 433.

Cameade.

S. Pfeffer.

Cameel.

S. Rameel.

Cameelheu oder Stroh.

S. Bartgras.

Camehuja.

Gemma huja, iſt ein Stein, und gehöret zu den Onyxarten. Er unterſcheidet ſich aber von dem ſogenannten Onyx darinne, daß er nicht aus Cirkeln, ſondern aus verſchiedentlich gefärbten und übereinander laufenden Schichten beſteht. Die Alten, und vorzüglich die Römer, waren gewohnt, aus ſelbigem Steine mit erhabenen Figuren zu ſchneiden, wovon der Grund ſchwarz oder dunkelbraun und die erhabene Figur weiß oder blaulicht weiß ſahe. Man machet ſie noch heut zu Tage nach, faſſet dieſelben in Gold und trägt ſie an der Hand, als Ringe. Wallerius Mineralog. S. 115. beſchreibt dieſen Stein unter dem Namen Memphit. S. Onyx.

Camellie.

Hr. von Linné erwehnet einen Engländer, Joſ. Camellus, welcher zu Anfange dieſes Jahrhunderts bekannt wurde. Da aber von dieſem nichts vorhanden, könnte dieſes Geſchlechte dem Jeſuiten George Andreas Camellus gewidmet ſeyn, welcher die Luzoniſchen und Philippiniſchen Pflanzen aufgezeichnet. Dieſe baumartige, wenig bekannte, Pflanze wächſt in Japan; der Kelch beſteht aus vielen, ſchuppenweiſe über einander liegenden, rundlichen Blättern; die fünf Blumenblätter ſind, nach Art der Pappelartigen, unterwärts mit einander verwachſen, wie denn auch die vielen Staubfäden nur einen Körper ausmachen; der Griffel zeiget einen ſpitzigen, rückwärts geſchlagenen Staubweg. Die holzige Frucht iſt mit verſchiedenen Furchen durchzogen und enthält einige Nüſſe.

Camerarie.

Plumier und Dillenius haben zwey ganz verſchiedene Geſchlechter mit dieſem Namen beleget. Das letztere wird unter dem Namen Montie vorkommen. Hrn. Plumiers Camerarie iſt zwar mit der Tabernämontana genau verwandt, und von Böhmern auch damit vereiniget, hingegen die Affodillilie mit dem letzten Namen beleget worden, doch hat ſelbige Herr von Linné beybehalten, welches um deſto beſſer ſcheint, damit dieſer Name nicht endlich ganz verlohren gehe. Solcher erhält uns das Andenken des Joachim Camerarius, eines Nürnbergiſchen Arztes, welcher ſich durch die verſchiedenen Ausgaben des Matthioli, und durch ſeinen Garten um die Kräuterlehre gar verdient gemachet hat. Die Tübingiſchen Lehrer, gleiches Namens, könnten auch darauf einigen Anſpruch machen, zumal Rudolph Jacob, welcher von dem Geſchlechte der Pflanzen bereits vor hundert Jahren geſchrieben. Der kleine Kelch iſt fünffach eingeſchnitten; das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange, oben und unten bauchichte Röhre, und einen Rand mit fünf ſchiefen lanzenförmigen Einſchnitten. Fünf kurze Staubfäden ſitzen in der Röhre, und der doppelte Fruchtkeim endiget ſich mit zween, kaum merklichen, Staubwegen. Die Frucht beſteht aus zween, auswärts gebogenen, und hinterwärts auf beyden Seiten mit einem Lappen beſetzten, einfächerichten Schoten, welche ſich der Länge nach öffnen, und viele, über einander liegende, an einer beſondern Haut befeſtigte, Saamen einſchließen. Beyde bekannte Arten wachſen in Amerika. Die breitblätterichte, latifolia, iſt ein hoher, äſtiger Baum, welcher in allen Theilen einen ſcharfen, milchichten Saft enthält, mit

mit eyförmigen, an beyden Enden ſpitzigen, am Rande völlig ganzen, und mit Querſtreifen durchzogenen Blättern und weißen Blumen beſetzet iſt. Die ſchmalblätterichte, anguſtifolia, iſt mehr ſtaudicht, und trägt gleichbreite, ſchmale Blätter, und weiße kleinere Blumen. Die Pflanzen müſſen bey uns das ganze Jahr über im Glashauſe unterhalten, und ſorgfältig gewartet werden.

Camillen.

S. Chamillen.

Caminfeger.

Caminfeger, wird von den Engländern ein vortrefflicher Fiſch in der Bay der Inſel Juan Fernandes genannt, welcher an Geſtalt einem Karpfen nicht unähnlich, an Farbe aber ſchwarz iſt. Ueberhaupt iſt dieſe Bay ſehr reich an den ſchönſten Fiſchen, Krebſen und beſonders erſtaunlich großen Stockfiſchen, die ſich hier ſo häufig finden, als an der Küſte von Terre neuve. S. Allgem. Reiſen, B. XII. S. 140.

Camini.

S. Caſſinenſtaude.

Campagnol.

S. Feldmaus.

Campechenholz.

S. Amomum und Braſilienholz.

Campeſchenholz.

Lignum Campechianum. Haematoxylum Campechianum. Der Baum wächſt zu Campeche in Honduras, und andern niedrigen ſumpfichten Oertern Weſtindiens, und wird mit großem Eifer in Jamaika und andern Engliſchen Colonien gebauet. Er wächſt daſelbſt ſo ſchnell, daß er in zehn bis zwölf Jahren zum Gebrauche tüchtig iſt, treibt viele krumme Aeſte, ſo mit Dornen beſetzet ſind, und gefiederte Blätter, welche aus drey oder vier paar herzförmigen Blättchen beſtehen. Aus dem Blätterwinkel wachſen kurze Blumenähren. Der fünffach getheilte Kelch umgiebt fünf eyförmige, einander ähnliche, etwas größere Blumenblätter, zehn Staubfäden, und einen Griffel, deſſen Staubweg dicker und eingekerbet iſt. Die lanzenförmige, einfächerichte Fruchthülſe theilet ſich in zwo nachenförmige Klappen, und enthält einige länglichte Saamen. Von dieſem Baume kömmt das bekannte Campeſchenholz, welches, weil es zumal wohlfeil iſt, zu vielen Farben gebrauchet wird; indem es vermittelſt verſchiedener Salze und mancherley Zurichtungen viele Farben und Schattirungen giebt, die man aus andern, zum Schönfärben gebräuchlichen, Materialien nur mit vieler Mühe erhalten kann. Dieſes Holz findet man

außer der Campechenbay auch in Jamaika, daher es von einigen Jamaiſches, auch Indianiſches Holz, von andern Blauholz genannt wird. Wenn es gefället wird, iſt es äußerlich weiß, der Kern aber roth, und dieſer wird von dem andern abgeſondert, und nach Europa verführet. Wenn es einige Zeit abgehauen gelegen, wird das rothe Holz ſchwarz. Es iſt ſchwer und brennet gut. Das damit abgekochte Waſſer erhält eine braune und ſchwärzlichte Röthe, und machet die andern ſchwarzen Farben gelinder und dunkelroth, daher es mit Galläpfeln und Kupferwaſſer zu allen Schattirungen des grauen, die in Schieferfarbe, Lavendelgrau, Holztaubengrau und Bleyfarben fallen, gebrauchet wird. Es wird auch daraus ein ſchönes Violet gemachet, wenn man die Wolle, wie gewöhnlich, mit Alaune und Weinſtein abſiedet, und nachgehends in eine Brühe von dieſem Holze bringt, und noch ein wenig aufgelößten Alaun darzuſetzet. Es giebt auch eine blaue Farbe, wenn man unter die Brühe von dem Holze ein wenig blauen Vitriol menget, und mit Zuſatz der Kerner von Avignon und Grünſpan eine ſchöne grüne Farbe. Die Seide, wenn ſie zuvor alaunet iſt, wird auch damit violet gefärbet, welches etwas dauerhafter iſt, als das von Orſeille, und ſelbſt der Seife in etwas widerſteht. Man muß aber dieſe Farbe kalt gebrauchen, und daher das Abkochen mit dieſem Holze einige Tage zuvor unternehmen; doch kann man den abgekochten Trank davon, nicht ſo lange, als den vom Braſilienholze, aufbewahren. Wenn man Campeſchenholz abkochet, und auch dergleichen Brühe vom Braſilienholze machet, und beydes beſonders auf die Seide bringt, wird das Violet viel ſchöner und röther, als vom Campeſchenholze allein, ohne jedoch, daß es dauerhafter wäre. Die Spanier und Engländer treiben einen ſtarken Handel mit dieſem Holze.

Wenn man Saamen aus Amerika erhält, und ſolchen in ein gutes Miſtbeet ſäet, geht er leichtlich auf, es ſind aber die daraus erzogenen Bäumchen ſehr zart, und müſſen beſtändig im Loh- oder Treibglashauſe erhalten werden.

Campferbaum.

Camphorifera arbor, wächſt in verſchiedenen Orten Oſtindiens, in China, ſonderlich auf der Inſel Borneo, wie auch in Sumatra, wird hoch, und breitet ſich mit ſeinen Aeſten ſtark aus. Die Rinde an den jungen Bäumen iſt glatt und hellgrün, an den alten uneben, rauh, mit Warzen beſetzet und aſchgrau. Das Holz iſt dichte und weiß; durch das Austrocknen wird es röthlich. Die

Aeſte ſind mit wechſelsweiſe geſtellten, und auf langen ſchwachen Stielen angehefteten, anfangs ſchmalen, hernach breitern, und mit einer langen dünnen Spitze geendigten, am Rande ganzen, oder nur etwas ausgebogenen, oberwärts grünen, glatten, glänzenden, unterwärts blaßgrünen oder aſchfarbenen Blättern beſetzet. Auf der untern Fläche ſieht man den mittelſten Nerven, und auf beyden Seiten deſſelben einen Aſt hervorragen, ſo daß jedes Blatt mit drey Hauptnerven verſehen iſt, welches nicht, wie einige dafür gehalten, zufällig, ſondern für beſtändig anzunehmen iſt. Aus dem Winkel der Blätter kömmt ein Stiel, welcher einen Blumenbüſchel trägt. Die Blumen ſind klein und weiß; was ſolche aber eigentlich für eine Beſchaffenheit haben, iſt noch nicht völlig beſtimmet; daher wir auch nicht gewiß behaupten können, ob der Campher mit dem Lorbeerbaume, wie Hr. von Linne' gethan, und ſolchen Laurum Camphoram genannt, zu vereinigen, oder vielmehr als ein beſonderes Geſchlecht beyzubehalten ſeyn dürfte. Commelin eignet der Blume fünf, Kämpfer aber ſechs Blättchen zu, welcher auch neun Staubfäden angiebt, davon, wegen der beſondern Stellung, drey derſelben den Griffel drücken. Die dunkelrothe, glänzende Beere wird, wie Kämpfer ſchreibt, von dem Kelche umgeben, und beſteht aus dem weichen Fleiſche und einem getheilten ölichten Kerne.

Das beſondere campherartige Weſen iſt durch alle Theile dieſes Baumes verbreitet, die Beeren ſollen am ſtärkſten riechen, doch findet man den nämlichen Geruch auch an den Blättern und an der Rinde, wenn man ſolche reibt. Es giebt natürlichen und auch durch die Kunſt gemachten Campfer. Der natürliche wird vornehmlich in Borneo erzeuget, und daher Borneiſcher Campfer genannt. Andere geben Sumatra für den Geburtsort dieſes natürlichen Campfers aus. Es geſchicht dieſes, indem der Campher zwiſchen dem Holze und der Rinde des Stammes ſich von ſelbſt anſetzet, und aus demſelben herauströpfelt, oder indem der Baum geritzet wird, und ſolcher dadurch ausrinnet. Dieſer iſt zwar der vortrefflichſte, aber auch ſehr theuer und ſelten zu haben. Er ſoll vornehmlich nach Japan verführet und daſelbſt zu einem unbekannten Gebrauche angewendet werden. In Europa bedienet man ſich desjenigen, welcher durch die Kunſt in Japan und China gemachet wird. Die Verfertigung geſchieht alſo. Man nimmt die Wurzeln, Aeſte und Blätter, zerſchneidet und kochet ſolche in eiſernen oder kupfernen Deſtillirgefäßen mit Waſſer,

da ſich denn der Campfer ſublimiret und oben in dem Hute anſetzet; dieſer aber iſt alsdenn nicht rein, ſondern unſauber, halbdurchſichtig, röthlich oder aſchfarbig, und wird deswegen in Europa von neuem ſublimiret, oder, wie man zu reden pfleget, raffiniret. Man unterſcheidet alſo rohen und raffinirten Campfer, Camphora cruda und depurata. Die Art zu raffiniren hat man lange Zeit für ein Geheimniß gehalten; die Sache aber kömmt darauf an, daß man drey oder vier Theile Campfer mit einem Theile zerfallenem Kalk vermiſchet, und in einem dazu ſchicklichen Glaſe nochmals ſublimiret, wodurch man den weißeſten und ſchönſten Campfer erhält. Eine andere Art, wie in Holland dieſes raffiniren geſchieht, hat Gronov, und aus dieſem Geoffroi beſchrieben. S. Mat. Med. II. Th. 773. S. Der gute Campfer ſoll trocken, weiß und durchſichtig ſeyn, ſich leicht zerbrechen laſſen, einen ſtarken durchdringenden Geruch, und brennenden, bitterlichen, gewürzhaften Geſchmack haben, im Feuer leicht fließen, und ſich dergeſtalt entzünden, daß er mit nichts zu löſchen iſt. Er verzehret ſich nicht nur ganz im Feuer, ſondern iſt auch in der Luft flüchtig, und verfliegt endlich ganz. Daß ihn die beygelegten Pfefferkörner aufhalten ſollten, iſt ungegründet. Im Brandweine und andern ölichten Feuchtigkeiten löſet er ſich ganz auf. Gießt man zu dem, im Weingeiſte aufgelößten, Campfer, viel Waſſer, ſo bekömmt er ſeine vorige Geſtalt wieder, und zeiget ſich auf der Oberfläche des Waſſers wie ein Schnee. Er löſet ſich auch in dem Scheidewaſſer auf, wodurch ſich der Campfer von allen andern Harzen unterſcheidet. Dem Salmiakgeiſte wiederſteht er gänzlich. Einige pflegen den Campfer mit warmen Brode zu probieren, worinne er, wie Butter, ſchmelzen muß. Wenn er nicht ſchmelzet, und ſich nur röſtet, iſt er falſch. Einige Oele, ſo man durch das Abziehen aus verſchiedenen Pflanzen, als Majoran, Roßmarin erhält, werden mit der Zeit, und wenn man ſie lange aufbehält, zwar in eine ähnliche Maſſe verwandelt, doch iſt der Campfer allemal davon unterſchieden, und überhaupt ein ganz beſonderes Weſen. Herr Gaubius hat jedoch aus der Pfeffermünze, Mentha piperita, einen wahren Campfer erhalten, und behauptet, daß dieſer und der Thymian die einzigen Pflanzen wären, welche dergleichen Beſtandtheile enthielten. Aus der Wurzel des Zimmtbaumes kann man auch Campfer verfertigen.

Der Campfer, oder Kampfer auch Gaffer oder Kaffer genannt, beſitzt wegen ſeiner vielen flüchtigen, verbrennlichen, mit wenig

Waſſer, und einer feinen Erde vermiſchten, Beſtandtheile vorzügliche Kräfte; doch haben die Aerzte wegen derſelben ſich nicht vereinigen können, und zumal iſt die Frage unentſchieden, ob ſolcher zu den hitzigen oder kühlenden Mitteln gehöre. Hr. Alexander, Wundarzt in Edinburg, S. Neu Hamb. Magaz. 6 B. 178 S. hat an ſeinem eigenen Körper deswegen Verſuche angeſtellet. Als derſelbe zwanzig Gran mit Tamarinden eingenommen, hat ſich das Thermometer, äußerlich auf den Magen geſetzet, nicht verändert, und der Puls, da ſolcher zuvor in einer Minute 68 Schläge gethan, alsdenn nur 5 höchſtens 66mal geſchlagen. Als derſelbe aber vierzig Gran auf einmal hintergeſchlucket, iſt das Queckſilber im Thermometer um einen Grad nach Fahrenheits Maaßſtabe geſtiegen, die Pulsſchläge aber wurden nicht vermehret; doch wurde Hr. Alexander ſchwindlicht, empfand Durſt, verlohr die Gedanken, und hatte weder von dem vergangenen noch gegenwärtigen ein Bewußtſeyn; fiel nachher in eine Art von Raſerey, bekam Zuckungen und wurde ohnmächtig. Der dazu gerufene Arzt hat in einer Minute hundert Pulsſchläge gezählet, und Alexander wurde endlich durch deſſen Beyhülfe, und verſchiedene, ſonderlich Brechmittel, wieder hergeſtellet; woraus derſelbe den Schluß machet, daß Campfer, mäßig eingenommen, als ein kühlendes, hingegen in größerer Menge, als ein hitziges Mittel wirke. Hr. Menghini hat auch bey allerley Thieren Verſuche mit dem Campfer angeſtellet. Man leſe die Commentar. Bononienſ. T. III. und IV. oder die Ueberſetzung in dem Hamb. Magaz. 25 Band 276 S. Er hat dazu Sperlinge, Tauben, Hühner, Hunde, Katzen, Schaafe, und Fröſche gewählet, und dieſen Thieren, wenn ihr Magen leer, oder auch voll Speiſe geweſen, den Campfer in das Maul geſtecket, und ſich in Anſehung der Menge nach dem verſchiedenen Alter, Größe und Leibesbeſchaffenheit gerichtet. Es ſind aber die Zufälle, womit ſelbige nach dem Genuſſe des Campfers auf eine ſehr merkliche Weiſe befallen worden, bey allen nicht einerley geweſen. Einige überfiel ein ſanfter Schlummer; andere fielen in einen tiefen Schlaf; einige fiengen an zu raſen; andere taumelten gleichſam; bey einigen ſtellte ſich theils ein Erbrechen ein, theils ließen ſie ihren Unrath von ſich, theils urinirten ſie; andere bekamen Schluckſen und Beängſtigung; einige wurden mit Nervenſpannungen und dem böſen Weſen befallen, und andere ſtarben gar. Bey Oeffnung der, entweder noch lebenden, oder verſtorbenen Thiere haben ſich gleichfalls verſchiedene Umſtände

geäußert. Bey allen waren die Eingeweide entzündet, und theils in dem Magen, theils in dem Kropfe vieler Schleim. Bey einigen waren die Hirnhaut, die Lunge, und die großen Gefäße des Herzens entzündet, und häufige Galle hatte ſich in die dünnen Gedärme ergoſſen. Das Blut war bey einigen zähe wie Honig, bey andern ganz dicke und feſte. Man hat auch hierbey beobachtet, daß ganze Stückchen Campfer eingegeben, in dem Magen unaufgelöſet liegen geblieben, und wenig oder gar nichts von ihrer Schwere verlohren. Aus welchem allen Hr. Menghini den Schluß machet, daß der Campfer ein ungemein wirkſamer Körper ſey, welcher ſeine Kraft überall, wie ein ſehr dünner Dunſt, oder vielmehr nach Art eines ſehr heftigen Geruches verbreitet, und ſelbiger, um in den Säften und Nerven eine Veränderung hervorzubringen, nicht nöthig habe, in die Milchadern einzutreten, und dem Kreislaufe des Blutes Geſellſchaft zu leiſten. Andere haben aber im Gegentheile wahrgenommen, daß der Schweiß bey denen, welche einige Tage Campfer gebrauchet, einigen Geruch davon angenommen. Ob nun gleich aus allen dieſen noch nicht genau zu beſtimmen iſt, auf was Weiſe der Campfer eigentlich wirke, ob er erhitze oder kühle, ob er ſelbſt in das Blut übergehe oder nicht, ob er allein in die Nerven wirke; ſo wird ſolcher doch allemal in der Hand eines vernünftigen Arztes ein koſtbares und höchſt wirkſames Mittel bleiben, und ſowohl innerlich, als äußerlich mit vielen Nutzen gebrauchet werden können. Er wird die ſtockenden Feuchtigkeiten auflöſen, die Schärfe der faulenden Säfte mäßigen, die Gefäße und Nerven reizen, und das ſchädliche, ſonderlich durch den Schweiß, ausführen. Dahero wird er innerlich bey hitzigen Fiebern, vornehmlich in ſolchen Fällen, wo die Kräfte des Lebens fehlen, und der ſchwache Puls zu erkennen giebt, daß die Natur die Hülfe des Arztes bedürfe, oder wo Frieſel und andere Ausſchläge zurückgetreten, billig gerühmet, und vielen andern Mitteln um deswillen vorgezogen, weil durch den Gebrauch des Campfers eine ſchleunige Veränderung bewirket wird. Er ſoll auch nach Fr. Hoffmanns Erfahrungen eine beſondere ſchmerzſtillende und ſchlafbefördernde Kraft beſitzen, und bey Verwirrung des Verſtandes, auch krämpfigen Zufällen von herrlicher Wirkung ſeyn. Wider die Raſerey hat beſonders Hr. Kinnier in den Philoſ. Tranſ. no. 400. dieſes Mittel empfohlen, und ſolches von 15 bis 30 Granen täglich etlichemal eingegeben und zuvor den Körper durch ein Brechmittel gereiniget. Auch hat der berühmte Werlhof dieſes beſtätiget.

get. Doch hat bey ſolchem Falle der Campfer nur bey phlegmatiſchen und kalten Naturen Hülfe geleiſtet; bey hitzigen und vollblütigen ſoll er geſchadet haben. Ferner vermag der Campfer die Blähungen zu treiben und die monatliche Reinigung zu befördern. Ja der Geruch davon iſt denjenigen angenehm, welche mit Mutterbeſchwerungen behaftet ſind. Herr Grönevelt hat ihn als das beſte Mittel angerathen, wodurch man die Schärfe der Spaniſchen Fliegen mindern, und ſolche mit dieſem ſicher innerlich, ſonderlich bey dem eingewurzelten Saamenfluſſe, geben könne. Auch das Queckſilber verändert er, und machet, daß ſolches keinen Speichelfluß errege; doch behält dieſes ſeine Kraft, das veneriſche Gift auszurotten; ja das Queckſilber wird dieſes deſto ſicherer bewerkſtelligen, wenn es mit dieſem Zuſatze vermiſchet worden. Man pfleget daher auch die Neapolitaniſche Salbe, und etwan 24 Unzen davon, mit einem Scrupel Campfer zu vermiſchen, und zum äußerlichen Einſchmieren zu gebrauchen. Der Campfer ſoll auch zur Keuſchheit helfen, ja unfruchtbar machen, vielleicht deswegen, weil durch die vermehrte Ausdünſtung die Abſonderung des Saamens vermindert werden könne. Indeſſen iſt bekannt, daß die Japaner, welche beſtändig mit Campfer umgehen, oder auch diejenigen, welche ſich in Holland damit beſchäftigen, zum Eheſtande tüchtig bleiben. Man kann den Campfer innerlich in Pulver, mit Zucker abgerieben, oder in einem ſo genannten Biſſen und großer Pille, oder auch in ſüßen Mandelöl aufgelöſet, ingleichen mit dem gelben von Ey oder Mandeln abgerieben, als eine Milch verordnen. Einige pflegen auch den angezündeten Campfer öfters im Waſſer abzulöſchen, um dieſem dadurch einige Kräfte beyzubringen. Wieviel aber davon zu nehmen, und auf einmal einzugeben, iſt nicht füglich zu beſtimmen. Einige wollen davon nur etliche Grane, andere ein halbes und ganzes Quentchen verordnen. Da aber Hr. Alexander, nach den oben angeführten Erfahrungen, von 40 Granen auf das äußerſte zugerichtet worden, hingegen von 20 Granen keine merkliche Veränderungen empfunden; ſo wird man am ſicherſten gehen, wenn man den Campfer nur zu Granen giebt, und lieber nur 4 bis 6 Gran auf einmal, aber deſto öfter nehmen läßt.

Aeußerlich wird ſich der Campfer als ein vortreffliches Zertheilungsmittel äußern, und bey der Entzündung, welche nicht in Eyter übergehen ſoll, als bey der Roſe, und bey entzündeten Augen, ingleichen bey rhevmatiſchen Schmerzen, auch Lähmung der

Glieder,

Glieder, mit Nutzen gebrauchet, auch bey andern Stockungen und kalten Geſchwülſten angewendet. Und hierzu dienet ſowohl der trockne Campfer, mit andern zertheilenden Kräutern vermiſchet, und in Säckchen aufgeleget, als auch der Campfer-Spiritus. Durch den letztern werden zwar öfters, ſonderlich die drüſichten Theile, noch mehr verhärtet, auch wohl die ſcharfe Materie, welche Gliederſchmerzen und andere Flußkrankheiten verurſachet, von den äußerlichen Theilen auf die Eingeweide zurück getrieben. Vielleicht iſt aber alsdenn nicht ſowohl der Campfer, als der Weingeiſt ſchuld. Daher ſoll man allemal ſoviel Campfer in den Weingeiſt ſchütten, als dieſer nur aufzulöſen vermag, damit nicht ſo wohl dieſer, als vielmehr der Campfer wirken könne; deswegen auch die Wundärzte, wenn ſie bey Verrenkungen und Beinbrüchen mit Campfergeiſt angefeuchtete Leinewand auflegen, ganz unrecht verfahren, wenn ſie die Compreſſen oder Leinewand abrauchen laſſen, indem der Campfer eher verflieget als der Weingeiſt. Man machet auch aus dem Campfer ein Oel, indem man einen Theil grob geriebenen Campfer und zween Theile Scheidewaſſer vermiſchet, und beydes in einem wohlverſchloſſenen gläſernen Gefäße im warmen Waſſerbade ſtehen läßt, und es zuweilen umſchüttelt, bis der Campfer völlig aufgelöſet iſt; alsdenn ſcheidet ſich das Oel, und ſchwimmet über dem Scheidewaſſer. Man empfiehlt dieſes vornehmlich bey Knochenkrankheiten, um die Abſonderung des todten Theiles zu befördern, und die Fäulniß zu hemmen. Noch beſſere Wirkung wird man erhalten, wenn man den Campfer in der Aloe- und Myrrheneſſenz auflöſet; dieſes iſt bey dem Brande überhaupt, und vorzüglich auch bey angefreſſenen Knochen ein kräftiges Mittel. Man hat auch in den Apotheken das weiße Campferpflaſter oder dergleichen Salbe, welche vortrefflich kühlet, die Schmerzen lindert und heilet. Sonderlich dienet es bey verbrannten Gliedern, auch die Haut damit zu bedecken, wenn die Spaniſchen Fliegen nicht mehr wirken ſollen. Daß der Campfer in einem Säckchen angehänget, das Fieber vertreibe, und ſonſt vielen Nutzen ſchaffe, iſt noch manchem Zweifel unterworfen.

Der Campfer hat auch außer dem menſchlichen Körper ſeinen vielfachen Nutzen. Er wird zur Feuerwerkkunſt gebrauchet. Man bedienet ſich deſſen, um gewiſſe Theile von Thieren der Verweſung zu entziehen, oder vor dem Ungeziefer zu verwahren. Vortrefflich dienet derſelbe die Inſekten zu tödten, oder ſolche doch wenigſtens

zu

zu verjagen. Hierüber hat auch Menghini mancherley Verſuche angeſtellet. Weſpen, Fliegen, Mücken, Flöhe, Scorpionen, Raupen, Wanzen, Ameiſen ſind in kurzer Zeit geſtorben, als derſelbe dieſe Thierchen in einem Glaſe aufbewahret, und darein etwas Campfer geleget. Die Spinne und der Kornwurm widerſtanden länger, die Motten aber, welche das wollene Zeug anfreſſen, am allerlängſten dieſer giftigen Wirkung des Campfers; wobey noch anzumerken, daß die Inſekten immer im Sommer eher davon geſtorben, als im Herbſte, vermuthlich weil zu dieſer Zeit der Campfer weniger ausdünſtet. Ferner hat dieſer Beobachter unterſuchet, was der Rauch vom angezündeten Campfer bey den Inſekten vermöge, um vielleicht auf ſolche Weiſe ein Mittel zu erfinden, wodurch die Saat auf dem Felde, unſere Kleidungsſtücke und wir ſelbſt gegen die ſchädlichen Nachſtellungen des Ungeziefers könnten in Sicherheit geſetzt werden. Und der Verſuch iſt glücklich abgelaufen. Er hat die Mücken in der Stube, die Raupen auf den Roſenblättern, und die Motten aus den Kleidern damit vertrieben. Um das letztere füglich zu bewerkſtelligen, hat er angerathen, kleine Stückchen Campfer anzuzünden, und damit die Käſten und Kleiderſchränke überall zu durchräuchern. Die gefärbten Kleider werden auch von dieſem Rauche nicht verändert, und Gold und Silber nicht anlaufen. Man muß dieſes zu Ende des Auguſts oder Anfange des Septembers vornehmen, denn um dieſe Zeit ſind die Motten, welche im künftigen Jahre zum Vorſchein kommen ſollen, bereits gebohren. In den Hannöveriſchen Sammlungen hat man auch den Campfer zu Vertilgung der Maulwürfe empfohlen, indem dieſe den ſtarken Geruch deſſelben nicht vertragen, folglich ihre Gänge ſolgleich verlaſſen, worinnen ſich ein Stückchen Campfer befindet; obgleich dieſe Thiere davon nicht ſterben, ſich auch wieder andere neue Gänge machen werden, iſt dieſes Mittel doch nicht gänzlich zu verwerfen.

Zum Beſchluſſe bemerken wir noch zwo Wahrnehmungen, welche Hr. Romieu in den Schriften der Pariſer Academie auf das Jahr 1756 mitgetheilet, und im Neuen Hamburg. Magazin 61ſten Stücke überſetzet ſind. Die erſte betrifft eine ſo genannte chymiſche Vegetation des Campfers, die zwote aber einen viel merkwürdigern Umſtand; wie nämlich kleine Stückchen Campfer, ohngefähr eine Linie im Durchſchnitte groß, oder noch kleiner, auf reines und in einem gläſernen Geſchirre befindliches Waſſer geworfen, ſich in einer beſtändigen Bewegung ſo

lange erhalten, bis ſie darinnen aufgelöſet ſind, hingegen dieſe Bewegung alsbald aufhöre, wenn man die Oberfläche des Waſſers mit einem Finger, mit einem eiſernen oder meſſingenen Drath, oder hölzernen Stöckchen berühret, welches aber nicht geſchieht, wenn man das Waſſer mit einer gläſernen Röhre, Sigellack oder Schwefel berühret. Iſt das Waſſer in einem eiſernen oder kupfernen Gefäße befindlich, wird man keine merkliche Bewegung an den Campferſtückchen wahrnehmen; woraus wahrſcheinlich zu ſchließen, daß der Campfer mit einer, ihm ganz eigenen Art von Electricität, und wir ſetzen hinzu, mit einer überaus eindringenden und vorzüglich in Nervenkrankheiten kräftigen Wirkung begabet ſey.

Der Campferbaum iſt auch in den Gärten Deutſchlands hin und wieder anzutreffen. Er muß den Winter über in einem mäßig warmen Gewächshauſe unterhalten, kann aber im Sommer an die freye Luft an einen warmen Ort geſtellet werden. Er iſt allein durch Ableger zu vermehren, welche zwo Jahre, auch manchmal mehr Zeit brauchen, ehe ſie ſich bewurzeln.

Campferkraut.

Ganfferkraut, Camphorata, Camphoroſma Linn. Dieſes, von dem Campferbaume ganz verſchiedene, Geſchlecht hat nur eine Blumendecke, welche man für den Kelch annimmt, und entweder nur vierfach getheilet iſt, oder aus vier beſondern Blättchen beſteht, davon die zwey größern nachenförmig, und die zwey kleinen platt ſind, man zählet vier Staubfäden, und einen getheilten, oder zween Griffel mit ſpitzigen Staubwegen. Der Kelch umgiebt die einfächerichte, an der Spitze ſich öffnende Saamenhülſe, worinnen nur ein Saamen liegt.

1) Das rauche Campferkraut, Camphoroſma monſpeliaca L. wächſt an den Wegen in Languedoc, ſonderlich in den Gegenden von Montpellier, auch in Spanien und der Tartarey. Die Fingers dicke Wurzel treibt viele holzige, aber doch ſchwache, öfters niederliegende, etwan einen Fuß lange, äſtige, rauchlichte Stängel, mit Knoten, oder Gelenken verſehen, aus welchen viele kleine, ſchmale, gleichbreite, und mit Haaren beſetzte Blätter wechſelsweiſe entſpringen. Im Auguſt oder September kommen aus dem Winkel der Blätter kleine Blumenköpfchen und bey jedem kleinen grünlichten Blümchen ſitzet ein beſonderes Deckblättchen.

2) Das ſpitzblättrige Campferkraut, Camphoroſma acuta L. wächſt in Italien und der Tartarey. Dieſe Art iſt der vorigen faſt ähnlich. Die Stängel biegen ſich gegen die Erde; die Blätter ſtehen

ſtehen wechſelsweiſe und dicht bey einander, ſind aber nicht rauch, ſondern glatt und ſpitzig, oder pfriemenförmig; bey jedem Blatte ſitzen zween weißliche, mit Grannen geendigte Schuppen. Herr von Haller will dieſe Art lieber mit dem Geſchlechte Kali vereinigen.

3) Das glatte Campferkraut, Camphoroſma glabra L. wächſt in der Schweiz, hat einigermaßen dreyeckige und glatte Blätter, welche ebenfalls dichte bey einander ſtehen, oder bündelweiſe geſetzet ſind.

Die erſte Sorte findet man in einigen Apotheken und verdienet mehrere Achtung, ob ſie gleich in Deutſchland faſt gar nicht gebrauchet wird. Sie hat einen, wiewohl ſchwachen, Campfergeruch. Je grüner und friſcher ſie iſt, deſto beſſer iſt ſie, doch hält ſie ſich von einem Jahre zu dem andern, und behält immer den nämlichen gewürzhaften Geruch. Am beſten wird ſolche in Waſſer abgekochet, als ein Trank, oder auch wie Thee gebrauchet. Sie erhitzet und reiniget. Man hat ſie auch in der Waſſerſucht kräftig befunden; doch muß dieſe noch neu, und mit keinem Fieber vergeſellſchaftet ſeyn. Man muß aber bey dieſer Krankheit mit dieſem Mittel lange anhalten, und Purgiermittel zu Hülfe nehmen. Man empfiehlet ſie auch bey der Engbrüſtigkeit, zumal wenn ſolche mit der Waſſerſucht verbunden iſt. Sie kann auch die Nerven ſtärken, den weiſen Fluß ſtillen, und als ein Wundmittel angeſehen werden.

Man findet die erſte Art öfterer als die übrigen in hieſigen Gärten; ſie läßt ſich durch die jungen Zweige, welche immerfort mit Blättern beſetzet ſind, leichtlich fortpflanzen; dauert aber nicht im freyen Lande, und muß in Töpfchen gehalten, und den Winter über in ein mäßig warmes Glashaus geſetzet werden.

Campfermasliebe.

S. Oſmites.

Camuneng.

Camuneng nennen die Japaner, nach Rumphs Berichte, die Pflanze, welcher Hr. von Linné den Namen Chalcas gegeben. Die wohlriechenden Blumen dieſes Bäumchens haben einen fünffach getheilten Kelch, fünf Blumenblätter, welche ſchmal anfangen, und unter ſich eine glockenförmige Geſtalt abbilden, zehn Staubfäden und einen Griffel, deſſen Staubweg warzig iſt. Das harte, ſchwere, gelbe Holz läßt ſich ſchöne glätten, und wird von den Indianern zu allerley Geräthe gebrauchet; iſt aber bey uns unbekannt.

Camuri.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs. S. Seewolff, Labrax 2. Klein.

Canal.

S. Gefäß.

Canaliten.

Tubulitē, Meerzähnlein, Meerröhrlein; Tubulariae, Tubiporae; ſind verſteinerte länglicht-röhrichte Schnecken, welche gekrümmet und an dem einen Ende etwas zugeſpitzet ſind. Walleriꝫ Mineral. S. 438. zählet von ſelbigen acht Sorten. 1) Koralliſches Orgelwerk, ſo aus runden, über einander gelegten Röhren beſteht; 2) Tubuliten mit parallelen runden Röhren; 3) Tubuliten mit kriechenden, in einem Mittelpunct zuſammengehenden Röhren; 4) Tubuliten mit unordentlich, zuſammengekitteten Röhren; 5) Sechseckichte Tubuliten; 6) Fünfeckichte Tubuliten; 7) Viereckichte Tubuliten; 8) Mit Ketten geſchürzte Tubuliten.

Canaribaum.

Canarium L. Dieſer Baum iſt außer Oſtindien, wo er ſonderlich auf den Moluccischen Inſeln und in Amboina wächſt, gar nicht bekannt. Rumph hat ſolchen im II. Buche beſchrieben. Männliche und weibliche Blumen findet man auf zween verſchiedenen Bäumen. Die männliche hat einen zweyblättrigen Kelch, drey Blumenblätter und fünf Staubfäden. Bey der weiblichen ſind der Kelch und die Blumenblätter von gleicher Beſchaffenheit; der Staubweg ſitzet ohne Griffel faſt auf dem Fruchtkeime auf. Die Frucht enthält unter einem ſchwammichten, ſchwärzlichen Weſen eine dreyeckichte Nuß, deren Kern den Mandeln ähnlich, aber noch einmal ſo groß iſt. Die ſüßen Kerne dienen den Indianern zur täglichen Nahrung; ganz friſch und häufig gegeſſen, ſind ſie jedoch ſchädlich und verurſachen leichtlich die rothe Ruhr. Wenn ihre Haut noch nicht Feuerroth, ſondern weißlicht, und hier und da mit purpurfarbenen Streifen bezeichnet iſt, ſind ſie noch nicht tauglich zum eſſen, oder müſſen wenigſtens mit Salz geſpeiſet werden; daher dieſe Nüſſe gemeiniglich geräuchert werden, und da alsdenn ſolche noch nicht ganz ſicher zu genießen ſind, preſſen ſie das häufige Oel aus, und gebrauchen das friſche zu ihrer Speiſe, das alte aber zum Brennen. Die Indianer bereiten aus dieſen Nüſſen mit Sagou, Reiß, Zucker und andern Sachen ein gutes Brod, welches ſich lange Zeit erhält.

Canariengras oder Saamen.

S. Glanzgras.

Canarienſchnecke.

S. Kanarienſchnecke.

Canarienvogel.

Paſſer Canarius, Luteola Canaria, oder auch ſonſt Canarienſperling, Zuckerſpatz, gehöret zu den eigentlichen gemeinen Sperlingen, deren Schnäbel kreiſelförmig, kurz zulaufend ſind, mit kneipenden Schneiden. Er heißt von ſeinem urſprünglichen Vaterlande, den Canarieninſeln, immer noch Canarienvogel; unerachtet anitzt beynahe gar keine, oder doch höchſt wenige mehr daher kommen, ſondern faſt alle in der Schweiz, in Frankreich vorzüglich und im ganzen Deutſchlande gezogen und in viele Baſtartarten verändert werden. Im Anfange, beym angehenden gegenwärtigen Jahrhunderte, und noch zuvor, war der Vertrieb mit dieſen Vögeln aus den gedachten Inſeln, ingleichen aus den Azoriſchen Eylanden und Madera, ſo groß, daß auch Spanien verboth, keine Hähne mehr auszuführen. Nachher fiengen die Tyroler und Schweizer an, ſich mit der Zucht derſelben ſehr zu beſchäfftigen, große Hecken anzulegen, und ſie faſt in ganz Europa zum Verkaufe umher zu führen. Aber auch dieſer Handel hat ſich geleget, weil in Deutſchland, und andern Ländern, ſich viele unnütze Leute damit abgegeben haben, die im Grunde ein wenig mehr thun, als müßig gehen wollten. Solchemnach zieht man aller Orten Canarienvögel von allen Sorten, Farben, Miſchungen u. ſ. w. und läßt ſie an andere Liebhaber ab. Es hat alſo der Canarienvogel alle Charaktere des Sperlings; außer daß ihm ſeine ſchöne gelbliche Farbe, ſeine Munterkeit, ſein lebhaftes edles Anſehn am Kopfe und in den Augen, zum Theil auch ſein Schnabel, auszeichnen, der meiſtens etwas länger auslaufend fällt, als der gemeinen Hausſperlinge ihrer. Da wir alſo dieſen Vogel aus einem andern Clima her haben: ſo niſtet er bey uns gewöhnlichermaaßen nicht wild, und in Wäldern, ſondern man veranſtaltet ſeine Fortpflanzung in Käfichten, oder großen in Zimmern angelegten Hecken. Zwar hat man Beyſpiele, daß ſich zuweilen welche verflogen und in die Gehölze begeben, auch daſelbſt ſich gepaaret uud gehecket haben. Aber ſie arten auf dieſe Weiſe nach und nach aus, und verlieren alsdenn an Schönheit der Farbe und andern gefälligen Eigenſchaften. Unterſcheiden kann man ſie nicht, als etwa nach der Fortpflanzung und Farbe. Daher würde ich ſie in eigentliche wahre Canarienvögel,

gel, das iſt, in urſprüngliche Arten, und in Baſtarte oder vermiſchte Arten eintheilen. Die wahren Arten fallen alle ins gelbliche, mehr oder weniger, dottergelb, weißgelb, röthlichgelb, u. ſ. w. aber die Baſtartarten fallen ſchon etwas graulicht, ſchwärzlich, weiß, bunt, mit verſchiedentlich farbigen Schwänzen und ſo ferner. Die gelben würde ich eintheilen, in die hoch- und dottergelben, in blaßgelbe, in weißgelbe, in iſabelfarbige. Die bunten ſind bald weißbunte, bald graubunte, bald gelb und ſchwarzbunt gezeichnete, bald mit gewöhnlichen ſchwarzbraunen, bald mit rothen Augen. Das alles ſind Kennzeichen, woraus die Liebhaber ihre Beſonderheit, Güte, Geſang, Dauerhaftigkeit und Fortpflanzung beurtheilen wollen; mit wie vielem Rechte mag ich eben nicht ausmachen. Dieſe Vögel nun haben eine vortreffliche Stimme und Geſang, angenehmer als alle kleine Vögel, kaum die Nachtigall ausgenommen. Sie lernen auch allerley Manieren und Weiſen, die ihnen, wenn ſie jung ſind, auf der Flöte vorgeſpielet werden. Zum Singen hält man ſie gemeiniglich in Vogelbauern oder Käfichten, die vielmals von Drath und Meſſing ſind; überhaupt aber Reinlichkeit und eine gewiſſe Geraumigkeit erfodern. Zu Hecken aber nimmt man viel größere Käfichte, in Böden abgetheilet, oder man läßt ſie frey in geraumen Zimmern herumfliegen, die man hin und wieder mit grünen Zweigen beſetzet. Da machen ſie ſich Neſter von allerhand weichen Zeuge, Haaren, feinem Heu, Moos, Flachs 2c. das man ihnen hinleget, auch wohl die Neſter für ſie machet. Sie begatten ſich gleich im erſten Frühlinge, wenn es nicht mehr kalt wird, und um dieſe Zeit kann man ſie, zu Ende des Märzes oder im April, zum Paaren einwerfen. Während dieſer Zeit, wenn ſie brüten, und wenn ſie Junge haben, auch bald wieder aufs neue legen, während dieſer Zeit, ſage ich, fodern ſie alle Wartung an Futter, Waſſer, Reinlichkeit des Zimmers und Erfriſchung durch Sand, neues Reißig, Grünes, geſundere Luft, und andern Bequemlichkeiten, ohne welche ſie weder gedeihen, noch die Jungen mit Sorgfalt aufziehen würden. Sie brüten etwa vierzehn Tage lang, und dreymal in einem Sommer, meiſtens thut dies das Weibchen, und füttert auch die Jungen. Sie leben durchgehends von allerley Geſäme, Rübſaamen, Hirſen, Hanfſaamen, Nelken, Lactukſaamen, und Canarienſaamen; aus welchen und andern ſolchen Sämereyen man vielmals ein Gemiſche zum Canarienfutter machet. Neben dieſem freſſen ſie

denn auch allerley andere Dinge, Zucker, Fleiſch, Obſt, Brod, und unterſchiedliche Früchte, auch mancherley Grünes. Diejenigen, welche ſie halten, müſſen auch wohl auf ſie Achtung geben, weil ihnen bey der müßigen und eingeſperrten Lebensart, und bey ihrer weichlichen Conſtitution, vielerley Krankheiten zuſtoßen: als das Abnehmen beym Mauſtern, Entzündungen in den Eingeweiden, Geſchwiere auf dem Bürzel, die Darre, Krätze am Kopfe und um die Augen, Verſtopfung, Durchlauf, Läuſe u. ſ. w. wider welche Krankheiten man zum Theil gute Mittel in Händen hat. Bey guter Wartung leben ſie, ihrer Kleinheit nach, wenn ſie nicht durch Hecken abgemattet werden, ziemlich lang, 12, 14 bis 18 Jahr und darüber, werden auch vielmals vor Alter blind. Sowohl beym Singen, als beym Begatten hat man es nöthig, nicht nur die Hähne an ſich, ſondern auch die guten Hähne zu kennen. Die Hähne haben gemeiniglich einen ſtärkern und längern Kopf, höhere Füße, und lebhaftere Farben als das Weibchen. Nächſt dem will man an ihrem unterm Schnabel eine Feder bemerken, die länglichtrund geſtaltet, tiefer auf den Hals herunter geht, als bey dem Weibchen. Das untrüglichſte Kennzeichen aber iſt wohl das Singen; denn ſobald ein guter Hahn nur kurze Zeit allein iſt, fängt er ſchon an zu zwitſchern und bald darauf zu ſchlagen. Gute Hähne erkennet man alſo an dem ſchönen, reinen, ſtarken und melodiſchen Geſange; in Abſicht des Brütens aber, aus ihren ſonſtigen guten Eigenſchaften: daß ſie ſich gern und hitzig paaren, gut zum Weibchen halten, keine Eyer auffreſſen, oder ſonſt zerhacken, das Weibchen und die Jungen füttern helfen, und ſich beyder überhaupt annehmen. Canarienbaſtarte zu haben, ſo läßt man ſich das Canarienmännchen, oder Weibchen mit verſchiedenen andern kleinen Vögeln paaren, die gleich ihnen aus dem Kropfe füttern: Stieglitze, Goldammer, Hänflinge, zuweilen Goldfinken und gemeine Sperlinge. Die beſten fallen von Stieglitzen und Hänflingen, und darunter wiederum die ſchönſten, wenn man zum Hahn den Canarienvogel und aus den andern das Weibchen nimmt. Denn die Jungen gerathen mehr nach dem Hahn. Doch kehren es auch manche um, vielleicht Miſchungen in der Farbe und im Geſange zu erhalten. Die Sieen müſſen, ſo wie die Hähne, wenigſtens zweyjährig ſeyn, und die andern Vögel, welche man zu den Canarien laſſen will, eine Zeitlang im Bauer gefüttert und ſich an das Canarienfutter gewöhnet haben. Alle ſolchergeſtalt erzoge-

ne junge Canarienvögel, thut man nach der Hand gern in die Geſellſchaft anderer Aeltern, vornehmlich ſolcher, die ſchön und ſchmetternd ſingen. Sie lernen es ihnen ab, und wetteifern mit ihnen. Sie nehmen ſogar anderer Vögel ihren Geſang an; und es iſt zum Erſtaunen, was ein Canarienhahn, der von Jugend auf neben einer Nachtigall geweſen, ihr ähnlich zu ſchlagen vermag. Man hat geglaubet, die Baſtarte dieſer Vögel pflanzten ſich, gleich andern dergleichen Thieren, nicht weiter fort. Es iſt aber irrig; die Neuern haben darüber manche erweisliche Proben gemachet. Hr. Sprenger, itziger Paſtor und Profeſſor zu Kloſter Maulbronn, ein Mann von vieler mathematiſchen Kenntniß und feinem Beobachtungsgeiſte, hat in den Jahren 1750-1752. Hänflinge mit Canarienſieen zuſammen gelaſſen, und davon Baſtarte gezogen, die am Schnabel dem Vater ähnlich geweſen, und davon die jungen Hähne wieder mit einer Canarienſie Junge gezeuget haben. Dieſe Fortpflanzung hat er bis auf Enkel und Urenkel fortgeſetzet, ſeine Erfahrungen öffentlich beſchrieben, und mit vielen ſchönen Anmerkungen über die Fruchtbarkeit der Baſtartthiere begleitet. Wenn manchen ſolche Proben mißlungen ſind; ſo haben ganz andere Urſachen daran Schuld, als die vorgegebene Unfruchtbarkeit der Baſtarte. Viele haben aus Irrthum zween Hähne oder auch zwo Sieen zuſammengeſetzet; denn es iſt vielmals ſchwer, das Geſchlecht an den Canarienvögeln ſogleich zu unterſcheiden. Ein andermal ſind ſie nicht recht gefüttert, nicht zur rechten Zeit eingeworfen, und was dergleichen Umſtände mehr ſind. Junge Baſtarte von Hänflingen uud Canarienvögeln laſſen ſich am leichteſten zum Ausfliegen ins Freye und zum Wiederkommen gewöhnen: ſo gar, daß ſie den Sommer über auf den Bäumen im Garten gehecket, frey herumgeflogen, übrigens ihr Futter täglich an den Fenſtern und in den Stuben geholet und gegen den Winter von ſelbſt gekommen, und ſich haben einfangen laſſen. Ein mehreres von dieſen Vögeln können die Liebhaber in Hervieux beſonderer Nachricht von Canarienvögeln nachleſen, welche in Abſicht auf die Behandlung und Aufziehung derſelben unſtreitig der beſte Tractat iſt; ungeachtet er nicht mit viel phyſiſcher Kenntniß geſchrieben worden. Man hat auch noch ein paar andere deutſche Abhandlungen davon. Was bey den Schriftſtellern unter dem Namen Canarienbaſtart vorkömmt, iſt eine bloße Abänderung des wahren Canarienvogels: es ſey nun, daß ihn die Kunſt gezogen, oder die Natur hervorgebracht

bracht hat. So wie ihn Ray, Sloane und Edward beſchreiben, iſt er am Kopfe und Halſe ſchwarz, am Rücken gelblicht, an Flügeln und Schwanze dunkelbraun, an Bruſt und Flügeldecken gelb, am Bauche weiß und an Füßen ſchwarz. Ray nennt ihn paſſer ſerino affinis; und Edward hat den indiſchen grünen Finken, der wieder eine Varietät vom vorgenannten Canarienbaſtart ſeyn ſoll. Auch ſoll ſich in Italien eine natürliche Art dieſer Vögel finden, die unter dem deutſchen Namen Hirngrill vorkömmt; an Farbe, Größe und andern Charaktern, unſern Vögeln gänzlich ähnlich, nur von ſchlechterm Geſange. Der ungenannte Verfaſſer an Hervieux Tractate gedenket ſeiner; aber Klein ſetzet ihn unter die Baumkletten (falcinellos) und zwar unter die kleine Art mit dem Namen Hierengryl. Vielleicht iſt der Italieniſche Vogel, den man hieher zieht, gar der Remiz, oder der ſogenannte Pendulino.

Cancamum.

Iſt ein ſeltenes Harz, welches ganz verſchiedene Farben zeiget, und vielleicht durch die Kunſt aus allerley harzigen Dingen zuſammengeſetzet iſt. Einige Stückchen davon gleichen dem Agtſteine und zerfließen bey der Wärme des Feuers, andere ſind ſchwarz; beyde Sorten geben einen lieblichen Geruch von ſich; noch andere ſind dem Horne ähnlich, und ohne Geruch; einige ganz weiß und dem Gummi Anime ähnlich. Oefters wird das Gummi Anime allein für das Cancamum verkaufet. Man erhält ſolches aus Afrika, Braſilien, und der Inſel St. Chriſtophle, und wird ſonderlich zum Räuchern gebrauchet. Es zertheilet, ſtärket, und hat überhaupt die Eigenſchaften, welche die meiſten ausländiſchen Harze beſitzen.

Candelbaum.

S. Wurzelbaum.

Candiol.

S. Johannisbrod.

Candorbaum.

S. Candoubaum.

Candou- oder Candorbaum.

Ein Baum in den Maldiviſchen Inſeln; ſoll an Größe einem Nußbaume und an Blättern unſern Erlen gleichen. Das Holz wird zu Bretern und Pfoſten, ingleichen von den Fiſchern zu ihren Schiffen gebrauchet. Es hat die Eigenſchaft, daß es nicht rauchet, hingegen, wenn man zwey Stücke an einander ſchlägt, Feuer daraus ſpringt.

Caneelkirſche.

S. Cornelbaum.

Canell.

S. Zimmet.

Caninichen.

S. Kaninichen.

Canopus.

Ein Fixſtern erſter Größe in demjenigen Sternbilde, welches das Schiff Argo oder der Kaſten Noä genannt wird. S. Argo.

Capedelphin.

Capedelphin hat von den Chineſern ſeine Benennung. Es giebt mancherley Arten Delphine, die wegen ihres ſcharfen Geruchs und der Geſchwindigkeit, damit ſie ihren Raub verfolgen, die Könige der Fiſche können genannt werden. Der Capedelphin hat einen weiten Mund, und einen den Gänſen ähnlichen Schnabel: die Haut iſt glatt, ohne Schuppen; die Zähne ſind klein, hart und ſcharf, und paſſen auf einander wie Kerbehölzer; die Zunge iſt lang und fleiſchicht; unweit jeden Auges iſt ein kleines Loch; die Farbe des Rückens iſt ſchwarz, des Bauches weiß. Er iſt fünf bis ſechs Fuß lang, und wenn er einige Tage im Salze gelegen hat, gut zu eſſen. Kolbe, S. A. R. B. V. S. 204. Klein merket an, daß er von ſeinem Schnabel Anſer marinus, Meergans, Oy de mer, genannt werde. S. Delphin, Delphinus.

Capegoldfiſch.

Dieſer Fiſch hat ſeine Benennung von einem goldfarbigen Kreiſe um jedes Auge, und einem Goldſtreife vom Kopfe bis auf den Schwanz. Er iſt ordentlich anderthalb Fuß lang, und wiegt ungefähr ein Pfund. Sein Fleiſch hat eine aus weiß und roth vermengte Farbe, und ſchmecket ſehr angenehm. Man ſieht die Goldfiſche am Vorgebirge nur vom Mäy bis zum Auguſt, da ſie in ganzen Heerden erſcheinen. S. Allg. R. B. V. S. 205.

Capella.

Ein heller Stern erſter Größe in der Milchſtraße und zwar in dem Sternbilde des Fuhrmanns, auf deſſen linken Schulter er ſich befindet. Er iſt auch unter dem Namen Alhajoth und Amalthea bekannt. S. Amalthea und Fuhrmann.

Capelle.

Cineritium, iſt ein kleines, in der Probierkunſt gebräuchliches Gefäß, welches aus guter ausgelaugter Holzaſche, oder auch aus Beinaſche, mit Holzaſche vermiſchet, bereitet wird. Die Bereitung derſelben geſchieht vermittelſt einer gewiſſen meſſingenen Forme, welche das Kapellenfutter genannt wird. Es beſteht daſſelbe aus einem kegelförmigen, meſſinge-

meſſingenen Ringe, und einem gleichfalls aus Meſſing gegoſſenen Stämpel oder Stößel. Der Ring iſt oben und unten offen, dergeſtalt, daß die oberſte Oeffnung etwas weiter, als die unterſte iſt. In die oberſte Oeffnung paſſet der Stämpel, deſſen unterſter Theil, welcher in die Oeffnung des Ringes paſſet, eine kugelförmige Geſtalt hat, und ohngefähr den dritten oder vierten Theil einer Kugel ausmachet, doch alſo, daß, wo der breite Theil der Kugel anfängt, noch ein Rand rund herum hervorraget, welcher, wenn der Stämpel in den Ring hineingebracht wird, an der innern Seite des Ringes genau anſchließt. Auf dieſe Weiſe wird, wenn Stämpel und Ring zuſammen gepaſſet ſind, die Geſtalt der Capelle beſtimmet, deren Bereitung folgendermaßen angeſtellet wird. Man drücket die Weite oder Höhlung des Ringes mit der gehörig zubereiteten Holzaſche oder vermiſchten Holz- und Beinaſche aus, doch alſo, daß man mit dem Drucke nur mäßig und nicht allzuſtark verfährt. Wenn die Weite des Ringes völlig angefüllet iſt, ſo beſtreuet man, vermittelſt eines feinen Haarſiebes, die oberſte Fläche mit feiner, gut calcinirter Beinaſche, ſo man Kläre nennt. Dieſe Kläre drücket man mit einem Finger gelinde auf, ſetzet alsdenn auf eine ſehr genaue Weiſe den Stämpel darauf, ſchlägt auf denſelben ganz gemächlich mit einem hölzernen Hammer, und wiederholet dieſe gelinden Schläge ſo lange, bis der Stämpel mit ſeinem, an dem kugelichten Theile angeſetzten Rande in die Oeffnung des Ringes gebracht iſt. Man hebt alsdenn behutſam und ohne zu wanken den Stößel ab, häufet ein wenig Aſche zuſammen, ſetzet den, mit der geſchlagenen Capelle erfüllten Ring darauf, und drücket den Ring behutſam nieder. Auf dieſe Weiſe hebt ſich die verfertigte Capelle aus dem Ringe, und löſet ſich von den Seiten loß, dergeſtalt, daß, wenn man den Ring behutſam auf der Hand umſtürzet, die umgekehrte Capelle auf der Hand umgekehrt ſtehen bleibt. Die fertige Capelle ſetzet man an einen ruhigen und ſchattichten Ort, damit ſie austrockne, und hebt ſie alsdenn zum Gebrauche auf.

Die beſten Capellen werden aus guter ausgelaugter und geſchlemmter Holzaſche und Beinaſche gemachet. Andere erdichte Materien ſcheinen nicht ſo gut zu ſeyn, weil es vorzüglich darauf ankömmt, daß die Capellen, ſo viel möglich, von ſalzichten und brennbaren Subſtanzen frey ſind. Es haben zwar einige die Gewohnheit auch aus Thon Capellen zu ſchlagen; es ſcheinen aber dieſelben nicht ſo ſicher, als die aus Holz- und Beinaſche zu ſeyn, weil in der

der Holz- und Beinaſche, wenn ſie genugſam gereinigt und gebrannt worden, nichts von Salzen und brennbaren Subſtanzen befindlich iſt, wovon doch der Thon nicht gänzlich freygeſprochen werden kann.

Unter der Holzaſche iſt die von Buchen, Ellern und Birkenholz die beſte; und unter der Beinaſche verdienet die von gebrannten Kälberknochen und Fiſchgräten erhaltene Beinaſche den Vorzug. Schweinsknochen taugen nichts, weil ſelbige von dem bey ſich führenden fetten Weſen nicht genug befreyet werden können.

Eine gute Holzaſche muß oft mit Waſſer übergoſſen werden, damit dieſelbe von allen Salzen und Kohlengeſtübe frey wird. Es iſt daher nöthig, dieſelbe erſt ein paarmal mit kaltem, denn mit heißem Waſſer auszulaugen. Die Knochen müſſen erſt gebrannt, dann zu Pulver gerieben und nochmals calciniret werden. Der mittlere und feſte cylindriſche Theil der Knochen iſt weit beſſer, als der ſchwammichte Theil derſelben, welcher zu oberſt und unterſt der Knochen wahrgenommen wird.

Je reiner die Capellen ſind, deſto ſicherer kann die Gold- und Silberprobe in ſelbigen angeſtellet werden. Man hat ſich auch ſorgfältig zu hüten, daß man zu ſehr genauen Proben keine riſſichten Capellen nimmt; vornehmlich muß der obere Theil derſelben, welcher die Proben enthalten ſoll, ganz ohne Riſſe ſeyn, weil es ſonſt leicht geſchehen kann, daß die Capelle währendem Abtreiben von einander geht, oder doch von dem edlen Metalle ſich etwas hinein begiebt, wodurch alsdenn die Probe falſch wird.

Capellenfutter.

Capellenfutter iſt ein aus Meſſing gegoſſenes Inſtrument, welches aus zwey Stücken beſteht. Das eine hat die Geſtalt eines kegelförmigen Ringes, und wird die Nonne genannt; das andere, welches in dieſen Ring paſſet, hat die Geſtalt einer Keule, deren unterſtes Ende kugelförmig iſt, und der Stämpel oder Stößel, oder auch der Mönch genannt wird. S. Capelle.

Capenna.

Capenna des Marcgravs. S. Parſch, Perca 4. Klein.

Cape-Pike.

Cape-Pike gleichet der Europäiſchen bloß an der dunkelgelben Farbe, wird nur im Salzwaſſer gefunden, und am Vorgebirge ſehr hoch geſchätzet. S. A. R. B. V. S. 205. Die Engliſche Picke, Pickrehe kömmt den Hechten ſehr nahe, und iſt eine kleine Art dieſer Fiſche. Eſox Lucius L. G. 180. 5.

Caperſtaude.

Kapern, Capperlein. Capparis Linn. Die vier eyförmigen, vertieften Kelchblätter umgeben vier ſtumpfe, ausgebreitete, große Blumenblätter, und viele Staubfäden den Fruchtkeim, welcher gleichſam auf einem beſondern Stiele ruhet, und ſich mit einem ſtumpfen Staubwege endiget. Die fleiſchichte, geſtielte Beere enthält viele nierenförmige Saamen. Dieſes Geſchlecht begreift, ſonderlich nach Hrn. Jacquins Entdeckungen, viele Arten unter ſich, wir bemerken davon nur

die ſtachelichte Caperſtaude. Capparis ſpinoſa Linn. wächſt in dem mittägigen Europa und dem Morgenlande auf alten Mauren; iſt bisweilen ein Strauch, bisweilen ein Baum; die Blätter ſtehen wechſelsweiſe einander gegen über auf Stielen, ſind rundlich und völlig ganz. Nahe an dem Blattſtiele findet man gemeiniglich zwo, auch nur einen gekrümmten Stachel, bisweilen, ſonderlich in unſern Gärten, iſt auch gar keine gegenwärtig. Dem Blattſtiele gegen über entſtehen andere lange Stiele, deren jeder eine Blume trägt. Dieſe ſind groß, ſchön, und die Blumenblätter roſenroth. Gemeiniglich ſind von dieſen nur die beyden obern völlig ausgebreitet, die untern aber von den Kelchblättern umfaſſet, und nicht völlig ausgeſpannet; deswegen auch Hr. von Haller ſchreibt, ſelbige wären unter einander verwachſen. Die Staubfäden ſind lang und von ungleicher Höhe. Aus dem kurzen Fruchtkeime treibt ein langer Griffel. Der ganze Strauch hat einen bitterlichen und zuſammenziehenden Geſchmack. Die Rinde der holzigen Wurzel ſchmecket bitter, ſcharf und herbe. Man hat ſolche ehedem als ein zertheilendes und ſtärkendes Mittel bey der Schwäche und Verſtopfung der Eingeweide gebrauchet, jetzo wird ſie ſelten mehr genutzet, die ſogenannten Capern aber ſind deſto häufiger im Gebrauche. Es ſind dieſes die noch geſchloſſenen Blumenknoſpen, welche folgendermaßen zubereitet werden: Man läßt ſolche drey oder vier Stunden im Schatten liegen, damit ſie etwas welken, und nicht aufſpringen, darnach leget man ſie in ein Gefäße, gießt Eſſig darüber, decket ſie zu, und läßt ſie acht Tage ſtehen; hierauf gießt man den Eſſig wieder ab, preſſet die Capern ein wenig, und gießt neuen Eſſig darauf, und alſo werden ſie häufig aus Spanien von der Inſel Majorca, aus Frankreich, Italien, auch aus Egypten gebracht. Je kleiner und härter ſelbige ſind, je beſſer ſind ſie, beſonders wenn ſie noch ihre Stiele haben; deswegen die Spaniſchen, welche groß und ohne Stiele ſind, nicht ſo hoch

geachtet werden. Indeſſen iſt nicht ſowohl auf den Ort, wo ſie herkommen, als vielmehr auf ihre Güte zu ſehen. Sie ſollen friſch, grün, völlig, und nicht zerquetſchet ſeyn. Man hat auch verſchiedene Arten falſcher Capern, als von der Indianiſchen Kreſſe, Bohnencaper, Holunder, u. ſ. f. von welchen an ſeinem Orte. Daß die rechten Capern in der Küche auf verſchiedene Art genutzet werden, iſt bekannt, und daß ſolche die Luſt zum Eſſen vermehren und den Magen ſtärken, läßt ſich wegen des beygemiſchten Eſſigs leichtlich abnehmen. Sie ſollen auch die ſtockenden Säfte auflöſen und flüßiger machen, daher man ſelbige den hypochondriſchen Körpern vorzüglich empfiehlt.

In hieſigen Gärten hält man dieſe Capernſtaude in Töpfen und ſetzet ſolche den Winter über in das Glashaus. Sie verliert im Herbſte die Blätter, blühet im Sommer, trägt aber ſehr ſelten reife Früchte, daher man ſolche durch Ableger zu vermehren ſuchet. Das ſicherſte Mittel Ableger zu bekommen, iſt dieſes, daß man den Stock mit Erde bedecke. Die Sproſſen, welche unmittelbar aus dem Stocke kommen, ſchlagen alsdenn leichtlich Wurzeln. Wenn man viele Blumen verlanget, ſchneidet man die kleinen Zweige alle Frühjahre bis an den alten Stamm ab.

Capiibava und Capivard.

S. Cabiai.

Capo.

Caphan, ſo ward, nach dem Richter, die Meerſchwalbe, wegen ihres rauhen Kopfes, von den Römern genannt. Nach dem Artedi und Linne' gehöret dieſer Fiſch unter das 172 Geſchlecht, Trigla, Seehan, und machet deſſen 6 Gattung, Trigla Hirundo, Meerſchwalbe, nach dem Müller. S. Küraßirer, Cataphractus 4. et 5. Klein.

Capock.

S. Baumwolle.

Capoverde.

Ein Seefiſch an der Goldküſte. Platteiſe werden ſelten geſehen, aber Flünder in Menge, obwohl nicht ſo dick noch ſo gut, als die holländiſchen, von denen ſie auch in der Geſtalt unterſchieden ſind. Barbot S. 223. erkläret die Platteiſe mit dem Fiſche für einerley, den die Franzoſen zu Gorea den Capoverde, halben Mond, nennen.

Cappellan.

Cappellan wird zu Marſeille eine kleine Art von Stockfiſchen genannt, die zu Venedig Mallo heißt. Gadus minutus Linn. Zwerg-Cabeljau, Müll. G. 154. Sp. 6. S. Pannuchel, Callarias barbatus 10. Klein.

Capperlein.
S. Caperſtaude.

Capucineraffe.
S. Saju.

Capucinerkapern.
S. Kreſſe, indianiſche.

Capucinermotte.
Ein Nachtvogel von der Gattung der Spinner, Phalaena Bombyx Capucina Linn. welcher auf dem Rücken einen Kamm und über dieſes ein zurückgebogenes Zähnchen hat, wobey ſich eine gute Einbildungskraft eine Capucinerkappe vorſtellen kann. Die Flügel ſind roſtfärbig oder eiſenfärbig und haben eine rothbraune Binde. Man trifft dieſen Nachtvogel gemeiniglich im Monat Junius auf den niedrigen Strauchweiden an.

Capuze.
S. Eiſenhüttlein.

Capybara.
S. Cabiai.

Carabin.
Schwarze und weiße Carabins ſind wohlfeil und eine gute Speiſe für die Armen an der Goldküſte. S. A. R. B. IV. S. 280.

Caracal.
Ein vierfüßiges Thier, das eine große Aehnlichkeit mit dem Luchſe hat, und ſehr häufig in der Barbarey, in Arabien, Perſien und in allen den Ländern, wo es Löwen giebt, gefunden wird. Der Namen Caracal iſt von dem Grafen von Büffon aus der Türkiſchen Benennung Karrahkulak gemachet worden. Von den Perſern wird es Siyah-gush und von den Arabern Gat el Challah genannt, welche Namen insgeſammt eine Katze mit ſchwarzen Ohren bedeuten ſollen. Dieſes Thier hat eben ſo, wie der Luchs, dem es auch an der Größe gleichet, einen Zopf ſchwarzer Haare, der wie ein Pinſel geſtalltet iſt, an der Spitze der Ohren, welche über einen halben Schuh lang und an der äußern Seite zwar ſchwarz, an der innern aber theils weißlich, theils röthlich ſind und auch weiße Ränder haben. Der Caracal aber iſt nicht ſo gefleckt, wie der Luchs; ſeine Schnautze iſt auch etwas länglicher, ſein Haar, welches auf dem Rücken eine falbe Farbe, die bisweilen ins Braune fällt, unten am Halſe und am Leibe aber, der ein wenig geſprenkelt iſt, eine Iſabellfarbe hat, iſt kürzer und ſteifer, und ſein Schwanz, welcher röthlichfalb iſt, um einen großen Theil länger. Ueberdieſes iſt auch ſein Naturell und Anſehn viel grimmiger, daher der Graf von Büffon glaubet, daß man den Luchs und den Caracal nicht zu einerley Gattung rechnen könne.

könne. Dieſes Thier lebet bloß vom Raube und iſt oftmals genöthiget, ſich an demjenigen zu begnügen, was der Löwe und andere Raubthiere übrig laſſen. Man ſaget auch, daß der Caracal der Wegweiſer oder Aufſpürer des Löwen wäre, welcher ſich wegen des Mangels einer ſcharfen Witterung ſeiner Hülfe bedienete, um von fern die Thiere auszuſpüren, und daher aus Erkenntlichkeit hernach den Raub mit ihm theilete.

So wild und grimmig aber auch der Caracal iſt, ſo läßt er ſich doch, wenn er jung gefangen wird, zahm machen und zur Jagd abrichten. Man pfleget ſich daher ſeiner zu bedienen, um Kanichen, Haſen und große Vögel zu fangen.

Caracalla.

S. Bohne.

Caragach.

S. Baumwolle.

Carague, S. Philander.

Caramarüen.

Die Caramarüen haben viele Aehnlichkeit mit den Meerſchlangen, die ſich an den Portugieſiſchen Küſten befinden. Ihre Länge iſt zehn bis funfzehn Hände breit. Sie ſind ſo fett, daß ſie auf dem Roſte einen Geruch von Schweinefleiſche von ſich geben. Ihr Gift haben ſie um die Zähne herum, die bey ihnen ungeheuer groß ſind; und deren Biß den verwundeten Theil zur Fäulniß bringt. Sie ſind über dieſes mit vielen Stacheln bewaffnet. Die Braſilianer verſichern, man ſähe ſie oft mit den Landſchlangen ſich begatten. S. A. R. B. XVI. S. 280.

Carambolas.

S. Bilimbing.

Carandas.

Carandas iſt der Name, mit welchem die Indianer und auch Herr Planer die Cariſſa Linn. beleget. Der Baum iſt von Rumphen Herb. Amboinenſ. VII. Theil beſchrieben und auf der 28ſten Tafel abgebildet. Der kleine fünffach eingekerbte Kelch umgiebt ein trichterförmiges, in fünf Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, in deſſen Röhre fünf Staubfäden ſitzen. Der Griffel und Staubweg ſind einfach. Die Frucht beſteht aus zwo mit einander vereinigten Beeren, jede zeiget zwey Fächer und enthält viele Saamen.

Carangou.

Im Chriſtmonathe fangen ſie an der Goldküſte, nach dem Barbot, S. 224. den Fiſch Carangou oder Corango, deren es zwo Arten giebt, die eine mit großen Augen, die andere mit kleinen. S. Allgem. R. B. IV. S. 284.

Carannaharz.

Gummi Carannae. Ein harziges, zuſammengebackenes, zähes, und wenn es friſch iſt, wie Pech, geſchmeidiges, wenn es aber alt iſt, hartes und leicht zerbrechliches Weſen, äußerlich ſchwärzlich grau, innerlich braun, von einem harzigen und bittern Geſchmacke, und auf glüenden Kohlen von durchdringenden Geruch. Man bringet es aus Amerika, und ſonderlich Neuſpanien in Maßen, die in Binſenblätter eingewickelt ſind. Monardes gedenket einer gewiſſen Art Carannaharz, das durchſichtig, wie Cryſtall, und von ſehr ſtarken Geruche ſeyn ſoll, dergleichen man aber jetzo nirgend findet. Der Baum, woraus dieſes Harz fließet, iſt noch nicht zur Gnüge bekannt. Hernandez ſchreibet: ſolcher ſey groß, hätte glatte wohlriechende Aeſte, und kreuzweiſe geſtellte, runde, den Oliven ähnliche Blätter. Und nach Herrmanns Angeben ſind die Früchte kleine Aepfel. Das Harz giebt durch das Abziehn ein rothes, ſcharfes und ſtarkriechendes Oel, und davon kommt deſſen zertheilende und ſtärkende Kraft. Man gebrauchet es gemeiniglich nur äußerlich, und auch ſelten. Die Holländer und Nordländer ſtreichen, vermittelſt eines warmen Eiſen, dieſes Harz auf ſchwarzen Taffent, in Geſtalt eines Pflaſters, und legen ſolches bey Augen- und Zahnflüſſen auf die Schläfe.

Carapo.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, mit dem Aalgeſchlechte verwandt; S. unſern Artikel, Braſilianiſcher Aal, S. 8.

Carapobeba.

Dieſer Name wird einer Braſilianiſchen Eidexe gegeben, deren Haut leberfarbig und auf dem Schwanze mit weißen Flecken und Linien, die mit gelben Flecken vermiſchet ſind, bezeichnet iſt. Sie hat glänzende, durchſichtige Augen, an den Vorderfüßen fünf, an den Hinterfüßen aber vier Klauen. Sonſt iſt ſie in Anſehung ihrer übrigen Geſtalt von unſern gemeinen Eidexen nicht unterſchieden. Ihre Länge beträgt ohngefähr drey bis vier Zoll. Sie wird für giftig gehalten.

Carauna.

Carauna des Marcgravs, S. Pärſchling, Percis 4. Klein.

Carbe.

S. Kümmel.

Carcaju. S. Vielfraß.

Carcapuli.

S. Guttabaum.

Carcharias, Canis.

S. Seehund, Tiburo Klein.

Carco-

Carcovados.

Carcobados, Barbot meldet, S. 223. im Chriſtmonathe wůrden håufige Carcovados oder Mondfiſche auf der Goldkůſte gefangen. Sie ſind weißlicht, meiſt flach, auf dem Rücken ſehr dick, aber runder, und daher haben ſie den Namen. Der Köder für ſie iſt Zuckerrohr; ſie ſchmecken aber etwas eckelhaft. Andere Fiſche heißt eben dieſer Verfaſſer Carcobados, oder vergoldete Fiſche. S. A. R. IV. 284.

Cardamome.

Cardamomum. Dieſe und der Jngber kommen in Anſehung der Blume und Frucht mit einander ůberein, und daher machen beyde nur ein Geſchlecht aus, welches Amomum genannt worden. Wir wollen die Geſchlechtskennzeichen zuerſt anführen, und alsdenn die beyden Arten von Cardamomen beſchreiben, von dem Jngber aber an ſeinem Orte handeln. Der kleine dreyſpaltige Kelch ruhet auf dem Fruchtkeime. Das Blumenblatt hat eine kurze Röhre und der Rand iſt in vier ungleiche Lappen zerſchnitten. Hr. von Linne' eignet dem Blumenblatte nur drey Lappen zu, davon der mittelſte gröſſer, als die beyden ůbrigen iſt, den vierten Lappen aber hålt er für ein Honigbehåltniß. Ein einziger breiter, und den Lappen des Blumenblattes faſt åhnlicher, Staubfaden trågt ſeitwårts einen Staubbeutel. Der fadenförmige, långere Griffel endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. Die lederartige, eyförmige, dreyeckichte, dreyfächerichte Frucht theilet ſich in drey Klappen, und enthålt viele Saamen. Von den Arten kommen hier zwoe in Betrachtung, welche viel åhnliches unter einander haben. Wir behalten die gewöhnliche Benennung; die eine heißt die

Cardamome, Amomum Cardamomum Linn. Man findet zwar unter dieſem Namen einige Sorten Früchte, welche der Gröſſe nach von einander unterſchieden ſind, auch von beſondern Pflanzen abſtammen mögen, doch haben ſie alle faſt einerley Anſehn und Wachsthum. Die Cardamompflanze hat eine dicke, mit Gelenken verſehene, gekrůmmte Wurzel, aus deren untern Seite viele åſtige Zåſerchen, aus der obern aber verſchiedene runde und dem Rohre åhnliche Stångel treiben. Auf dieſen ſitzen lange, zugeſpitzte, und wegen der vorragenden Nerven geſtreifte Blåtter. Ueberdieß treiben aus den Gelenken der Wurzel junge Sproſſen oder Keime, welche ſich in beſondere, mit kleinen Blåttern beſetzte Stångel verlångern. Jn dem Winkel dieſer kleinen Blåtter ſitzet ein Stiel, auf welchem drey oder

vier

dier Blumen ruhen, ſo durch kleine Schuppen von einander abgeſondert ſind, jedoch unter ſich eine kurze Aehre vorſtellen. Das Blumenblatt iſt grünlichtweiß. Von den gewöhnlichen Sorten bemerken wir:

a) Die kleine Cardamome, Cardamomum minus. Dieſe Frucht iſt ohngefähr fünf Linien lang, und in dem friſchen Zuſtande mit einer grünen, etwas dicken, und der Länge nach zart eingekerbten, ſaftigen Schale bedecket, welche, wenn die Frucht reif abgenommen und an der Luft getrocknet worden, eine röthlichweiſe Farbe bekömmt, und auch dünner wird. Inwendig iſt ſelbige durch kleine Häutchen, die ſich leicht zerreiben laſſen, in drey Fächer abgetheilet, und in jedem Fache liegen zwo Reihen Saamen. Dieſe haben eine eckichte, meiſtentheils dreyeckichte, runzlichte Geſtalt, ſind äußerlich röthlich gelb, inwendig weiß, von einem ſcharfen, bittern, gewürzhaften, campferartigen Geſchmacke. Es wächſt dieſe kleine Cardamome an verſchiedenen, ſonderlich ſchattigen Gegenden in Oſtindien, und zeiget nach dem Geburtsorte einige Verſchiedenheit. Die allerkleinſte Frucht, ſo vollkommen rund und weißlicht iſt, und von einigen für das träublicht wachſende Amomum gehalten wird, findet ſich beſonders in den gebürgichten Gegenden oberhalb Cochin und Calicute, die andere Sorte iſt etwas länger, und die dritte zugeſpitzt. Dieſe beyden werden in den Gegenden um Cananor und andern Orten gefunden. Die Malabariſchen Früchte werden allen andern vorgezogen und vorzüglich die kleinſte Gattung hochgehalten. Die auf der Inſel Ceylon wachſen, kommen den Malabariſchen am nächſten, die aus Java ſind ſchlechter, und die an der ſüdlichen Küſte von Afrika wachſen, hält man für die ſchlechteſten. Die in China wachſen, ſind größer und runder als die Malabariſchen, aber ſelten zu haben.

b) Die mittlere Cardamome, Cardamomum medium, iſt eine, mehrentheils runde, oben an der Spitze ſtumpf zulaufende, und mit einem kleinen runden Nabel verſehene Frucht, welche übrigens und ihre Saamen mit der kleinen Art übereinkommen, jedoch nicht ſo häufig, als dieſe gebrauchet wird.

c) Die lange Cardamome, Cardam. maius oder longum, iſt eine länglichte, einen bis anderthalb Zoll lange, dünne, dreyeckichte, geſtreifte Frucht, die an der Spitze ſtumpf zulauft, aſchfarbig, ſchwer zu zerbrechen, ſonſt aber, wie die übrigen Sorten, beſchaffen. Die Saamen ſind länglicht, platt, eckicht, und auf

der

der einen Seite durch eine kleine Rinne getheilet, und durch verſchiedene Linien überzwerch durchſchnitten.

Die andere, gänzlich verſchiedene Art nennet man Paradieskerner, Grana Paradiſi. Amomum Grana Paradiſi L. ſonſt auch von dem Orte, wo ſie häufig wachſen, Malaguetta oder Meleguetta. Die getrocknete länglichte Frucht iſt von der Größe und Geſtalt einer Feige, und hat an ihrem obern Theile einen breiten rundlichen Nabel; die Schale iſt dünne, zähe, biegſam, der Länge nach gefurchet, braun oder röthlich. Im friſchen Zuſtande hat dieſe eine rothe glänzende Farbe, und inwendig ein weiches fleiſchichtes Weſen, von einem ſauren, nicht unangnehmen Geſchmacke. Die Saamen liegen auch in drey Fächern und ſind klein, ungleich, eckicht, glänzend, äußerlich röthlich braun, inwendig weiß. Die Pflanze wächſt vorzüglich in Madagaſcar und Guinea, und unterſcheidet ſich von der Cardamome durch den, zwar gleichfalls kurzen, aber in Aeſte getheilten, Blumenſtängel. Auch ſind dieſe beyde Saamen dem Geſchmacke nach verſchieden. Die Paradießkerner ſind ſcharf und brennend, wie Pfeffer und Ingber, dem ſie auch am Geruche gleich kommen, da hingegen die Cardamomen weniger ſcharf und mehr gewürzhaft ſind. Man ſoll daher auch beyde nicht mit einander verwechſeln, und überhaupt jene lieber gar abſchaffen und dieſe allein beybehalten.

Die Schalen und Saamen von den Cardamomen haben faſt einerley Geſchmack und Kräfte. Da jedoch letztere viel wirkſamer ſind, ſo pfleget man ſolche allein zu gebrauchen, und die Schalen nicht zu achten. Die Indianer bedienen ſich derſelben häufig, die Speiſen, beſonders das Fleiſch und die Fiſche damit zu würzen; welches auch bey uns geſchieht. Die Aerzte verordnen ſolche, die Verdauung zu befördern, den Magen und die Nerven zu ſtärken, deswegen auch einige dieſelben wieder den Schwindel und zu Verhütung des Schlagflußes angerathen. Sie reitzen auch die monathliche Reinigung und befördern faſt alle Abſonderungen der Säfte. Da ſie aber wirklich von einer ſtarken hitzigen Beſchaffenheit ſind, muß man ſolche vorſichtig und ſparſam, ſonderlich bey vollblüthigen Perſonen, gebrauchen. Die Saamen enthalten ein weſentliches, gewürzhaftes Oel, welches man mit Waſſer daraus ziehen kann.

Und man hat auch wirklich dieſes Oel in den Apotheken, welches aber Cajeputöl, Oleum Cajeput, oder von deſſen Erfinder, welches ein Deutſcher, aus Wolffenbüttel gebürtig, ſich aber lange

Zeit in Batavien aufgehalten, mit Namen Wittneben geweſen, Oleum Wittnebianum genannt. Nach dem erſten Namen, da Kajn ein Baum, oder Holz, und put weiß bedeutet, ſollte man glauben, als ob ſolches aus einem Holze verfertiget werde; welches aber nicht geſchieht. Vielmehr ſtimmen darinnen alle Nachrichten überein, daß es aus einer Sorte Cardamomen, und zwar, wie die meiſten glauben, aus den Saamen der mittleren, oder nach des Hrn. Siew Meynung, von einer andern, noch wenig bekannten Art, deren Frucht viel dicker als aller übrigen iſt, gemachet werde. S. Commercium Noribergenſe 1737. S. 132. Es iſt ſolches ganz helle, klar, dünne und weißlicht grün, von einem heftigen, gewürzhaften, campferartigen Geſchmacke und Geruch. Es ſchwimmet auf dem Waſſer und breitet ſich auf der Oberfläche deſſelben aus, läßt ſich im höchſtgereinigten Weingeiſte auflöſen. Man gebrauchet es innerlich bey Lähmungen, langwierigen Mutterbeſchwerungen, krämpfigen Zuckungen der Glieder, der Schlafſucht, und hält es überhaupt für ein kräftiges, nervenſtärkendes und krampfſtillendes Mittel. Hr. Vogel lobet es, als ein untrügliches Mittel, in der Cardialgie, erinnert jedoch, wie die Wirkung um deſto gewiſſer erfolge, wenn man entweder zuvor oder hernach durch ein gelindes Purgier- oder Brechmittel den Schleim ausgeführet habe. Man giebt von dieſem Oele zween, drey, bis fünf Tropfen mit Zucker, oder Wein, oder auch, welches vielleicht die beſte Art iſt, mit den weißen ſchmerzſtillenden Hofmanniſchen Tropfen. Es dienet auch äußerlich bey Kopf- und Zahnſchmerzen, Taubheit und Ohrenſauſen, bey Lähmungen, Quetſchungen und dem kalten Brande, da es denn gemeiniglich mit Salmiak, Lavendel, Mayblümchen, und andern Spiritus vermiſchet, oder auf Baumwolle getröpfelt, und an den leidenden Ort gebracht wird.

Carden.

S. Artiſchocke.

Cardinalsblume.

Flos Cardinalis. Wir behalten dieſen Geſchlechtsnamen, obgleich nur eine, oder die andere Art unter dieſem bekannt worden. Der rechte lateiniſche Name iſt Lobelia, Matthias de Lobeln, einem, im vorigen Jahrhunderte berühmten, Schriftſteller zum Andenken gewidmet. Der kleine einblättrige Kelch iſt um dem Fruchtkeim angewachſen, und in fünf ungleiche Einſchnitte getheilet, davon die beyden obern merklich aufwärts gerichtet ſind. Das Blumen-

Blumenblatt zeiget eine walzenförmige lange Röhre, welche ſich oben der Länge nach theilet, und mit einem fünffach getheilten Rande endiget. Von den lanzenförmigen Lappen des Randes ſind die beyden obern kleiner, rückwärts geſchlagen, tiefer abgetheilet, und ſtellen gleichſam die obere Lippe vor; die drey untern ſtehen mehr ausgebreitet und ſind öfters länger. Die fünf langen Staubfäden tragen nur einen walzenförmigen Staubbeutel, welcher ſich aber unterwärts in fünf Theile trennet. Der lange Griffel endiget ſich mit einem ſtumpfen, rauchlichten Staubwege. Die eyförmige, von dem verdorreten Kelche umſchloſſene, zweyfächerichte Saamenhülſe öffnet ſich an der Spitze, und enthält viele, ganz kleine Saamen. Die bekannteſten und merkwürdigſten Arten ſind:

1) Die ſcharlachrothe Cardinalsblume, Lobelia Cardinalis Linn. Dieſe Art hat vorzüglich wegen der vielen hochrothen Blumen dieſen Namen erhalten, und Fabius Columna hat ſolchen vorzüglich auf den Cardinal Barberini deuten wollen. Man ſehe deſſelben Anmerkungen bey dem Hernandez. Vielleicht hätte man das ganze Geſchlecht füglich Barberina nennen können. Die Wurzel beſteht aus vielen ſtarken, weißen Faſern, welche tief in die Erde dringen, und aus einem gemeinſchaftlichen Körper entſpringen. Aus dieſem treiben gegen den Herbſt viele, dicht an einander und in einen Kreis geſtellte, lanzenförmige, eingekerbte Blätter, welche auch den Winter über grün bleiben, im Frühjahre aber vergehen, und ſtatt derſelben ein oder mehrere, zween bis drey Fuß hohe, einfache, auch zuweilen äſtige Stängel zum Vorſcheine kommen. Die Stängelblätter ſind etwas größer, einander wechſelsweiſe gegen über geſtellet, platt anſitzend, eyförmig zugeſpitzt und eingekerbt. Gegen die Mitte des Stängels werden die Blätter nach oben zu immer kleiner und treiben aus dem Winkel kurze Stiele mit hochrothen, glänzenden, gleichſam mit Gold beſtäubten Blumen, welche zuſammen genommen eine Aehre vorſtellen, ſich aber gemeiniglich alle nach einer Seite und unterwärts richten. Die Blumenröhre iſt am hintern Theile aufgeſpalten, und die beyden ſchmälern obern Einſchnitte ſtehn ſeitwärts, wie zween Flügel, ausgebreitet, da die drey übrigen unterwärts hangen. Die zween gekrümmten Staubwege ragen über den Staubbeutel hervor. Die Frucht hat gemeiniglich drey Fächer. Die ganze Pflanze giebt, wenn man ſie verletzet, einen milchichten Saft, und in dem Boden der Blume befindet ſich eine

honigartige Feuchtigkeit. Die Pflanze ſtammet urſprünglich aus Virginien ab. In unſern Gärten kann man ſolche im freyen Lande aufbewahren, ſie geht aber den Winter über, zumal bey naſſer Witterung, leichtlich ein; daher man ſelbige lieber im Winter im Glashauſe zu verwahren pfleget; wodurch nicht allein die Wurzel gut erhalten, ſondern auch gemeiniglich von ſelbſt getheilet wird, und obenher einige abgeſonderte Blätterroſen darſtellet. Dergleichen findet man auch zuweilen an den Stöcken, wenn ſie im Lande erzogen worden, und meiſt abgeblühet haben. Auch in Töpfen faulen die Wurzeln leichtlich, und man ſoll ſelbige im Winter gar nicht, oder nur ſelten und wenig begießen. Im Juli und Auguſt kommen die prächtigen Blumen zum Vorſcheine; ſie dauern lange, verwelken aber ohne Saamen. Die abgeſchnittenen und in die Erde geſteckten Stängel ſollen, nach einiger Vorgeben, Wurzeln ſchlagen, welches uns niemals gelungen; wir haben die Vermehrung allein durch die Theilung der Wurzel erhalten können.

2) Die blaue veneriſche Cardinalsblume, Lobelia ſiphilitica Linn. Die Wurzel iſt wie bey der erſten Art beſchaffen, und der aufrechtſtehende, ſelten mit einigen Zweigen beſetzte Stängel, wird in Virginien, woſelbſt die Pflanze auf naſſen und ſumpfichten Stellen wächſt, von einem bis vier, bey uns aber kaum anderthalb bis zween Fuß hoch. Anfangs zeigen ſich nur Wurzelblätter, und dieſe vergehen, wenn der Stängel treibt, und wenn dieſer zu verblühen anfängt, kommen wieder neue hervor, faſt eben ſo, wie bey der erſten Art. Dieſe ſind einander ähnlich, nämlich eyförmig zugeſpitzet, ausgezacket und in Stiele verlängert. An dem Stängel, welcher durchaus damit beſetzet iſt, zeigen die Blätter am Rande, wie auch die Zäckchen deſſelben kleine weiße erhabene Puncte. Aus dem Winkel der Blätter kommen einzelne Blumenſtiele, welche ſchöne, große, blaue Blumen tragen, ſo unter ſich eine Aehre vorſtellen. An dem Winkel der untern Stängelblätter ſitzen nur unvollkommene Blumen, aus den obern aber treiben vollkommene. Die Einſchnitte des Kelches ſind lang, ſchmal und ſpitzig, und der Rand derſelben rückwärts gebogen. Wenn man die Pflanze zerbricht, kömmt aus allen Theilen ein Milchſaft. Die Wurzel ſoll, wie Kalm vorgiebt, viel ähnliches mit dem Tabak haben, Brechen erregen, und der Geſchmack davon lange im Munde zurückbleiben. Dieſes iſt diejenige Pflanze, welche die wilden Amerikaner vornehmlich und allgemein wider die Liebesſeuche zu gebrauchen pflegen. Herr Kalm

 hat

hat dieſe Entdeckung gemachet, und den Gebrauch davon in den Abhandl. der Schwed. Akad. im XII. Bande, S. 294. genau beſchrieben. Die Cur iſt ſehr einfach. Die Wilden nehmen die Wurzel von vier, ſechs und mehrern Pflanzen, nachdem die Krankheit tief eingewurzelt iſt, und machen ſie rein. Manche brauchen friſche Wurzeln, andere ſollen die getrockneten vorziehen. Sie werden mit Waſſer gekochet, und dieſer Trank wird von dem Kranken des Morgens nüchtern getrunken, und zwar ſo viel, als er kann; auch den Tag über iſt dieſes das vornehmſte Getränke. Der Kranke purgieret davon, und ſobald dieſes zu häufig geſchieht, wird der Trank ſchwächer gemachet. Nach dem dritten Tage trinket der Kranke nicht nur dieſen Trank, ſondern wäſcht und badet damit die Theile, die von der Krankheit am meiſten eingenommen ſind. Nachdem er auf ſolche Weiſe zwo oder drey Wochen fortgefahren, iſt die Krankheit gemeiniglich geheilet. Die Entdeckung eines dergleichen ſichern Mittels gegen dieſe Krankheit iſt um ſo viel höher zu ſchätzen, da ſolches, oder dieſe Pflanze längſtens ſchon unſern Gärten zur Zierde gedienet. Sie verlanget mit der erſten einerley Wartung, doch iſt ſie gegen die Kälte empfindlicher, und wird daher im Winter im freyen Lande nicht aushalten; die Wurzel faulet auch leichtlich, und muß gegen den Herbſt und im Winter über wenig begoſſen werden. Die Vermehrung geſchieht von ſelbſt aus der Wurzel; reifen Saamen erhält man ſelten, doch haben ſich zuweilen dieſe ſelbſt ausgeſäet, und junge Pflanzen gegeben.

3) die giftige Cardinalsblume, Tupa genannt, Lobelia Tupa Linn. wächſt in Peru, hat eine gerade Wurzel, welche ſich in ſchräge Aerme theilet, und einen ſtarken, mannshohen, inwendig hohlen, geraden Stängel treibt, welcher fünf gleichförmige Flächen zeiget. Die Blätter umgeben den Stängel mit ihrem untern Theile anderthalb Zoll lang, hernach ſondern ſie ſich davon ab, werden lanzenförmig und ſind am Rande entweder völlig ganz, oder mit kleinen unmerklichen Zähnen beſetzet, und auf der Oberfläche mit zarten weißen Härchen beſtreut, daher ſie weißgrünlicht erſcheinen. Der Stängel endiget ſich mit einem Blumenſtrauße. Ein röthlicher Stiel entſpringt aus dem Winkel eines röthlichen Blättchens und trägt eine Blume. Der Kelch iſt dunkel, das Blumenblatt blutroth. Dieſe Pflanze iſt eine von den giftigſten. Wurzel und Stängel geben eine tödtende Milch von ſich. Der Geruch der Blumen erreget heftiges Erbrechen. Wer damit umgeht muß

muß ſich wohl in Acht nehmen, daß er ſelbige nicht mit den Fingern zerdrücke; denn ſollte man nachher mit den Fingern die Augen berühren, ſo geht das Geſichte gewiß verlohren.

4) Die langröhrige Cardinalsblume, Lobelia longiflora L. wächſt in Jamaika an den Bächen. Die Wurzel iſt ſtark und dicke, der Stängel drey oder vier Finger hoch, und mit dicht an einander und wechſelsweiſe geſtellten, platt aufſitzenden, lanzenförmigen, eingezackten Blättern beſetzet. Die einzelnen Blumenſtiele tragen weiße Blumen. Die Blumenröhre iſt ganz dünne, aber ſehr lang. Dieſe iſt gleichfalls in allen Theilen überaus giftig.

5) Die brennende, blaue Cardinalsblume, Lobelia vrens L. wächſt in Spanien und Frankreich. Die Wurzel beſteht aus vielen weißen, ſtarken, oberwärts vereinigten Faſern. Der Stängel wird ein, bis zween Fuß hoch, welchen die plattaufſitzenden Blätter umgeben. Die untern ſind rundlich und eingekerbet, die obern lanzenförmig und ausgezacket, aus deren Winkel die blauen Blumen treiben, welche unter ſich einen Strauß vorſtellen. Die ganze Pflanze enthält einen milchichten Saft, und hat einen heftig brennenden Geſchmack. Es iſt ſelbige zuweilen aus Unwiſſenheit ſtatt des Tauſendgüldenkrautes bey den Fiebern gebrauchet worden; es haben die Stängel und Blätter Erbrechen und viele Stuhlgänge verurſachet, wodurch einige vom Fieber befreyet, die meiſten aber mit heftigen Leibesſchmerzen, Durchfällen, Beängſtigungen und Krämpfen befallen worden. Indeſſen empfiehlt doch dieſe Pflanze zu genauer Prüfung Herr Bonte in der Neuen Sammlung auserleſener Wahrnehmungen, V. Band, 196 S. Dieſe Art iſt ein Sommergewächſe, und trägt im erſten Jahre Blumen und Saamen; wenn man ſelbige in einem warmen Orte aufbehält, bleiben die Stöcke auch den Winter über am Leben.

Cardobenedicten.

Carduus benedictus offic. Centaurea benedicta Linn. Dieſe Pflanze hat nicht nur im Deutſchen verſchiedene Namen erhalten, als geſegnete Diſtel, Spinnerdiſtel, Bitterdiſtel, Bernkraut, Bernhardinerkraut, ſondern iſt auch zu verſchiedenen Geſchlechtern gerechnet worden. Ehedem brachte man ſelbige zu den Diſteln und Herr von Linne' hat es ehedem zu dem Kratzkraute, nachher aber zu der Flockenblume gerechnet. Da ſie unter dem erſtern Namen in den Apotheken aufbehalten wird, wollen wir ſolche auch beſonders anführen, und jedem überlaſſen, zu welchen von

beyden letztern Geſchlechtern man ſelbige vereinigen wolle. Die in Aeſte getheilte, auf der Erde ſich ausbreitende und überall rauche Pflanze trägt wechſelsweiſe geſtellte, ſpitzige, ausgebogene und eingezackte Blätter, welche gegen das Ende der Zweige dichter bey einander ſtehen, und gleichſam eine beſondere Einwickelung der Blume ausmachen. Da auch die Blätter platt anſitzen, und an den Zweigen einigermaßen nach unten zu fortlaufen, ſo werden dieſe in etwas geflügelt. Die Zacken der Blätter endigen ſich mit einer kleinen Stachel, und zwiſchen den obern Blättern und den Kelchſchuppen liegt ein dichtes wollichtes Weſen. Die Blume gehöret zu den zuſammengeſetzten; ſie zeiget einen großen, eyförmigen, ſchuppichten Kelch, deſſen Schuppen dicht über einander liegen, und ſich mit einer äſtigen Stachel endigen. Alle Blumen ſind Zwitter, von einerley Geſtalt und gelblicht; jedoch findet man zuweilen in dem Rande einige, ſo entweder weiblichen Geſchlechts, oder ganz unfruchtbar ſind. Es ſind auch dieſe Randblümchen nur in drey Einſchnitte getheilet, da die übrigen alle fünfe haben. Alle ſind röhrenförmig, und die Zwitterblümchen enthalten einen verwachſenen, walzenförmigen Staubbeutel, ſo auf fünf Staubfäden ruhet, und einen Griffel mit zween Staubwegen. Wenn die Blüthe verwelket, ſchließt ſich der Kelch mehr und mehr zu, und enthält viele gekrümmte, geſtreifte Saamen, auf welchen eine Haarkrone liegt, und auf dem haarichten Blumenbette ſitzen. Man gebrauchet davon das Kraut und die Saamen. Jenes iſt ſehr bitter, eröffnet, zertheilet und reiniget, treibt den Schweiß, eröffnet die verſtopfte Leber und Milz, widerſtehet dem Scharbock, Gelb- und Waſſerſucht, und leiſtet in langwierigen Wechſelfiebern gute Dienſte, dienet auch beym verderbten Magen und wider die Würmer. Es wird ſowohl in Pulver, als auch mit Waſſer, Bier und Wein abgekochet, gegeben, vorzüglich aber das Extract davon gebrauchet. Die Saamen werden gemeiniglich zu Milchtränkchen genommen, und in hitzigen Krankheiten, als Pocken und Maſern gebrauchet. Daß ſolche in dem Seitenſtechfieber vorzüglich nützlich ſeyn ſollten, hat keinen Grund. Die Wolle, welche um die Blumenköpfe ſitzet, gebrauchen einige zum Blutſtillen.

In der Inſel Chio und Spanien wächſt die Pflanze wild, bey uns wird ſolche häufig in den Gärten gebauet. Da ſolche nur jährig iſt, wird ſie aus dem Saamen erzogen, den man im Frühlinge in das freye Land ſäet. Sie bedarf keiner Wartung, blühet im Sommer und trägt reichlich Saamen.

Die Stöcke ſoll man nicht zu nahe bey einander ſtehen laſſen, damit ſie Platz haben, ſich auszubreiten; und bey dem Trocknen ſoll man ſich in Acht nehmen, daß ſelbige nicht ſchimmlicht werden, welches gar leicht geſchieht.

Cardonen.

S. Artiſchocke.

Carelie.

S. Ageratum.

Carfunkel.

Carbunculus, wird der ſchönſte und beſte Rubin genannt. Wallerius Mineralog. S. 153. ſaget, daß, wenn ein blutrother orientaliſcher Rubin 20 Karat im Gewichte übertreffe, ſolcher Carfunkel genannt werde.

Carfunkelthier.

Carbunculus. Im dritten Bande der Allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande S. 254. und im zweeten Bande der Onomatologiae hiſtor. natur. S. 636. wird erzählet, daß es in einigen Afrikaniſchen Gegenden ein wunderbares Thier gebe, Carfunkelthier genannt, welches ſich nur bey Nacht ſehen laſſe, und einen außerordentlichen Glanz von ſich werfe. Dieſer Glanz, welcher ihm darzu dienen ſoll, damit es ſein Futter ſehen und aufſuchen könne, entſtehe von einem Steine auf der Stirne, den es ſogleich mit einem Häutchen zu bedecken pflege, ſobald es das geringſte Geräuſch bemerke, damit es nicht durch ſeinen Glanz verrathen würde. Allein alle dieſe Erzählungen ſind nichts als bloße Mährchen, welche ſich die Reiſenden von den Negern haben aufheften laſſen.

Cargamon.

Mit dieſem Namen wird ein rares Gewürze, welches nur auf groſſer Herrn Tafeln in Aſien anzutreffen ſeyn, und einzig und allein in der Landſchaft Viſapour wachſen ſoll, beleget. Was aber ſolches eigentlich ſey, iſt uns unbekannt.

Cariacu.

Ein vierfüßiges Thier in Amerika, das mit ünſern Damhirſchen faſt in allen Stücken übereinkömmt.

Carlseiche.

Robur Caroli, ein Sternbild am ſüdlichen Himmel, welches der berühmte Halley im Jahr 1677 eingeführet hat. Es ſteht zwiſchen dem Schiffe Argo und dem Centaur, iſt aber in unſern Gegenden niemals ſichtbar. Man rechnet zu demſelben zwölf Sterne, nämlich einen der andern Größe, zween der dritten, ſieben der vierten und zween der fünften Größe.

Carlskirſchenbaum.
S. Cornelbaum.

Carmon.

Ein weißer Fiſch, davon die größten etwa dreyviertel Ellen lang, und Armes dicke ſind. Sie würden ſehr annehmlich ſeyn, wenn ſie nicht zu fett und ölicht ſchmeckete. Sie gehören unter die ſüßen Waſſerfiſche, die aus den Seen kommen und in den Flüſſen ſtehen. S. A. R. IV. 278.

Carneol.

Carneolus, iſt ein Halbedelſtein, welcher eine ziemliche Härte beſitzet, und eine rothe Farbe hat. Cronſtedt Mineral. S. 62. und Waller. Mineralog. S. 111. zählen den Carneol unter die Kieſelarten. Da derſelbe die vornehmſten Eigenſchaften der Kieſel an ſich hat, ſo kann er füglich unter dieſe Geſchlechtart gezählet werden. Es läßt ſich derſelbe ſchleifen, ſchneiden und poliren, daher man aus ſelbigem Steine, Petſchafte, Halsgehänge, u. ſ. f. bereitet. Man findet ſelbigen in Sardinien, Aegypten und Arabien, welcher für den beſten gehalten wird. Etwas geringer ſind diejenigen, welche in Böhmen, Schleſien und Sachſen gefunden werden.

Carniole.
S. Cornelblume.

Carobbaum.
S. Johannisbrod.

Caroliner.

Caroliner oder Caroliniſcher Reyger, kömmt unter den Reygern vor. Er iſt wegen ſeiner ſchönen blauen Farben ausnehmend zu ſchätzen.

Carotten.
S. Möhren.

Caroula.

Unter dieſem Namen findet man bey einigen Schriftſtellern eine ſehr giftige Schlange angeführet, die ſich auf der Inſel Ceylon aufhalten, und ohngefähr eine Elle lang ſeyn ſoll. Man trifft ſie meiſtentheils in den Löchern und Winkeln der Häuſer an, wo ſie von den Katzen begierig aufgeſucht und gefreſſen wird.

Carretſchildkröte.
S. Schildkröte.

Cartätſchen.
S. Weberkarthe.

Carthaginiſche Ralle.

Carthaginiſche Ralle gehöret, wie der Name giebt, zu den Rallen, davon an ſeinem Orte das gehörige vorkommen wird. Hier merken wir nur an, daß er ſich wegen ſeiner ſonderbaren Hinterzähe auszeichnet. Denn da bey

den

den übrigen Rallen die Nägel an den Zähen nur kurz zu ſeyn pflegen, ſo ſind dieſe bey der gegenwärtigen Art mit etwas längern und ſcharfen Nägeln beſetzet; der hinterſte Nagel beſonders iſt wie ein gerader Stachel, und ſammt der Zähe drey Zoll lang, welche Länge, auch die mittelſte Zähe hat. Uebrigens iſt bey dieſem Vogel der Schnabel mittelmäßig lang, ſtumpf, gelb mit rothem Naſenfleiſche, der Kopf bunt, wie an Schnepfen, über dem Auge ein weißer Streif bis an den Rücken, Hals und Unterleib weiß, Rücken ſcharlachfarben, der Schwanz aber roth, die Flügel bunt von braun, gelblicht, roth und blau, und haben am äußerſten Gelenke einen dreyeckichten beinernen Stachel, und die Füße ſind bleyfarbig.

Carthagodoublet.

Cardium tuberculatum. Linn. Dieſes iſt der Name einer Muſchel aus dem Geſchlechte der Herzmuſcheln, die ſonſt unter dem Namen Feitamadoublet bekannt war, welchen ſie deswegen erhalten hatte, weil ſie ſich in der Naturalienſammlung der Herren Feitama befand. Die Schale iſt braungelb und hat weiße Querbänder und ſtumpfe knotige Ribben. Man findet dieſe Art im Mittelländiſchen Meere und vorzüglich an der ſpaniſchen und franzöſiſchen Küſte. Das Thier, welchem dieſe Muſchel zur Wohnung dienet, hat einen länglichten dreyeckichten Körper, deſſen vorderſter Theil aus zwo platten, von einander abgeſonderten Röhren beſteht, womit es das Waſſer einzuſaugen und auszuſpritzen pfleget. Jede dieſer Röhren hat eine runde Mündung, die mit gelben Härchen beſetzet iſt. Unten hat das Thier einen langen, und an deu Seiten noch einen kleinern Fuß, durch deren Hülfe es ſich um zween Zoll in einem Schritte fortbewegen kann.

Carviol.

S. Kohl.

Carwe.

S. Kümmel.

Caſcarille.

Caſcarille oder Schacarille, eine Baumrinde, welche man ehedem mit der Chinarinde verwechſelt, auch wohl für den Corticem Thymiamatis fälſchlich gehalten hat. Selbſt Hr. von Linné in der Materia medica ſcheint den Cort. Thymiamatis und Caſcarille einem Baume zuzueignen, hingegen in ſeinen neuern Schriften jeder Rinde einen beſondern anzuweiſen; daher wir auch dafür halten, daß nicht, wie Hr. Dietrich noch jetzo angiebt, die Caſcarillrinde von der Clutia Eluterium, ſondern von dem

Croton Caſcarille Linn. hergenommen werde. Dieſe Rinde erhalten wir in mehr oder weniger zuſammengerollten Röhren, ſie iſt äußerlich etwas graulicht, innerlich dunkelbraun, dicht, feſt, vom Geſchmacke bitter und gewürzhaft, und von ſtarken, auf glüenden Kohlen ſehr angenehmen Geruche. Der Baum, welcher dieſelbe giebt, und vom Cateſby in der Geſchichte von Carolina abgebildet worden, wächſt in den Bahamiſchen Inſeln, erreichet ohngefähr die Höhe von zehn, und die Stärke von einem Fuße. Die geſtielten, länglichten, ſchmalen Blätter laufen ſpitzig zu, ſind am Rande völlig ganz, und unterwärts mit einiger Wolle bedecket; am hintern Theile der Blätter ſitzen ſeitwärts drey länglichte Drüßen. Die Aeſte endigen ſich mit einer lockern Blumenähre, davon einige aus männlichen, andere aus weiblichen Blumen beſtehen. Beyde haben einen fünfblättrigen Kelch, und fünf Blumenblätter; die männlichen zehn und mehrere Staubfäden, die weiblichen drey getheilte Griffel. Die Frucht hat drey Fächer und in jedem Fache liegt ein ſchwarzer Saame. Die Rinde enthält ein weſentliches Oel, viel Harz und Gummi, und beſitzet eine ſtärkende, balſamiſche, zertheilende und beruhigende Kraft. Sie dienet daher vortrefflich zu Stärkung des Magens, befördert die Verdauung, treibt die Blähungen, lindert die Krämpfe, kann die ſchwache Lunge ſtärken und dem Blutſpeyen Einhalt thun, auch bey den Wechſelfiebern nutzen. Vornehmlich hat man ſelbige wieder die rothe Ruhr, als ein bewehrtes Mittel, gelobet. Man brauchet ſolche auch zum räuchern, nicht allein wegen des guten Geruches, daher einige dieſe Rinde unter den Rauchtaback zu miſchen pflegen, um deſſen Rauch angenehm zu machen, ſondern auch die äußerlichen Theile damit zu ſtärken. Der Gebrauch davon iſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts erſt aufgekommen, und in Deutſchland zuerſt von Hr. D. Stiſſern in Helmſtädt eingeführet worden. Man giebet das Pulver von ſechs bis zehn Gran, die daraus bereitete Tinctur von dreyßig bis vierzig Tropfen, und bedienet ſich auch des zweyfachen, ſowohl mit Waſſer, als Weingeiſt gemachten Extracts, doch iſt das erſte beſſer, als das letzte. Im letzten Kriege wurde dieſe Rinde in den Lazarethen, ſonderlich bey der Rothenruhr ſehr häufig gebrauchet, und vermuthlich dadurch der Preiß derſelben auf eine unerhörte Art geſteigert. Vorher zahlte man hier zehn bis zwölf Groſchen für das Pfund, und im Kriege kam nach und nach das Pfund auf dreyßig Rthl. Jetzo iſt

ſolche wieder im alten geringen Preis.

Caſeare.

S. Samyda.

Cashouc.

Cashouc, in Egypten eine Art Rochen, ſonſt auch Oxyrinchus mit der ſcharfen Naſe; bey den Normännnern Hull, bey den Portugieſen Huga. Es giebt größere und kleinere, im Nil, rothen und Caſpiſchen Meere. Bey den Alten hieß er Bos und zu Antwerpen annoch Hautin. Richter.

Caſia.

Poetencaſia, nach Herr Planern, Steinbeere. Oſyris alba Linn. Dieſer niedrige Strauch wächſt in Italien, Spanien, bey Montpellier und auf dem Berge Libanon. Die holzigen Zweige ſind mit langen, ſchmalen, ſpitzigen, glänzenden Blättern beſetzet. Männliche und weibliche Blumen ſtehen auf verſchiedenen Stämmen; ſie haben keine Blumenblätter, ſondern nur einen dreyfach getheilten, gelblicht weißen Kelch, und die erſten drey kurze Staubfäden, die andern einen Griffel mit dreyfachen Staubwege. Die Frucht iſt eine rothe runde Beere und enthält einen ſteinichten Saamen. Hr. v. Linne bemerket, wie die weiblichen Blumen zwar auch Staubfäden haben, und alſo wirklich Zwitter ſeyn, jedoch ohne die männlichen unfruchtbar blieben. Die Pflanze iſt ſchwerlich in den Gärten zu erziehen, und wir führen ſolche nur um deswillen an, weil Lobel, und mit ihm andere dafür halten, als ob dieſes diejenige Caſie ſey, welche ehedem die Poeten zu ihren Cränzen ſich bedienet haben.

Caſuar.

Caſuarius, Emeu pennis ſetoſis nigricantibus, Coſſowary, ein großer Oſtindiſcher Vogel, an Größe dem Strauße ſehr nahe, der nebſt der Trappe, dem Kübitz und noch ein paar andern Vögeln, die ganze zweyte Familie der Vögel beym Klein ausmachet: nämlich derjenigen, die nur drey Zähen vorwärts, und keinen hinterwärts haben. Der Vogel hat einen dicken, forne etwas gekrümmten Schnabel, weites Maul, dicken hornigen Kamm, und unterm Schnabel einen doppelten Bart. Seine Zunge iſt rund herum gezähnt. Er hat überhaupt wenig Federn, und vornehmlich am Kopfe und Halſe, allwo die blaue Haut ſichtlich durchſpielet. Eben ſo wenig kurz und ſchlecht ſind die andern Federn an Flügeln, und am Schwanze, die durchgehends ſtatt der Fahnen am Ende zwo bis drey Spitzen haben, als wenn ſie geſpalten wären. Daher haben

ben einige dieſen Vogel für einen ſolchen gehalten, der gewiſſermaaßen gar keine, wenigſtens keine eigentliche Federn, wider die Natur der andern Vögel, hat. Er iſt ſchwarz. Seine Heymath ſind vornehmlich die molukiſchen Inſeln, Sumatra, Java, und andere warme dortige Länder. Die Eyer findet man etwa halb ſo groß, als des Straußen ſeine, grünlicht, punctirt mit krummen Linien. Dieſem füge ich auch noch den grauen Caſuar mit einem Straußſchnabel bey, der ſich im Spaniſchen Amerika häufig aufhält. Er trägt den Hals krumm wie ein Schwan, hat auch keine ordentlichen Federn, ſondern nur kurz anliegende graue Haarfedern und auch keinen Schwanz. Daher denn der Leib faſt eyförmig iſt. Hinten an Füßen, neben der Fußſohle, findet man ein dickes hartes Gewächs, welches ihn hindert auf glatten Boden zu gehen.

Caſuminar.

S. Caſſumunar.

Caſſavawurzel.

S. Brechnuß.

Caſſena.

S. Caſſinenſtaude.

Caſſie.

Unter dieſem Namen verſtehen wir nicht die holzige Rinde, welche bey dem Zimmet vorkommen wird, hingegen aber auch nicht nur diejenige Frucht, welche in den Apotheken als ein Laxiermittel bekannt iſt, ſondern überhaupt ein ganzes Geſchlecht, welches nach der Neuern Beſtimmung zugleich die Senne unter ſich begreift. Wir können jedoch füglich die Senne an ſeinem Orte anbringen, und hier nur die Arten der Caſſie anführen, in ſoferne ſolche nach unſerer Abſicht angemerket zu werden, verdienen. Die Geſchlechtskennzeichen ſind der fünfblätterichte, abfallende Kelch; fünf rundliche, vertiefte Blumenblätter, davon die untern mehr ausgebreitet und größer ſind, auch mehr von einander abſtehen; zehn unterwärts gekrümmte Staubfäden, davon die drey unterſten die längſten, die drey obern aber die kürzeſten ſind; auch die Staubbeutel ſind verſchieden, die drey unterſten größer, gekrümmet, und mit einem beſondern Fortſatze geendiget; bey den vier ſeitwärts geſtellten fehlet dieſer Fortſatz, und die drey oberſten ſind ganz klein und unvollkommen. Der rundlich lange Fruchtkeim iſt geſtielet, der Griffel ganz kurz und der ſtumpfe Staubweg aufwärts gerichtet. Die Frucht iſt eine länglichte Schote, der Quere nach in Fächer abgetheilet, und mit vielen Saamen erfüllet. Zu der Caſſie rechnete Tournefort diejenigen Arten, deren lange, walzenförmige

förmige oder zuſammengedrückte Frucht innerlich durch ganze Scheidewände in Fächer abgetheilet war, und die Saamen in einem ſaftigen Weſen eingewickelt lagen; zu der Senne aber diejenigen, deren platte und gekrümmte Frucht zwar in Fächer abgetheilet, die gewundenen Saamen aber ohne Einwickelung waren, und die Frucht ſich in zwo Klappen theilete.

1) Die alexandriniſche Laxiercaſſie, Caſſienröhrenbaum, Fiſtulcaſſie, Caſſia fiſtula Linn. Der Baum wächſt in Oſt- und Weſtindien, ſonderlich in Egypten, iſt unſerm Wallnußbaum ziemlich ähnlich, hat eine dünne, glatte, aſchgraue Rinde, und ein feſtes, inwendig dunkelrothes Holz, mit einem blaſſen Splinte. Die Aeſte tragen gefiederte Blätter, welche aus fünf oder ſechs paar, eyförmigen, ſcharf zugeſpitzten, glatten Blättchen beſtehen. Die Blätterſtiele ſind mit keinen Drüſen beſetzet, wiewohl bey vielen andern Arten der Caſſie geſchieht. Die Blumen kommen in Indien im April und May zum Vorſcheine, und alsdenn verliert der Baum alle Blätter. Um den Ort, wo die Blätter angeſeſſen, entſpringen einige längere Stiele, welche eine Blumenähre tragen. Jede Blume hat ihren eigenen, etwa drey Zoll langen Stiel. Die Kelchblätter ſind grünlichtgelb, und die ganz gelben Blumenblätter mit Adern durchzogen. Die ſehr lange, walzenförmige, gerade, am Ende etwas krumm gebogene Frucht iſt eine hölzerne, harte, ſchwarze, mit vielen Querlinien, als Cirkeln umgebene Schote, welche innerlich durch quergeſtellte hölzerne Wände in viele Fächer abgetheilet wird, zwiſchen welchen ein weiches, ſchwarzes, ſüß und ſäuerlich ſchmeckendes Muß und in dieſem länglichtrunde, gelbe, glatte, harte Saamen liegen. Man findet von dieſer Frucht verſchiedene Arten, muß aber keine davon mit der Braſilianiſchen Caſſie verwechſeln. Man unterſcheidet ſonderlich die Orientaliſche und Occidentaliſche. Von der Orientaliſchen iſt die Levantiſche die beſte, und hat große, dicke Schoten, die alexandriniſche aber dünnere und kleinere. Die aus den Antilleninſeln kömmt, wird der Orientaliſchen gleich geſchätzet. Wenn die zu uns gebrachten Schoten beym Schütteln ein Geräuſche von ſich geben, iſt es ein Zeichen, daß die Frucht ſchon alt und das Mark darinnen vertrocknet ſey. Das Mark ſoll fett, glänzend, ſchwarz, ſüßlicht, nicht herbe, nicht ganz ſauer, weder zu trocken noch zu feuchte und nicht ſchimmlicht ſeyn. Wir gebrauchen dieſes Mark allein, in Indien aber werden die jungen Schoten mit Zucker überzogen, auch aus den Blumen eine gelinde laxirende

Conſerve zubereitet. Die Araber haben den herrlichen Nutzen dieſes Markes zuerſt erkannt, und ſelbiges hat auch bisher ſeinen Werth behalten. Es iſt ſolches ein gelindes und unſchädliches Laxirmittel, ſo bey jedem Geſchlechte und Alter, auch bey Schwangern, Kindbetterinnen und auch bey hitzigen Krankheiten gebrauchet werden kann. Nicht allein aber wegen Oeffnung des Leibes verdienet dieſes Mark alle Hochachtung, ſondern es kühlet, zertheilet, widerſteht der Fäulniß, und dient daher bey allen äußerlichen und innerlichen Entzündungen, hitzigen und faulen Fiebern, und nach einiger Vorgeben auch bey dem Nieren- und Blaſenſteine. Boerhaave will wahrgenommen haben, daß ſolches den Urin ſchwarz färbe, und demſelben einen ſtinkenden Geruch mittheile, welches aber Gmelin nicht bemerken können, ob er gleich dieſes Mark häufig verordnet. Daß ſelbiges die feſten Theile ſchwäche, Bauchgrimmen und Blähungen verurſache, darf man eben nicht befürchten, wenn es nur von guter Beſchaffenheit iſt, oder auch mit andern Sachen verſetzet wird. Wenn ſolches nur den Leib eröffnen ſoll, kann man abgekochte Rhabarber zuſetzen, oder mit abgezogenen Waſſer von Pomeranzen, Krauſemünze und dergleichen auflöſen. Man gebrauchet das, aus den Schoten gezogene, und durch ein Sieb gedrückte Caſſienmark, welches Pulpa, auch Flos, auch Extractum genannt wird, ſowohl vor ſich, als mit Waſſer, Wein, Molken und Brühe aufgelöſet, oder in Latwerge von einer halben bis zwo Unzen, nachdem der Leib mehr oder weniger geöffnet, oder die Säfte abgekühlet und verbeſſert werden ſollen. Man verfertiget auch daraus Clyſtiere. Man kann dieſe Art zwar aus den Saamen erziehen, iſt aber ſchwerlich zu erhalten, ob man ſolche gleich beſtändig in dem Glashauſe unterhalten wollte.

2) Die Braſilianiſche Laxiercaſſie, Caſſia Iavanica L. dieſe iſt von der vorigen gänzlich unterſchieden. Der Baum iſt groß; der Stamm gerade, glatt; die Aeſte breiten ſich weit aus; die gefiederten Blätter beſtehen gemeiniglich aus zwölf paar länglichten, ſtumpfen, glatten Blättchen; die Blätterſtiele haben auch keine Drüßen; die Blumen kommen aus dem Blätterwinkel und ſtehen ährenweiſe; jede Blume hat ihren eigenen wolligen Stiel; die Blumenblätter ſind fleiſchfärbig; die ſchwarzen oder braunen Schoten ſind ohngefähr zween Fuß lang, fünf Finger dicke, allmählig gekrümmt, der Länge nach mit drey vorragenden Ribben beſetzet, äußerlich rauh, inwendig holzig, weiß und ſo hart, daß man ſie mit dem Hammer zerſchlagen muß, ſie

ſie theilet ſich auch in viele Fächer, in jedem liegt ein blaßgelber, glatter, harter Saame von der Geſtalt und Größe einer Mandel, umwickelt von einem ſchleimichten, ſchwärzlichen Marke, welches bitter und unangenehm ſchmecket. Dieſem Marke haben einige nur eine zuſammenziehende Kraft zugeeignet, welche es auch beſitzet, ſo lange die Frucht unreif iſt. Das Mark von der reifen Frucht aber laxieret, und zwar, wie man vorgiebt, viel ſtärker, als von der Alexandriniſchen. In unſern Apotheken findet man dieſe Art ſelten, und man verordnet durchgehends die erſte Art.

3) Die Marylandiſche Caſſie, Caſſia Marylandica L. Sie wächſt in Virginien und Maryland. Die Wurzel beſteht aus vielen ſchwarzen Faſern. An den gefiederten Blättern zählet man mehrentheils neun oder auch acht Paar länglichte, ſpitzige, hellgrüne Blättchen von einerley Größe. Das ganze Blatt mit dem Stiele iſt ohngefähr ſieben Zoll lang. Am Ende eines jeden Blattſtieles, welcher, wie die Blätter ſelbſt mit feinen Haaren beſetzet iſt, ſieht man eine kleine Drüße. Die Blumen kommen bey uns im Auguſt und September an den Spitzen der Aeſte büſchelweiſe zum Vorſcheine. Die Kelchblätter ſind blaßgelb, die Blumblätter ſchön gelb gefärbet und mit Adern durchzogen. Die Frucht iſt eine lange rauhe Schote, mit ſchräg hinlaufenden Abtheilungen, davon jede einen oder zween rundliche Saamen enthält. Dieſe Art dauert bey uns im freyen Lande, doch ſterben im Winter die Stängel bis auf die Wurzel ab, es treiben aber im Frühjahre neue hervor. Indeſſen thut man gut, wenn man einen Stock im Topfe hält, und im Winter beyſetzet. Saamen erhalten wir niemals, können aber durch die Theilung der Wurzel, die Vermehrung erhalten. Die ſchönen Blumen, zumal ſelbige lange dauern, dienen zur Zierde; ein anderer Gebrauch iſt nicht bekannt.

4) Die geflügelte Caſſie, auch ſüßer Bohnenbaum genannt, Caſſia alata L. wächſt in dem wärmern Amerika, hat auch gefiederte Blätter, welche aus acht paar länglichten Blättchen beſtehen, davon aber die äußerſten kleiner ſind; die Blattſtiele haben keine Drüſen, ſind aber mit abſtehenden Blattanſätzen verſehen. Das Mark, worinnen die Saamen liegen, hat eine angenehme Süßigkeit.

5) Die kammförmige Caſſie, Caſſia Chamaecriſta L. wächſt in Jamaika und Virginien. Die zarte, fäſerichte Wurzel treibt einen Stängel ein bis anderthalb Fuß hoch, und von unten auf in Aeſte getheilet. Die gefiederten

Blätter

Blätter beſtehen aus vielen, ſechzehn bis zwanzig Paaren ſchmalen, länglichten Blättchen. Der Blattſtiel iſt ſowohl mit Blattanſätzen, als auch einer geſtielten Drüſe verſehen. Ueber dem Blattſtiele entſpringet der Blumenſtiel, an welchem ein kleines einfaches Blättchen ſitzet, und ſich mit einer Blume endiget. Die gelben Blumen geben der Pflanze ein ſchönes Anſehn, und die beyden obern Blumenblätter ſind mit einem purpurfarbigen Flecke bezeichnet. Die Staubbeutel ſind roth. Die Pflanze muß jährlich aus dem Saamen erzogen, und auch den Sommer über im Glashauſe erhalten werden, ſonſt kommen die Blumen nicht zur Vollkommenheit; und doch hat man nicht leicht Saamen zu hoffen.

6) Die drüſige Caſſie, Caſſia glanduloſa L. wächſt in Jamaika. Der geſtreifte Stängel theilet ſich in viele, mit zarten Haaren beſetzte Zweige. Die gefiederten Blätter beſtehen aus viel Paaren lanzenförmigen, zarten Blättchen. An dem Blattſtiele ſitzen pfriemenartige Blattanſätze, und die Ribbe des Blattes iſt zwiſchen einem jeden paar Blättchen mit einer geſtielten Drüſe beſetzet. Aus dem Blattwinkel entſpringen zween Stiele, deren jeder eine Blume trägt. Von den Staubbeuteln ſieht man gemeiniglich nur ſechſe, und zwey derſelben ſind viel länger, als die übrigen, die Frucht iſt eine dünne, in Fächer abgetheilte Schote.

Caſſienrinde.

S. Zimmet.

Caſſinenſtaude.

Caſſinenſtaude wächſt in einigen Provinzen von Südamerika, ſonderlich in Paraguay, deren Blätter auch unter dem Namen Paraguaythee zuerſt bekannt geworden. Die Wilden nennen ſolche auch Caſſina, und die Franzoſen Apallachine. Was aber dieſes eigentlich für eine Pflanze ſey, und ob die, zum Thee gebräuchlichen, Blätter von einer oder verſchiedenen genommen werden, iſt noch nicht gehörig beſtimmet. Man findet auch wirklich verſchiedene Pflanzen mit dem erſten Namen beleget, und es giebt auch zweyerley Arten Blätter, eine unter dem Namen Paraguaykraut, die andere wird Camini genannt; und dieſe letztern werden für die beſten gehalten, auch um ein Drittheil theuerer verkaufet, als die erſtern; ſie ſind ausgeſuchet, ohne Stiele, und angenehmer vom Geruche und Geſchmacke. Dieſe Art wird auch vorzüglich und von den Vornehmen zu den Tränken erwählet, die andere aber von den Bedienten und Sclaven gebrauchet. Die Größe der Stauden wird auch verſchiedentlich angegeben, einige ſollen

zwölf, andere nur drey bis vier Schuh hoch wachſen. Es iſt demnach ganz wahrſcheinlich, daß man Blätter von verſchiedenen Stauden mit einerley Namen beleget, und ſowohl Herr Miller, als auch Hr. von Linné in der Mat. Med. haben einige angeführet; nur iſt nicht wohl auszumachen, welches die ächte ſey. Wir wollen daher einige hier anführen, ob gleich ſelbige nicht unter ein Geſchlecht gehören.

Die wahre Caſſinenſtaude ſcheint Caſſine Paragua Linn. zu ſeyn. Dieſe wächſt vorzüglich in Aethiopien. Die Wurzel treibt holzichte Stängel, an welchen dicke, einander gegen über geſtellte, länglichte, ausgezackte Blätter ſitzen; aus dem Winkel derſelben treiben Blumenbüſche. Der fünffach getheilte, kleine, ſtehenbleibende Kelch, umgiebt ein etwas größeres, glockenförmiges und in fünf ſtumpfe Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, und dieſes fünf Staubfäden, und drey auswärts gebogene Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Die rundliche, dreyfächerichte Beere iſt mit den ſtehenbleibenden Griffeln beſetzet und enthält drey Saamen.

Die zwote Art iſt die Caroliniſche Stechpalme, Ilex Caſſine Linn. welche einige für die Apalachine halten. Sie wächſt in Carolina; zeiget wechſelsweiſe geſtellte, eyförmig zugeſpitzte, ſägeförmig eingezackte Blätter, einen kleinen vierfach getheilten Kelch, ein, in vier etwas größere, ſtumpfe, ausgehöhlte Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, vier kurze Staubfäden und eben ſo viel Griffel. Die Beere enthält in vier Fächern vier Saamen.

Von dieſen beyden mögen wohl die Blätter unter dem Namen Paraguaythee verſchicket werden. Hr. von Linné nimmt die erſte Pflanze für die wahre an.

Auch wird 3) der amerikaniſche Schlingbaum, Viburnum Caſſinoides Linn. für die Caſſinenſtaude ausgegeben, und du Hamel bemerket, wie man aus den Blättern einen angenehmen Thee bereiten könne. Dieſer wächſt auch in Amerika und Carolina, trägt einander gegen über geſetzte, eingezackte Blätter, wovon die untern eyförmig, die obern aber lanzenförmig und ihre Stiele ausgehöhlet ſind. Sie fallen im Winter ab. Dieſe Art iſt, der Blume nach, der erſten Pflanze faſt völlig ähnlich, die Beere aber enthält nur einen einzigen Saamen.

Endlich iſt auch die Frage, ob man unter Paraguaythee und Apalachine einen Unterſchied machen müſſe. Wenigſtens findet man eine Pflanze, welcher der letzte Namen eigen zu ſeyn ſcheint, und welche wir daher

4) die immergrünende Apalachinenſtaude nennen wollen.

Bey dem Hrn. von Linné heißt ſie Prinos glabra. Sie wächſt in Canada und Carolina; kann unter die Bäume geſetzet werden; hat wechſelsweiſe geſtellte, geſtielte, ſtehenbleibende, glatte, lanzenförmige, hinterwärts völlig ganze, gegen die Spitze zu aber einigemal eingezackte Blätter. Aus dem Winkel kommen kurze Stiele, deren jeder gemeiniglich drey Blumen trägt. Der kleine Kelch, wie auch das radförmige Blumenblatt ſind ſechsfach zerſchnitten. Sechs Staubfäden umgeben einen Griffel mit einem ſtumpfen Staubwege. Die Beere hat ſechs Fächer und in jedem liegt ein Saame. Zuweilen iſt die ſechſte Zahl um eines vermindert. Von dieſer Staude ſoll, wie Hr. Beckmann glaubet, der wahre Paraguaythee genommen werden.

Obgleich der Unglücksbaum, Clerodendrum infortunatum Linn. in dem Malabariſchen Garten unter dem Namen Peragu beſchrieben worden; ſo iſt doch nicht wahrſcheinlich, daß deſſen Blätter jemals, wie einige behaupten wollen, für den Paraguaythee ausgegeben worden, indem ſolche ganz anders geſtaltet, nämlich herzförmig und wollicht ſind.

Daß aber das Botryskraut von vielen fälſchlich dafür ausgegeben worden, haben wir bereits oben bey dieſem Namen angemerket.

Die Blätter von der wahren Caſſinenſtaude haben einen bittern Geſchmack, erwecken Brechen und Purgieren, treiben auch den Schweiß, nachdem viel oder wenig davon gebrauchet wird. Sie werden auch bey dem Bauchgrimmen, ſo vom Steine entſteht, ingleichen wenn der Urin allzuhäufig, und zugleich die beſten Säfte damit abgehen, von den Einwohnern gebrauchet. Dieſe ſollen an dem Meerufer, wo die Staude häufig wächſt, ſich jährlich in großer Anzahl verſammlen, und daſelbſt das Kraut als Thee trinken, und durch Erbrechen ihren Leib reinigen, auch eine Menge Blätter mit nach Hauſe nehmen. Von der Caroliniſchen Stechpalme ſollen die Blätter etwas gewürzhaftes enthalten, und der Bruſt, wie auch bey den Blattern dienlich ſeyn. Beyde Gattungen, und vielleicht mehr die letztere, als die erſte, dienen den Einwohnern in Peru, Chili und Carolina ſtatt aller andern Arzneyen. Sie pflegen die Blätter beſonders zuzubereiten. Sie ſtoßen ſolche im Mörſel, bis ſie ſchwärzlich werden, ſetzen hierauf einen irdenen Topf an das Feuer, legen dieſe darein, und rühren ſolche ſo lange um, bis ſie zu kochen anfangen; oder ſie legen die zerſtoßenen Blätter in eine Schüſſel, ſetzen dieſe auf glühende Kohlen, und legen ſo viel Blätter auf einander, bis ſie zu rauchen anfangen;

gen; hierauf breiten ſie ſolche auf Matten und laſſen ſie an der Sonne trocknen. Die Spanier in Florida bedienen ſich eben dieſes Trankes und befinden ſich dabey wohl. Es ſoll ſolcher ſonderlich für Gicht und Stein bewahren. Die Spanier, welche in Peru bey den Goldminen ſich aufhalten, müſſen dieſen Thee öfters trinken, um die Bruſt anzufeuchten, weil ſie ſonſt einer Art des Erſtickens unterworfen ſeyn ſollen.

Der amerikaniſche Schlingbaum dauert bey uns im freyen Lande, doch ſoll ſelbiger in den erſtern Jahren ſorgfältiger gewartet werden. Aus der Wurzel und dem untern Theile des Stammes treiben viele Schößlinge, die man bequem ablegen, und dadurch die Vermehrung veranſtalten kann.

Caſſiopeja.

Ein Sternbild in der Milchſtraße zwiſchen dem Cepheus, Perſeus und der Andromeda, welches als ein ſitzendes Frauenzimmer abgebildet wird, und ſeinen Namen von einer Königin in Aethiopien und Gemahlin des Cepheus erhalten hat. Es iſt an fünf ſchönen Sternen dritter Größe kenntlich, die nicht weit von einander ſtehen und ohngefähr die Figur eines griechiſchen λ ausmachen. Derjenige darunter, welcher auf der Bruſt der Caſſiopeja ſteht, wird Schedir oder Sedir genannt. Außer den angeführten fünf Sternen enthält dieſes Sternbild nach Doppelmayern noch drey und dreyßig andere Sterne, nämlich fünfe von der dritten Größe, ſieben von der vierten, ſechſe von der fünften, ſiebenzehn von der ſechſten, zween von der ſiebenten Größe und über dieſes noch einen andern merkwürdigen Stern, deſſen Größe man veränderlich gefunden hat, und der die meiſte Zeit ganz unſichtbar iſt. Tycho de Brahe, welcher ihn im Jahre 1572. und in den beyden folgenden Jahren genau beobachtete, bemerkete, daß er gegen das Ende des Jahres 1572. überaus helle wurde und den größten Fixſtern erſter Größe an Glanze übertraf, ſo daß er auch am hellen Tage geſehen werden konnte. Nach dieſer Zeit nahm ſein Glanz und ſeine ſcheinbare Größe beſtändig ab, ſo daß er endlich im Monat März 1574. völlig unſichtbar wurde. Er iſt auch ſeit dieſer Zeit nicht wieder geſehen worden. Ohne Zweifel iſt es eben der Stern, welcher in den Jahren 945. und 1264. in der Caſſiopeja erſchienen iſt. Er ſtund, ſo lange ſeine Sichtbarkeit dauerte, beſtändig auf einerley Stelle; woraus ſich ſchließen läßt, daß ſeine Entfernung von der Erde viel größer als die Entfernung des weiteſten Planeten geweſen ſeyn müſſe.

Der fabelhafte Urſprung dieſes Sternbildes iſt ſchon im erſten Theile unter dem Artikel Andromeda S. 311. angeführet worden.

Caſſonad.

S. Zucker.

Caſſumunar.

Caſſumunar oder Caſſummuniar, auch Riſagon nennt man eine knollichte Wurzel, welche äußerlich aſchfarbig, inwendig gelblicht, und wenn ſie quer durchſchnitten wird, mit cirkelförmigen Linien umgeben iſt, etwas ſcharf, bitter und gewürzhaft ſchmecket, und einen angenehmen Geruch hat. Die Engländer bringen ſolche aus Oſtindien und ſchätzen ihre Kräfte hoch. Von welcher Pflanze ſolche genommen werde, iſt unbekannt. Sie ſtärket die Nerven, ermuntert die Lebensgeiſter, befördert die Verdauung, treibt die Blähungen, und wird bey Schlagflüſſen, Schwindel, böſem Weſen, Mutterbeſchwerung und andern ähnlichen Krankheiten von den Indianern und Engländern als ein vortrefflich ſtärkendes Mittel ausgegeben. Es wird das Pulver davon von einem halben Scrupel bis halben Quentchen verordnet.

Caſſytha.

Herr Dietrich hat das lateiniſche Wort auch beybehalten. Der Nomenclator will dieſes Geſchlecht Range nennen. Mit dieſem Namen wird in den Niederlanden die Flachsſeide beleget. Es iſt nur eine Art bekannt, nämlich die fadenförmige Caſſythe, Caſſytha filiformis L. Sie wächſt in Oſtindien, gleicht der Geſtalt nach unſerer Flachsſeide, hängt ſich mit ihren zarten Stängeln und Zweigen an andere Bäume, und klettert an ſelbigen in die Höhe. An den jungen Stängeln ſitzen kleine, gelblichtgrüne Blätter. Die Blumen ſtellen kurze Aehren vor, an welchen einige Blättchen ſitzen. Der Kelch beſteht aus drey ganz kleinen, ſpitzigen Blättchen, welche, wie die drey rundlich ſpitzigen, weißlichten Blumenblätter, ſtehen bleiben. Die neun Staubfäden ſind beſonders merkwürdig. An jedem iſt unter der Spitze ein Staubbeutel befeſtiget, und die drey inwärts geſtellten Fäden ſind unter- und ſeitwärts mit zwo kugelförmigen Drüſen beſetzet. Drey andere länglichte, abgeſtutzte Drüſen ſtehen um den Fruchtkeim, welche letztere Herr von Linné für Honigbehältniſſe angenommen. Der dicke Griffel endiget ſich mit einem dreyfachen Staubwege. Die ſaftige, ſchwärzliche Frucht enthält eine Nuß. Die Indianer gebrauchen die getrocknete Pflanze mit Ingber, die alten offenen Schäden auszutrocknen, und den Saft davon, mit Zucker vermiſchet, die

Schmer-

Schmerzen in den Augen zu lindern. Mit dem Safte den Kopf gewaſchen, befördert das Wachsthum der Haare. Die gequetſchten Stängel in Milch geleget, bringt dieſe zum gerinnen. Es iſt ſolche auch noch wegen eines andern Gebrauches merkwürdig. In Oſtindien werden die Fahrzeuge weder getheeret, noch die Fugen mit Werk ausgefüllet, ſondern mit einer Art von Kütt vollkommen waſſerdichte gemachet, und dieſer wird alſo zubereitet. Man nimmt die Caſſythen, ſtößt ſie zu einem Brey und gnätet ſo viel geſiebtes Kalkmehl darunter, bis es zähe und feſte wird. Mit dieſem Kütte werden die Boote länger vor dem Leck verwahret, als durch das Theeren, und man hat noch den Vortheil, daß derſelbe nicht, wie der Theer, in dieſen heißen Ländern ablaufe.

Caſtanien.

Zwey verſchiedene Baumgeſchlechter haben dieſen Namen erhalten. Das eine nennt man, ohne Beynamen, den Caſtanienbaum, das andere den Roßcaſtanienbaum. Wir wollen beyde hier anführen, obgleich ſelbige nur in Anſehung der Frucht übereinkommen.

Der Caſtanienbaum, Käſten- oder Keſtenbaum, Caſtanea, iſt vom Linnäus mit der Buche vereiget, und Fagus Caſtanea genannt worden. Andere Schriftſteller haben, nicht ohne Grund, beyde Geſchlechter beſonders beybehalten. Die Caſtanie trägt männliche und weibliche Blumen auf einem Baume, und zwar ſtellen die erſtern eine lange, aufrechtſtehende Aehre vor, an welcher unterwärts die weiblichen, in Geſtalt eines kleinen Knopfes, anſitzen; doch findet man auch, daß die, aus den oberſten Aeſten hervortreibenden Blumenähren nur männliche Blume allein darſtellen. Von den männlichen Blümchen ſind verſchiedene dicht an einander geſetzet und ſtellen in ungleichen Abſätzen viele Köpfchen vor. Ein ſolches Köpfchen beſteht aus vielen grünen Blättchen, welche viele Fäden mit gelben Staubbeuteln umgeben. Wie viel Blättchen eigentlich zu einem Kelche, und wie viel Staubfäden zu einer Blume gehören, läßt ſich nicht füglich beſtimmen. Herr von Haller und Ludwig nehmen einen fünfblätterichten Kelch und ſechs oder mehrere Staubfäden an; Herr von Linné aber beſchreibt einen einblätterichten, glockenförmigen, fünffach getheilten Kelch, und viele, meiſtentheils zwölf Staubfäden. Am beſten ſchreibt Pontedera, jedes Knöpfchen beſtehe aus verſchiedenen, vielfach getheilten Kelchen, welche einige Blättchen, und dieſe wieder die gelben Staubbeutel umgeben. In den weiblichen Blumen umgiebt eine gemein-

ſchaftliche, vielfach getheilte, ſchuppenweiſe über einander liegende Einwickelung einige Blümchen, deren jedes aus einem beſondern fünf- oder ſechsfach getheilten Kelche und ſechs oder drey gedoppelten Griffeln beſteht. Man ſieht auch zuweilen nur fünf Griffel. Von den beyeinander ſtehenden Fruchtkeimchen wächſt nur eins und das andere, die übrigen bleiben zurücke. Die große, kugelförmige, ſtachlichte Frucht enthält eine, zwo, auch drey Nüſſe, welche auf der einen Seite platt, auf der andern erhaben, etwas dreyeckicht und zugeſpitzet ſind. Sie haben eine doppelte Bedeckung, davon die innerliche dünne und runzlicht, die äußerliche dichte und lederartig, auf der innern Seite wollicht, auf der äußerlichen braun und glatt iſt. Man pfleget den wilden und zahmen Caſtanienbaum zu unterſcheiden; beyde aber machen nur eine Art aus. Der Unterſchied beſteht allein in der Größe der Frucht, und dieſe wird durch den Boden und Wartung vollkommener gemachet. Die größern Früchte nennt man Maronen. Zum Unterſchiede einer andern, wirklich verſchiedenen Art, können wir dieſen den

Europäiſchen Caſtanienbaum, Caſtanea ſylueſtris und ſatiua nennen. Dieſer anſehnliche Baum gehöret in den wärmern Gegenden von Europa, als Italien, zu Hauſe. Andere haben Kleinaſien als das Vaterland angegeben, und Cäſar ſoll ſelbigen zuerſt aus Sardis in Natolien nach Italien gebracht haben, daher auch die Nüſſe zuweilen Nuces Sardianae genannt werden. Die Rinde des Baumes iſt ſchwarzbraun; die länglicht zugeſpitzten, am Rande ausgezackten, glänzenden, oberwärts hell- unterwärts blaßgrünen Blätter ſtehen wechſelsweiſe einander gegen über auf kurzen Stielen, und ſind mit vielen auswärts laufenden, und auf der Unterfläche erhabenen, Nerven gezieret. Sie bleiben ſpät in den Herbſt ſitzen, und werden von Inſekten nicht leicht beſchädiget. Die Blumen treiben aus den Spitzen der Aeſte im May oder Anfangs Junii. Die Früchte werden im Herbſte reif. Man findet in den Gärten eine Spielart mit vergoldeten Blättern, welche ein gutes Anſehen hat.

Sowohl wegen des Holzes als der Früchte verdienet dieſer Baum alle Achtung. Der weiße, harte Kern hat einen angenehmen Geſchmack, und wird roh und gebraten, oder auch gekochet gegeſſen. An den Orten, wo ſolche in großer Menge eingeſammlet und nicht verkaufet werden können, gebrauchet man ſolche zur Mäſtung des Viehes. Es ſind ſelbige ſchwer zu verdauen; ſie verſtopfen leicht den Leib und geben zu Blähungen Gelegen-

Gelegenheit. Gebratene und zerſtoßene Caſtanien mit Honig und Salz vermiſchet, ſollen als ein Umſchlag denen, welche von einem tollen Hunde gebiſſen worden, zuträglich seyn, auch das Caſtanienmehl mit Honig vermiſchet wider das Blutſpeyen helfen. An einigen Orten hat man verſuchet aus ſelbigen Oel zu preſſen, und Mehl zum Puder, oder Stärke davon zu bekommen. Es wird hierbey wenig Vortheil zu erhalten ſeyn, zumal in hieſigen Gegenden, wo dieſe Bäume nicht häufig ſind. Um bey dem Einkaufe die beſten zu erhalten, kann man ſolche ins Waſſer werfen; die guten fallen zu Boden, die ſchlechten ſchwimmen oben. Wo man ganze Wälder von dieſem Baume hat, als in Frankreich und Ungarn, kann man ſolche als Schlagholz behandeln, und dieſe Bäume in gewiſſen Jahren, nach den Gehauen abholzen. Die jungen Aeſte treiben ſie ſehr willig. Das Holz gleicht faſt dem Eichenholze, und iſt zu Bau- und Nutzholze dienlich. Als Bauholz rühmet man deſſen Dauer, beſonders wenn es im trocknen ſteht, und man will in Frankreich Häuſer und Kirchen von einigen Jahrhunderten vorgefunden haben, welche größtentheils von dieſem Holze erbauet, und bey welchem die Balken noch friſch und gut ſind. Es läßt ſich ſolches ſchön glatt poliren und mit Lack überziehen, daher es auch zu Drechsler- und Tiſchlerarbeit brauchbar iſt. Es dienet zu Weinpfählen und guten Faßreifen. In den daraus gemachten Tonnen ſollen wegen der feinern Oeffnungen die Weine langſamer gähren, hingegen deſto weniger ausdünſten, und dadurch ſtärker und angenehmer bleiben. Du Hamel behauptet, wie dergleichen Fäſſer in den feuchteſten Kellern, wo ſonſt alles Holz faulet, lange Zeit gut ausdauerten. Im Feuer knaſtert das Holz und ſpringt, giebt aber eine Kohle, welche bald wieder verlöſcht.

Bey Erziehung dieſes Baumes hat man entweder ſeine Abſicht auf gerade lange Stämme und geſundes Holz, oder auf die Früchte zu richten. Erſteres zu erlangen, muß man ſolchen aus dem Saamen erziehen. Dieſer kann im Frühjahre einige Tage auf ein Miſtbeet unter die Fenſter geleget, aber nicht mit Erde bedecket werden, bis der Keim hervortreibt; ſo bald ſich dieſer zeiget, leget man ſolchen drey Zoll tief an diejenigen Plätze in die Erde, wo die Bäume künftig bleiben ſollen; oder man leget auch die Saamen ohne alle Vorbereitung in die Erde, ſo daß der Keim oben zu ſtehen kömmt. Wer gute und große Früchte verlanget, muß nothwendig das Pfropfen wählen, und die Reiſer von ſolchen Bäumen nehmen, deren Früchte ſchon bekannt ſind.

In Frankreich pfropfet man Caſtanien auf Eichen; dergleichen Bäume ſollen dauerhafter ſeyn und beſſer tragen. Auf die Buche laſſen ſich ſolche nicht füglich pfropfen. Das Pfropfen durch Röhrlein oder Flöten ſoll beſſer gedeihen, als mit Reiſern. Der Caſtanienbaum liebet vorzüglich einen fetten, weder zu feuchten noch zu trocknen, ſonderlich nicht allzu dürren ſandigen Grund, kömmt jedoch auch in dieſem gut fort, wenn er nur aus allerhand Erde gemiſchet iſt. Sein Wuchs iſt ziemlich geſchwinde, wenn der Boden gut iſt. Er dauert lange; der Stamm wird nicht leicht wurmſtichig, und widerſteht der Kälte recht gut, verträgt das Beſchneiden nicht wohl, brauchet ſonſt überhaupt keine beſondere Wartung. Verlanget man viel Früchte, muß man die Bäume weit auseinander ſetzen; dadurch aber treiben ſie ſtark in die Aeſte, und machen keine ſchöne lange Stämme, welches geſchieht, wenn ſie enge bey einander ſtehen.

2) Der Nordamerikaniſche Zwergcaſtanienbaum, Caſtanea pumila, Fagus pumila Linn. wächſt in dem ganzen nördlichen Amerika; machet keinen hohen Baum, ſondern nur einen niedrigen Buſch. Die Blätter haben mit dem vorigen viel ähnliches, ſind aber kleiner und kürzer, auf der obern Fläche dunkel- auf der untern mehr hellgrün und wollicht. Das Hauptkennzeichen beſteht in der Frucht; indem in jeder Schale nur eine einzige runde, oben ſpitzig zulaufende, beynahe pyramidenförmige, braune, glatte Nuß ſitzt, welche man für eine kleine Eichel halten könnte; daher auch einige den Baum für eine Eiche ausgegeben. Dergleichen Früchte ſitzen gemeiniglich fünf oder ſechs Stück neben einander. Der Geſchmack dieſer Nüſſe ſoll ſüßer, als bey der Europäiſchen Art ſeyn, doch ſind ſelbige viel kleiner, und alſo der Nutzen davon weniger wichtig. Weder in Frankreich noch Deutſchland hat die Erziehung dieſer Art guten Erfolg haben wollen. Das andere Geſchlecht, welches wir wegen Aehnlichkeit der Frucht und der deutſchen Benennung noch hier anführen wollen, iſt:

Die gemeine Roßcaſtanie, Oſtindiſche wilde Caſtanie, Caſtanea equina, Hippocaſtanum, Aeſculus hippocaſtanum Linn. Urſprünglich ſtammet dieſer Baum aus dem nördlichen Theile von Aſien her, und nach den Berichten des Hrn. v. Linne' und Millers iſt er uns im Jahre 1500, nach du Hameln aber erſt 1615. von einem Pflanzenliebhaber, Bachelier, zugebracht worden. Das ſchöne Anſehen deſſelben iſt bekannt. Das Laub bricht, wie die Blüthe, früh hervor. Die letztere erſcheint ſchon

im

im May, und giebt dem Baume eine wahre Zierde. Jedes Blatt, welches an den Aeſten dem andern gegen über ſteht, iſt aus fünf oder ſieben Blättchen zuſammengeſetzet, die an der Spitze des langen Stieles in einem Puncte zuſammen kommen, und ſich in Geſtalt eines Fächers ausbreiten. Jedes Blättchen iſt gegen die Spitze breiter als am untern Theile, am Rande ausgezacket, hellgrün. Die Blumen ſitzen auf langen, aufwärts gerichteten Stielen und ſtellen unter ſich einen pyramidenförmigen Strauß vor. Alle ſind Zwitter. Der Kelch iſt einblättericht, flach und in fünf Abſchnitte getheilet. Die fünf rundlichen Blumenblätter ſind am Rande mit Falten verſehen und wellenförmig, am untern Ende ganz ſpitzig, weiß mit röthlichen Flecken vermiſchet. Die ſieben Staubfäden ſind gekrümmt, die Staubbeutel aber wieder aufwärts gerichtet. Der pfriemenförmige Griffel endiget ſich mit einem ſpitzigen Staubwege. Die große, runde, ſtachlichte Frucht öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält eine oder zwo, mit einer harten dünnen Schale überzogene, rundliche, auf einer Seite platt gedrückte Nüſſe.

Ehedem war dieſer Baum in großen Anſehn, und wurde vorzüglich zu Alleen genommen, aus welche man ſelbigen jetzo, wegen des früh abfallenden Laubes, verbannen will. Er wird jedoch allemal ſein Anſehn behaupten, indem er im Sommer genugſamen Schatten giebt, den Stand wegen der ſchönen Blüthen angenehm machet, ſich nach Gefallen beſchneiden läßt, auch die Blätter in einem naſſen ſandigen Boden länger grüne behält, als in einem trocknen, und endlich deſſen Früchte nicht ganz unnütze ſind. Das Holz iſt zart, weich und fäſericht, verfaulet auch leicht, wenn es von der Näſſe angegriffen wird. Viele halten ſolches für unbrauchbar, doch dienet es an trocknen Orten. Die Tiſchler verfertigen davon ſchöne Tiſchblätter, auch bedienen ſich deſſen die Bildhauer. Das Holz ſoll ſchwer brennen, die Aſche aber eine gute Lauge geben. Die Knoſpen und Blüthe ſuchen die Bienen, wenn ihnen die Nahrung noch fehlet, einige Wochen über ſtark auf, und erhalten davon Kitt, Wachs und Honig. Das Laub wird von Schaafen, Ziegen, Hornvieh und Hirſchen gefreſſen, und die letztern gehen auch den Früchten nach, und verzehren ſie mit Begierde. Die Früchte ſind auf verſchiedene Art zu Mäſtung des Viehes und andern Benutzungen verſuchet worden. In Frankreich hat man, durch langes Einweichen in einer Lauge, von Kalk und Aſche, und durch nachheriges Kochen, ſelbigen die Bitterkeit zu benehmen

geſuchet, und mit dem daraus verfertigten Teige, Kühe und Federvieh gemäſtet. Im Hannöveriſchen Magazin von 1766 lieſt man, wie man ohne dergleichen Zubereitung das Vieh nöthigen könne, ſich damit zu ernähren. Der aufgeſtellte Ochſe wollte ſie anfangs nicht freſſen, hungerte einige Tage, hierauf nahm er einige zerſtoſſene Caſtanien unter ein paar Hände voll Gerſtenſchroot an, und nachher fraß er durch fünf Wochen die, mit ihrer braunen Schaale zerquetſchten, Früchte, mit Strohhexel vermiſchet und mit Waſſer angefeuchtet, dergeſtalt begierig, daß man ihn davon zurückhalten mußte. Eben ſo kann man mit ſelbiger, wie Hr. von Haller behauptet, die Schaafe mäſten. Nach den Braunſchweig. Lüneburgiſchen, zu Zelle herausgegebenen, Nachrichten II. Band, werden daſelbſt die Hammel mit dieſer Frucht gemäſtet, und in Hannover ſolche den Ziegen und melkenden Kühen gegeben. Nur die Schweine ſollen ſich auf keine Weiſe zu dieſer Koſt bequemen. Aus den reifen, getrockneten und auf der Mühle geſchrotenen Früchten ſoll man ein Mehl, und durch Zuſatz ſiedenden Waſſers und durch beſtändiges Umrühren ein ſehr gutes Kleiſter oder Pappe erhalten, welche ſonderlich den Buchbindern anzurathen, weil keine Motten und Schaben darein kommen. Man hat auch in Frankreich gute Stärke daraus verfertiget, und Hr. du Roi verſichert, wie das, aus ſelbigen verfertigte Pulver, ſeifenartig ſey, und zum Händewaſchen, ſtatt der Mandelkley, dienen könne. Nach der Berniſchen Sammlung II. Th. iſt der Kern auch zu Reinigung der Wäſche dienlich, wenn man die Caſtanien mit kaltem Waſſer zerrieben, und den aufgelöſten Saft kochend warm gemachet, und auf die Wäſche gegoſſen. Es läuft das kalte Waſſer bey der Vermiſchung des Pulvers, gleich dem beſten Seifenwaſſer, in einen Schaum auf, und zerfließet endlich in ein Milchwaſſer; das warme Waſſer aber erhielt keinen Schaum, ſondern wurde meergrün, und erſt am andern Tage hatte es, gleich dem erſten kalten, ein gelbweißlichte Farbe. Beym Anfühlen iſt ſolches auch ſo weich als Seifenwaſſer und man könnte wohl aus dem Mehle Kugeln von gleichen Nutzen verfertigen, wenn man darauf gehörig bedacht wäre. Wollene Mützen und Strümpfe ſind ebenfalls mit dieſem Waſſer mit gutem Erfolge gewalket, und Hanf, der einige Tage hindurch darinnen eingeweichet worden, hat ſich durch weniges Reiben viel beſſer in ſeine Faſern zertheilet, als wenn ſolcher in kaltes Waſſer eingeweichet worden. Man iſt auch auf den Einfall gerathen,

rathen, die getrockneten Früchte in die Oelmühle zu bringen; man hat aber ſehr wenig bitteres Oel bekommen, deſſen häßlicher dampfender Geruch, wenn es in der Lampe brennete, kaum auszuſtehen war. Der Vorſchlag, die Caſtanien zum Brandeweinbrennen anzuwenden, ſcheint nützlicher zu ſeyn. Es hat ſelbiger zwar auch *einen bittern* Geſchmack, *kann aber* doch zu allerley gebrauchet werden. Wenn man die Früchte zuvor im Waſſer öfters abgeſüßet, würde der Brandewein auch weniger bitter ſchmecken. Die zu Pulver geſtoßene Frucht ſoll, nach Erfahrung der Schmiede, gut bey herzſchlechtigen Pferden ſeyn. Der verſchiedentlich nutzbare Gebrauch ſollte jedermann anreitzen, dieſen Baum nach Würden zu ſchätzen und deſſen Anbau nicht zu vernachläßigen. Noch ſchätzbarer aber würde ſolcher ſeyn, wenn man die Rinde des Stammes, wie Zannichelli vorgegeben, ſtatt der Chinarinde bey den Wechſelfiebern mit Nutzen gebrauchen könnte. Auch Herr Peiper hat in einer Streitſchrift zu Duiſburg 1768 zu behaupten geſuchet, daß dieſe Rinde, wo nicht ſtärker als Chinarinde, doch eben ſo gut der Fäulniß und dem Brande widerſtehen, und man alſo erſtere füglich an die Stelle der letztern ſetzen könnte. Nach deſſelben Erfahrungen hat der abgekochte Trank davon Fleiſch, Eyerdotter, Galle und Blut vor der Fäulniß bewahret, und die Fäulniß ſelbſt bey dem Fleiſche gehemmet. Indeſſen hat derſelbe doch zugeben müſſen, daß ſolche zuweilen Verſtopfung verurſachet, und daher mit der Rhabarber verſetzet werden ſollte. Und dieſer Umſtand hat vermuthlich die Aerzte abgehalten, die Chinarinde mit dieſer zu vertauſchen. Indeſſen kann dieſe Entdeckung vielleicht unſern Nachkommen nützlich ſeyn, wenn etwa, wie ſchon Condamine beſorget, wegen des allzuhäufigen Gebrauches, zumal in gegenwärtigen Tagen, ein gänzlicher Mangel der Chinarinde mit der Zeit ſich ereignen ſollte. Hr. Buchotz hat, da er weder das Pulver, noch den Trank von dieſer Rinde bey Wechſelfiebern kräftig befunden, daraus ein Salz, nach der Garrayiſchen Art, verfertiget, welches auch die gewünſchte Wirkung geleiſtet. S. Noua Acta Nat. Curioſ. IV. Th.

Man pflanzet dieſen Baum durch die Früchte mit leichter Mühe fort, wenn man ſolche nur zeitig im Frühjahre ſtecket. Bey einer Herbſtpflanzung verderben ſie leicht und werden bey naſſen Wintern durch Würmer leichtlich vernichtet. Er wächſt ſchnell und wird in einem guten Boden im erſten Jahre ſchon einen Schuh hoch auf-

aufſchießen. Er dauert auch lange, und Miller hat einen geſehen, der faſt 100 Jahr alt und noch ganz friſch geweſen, und Herr Beckmann in Oecon. Biblioth. hat von einem Hundertjährigen angemerket, daß ſolcher, ob er gleich vor funfzig Jahren vom Gewitter beſchädiget worden, doch jährlich geblühet und Früchte getragen. Man thut wohl, wenn man nicht ſtarke Bäume, ſondern ſolche ſchon im dritten Jahre dahin pflanzet, wo ſie ſtehen bleiben ſollen. Bey den erſtern gehen viele Wurzeln und Schüße verloren, wodurch nach Millers Vorgeben der Baum leidet; doch meldet du Hamel, daß er das Beſchneiden an den Wurzeln und Schößlingen wohl vertragen. Wenn die Bäume ſtark und hoch werden ſollen, müſſen ſie in einem genugſamen Raume von einander gepflanzet werden, damit ſie ſich genugſam ausbreiten können. In ihrem Wuchſe haben ſie die beſondere Eigenſchaft, daß ſie den Trieb für das ganze Jahr ohngefähr in drey Wochen vollbringen, wenn die Knoſpen einmal geöffnet ſind. Miller hat Triebe von anderthalb Fuß Länge in dieſem Zeitraume wachſen ſehen. Die Knoſpen bilden ſich gleich nach den abgefallenen Blumen, und wachſen bis in den Herbſt in die Dicke; hierauf werden ſie mit einem dicken, zähen, leimichten Safte überzogen, der ſie gegen Froſt und Näſſe verwahret, hingegen bey den warmen Frühlingstagen ſchmelzet, worauf die Knoſpe zu treiben anfängt. Hieraus beweiſet Miller die Schädlichkeit des Beſchneidens, weil dadurch der Trieb für das folgende Jahr weggenommen wird. Und da die Knoſpen ſehr zeitig im Frühjahre treiben, ſoll man die Verpflanzung im Herbſte vornehmen, um ſolche nicht zurück zu halten.

2) Die Caroliniſche rothblühende Roßcaſtanie, Saamouna, Aeſculus Pauia Linn. Boerhaave und von Linné haben ſolche ehedem als ein beſonderes Geſchlecht angenommen, und Pavia genennet. Welchen Namen Hr. Planer auch jetzo mit Roßcaſtanie vertauſchet, und dem ganzem Geſchlechte beygeleget. Carolina nnd Braſilien werden für ihr Vaterland ausgegeben. Es iſt ein ſchwaches niedriges Bäumchen. Die Blätter gleichen der erſtern Art, nur ſind ſie ſchmäler, kürzer, glänzender und bekommen gegen den Herbſt, ehe ſie abfallen, rothe Adern. Zu Ende des May und im Junius treiben die ſchönen, ſcharlachrothen Blumenſträußer hervor. Jede Blume enthält acht Staubfäden, welche von den gleichſam verſchloſſenen vier Blumenblättern bedecket werden. Das Fruchtbehältniß iſt nicht ſtachlicht, ſondern glatt und

zugeſpitzt. Die Saamen werden in hieſigen Gegenden niemals reif, und man muß ſelbige aus Amerika kommen laſſen. Die, aus dem Saamen erzogenen, jungen Bäumchen ſind in den erſten Jahren zärtlich; auch die mehr erwachſenen leiden viel von der Kälte, daher man ſolche lieber in Töpfen halten, und den Winter über im Glashauſe aufbewahren ſoll. Die Gärtner pflegen davon Zweige auf die gemeine Roßcaſtanie zu oculiren oder abzuſäugen. Da aber die Stämme die darauf erwachſenen Zweige leicht überwachſen, ſo haben ſolche ein ſchlechtes Anſehen, und dauern nicht lange. Man ziehet dieſe Art wegen der ſchönen Blüthe; ſonſt hat ſie wohl keinen Nutzen. Nach dem Hamburg. Magazin XVII. Band ſoll man ſich der Wurzel mit kochenden Waſſer, ſtatt der Seife, zum Waſchen der wollenen Bettdecken und Röcke bedienen. In der Chomeliſchen Ueberſetzung iſt unter dieſem Namen entweder ein ganz anderer Baum beſchrieben, oder alles ganz irrig angegeben worden.

Caſtor.

Caſtor und Pollux werden die beyden hellen Sterne zwoter Größe in dem Sternbilde der Zwillinge genannt. S. Zwillinge.

Außerdem aber giebt man auch die Namen Caſtor und Pollux den kleinen Flammen, welche bisweilen während eines Ungewitters an den Maſtbäumen, Segelſtangen und andern erhabenen Theilen der Schiffe erblicket werden. Es erſcheinen aber nicht allemal zwo, ſondern bisweilen nur eine, bisweilen auch mehrere Flammen; welche Anzahl die abergläubiſchen Schiffer für eine beſondere Vorbedeutung halten. Nämlich wenn ſie nur ein einziges Flämmchen erblicken, ſo glauben ſie, daß ihnen ein Unglück bevorſtehe. Erſcheinen aber zwey ſolche Flämmchen, ſo ſehen ſie dieſes als ein ſehr gutes Zeichen an, und ſchließen daraus, daß der Sturm bald vorüber gehen werde. Die Urſache dieſes Lichtes ſchreiben einige kleinen leuchtenden Würmchen zu, die mit den Wellen in die Höhe geſchleudert würden und ſo lange ſie lebeten, ein Licht von ſich gäben. Dieſe Erklärung enthält zwar nichts unmögliches, weil man wirklich gefunden hat, daß die See bisweilen ein helles Licht von ſich giebt, und daß dieſes Licht von einer unzähligen Menge kleiner Inſekten herrühret. Allein, weil man doch dieſe Flammen gemeiniglich an der oberſten Spitze der Maſtbäume erblicket, wohin die Wellen dergleichen kleine Inſekten nicht ſo leicht ſchleudern könnten, ſo iſt es viel wahrſcheinlicher, daß dieſe kleinen Flammen nichts anders als Wir-

kungen

kungen der Gewitterelektricität ſind, zumal da man auch auf dem feſten Lande bisweilen ähnliche Erſcheinungen bemerket. Denn ſo iſt bekannt, daß ſpitzige eiſerne Stangen auf Kirchthürmen und andern hohen Gebäuden, ebenfalls ein ſolches Licht, das in der Schweitz und an einigen andern Oertern S. Elmusfeuer genannt wird, bisweilen von ſich geben, wovon in den Winkleriſchen Anfangsgründen der Phyſik § 415. einige merkwürdige Erfahrungen angeführet werden.

Catagambra.

S. Areca.

Catalpe.

S. Trompetenblume.

Cataphracten.

Cataphracti, heißen alle geharniſchte Fiſche bey dem Klein, und ein eigenes Geſchlecht, Küraßirer.

Catappabaum.

Terminalia L. Iſt außer Oſtindien, welches ſein Vaterland, ganz unbekannt. Er trägt männliche und Zwitterblumen zugleich. Beyde haben keine Blumenblätter, ſondern nur einen fünfmal getheilten Kelch, die erſtern zehn Staubfäden, welche auch in der letztern zugleich mit einem Griffel ſich zeigen. Die Frucht hat die Geſtalt eines ausgehöhlten Löffels oder Kahnes, und enthält unter einem haarichten, rothen, dicken Weſen eine Nuß, und dieſe einen eßbaren Kern. Letztere wird von den Europäern höher als von den Indianern geſchätzet, und häufig roh geſpeiſet.

Catechu.

S. Areca.

Cat- oder Hornfiſch.

Machoran, S. unſern Artikel, Baardmannetjes, S. 466.

Catharinenblume.

S. Frauenflachs u. Schwarzkümmel.

Catoblepa.

Der Name Catoblepa oder Catoblepas, welcher eigentlich griechiſchen Urſprungs iſt, und ein Thier bedeutet, das beſtändig auf die Erde ſieht, wird vom Plinius (Nat. hiſt. libr. 8. cap. 21.) und von einigen andern alten Schriftſtellern einem Africaniſchen Auerochſen, der ſich am Nil aufhalten ſoll, wegen ſeiner Gewohnheit, ohne Unterlaß auf die Erde zu ſehen, beygeleget. Plinius aber erzählet von ihm nichts beſonders weiter, als das Mährchen, daß er einen Menſchen ſchon durch ſeinen bloßen Anblick tödten könne.

Caurisſchnecken.

Dieſen Namen giebt man gewiſſen Schneckenarten aus dem Geſchlechte der Porzellanen, von denen einige einen blauen Rücken mit einem gelben Ringe, wie bereits unter dem Artikel Blaurücken angemerket worden iſt, andere aber einen ziegelfärbig gewölkten Rücken haben, welcher mit braunen und weißen Flecken gezeichnet iſt. Dieſe letztere Art wird iu dem Linnäiſchen Naturſyſtem Cypraea Caurica genannt.

Cavallos.

Cauallos iſt ein kleiner aber guter Fiſch. Auf der Rheede Sierra Leona, iſt er in ſo großer Menge, daß derſelben in 1½ Stunden 6000 gefangen worden. Cavalloes ſind kleine helle ſilberfarbene Fiſche, mit einem ſtachlichten Streife an beyden Seiten über die Hälfte ihres Leibes; ebenfalls gut zu eſſen. S. A. R. I. 530. III. 272. S. unſern Artikel, Band-Bandirte Fiſche, S. 530.

Cavelly.

Der Cauelly iſt um die Sambaliſchen Eylande, oder der Nordküſte der Amerikaniſchen Landenge, ſehr gemein. Es iſt ein langer, dünner Fiſch, und von einem vortrefflichen Geſchmacke, welcher den Makrelen ſehr ähnlich kömmt. S. Allgem. Reiſen, B. XVI. S. 119.

Cavia.

S. Afterhaſe.

Caviar.

Cauiario. Der Caviar iſt ein Gericht der Kamtſchadalen, welches vom Fiſchroggen gemachet wird. Man hat dreyerley Art ihn zu bereiten. Man läßt den Roggen an der Luft trocknen, und hängt ihn mit dem Häutchen, welches ihn umgiebt, auf, oder bereitet ihn auch, dieſes Säckchens beraubet, auf den Raſen aus. Zu anderer Zeit thut man dieſen Roggen in Grashalme oder Rollen von Blättern, und trocknet ihn am Feuer. Endlich leget man ihn auf eine Schicht Raſen, auf den Boden einer Grube und bedecket ihn mit Gras und Erde, damit er gähre. Mit dieſem Caviar ſind die Kamtſchadalen ſtets verſehen. Bey einem Pfunde von dieſer Art Lebensmittel kann ein Menſch lange Zeit ohne andere Nahrung beſtehen. Zuweilen miſchet er unter ſeinen trocknen Caviar Weiden oder Birkenrinde. Dieſe beyden Speiſen wollen zuſammen ſeyn. Der Caviar allein machet in dem Munde einen Leim, der ſich an die Zähne anklebet, und die Rinde iſt gar zu trocken, als daß man ſie verſchlucken könnte. S. A. R. XX. 191.

191. Es wird mit ſelbigem wie bereits in alten Zeiten, alſo auch noch jetzo, beſonders in Italien, ein großer Handel getrieben. Noch heutiges Tages werden in der Wolga bey Aſtracan viel hundert Tonnen von den Roggen der Stähre, theils eingeſalzen, theils in der Sonne getrocknet, nach Welſchland verſchicket. Die Ruſſen nennen ihn Icari. An dem ſchwarzen Meer wird der Roggen von dem Großkopf oder Weißfiſch geſammlet und Boncargue genennet. Und bey uns heißet der, von Bärſen und Hechten eingeſalzene, und mit kleinen Rübchen und Butter gekochte Roggen, Kezin, und wird mit Appetit im Winter genoſſen. Nach dem Pallas, II. Th. ſeiner Reiſe durch Rußl. wird der Caviar auch aus geſalzenen Sewrugaroggen zubereitet.

Cay.

Dieſes Wort, welches wie Sai ausgeſprochen werden muß, und von einigen Schriftſtellern in Caitaja verwandelt worden, iſt der Braſilianiſche Name eines langgeſchwänzten Affen, von der Gattung der Sapajue. Herr Klein und verſchiedene Reiſebeſchreiber nennen dieſe Thiere Muſcusmeerkatzen oder Muſcusaffen, weil ſie ſtark nach Bieſam riechen; bey andern heißen ſie Weiner, pleureurs, weil ſie ein wehklagendes Geſchrey erheben, ſobald ſie nur im geringſten beleidiget werden. Sie haben einen runden Kopf, eine kurze und große Schnautze, große und nackichte Ohren, keine Taſchen in den Backen, und keine Schwielen auf dem Hintern. Zwiſchen den Naſenlöchern, deren Oeffnungen ſich an der Seite befinden, haben ſie eine ſehr dicke Scheidewand. Der Schwanz, deſſen ſie ſich zum Anhalten bedienen, iſt am Ende nackend und länger als der ganze Körper. Das Haar auf dem Rücken hat eine bräunliche, unten am Bauche aber eine ſchmutzig weiße Farbe. Ihre Länge beträgt nicht viel über einen Fuß. Sie gehen gemeiniglich auf vier Füß'n und nähren ſich von Körnern und wilden Baumfrüchten, doch pflegen ſie auch Schnecken, Käfer und andere Inſekten zu freſſen. Die Weibchen, welche ſelten mehr als ein Junges auf einmal gebähren, ſind der periodiſchen Veränderung nicht unterworfen.

Cayelac.

Cayelac iſt ein wohlriechendes Holz, davon der Baum in Siam wächſt. Die Siamer und Chineſer verbrennen es in den Tempeln ihren Götzen zu Ehren, und es machet einen Theil von den Waaren aus, die man aus Siam nach China hohlet. Nähere Nachrichten fehlen.

Cayman.

Der Cayman, oder die am Fluſſe Guayaquil ſogenannte Eidexe, iſt ein Thier, welches ſowohl im Waſſer, als auf dem Lande, lebet. Es hält ſich in den Flüſſen und auf den Feldern am Fluſſe auf. Ordentlich aber entfernet es ſich nicht weit von ſeinem Ufer. Sein ganzer Körper iſt mit ſo harten Schuppen bedecket, daß ſie durch keine Kugel beſchädiget werden können, es wäre denn, daß man ſie im Gelenke eines Beines oben träfe; deñ dieſes iſt der einzige Ort, wo ſie nicht gepanzert ſind. Nach des Paters Ludwig Feuillee Beſchreibung zur Arzney dienlicher Pflanzen. Th. II. S. 175. iſt das Krokodil oder Cayman, deſſen anatomiſche Beſchreibung er hier geliefert, von der Schnauze an bis zum Ende des Schwanzes ſiebenthalb Schuh lang. Man ſieht eine ſo große Menge davon an dem Ufer, daß man ſie nicht zählen kann. Wenn ſie ſatt ſind, ſo gehen ſie ans Ufer, um ſich an der Sonne zu trocknen; und es ſcheint alsdenn, als ob der Fluß viel Stücken halb verfaultes Holz an das Ufer geworfen hätte. So bald ſie aber ein Fahrzeug in der Nähe ſehen, ſo ſpringen ſie in das Waſſer, und erfüllen den ganzen Raum daſelbſt. Einige ſind ſo abſcheulich groß, daß ihre Länge über fünf Varas beträgt. Wenn ſie am Ufer ſind, ſo halten ſie das Maul aufgeſperret und bleiben in dieſer Stellung lange Zeit, bis ſich eine genugſame Menge von Moſkiten, Fliegen, und andern ſolchen Ungeziefer, darinnen geſammelt hat. Alsdenn thun ſie das Maul plötzlich zu, und verſchlingen dieſes Ungeziefer. Es iſt viel von dieſen Thieren geſchrieben worden, ſchreibt Don Antonio de Ulloa; was aber ich, nebſt unſerer ganzen Geſellſchaft davon erfahren habe, beſteht darinnen, daß ſie vor den Menſchen auf dem Lande fliehen. So bald ſie jemanden merken, ſo fahren ſie in das Waſſer.

Die Fortpflanzung dieſer Thiere geſchieht durch Eyer. Wenn das Weibchen im Stande iſt, Eyer zu legen, ſo geht es an ein Ufer des Fluſſes, machet ein großes Loch in den Sand, und leget ſie da hinein. Ein ſolches Ey iſt ohngefähr ſo groß, als ein mäßiges Straußeney. Die Schale iſt eben ſo weiß, wie bey einem Hühnerey, aber viel ſtärker und feſter. In ein ſolches Loch leget das Weibchen, in einem oder in zween Tagen, hundert und noch mehr Eyer, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, bis es fertig iſt. Nachgehends bedecket es dieſelben wiederum mit Sande, und brauchet die Vorſicht, daß es ſich da auf herum wälzet, damit der Ort verborgen bleibe. Deswegen thut es dieſes nicht nur an dem Orte, der die

die Eyer bedecket, ſondern auch in der ganzen umliegenden Gegend. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo geht das Weibchen wieder in das Waſſer, und läßt die Eyer ſo lange an ihrem Orte, als es durch einen natürlichen Trieb weis, daß es zur Ausbrütung der Eyer nöthig iſt. Hierauf kömmt es in Begleitung des Männchens wieder, ſcharret den Sand hinweg, daß die Eyer bloß liegen, und zerbricht ſie. Hierdurch kommen denn die jungen Caymanen in ſo großer Menge hervor, wie man ſich leicht einbilden kann; denn es wird kaum ein einiges Ey taub ſeyn. Die Mutter leget hierauf die jungen Caymanen auf die Schuppen ihres Halſes und Rückens und geht mit ihnen in das Waſſer. Indeſſen aber kommen die Gallinaſſen, welche dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, und rauben einige davon. Das Männchen, welches in eben der Abſicht herbeygekommen iſt, frißt davon gleichfalls ſo viel es kann, bis endlich das Weibchen mit den wenigen, die noch übrig ſind, in das Waſſer kömmt, und hier frißt es diejenigen ſelbſt, welche herunterfallen und nicht ſchwimmen. Von einer ſo fürchterlichen Bruth kommen alſo kaum fünf oder ſechs junge Caymanen davon.

Die Gallinaſſen, (ſ. Naturgeſchichte von Cartagena, S. 47. 48.) von denen daſelbſt ſchon geredet worden, ſind die größten und vornehmſten Feinde der Caymanen. Sie gehen den Eyern derſelben mit einer beſondern Liſt nach. Einer von ihnen beobachtet das Weibchen, zu der Zeit wenn es leget; dieſes geſchieht im Sommer, wenn das Ufer des Fluſſes trocken iſt. Der Gallinaſſe ſtellet ſich in der Gegend unter einen Baum, verbirgt ſich unter die Blätter und Aeſte deſſelben, und hält ſich ganz ſtille, damit ihn das Weibchen, welches die Eyer leget, nicht entdecke. Er läßt daſſelbe auslegen, und gönnet ihm auch das Vergnügen, ſie zuzuſcharren und zu verbergen. Kaum hat ſich aber das Weibchen wiederum ins Waſſer begeben, ſo überfällt der Gallinaſſe das Neſt, ſcharret mit dem Schnabel, den Füßen und den Flügeln, den Sand hinweg, frißt die Eyer, wenn er ſie gefunden hat, und läßt die Schale nur davon übrig. Dieſes würde für denjenigen Gallinaſſen ein herrlicher Schmauß ſeyn, der auf die Gelegenheit hiezu ſo lange gewartet hat, wenn nicht eine große Menge von andern Gallinaſſen herzu käme, um ihm zu helfen. Ich habe dieſes Verfahren der Gallinaſſen einigemale mit Vergnügen angeſehen, da wir auf dem Guayaquil nach dem Zollhauſe fuhren. Damals nahm ich auch einige Eyer, als eine Seltenheit zu mir. Viele von denenjenigen, die auf

dem

dem Fluſſe zu thun haben, eſſen die Eyer, und ſonderlich Eyer von vermiſchten Geſchlechtern, aber nur wenn dieſe Eyer noch friſch ſind. Es iſt eine bewundernswürdige Vorſicht der Natur, daß dieſe Thiere, ſowohl durch die Gefräßigkeit der Eltern, als auch durch ſolche Vögel, ſo ſehr vermindert werden. Der Fluß würde ſie ſonſt nicht faſſen, und ſie würden auch nicht einmal auf den Feldern Raum haben, und dem ungeachtet ſind ſie doch ſehr häufig.

Die Eidexen, oder Caymanen, verfolgen die Fiſche in dieſem Fluſſe; denn dieſe ſind ihre gewöhnliche Speiſe. Die Art des Fanges iſt dieſe. Acht bis zehn Caymanen ſtellen ſich an der Mündung eines Fluſſes, oder Eſtero, in einer geſchloſſenen Reihe, von einem Ufer zum andern. So entgeht ihnen kein Fiſch. Andere Caymanen verfolgen indeſſen die übrigen Fiſche im ganzen Bezirke. Ein Cayman kann nicht unter dem Waſſer freſſen; ſobald er aber etwas erbeutet, ſo ſtrecket er den Kopf aus dem Waſſer hervor, und ſtopfet das erbeutete nach und nach, von dem äußerſten Theile des Maules an, bis inwendig in die Kinnbacken, wo das Kauen geſchieht; alsdenn ſchlingt er es hinunter. Wenn ſie mit ihrer Fiſcherey zu Ende ſind, ſo begeben ſie ſich an das Ufer, ruhen daſelbſt aus und ſchlafen. An dieſer Arbeit werden ſie durch die Finſterniß der Nacht nicht gehindert.

Wenn ſie vom Hunger getrieben werden, ſo begeben ſie ſich auf das Land und laufen auf den Savanen, an einem Fluſſe oder Fache herum; alsdenn ſind Kälber, Füllen und andere ſolche Thiere, vor ihrer Verfolgung nicht geſichert. Sie werden gleich das erſtemal, wenn ſie das Fleiſch koſten, dadurch ſo angelocket, daß ſie die Fiſche nachgehends nicht mehr achten. Aus Vorſicht, damit ſie ihren Endzweck um ſo viel ſicherer erreichen mögen, bedienen ſie ſich der Dunkelheit, um ihren Raub fortzuſetzen, und das Vieh an den Orten aufzuſuchen, wo es ſchläft. Diejenigen, welche zum Fleiſche ſolchergeſtalt angelocket ſind, verſchonen auch die Menſchen nicht, wenn ſie Gelegenheit finden, ſie zu bekommen. Dieſes wiederfährt inſonderheit den kleinen Knaben, wenn man ſie unvorſichtig von den Häuſern weglaufen läßt. Die Caymanen greifen ſie alsdenn mit einer unerſchrockenen Kühnheit an, bemächtigen ſich ihrer mit dem Rachen, und laufen mit ihnen nach dem Waſſer zu, damit man das Geſchrey des unglücklichen Kindes nicht höre, und ihm zu Hülfe eile. Damit ſie ihren Endzweck völlig erreichen, ſo iſt das erſte, was ſie thun, dieſes, daß ſie das Kind unter das Waſſer tauchen, bis es erſäuft; hernach kommen

ſie wiederum mit ihm hervor, und freſſen es.

Man hat zuweilen geſehen, daß ſie auf gleiche Weiſe mit den Fiſchern verfahren ſind, die ſich auf ihren Kähnen befunden haben, wenn dieſelben etwan allzu ſorgloß auf den Planken ihres Kahnes eingeſchlafen ſind, und einen Arm oder ein Bein haben heraushängen laſſen. Denn wenn eines von ſolchen Thieren ſich des Mannes bemächtiget, und ihn aus dem Fahrzeuge herausgezogen hat, ſo hat es ihn gefreſſen. Diejenigen Caymanen, die einmal ſolchergeſtalt angeködert worden ſind, ſind die gefährlichſten. Man bemühet daher ſich ſehr ſie zu fangen, und dieß alſo: ſie werfen ihnen ein ſogenanntes Caſonette hin, das iſt, ein Stücke hart Holz, welches an beyden Enden zugeſpitzet und mit der Lunge von einem Thiere umwickelt iſt. Dieſes Caſonette wird an einen ledernen Riemen gebunden und in der Erde befeſtigt. So fängt er ſich, und man zieht ihn denn ohne Furcht ans Land. Hier fällt er die Leute dann an; dieſe beluſtigen ſich mit ihm in Kämpfen, wie mit einem Stiere, weil er ſeinen Rachen nicht brauchen, ſondern aufs höchſte einen zu Boden werfen kann.

In Anſehung ihrer Geſtalt und ihres Baues haben dieſe Thiere ſehr viel ähnliches mit den Landeidexen. Darum leget man ihnen auch dieſen Namen bey, außer dem Kopfe, dieſer iſt, wie man in der Abbildung ſehen kann, ſehr lang und hat einen Rüſſel; dieſen hält ordinair das Thier im Waſſer heraus. Die Kinnbacken ſind mit ſehr gleichen Reihen von feſten und ſpitzigen Zähnen beſetzet. Einige ſchreiben ihnen viele Tugenden zu. Ich habe aber niemals etwas davon gehöret. Keiner auch von meinen Reiſegefährten bey aller angewandten Mühe hat etwas erfahren können.

Caymiri.

Ein kleiner langgeſchwänzter Affe mit gelben Haaren, aus der Claſſe der Sapajue, der in Cayenne häufig angetroffen wird. S. Saimiri.

Cayopollin.

Ein kleines vierfüßiges Thier aus dem ſüdlichen Amerika, welches nicht viel größer als eine Ratte iſt, und unter das Geſchlecht der Philander gehöret. S. Philander.

Cayouaſſou.

Ein kleiner Amerikaniſcher langgeſchwänzter Affe. S. Saju.

Cazon.

Leimfiſch in Südamerika.

Cecilianenkraut.

S. Johanniskraut.

Ceder.

Mit dieſem Namen hat man verſchiedene Bäume beleget, welche aber mit einander nicht übereinkommen, und daher nicht in einem Geſchlechte vereiniget werden können. Es ſind ſelbige, als Arten, andern bekannten Geſchlechtern einverleibet worden. Tournefort hatte zwar aus einigen derſelben ein beſonderes Geſchlecht unter dem Namen Cedrus gemachet; allein auch dieſes wollen die mehreſten von den neueſten Schriftſtellern nicht gelten laſſen; und man findet bey dem Hrn. von Linné einige Arten Cedern, nämlich diejenigen, welche Zapfen tragen, unter der Fichte, andere, welche Beeren haben, unter dem Wacholder angeführet. Da die letztern wirklich mit dem Wacholder genau übereinkommen, wollen wir auch ſelbige, als z. E. die rothe, Lyciſche, Phöniciſche, und die Ceder aus Barbados unter dieſem Worte anführen, die Ruſſiſche oder Sibiriſche Ceder mit den Fichten beſchreiben, und die Amerikaniſche weiße Ceder bey den Cypreſſen erwähnen; hingegen die Ceder aus Libanon, welche von der Fichte oder Tanne, mit welcher ſolche Hr. von Linné, oder dem Lerchenbaume, womit ſolche Hr. Tournefort und du Hamel vereiniget, nach Herrn Trews Wahrnehmungen, in einigen Stücken verſchieden iſt, allhier beſonders anführen, und ſolche als ein eigenes Geſchlecht beybehalten, zumal dieſer Name nicht füglich verlohren gehen kann. Das Geſchlecht, ſo Hr. Miller Cedrus genannt, iſt vom Linnäus in zween andere abgetheilet, und eines Cedrela, das andere Swietenia genannt worden.

Die Ceder von Libanon, Cedrus Libani, Pinus Cedrus L. Dieſer immergrünende Baum wird eigentlich in Aſien auf den Gebirgen des Libanon angetroffen, woſelbſt ihn viele Reiſende, Bellon, Rauwolf, Pocock, Schulze und andere geſehen haben. Die Aeſte, welche öfters zwanzig Schuh lang ſind, hängen niederwärts; die unterſten, welche in einer Höhe des Stammes von acht bis zehn Schuhen entſpringen, reichen beynahe bis an die Erde. Die Rinde iſt aſchfarbigbraun, und bleibt lange Zeit glatt und glänzend. Die ſteifen, ſpitzigen Blätter oder Nadeln haben anderthalb Zoll Länge, und ſtehen wie bey dem Lerchenbaume büſchelweiſe bey einander, oder es kommen derſelben wohl ein paar Dutzend aus einer gemeinſchaftlichen Scheide hervor. Die männlichen Blumen erſcheinen in fingerdicken, länglichten Kätzchen, welche gelb ſind und vielen Blumenſtaub fallen laſſen; unten, wo ſie an den Aeſten aufſitzen, haben ſie eine Art einer vielblätterigen, allgemeinen Decke,

welche nicht abfällt, und noch mit einem Büſchel Nadeln umgeben iſt. Das Kätzchen ſelbſt beſteht aus ſehr vielen Schuppen, welche nichts anders, als die Staubfäden ſelbſt ſind. Jeder ganz kurzer Faden trägt einen zweyknöpfigen Staubbeutel, welcher an dem äuſſerſten Ende mit einer Schuppe, oder dem obern Theile des Staubfadens geſchloſſen iſt. Die weiblichen Blumen ſtehen auf beſondern Aeſten, und ſtellen kleine eyförmige Kegel vor. Ihre Länge beträgt bey der erſten Vollkommenheit ohngefähr einen Zoll, und der Durchmeſſer ihrer Breite den dritten Theil dieſes Maaßes. Jeder Kegel ruhet ebenfalls auf einer vielblätterichten allgemeinen Decke, welche lange ſtehen bleibt, jedoch noch vor der völligen Reife des Zapfens abfällt. Ihre Farbe iſt ſchön purpurroth; nach der Befruchtung aber, und wenn ſie gröſſer worden, verwandelt ſich dieſe Farbe zuerſt in ein blaſſes Roth, alsdenn in ein ſchmutziges Grün, und endlich bey der wahren Vollkommenheit und Gröſſe geht ſie ins Braune über. Die reifen Zapfen ſind auf fünf Zoll lang, und vier Zoll breit; jedoch ſind diejenigen, ſo man über England aus der Levante erhält, etwas dünner und kürzer. Sie ſtehen aufwärts gerichtet, und hängen nicht, wie einige Abbildungen zeigen, unterwärts, und ſitzen ſo feſte auf, daß bey dem Abbrechen jederzeit ein Theil der äußern Rinde mit abgeriſſen wird. Die Schuppen ſind mehr breit als lang, ſtumpf, und liegen dichte an und übereinander, wodurch die Oberfläche des Zapfens faſt ganz eben gemachet wird. Jede Schuppe bedecket zween gelbbraune, mit großen breiten Flügeln verſehene, Saamen. Da bey den meiſten Arten der Fichten und Tannen jede Schuppe gleichſam aus zwey Blättchen beſteht, welche beyde auch zween Saamen bedecken, bey der Ceder aber und der wahren Fichte beyde Saamen nur mit einer Schuppe bedecket ſind, wie Herr Trew wohl angemerket; ſo könnte dieſes ein Kennzeichen abgeben, welches dem Cederngeſchlechte eigen wäre. Da die Schuppen des Zapfens ſich nicht ſelbſt öffnen, folglich die Saamen daraus ohne Beſchädigung nicht zu erhalten ſind, hat man ſolche, wie auch Herr von Linné vorgeſchlagen, in warmes Waſſer einzuweichen, angerathen. Die beſte Art dergleichen Zapfen zu öffnen, iſt folgende. Man durchbohret ſolche der Länge nach behutſam, damit die Spitze der Saamen nicht verletzet werde, leget ſie alsdenn vier und zwanzig Stunden in Waſſer, oder kann auch das letztere lieber unterlaſſen, treibt darauf einen dickern Stock, als der Bohrer war, oder runden Keil in die gemachte Oeffnung, wodurch

die

die Zapfen dergeſtalt auseinander getrieben werden, daß man die Saamen leicht herausnehmen kann.

Man ſäet die Saamen lieber im Frühjahre als Herbſte ganz flach, nur etwa einen halben Zoll tief, in einen ſandigen Boden, oder in Käſten, welche mit guter lockerer und ein wenig Sand vermiſchter Erde angefüllet ſind, und hält ſolche nicht zu feuchte, weil die Saamen leichtlich faulen. In Zeit von vier bis fünf Wochen gehen ſie auf und der geflügelte Saame kömmt mit dem Keime aus der Erde, hält acht bis zehn junge, mit feinen weißen Puncten bezeichnete, Nadeln einige Tage über, als in einer Scheide, zuſammen, und fällt bey deren zunehmenden Stärke ab. Noch im erſten Jahre geht aus der Mitte dieſer Nadeln ein neuer, ziemlich ſtarker Schuß hervor, der an Seiten mit Blättern beſetzet iſt, im folgenden Jahre aber ſolche ſchon büſchelweiſe führet und ſtärker aufwächſt. In dem dritten und vierten Jahre iſt es Zeit, dieſe Stämmchen an die, für ſie beſtimmten, Stellen zu ſetzen. Man darf um deswillen nicht länger warten, weil die Herzwurzel ſtark und lang wird, und nachher leicht Schaden leidet. Sie leiden eben ſo wenig, als anderes Nadelholz, das Beſchneiden der Haarwurzeln, auch darf man die unterſten Aeſte nicht ſtutzen. Der Wachsthum iſt ziemlich geſchwinde, wenn ſolcher gleich in den erſten Jahren nicht gar zu ſchnell iſt. In den Harbkenſchen Pflanzungen haben einjährige Stämme zwölf Fuß Höhe und unten am Stamme im Durchſchnitte vier Zoll Dicke erhalten. Sie treiben in guten Jahren auf acht bis neun Zoll, ja auf einen Fuß hoch. Die Aeſte breiten ſich weit aus, und ſollen die Stämme mehr in die Höhe als Breite gehen, müſſen ſie dichte an einander gepflanzet werden. Sie lieben mehr einen ſchlechten als fetten Boden, mehr Berge, als niedrige Gegenden. Sie tragen ſpät Früchte, ſie ſollen aber deſto länger dauern, und nach der allgemeinen Verſicherung müſſen ſie unter allen Bäumen das höchſte Alter erreichen können. Man kann auch dieſe Ceder durch das Copuliren der Aeſte auf Lerchenſtämme fortpflanzen, und Herr du Roi verſichert, daß dergleichen Verſuche wohl gerathen, zweifelt aber ſehr, ob die Bäume lange dauern möchten, indem das Holz ſehr verſchieden iſt.

Dieſe Ceder giebt den Pflanzungen ein vortreffliches Anſehen, und iſt für die mehreſten Menſchen eine merkwürdige Seltenheit. Die vorzügliche Güte des Holzes wird von den Schriftſtellern gerühmet. Es iſt hart, feſte, dauert lange, und wird deswegen

zum Bauen angewendet. Nach Herrn Millers Berichte ſoll es leicht reißen und von den eingeſchlagenen Nägeln zerſpringen.

Die große Anzahl dieſer Cedern auf dem Berge Libanon iſt gar merklich vermindert worden. Bellon hat im Jahre 1550. dergleichen alte Bäume nur acht und zwanzig Stück daſelbſt angetroffen, Pocock 1739 nur funfzehn, hingegen Schulze 1755. zwanzig, außer vielen andern jüngern und kleinern. Die älteſten daſelbſt haben einen kurzen, aber ſehr dicken Stamm, welcher ſich bald unten in einige Aeſte vertheilet, die gerade in die Höhe ſtehen, und deren einige etwa zehn Fuß lang zuſammen verwachſen ſind. Die Höhe von der Erde bis an die Aeſte beträgt ſechs bis ſieben, oder auch funfzehn bis achtzehn, auch vier und zwanzig Fuß. Das Maaß der Dicke wird ziemlich übereinſtimmend angegeben, ſo daß die ſtärkſten ſechs und dreyßig Fuß im Umfange halten ſollen. Ihr Stand auf dem Libanon iſt ziemlich hoch. Die hohen Gipfel der Berge, welche die Ebene, worauf ſie ſtehen, umgeben, ſollen, wie Arvieux meldet, faſt allezeit mit Schnee bedecket ſeyn, welcher jedoch im Frühjahre zeitig, und ſchon im Januar ſchmilzet. Vielleicht hat man den weißen Sand, welcher die Oberfläche, wie Herr Schulze berichtet, ganz bedecket, in einiger Entfernung für Schnee angeſehen.

Es iſt leicht zu vermuthen, daß dieſe Bäume auch bey uns auf Anhöhen erwünſcht fortkommen dürften. Bey einem recht harten Winter leiden die oberſten Spitzen etwas; ſie treiben aber dem ohngeachtet gleich ſtark, und unter dem abgeſtorbenen Theile gerade in die Höhe, daß dieſer Schaden nach einigen Jahren nicht mehr bemerket wird.

Ob dieſes derjenige Baum ſey, von deſſen Holze Salomon den Tempel erbauen laſſen, und ob überhaupt in der heiligen Schrift unter dem Worte Eres dieſe Ceder zu verſtehen ſey, ſind die Gelehrten nicht einſtimmig. Herr Celſius hält dafür, daß dieſer Name die gemeine Fichte oder Kiefer bedeute, und dieſer Baum allenthalben anzunehmen ſey, wo in der heiligen Schrift obiger Name vorkömmt. Herr Trew aber hat mit Herr Hillern in zwo beſondern Abhandlungen das Gegentheil behauptet, und unter andern erinnert, wie noch heutiges Tages dieſer Ceder, von denen, an dieſem Berge wohnenden Völkern der Name Ars oder Azare gegeben werde, woher man leicht den Namen Harz und Harzbaum im deutſchen herleiten könnte. Das bekannte wohlriechende Cederholz kömmt von einem ganz andern Baume, nämlich einer Art Wacholder,

cholder, und es ſcheint, ſehr wahrſcheinlich, daß Herr Marggraf nicht das Holz der Ceder von Libanon, ſondern das gewöhnliche von der andern Art zu ſeinen chymiſchen Unterſuchungen gebrauchet; daher wir auch davon bey dem Wacholder einiges anführen wollen. Die Sibiriſche Ceder wird von vielen mit der von Libanon verwechſelt, und beyde für einerley gehalten. Solche aber iſt ganz eine andere Art und wird bey der Fichte vorkommen.

Ceder, S. auch Cypreſſe, Fichte und Wacholder.

Cedo nulli.

Unter den Kegelſchnecken oder Tuten, welchen man den Namen Admiral beygeleget hat, iſt diejenige Art, welche aus der Südſee kömmt, eine ziegelfärbig gelbe Schale, weiße Flecken und drey punctirte Bänder hat, wovon das obere Band aus zweyen zuſammengeſetzet iſt, und vier perlenartige Schnüre enthält, die allerſeltenſte und ſchönſte, daher man ihr den Namen Cedo nulli gegeben hat. Sie wird oft mit zweyhundet nnd mehr Thalern bezahlt.

Cedra oder Cedrat.

S. Citrone.

Cedrobaum.

Cedrela L. es giebt nur eine Art, nachdem die andere, ſo Hr. Brown beſchrieben, als ein beſonderes Geſchlecht, Swietenia, angenommen worden. Der Baum wächſt im mittägigen Amerika, wird bis achtzig Schuh hoch, treibet oberwärts viele Aeſte, trägt gefiederte, übelriechende Blätter, und in Riſpen geſtellte Blumen. Dieſe beſtehen aus dem kleinen, fünffach eingekerbten Kelch, aus fünf, unterwärts in eine Röhre vereinigten, ſchmalen, ſtumpfen Blumenblättern, fünf Staubfäden, einem fünfeckichten Körper, worauf der kugelförmige Fruchtkeim mit ſeinem Griffel, und dem knöpfigen Staubwege ruhet. Die eyförmige, holzige Frucht öffnet ſich mit fünf abfallenden Klappen, hat fünf Fächer, und einen fünfeckichten Saamenhalter, auf welchem die, an der Spitze mit einem Flügel beſetzten Saamen liegen. Das Holz dieſes Baumes iſt braunroth, weich, leicht, und hat einen angenehmen Geruch. Die Amerikaner gebrauchen ſolches zu verſchiedenen Hausgeräthe; zu Schiffen tauget es nicht, weil die Seewürmer ſolches bald zernichten.

Cedroöl.

S. Citrone.

Ceereiche.

S. Eiche.

Ceiba.

S. Baumwollenſtaude.

Ceixupira.

Ceixupira des Marcgravs, S. Blauling, Glaucus 3. Klein. und unſern Artikel S. 831.

Cellery.

S. Peterlein.

Cementiren.

Caementatio. Das Cementiren iſt eine chymiſche Operation, welche darinnen beſteht, daß feſte Körper in verſchloſſenen Gefäßen, mit verſchiedenen Subſtanzen vermiſchet, eine Zeitlang einem mehr und weniger ſtarken Feuer ausgeſetzet, und ausgeglühet werden. Der allgemeine Begriff von dieſer Operation iſt alſo dieſer, daß man hierunter das Ausglühen der feſten Körper in verſchloſſenen Gefäßen verſteht. Die Gegenſtände von dieſer Operation ſind vornehmlich Metalle, Gläſer und alle feſte Subſtanzen, welche durch das Feuer nicht ſo leicht zerſtört, oder in Fluß gebracht werden können. Die Subſtanzen, wodurch man in Körpern Veränderungen verurſachet, nennt man überhaupt Cementpulver. Es beſtehen ſolche aus Salzen, Schwefel, Arſenik, mineraliſirten Metallen, oder ſogenannten Erzen, Erden und brennbaren Subſtanzen. Z. E. Kohlengeſtübe, Horn, Knochen u. ſ. f. aus welchen man unzählige Arten von Cementpulvern machen kann. Vornehmlich zeigen Salze, brennbare Subſtanzen und Kalcherden einen vortrefflichen Nutzen.

Das Cementiren wird folgender maaßen angeſtellet. Man nimmt hierzu gemeiniglich ein irrdenes cylindriſches Gefäß, welches eine Cementbüchſe genannt wird; auf den Boden derſelben ſtreuet man eine Schicht von einem Cementpulver; auf dieſes leget man den Körper oder die Materie, welche cementirt werden ſoll; über den Körper bringt man wieder eine Schicht Cementpulver, und auf dieſe wieder den Körper, und auf dieſe Art fährt man ſchichtweiſe fort, bis die Büchſe oder das Gefäß bald angefüllet iſt. Die letzte Schicht muß das Cementpulver ausmachen, welches gemeiniglich einen Zoll hoch liegt. Wenn die Büchſe gänzlich voll iſt, ſetzet man den Deckel auf, verſtreicht denſelben mit Thon oder Lehm, läßt das Klebwerck trocken werden, ſetzet die Büchſe in einen Ofen, umgiebt und bedecket dieſelbe mit Kohlen, und giebt ein gelindes und nach und nach mäßig verſtärktes Feuer, welches man drey, vier und mehrere Stunden in einem mäßigen Grade erhält. Die Zeit, wie lange ein Körper cementirt werden ſoll, läßt ſich niemals genau beſtimmen,

men, ſondern kömmt auf Erfahrung und die Abſicht an, die man dabey hat. Denn es iſt bisweilen ein gar mächtiger Unterſchied, ob ein Körper lange oder kurze Zeit cementirt wird. Auch läßt ſich überhaupt der Grad des Feuers nicht beſtimmen, indem manche Körper ein ſchwaches, und andere ein ſtärkeres Feuer verlangen; doch wird allezeit dieſes gelten, daß der Grad des Feuers nicht diejenige Stärke erhalte, wodurch dieſelben in Fluß kommen. Die Körper, welche cementirt werden ſollen, müſſen entweder zu einem Pulver gemachet, oder gekörnt, oder zu dünnen Blechen, oder ſchwachen Stäben gebracht worden ſeyn. Auf dieſe Weiſe kann, Gold und Silber gereiniget, Kupfer in Meſſing, und Eiſen in Stahl verwandelt werden. Man kann auch andere als metalliſche Körper, z. E. Glas, Porcellain und einige Steine cementiren.

Das Cementiren hat einen beſondern Nutzen und iſt in vielen Fällen ſehr vortheilhaft. Denn bisweilen werden die Körper dadurch gereiniget; bisweilen geſchehen neue Verbindungen, und bisweilen geſchieht beydes, daß nämlich ſowohl Theile geſchieden, als andere vereiniget werden. Wer ſich oft mit dieſer Operation bekannt machet, wird beſondere Erfahrungen ſammeln, und ſowohl phyſicaliſche Kenntniſſe erlangen, als auch Körper zu mancherley Gebrauch ſehr geſchickt machen.

Cementkupfer.

Cuprum praecipitatum, iſt eine Art eines gediegenen Kupfers, welches ſich aus vitrioliſchen Waſſern, welche aufgelößt Kupfer enthalten, niederſchlägt. Waller. Mineral. S. 357. giebt fünf verſchiedene Arten von Cementkupfer an; 1) derbes Cementkupfer, welches auf nichts präcipitirt, ſondern ganz rein Kupfer iſt; 2) Cementkupfer auf Eiſen; 3) Cementkupfer auf Stein; 4) Cementkupfer in Erde; 5) Cementkupfer auf Holz. Man findet dergleichen Kupfer in Ungarn, Schweden, Norwegen und andern Orten.

Cementpulver.

Pulvis caementatorius. Dieſe Benennung bekömmt jedes Pulver oder jede Vermiſchung, derer man ſich zu Veränderung der Körper beym Cementiren bedienet. Die Subſtanzen, welche man zu den Cementpulvern gebrauchet, ſind Ziegelmehl, Erden, brennbare Subſtanzen, z. E. Kohlengeſtübe, Horn u. ſ. f. Salze, Schwefel, Arſenik, mineraliſirte Metalle oder Erze. Von dieſen kann man zwo, drey und mehrere Subſtanzen mit einander vermiſchen, und als Cementpulver gebrauchen. Nach-

dem aber die Natur und Beſchaffenheit des Cementpulvers iſt, nachdem iſt auch die Wirkung verſchieden. Z. E. wenn man Gold durch die Cementation von andern beygemiſchten Metallen ſcheiden will, ſo muß man ſich zu dem Cementpulver ſolcher Salze bedienen, welche zwar die beygemiſchten Metalle, keinesweges aber das Gold auflöſen; daher man bisweilen Kochſalz, bisweilen Salpeter, niemals aber beyde Salze zugleich darzu gebrauchen kann. Will man zur Verwandlung des Eiſens in Stahl ein Cementpulver bereiten, ſo muß man vorzüglich brennbare Subſtanzen, wie Kohlengeſtübe und Horn, mit etwas Salzen, vorzüglich Kochſalz vermiſchet, gebrauchen. Zur Bereitung des Meſſings durch die Cementation wird oft nichts weiter als Gallmey oder Gallmeyerde und Kohlengeſtübe zum Cementpulver genommen. Man kann zu verſchiedenen Abſichten oft zu einerley Körper Cementpulver von mancherley Arten machen. Die Wirkungen werden allezeit verſchieden ſeyn, und mancherley, oft ſehr nützliche Produkte erhalten werden.

Cementwaſſer.

Aqua vitriolica, iſt ein vitrioliſches Waſſer, welches aufgelößten Kupfervitriol enthält, und aus welchem in den Gruben das ſogenannte Cementkupfer ſich niederſchlägt. Dergleichen Waſſer findet ſich bey Neuſohl in Ungarn, in Schweden, Norwegen und andern Orten.

Cenchriten.

Cenchrites, Meconites, ſind eine Art Roggenſteine. Sie haben das Anſehn einer Menge abgeſonderter Fiſchroggeneyer, die in Steine eingemiſchet und verſteinert ſind. Es können dieſelben wirklicher Fiſchroggen oder auch Saamen aus dem Pflanzenreiche geweſen ſeyn. S. Roggenſteine.

Cencoatl.

Coluber Cenchoa Linn. Eine Amerikaniſche Schlange aus demjenigen Geſchlechte, deſſen Merkmale darinnen beſtehen, daß der Bauch nur allein Schilde und der kleine Schwanz auf der untern Seite nichts als Schuppen hat. Sie wird von den Braſilianern auch Coyuta und vom Hrn. Prof. Müller im Deutſchen Ameiſennatter genannt, weil ihre Nahrung vorzüglich in Ameiſen beſteht. Sie hat zweyhundert und zwanzig Bauchſchilde und hundert und vier und zwanzig Schwanzſchuppen. Der Kopf iſt klein und faſt kugelrund; die Augen ſind groß und ſtehen dicht am Ende des Mauls. Die Farbe des Rückens

fällt meiſtentheils ins Braune und iſt mit weißlichen Flecken und Streifen vermiſchet; doch manche haben auch eine lichtere Farbe und caſtanienbraune Flecken. Ihre Länge beträgt zwar ohngefähr vier Schuh, aber ihre Dicke kaum ſoviel, als die Dicke eines Federkiels.

Centaur.

Ein ſüdliches Sternbild zwiſchen der Hydra und dem Scorpion. Es enthält nach Doppelmayern ein und dreyßig Sterne, nämlich einen von der erſten Größe, welcher Ixion genannt wird, einen von der zwoten, achte von der dritten, neune von der vierten, zehne von der fünften, einen von der ſechſten, und einen von der ſiebenten Größe.

Centella.

Centella Linn. zeiget männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze. Fünf männliche umgiebt eine vierblättrige gemeinſchaftliche Hülle, jede hat vier Blumenblätter und vier Staubfäden. Die weiblichen ſtehen einzeln; jede hat eine zwoblättrige Hülle, vier Blumenblätter und zween Griffel; das Saamenbehältniß iſt zweyfächericht. Beyde Arten wachſen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die rauche, villoſa, hat herzförmige, die glatte, glabra, lanzenförmige Blätter.

Centifolien.

S. Roſen.

Centrina.

Centrina, Ital. Peſce Porco, deutſch Schweinefiſch, S. Spitznaſe, Galeus 7. Klein.

Centunkel.

Centunculus Linn. Hr. Planer giebt dieſem Geſchlechte den Namen Kleinie, weil Hr. von Linne in den neuern Schriften dieſes berühmten Naturforſchers Andenken ganz vertilget. Wir werden ein anderes unter dieſem Namen anführen. Dieſe kleine, einjährige, mit eyförmigen, wechſelsweiſe geſtellten Blättern beſetzte, und in ſandigen, auch etwas feuchten Oertern wachſende Pflanze, zeiget am Kelche vier lange, ſpitzige Einſchnitte, und an dem radförmigen Blumenblatte eine kugelförmige Röhre, und einen vierlappigen Rand, vier Staubfäden, und einem Griffel. Das kugelförmige Saamenbehältniß theilet ſich der Quere nach in zwo Klappen und enthält viele kleine Saamen.

Cepeenkraut.

S. Haußwurzel.

Cephrus.

Ein Sternbild nicht weit von dem Nordpol, zwiſchen dem Drachen und der Caſſiopeja, welches ſeinen Namen von einem Könige in Aethiopien, dem Vater der Andromeda, erhalten hat. Es beſteht aus ein und funfzig Sternen, unter denen ſich drey von der dritten, neune von der vierten, dreyzehn von der fünften und fünf und zwanzig von der ſechſten Größe befinden, wozu noch ein neblichter Stern zu rechnen iſt. Den fabelhaften Urſprung dieſes Sternbildes kann man aus dem Artikel Andromeda erſehen.

Cerberus.

Ein Sternbild von vier Sternen, welches zum Hercules gehöret; S. Hercules.

Cerebrum Jovis.

S. Breitzahn, Sargus 5. Klein und unſern Artik. S. 968.

Cerigon.

S. Sarige.

Ceſtrevs.

Eine Art vom Meeralet, Mugil, S. Meeräſche, Ceſtreus 1. Klein.

Cevadilla.

Cevadilla wird als eine Art Getrayde beſchrieben, welche in Neuſpanien wachſen, und wie Gerſte ausſehen, jedoch nicht viel größer als Leinſaamen ſeyn ſoll. Es wird für überaus hitzig, brennend und etzend ausgegeben, daher es auch nicht innerlich gebrauchet, ſondern nur äußerlich in die faulen Geſchwüre um das wilde Fleiſch wegzubeitzen, auch auf die Glieder, ſo vom kalten Brande angegriffen ſeyn, eingeſtreuet wird. Genauere Nachrichten hiervon fehlen zur Zeit.

Chabris.

Ein Fiſch des Fluſſes Iſſini auf der Goldküſte. Richter.

Chainuk.

Eine tartariſche Art von wilden Kühen, welche Herr Gmelin in den Nouis comment. Acad. Petropol. T. V. p. 341. u. f. f. beſchrieben hat. Sie haben lange Haare, wie Bockshaare und an dem Halſe eine Mähne. Der oberſte Theil des Schwanzes gleichet einem Pferdeſchwanze, der unterſte aber einem Kuhſchwanze. Sie brüllen nicht, wie andere Kühe, ſondern grunzen wie Schweine; daher ihnen Gmelin den Namen der grunzenden Kühe gegeben hat.

Chakal.

S. Jakal.

Chalcedon.

Chalcedonius, iſt ein halbdurchſichtiger

ſichtiger Stein, der zu den Kieſelarten gehöret. Waller. Mineralog. S. 112. gedenket fünferley Arten von Chalcedon; 1) Graugrünlichen; 2) Graubraunen; 3) Graublauen; 4) Weisgrauen; 5) Streifichten und fleckichten. Was der Chalcedon der Alten geweſen, läßt ſich nicht genug beſtimmen. Auch die neuern Mineralogen ſind in der Beſchreibung dieſes Steins nicht deutlich genug; ſoviel aber erhellet doch aus den meiſten Beſchreibungen, daß der Chalcedon dem Feuer- oder Flintenſtein ſehr nahe kömmt, nur daß er meiſtens grau ausſieht, ein wenig durchſichtiger iſt und eine beſſere Politur annimmt.

Chalotten.

S. Zwiebel.

Chamäleon.

Lacerta Chamaeleon L. Dieſen Namen giebt man einem kleinen vierfüßigen Thiere, das ſeine Farbe zu verändern pfleget, und einige Aehnlichkeit mit den Eidechſen, nur einen viel dickern auch ſonſt anders gebildeten Leib und einen ganz andern Kopf hat. Wegen dieſer Aehnlichkeit, hat es auch der Herr von Linne unter das Geſchlecht der Eidechſen gebracht. Von dem Herrn Klein aber wird es in der dritten Ordnung, welche die ohnhaarichten, mit Zehen verſehene Thiere enthält, als ein eigenes Geſchlecht betrachtet. Die größten Thiere dieſer Art ſind nicht über eine Spanne lang. Dtr breite Kopf iſt bey den meiſten, ſonderlich bey den Afrikaniſchen, mit einer, aus harten Knochen und Häuten gebildeten, dreyeckichten Krone verſehen. Die Zunge iſt überaus lang und rund, aber an der Spitze dreyeckicht und klebricht. Die Augen, welche ungemein lebhaft und feurig ſind, haben einen goldgelben Ring und ſind mit dicken Augenliedern verſehen. Das merkwürdigſte dabey, und welches man bey keinem andern bekannten Thiere findet, iſt dieſes, daß ſich jedes Auge nach einer beſondern Richtung bewegen läßt. So kann z. E. der Chamäleon mit dem rechten Auge in die Höhe ſehen, indem er mit dem linken auf die Erde ſieht, welches daher kömmt, weil die Augennerven dieſes Thieres, wie diejenigen bemerket, welche eine genaue Zergliederung des Chamäleons anzuſtellen Gelegenheit gehabt haben, zwar an einem Orte ihren Urſprung nehmen, hernach aber ſich nicht, wie bey den Menſchen und den übrigen Thieren, mit einander vereinigen. Ohren ſind nicht vorhanden. Statt der Zähne und des Zahnfleiſches findet man in dem Munde ein zuſammenhängendes, mit ſpitzigen Einſchnitten verſehenes Bein. Der Hals iſt kurz und dicke. Der

Bauch und Rücken ſind gewölbet. Die Füße haben fünf Zehen, wovon immer zwo und drey an einder gewachſen ſind. Der Schwanz iſt länglicht rund und in die Höhe umgeſchlungen.

Man trifft dieſe Thiere in allen vier Welttheilen an, vorzüglich aber in Oſtindien, in den Mexikaniſchen Gegenden und in Egypten, wo es die größten giebt. In Anſehung der Farbe und der Geſtalt des Kopfes bemerket man einige Verſchiedenheit. Die Egyptiſchen haben gemeiniglich eine ſchwärzliche oder ſtahlgraue Farbe. Bey den Mexikaniſchen, welche ebenfalls eine graue Farbe haben, ſehen die winklichten Seiten des Kopfes aus, als wenn ſie mit Perlen beſetzet wären, und die Kehle, ingleichen der ganze Unterleib iſt, wie der Rücken, zackicht. Die Ceyloniſchen ſind ſafranfarbig, und die Mütze oder Krone iſt mit großen hervorſtehenden Schuppen beſetzet. Die Afrikaniſchen, welche unter die größten gehören, haben einen ſchwärzlichen Körper und einen weißen Kamm auf dem Rücken, welcher ſich bis an die Schwanzſpitze erſtrecket. Diejenigen, welche man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung findet, ſind blau und weiß marmoriret; es giebt auch ganz weiße, die an den Seiten etwas dunkler ſind.

Was die Veränderung der Farbe betrifft, weswegen der Chamäleon ſo merkwürdig iſt, ſo ſind die meiſten Nachrichten, welche man davon in den gewöhnlichen Reiſebeſchreibungen findet, mit vielen Unwahrheiten vermiſchet. Man erzählet gemeiniglich, daß der Chamäleon die Farbe derjenigen Gegenſtände annehme, die ihm nahe wären. Allein Herr Haſſelquiſt, welcher ein ſolches Thier eine zeitlang lebendig bey ſich gehabt hat, verſichert in ſeiner Reiſe nach Paläſtina S. 350 der deutſchen Ueberſetzung, daß er ihm allerley gefärbte Sachen, z. E. Blumen, Kleider, Gemälde und andere dergleichen Dinge vorgehalten, aber niemals dadurch eine Veränderung der Farbe habe hervorbringen können. Er bemerkete nur alsdenn, daß der Chamäleon eine andere Farbe annahm, wenn er ihn zornig machete, oder ihn den Sonnenſtrahlen ausſetzete. Seine gewöhnlichſte Farbe war ſchwarzgrau; dieſe legete er bisweilen ab, und nahm eine gelbliche Farbe an, welche bald ins grünliche, bald ins weißliche verändert wurde. Niemals hat er geſehen, daß er eine rothe, blaue oder eine andere Farbe angenommen hätte. Wenn er ſich aus dem Schwarzen ins Gelbe veränderte, ſo fiengen die unterſten Theile der Füße, der Kopf und der Hals zuerſt an, ſich zu verändern; alsdenn breitete ſich dieſe Veränderung über den

ganzen Leib aus. Bisweilen bekam er auch ſchwärzliche und gelbe Flecken, wobey allemal ſeine Magerkeit zunahm. Wenn er ſchwarzgrau war, ſo ſpannten ſich die Ribben und die Haut am ganzen Körper aus, und das Thier hatte ein völliges und gutes Anſehn. Sobald es aber gelb wurde, zog es ſeine Theile zuſammen, und bekam eine deſto magere und häßlichere Geſtalt, jemehr ſich dieſe gelbe Farbe ins weißliche veränderte. Am elendeſten und magerſten ſah der Chamäleon aus, wenn er gefleckt erſchien. Mit dieſen Bemerkungen des Herrn Haſſelquiſts ſtimmen auch die, an zween Amerikaniſchen Chamäleons gemachten Beobachtungen des Herrn Tesdorpfs, welche Herr Klein in der natürlichen Ordnung und vermehrten Hiſtorie der vierfüßigen Thiere § 58. anführet, genau überein. Nämlich Herr Tesdorpf bemerkte ebenfalls, daß ſeine beyden Chamäleons, welche die meiſte Zeit über aſchgrau waren, keine Farben von äußern Gegenſtänden annahmen, ſondern nur durch Leidenſchaften oder Mattigkeit eine andere Farbe erhielten. Im tiefſten Schlafe waren ſie über den ganzen Leib weiß, wenigſtens iſabellfarbig. Im Sommer, wenn ſie von der Sonne beſchienen wurden, ſahen ſie beynahe kohlſchwarz aus; bisweilen bekamen ſie auch alsdenn eine dunkelpurpur Farbe mit weißen Flecken. Wenn ſie böſe gemacht wurden, bläheten ſie den Kopf auf und bekamen entweder gelbgrünliche oder ſchwarze Flecken auf weißem Grunde. Das Küchenfeuer verurſachete niemals eine Veränderung der Farbe, aber wohl die Sonnenhitze. Wenn ſie ganz weiß und ohne alle Flecken erſchienen, ſo war dieſes allemal ein Zeichen der Mattigkeit oder des Schlafes.

Daß dieſe Thiere ohne alle Speiſe, von der bloßen Luft leben, wie von den meiſten ältern Reiſebeſchreibern und andern Schriftſtellern behauptet wird, iſt eine ganz irrige Meynung, welche daher entſtanden ſeyn mag, weil man geſehen hat, daß ſie bisweilen mit offenem Munde auf den Aeſten der Bäume ſitzen, und daß ſie viele Wochen, ja einige Monate, ohne alle Speiſe leben können. Hr. Haſſelquiſt erhielt ſeinen Chamäleon in einem Käfige vom achten März, bis zum vier und zwanzigſten April, ohne alle Nahrung lebendig. In den letzten Tagen aber konnte er gar deutlich merken, daß derſelbe vom Hunger entkräftet wurde. Die gewöhnlichſte Nahrung dieſer Thiere, welche ſich auf den Bäumen aufzuhalten pflegen, beſteht in kleinen Fliegen und andern Inſekten. Herr Tesdorpf hat die ſeinigen mit Mehlwürmern gefüttert, und

ebenfalls gefunden, daß ſie zwar zur Gnüge freſſen, aber auch lange faſten konnten.

Die Chamäleons ſind übrigens ſehr zahm, und gehören unter die unſchädlichen Thiere; daher ſie auch von den Indianern im freyen Zimmer gehalten werden, weil ſie daſſelbe von Fliegen und andern Inſekten rein halten. Sie gebähren nicht lebendige Junge, ſondern legen Eyer, welche aber mit keiner Schale, ſondern bloß mit einer Haut überzogen ſind.

Im Deutſchen werden dieſe Thiere von einigen Katteneidexen genannt.

Am Himmel giebt es ebenfalls ein Chamäleon; denn ſo nennen die Sternkundigen ein kleines Sternbild in der ſüdlichen Halbkugel, nicht weit von dem Südpole. Es enthält neun Sterne von der fünften, und einen von der ſechſten Größe.

Chamek.

So heißt ein langgeſchwänzter ſchwarzer Affe in Peru, welcher auch in andern Gegenden von Amerika angetroffen wird. S. Coaita.

Chamille.

Dieſen Namen führen in unſern Apotheken zwo Pflanzen, welche zwar den Kräften, nicht aber den Geſchlechtskennzeichen nach, mit einander verwandt ſind. Da auch überdieß die gemeine Art zu dem Mutterkraute gerechnet werden muß, ſo kann im deutſchen um deſto eher eine Verwirrung entſtehen, wenn wir ſelbiger dieſen längſt erhaltenen Namen entziehen, und nur der andern beylegen, und vielmehr bey dieſer allein beybehalten wollten. Und dennoch kann es nicht füglich anders geſchehen, da wir nicht gerne die einmal gebräuchlichen Namen verändern wollen. Hr. von Linné hat im lateiniſchen ſich leichter geholfen, da er das Wort Chamaemelum ganz abgeſchaffet und dafür Anthemis gewählet. Wir wollen Chamillen als einen Geſchlechtsnamen annehmen, und darunter ſonderlich Chamaemelum Tourn. oder Anthemis L. verſtehen. Der halbkugelförmige, aus ſchmalen, einander ziemlich gleichen Schuppen beſtehende gemeinſchaftliche Kelch umgiebt viele Blümchen von zweyerley Art. In der Mitte ſtehen viele röhrenförmige, fünfmal eingekerbte Zwitterblümchen, deren fünf kurze Staubfäden einen walzenförmigen Staubbeutel tragen, und der länglichte Fruchtkeim einen Griffel treibet, ſo mit zween, rückwärts gebogenen Staubwegen ſich endiget. An dem Rande aber ſiehet man viele zungenförmige, ſpitzig zulaufende, und zuweilen dreyfach eingekerbte, weibliche Blümchen, deren Fruchtkeim, Griffel und Staubwege wie bey den erſtern

beſchaffen ſind. Alle geben einen länglichten Saamen, welche alle mit dem unveränderten Kelche umſchloſſen, und auf dem etwas erhabenen, und mit Spelzen beſe-ßeten Blumenbette befeſtiget ſind. Hr. von Linné rechnet zu dieſem Geſchlechte auch Buphthalmum Tourn. und Pyrethrum. Das letztere haben wir ſchon unter dem Namen Bertram angeführet, und bemerken hier folgende Arten:

1) Die edle oder Römiſche Chamille. Chamomilla romana offic. Anthemis nobilis L. Die fäſerichte Wurzel treibt viele ſchwache, haarichte, geſtreifte, niedrige und größtentheils auf der Erde kriechende Stängel, welche auch hin und wieder Wurzeln ſchlagen, und wodurch ſich die Pflanze ungemein vermehret. Die faſt rauchen, gefiederten Blätter ſtehen dicht bey einander, und jedes Blättchen iſt in viele, gleichbreite, ſpitzige Läppchen abgetheilet. An dem Ende des Stängels und der Zweige ſitzen einzelne Blumen auf langen Stielen, deren Randblümchen weiß und zackicht, die mittlern aber gelb ſind. Die mittlere Scheibe iſt etwas weniges gewölbt. Sie wächſt in verſchiedenen Ländern Europens auf unbeſchatteten Triften, bey uns aber wird ſelbige im Garten erzogen, und mehr durch die getheilten Stöcke, als den Saamen fortgepflanzet. Einige bedienen ſich derſelben um die Gartenbeete damit einzufaſſen, weil ſie aber im Winter gerne faulet, ſonderlich wenn ſie ſehr dichte gewachſen, und alſo viele leere Flecke giebt, ſo ſchicket ſich ſolche dazu eben nicht ſonderlich. Man bauet ſie vorzüglich wegen des Gebrauches in der Arzneykunſt, und bedienet ſich hierzu gemeiniglich der ſogenannten gefüllten Spielart, Chamaemelum nobile flore multiplici. Dieſe Blumen aber gehören gar nicht zu den gefüllten, ſondern ſelbige zeigen nur ein beſſeres Anſehen, indem die mittlern röhrenförmigen Blümchen einen größern Umfang erhalten. Man pfleget dieſer und der gemeinen Art, welche wir das Chamillenartige Mutterkraut nennen wollen, einerley Tugenden zuzueignen, und man irret ſich vielleicht hierinne gar nicht, und kann füglich eine ſtatt der andern erwählen. Wir wollen daher auch von der herrlichen Wirkung und dem vielfachen Gebrauche der Chamillen jetzo nichts erwähnen, ſondern dieſes alles bey der andern Art anführen. Ob die edle Chamille ſtärker erwärme und kräftiger zertheile, als die gemeine, dieſe aber eine ſtärkere erweichende und mehr ſchmerzſtillende Eigenſchaft beſitze, iſt wohl nicht zu beſtimmen; überhaupt halten wir davor, daß man von der gemeinen alles, und vielleicht noch mehr erwarten könne, als von der edlen

Art, zumal dieſe kein blaugefärbtes Oel giebt, dergleichen man von jener erhält.

2) Die ſtinkende oder Hundschamille, Krötendill, Hundsdill, Cotula foetida offic. Anthemis Cotula Linn. wächſt an ungebaueten Oertern und den Wegen. Die jährige, zäſrichte Wurzel treibt mehr aufrechtſtehende und äſtige Stängel. Die grünen, faſt ganz glatten Blätter ſitzen auf breiten Stielen und ſind gleichfalls gefiedert; jedes Blättchen iſt faſt bis zur Hälfte in zween breitere Lappen zerſchnitten. Bey der Blüthe ſind die vielen Randblümchen weiß und dreyzackicht, die mittlern gelb. Die Scheibe iſt merklich erhaben. Die Saamen ſind ganz nackend, und die dazwiſchen geſtellten Spelzen klein und zart. Der ſtarke, aber nicht angenehme Geruch machet dieſe Art leichtlich kenntlich. Sie ſoll, nach Hoffmanns Meynung, beſſer, als die übrigen Chamillen Arten zum Erweichen dienen; ſie iſt aber ſcharf, und verurſachet leicht Brennen auf der Haut. Einige kochen das Kraut mit Bier, um das geronnene Geblüte innerlich und äußerlich damit zu zertheilen, auch das Geblüte und die Nachgeburt zu treiben. Man ſoll aber bey dieſen Fällen lieber das Chamillenartige Mutterkraut gebrauchen. Man pfleget ſolche auch dem Zugviehe und den Schaafen einzugeben, wenn ſie den Huſten haben. Den Bienen iſt ſie ſchädlich. Man kann damit die Flöhe verjagen, wenn man ſie an dergleichen Oerter leget; die Kröten halten ſich gern darunter auf, und ſollen das Kraut freſſen.

3) Ackerchamille, wilde Hundschamille, Rindsauge, Cotula non foetida, Anthemis arvenſis Linn. Man hat dieſe gemeiniglich für eine Spielart der vorherſtehenden gehalten, Herr v. Linné aber einige beſtändige Unterſcheidungszeichen angegeben. Die Wurzel iſt zweyjährig. Das Anſehen der ganzen Pflanze kömmt mit der zwoten Art faſt gänzlich überein; doch ſind die Stängel mehr ausgebreitet und die Blumenſtiele länger, auch weniger geſtreifet. Man zählet etwan nur vier oder fünf Streifen, da man bey der ſtinkenden wohl achte wahrnimmt. Die Blätter ſind mehr haaricht als glatt, und haben keinen Geruch. Die innerſten Kelchſchuppen werden gegen das Ende breiter und blätterartig, da ſolche bey der ſtinkenden Art ſchmal und dünne bleiben. Die Spelzen zwiſchen den Saamen ſind lanzenförmig und die Saamen ſelbſt, wie bey dem Chamillenartigen Mutterkraute, mit einem viereckichten Rande gekrönet. Man findet dieſe Art auf den Aeckern, beſonders häufig auf den Brachfeldern, faſt den ganzen

Sommer über blühen. Die jungen Blätter ſind im Frühlinge, wenn ſie die Schaafe ſuchen, gemäßigt bitter und balſamiſch.

4) Die Valentiniſche Chamille, Anthemis valentina Linn. wächſt in Languedoc, und wird bey uns aus dem Saamen erzogen. Die äſtigen, röthlichen Stängel verbreiten ſich weit aus. Die Blätter ſind dreyfach gefiedert und wollicht anzufühlen. Die Blumenſtiele werden nach oben zu dicker. Die äußerlichen Kelchſchuppen ſind haaricht, die innerſten aber glatt und eingekerbet. Die Randblümchen ſind, wie die übrigen, gelb.

5) Die Färberchamille, Buphthalmum Tanaceti fol. Anthemis tinctoria Linn. wächſt auf unbeſchatteten, trockenen Wieſen; blühet im Brach- und Heumonathe. Es iſt faſt zweifelhaft, ob dieſe Art beſſer zu der Chamille, oder dem Rindsauge, Buphthalmus, könne gerechnet werden. Der harte, ſteife und äſtige Stängel wird über einen Fuß hoch. Die Blätter ſitzen auf einem breiten Stiele, ſind oberwärts grün, unterwärts wollicht, doppelt gefiedert, und die Lappen ſcharf eingekerbet. Jeder Zweig endiget ſich mit einer großen Blume. Die Kelchſchuppen liegen dicht übereinander, und ſtellen eine halbe Kugel vor. Alle Blümchen ſind gelb, und die am Rande dreyfach eingekerbet. Die Spelzen endigen ſich gleichſam mit einer Granne. Die Saamen, haben nach Herrn von Hallers Beſchreibung, nicht einerley Geſtalt; die mittlern ſind viereckicht, die aber am Rande ſitzen, krummgebogen, der Länge nach in der Mitte ausgefurchet, und an den Seiten gleichſam geflügelt. Es iſt dieſe Pflanze dem Chamillenartigen Mutterkraute ziemlich ähnlich, hat auch faſt dergleichen Geruch und Wirkung. Mit den Blumen kann man ſchön Citrongelb färben.

Wir beſchließen dieſen Artikel mit dem

Chamillenartigen Mutterkraute, welches auch den Namen Chamillen, Camillen, Kumehlen, Hermigen, Hermligen, Kamerblume, Magdblume, Lungenblume, Romey oder Römerey erhalten hat. Chamomilla vulgaris offic. Matricaria Chamomilla Linn. wächſt häufig auf den Aeckern, und blühet im Juni und Juli. Die zäſerige, jährige Wurzel treibt aufgerichtete, dünne, harte, äſtige Stängel von anderthalb bis zween Schuh hoch. Die glatten, grünen Blätter halten keine beſtimmte Ordnung, ſind gefiedert, und die Blättchen derſelben in viele haarzarte Lappen zerſchnitten. Die grünen Kelchſchuppen ſind einander ähnlich, und ſtellen unter ſich faſt einen Teller vor. Das Blumenbette iſt erha-

 ben,

ben, aber mit keinen Spelzen beſetzet, dergleichen die ächten Chamillen Arten zeigen, und deswegen iſt auch dieſe Pflanze zum Mutterkraute gerechnet worden; ſonſt kömmt die Blume mit der ſtinkenden Chamille völlig überein; beyde werden auch in Anſehung der Kräfte einander gleich geſchätzet; man ſoll aber doch lieber die jetztbeſchriebene oder die Römiſche Chamille wählen. Man pfleget vorzüglich die Blumen zu ſammlen und ſolche getrocknet zu gebrauchen, oder daraus verſchiedene Arzneyen zu verfertigen. Man hat das abgezogene Waſſer, und mit dieſem zugleich erhält man das blaue Oel, dergleichen die Römiſche Art nicht giebt, auch vielleicht keine andere Pflanze, nur die Schaafgarbe ausgenommen. Man bereitet daraus auch einen Syrup und ein gekochtes Oel. Das letztere iſt nur Baumöl mit friſchen Chamillenblumen abgekochet. Es dienet zum äußerlichen Gebrauche und wird mit ſolchen Salben vermiſchet, womit man etwas erweichen will, vorzüglich ſetzet man es zu den Clyſtieren. Die Kräfte dieſer Arzneymittel und der Blume an ſich ſelbſt, ſind zu jeder Zeit hoch geſchätzet worden. Das flüchtige, bittere, oder gewürzhafte, ölichte Salz, welches ſelbige beſitzet, äußert vorzüglich eine ſtärkende, lindernde, krampfſtillende, zertheilende, eröffnende, auch zuweilen erweichende Wirkung. Schon Galen, und in neuern Zeiten Hoffmann, Boerhaave, und andere, haben dieſe Pflanze wider die Wechſelfieber beſtens empfohlen, und das Pulver von den Blumen zu einem halben oder ganzen Quentchen alle vier Stunden angeordnet. Es ſoll dieſes Fiebermittel eben ſo kräftig ſeyn, als die Chinarinde; ja man lieſt, wie zuweilen dadurch diejenigen Fieber überwunden worden, welche von der Chinarinde nicht weichen wollen. Herr Ehrhardt hat ſolche auch wider die hartnäckigſten Verſtopfungen des Leibes angerathen. Gewiſſer iſt die Wirkung bey der Darmgicht, dem Magenkrampfe, verhaltenen Blähungen, den wilden, wie auch den Nachwehen, über welche die Kindbetterinnen gemeiniglich Klage führen. In dieſen Fällen verordnet man ſowohl die Blumen mit Waſſer oder Bier abgekochet, oder bedienet ſich der daraus bereiteten Clyſtiere mit vortrefflichen Nutzen. Auch iſt der Chamillenthee oder dergleichen Bier zu Ausführung der Unreinigkeiten nach der Geburt, ingleichen zu Beförderung der monathlichen Reinigung kräftig und nützlich. Es kann auch die Steinſchmerzen, und das davon entſtehende Erbrechen lindern, ja es ſoll dadurch der Abgang der Steine ſelbſt erleichtert werden. Der äußerliche Nutzen iſt eben ſo wichtig. Die Blumen

men zertheilen und erweichen, nachdem die Beſchaffenheit der Krankheit dieſen oder jenen Ausgang erfordert; da ſie aber zugleich wegen des campherartigen Geruches den Nerven angenehm ſind, äuſſern ſie zugleich eine lindernde Wirkung. Man bedienet ſich daher der, zu Pulver geriebenen, Blumen allein, oder mit etwas Campfer vermiſchet, auch mit Holunderblüthe verſetzet, und in einem Säckchen verwahret, bey allerley Arten von Flüſſen mit und ohne Geſchwulſt, bey Gliederſchmerzen, Zahnweh, Sauſen der Ohren und dergleichen. Vorzüglich hatte man ehedem ein beſonderes Vertrauen auf ſelbige bey den Flüſſen des Hauptes, ſowohl ſolche zu verhüten, als zu vertreiben, glaubte auch das Gedächtniß ſelbſt dadurch zu ſtärken; deswegen ſoll auch in einigen Ländern die Mode entſtanden ſeyn, davon gewundene Kränze auf dem bloßen Haupte zu tragen. Der Gebrauch zu Clyſtieren iſt faſt allgemein bekannt, und vortrefflich, wenn zumal Krämpfe im Unterleibe und Blähungen in den Gedärmen gegenwärtig ſind. Fußbäder und ganze Bäder aus der Chamille dienen nicht allein zur Stärkung der Glieder, ſondern auch zu Linderung der Schmerzen, zu Beförderung der monatlichen Reinigung, und die letztern ſonderlich bey Steinſchmerzen. Das blaue weſentliche Oel iſt hitzig, und wird deswegen wenig gebrauchet. Einige Tropfen davon auf Baumwolle getröpfelt, ſollen bey Schmerzen der Ohren nützliche Dienſte leiſten. Es ſoll auch der Genuß dieſer Chamille den Thieren nützlich ſeyn, ſonderlich ſchätzen ſelbige die Schäfer hoch; und da die Schaafe dieſes zarte Kraut einmal auf der Brache im März, und in fruchtbaren Gegenden noch einmal im Herbſte auf den Rübenfeldern genießen können, ſo kann es ſolchen nicht leicht an dieſem Hülfsmittel fehlen. Herr Bergrath Pörner hat aus den Blumen eine ſchwache citrongelbe Farbe erhalten, und den Grund, warum dieſe Farbe ſo ſchwach und matt ausgefallen, in den vielen ſchleimichten Theilen geſuchet, welche mit keiner geringen Menge öhlichten Theilen vereiniget ſind.

Chamiten.

Chamiti, ſind eine Art verſteinerter zweyſchaliger Muſcheln, die faſt rund ſind.

Champacabaum.

Michelia Linn. Von Peter Anton Micheli, dem großen Kräuterkenner in Florenz alſo genannt; wächſt in ſandigen Oertern Oſtindiens, wird hoch, ſtark, und treibt viele Aeſte. Die geſtielten, grünen, glatten Blätter ſind über eine

Spanne lang, vier oder fünf Daumen breit, und endigen ſich mit einer ſchmalen Spitze, mithin kann man ſelbige lanzenförmig nennen. Aus dem Winkel derſelben treiben an den obern Aeſten die gelben Blumen hervor, welche keinen Kelch, aber viele, gemeiniglich achtzehn, in verſchiedene Reihen geſtellte, und an Größe nach innen zu abnehmende, lanzenförmige Blumenblätter, viele kurze Staubfäden, und viele, über einander gelegte, mit einem ſtumpfen, rückwärts gebogenen, Staubwege geendigte, Fruchtkeime haben. Die Fruchtkeime entfernen ſich nach und nach von einander, und verwandeln ſich in ſo viel runde Beeren, welche unter einander einen Strauß vorſtellen, und deren jede vier Saamen enthält. Faſt alle Theile haben einen ſcharfen Geſchmack, die Blumen aber einen angenehmen und ſtarken Geruch. Die letztern werden nicht allein von dem Indianiſchen Frauenzimmer zu Auszierung ihrer Haare gebrauchet, ſondern auch bey ihre Kleider und Wäſche geleget; ſie machen auch den Hauptbeſtandtheil von einer wohlriechenden Salbe aus, mit welcher ſie ihren Leib einbalſamiren, um ſich einen angenehmen Geruch zu verſchaffen. Außer ſeinem Vaterlande iſt dieſer Baum wohl nicht anzutreffen.

Champignon.

S. Blätterſchwamm.

Chara.

Ein Stern zwoter Größe im Sternbilde der Jagdhunde. S. Jagdhunde.

Character-Salm.

Character-Salm, nach dem Müller, Salmo notatus Linn. Gen. 178. Sp. 21. hat auf beyden Seiten, gegen die Kiemendeckel, über der Seitenlinie, einen ſchwarzen Flecken; ſein Leib iſt länglicht; der Kopf ſpitzig auslaufend; der Schwanz gabelförmig; und an dem Fiſche eine kleine Fettfloße zu befinden. Mit dem gefleckten Salm, Salmo bimaculatus, iſt er gleichſam verſchwägert; und in der Kiemenfloße werden viere, in der Rücken- eilfe, in der Bruſt- ſechzehn, in der Bauch- ſieben, in der After- drey und zwanzig, und in der Schwanzfloße vier und zwanzig Finnen gezählet. Sein Vaterland iſt Surinam. S. Fohre, Trutte, Trutta des Kleins.

Chartiviol.

S. Kohl.

Chauſaru.

Chauſaru gehöret, nach dem Champlain, unter diejenigen Fiſche, womit in Nordamerika beſonders der Lorenzfluß und Meerbuſen, angefüllet ſind. Er iſt eine

eine beſondere Art von einem gewaffneten Fiſche, der ſich an verſchiedenen andern Orten befindet. Er hat beynahe die Geſtalt eines Hechtes: er iſt aber mit einer Schuppe bedecket, wodurch kein Dolch gehen kann. Seine Farbe iſt ſilbergrau. Unter dem Rachen geht ihm eine platte, zackichte, hohle Gräte hervor, die am Ende durchbohret iſt, woraus man urtheilet, daß er dadurch Athem holet. Die Haut, welche dieſe Gräte bedecket, iſt zart, und ihre Länge der Länge des Fiſches gemäß, wovon ſie ohngefähr das Drittel ausmachet. Ihre Breite bey den allerkleinſten iſt zween Finger. Die Wilden verſicherten Champlain, es fänden ſich acht bis zehen Fuß breite Chauſarue: die größten aber, die man ihm zu zeigen Gelegenheit hatte, waren nur fünf Fuß, und ihre Dicke, wie der Schenkel eines Menſchen. Dieſer Fiſch iſt nicht allein ein wahrhafter Seeräuber für die Einwohner des Waſſers, ſondern er führet auch einen erſchrecklichen Krieg wider die in der Luft, und ſeine Art und Weiſe machet ihm zu einem ſehr ſonderbaren Thiere. Er verbirgt ſich als ein geſchickter Jäger ſo wohl in dem Schilfe, daß man nur ſein Gewehr ſehen kann, welches er gerade über dem Waſſer in die Höhe hält. Die Vögel, welche darauf auszuruhen ſuchen, halten es für ein Stück Holz und ſetzen ſich darauf. Sogleich öffnet das Meerwunder den Rachen, und fängt ſeinen Raub ſo liſtig, daß er ihm ſelten entgeht. Die Zähne, welche die Gräte umgeben, ſind ziemlich lang und ſehr ſpitz. Sie werden für ein allgemeines Hülfsmittel wider das Kopfweh gehalten, wenn man den Ort, wo der Schmerz am heftigſten iſt, mit ihrer Spitze ſticht. S. Allg. R. XVII. 235.

Chaye.

Chaye iſt eine Pflanze, welche auf der Nordſeite der Küſte von Oſtindien wächſt, viele Aeſte treibt, allemal drey bey einander ſtehende Blätter hat, weiße Blumen, und nachher eine kleine trockne Frucht trägt, welche ſich ſelbſt öffnet, und kleine Sämchen enthält. Die lange, dünne Wurzel geht gerade unter ſich und iſt von blaßgelber Farbe. Vermuthlich iſt dieſe Pflanze aus der Familie der Röthe; wie denn aus der Wurzel diejenige ſchöne rothe Farbe bereitet wird, welche die damit gefärbten baumwollenen Tücher von Maſulipan ſo ſchätzbar machet, und welche man der Cochenille vorzieht, weil die, mit der Chaye gefärbten Tücher, durch das Waſchen die Farbe gar nicht verlieren, vielmehr dadurch die Lebhaftigkeit der Farbe vermehret werden ſoll. Auch wiſſen die Indianer durch Beyhülfe dieſer Wurzel andere Farben, in-

inſonderheit vom Braſilien- und blauem Holze, zu erhöhen und beſtändiger zu machen.

Chayquarona.

Chayquarona, Luſit. Piraumba des Marcgravs, S. Parſch, Perca 5. Klein.

Cherlerie.

Dem, wegen der Ausgabe von Joh. Bauhins Werken bekannten, Joh. Heinrich Cherlerus zum Andenken hat Herr von Haller dieſen Geſchlechtsnamen angegeben. Die Pflanze wächſt auf den Alpen, hat der Geſtalt nach viel ähnliches mit dem Hauslaube, einander gegen übergeſtellte, unterwärts in eine Scheide verwachſene, gleichbreite, am Rande rauhe Blätter. Wenn dieſe abfallen, bleiben die Blätterſcheiden ſtehen, und umgeben unterwärts den Stängel. In der Blume zeigen ſich fünf vertiefte, lanzenförmige, und fünf andere kleinere, eingekerbte Blättchen; die erſtern hält Herr von Linné für den Kelch, die andern für das Honigbehältniß. Von den zehen Staubfäden ſitzen fünfe auf den Blättchen des Honigbehältniſſes. Drey Griffel, mit einfachen Staubwegen, ruhen auf dem Fruchtkeime, welcher ſich in eine dreyklappige, einfächerichte Frucht, mit drey nierenförmigen Saamen verwandelt.

Cherna.

Dieſe Fiſche ſollen auf Teneriffa ſehr groß, und vom beſſern Geſchmacke, als einer in England ſeyn. S. A. R. II. 18.

Chevalier.

Chevalier im Genferſee, iſt der Danziger Möllitz, S. Lachs, Trutte, Fohre, Trutta dentata, 6. Klein.

Chibougummi.

S. Galipot.

Chicot.

S. Bonduc.

Chillehueque.

Dieſes Wort, welches ſo viel heißen ſoll, als Hueque von Chily, weil die erſten Reiſebeſchreiber von Amerika Chille ſtatt Chily ſchrieben, iſt der Name eines vierfüßigen Hausthieres in Chily, welches man auch in andern Gegenden von Amerika antrifft, daher es bey den Schriftſtellern unter verſchiedenen Namen vorkömmt. Die Beſchreibung deſſelben ſoll unter dem Artikel Lama folgen.

Chilli.

S. Holli.

Chinarinde.

Fieberrindenbaum, Kinakina. Kinkina. Quinquina. Cortex Chinae. Cortex Peruuianus. Cin-

Cinchona officinalis Linn. Der Baum wächſt in Peru, ſonderlich bey Lopa, oder Loja, auf den bergichten Gegenden, ſo dieſe Stadt umgeben, zerſtreuet und einzeln zwiſchen andern Bäumen. Er wird nicht allzuhoch; der Stamm iſt mittelmäßig dicke und treibt viele Aeſte. Die geſtielten Blätter ſitzen einander gegen über, ſind eyförmig zugeſpitzt, am Rande völlig ganz, ziemlich dicke und unterwärts wollicht. Die Blumen ſitzen büſchelweiſe auf den Aeſten. Der gemeinſchaftliche Stiel entſteht aus dem Blätterwinkel, und theilet ſich in viele kleine Stiele, deren jeder eine Blume trägt. Der kleine, ſtehnbleibende Kelch ſitzet auf dem Fruchtkeime und iſt fünffach eingekerbet; das trichterförmige Blumenblatt zeiget viel ähnliches mit der Hyacinthenblume, und die lange Röhre verbreitet ſich in fünf ſpitzige, gleichförmige, an der Spitze ſowohl innerlich, als am Rande, wollichte Einſchnitte. In der Röhre liegen fünf kurze Staubfäden, und der einfache Griffel endiget ſich mit dem, etwas dickern Staubwege. Das rundliche, mit dem Kelche gekrönte, trockne Saamenbehältniß hat zwey Fächer, öffnet ſich an der innerlichen Seite mit zwo Klappen, und enthält viele länglichte, plattgedrückte Saamen. Das Blumenblatt iſt inwendig zinnoberroth, in der Mitte dunkler, und am Rande bläſſer, äußerlich aber nicht ſo ſchön roth, mit einer weißlichen Wolle.

Von dieſem Baume kömmt die Rinde, welche wegen ihrer verſchiedenen und herrlichen Eigenſchaften in den neuern Zeiten ſo hoch geſchätzet worden. Die Amerikaner hatten durch einen ungefähren Zufall die Kraft dieſer Rinde wider die Wechſelfieber ſchon längſtens entdecket, ſolche aber mit großer Sorgfalt, und vielleicht aus Haß gegen die Spanier, viele Jahre über verheelet, bis endlich im Jahre 1638 oder 40 ſelbige dem Spaniſchen Stadtrichter zu Lopa, durch einen Indianer bekannt gemachet wurde, welcher durch dieſes Mittel die Gemahlin des Viceköniges, welchen damals der Graf del Cinchon vorſtellete, von einem hartnäckigen, dreytägigen Fieber befreyet hat; worauf die Gräfinn einen guten Vorrath von dieſer Rinde nach Lima kommen, und daſelbſt austheilen ließ. Dieſes Mittel wurde dazumal der Gräfin Pulver genannt. Darauf übergab dieſelbe die Austheilung dieſes Pulvers den Jeſuiten, und daher iſt es unter dem Namen Jeſuiterpulver zuerſt in Europa bekannt geworden.

Die Rinde iſt theils nach den Gegenden, wo der Baum wächſt oder ſonſt gebauet wird, theils nach dem Alter der Stämme und Aeſte,

Aeſte, von denen man ſie ſchälet, ſowohl äußerlich an der Dicke und Farbe, als ihren Beſtandtheilen und Wirkungen nach merklich unterſchieden. Gemeiniglich iſt ſelbige äußerlich bräunlicht, zuweilen mit etwas Mooß oder Baumflechte bedecket, innerlich mehr röthlich, oder wie Eiſenroſt gefärbet. Man findet dicke, aber nicht zuſammengerollte Stücke, welches gemeiniglich die Rinde vom Stamme iſt; andere ſind dünne, wie kleine Röhrchen zuſammengerollet, und dieſes iſt die Rinde von den Aeſten; auch wird ſolche in ganz kleinen Stückchen, oder klein zerſchnitten, inwendig gelblicht, äußerlich weißlicht gefunden, welches die Rinde der Wurzel ſeyn ſoll, und von den Spaniern hochgehalten wird. Diejenige, welche mehr ins rothe fällt, und der Zimmetrinde an Farbe ähnlich iſt, und bey dem bittern Geſchmacke etwas gewürzhaftes und gelinde zuſammenziehendes äußert, iſt die beſte. Ihr Geruch iſt ſchw..ch, etwas dumpfig und gewürzhaft. Die dicke, ſtarke, holzige, unſchmackhafte, oder nur zuſammenziehende, auch mit andern bittern Sachen, als Aloe, angemachte Rinde tauget nichts. Die Spanier unterſcheiden vielerley Sorten. Es iſt aber nicht nöthig, auf dergleichen Acht zu haben, ſondern genug, wenn man nach den obigen Kennzeichen die beſte wählet. Die ſogenannte weibliche China, Quinquina femelle, welche nach Frankreich gebracht worden, und welche dichter und röther als die wahre China, auch von außen weißlicht iſt, wurde wegen der ſchlechten Wirkung im Jahre 1735 in Paris verbothen. Man ſoll auch die ganze, und nicht die zu Pulver geſtoßene, Rinde kaufen, indem letztere öfters verfälſchet, der Betrug aber nicht wohl zu entdecken iſt. Zuweilen wird die Chinarinde, mit der Caſcarille verwechſelt, und weil dieſe wohlfeiler iſt, damit verfälſchet.

Dieſe Rinde wird in Pulver, und dieſes entweder mit Waſſer und Wein, oder in einer Latwerge eingenommen, oder daraus mit Waſſer und Wein ein Trank bereitet, oder auch durch Hülfe dieſer beyden Aufloſungsmittel das Extract, ingleichen ein Syrup bereitet. Es iſt aber nicht gleichviel, unter welcher Geſtalt dieſes Mittel gebrauchet werde. Doch ſind die Aerzte ſelbſt unter einander nicht einig, welches die beſte Art ſeyn möchte. Um dieſes einigermaaßen zu beſtimmen, muß man die Beſtandtheile dieſer Rinde wiſſen. Es ſind, außer den erdhaften Theilen, viele harzige und gummöſe mit einander genau verbunden, und die harzigen ſollen, nach Geoffroi Erfahrung, beynahe den vierten Theil der Rinde ausmachen. Ob nun gleich

dieſe Beſtandtheile aufgelöſet werden können, bey der Auflöſung aber allemal eine gewiſſe Trennung der Beſtandtheile geſchieht, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß man von der, zu Pulver geſtoßenen, Rinde die beſte Wirkung hoffen könne. Da jedoch viele Kranke vor dieſem einen Abſcheu haben, zumal, weil ziemlich viel auf einmal davon zu nehmen iſt, ſo kann man füglich das Pulver mit Hollunder oder einem andern Muße und Syrup vermiſchen, und daraus eine Latwerge machen, wobey die Kraft der Rinde gänzlich unverändert bleibet. Ob aber die, daraus bereiteten Tränke und Extracte gleiche Kräfte, mithin alle, dieſer Rinde eigene, Beſtandtheile enthalten, kann man unter andern am beſten aus den angeſtellten Verſuchen des Engliſchen Arztes Perreival abnehmen. S. Neu Hamb. Magaz. 35 St. 464. S. Die, durchs Kochen mit Waſſer verfertigten, Tränke, verwirft derſelbe gänzlich. Denn obgleich die Rinde kein flüchtiges Weſen iſt, ſo hat ſie doch etwas gewürzhaftes in ſich, ſo durch die Hitze des kochenden Waſſers nothwendig verloren geht; ſie wird alſo eines ihrer Beſtandtheile beraubet, darinnen wahrſcheinlich einige ihrer Kräfte liegen. Und eben ſo werden die gummöſen und harzigen Theile von einander getrennet, und bleiben in dem wäßrigen Auflöſungsmittel getrennet, daher der Trank ein ſchlechtes Anſehn und einen widerlichen Geſchmack erhält. Aus dieſen Gründen will derſelbe auch das Extract gar nicht empfehlen. Ueberdieß wird ſolches leichtlich brandicht, ſetzet auch gemeiniglich etwas, in Geſtalt eines Pulvers, zu Boden, welches verbrannte Theile der Rinde zu ſeyn ſcheinen. Da auch die Apotheker nicht allemal die gehörige Sorgfalt dabey beobachten, ſo iſt ſolches ſelten ächt und gut zu haben; es wird auch bisweilen mit dem Pulver der Rinde ſelbſt, oder auch mit dem Süßholzſaft verfälſchet. Es kann die Rinde ihre Kräfte eben ſowohl dem kalten, als warmen Waſſer mittheilen, und Herr Perreival glaubet, daß das Aufgießen des kalten Waſſers viele Vorzüge vor dem Kochen habe. Die Beſtandtheile der Rinde ſollen alsdenn unverändert bleiben, und gegen einander diejenigen Verhältniſſe behalten, welche ſie in der Rinde ſelbſt haben. Die Natur hat die harzigen und gummöſen Theile ſo genau mit einander darinnen verbunden, daß ſie mittelſt dieſer Vereinigung ſich in ſolchen flüßigen Sachen auflöſen laſſen, mit denen ſie ſich, wenn ſie getrennet ſind, nicht vereinigen wollen. Und die Erfahrungen lehren, wie ſowohl der Weingeiſt, als das kalte Waſſer mit beyden Arten von Beſtandtheilen geſchwän-

ſchwängert ſind. Die Tinctur mit Weingeiſt iſt jedoch allemal ein ſchwaches, oder wird vielmehr um deßwillen ein unwirkſames Mittel ſeyn, weil man wegen der hitzigen Natur des Weingeiſtes ſolche nicht in hinreichender Menge geben kann. Bey kalten Naturen, und wo man mit dem Gebrauche lange Zeit anhalten kann, dürfte die, von einigen Engländern gelobte, aus China und Pomeranzenſchale mit Franzwein bereitete Tinctur, nützliche Dienſte leiſten. Die Rinde mit rothen Wein eingeweichet, hat der Engländer und Empiricus Talbot vorzüglich bey den abwechſelnden Fiebern gebrauchet, und ſelbige damit ſo glücklich curiret, daß Ludwig der XIV. ihm dieſes geheime Mittel für eine große Summe Geldes abgekaufet. Und von dieſer Zeit an, ohngefähr um das Jahr 1679 iſt der, faſt ins vergeſſen gekommene, Gebrauch der Rinde wieder in einiges Anſehn geſetzet worden. Hr. Perreival ſcheint beſonders diejenige Zubereitung zu empfehlen, da man das Pulver der Rinde mit Waſſer abreibet, und dadurch die Kräfte dem Waſſer mittheilet. Er lobet daher die Erfindung des Hrn. de la Garaye, nach welcher man die wirkſamen Beſtandtheile der Pflanzen durchs Reiben mit Waſſer auflöſen, und ſolches in einem Gefäße, daran eine Art eines Butterſtiefels angebracht iſt, der vermittelſt eines Rades und einer Schnur beſtändig in einem Creyße beweget wird, bewerkſtelligen kann. Nach unſern Erfahrungen iſt das Pulver das kräftigſte Mittel, indem man bey dieſer Rinde auch auf die feinen erdhaften Beſtandtheile ſehen muß; dieſem folget der mit Wein gemachte Trank, und hierauf das Extract, und zuletzt der mit Waſſer abgekochte Trank.

Man mag aber dieſe Rinde geben, auf welche Art man will, ſo muß man theils in kurzer Zeit eine ziemliche Menge davon gebrauchen, theils ſolche in kurzen Zwiſchenräumen verordnen. Man ſoll alle zwo oder drey Stunden eine beſtimmte Menge einnehmen, damit die Wirkung davon gleichſam in einem fortgehe, und ehe die erſte Doſis ausgewirket, die andere ſchon wieder anfangen möge. Wieviel man aber davon auf einmal, oder überhaupt einnehmen müſſe, läßt ſich nur nach Beſchaffenheit der Krankheiten beſtimmen. Man kann das Pulver von einem halben bis zwey Quentchen auf einmal nehmen; eine halbe Kanne Wein, auf zwey Loth Pulver gegoſſen, kann man füglich auf drey oder viermal verbrauchen, und den wäßrigen Trank von zwey Loth Pulver in einem Tage austrinken. Von dem Extracte verordnet man einen

Scrupel täglich drey = auch viermal entweder in Pillengeſtalt, oder mit Waſſer aufgelößt. Bisweilen pfleget man auch den wäßrigen Trank als ein Klyſtier den Kranken beyzubringen; und man muß zuweilen, wenn die Kranken einen gänzlichen Abſcheu für dieſes Mittel haben, oder nicht gut ſchlucken können, dergleichen veranſtalten, obgleich die Wirkung davon lange nicht ſo merklich, als wenn dieſes Mittel auf gewöhnliche Art genommen wird.

Dieſe Rinde wurde ehedem allein gegen die Wechſelfieber gebrauchet. Da aber die Aerzte nicht allemal gute Waare erhielten, oder bey der Cur dieſer Fieber die übrigen Hülfsmittel nicht gehörig anwendeten, mithin die Kranken zwar das Fieber verloren, nachher aber in andere Krankheiten verfielen, wurde ſolche von vielen verachtet, und wohl gar für ſchädlich ausgegeben. In den neuern Zeiten hat man nicht allein die beſonders wirkſame Kraft gegen die Wechſelfieber beſtätiget, ſondern auch viele andere herrliche Tugenden von derſelben wahrgenommen, und daher ſelbige als ein göttliches Geſchenke über alle andere Arzneymittel erhoben. Wenn bey den Wechſelfiebern die abführenden, auflöſenden und andere, nach Beſchaffenheit derſelben nöthige, Mittel gebrauchet worden, kann man füglich die Rinde geben, und wenn von einem Fieber-Anfalle bis zum andern die gehörige Menge, z. E. bey einem erwachſenen zwey Loth, gebrauchet werden, wird ſolches nicht leichtlich wiederkommen, auch keine andere ſchlimme Zufälle nach ſich laſſen. Es dienet die Rinde auch als ein Verwahrungsmittel, und man kann, wenn das Fieber acht oder mehrere Tage außengeblieben, den Gebrauch nützlich wiederholen. Nicht allein aber bey dieſen Fiebern, ſondern auch bey vielen andern Arten, ſonderlich den ſchleichenden, ingleichen den hitzigfaulen, oder mit einem Ausſchlage begleiteten Fiebern, und überdies in mancherley andern Krankheiten, vorzüglich wo die natürliche Stärke der feſten Theile mangelt, leiſtet dieſe Rinde vortrefflichen Nutzen. Sie wird, wie die meiſten bittern Arzneyen, den Magen ſtärken, die Verdauung befördern, die Blähungen treiben, den Leib eröffnen, die Würmer tödten, auch den Abgang des Urins und der monathlichen Reinigung befördern. Vorzüglich iſt diejenige Wirkung hochzuſchätzen, mit welcher die Rinde aller Fäulniß und dem Brande ſelbſt wiederſteht. Sie wird daher bey allen innerlichen Geſchwüren, ſonderlich der Lungen, mit dem glücklichſten Erfolge gebrauchet; auch bey äußerlichen Wunden und Geſchwüren, um das

gute Eiter zu befördern, innerlich genommen, und bey dem heißen und kalten Brande, es mag ſolcher von einer innerlichen oder äußerlichen Urſache herrühren, ſowohl äußerlich davon Umſchläge gemachet, als auch in häufiger Menge, welches hier vorzüglich nöthig, innerlich verordnet. Bey der Gicht und vornehmlich um die neuen Anfälle derſelben abzuwenden, hat Sydenham den Gebrauch der China empfohlen, welches wir durch eigene Erfahrungen beſtätiget gefunden. Ueberall, wo Kräfte der Natur nachlaſſen und fehlen, als z. E. bey hitzigen Fiebern, wenn der Puls ſchwach und zum Austreiben der bößartigen Materie unkräftig iſt, wenn andere ſchwere Krankheiten zwar glücklich überſtanden, die Erholung der Kräfte aber nicht erfolgen will, wenn wegen der ſchwachen Nerven, Krämpfe entſtehen, wenn unzeitige Geburten zu befürchten, wenn wegen der ſchlappen Gefäße die Ausführungen durch den Schweiß, Urin u. ſ. f. allzuhäufig geſchehen, wenn aus eben dieſer Urſache Blutſpeyen, oder andere Blutſtürze erfolgen. In allen dieſen und vielen andern Fällen, welche der vernünftige Arzt leichtlich erkennen und beſtimmen wird, iſt dieſe Rinde das vortrefflichſte Mittel, zumal man ſelbige in jedem Alter und Geſchlechte, bey Kindern, Erwachſenen und alten Leuten, bey Jungfern, Schwangern und Kindbetterinnen ſicher gebrauchen kann. Gemeiniglich, ſonderlich bey ſchwachen Perſonen, wird die Chinarinde anfangs den Leib öffnen, und zuweilen häufige Stuhlgänge verurſachen, wodurch man ſich aber nicht von dem fernern Gebrauche abhalten, vielmehr dadurch antreiben laſſen ſoll, weiter damit fortzufahren, indem dieſe, wenn der Körper und ſonderlich die Gedärme mehr geſtärket worden, von ſelbſt aufhören und die beſte Wirkung nach ſich laſſen.

Den Baum nennen die Indianer in ihrer Sprache den Rauſchbaum, wegen der Eigenſchaft, die ſelbiger haben ſoll, die Fiſche zu berauſchen, oder gleichſam trunken zu machen, wenn man ſolchen in die Teiche leget.

Die Chinarinde aus den Caraibiſchen Inſeln, welche Hr. von Linné unter dem Namen Cinchona charibaea angeführet, iſt in der Murrayſchen Ausgabe weggelaſſen, und angemerket worden, wie ſelbige zu dieſem Geſchlechte nicht gehören dürfte. Hr. Jacquin hingegen behauptet, wie ſolche mit der wahren Chinarinde gänzlich übereinkomme, und nur wegen der einfachen Blumenſtiele verſchieden ſey. Von der Chinarinde iſt gänzlich unterſchieden

Die Chinawurzel auch Pockenwurzel genannt, Radix Chinae.

Man findet davon zweyerley Arten, welche zwar beyde unter das Geſchlecht der Stechwinde gehören, jedoch wegen des gebräuchlichen Namen hier anzuführen ſind.

1) Die Morgenländiſche Chinawurzel, Radix Chinae orient. Smilax China Linn. Die Pflanze hat eine große, feſte, knotichte, mit wenigen, aber langen Fäſerchen beſetzte, äußerlich ſchwärzliche, oder braunrothe, inwendig weißlichte Wurzel. Die Stängel ſind zwar holzig, aber ſchwach, und müſſen geſtützet werden, oder kriechen von ſelbſt an andern Sträuchern in die Höhe, am untern Theile braunroth, in gewiſſen Abſätzen knoticht, und die zwiſchen den Knoten befindlichen Theile wechſelsweiſe ein wenig rückwärts gebogen. An jedem Knoten ſtehen gemeiniglich zween kleine gebogene Stacheln einander gegen über. Aus den Knoten ſelbſt treibet eine blätterartige Haut, welche breit anfängt, ſpitziger wird, und ſich mit einem Gäbelchen endiget. Und an dieſem Orte ſitzet auch auf einem kurzen dicken Stiele das ey- oder herzförmige, vorwärts ſpitzige, glänzende, dunkelgrüne Blatt, an welchem man auf der untern Fläche fünf vorragende Nerven bemerket, davon der mittlere gerad aus, die übrigen gebogen gegen die Spitze laufen. Brown hat derſelben nur drey bemerket, und nach Rumphs Beſchreibung ſind die Blätter vor- und hinterwärts herzförmig, oder ſowohl am Anfange, als an dem Ende ausgebogen. Die Blumen kommen aus dem Blattwinkel, ſitzen auf röthlichen oder gelben Stielen, und ſtellen unter ſich einen Schirm vor. Ob die Beſchaffenheit der grünlichtgelben Blume mit der Stechwinde genau übereinkomme, ſcheint zweifelhaft zu ſeyn, indem Rumph Zwitterblumen, und in jeder ſechs Blumenblätter, ſechs Staubfäden und einen gewundenen Griffel angegeben. Die Frucht iſt der Größe und Röthe nach den Kirſchen ähnlich, das Fleiſch aber trocken und mehlicht; die Saamen ſind halbmondförmig. Im Königreiche China wächſt die Pflanze häufig an ungebaueten Oertern, zwiſchen den Steinen und Dornhecken, und von daher iſt ſie, vornehmlich die Wurzel, nach Oſtindien, und weiter nach Europa gebracht worden. Dieſe, in den Apotheken gebräuchliche, Orientaliſche Chinawurzel iſt dicke, knoticht, ſchwer und holzicht, hin und wieder beſchnitten, abgeputzt, äuſerlich braunröthlich oder eiſenfärbig, innerlich blaßroth, und wenn ſie recht gut iſt, mehr bräunlicht, harzig und nicht leicht zu zerbrechen. Sie hat keinen Geruch, und einen erdichten, leicht anziehenden Geſchmack. Die leichte, wurmſtichige, und bey dem Zer-

ſchneiden ſtaubige, tauget nichts. Da die Kaufleute die Wurmlöcher zu verkleiſtern pflegen, ſoll man bey dem Einkaufe ſelbige zerbrechen und innerlich beſehen; auch ſollen ſie die Schwere der Wurzel mit Bleyglätte zu vermehren wiſſen.

Ob ſolche von den ältern Aerzten gebrauchet worden, iſt ungewiß. Ohngefähr um das Jahr 1535. haben die Chineſiſchen Kaufleute ſelbige in Anſehen gebracht, und wider die Liebesſeuche, die Gicht und viele andere Krankheiten angerühmet. Kaiſer Carl der Fünfte ſoll, wie Veſalius berichtet, an ſeinem eigenen Körper Verſuche damit angeſtellet haben. Man pfleget ſolche mit Waſſer zu kochen, und den daraus bereiteten Trank zu gebrauchen; verbindet auch gemeiniglich andere Mittel, als die Saſſaparille, das Franzoſenholz damit, zumal wenn man dergleichen wider die Liebesſeuche gebrauchen will; oder verfertiget daraus mit einigem Zuſatze von der Caſſia lignea eine ſchwache Ptiſane und bedienet ſich ſolcher, ſtatt andern Getränkes, bey verſchiedenen Krankheiten. Daß ſelbige bey der Liebesſeuche einigen Nutzen ſchaffe, iſt ganz falſch; daß aber die ächte harzige Wurzel nicht ganz unwirkſam ſey, wie einige der Neuern vorgegeben, kann man ſicher behaupten. Die ſtockenden Säfte aufzulöſen, und ihre Schärfe zu lindern, wird ſelbige wegen der ſchleimichten und harzigen Beſtandtheile eben ſo gut als viele andere dergleichen Wurzeln bewerkſtelligen können. Da aber Kletten, Gurken und andere ähnliche inländiſche Wurzeln gleiche Kräfte beſitzen, kann man dieſer ausländiſchen, und ſelten gut zu habenden, füglich ganz entbehren.

2) Die Abendländiſche Chinawurzel, China Occidentalis, Smilax Pſeudochina Linn. Die Wurzel iſt länglicht, dicke, knoticht, äußerlich aber mehr braunroth oder ſchwärzlich, und innerlich röthlicher, als die Orientaliſche. Sie kömmt ſonderlich aus Neuſpanien, Peru, Braſilien, wird für ſchlechter, als die vorige Art gehalten, und kann folglich um deſto eher entbehret werden. Die Pflanze, in ihrem Wachsthume überhaupt betrachtet, iſt der Morgenländiſchen Art ähnlich, die Ranken aber haben keine Stacheln, und die Blätter am Stängel ſind herzförmig, an den Aeſten aber länglicht, alle mit fünf Nerven, oder, nach Browns Beſchreibung, gleichfalls nur mit Nerven bezeichnet.

Chinche.

So heißt in Braſilien ein vierfüßiges Thier von der Gattung der Stinkthiere, das ohngefähr ſo groß iſt, wie eine Katze, der es aber ſonſt nicht ähnlich ſieht, indem

dem es in den meiſten Stücken einer Iltis gleicht. Es hat einen langen ſpitzigen Kopf, deſſen Oberkiefer über den untern geht, ein bis an die äußern kleinen Augenwinkel aufgeriſſenes Maul, breite Ohren, die beynahe den menſchlichen gleichen, einen runden Rücken, einen ganz platten Unterbauch, kurze Beine und an jedem Fuße fünf Zehen, die mit ſchwarzen, langen und ſpitzigen Nägeln verſehen ſind. Sein Schwanz, welcher eben ſo lang iſt, als der ganze Leib, gleicht einem Fuchsſchwanze, und iſt mit langen, weißen und ein wenig ſchwarz durchſprenkelten Haaren beſetzet. Das Haar auf dem Rücken iſt ebenfalls weiß, an den Seiten aber ſchwarz oder dunkelgrau und ſo lang, wie bey unſern Katzen. Der Kopf iſt ſchwarz und hat einen weißen Streif, der von dem Genicke bis an die Naſe geht. Dieſes Thier hält ſich, wie das Kaninchen, in der Erde auf, machet aber nicht ſo tiefe Höhlen. Es ſtellet den Vögeln und ihren Eyern nach, die es in ſeinem Vaterlande ohne große Mühe bekommen kann, weil die meiſten Vögel in denſelbigen Gegenden, indem es wenig Bäume daſelbſt giebt, auf der Erde ihre Neſter machen. Der Geſtank des Chinche iſt unleidlich. Der Pater Feuillee verſichert, daß er große Mühe gehabt habe, denſelben in acht Tagen aus ſeinen Kleidern heraus zu bringen, ob er ſie gleich verſchiedenemal gewaſchen, durch Waſſer gezogen und an der Sonne getrocknet. Man ſaget, dieſer häßliche Geruch käme von dem Urine dieſes Thieres, womit es ſeinen Schwanz befeuchten ſoll, deſſen es ſich als eines Wedels bediene, um ſein Waſſer umher zu ſprengen, und durch dieſen Geſtank ſeine Verfolger von ſich zu entfernen. Man will auch bemerket haben, daß es allemal den Eingang ſeiner Höhle bepiſſe, um deſto ſicherer darinnen wohnen zu können.

Chinchin.

So wird in der Tartarey ein ungeſchwänzter Affe genannt, ſimia ſyluanus Linn. weil er immer Chinchin zu ſchreyen pfleget, wie bereits im erſten Theile dieſes Neuen Schauplatzes unter dem Artikel Affe, S. 132. angeführet worden iſt.

Chineſermütze.

Dieſen Namen giebt man einem langgeſchwänzten Affen, welcher oben auf dem Kopfe lange Haare hat, die von der Mitten aus nach allen Puncten des Umkreiſes gerichtet ſind, und einer Plattmütze, dergleichen die Chineſer tragen, nicht unähnlich ſehen. Er gleicht übrigens völlig dem Malbruk, von dem er nur eine Abänderung zu ſeyn ſcheint. S. Malbruk.

Chineſermütze wird auch ſonſt eine Muſchel aus der Claſſe der Patellen oder Schüſſelmüſcheln, und zwar ebenfalls ihrer Geſtalt wegen genannt. In dem Linnäiſchen Syſtem heißt ſie patella chinenſis. Sie hat eine glatte, milchweiße, beynahe kegelförmige Schale, die am innern Rande mit einer Art von Lippe verſehen, und nur einen Daumen breit iſt. Bey einigen Muſcheln dieſer Art findet man auch pomeranzenfärbige Wellen. Man erhält dieſe Chineſermützen von den canariſchen Inſeln u. aus dem mittelländiſchen Meere.

Chiri.

S. Manguſte.

Chironie.

Chiron, gemeiniglich mit dem Zunamen Centaurus, wird von einigen für den Erfinder der Arzneykunſt, oder doch wenigſtens der Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche gehalten. Wer ſelbiger aber eigentlich geweſen, und ob nicht mehrere dieſen Namen geführet, läßt ſich nicht beſtimmen. Der Kelch iſt fünffach getheilet; das radförmige Blumenblatt verbreitet ſich in fünf eyförmige Einſchnitte; die fünf großen, gegen einander gerichteten Staubbeutel winden ſich ſchneckenförmig, wenn das Pulver davon geflogen; der unterwärts gebogene Griffel trägt einen aufgerichteten, köpfigen Staubweg. Die Frucht iſt bey einigen Arten trocken, bey andern ſaftig, allemal zweyfächericht, und enthält viele kleine Saamen. Selten wird man in hieſigen Gärten eine Art antreffen.

Chocoladenuß.

S. Cacao.

Chondrille.

Wir wollen nur die binſenartige, Chondrilla iuncea Linn. beſchreiben, indem die andern Arten ſelten vorkommen. Sie wächſt um die Aecker. Die jährige Wurzel treibt einfache, zarte, unterwärts röthlich geſtreifte, haarichte, oberwärts klebrichte Stängel, und federartige Blätter. Die am Stängel befindlichen, und denſelben umfaſſende Blätter ſind ſchmal, pfeilförmig, unzertheilt, am Rande und hinterwärts auf der Ribbe mit weißlichen Haaren beſetzet. Im Heumonathe zeigen ſich ſeitwärts an dem Stängel platt anſitzende kleine gelbe Blumen, dieſe gehören zu den zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche walzenförmige Kelch iſt geſtreifet, mit ſchwarzen Flecken und dieſe mit weißen Haaren beſetzet und unterwärts mit einigen kleinern Blättchen umgeben. Alle Blümchen ſind zungenförmig und Zwitter, mit einem verwachſenen Staubbeutel und Griffel; das Blumenbette iſt nackend, und die

rauhen Saamen tragen eine geſtielte Haarkrone.

Chriſtauge.

Oculus Chriſti pflegen die Gärtner eine Pflanze zu nennen, welche von den neuern Schriftſtellern mit verſchiedenen Namen beleget wird; und da noch ungewiß, ob ſelbige zu dem Habichtskraute, oder Grundfeſte, Crepis, nach dem Hrn. von Linné, oder zu der Hyoſiris, nach Hrn. Zinn, zu rechnen, oder vielmehr, nach Hrn. v. Hallers Meynung, ein eigenes Geſchlecht ausmache, und ſolches mit Böhmern Swertia genannt werden könne, wollen wir ſelbige hier beſonders anführen. Dieſe Pflanze, Crepis barbata Linn. hat eine dünne, fäſerichte Wurzel; die Stängel wachſen etwa einen Fuß hoch, und wenn ſie bey gutem Wachsthum länger werden, legen ſie ſich auf die Erde; die treiben mehr oder weniger Aeſte, welche dünne anfangen, und im Fortgange dicker werden, und deren immer einer aus dem andern hervortreibt. An den Stängeln und Aeſten ſitzen wenige, ſchmale, lanzenförmige, am Rande hin und wieder mit kleinen Zähnen beſetzte, eben nicht rauche, doch haaricht anzufühlende Blätter. Die Blumen ſtehen einzeln, gemeiniglich an den Enden der Zweige, bisweilen auch ſeitwärts, doch ſo, daß bey derſelben ein neuer Zweig hervorbricht. Jede Blüthe umgiebt eine beſondere Einwickelung, welche aus vielen, ganz ſchmalen, langen, gebogenen und ausgebreiteten Blättchen beſteht. Die Schuppen des gemeinſchaftlichen Kelches ſind gleichſam in Reihen geſtellet, und die vielen davon umſchloſſenen Blümchen alle zungenförmig und alle Zwitter, die äußerlichen gelb, am untern Theile purpurfärbig, die in der Mitte aber durchgehends dunkel purpurfärbig. Das Blumeublatt iſt nackend und die länglicht runden Saamen zeigen nicht einerley Beſchaffenheit. Die in der Mitte geſtellten ſind mit einem blauen haarichten Rande gekrönet, aus welchem einige fingerlange Blättchen oder Grannen in die Höhe ſteigen; die äußerlichen haben dergleichen Zierrath nicht, wenigſtens fehlen bey dieſen die Grannen. Um den Veſuv und in Sicilien am ſandigen Meerſtrande wächſt dieſe Pflanze wild; in unſern Gärten wird ſelbige jährlich aus den Saamen erzogen, welchen man auf das Miſtbeet ausſäet, die Pflanzen gehörig verſetzet und fleißig begießt, da ſie den ganzen Sommer über blühen, auch reifen Saamen tragen wird. Die beſonders gefärbten Blumen ſind eine Zierde in den Gärten.

Chriſtdorn.

Judendorn, Stechdorn, Spina Chriſti, Paliurus, machet beym

Tournefort ein eigenes Geſchlecht aus, welches auch füglich beybehalten werden kann, obgleich Hr. von Linne ſolches mit dem Creuzbeerſtrauche vereiniget, und dieſen Baum Rhamnus Paliurus genannt hat. Es muß dieſer nicht mit einem andern verwechſelt werden, welcher bey dieſem Schriftſteller unter dem Namen Rhamnus Spina Chriſti vorkömmt, und von Haſſelquiſten im gelobten Lande entdecket worden. Den letztern könnte man vielleicht eher für denjenigen halten, deſſen man ſich bey der Creutzigung Chriſti bedienet habe; denn obgleich unſer Baum daher ſeine Benennung erhalten, ſo iſt doch gewiß, daß ſelbiger in dem gelobten Lande nicht anzutreffen iſt. Er wächſt in Portugall, Spanien, dem ſüdlichen Frankreiche und Italien, auch im Herzogthume Crain; dauert lange, blühet zeitig, wächſt ziemlich hoch, und treibt viele Aeſte. Die kurzgeſtielten, dunkelgrünen, glänzenden Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Aeſten, ſind länglichtrund, am Ende zugeſpitzet, etwa einen Zoll lang und am Rande völlig ganz. Unter dem Blattſtiele ſtehen zween Stacheln, davon der eine kleiner und etwas zurückgebogen, der andere aber länger, ſtärker und vorwärts gerichtet iſt. Die Blumen erſcheinen im Juni und Juli zwiſchen den Blätterſtielen und Stacheln, und auf einem gemeinſchaftlichen Stiele ſitzen zwo bis acht Blumen. Der kleine, auswärts grünlichte, inwendig gelbe Kelch hat fünf ausgebreitete Einſchnitte, deren jeder in der Mitte durch eine kleine Erhebung ſich in zween Theile theilet. Die fünf ſchuppenförmigen, kleinen, zwiſchen den Kelcheinſchnitten angebrachten Blumenblättchen ſind ebenfalls gelb. In der Mitte ſieht man fünf Staubfäden und drey Griffel. Die Frucht ſtellet gleichſam einen runden platten Hut vor, und hat daher in Frankreich den Namen Porte-chapeau erhalten. Man kann ſelbige füglich eine trockene Beere nennen, welche mit einem häutigen, gelblicht grünen Rande eingefaſſet iſt. Sie hat drey Fächer und in jedem einen rundlichen Saamen. Man zieht denſelben in unſern Gärten mehr wegen des Namens, als der Schönheit oder einiges Nutzens; doch ſollen, nach Bomars Berichte, die Wurzeln, Aeſte und Blätter mit Waſſer abgekochet, den Durchfall ſtillen, die Früchte aber den Urin treiben und den Auswurf bey dem trockenen Huſten befördern. Die urintreibende Kraft findet man ſchon bey den alten Schriftſtellern angemerket. Da die Erfahrung dergleichen Wirkung nicht beſtätiget, iſt es ganz aus der Mode gekommen. Die Vermehrung geſchieht durch Saamen und Ableger. Der Baum liebet mehr

trockenes, als feuchtes Erdreich; im freyen Lande dauert derſelbe ſelten, wenigſtens muß er im Winter wohl bedecket werden, daher man ſolchen lieber in Gefäßen hält, und gegen den Herbſt, wenn die Blätter abgefallen, in ein Glashaus oder Keller bringt. In Italien und Frankreich zieht man niedrige Hecken davon.

Chriſtdorn, S. auch Stechpalme.

Chriſtophskraut.

Chriſtophskraut, oder Chriſtopfwurzel, Schwarzkraut, und, nach Hr. Planern Schwarzwurzel genannt, Chriſtophoriana Tourn. Actaea Linn. Der Kelch beſteht aus vier rundlichen, vertieften, abfallenden Blättchen; die vier Blumenblätter ſind größer und an beyden Enden ſpitzig; die vielen, dünnen Staubfäden werden nach oben zu etwas ſtärker; auf dem eyförmigen Fruchtkeim ſitzet der ſchief niederwärts gedrückte Staubweg, faſt ohne Griffel; die rundliche Beere enthält viele halbcirkelförmige Saamen. Diejenige Art, welche Cimici fuga genennet worden, hat Hr. von Linné in den neuſten Schriften von dieſem Geſchlecht abgeſondert, und als ein eigenes angenommen; wir werden ſolche auch unter dem Namen Wanzentöder anführen, und hier nur zwo Arten beſchreiben.

1) Das kurzjährige Chriſtophskraut, Aconitum bacciferum, Actaea ſpicata L. Die ſchwarze, dicke, fäßerichte Wurzel treibet einen niedrigen, etwan einen Fuß hohen, äſtigen, und mit Gelenken verſehenen Stängel. Die glänzenden Blätter ruhen auf langen Stielen, ſind groß, und im ganzen betrachtet, dreyeckicht, aber aus vielen Blättchen zuſammengeſetzet; die Hauptribbe theilet ſich verſchiedenemal in Aeſte, und an jedem Aeſtchen hangen drey Blättchen, welche länglicht, ſpitzig, eingekerbet ſind, und davon das mittelſte in Lappen zerſchnitten iſt. Der gemeinſchaftliche, nackende Blumenſtiel, welcher über den Blättern entſpringet, trägt viele kleine, weißliche Blumen, welche einen kurzen Strauß, oder äſtige Aehre vorſtellen. Die Beere iſt zuweilen ſchwarz, zuweilen auch weiß; daher haben einige Schriftſteller zwo Arten beſchrieben, Hr. von Linné aber vereiniget billig das ſchwarze und weiße Chriſtophskraut mit einander. Hr. von Linné hält die Pflanze für giftig. Herr Spielmann aber in ſeiner Streitſchrift de vegetabilibus venenatis hat ſelbige für unſchuldig ausgegeben, und Hr. Sauvages in den Schriften der Pariſer Akademie vom Jahre 1739 führet ein Exempel an, da ein unwiſſender Apotheker aus den Beeren einen

nen Extract gefertiget und ſolches ſtatt des Extracts von der ſchwarzen Nieſewurzel einem Mädchen zu zwölf Gran eingegeben, worauf keine ſchlimme Wirkung erfolget. Aeußerlich dienet die Pflanze die Krätze und Raude zu vertreiben, und das Gewürme zu tödten, wenn man ſich damit bähet, oder ſolche unter andere Salben miſchet. Der Saft der Beere, mit Alaun gekochet, giebt eine ſchwarze Farbe. Die ſchwarze Spielart wächſt in den Europäiſchen, die weiße aber nur in den Amerikaniſchen Wäldern. Bey uns zieht man die erſtere in den Gärten, im freyen Lande, ſie blühet im May, trägt reife Beeren, und läßt ſich durch die dauerhafte Wurzel leichtlich vermehren.

2) Das langährige Chriſtophskraut. Actaea racemoſa L. Iſt der vorigen Art faſt ähnlich, wächſt aber höher, und der gemeinſchaftliche Blumenſtiel iſt ſehr lang, unterwärts nackend, und am obern Theile mit vielen, kurz auffitzenden, weißen Blumen gänzlich bedecket, ſo daß ſelbige eine wirkliche Aehre, öfters einer Spannen lang, abbilden. Die Blumenblätter ſind ganz klein, vertiefet, unterwärts gleichſam geſtielt, und oberwärts mit einer haarförmigen Spitze geendiget; die Anzahl derſelben iſt gemeiniglich größer, als der Kelchblättchen. Die Frucht iſt nicht ſowohl ſaftig, als trocken und lederartig, auch nur einfächericht. Die Wurzel und die daraus bereitete Eſſenz ſind zwar heftige Arzneyen, doch berichtet Colden, wie die Wurzel, als ein Umſchlag gebrauchet, zu Zertheilung der größten Verhärtungen von den Canadenſern nützlich gebrauchet werde, auch die Eſſenz von einem Einwohner nicht nur ohne Schaden, ſondern vielmehr mit Nutzen gebrauchet worden, als denſelben auf einmal eine große Mattigkeit mit kaltem Schweiße überfallen; daher dieſe Pflanze nähere Unterſuchung verdienet, welches um deſto eher geſchehn kann, da ſelbige aus Virginien und Canada zu uns gebracht, und nunmehr in den Gärten, ohne viele Mühe, erzogen worden. Sie dauert füglich im freyen Lande, blühet im Juli, und die lange, weiße Aehre ergötzet das Auge, bringt aber ſelten reifen Saamen; doch kann die Vermehrung durch die Theilung der Wurzel geſchehen.

Chriſtwurzel.

S. Nieſewurzel.

Chryſant.

Dieſen Namen giebt man einer Gattung von Harfenſchnecken. S. Davidsharfe.

Chryſoberill.

Chryſoberillus, iſt ein durchſichtiger

tiger bleich gelbgrüner Stein: Wallerius Mineralog. S. 158. zählet denſelben zu den Chryſolitharten, und vorzüglich zu derjenigen Claſſe, wohin er den Chryſopras rechnet. Es iſt allerdings zwiſchen dieſen Steinen kein ſonderlicher Unterſchied.

Chryſocolla.

S. Borax.

Chryſocolla Agricolä.

S. Kupfergrün.

Chryſogonum.

Chryſogonum L. Dieſes Geſchlecht gehört zu den zuſammengeſetzten Blumen. Der gemeinſchaftliche ausgebreitete Kelch beſteht aus fünf Blättchen, wie denn auch nur fünf zungenförmige, weibliche Blümchen den Rand ausmachen, in der Mitte aber viele trichterförmige Zwitterblümchen ſtehen. Dieſe ſind unfruchtbar und tragen keine Saamen; bey den weiblichen aber iſt der Fruchtkeim mit einem beſondern vierblättrigen Kelche umgeben, und verwandelt ſich in einen herzförmigen, mit einer dreyſpaltigen Schuppe gekrönten Saamen. Das Blumenbette iſt mit Spelzen beſetzet, und deswegen hat Hr. Planer dieſes Geſchlecht Spelzerich genannt. Da es aber mehrere giebt, welche dergleichen Blumenbette haben, ſo iſt dieſer Name nicht füglich anzunehmen. Die bekannte Art wächſt in Virginien, und läßt ſich durch die langen Blätterſtiele leicht erkennen.

Chryſolith.

Chryſolithus, iſt ein durchſichtiger Stein von gelblichtgrüner Farbe. Cronſtedt Mineralog. S. 51. zählet denſelben unter die Topasarten. Es wird auch derſelbe im gemeinen Leben Goldſtein genannt, vermuthlich deswegen, weil er außer der grünen Farbe auch in das Gelbe ſpielet. Im Feuer verliert er ſeine Farbe, iſt übrigens weich, ſo, daß er ſich feilen läßt. Es wird derſelbe zu Brillanten und Dickſteinen geſchliffen; das Schleifen muß aber, weil der Stein weich iſt, auf einer Bleyſcheibe mit Schmirgel geſchehen. Er wird im Morgenlande und auch in Deutſchland, vorzüglich in Böhmen und Schleſien gefunden. Der Böhmiſche hat oft faſt gleichen Glanz, aber nicht die Härte, wie der Morgenländiſche. Durch die Kunſt kann man dergleichen Flüſſe bereiten, die den wahren ſehr nahe kommen.

Chryſopras.

Chryſopraſius, iſt ein durchſichtiger Stein von einer grünen Farbe mit Gelben vermiſchet. Cronſtedt Mineral. S. 51. rechnet

net ihn unter die Topasarten, und glaubet, daß er vielleicht die Mutter der Chryſolithen ſey. Waller. Mineralog. S. 157. hält ihn für eine Chryſolithart, eben ſo wie den Chryſoberyll, welcher eine bleiche, gelbgrüne Farbe hat. Es iſt wohl kein Zweifel, daß dieſe Steine nicht ſehr von einander unterſchieden ſind. Man bringt den Chryſopras, wie den Chryſolith, aus dem Morgenlande, und findet ihn auch in Deutſchland, vorzüglich in Böhmen, Schleſien und andern deutſchen Ländern.

Cibeben.

S. Weinſtock.

Cichorie.

Cichorium. Da der lateiniſche Name auch im Deutſchen ganz bekannt iſt, haben wir ſolchen beybehalten, ſonſt kann man auch Wegwart oder Hindläufte, als den Geſchlechtsnamen annehmen. Die Blume gehöret zu den zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch zeiget acht ſchmale, ſpitzige, gleich große Schuppen, welche demſelben eine walzenförmige Geſtalt geben, und auf dieſen liegen fünf andere kleinere. Die Blümchen ſind alle Zwitter und von einerley Beſchaffenheit, nämlich zungenförmig, am Ende abgeſtutzt und fünffach eingekerbet, mit fünf in einer Röhre vereinigten Staubbeuteln, und einem Griffel mit doppelten auswärts gebogenen Staubwege. Jedes Blümchen giebt einen eckichten Saamen, deſſen Spitze mit einem kleinen, fünffach gezackten Rande gezieret iſt; das Blumenbette iſt mit Spelzen beſetzet, und der Kelch zieht ſich oberwärts enger zuſammen, und umſchließt die Saamen.

1) Die gemeine Cichorie, Hindläufte, Wegwart, Weglug, Sonnenwendel, Sonnenkraut, verfluchte Jungfrau, Cichorium ſylueſtre und domeſticum, Cichorium Intybus L. Dieſe Pflanze erhält durch die Wartung, ſonderlich in Anſehung der Blätter, eine veränderte Geſtalt, und die innerliche Beſchaffenheit iſt bey der im Garten erzogenen, gleichfalls anders, als bey der wildwachſenden. Doch entſteht jene aus dieſer, und beyde machen nur eine Art aus. Die dicke, äußerlich braune Wurzel bringt anfangs kleinere, hernach, ſonderlich wenn die Pflanze in einem guten Erdreiche ſteht, größere und ſaftigere Blätter hervor, welche der Länge nach in viele eingekerbte, faſt dreyeckige Einſchnitte getheilet ſind, davon der äußerſte der größte iſt. Die Größe dieſer Blätter wird, wenn der Stängel in die Höhe ſchießt, dermaßen vermindert, daß die obern ganz ſchmal und ohne Einſchnitte, ſondern nur am Rande mit kleinen

nen Zähnen beſetzet ſind. Aus den Winkeln der wechſelsweiſe geſtellten und platt anſitzenden Blätter kommen unten an dem aufrechtſtehenden, ohngefähr zween Fuß hohen Stängel, Aeſte, oben aber nur Blumen hervor, deren viele anfangs bey einander ſtehn, nachher ſich mehr von einander trennen, doch ſo, daß allemal zwo derſelben an einem Orte, ſeitwärts am Stängel und Aeſten platt aufſitzen. Die Blumen ſind alle blau gefärbet; ſelten findet man die Spielart mit weißen Blumen. Die äußerlichen Kelchblättchen ſind am Rande mit zarten Haaren beſetzet. Die Gartencichorie treibt einen viel höhern Stängel, hat eine dickere und innerlich weißere Wurzel, und tiefere, gleichſam ſtachelförmige Einſchnitte an den Blättern.

An den jungen Pflanzen enthalten die Wurzel, Stängel und Blätter einen milchichten Saft, welcher bey den wildwachſenden ungemein bitter ſchmecket, hingegen weniger bitter und mehr ſchleimicht iſt, wenn ſolche in dem Garten erzogen worden. Und in dieſem bittern Weſen liegt die vornehmſte Kraft dieſer Wurzel; daher man auch dieſe lieber von der wildwachſenden als Gartencichorie gebrauchen ſoll. Sie beſitzt eine kräftige, auflöſende, zertheilende und ſtärkende Eigenſchaft; dienet daher bey Verſtopfung der Leber und übrigen Eingeweide, bey verſchleimten Geblüthe und zähen Säften, bey geſchwächten Verdauungskräften, und allen davon abſtammenden Krankheiten, der Milz-Gelb- und Bleichſucht, u. ſ. f. Man bedienet ſich der getrockneten Wurzel in Tränken. Kräftiger iſt die friſche Wurzel und der ausgepreßte Saft, welcher mit Molken einige Wochen getrunken, gleichſam den ganzen Körper erneuert, und von allen kränklichen Zufällen befreyet. Die mit Zucker überzogene Wurzel iſt auch nützlich, das abgezogene Waſſer aber, ob ſolches gleich ehedem geachtet wurde, können wir eben ſowohl, als den Saamen entbehren. Beſſer iſt noch der Syrup; doch empfiehlt ſich der mit Rhabarber verſetzte, Syr. de Cichorio cum Rhabarbaro, mehr als der einfache, obgleich die Wirkung faſt allein von der Rhabarber herzuleiten, und wegen der gelinde abführenden Eigenſchaft bey den neugebohrnen Kindern, faſt durchgehends gebrauchet wird. Die Gartencichorienwurzel pfleget man auch als Sallat zu eſſen, und wie ein ander Zugemüſe mit Fleiſch abzukochen. Dieſe leicht zu verdauende Speiſe iſt ſonderlich allen hypochondriſchen, hectiſchen, auch ſolchen Körpern zu empfehlen, welche nach großen überſtandenen Krankheiten neue Kräfte ſammeln ſollen.

ſollen. Doch wollen wir nicht mit Hr. D. Rödder, S. deſſen Beſchreibung vom Driburgiſchen Brunnen, behaupten, daß keiner an der Schwindſucht ſterben werde, welcher wenigſtens täglich einmal Cichorienwurzel ißt. Selbige kann noch einen andern, und mehr ausgebreiteten Nutzen haben. Es iſt bekannt, daß man ſchon ſeit vielen Jahren verſchiedene Arten Pflanzen, und ſonderlich Saamen, als Roggen, Erbſen, Welſchenüſſe, Erdäpfel und dergleichen, ſtatt des ausländiſchen Caffees zu gebrauchen, angefangen, und jetzo noch mehr, als ſonſt darauf bedacht geweſen, wie man eine ſolche ausfindig machen möchte, welche geröſtet und mit Waſſer abgekocht ein Getränke gäbe, ſo dem Geſchmacke nach dem Caffee gleichkomme, und beſſere Kräfte als dieſer beſitze. Und unter allen ſchicket ſich keine Pflanze beſſer hierzu, als die Cichorienwurzel. Die meiſten von den inländiſchen Caffeearten haben keinen, oder nur einen ſchlechten Geſchmack, und mit dem wahren Caffee weiter nichts ähnliches als die Farbe, welche durch das Brennen hervorgebracht wird; folglich ſind ſie keiner Achtung würdig; hingegen kömmt die Cichorie, ſonderlich die im Garten gebauete, wegen ihrer angenehmen Bitterkeit, dem ächten Caffee viel näher, und wenn alles gehörig zubereitet worden, iſt dieſer Trank dem wahren Caffee ſo ähnlich, daß man ſelbigen nicht leicht unterſcheiden wird, wenn man anders nicht ſchon Wiſſenſchaft davon hat. Noch unmerklicher iſt die Verſchiedenheit, wenn man mit gebrannter Cichorienwurzel etwas Caffeebohnen vermenget, oder mit dem Tranke ſelbſt Milch vermiſchet. Ob dieſer Cichoriencaffee beſſer und der Geſundheit zuträglicher ſey, läßt ſich gar leicht einſehn. Das erhitzende, und Wallung des Geblütes verurſachende Oel, wird ſich in dieſem nicht, oder doch in viel weniger Menge zeigen, und die Nerven davon auf keine Weiſe leiden, vielmehr die vorher erwähnten Kräfte dieſer Wurzel, auch auf ſolche Weiſe zubereitet, ſich noch äußern. Daher hat man auch in Braunſchweig und andern Orten ſich angelegen ſeyn laſſen, dergleichen inländiſchen Caffee einzuführen, und allgemeiner zu machen, und die Hoffnung iſt nicht fehlgeſchlagen. Vielleicht wird endlich dadurch, zumal bey jetzigen elenden Zeiten, der ausländiſche Caffee ganz vertrieben. Um dergleichen Trank zu bereiten, nimmt man die im Frühjahre ausgegrabenen Wurzeln, zerſchneidet ſie entweder gleich in kleine Würfel und läßt ſolche trocknen, oder trocknet die ganze Wurzel und zerſchneidet ſie alsdenn. Man röſtet

ſtet ſolche wie den Caffee, nur mit etwas mehr Vorſicht, indem ſie leicht verbrennen. Hierauf werden ſie geſtoßen oder gemahlen; wobey zu merken, daß dieſes letztere alſobald nach dem Röſten geſchehen müſſe, indem ſonſt die geröſtete Wurzel leichtlich Feuchtigkeiten an ſich zieht, und dadurch pelzicht und zum Mahlen untüchtig wird. Bey dem Kochen verfährt man, wie gewöhnlich, doch ſoll ſolches etwas länger dauern, auch der Trank einige Zeit nachher ſtille ſtehen bleiben, damit ſich das Pulver gehörig ſetzen könne. Von einem Pfunde friſcher Cichorienwurzel bleibt nur ein Viertel Pfund gebrannte übrig.

Der Anbau dieſer Wurzel iſt nicht mühſam. Sie erfodert jedoch ein friſches, gutes, mit kurzen verweſeten Miſte wohl gedüngtes, auch mürbes, tief gegrabenes Erdreich, damit ſie wohl unter ſich greifen könne. Die Ausſaat geſchieht im Frühjahre, doch eben nicht gar zeitig, weil ſonſt gegen den Herbſt die Pflanzen in die Höhe ſchießen, da doch ſelbige erſt künftiges Jahr ſolches thun ſollen, und die Wurzel, wenn der Stängel getrieben, viel Kraft verlieren. Der Saame ſoll nicht dicke, ſondern lieber weitläuftig ausgeſtreuet werden, damit die Wurzeln Raum genug haben, ſich auszubreiten. Stehen die jungen Pflanzen zu dicke, muß man welche davon ausziehen, um den andern Platz zu verſchaffen. Sie wollen wenigſtens fünf bis ſechs Zoll von einander ſtehen. Das Verſetzen der jungen Pflanzen iſt nicht vortheilhaft; man erlanget dadurch nur kurze knollichte Wurzeln. Den Sommer über ſoll man ſelbige vom Unkraute rein halten. Im Herbſte gräbt man die Wurzeln zum Gebrauche aus, und läßt nur ſo viel davon ſtehen, als man künftiges Jahr zum Saamen brauchet. Man kann die Wurzeln, wie viele andere dergleichen, auch den Winter über friſch erhalten, und im Keller im Sande verwahren, wobey man zugleich den Vortheil ziehen kann, daß wenn ihre Herzen oder Keime außer dem Sande zu ſtehen kommen, ſie im Winter Blätter treiben, ſo einen guten Sallat abgeben, welcher eben ſo gut, als die Winterendivien ſchmecket; wobey jedoch zu merken, daß die im Keller gewachſenen Blätter, wenn ſie nicht völlig gelb geworden ſind, ſondern noch etwas grünliches zeigen, auch noch einen bitterlichen Geſchmack äußern. Wie man die Wurzeln mit Sand in ein Faß, welches mit vielen Löchern durchbohret worden, einlegen, und dadurch beſtändig im Winter genugſame Blätter erhalten könne, lehret Reicharts Land- und Gartenſchatz 3 Theil S. 180. und Grotians Calender 3 Theil S. 20. Der Saame fängt ge-

meiniglich im folgenden Jahre in der Mitte des Herbſtmonats zu reifen an, und da die Vögel ſolchen begierig nachtrachten, ſoll man ihn, ſobald er zur Reiſe gelanget, mit den Stängeln abſchneiden, an einem luftigen Orte abtrocknen, und alsdenn ausklopfen. Er bleibt wohl vier Jahre zum Gebrauche tüchtig. Da die Endivien eine wahre, und nur wenig von den vorigen unterſchiedene Art der Eichorie iſt, wollen wir ſolche auch hier anführen; wir nennen ſolche

2) Die Endiviencichorie, Andivgenſallat, Scariot, Leberdiſtel, Gänſezunge, Endiuia, Scariola, Intybus ſatiua, Cichorium Endiuia Linn. Die Aehnlichkeit dieſer mit der vorigen Pflanze iſt ſo groß, daß man zweifeln könnte, ob es wirklich verſchiedene Arten wären, oder ob nicht vielmehr dieſe für eine Spielart der gemeinen Eichorie zu halten ſey, zumal die Blätter ſich gar leicht zu verändern, und in Anſehung der Breite und des verſchiedentlich gezackten Randes zu ſpielen pflegen. Das die Blätter in einem guten fetten Boden krausicht werden, iſt bekannt, daher die Endiuia criſpa wieder eine neue Spielart iſt. Der Hauptunterſchied von der gemeinen Eichorie beſteht vorzüglich in den unterſten Blättern, welche nicht ſo tief zerſchnitten, ſondern nur eingekerbet ſind, und den Blumen, deren nicht zwo bey einander, ſondern einzeln ſtehen, auch nicht glatt aufſitzen, ſondern einen Stiel haben. Das eigentliche Vaterland iſt unbekannt. Sie wird in unſern Gärten häufig erzogen, und ſonderlich die Blätter zu Sallaten genutzet, ſie können auch gekochet zur Speiſe dienen. Die Kräfte kommen mit der Eichorie wohl einigermaßen überein, ſind aber viel ſchwächer, daher man lieber jene zum Arzneygebrauche erwählen ſoll. Die Endiviencichorie ſcheint nur ein Sommergewächs zu ſeyn; wenn man daher zu Anfange des Aprils den Saamen ausſä t, und die aufgeſchlagenen durchzieht, ſo daß auf eine Weite von acht bis zwölf Zoll nur eine Pflanze ſtehen bleibt, ſo treiben dieſe in kurzer Zeit Stängel, und geben dieſes Jahr noch reifen Saamen. Man bedienet ſich aber dieſes Saamensbaues nur im Nothfalle. Es giebt einen andern und nützlichern Weg zu den Saamen zu gelangen. Es hat nämlich die Pflanze eine ſolche Eigenſchaft, daß ſie erſt im zweyten Jahre Saamen trägt, wenn man damit gehörig umgeht, und die Wurzel den Winter über nicht in der Erde läßt, woſelbſt ſie allemal verfaulet, ſondern zu dieſer Zeit im Keller oder einem andern trockenen Orte aufbewahret, und im Frühjahre wieder in die Erde ſetzet. Der Saame ſoll gegen

gen ſechs Jahr gut bleiben. Man pfleget den Saamen gegen Johannis auszuſäen, und zwar auf ein wohlgegrabenes, zubereitetes und gedüngtes Beet; bey trockenem Wetter iſt die Saat fleißig zu begießen, und wenn die Pflanzen zu wachſen beginnen, werden ſolche durchzogen, damit ſie nicht zu dicht bey einander ſtehen. Man kann auch ſolche, wenn ſie ohngefähr das ſechſte Blatt erlanget, verpflanzen, und zuvor die Wurzel und Blätter ein wenig verſtutzen, und in der Weite eines Schuhes von einander ſetzen. Man nutzet dergleichen Pflanzen ſowohl im Sommer als Winter zu Sallaten. Erſteres geſchieht, indem man den inwendigen Blättern des Stockes eine gelblichte Farbe giebt, oder wie man zu reden pfleget, abweißet oder abbleichet; man könnte dieſes beſſer das Abgelben nennen. Um dieſes zu erlangen, bindet man die Blätter, wenn ſich ſolche auf dem Erdboden gut ausgebreitet haben, oben, doch nicht allzufeſte, bey trocknem Wetter zuſammen, wodurch die inwendig liegenden in kurzer Zeit gelb, und zum Gebrauche angenehmer werden. Einige pflegen auch die eingebundenen Pflanzen, bis an den obern Theil mit Erde zu bedecken, oder auf dieſe Pflanzen leere Gartentöpfe zu ſtürzen, und über dieſe warmen Pferdemiſt zu legen, wodurch das Abweiſen noch mehr befördert wird. Man giebt ſich aber auch Mühe die Endivien in dem ſpäten Herbſt und Winter zu nutzen; gräbet daher bey trockner Witterung die Pflanzen aus, bringt ſolche in den Keller oder Gewächshaus, und ſetzet ſie in Sand oder Erde wiederum ein. Noch beſſer ſoll es ſeyn, wenn die ausgegrabenen und abgeputzten Pflanzen an einem trocknen Orte einige Zeit verwahret, und hernach erſt in den Sand geſetzet werden. Man kann ſie den ganzen Winter außer der Erde liegen laſſen, und immer nach Gefallen welche davon in Sand ſetzen, oder im Frühjahre wieder in die Erde pflanzen; ſie werden immer noch grün, und zum fernern Wachſen tüchtig ſeyn.

3) Die ſtachlichte Cichorie, Cichorium ſpinoſum L. wächſt auf ſandigen Hügeln am Meere, auf der Inſel Creta und Sicilien. Die Pflanze bleibt ganz niedrig, und erreichet ſelten die Höhe eines Fußes, treibt viele dicht bey einander ſtehende, zweyſpaltige Aeſte, welche mit grünen Stacheln beſetzet ſind. Die Blätter, ſonderlich an den Aeſten, ſind ganz ſchmal und eingeſchnitten, und am Winkel derſelben ſitzen die einzeln blauen Blumen platt auf. Dieſe Art dauert in unſern Gärten viele Jahre, bleibt Sommer und Winter über grün, blühet

häufig, trägt aber ſelten reifen Saamen; doch kann die Vermehrung durch Zweige geſchehn. Sie verlanget keine beſondere Wartung, nur müſſen die Scherbel, worinnen ſie ſteht, im Winter im Glashauſe aufbewahret werden.

Cikaden.

S. Heuſchreckengrillen.

Cikal.

S. Jackal.

Cirquinchum.

Ein Amerikaniſches vierfüßiges Thier aus der Claſſe der Tatu oder Panzerthiere, das auch von einigen Schriftſtellern Tatuwieſel genannt wird, weil ſein Kopf faſt eben ſo, wie der Kopf der Wieſel gebildet iſt. Eine genauere Beſchreibung dieſes Thieres, deſſen Panzer aus achtzehn Reifen oder Gürteln beſteht, iſt ſchon im erſten Theile, unter dem Artikel Armadill S. 386. gegeben worden.

Ciſtenrößlein.

Felſenroſen, Ciſtus. Bey dieſem Pflanzengeſchlechte beſteht der Kelch aus fünf rundlichen, vertieften Blättchen, davon zwey kleiner als die übrigen, auch einigermaßen mehr unterwärts geſtellet ſind. Die fünf Blumenblätter ſind viel größer, weniger vertieft, ausgebreitet und rundlich, die vielen zarten Staubfäden aber kürzer. Der einfache Griffel trägt einen platten tellerförmigen Staubweg. Das rundliche, mit dem Kelch bedeckte, trockne Saamenbehältniß enthält viele kleine Saamen. Hr. von Linné vereiniget mit dieſem den Sonnengünſel, Helianthemum; da aber bey dieſem das Saamenbehältniß nur einfächericht iſt, und ſich mit drey Klappen öffnet, hingegen bey dem Ciſtenröslein nur fünf und zehn Fächer zeiget, könnte man wohl dieſe zwey Geſchlechter beybehalten. Wie denn auch hier nur die wahren Arten des Ciſtenröslein angeführet werden; wobey jedoch zu merken, daß ſolche ſchwer zu beſtimmen, und noch nicht genugſam von einander unterſchieden ſind.

1) Das Ladanum bringende Ciſtenröslein, Ciſtus ladaniferus Linn, wächſt auf den Hügeln in Portugal und Spanien, iſt ein baumartiger Strauch, welcher öfters Mannshöhe erreichet, und viele holzige Aeſte treibt. Die jungen Aeſte und Blätter ſind mit einem fetten, zähen, glänzenden Safte ganz überzogen, und können an dieſem Glanze von weiten ſchon erkannt werden, wie denn auch der Geruch davon ſich nach Celſius Berichte viele Meilen verbreiten ſoll. Die lanzenförmigen Blätter ſtehen einander gegen über, ſind oberwärts dunkelgrün und glatt, unterwärts weißlich, und

umgeben, durch die untenher verwachſenen Stiele, die Aeſte, als mit einer Scheide; die Blätteranſätze fehlen bey dieſer Art. Die Blumen ſtellen unter ſich einen Schirm vor, und die Blumenblätter ſind groß, ganz weiß, jedoch gemeiniglich an dem hintern Ende mit einem violet, oder dunkelpurpurfärbigen Flecke bezeichnet. Der Staubweg ſitzet auf dem Fruchtkeime ohne Griffel auf.

2) Das Cretiſche Ciſtenröſslein, Ciſtus Creticus L. wächſt in Creta und Syrien, iſt auch ein baumartiger Strauch, ein oder zween Fuß hoch; die jungen Zweige ſind haaricht und weißlicht grün. Die Blätteranſätze mangeln gleichfalls, die Blätterſtiele aber ſind unter ſich nicht in eine Scheide verwachſen, und die Blätter ſelbſt ſpatenenyförmig, rauch, ohne merkliche Nerven, die Kelchblättchen haaricht, lanzenförmig, und die Blumenblätter roth, und am hintern Theile mit einem Flecke bezeichnet.

3) Das Montpellienſiſche Ciſtenröſslein, Ciſtus Monſpelienſis L. wächſt in Frankreich, ſonderlich um Montpellier. Iſt ein holziger Strauch, erreichet ohngefähr die Höhe von zwo Ellen; die Blätteranſätze mangeln; die Blätter ſelbſt ſind ungeſtielt, lanzenförmig, auf beyden Seiten haaricht, dunkelgrün und mit merklichen Nerven verſehen; die oberſten fangen ſich breit an, und werden nach und nach ſchmäler, die übrigen haben faſt durchgehends einerley Breite. Der Blumenſtrauß hat einen langen gemeinſchaftlichen Stiel. Die Blumenblätter ſind weiß.

Obgleich nur die erſte Art nach dem Hrn. von Linné den Beynamen Ladanum bringendes Ciſtenröſslein erhalten, ſo werden doch dieſe drey Arten von den Schriftſtellern für dergleichen ausgegeben, daher es ſcheint, als ob das Ladanum nicht nur von einer, ſondern von mehrern geſammlet werden könnte. Die erſte zeiget auf der Oberfläche das fette gummichte Weſen in Menge, indeſſen ſoll doch, wie zumal Tournefort verſichert, die Cretiſche vornehmlich dergleichen und das beſte geben. Das Gummi Ladanum iſt ein wohlriechender ölichter Saft, welcher zur Sommerszeit aus den Blättern ſchwitzet, auf ſolchen in Geſtalt glänzender Tropfen ſtehen bleibt, mit der Zeit mehr eintrocknet, und eine ſchwärzlichgraue Farbe erhält, in welcher Geſtalt es zu uns gebracht wird. Das Einſammlen geſchieht nicht auf einerley Weiſe. In Griechenland bedienet man ſich dazu Riemen von ungegerbten Leder, welche an ein ander Inſtrument angebunden werden, und in Tourneforts Reiſebeſchreibung abgebildet zu ſehen. Dieſe werden auf den Bäumchen

hin und her geführet, da ſich das Gummi häufig an ſelbige anſetzet und davon abgenommen wird. Oder man nimmt Stricke, von Kuhhaaren gemachet, mit welchen man eben ſo verfährt. Auch ſammlet man es aus den Bärten und Haaren der Böcke und Ziegen, welche die Blätter gerne freſſen, da denn das Gummi an ihren Haaren häufig hängen bleibt, aus welchen es hernach entweder mit hölzernen Kämmen ausgekämmet, oder ſolche gar abgeſchnitten werden. Man findet daher, vielleicht wegen der verſchiedenen Arten, worauf es geſammlet wird, verſchiedene Sorten dieſes Ladanum, als 1) natürliches oder Bartladanum, Ladanum de barba, aus den Haaren der Ziegen geſammlet, daher die Kuchen, in welchen ſolches verſchicket wird, öfters voll Haare ſind; 2) flüßiges Ladanum, oder ſchwarzer Balſam, Jungfernladanum, Ladanum liquidum, welches über dem Feuer zerlaſſen, gereiniget, und in kleine dünne Blaſen eingefaſſet wird. Dieſes pfleget man für das beſte zu halten, auch am theuerſten zu verkaufen; 3) gewundenes Ladanum, Ladanum in rotulis; dieſes iſt entweder das mit Peitſchen und Stricken abgenommene, oder der Ueberbleibſel von dem flüßigen Ladanum; es iſt in Rollen auf die Art, wie die Wachsſtöcke gewunden und gedrehet. Wenn dieſes ächt und friſch iſt, iſt es zähe, und wird zwiſchen den Fingern weich, und läßt ſich ziehen. Mit der Zeit wird es allmählig hart, leichter, grau, ſchwarz. Es iſt von einem bittern Geſchmacke, und wenn es angezündet wird, giebt es einen überaus angenehmen Geruch von ſich. Das beſte kömmt aus Candien, Cypern und Arabien. Geoffroi hat angemerket, wie er aus einem Pfunde gemeinen Ladanum kaum vier Unzen reines erhalten, das übrige alles aber ein feiner Sand geweſen ſey. Wegen des wenigen feinen Oeles, welches das ſchleimichte Weſen wirkſam machet, hat das Ladanum eine nervenſtärkende und zertheilende Kraft, ob es gleich außer der Tinctur gar ſelten innerlich verordnet wird. Man nimmt es aber unter die ſtärkenden Fluß- und Nervenpflaſter, Salben, Balſame, auch unter das Räucherpulver, Ofenlack und dergleichen. Die Türken pflegen ſolches zu kauen; es wird ihnen aber wegen des allzuſtarken Geruches leichtlich ſchädlich. Das Gummi Hypociſtis iſt damit nicht zu verwechſeln, und wird an ſeinem Orte vorkommen.

Von den, in unſern Gärten vorkommenden, Arten, bemerken wir noch:

4) Das lorbeerblättrige Ciſtenröſslein, Ciſtus laurifolius L. wächſt in Spanien; wird ein hoher, baumartiger Strauch; an den Stielen zeigen ſich keine Blätteranſätze; ſie ſelbſt ſind einander gegen über geſtellet, unterwärts mit einander verwachſen, meiſtentheils länglicht eyförmig, zuweilen auch eyförmig zugeſpitzt, runzlicht, auf beyden Seiten glatt, wenigſtens nicht merklich mit Haaren, wohl aber mit drey Nerven beſetzet. Die vorzüglich langen Blumenſtiele tragen einen ſchirmförmigen Büſchel. Die Blumenblätter ſind weiß, mit einem violetnen Flecke.

5) Das wollichte Ciſtenröſslein, Ciſtus mas anguſtifolius, Ciſtus incanus L. wächſt in Spanien und dem mittägigen Frankreich; iſt ein baumartiger Strauch, ohne Blattanſätze. Die Aeſte ſind haaricht, die Blätter ganz ohne Nerven, mit Wolle bedecket, runzlicht und ſpatenförmig; ſie verlängern ſich in Stiele, welche einander gegen über geſtellet, und unter ſich in eine Scheide verwachſen ſiud, welches man bey den unterſten beſonders merklich wahrnehmen kann. Die Kelchblätter ſind faſt herzförmig und haaricht, die Blumenblätter purpurroth, merklich vertieft, und ebenfalls herzförmig.

6) Das ſalbeyblättrige Ciſtenröſslein, Ciſtus femina ſaluiae folio, Ciſtus ſaluifolius L. wächſt in Italien, Sicilien, iſt ein baumartiger Strauch, ohne Blattanſätze, mit geſtielten, eyförmigen, auf beyden Seiten rauchen Blättern. Die Blumenſtiele ſind mit zwey Blättern umgeben, länger als das Blatt, und mit einer Blume beſetzet; die Blumenblätter weiß oder gelblicht.

7) Das krausblättrige Ciſtenröſslein, Ciſtus criſpus L. wächſt in Portugall, iſt mehr einem Strauche, als einem Baume ähnlich, hat keine Blätteranſätze. Die Aeſte, Blumenſtiele und lanzenförmigen Kelchblätter ſind mit zarten Haaren beſetzet, die Blätter lanzenförmig, wollicht, am Rande wellenförmig ausgebogen, und mit drey merklichen Nerven gezieret, die Blumen purpurfärbig.

8) Das rauche Ciſtenröſslein, Ciſtus mas folio rotundo, Ciſtus piloſus L. wächſt in Italien und Spanien, iſt ein baumartiger Strauch, läßt ſich auch als ein Baum von drey bis vier Fuß hoch ziehen. Die Blätteranſätze ſind zugegen; die geſtielten, einander gegen über ſtehenden Blätter ſind groß, faſt ſo groß als die Birnblätter, eyförmig, gleichſam rundlich, am Rande etwas wellenförmig ausgebogen, und mit vielen, von einander abſtehenden, Haaren beſetzet; die Blumen ſind purpurfärbig.

Alle dieſe Arten ſind immergrünend, und wegen der Schönheit ihrer roſenähnlichen Blumen eine Zierde in den Gärten. Dieſe fallen zwar geſchwinde ab, es treiben aber etliche Wochen hintereinander immer neue hervor. Für unſere Winter ſind ſie zu zart, und daher in Töpfen zu halten, und bey der Kälte ins Gewächshaus beyzuſetzen. Man kann ſelbige aus dem Saamen ziehen, dieſen auf dem Miſtbeete ausſäen, und die jungen Pflanzen verſetzen. Dieſe verlangen eben nicht eine beſondere Wartung, doch iſt eine Art zärter als die andere; auch ſoll man ſie öfters in den Töpfen verſetzen, und den Sommer über fleißig begießen. Sie zehren ſtark. Die meiſten laſſen ſich auch aus Zweigen ziehen, welches nicht zu unterlaſſen iſt, indem bey uns einige Arten keinen, andere ſelten reifen Saamen liefern.

Citli.

Unter dieſem Namen wird vom Fernandes ein vierfüßiges Thier aus Neuſpanien angeführet, welches nur eine Abänderung von den Europäiſchen Haſen zu ſeyn ſcheint.

Citronat.

S. Citronenbaum.

Citronenbaum.

Citrus. Unter dieſem deutſchen Namen begreifen die neuern Schriftſteller, nicht nur den eigentlich ſogenannten Citronenbaum mit ſeinen Spielarten, ſondern auch zugleich die Pomeranzen und Limonien, folglich diejenigen Bäume, welche von einigen Agrumen, Agrumi, oder im Deutſchen gemeiniglich Orangerie genannt werden. Hr. von Linné, welcher zuerſt wegen der großen Aehnlichkeit in den Geſchlechtskennzeichen dieſe Vereinigung unternommen, iſt auch noch weiter gegangen und hat aus den bisher bekannt gewordenen Sorten nur zwo Arten gemachet, und die Limonien ſowohl, als alle übrige, mit andern Namen belegte, nur als Spielarten betrachtet, indem ſie alle, entweder geflügelte, oder ungeflügelte Blätterſtiele haben. Die mit ungeflügelten Blätterſtielen begabte ſind die eigentlichen Citronen, die andern alle, mit geflügelten Stielen, zählet derſelbe zu den Pomeranzen. Obgleich wir, nach den Regeln der Kräuterlehre, Hrn. von Linné folgen müſſen, daher auch zugleich von dieſen Bäumen allen allhier handeln wollen, ſo müſſen wir doch, den Gartenliebhabern zu gefallen, die merkwürdigſten und gebräuchlichſten Sorten unter ihren Namen anführen, zumal vielleicht bey dieſen noch manches ungewiſſes übrig iſt, und man nicht durchgehends die Ausartungen und Veränderungen

änderungen genugſam beſtimmen kann. Auch Hr. von Münchhauſen iſt noch ſehr zweifelhaft, ob man nur zwo oder mehrere Arten annehmen dürfte, und vornehmlich, ob die Limonie eine Spielart der Citrone, oder dieſe vielmehr ein Abſtämmling von jener ſey. Und da derſelbe unter den Neuern am beſten und deutlichſten von dieſen Bäumen gehandelt, wollen wir deſſen Abhandlung vornehmlich folgen, und ſolche auszugsweiſe wiederholen. S. Hausvater 3 Th. S. 531. bis 600.

Alle zu den Agrumen gehörige Sorten ſind ſtets grünende Bäume. Die Wurzel iſt weißlicht, fäſericht, und riecht ſtark. Der gerade, ziemlich dicke Schaft hat weißgelblicht, ſchweres, feſtes und glattes Holz. Die Rinde iſt glatt, geſprenkelt, und berſtet nicht auf. Die jungen Zweige ſind anfangs grün, und an vielen Sorten ſtachlicht; die Blätter glatt, glänzend, oben dunkel, unten hellgrün, dicke und fleiſchicht, von ſtarken Geruche, bittern Geſchmacke, und ölichtem Weſen. In der Mitte geht eine, oben etwas vertiefte, unten ſtark hervorſtehende, und ſich in viele zarte Nebenäſte vertheilende Ribbe oder Ader hindurch. Der Rand iſt mehr oder weniger eingekerbet, und ihre Geſtalt eyförmig und ſtumpf, oder mehr zugeſpitzet. Die Blattſtiele ſind vorzüglich merkwürdig, indem ſolche durch ein Gelenke mit dem Blatte zuſammenhängen und ſich leichtlich davon trennen laſſen. Bey einigen hat der Stiel auf beyden Seiten größere oder kleinere Lappen in Geſtalt eines Herzens, mit einem Worte, ſelbiger iſt geflügelt, bey andern aber ungeflügelt. Wirkliche Knoſpen haben dieſe Bäume gar nicht. Die Blüthe kömmt in dem Winkel der Blätter, auch unmittelbar aus dem alten Holze einzeln, oder in kleinen Sträuſern hervor. Die Blüthzeit iſt im Sommer, die angeſetzten Früchte reifen über ein Jahr, und oft erſt nach funfzehn Monathen und noch ſpäter.

Die Beſchaffenheit der Blume iſt folgende: der Kelch iſt ein platter, auf einem kurzen Stiele ſitzender Teller, mit einem kleinen, aufwärts gebogenen, fünffach getheilten Rande; ſolcher bleibt ſtehen, und wird zuweilen noch vergrößert. Die fünf langen, ſtumpfen, ausgehöhlten, ausgebreiteten fleiſchichen Blumenblätter ſind mit ölichten Puncten verſehen und weiß, zuweilen auswendig röthlicht. In der Mitte ſtehen ohngefähr zwanzig dicke, weiße Staubfäden, welche unterwärts auf eine unbeſtimmte Art mit einander verwachſen ſind, und länglichte, gelbe, bewegliche Staubbeutel tragen. Dieſe umgeben den runden Fruchtkeim, welcher auf einer etwas erhöheten Fläche ſitzt, und einen dicken, walzenförmigen

zenförmigen Griffel mit einem verdickten, rüſſelförmigen Staubwege trägt. Die Frucht iſt mit einer, gleichſam aus kleinen Bläschen zuſammengeſetzten, gefärbten, und ein flüchtiges Oel enthaltenden Schale bedecket, darunter ein ſaftiges, weißes, ſchwammichtes Fleiſch liegt, in welchem gegen die Mitte eine ungewiſſe Anzahl Fächer, und in dieſen die weißen, länglichten Saamen in unbeſtimmter Anzahl befindlich ſind. Die Früchte verändern öfters ihr Anſehen, und werden leichtlich ungeſtaltet. Die Staubfäden verwachſen zuweilen mit dem Fruchtkeime, wachſen mit dieſem in der Frucht fort, und erhalten die nämliche Farbe. Die Frucht wird dadurch ungeſtaltet, und wenn jeder Staubfaden ſich oben in eine Spitze endiget, ſo nennt man die Frucht gefingert; iſt ſie ſonſt ungeſtalt, ſo nennt man ſie monſtrös; dergleichen findet man ſonderlich an den Bäumen, welche gefüllte Blumen tragen. Es geſchieht auch öfters, daß eine Frucht eine andere, ebenfalls gefärbte, jedoch viel kleinere einſchließt. Man nennt dieſes ſchwangere Früchte, fructus foetiferi. Dieſe entſtehen, nach des Hrn. v. Münchhauſen Meynung, wenn alle den Fruchtkeim umgebende Staubfäden ſtehen bleiben, und mit dieſem verwachſen, oder vielmehr ſelbigen, als eine Capſel, einſchließen. S. verſchiedene Beyſpiele angeführet in Hanovs Seltenheiten, 2. Theil, S. 156.

Die mancherley Sorten von dieſen Bäumen und Früchten in beſondere Arten zu unterſcheiden, und die eigentlichen Kennzeichen von jeder Art anzugeben, will faſt ſchwer fallen. Man thut am beſten, wenn man nur ein oder das andere Kennzeichen, als beſtändig, annimmt, und daher nur zwo Hauptarten beſtimmet. Diejenigen Bäume, welche Blätter mit einem geflügelten Stiele, und eine kugelrunde Frucht tragen, können die eine, diejenigen aber, welche eine zugeſpitzte Frucht und Blätterſtiele ohne Flügel, oder nur mit ganz kleinen Lappen beſetzet haben, die andere Art ausmachen. Die erſtere nennt man die Pomeranzen, oder Orangen; mit welchem Namen man aber die letztern belegen ſolle, ſcheint zweifelhaft. Nach dem Herrn von Linne' wären es Citronen, nach Herrn von Münchhauſen aber Limonien; indeſſen kommen beyde darinne überein, daß Citronen und Limonien nur eine Hauptart ausmachen; der Unterſchied beſteht nur darinne, daß Herr von Linne' die Citrone als die Mutter, und die Limonie als den Abſtämmling davon anſieht; Herr v. Münchhauſen aber ſolches umkehret, und dieſe zwote Art Limonien genannt, und die Citronen als eine Unterart, oder

Abſtämm-

Abſtämmling unter dieſe geſetzet hat. Wir folgen auch dieſer Abtheilung, und nennen die erſte Hauptart Orangen, welche ſich füglich in drey Unterarten abtheilen laſſen, nämlich: a) Pomeranzen, b) Appelſinen, c) Pompelmuße. Die andere Hauptart führet den Namen *Limonien*, und hat acht Unterarten: als a) Citronate, b) Peretten, c) Bergamotten, d) Lumien, e) Limen, f) Ponzinen, g) Citronen, h) *Limöngen*. Man kann dieſe alle nicht füglich für Spielarten halten, indem bey jeder das Holz, das Laub, und die Frucht etwas beſonderes haben, und die Kerne niemals ausarten; man kann vielmehr an den jungen, aus Kernen erwachſenen Stämmchen ſchon erkennen, von welcher Art die Kerne geweſen. Wir wollen ſowohl die beſondern Kennzeichen jeder Unterart angeben, als auch die darunter vorkommenden bekannteſten Spielarten anführen.

A) Pomeranzen haben eine runde Frucht von dunkelgelber Farbe mit einer bittern Schale; die Blätter haben einen bittern gewürzhaften Geruch; die Blumen ſind weiß, riechen am angenehmſten und das Holz iſt feſter, als bey allen andern Arten. In den übrigen Kennzeichen wechſeln ſie ab. Von den Spielarten bemerken wir

1) Die gemeine Pomeranze, Aurantium vulgare. Dieſe giebt den ſchönſten Baum, iſt am wenigſten zärtlich, trägt am beſten, hat angenehm riechende Blumen und die brauchbarſten Früchte, erfüllet mit einem ſauern Safte. Auf den Inſeln, ſo Hyeres heißen, wie auch in der Provence an den Seeküſten wachſen dieſe häufig, und ſcheinen dieſen Ländern eigen zu ſeyn.

2) Die Zwitterpomeranze, Aurantium hermaphroditum. Bey dieſer wachſen die Staubfäden, wie oben gemeldet worden, an der Frucht, als Hörner, aus, daher die Früchte allerley wunderliche Geſtalten annehmen und deswegen geachtet werden. Zum Gebrauche hingegen ſind ſie nicht ſonderlich dienlich, indem die Fächer im Marke unordentlich ſind, und nicht ſo viel Saft haben.

3) Die gefüllte Pomeranze, Aurantium flore duplici, hat ein großes grünes Laub, große Blumen, und bringt gleichfalls allerley wunderliche Geſtalten von Früchten hervor. Der Saft iſt nicht in ſo ordentliche Fächer vertheilet, wie bey den übrigen.

4) Die krauſe Pomeranze von Candia, Aurantium ſicciore medulla hibernum, hat die größten Blätter, welche zwiſchen den Adern ſehr erhaben und aufgeblaſen oder kraus ſind. Die große Frucht iſt ebenfalls ſehr kraus, und hat das

 beſondere,

beſondere, daß ſie noch grün bleibt, wenn ſie gleich reif iſt, und die rothgelbe Farbe nicht eher erhält, bis ſie inwendig ganz trocken und aller Saft vergangen iſt. Der Saft iſt ſüße.

5) Die Eckernpomeranze, Aurantium ſtellatum et roſeum, wird alſo genannt, weil der Blumenkelch größer und fleiſchichter, als an andern Sorten iſt, die nämliche Farbe von der Frucht annimmt, und wenn die Frucht gleich abfällt, doch in Geſtalt einer Schale von einer Ecker an dem Baume zurückbleibt. Die Früchte werden mehrmals ungeſtalt.

6) Die Bouquetpomeranze, Aurantium criſpo folio. Dieſe hat breite, übergebogene Blätter, deren viele dicht bey einander ſtehen, und gleichſam einen Büſchel vorſtellen. Die Blätter ſind auch vorne ſtumpf und gleichſam geſpalten; die Stiele derſelben aber faſt gar nicht geflügelt; die Früchte platt, breit und klein, und haben oben einen eingebogenen Ring.

7) Die Türkine, Aurantium virgatum, hat ſchmale Blätter von allerley Geſtalt; viele ſind ungeſtalt und gleichſam angefreſſen. Sie hat aber deſto häufigere Blätter, und machet einen ſchönen Baum und Krone.

8) Die weidenblätterichte Pomeranze, Aurantium anguſtis foliis, hat ganz ſchmales Laub, trägt häufig und machet einen ſchönen Baum.

9) Die geſtreifte oder gewürfelte Pomeranze, Aurantium ſtriatum, hat beſonders geſtaltete Früchte, welche durchaus in die Länge geſtreifet, oder mit tiefen Furchen beſetzet ſind, und unten etwas ſpitz ablaufen. Ihr ſüßer Saft machet ſie unbrauchbar.

10) Die Zwergpomeranze, Aurantium Sinenſe, iſt eine Art von Mißgeburt, an welcher alle Theile verkleinert ſind. Sie hat ganz kleine Blätter und Früchte in der Größe einer Haſelnuß; ſolche Bäumchen ſchicken ſich vor die Fenſter zu ſtellen.

11) Die ſüßſaftige Pomeranze, Aurantium dulce. Man kann äußerlich dieſe Früchte von der gemeinen Pomeranze nicht unterſcheiden. Der Saft iſt zwar ſüße, jedoch mit einiger Bitterkeit verknüpfet, daher man ihn nicht ſo, wie von den Appelſinen, eſſen kann. Die übrigen ſüßartigen, No. 4. 7. 9. unterſcheiden ſich in der Frucht.

Es giebt auch Pomeranzen mit halbſauern Safte, ingleichen ſüßſchalichte, und verſchiedene andere wenig geachtete Spielarten, welche wir übergehen, und nur noch

12) der geſcheckten erwähnen. Man findet verſilbert und vergoldet Laub, zuweilen iſt ſolches nur

geflecft.

fleckt. Viele der vorherſtehenden Spielarten leiden auch dieſe Veränderung, als No. 2. 7. 10. Gemeiniglich ſind auch alsdenn die Früchte geſchecket und ſtreifig.

13) Die rothe Pomeranze iſt aus der Bizarrie entſtanden. Die jungen Blätter ſowohl, als jungen Früchte ſind dunkelbraun röthlich, auch die Blume äußerlich röthlich.

B) Appelſinen, Pomeſinen, Aurantium ſinenſe, haben eine gewürzhafte, ſüßlichte Schale, und einen zwar ſäuerlichen, aber dabey gezuckerten Saft. Die Früchte ſind rund, einige haben oben einen Abſatz. Die Farbe iſt bey allen hochgelb, und etwas heller als bey den meiſten Pomeranzen, und die jungen Früchte von Appelſinen ſind glänzender und glätter. Die Rinde des Stammes iſt glätter und weißlichter. Die Blätter haben eine völlig glatte, glänzende Oberfläche, und ſind von beyden Seiten zuſammengebogen, daher man, um einen Pomeranzen- und Appelſinenbaum zu erkennen, einen Zweig mit Blättern durch die Hand zu ſtreifen pfleget; ſchließen alle Blätter ordentlich zuſammen, und machen gleichſam eine Tute, iſt es gewiß eine Appelſine, unter den Pomeranzblättern ſind allemal einige kraus, oder umgebogen oder ganz platt, und halten eine andere Richtung als die übrigen. Die Blumenblätter ſind weißer und etwas länger, und haben einen ſüßern Geruch. So ähnlich ſonſt die äußerliche Geſtalt von Pomeranzen und Appelſinen iſt, ſo treiben doch die Kerne von dieſen nicht bittere Pomeranzen, noch eine dieſen ähnliche Abwechſelung; die Augen von Appelſinen haften auch nicht gerne beym Oculiren auf wilden Pomeranzenſtämmen, ſo wie die bittern Pomeranzen auf Appelſinenſtämmen keine Art haben. Es giebt wenig Spielarten von Appelſinen. Man hat keine mit ſauerm Safte; dieſer iſt entweder hochgelb oder purpurroth. Die rothe Appelſine iſt eine zufällige Spielart, und der Saft wird, wenn der Baum nicht von guter Beſchaffenheit iſt, oder keine rechte Sonne hat, auch bey dieſer gelb. Wenn die Früchte der Sonne recht ausgeſetzet ſind, pfleget die äußerliche Schale an der Sommerſeite einen röthlichen Fleck zu erhalten, woran man ſie zuverläßig erkennt.

C) Pumpelmuße haben mit den Pomeranzen nichts gemein, als die geflügelten Stiele und die runde Geſtalt der Frucht. Die Blätter ſind viel größer, dunkler von Farbe; das Holz iſt ſchwam̃ichter; die Rinde weißer; die Frucht beſteht aus einem andern Weſen, und wird, wenn ſie die völlige Reiſe erhalten, roh gegeſſen; bey uns bleibt ſie herbe und bitter, iſt größer, und oben an der Spitze

etwas vertiefet, unten aber länglicht; die äußere Schale dicker, blaß von Farbe; das darunter befindliche Fleiſch dick, ſchwammicht und ſüßlicht; in der Mitte ſind nur kleine mit Saft angefüllte Fächer. Die Früchte brauchen zwey Jahre Zeit, ehe ſie reif werden. Der Hauptunterſchied beſteht in der Blume. Die Blumenknoſpen ſind dicke, grünlicht; der Kelch bedecket ſie zu anfangs größtentheils; gemeiniglich findet man nur vier Blumenblätter. Die Stiele ſind mit großen Lappen geflügelt, ſo, daß ſelbige oft kleinen Blättern gleichen. Der Baum wächſt ſtärker und geſchwinder als andere Pomeranzen. Wenn man aus England oder Jndien reife Saamen erhalten kann, laſſen ſich geſchwinde junge Stämme daraus ziehen. Es giebt einige Spielarten.

1) Die größte Oſtindiſche Pumpelmuß, Aurantium maximum, treibt große Blätter in der Länge eines Fußes.

2) Die Oſtindiſche krausblätterichte, hat krauſere, eingebogene Blätter, und kleinere, unten zugeſpitzte Früchte; trägt häufig, wächſt aber nicht ſtark.

3) Die Oſtindiſche rothe Pumpelmuß hat eyförmig, ſchmale Blätter, und purpurrothen Saft; wächſt nicht ſtark.

Zuweilen erhält, ſonderlich No. 2. ſcheckichte oder gefleckte Blätter.

Allgemeine Merkmale von den Unterarten, welche Hr. v. Münchhauſen unter dem Namen Limonen vereiniget hat, anzugeben, iſt nicht wohl möglich, da ſolche bey einer oder andern Sorte eine Ausnahme finden. Bey allen Limonen iſt der Stamm gemeiniglich nicht ſo glatt und gerade, als bey den Orangen. Die Aeſte wachſen mehr ſperhaft, treiben längere und nicht ſo viel Nebenzweige, ſind an den mehreſten, aber nicht an allen mit ſtarken Stacheln verſehen. Die kleinen Sproſſen kommen an den mehreſten roth hervor. Das bereits bemerkte Hauptkennzeichen, nämlich der ungeflügelte Stiel, iſt auch nicht allemal hinreichend, die Limonen von den Orangen zu unterſcheiden. Es giebt Limonen, welche ziemlich ſtarke Lappen an den Stielen haben und ſtärkere, als z. E. die weidenblätterichte Pomeranze. Wir führen die Unterarten mit ihren Spielarten gleichfalls an.

A. Citronate, Malus citrea, unterſcheidet ſich durch das loſe, ſchwammichte, brüchichte Holz, die größern, ſtärkern, ſtachlichten, gerade aufrechtſtehenden Aeſte, den dünnern, größern, eyförmigen, krauſen, aufgeblaſenen Blättern, und an der jungen Frucht, welche, wenn die Blumen abfallen,

len, an den Citronaten lang und walzenförmig, an den übrigen Limonen aber rund oder eyförmig ſind, auch an jenem dickere Griffel mit größern Staubwegen haben, und zu einer länglichten, zugeſpitzten, ſüß riechenden Frucht auswachſen. Der Geruch der Frucht iſt ſüße, gewürzhaft, das Fleiſch feſt, ſüß und ſchmackhaft, und das wenige inwendige Mark faſt trocken. Das ſüße, eßbare Fleiſch iſt das Hauptkennzeichen, die übrigen finden ſich auch zuweilen bey andern Arten Limonen. Limonen, welche ſonſt den Citronaten gleichkommen, aber kein ſüßes Fleiſch beſitzen, pfleget man Ponzinen, hingegen diejenigen Limonen, die ſüßes Fleiſch, wie eine Citronat haben, bey denen aber die übrigen Kennzeichen nicht eintreffen, Citronatlimonen, Limones citrati, und diejenigen Citronate, welche kleinere, den Citronen ähnliche Früchte tragen, auch mehr Saft haben, Citronätchen, Cidrati, zu nennen. Von der A. Citronate führet Herr von Münchhauſen eilf Spielarten an, wir bemerken davon:

1) Die große Bondolotcitronate, Malum citreum Soladianum. Sie ſoll den Namen haben von den Bologneſer Würſten, deren ihre Geſtalt ſie führet. Es iſt die größte Frucht von allen, eyförmig zugeſpitzt. In Italien giebt es Früchte von fünf bis zehn Pfund. Das Fleiſch hat etwas bieſamartiges im Geſchmacke.

2) Die glatte Bondolotcitronate, kommt der vorigen in Größe und Geſtalt gleich; die Frucht aber iſt am Stiele geſtreift, und doch faſt glätter als die vorige. Der Baum iſt vor allen andern ſtachlicht, und aus den Stacheln kommen bisweilen Blumen.

3) Die große Genueſiſche Citronate, Malum citreum vulgare, hat ſchmale, lange, bald ſpitzige, bald ſtumpfe Blätter. Die Frucht iſt gemeiniglich lang, walzenförmig, zuweilen auch rund, und ſonſt in der Geſtalt veränderlich. Die Blumen kommen traubenweiſe häufig an der Spitze der Aeſte herfür. Von dieſer Frucht wird eigentlich in Italien die grüne Citronate, oder Succade, bereitet.

4) Die Florentiniſche Citronate, Limon citratus, hat kurze Stacheln, kleine Blätter, eine eyrunde zugeſpitzte Frucht von angenehmen Geruche, bringt die purpurfärbigen Blumen einzeln.

5) Die Judencitronat iſt die Frucht, welche die Juden bey ihrem Lauberhüttenfeſte gebrauchen, und Eßerich nennen. Sie gebrauchen aber vielleicht auch andere, und ſonderlich iſt der Gebrauch von dem Adamsapfel bekannt. Dieſe Frucht iſt klein, eyförmig, und hat eine weit heraus-

ausgehende, etwas abgeſonderte Spitze.

6) Die kleine Citronat, malum citreum paruum, machet nur einen kleinen Baum, hat dunkelgrüne Blätter, kleine Früchte, welche den Staubweg als einen ſtumpfen Stachel behalten, und für die leckerhafteſten gehalten werden.

B. Peretten. Dieſe haben ſchmale, am Stiele ſpitzzulaufende Blätter, und blaßgelbe Früchte in Geſtalt der Birnen, wovon ſie auch den Namen haben, nämlich lang, und oben an der Spitze dicke, nach den Stiel aber ſpitzablaufend. Sie haben einen angenehmen Geruch, ſüßes Fleiſch, und laſſen ſich, wo ſie recht zeitig werden, ganz eſſen, ſonderlich die kleinern Sorten. Ferrarius hat dieſe von einem gewiſſen Sicilianer, durch den ſie bekannt geworden, Spataforen genannt, unter welchem Namen ſie auch noch bekannt ſind. Man pfleget die kleine und große, wie auch die geſtreifte und gefüllte Perette, zu unterſcheiden. Die letzte, welche gefüllte Blumen trägt, giebt auch die koſtbarſten Früchte zum Eſſen.

C. Bergamotte, ſind gleichſam eine Mittelſorte zwiſchen den Peretten und Lumien, und ſehr leicht zu erkennen. Die Blätter ſind eyförmig, und gegen den Stiel nicht ſpitzig ablaufend, ſondern mehr den Orangen gleich; die Stiele haben auch ziemlich ſtarke Lappen, ſonderlich wenn der Baum friſch treibt. Die Frucht iſt, beſonders wenn ſie jung, den Peretten ähnlich, und unterſcheidet ſich an dem, in merklicher Dicke, in Geſtalt einer Säule darauf zurückbleibenden, Griffel. Die reife Frucht iſt mehrentheils rund, und hat das den folgenden eigene, bittere, dabey aber auch etwas gewürzhaftes. Es giebt hiervon keine, oder doch nicht beſonders merkwürdige Spielarten.

D. Die Lumien, Lumia, oder Limea, haben ſteifes, brüchichtes Holz, kurze Zweige, dicke, fleiſchichte, ſteife, eyförmige, vorwärts ſtumpfe Blätter, mit einer glatten Oberfläche. Die Frucht iſt rund und bitter, und hat gemeiniglich etwas ähnliches mit den Orangen, alſo auch oft eine dunklere Farbe, als andere Limonen. Unter dieſen iſt die merkwürdigſte,

1) Der Adamsapfel oder Paradiesapfel, Pomum Adami, Aſſyria mala. Die Geſtalt der Frucht iſt beſonders. Sie hat an der Spitze einen Abſatz, in Geſtalt einer breiten Warze, um dieſelbe iſt ein Ring, welcher natürlich das Anſehen hat, als wäre er hineingebiſſen worden, ſo daß man faſt jeden Zahn beſonders erkennen kann. Jedoch hat die Einbildung an dieſer Aehnlichkeit öfters großen Antheil. Sie ſind vor-

vortrefflich zum Einmachen mit Zucker; man kann auch den Saft davon am Eſſen gebrauchen, aber nicht die etwas bittere Schale. Einige nennen auch dieſe Judenäpfel, und weil ſie, wenn ſie noch nicht zur völligen Reife gelanget, eine dunkele Farbe haben, pflegen einige ſolche die ſchwarze Citrone zu nennen.

2) Die Spaniſche Lumie hat viel ähnliches mit der vorigen.

3) Die Valentiniſche iſt groß und rund.

Die übrigen haben gemeiniglich etwas ähnliches von einer oder andern der übrigen Arten; als da iſt die Orangenlumie, die Citronatlumie, die Peretten-lumie, Citronlumie. Es giebt auch eine gefüllte Spielart. Merkwürdig iſt noch:

4) Die Goldlumie, Lumia citrata ſcabioſa. Die Frucht iſt groß, lang, vorne zugeſpitzt, von dunkler, leuchtender Orangenfarbe, daher ſie die Holländer goude Limoen nennen. Sie iſt über und über mit Warzen oder Beulen beſetzet, daher für das Anſehn eine der ſchönſten Früchte, zum Gebrauche aber auch die unbrauchbarſte wegen der ſtarken Bitterkeit. Der Baum machet einen häßlichen warzichten Stamm.

E. Limen, Lima, ſind auch unter dem Namen Tettine bekannt. An dieſen ſind die Früchte kleiner, kugelrund, hellgelb, und haben oben eine kleine Warze. Das Laub iſt kleiner, ſtumpf, eyförmig und glatt; ſie treiben wenig krauſes Holz. Es giebt zwo Spielarten.

1) Die ſüße Tettine, Lima dulcis, hat eine kleine, runde, blaßgelbe Frucht, welche oben gleichſam platt gedrückt iſt, mit einer kleinen, merklich vorſtehenden Warze. Sie hat wenig Fleiſch, iſt faſt durchaus mit Saft angefüllet, der von Geſchmack ſüße iſt. Man ißt ſie, wie eine Apfelſine, roh, oder mit Zucker in Scheiben geſchnitten. Die Gärtner pflegen den Baum Evaapfel zu nennen, weil ſolcher am Wachsthum viel ähnliches mit dem Adamsapfel hat.

2) Die ſaure Tettine, Lima acris, iſt der vorigen durchgehends ähnlich, außer daß der Saft ſauer iſt. Die Blume iſt äußerlich röthlich.

F. Ponzinen, Ponzinum, iſt eine von den Lumien nicht genugſam unterſchiedene Sorte. Die Frucht iſt rund, aber vorne mehr verlängert, und ſpitziger als die Lumien; ſie hat nichts bitteres in der Schale, ſondern einen angenehmen gewürzhaften Geſchmack; hingegen iſt ſolche nicht ſo lang, aber größer und dicker als die Citronen; kömmt auch den Citronaten faſt gleich, nur iſt das Fleiſch weder ſo feſt, noch ſo ſchmackhaft. Man kann dieſelbe nicht

nicht wohl, als nur zum Einmachen nutzen. Doch hat:

1) Die wohlriechende Ponzine ein angenehmes Fleiſch; die Frucht fällt etwas ins runde.

2) Die rothe Ponzine, Limon Ponzinus ruber, treibt große rothe Schüße, welche gerade in die Höhe ſtehen; hat eine ins eyförmige fallende Frucht, welche anfangs roth iſt. Man ſieht den Baum für einen Citronat an, das ſüße Fleiſch aber fehlet.

G. Citronen, Citrus, Malus medica offic., Malus Perſica. Dieſer Baum iſt bey den Medern und Perſern ſehr gemein, und von da nach Italien und Spanien gebracht worden. Man findet daſelbſt gleichſam ganze Wälder davon. Die Eigenſchaften ſind: ſperrhafte Aeſte mit einzeln Blättern, und gemeiniglich kleinen, einzelnen Stacheln beſetzte, ſchmale, oben und unten zugeſpitzte, lanzenförmige Blätter, an deren Stielen die Flügel gänzlich fehlen; länglichte, oben und unten zugeſpitzte Früchte, gemeiniglich mit einem Abſatze an der Spitze; eine gewürzhafte, nicht bittere, hellſchwefelgelbe äußerliche Schale, weniges unſchmackhaftes Fleiſch, viel ſaurer Saft, wenige ſchmale weiße Saamen. Doch leiden dieſe Kennzeichen verſchiedene Ausnahmen. Es giebt Citronen mit ſüßen Saft, welche wegen der ſpitzigen langen Frucht und der lanzenförmigen Blätter, doch eher zu den Citronen, als der Limen gerechnet werden können. Es giebt auch einige, welche die runde Geſtalt der Lumien haben. Die Citronen müſſen viel Saft, und wenig weißes Fleiſch haben. Bey einigen aber verhält ſich dieſes umgekehrt; ſolche nennt man dickſchälig, und ob ſolche gleich von außen das ſchönſte Anſehn haben und gemeiniglich groß ſind, verdienen ſie doch keine Achtung. Keine Citrone ſoll etwas bitteres haben, indem wir ſolche wegen des ſauren Saftes vornehmlich gebrauchen. Indeſſen muß man doch ſelbige in ſaure und ſüße unterſcheiden. Die vornehmſten Spielarten der ſauern ſind:

1) Die gemeine Citrone, Limon vulgaris. Dieſe hat ſperrhaft Holz mit Stacheln, einzelne, ſchmale, dünne, hinten und vorne ſpitzige, hellgrüne Blätter, eine länglichte, hellgelbe Frucht, mit ziemlich glatter, gewürzhafter, nicht bittern Schale, wenigen unſchmackhaften Fleiſche, vielen ſehr ſauren Safte, und innerlich mehrentheils acht Fächer. Die Geſtalt der Frucht iſt ſehr veränderlich, wie man an den, zum Verkauf ausgeſetzten, ſehen kann. Wenn aber die Frucht oder Laub ein beſonderes Kennzeichen hat, erhalten ſie Beynamen, als:

2) Die gemeine gefurchte Citrone, Limon ſtriatus.

3) Die vortreffliche Citrone, Limon incomparabilis, eine runde, eyförmige, den Citronaten ähnliche Frucht mit vielen Fleiſche, welche den Namen nicht verdienet.

4) Die Kluſtercitrone, Limon racemoſus. Die Früchte wachſen traubenweiſe bey einander, ſind lang, mit einem langen Schnabel verſehen.

5) Die ſchmalblättrige Citrone, hat ſchmale, an den Seiten wellenförmige Blätter, machet einen ſchlechten Baum, und trägt ſelten.

Die gefüllten, die vergoldeten und verſilberten Citronen kommen auch vor.

Von den ſüßſaftigen bemerken wir:

1) Die gemeine ſüße Citrone, Limon dulci medulla, hat eine eyförmige, zugeſpitzte Frucht von einem ſüßen Geruche; die Farbe iſt etwas erhabener, der Saft ſüße, und da die Schale nichts herbes hat, kann man die Frucht roh eſſen. Sie machet ſich kenntlich durch eine Schuppe. Man findet dieſe mit vergoldeten Blättern.

2) Die Portugiſiſche ſüße Citrone, Limon dulci medulla Olyſiponenſis, hat eine kleinere, eyförmige Frucht, mit einer vorſtehenden Spitze, welche an einer Seite tief eingeſchnitten iſt.

3) Die ſüße Eckerncitrone. Die Frucht kömmt der erſtern gleich, hat aber einen großen, fleiſchichten, gefärbten Kelch, wie die übrigen eckernförmigen, dergleichen man faſt bey allen Unterarten antrifft.

H. Limöngen, Limon puſillus, Limoncellus, ſind die kleinſten Früchte unter allen, und doch am mehreſten geachtet. Der Baum treibt zärtliches Holz, häufige, mit vielen kleinen Stacheln beſetzte Aeſte, und an ſolchen die Augen nahe bey einander, und machet eine dichtere Krone, als alle übrigen Limonen. Die Blätter ſind glatt, oben dunkelgrün, klein, fleiſchicht, eyförmig, haben einen ziemlich merklich ausgezackten Rand, und auf der weißlichen Unterfläche kenntliche Löcherchen, wenn man ſie gegen das Licht hält. Die Stiele haben kleine Lappen. Die Blumen kommen häufig traubenweiſe hervor, ſie ſind klein, weiß, von Geruche angenehm, und haben gar nichts rothes. Sie blühen zweymal im Jahre, zu Anfange des Sommers und im Herbſte, ja den ganzen Sommer hindurch. Die Früchte ſind eyförmig, mit einer etwas hervorſtehenden Spitze verſehen. Die Schale iſt vorzüglich glatt anzufühlen, hat einen ſanften angenehmen Geruch, und anfangs

fangs eine grüngelbe, zuletzt eine blaßgelbe Farbe. Sie hat faſt gar kein Fleiſch, und die ganze Frucht iſt mit grüngelblichten Safte von einer angenehmen Säure erfüllet, welcher mehrentheils in zwölf Fächer vertheilet iſt. Man unterſcheidet billig die größern und kleinern Limönchen. Die erſtere hat eine größere Frucht, größere Blätter mit mehr geflügelten Stielen; die Frucht hat grüngelblichen Saft, und mehrentheils zehn Fächer. Das kleine Neapolitaniſche Limönchen, welches vielleicht auch dasjenige iſt, welches von einigen Brambas genannt wird, und auf den Bergen in der Landſchaft Tetu wächſt, hat kürzere Blätter und giebt die ſchmackhafteſte Frucht, welche in Neapolis roh geſpeiſet wird, wenn ſie zur Vollkommenheit gelanget, ſonſt iſt ſie die ſauerſte, und daher iſt ſie bey uns, roh zu eſſen, zu herbe. Man ſchneidet ſie aber in dünne Scheiben, beſtreuet ſie ſtark mit Zucker, da denn der Geſchmack angenehm, und für Kranke eine rechte Erquickung iſt.

Das ſtachlichte Limönchen, Limon puſillus ſpinifer, iſt vielleicht die wilde Stammart, kleiner im Holze, Blättern und Früchten, hat viele kleine Stacheln, gar keine Kerne in den Früchten, und blühet doch das ganze Jahr über. Endlich iſt noch eine wahre Mißgeburth zu bemerken übrig, nämlich:

Bizarrie, Aurantium calloſum. Der ganze Baum iſt halb Citronat und halb Orange, ſo daß man davon oculiren, und dieſe Sorte fortpflanzen kann. Doch iſt ſie immer geneigt, bald die eine, bald die andere Art abzulegen, und ganz, entweder in Orange, oder Citronat aus- oder vielmehr einzuarten. Wie ſolches Spiel der Natur entſtanden, iſt nicht wohl ausfündig zu machen. Daß dieſes durch Zuſammenfügung zweyer Augen, als einem von Citronat, und einem von Orange, zuwege gebracht worden, ſcheint Hrn. von Münchhauſen nicht glaublich. Dieſer hat davon eine genaue und weitlänftige Beſchreibung gegeben. Die Blätter ſind klein, ſchmal, vor- und hinterwärts ſpitzig, ungeſtalt, und haben keine beſtändige Geſtalt; die äußere Oberfläche iſt gleichſam voller Narben und Näthe. Oefters findet man Blätter, an welchen der eine Lappen völlig pomeranzenartig, nämlich platt und größer wird, die andere Seite hingegen das ungeſtallte Anſehn behält, und alsdenn folgen ganze Aeſte, welche blos Orange, oder was ſeltener geſchieht, ganz Citronat ſind. Dieſe Aeſte wachſen alsdenn viel frecher, und ziehen, wenn man ſie nicht ſorgfältig wegnimmt, alle Nahrung an ſich, ſo

ſo daß die Zwitterzweige vertrocknen, und der ganze Baum ausartet. Die Blume iſt äußerlich roth, klein, gemeiniglich etwas ungeſtaltet. Die Früchte ſtellen unordentliche Abwechſelungen vor. Die mehreſten ſind an der einen Seite Citronat, an der andern Pomeranze. Der Citronattheil ſteht mehr hervor, machet oft einen ordentlichen Schnabel, iſt vom Anfange an grüngelblicht, das übrige aber grün; dieſes Grün erhält in der Folge die ordentliche Orangen- jenes aber die Citronatfarbe. Die Früchte haben gemeiniglich gar keinen Saft, auch keine Kerne. Bisweilen ſind ſie gefingert, und alsdenn haben ſie zwar die ordentliche Orangengeſtalt, aber hier und da kleine Streifen von der Citronat. Hierbey iſt noch anzumerken, daß die Aeſte eher in Pomeranzen als Citronaten ausarten, und wenn ein Aſt einmal in eine einzelne Art ausgeartet iſt, ſolcher niemals wieder die Vermiſchung annehme. Nach der Neuern Lehre von Entſtehung der Baſtartarten kann man mit Herrn von Münchhauſen annehmen, daß ein Saamenkorn zugleich von dem Blumenſtaube aus einer Pomeranze und Citronate befruchtet werde; das Saamenkorn muß von einer Orange geweſen ſeyn, und deswegen hat das pomeranzenartige an dem Baume die Oberhand, und er artet darein am liebſten ein; bekömmt auch am beſten, wenn auf einen Pomeranzenſtamm davon oculiret wird. Niemals aber zeiget ſich etwas limonenartiges daran.

Dieſe angeführten Bäume überhaupt werden nicht allein zur Zierde in den Gärten gezogen und unterhalten, ſondern man pfleget ſolche auch auf mancherley Weiſe in der Haushaltung und Arzneykunſt zu gebrauchen. Bey den eigentlichen Pomeranzen, und den mehreſten übrigen Sorten, haben die Blumen einen ſtarken, doch angenehmen Geruch. Man verfertiget daraus ein kräftiges, wohlriechendes Waſſer; es wird von einigen Aqua Naphae genannt. Es iſt ein haupt- und magen- oder überhaupt nervenſtärkendes Mittel, welches auch bey krampfartigen Bewegungen, bey Mutterbeſchwerungen, Blähungen und dergleichen nützlich zu gebrauchen iſt. Man bedienet ſich deſſen ſowohl zum riechen, als innerlich, verſetzet ſolches zuweilen mit andern Arzneyen, und verfertiget daraus kräftige Tränke und Julape. Man pfleget ſolche auch mit Zucker abzukochen und einzumachen. Aus den grünen Pomeranzenblättern kann man auch ein Waſſer abziehen, welches wegen ſeiner Bitterkeit in eben den jetzt bemerkten und andern Zufällen nützlich iſt. Eine ganz beſondere Kraft dieſer Blätter haben die Wiener Aerzte ent-

entdecket, ſolche zu Pulver geſtoßen, und davon ein halbes Quentchen täglich zweymal eingenommen, als ein kräftiges Mittel wider die fallende Sucht bewähret befunden. Die bittere Schale der Frucht, wenn das innere, ſchwammichte Weſen abgeſondert worden, ſonderlich von den ſogenañten Curaſſaviſchen Schalen, ſtärket den Magen, und Herr Buchotz hat den daraus bereiteten Trank bey Mutterbeſchwerungen angerathen, befördert die Verdauung, vertreibt die Blähungen, ſtillet die Bauchſchmerzen, zertheilt die dicken, zähen Säfte, tödtet die Würmer, befördert die monathliche, wie auch die Reinigung bey den Kindbetterinnen; man will auch ſolche als ein Verwahrungsmittel bey Verhaltung des Urins empfehlen. Man kann das Pulver davon von einem Scrupel bis einem Quentchen einnehmen, oder auch ſolche mit warmen Waſſer abbrühen, und dieſes als Thee, oder kalt trinken laſſen; dieſes iſt ein ſehr nützlicher und geſunder Trank für hypochondriſche, hyſteriſche und alle ſolche Kranke, welche zu Krämpfen und Blähungen geneigt ſind, und ander Getränke nicht leicht vertragen können. Mit den, zu Pulver geſtoßenen, Pomeranzenſchalen haben Werlhof und Möhring Wechſelfieber geheilet. Das weſentliche Oel, welches aus dieſen Schalen deſtilliret oder ausgepreſſet wird, giebt man zu zween oder drey Tropfen, mit Zucker abgerieben, in eben denſelben Zufällen, auch wird durch den Weingeiſt, ſowohl aus den trocknen als friſchen Schalen, ingleichen aus den unreifen grünen Früchten eine Tinctur gezogen, welche bey eben den Krankheiten angeprieſen wird. Doch iſt ſelbige wegen des geiſtigen Aufloſungsmittels nicht ſo allgemein und allen Perſonen anzurathen. Es ſoll dieſe Tinctur, wie Herr von Berger bemerket, bey der heftigſten Kälte ſtärker und kräftiger werden, als wenn man ſolche zu einer andern Zeit verfertiget. Wie denn auch beſonders und merkwürdig, daß das ausgepreßte Pomeranzenöl, ſowohl friſch als alt, ſich im Weingeiſte leicht und vollkommen auflöſet, eben ſo, wie das deſtillirte, welches bey andern gepreßten Oelen nicht geſchieht. Wie aus dem Oele ein Salz zu verfertigen, hat Gaubius gelehret, ſ. deſſen Aduerſaria. Die friſchen Schalen der reifen Früchte mit Zucker überzogen oder nur damit abgekochet, ſind ein ſehr angenehmes und geſundes Confect, ſo wie auch der Pomeranzenſyrup nicht zu verachten iſt. Den ſauern Saft der Frucht pfleget man in der Medicin ſelten zu gebrauchen, er ſoll die Lungen zu ſtark reizen und Huſten machen. Man könnte ſich jedoch ſolchen ohne Bedenken ſtatt des Citronen-

ſaftes in hitzigen Fiebern und andern Fällen bedienen. Das Fleiſch der ſüßen Pomeranzen wird vor ſich oder mit Zucker gegeſſen, und giebt zur Sommerszeit eine ſchöne Erfriſchung. Die Saamenkerne ſind bitter, und werden zuweilen wider die Würmer gebrauchet. Die kleinen unreifen getrockneten Pomeranzen gebrauchet man öfters um die Fontanelle offen zu erhalten. Es werden ſolche auch gedrechſelt, poliret, angereihet und zu Roſenkränzen gebrauchet.

Von den Appelſinen gebrauchet man nur die Frucht, pfleget die äußerliche Schale gleichfalls mit Zucker einzumachen, und das innere ſaftige Fleiſch entweder allein, oder auch mit Zucker zu eſſen. Der Saft löſchet den Durſt, kühlet und erreget den verlohrnen Appetit. Zu häufig genoſſen, erreget ſolcher leichtlich den Durchfall. Pompelmuße und Citronate werden mit Zucker abgekochet, und mehr von den Köchen und Conditorn als Aerzten gebrauchet. Aus der Schale der Bergamotten wird in Italien das Bergamottenöl gemachet, womit, um des Geruches willen, viele Sachen, Pomaden, Salben und dergleichen angemachet werden. Die jungen abgefallenen Früchte kann man trocknen, wenn man davon ein wenig abſchabet und in den Mund nimmt, giebt es einen angenehmen Geruch und Geſchmack, und wenn man davon etwas mit Waſſer einnimmt, wird der Magen geſtärket und die Blähungen abgetrieben.

Am gebräuchlichſten und nützlichſten ſind die Citronen. Das Holz von den Citronenſtämmen iſt zwar nicht ſo feſte, als das von Pomeranzen, es wird aber beydes zu ſauber ausgelegter Tiſchlerarbeit gebrauchet. Man muß aber mit dieſem nicht ein ander Holz verwechſeln, welches auch Citronholz oder Jaſminholz genannt wird. Dieſes dichte, ſchwere, harzige, citrongelbe, auch den Citrongeruch äußernde Holz, kömmt von einem ganz andern Baume, welcher in Amerika längſt an der See wächſt. Die Tiſchler verbrauchen es auch; es läßt ſich ſchön und leicht poliren, und wenn es einige Zeit an der Luft gelegen, ſoll es den polirten Cocusnüſſen gleich kommen. Die Indianer pflegen daraus Schleuſen zu machen, und ſolche des Nachts zum Leuchten zu gebrauchen, daher es auch einige Lichtholz nennen. Die Blumen haben mit den Pomeranzen gleichen Geruch, und können füglich zu eben dem Nutzen angewendet werden. Vorzüglich aber bedienet man ſich der Früchte. Die Schale und der Saft haben einander entgegengeſetzte Eigenſchaften; jene enthält viel weſentliches Oel, dieſe aber

ſehr viel entwickeltes ſaures Salz. Und wegen dieſer Säure bedienet man ſich der Citronen theils als ein Gewürze bey vielen Speiſen, theils als eine vortreffliche Arzney bey vielen Krankheiten. Man tröpfelt den Saft auf das Fleiſch und Fiſche, verfertiget davon Brühen, Gallerte, und ſetzet ſolchen zu vielen Speiſen. Wobey aber zu merken, daß ſelbige nicht eher an die Speiſen zu thun, als bis ſolche ganz fertig; kochet der Saft mit denſelben, ſo verliert er den angenehmen Geruch. Dergleichen Speiſen ſind allemal leichter zu verdauen, oder die Säure erregt vielmehr den ſchwachen Appetit, und befördert die Verdauung, wenn man ihn nur mäßig gebrauchet. Die Citronen werden wegen dieſes ſauern Saftes als ein kräftiges Verwahrungsmittel wider alle anſteckende Krankheiten billig angerühmet, und eben ſowohl mit dem beſten Nutzen in dergleichen Krankheiten, der Peſt ſelbſt, faulen und andern hitzigen Fiebern angewendet. Es iſt ſolcher kräftiger und viel nützlicher, als der Theriak, und andere dergleichen, ehedem mehr, als jetzo, gewöhnliche, dem Gifte und der anſteckenden Luft widerſtehende Mittel. Zur Stillung des Durſtes, Mäßigung der Hitze, Verbeſſerung der erhitzten Galle, Abwendung der Fäulniß, Auflöſung des zähen Schleimes, und ſelbſt zur Stärkung der feſten Theile iſt dieſe natürliche Säure von allgemeinen Nutzen, indem ſolche auch die ſchwächſten Körper wohl vertragen können. Ueberdieß befördert dieſelbe alle Abſonderungen, vorzüglich treibt ſolche den Urin, und führet den Grieß und andere Unreinigkeiten durch dieſen Weg auf die gelindeſte Art ab. Iſt bey dem Blutſpeyen höchſt nützlich, und ſtillet, mit vielem Zucker vermiſchet, den hartnäckigſten Huſten. Man ſchneidet die Citronen, wenn die äußerliche Schale abgenommen, oder auch öfters mit dieſer zugleich, in Scheibchen, und thut dieſe, oder nur den ausgepreßten Saft, in das Getränke, oder vermiſchet ſolchen mit Zucker. Der Citronenſaftſyrup, ſyrupus acetoſitatis Citri, hat alle vorher erwähnte Eigenſchaften, und dienet überdieß andere Arzneyen angenehm zu machen. Der eingeführte Gebrauch bey hitzigen Krankheiten Citronenſcheibchen auf die Schläfe, und ſonderlich auf die Handwurzeln zu binden, iſt nicht ganz zu verachten; ſie wirken als ein ableitendes Mittel, und können, wenn ſie öfters aufgeleget werden, einige Röthe an dem Orte verurſachen. Citronenſaft von angefaulten Früchten zu nehmen, iſt niemals anzurathen, indem allemal ein widriger Geſchmack davon verurſachet wird. Die äußerliche gelblichte Schale beſteht

gleichſam aus unzähligen, mit einem weſentlichen Oele angefüllten Bläschen, und hat einen ſtarken, gewürzhaften Geruch. Man kann ſolche nicht unbillig mit der Pomeranzenſchale vergleichen, und von ihrer, jedoch mehr gemäßigten, Bitterkeit alles dasjenige erwarten, was wir bereits von dieſer angemerket haben. Man gebrauchet ſolche getrocknet, mit Zucker überzogen, und mit dergleichen auch nur abgekochet. Man bedienet ſich aber der friſchen Citronenſchalen um das Oel daraus zu ziehen, und dieſes geſchieht auf zweyerley Art. Man drücket entweder ſolche, wenn ſie recht dünne und zart abgeſchnitten worden, mit den Fingern, und ſammlet dieſen ölichten Thau, oder das weſentliche, höchſt flüchtige, durchdringende und höchſt liebliche Oel in einem Gefäße, oder man vermiſchet die Schale mit vielen Waſſer, und zieht das Oel durch Hülfe des Feuers herüber. Das letztere iſt das gewöhnlichſte, und unter dem Namen Oleum del Cedro, oder Citroneſſenz bekannt; doch iſt dieſem das ausgepreßte billig vorzuziehen, dergleichen man aus Italien erhält. Es ſoll ſelbiges ganz flüßig, helle, weißlicht und von einem ſtarken Geruche ſeyn. Dieſes Oel wird auf verſchiedene Art gebrauchet. Man verſetzet es mit Zucker, und gebrauchet ſolchen Oelzucker als eine Herz- und Magenſtärkung, giebt den Purgier- und andern Mitteln damit einen angenehmen Geſchmack, ſo wie man auch andern Sachen damit einen guten Geruch mittheilet. Das bekannte Limonadenpulver hat von dieſem Oele ſeinen angenehmen Geruch; und Zucker, gereinigter Weinſtein und Citronenöl machen dieſes Pulver aus. Da das Oel zuweilen verfälſchet oder alt iſt, und daher einen unangenehmen Geſchmack annimmt, ſoll man zu den Arzneyen recht friſches und ächtes gebrauchen. Das Limonadenpulver hat öfters etwas unangenehmes, woran gewiß das ſchlechte Oel Schuld hat. Hat man kein ächtes Oel, ſo reibe man die ganzen Citronen auf harten Stücken Zucker ſo lange, bis die äußerliche gelblichte Schale abgerieben. Dieſen, mit dem Oele vermiſchten, Zucker kann man in einem wohlverſchloſſenen Glaſe zum Gebrauche aufheben. Das in Frankreich beliebte Cedratwaſſer wird auch aus der Schale einer beſondern Sorte Citronen, welche Cedra oder Cedrat genannt wird, und die andern am Geruche übertreffen ſoll, gemachet, oder vielmehr ausgepreſſet. Einige nennen dieſes auch das Barbadiſche Waſſer, doch iſt dieſes vielmehr ein, mit ſtarkem Weingeiſte verſetztes, Cedratwaſſer. Aus den getrockneten Citronſchalen werden auch verſchiedene Sachen, al-

Zahnſtocherbehältniſſe, Schnupftabacksdoſen und dergleichen verfertiget, welche ihren eigenen Geruch lange Zeit behalten. Von den Saamen kann man dasjenige wiederholen, was bey den Pomeranzenkernen geſaget worden.

Der Saft von den Limonien iſt faſt noch ſäurer, als von den Citronen, daher ſolcher auch gleiche Kräfte beſitzet, und vielleicht noch ſtärker wirket. Daher wird ſolcher auch bey hitzigen Krankheiten, Auflöſung des Steins und Reinigung der Uringänge vorzüglich angerathen. Drey Unzen Limonienſaft mit zwo Unzen ſüßen Mandelöl und einer halben Unze Zucker vermiſchet, hat man bey dem Nieren- und Blaſenſteine empfohlen, wie Cranz anführet. Der allzuhäufige Gebrauch kann leichtlich Bauchſchmerzen machen, und Huxham berichtet, daß dieſer öfters Urſache an der Colica Pictonum ſey. Man erhält aus Italien eingelegte, oder mit Eſſig und Salz eingemachte Limonien, welche bey verſchiedenen Speiſen gebrauchet werden. Der Limonienſaft iſt auch den Färbern nützlich, um die Farben zu verändern und feſter zu machen. Wenn man mit dieſem Safte auf Papier ſchreibt, kömmt die Schrift zum Vorſchein, wenn man ſolches über das Feuer hält.

Wie man Pomeranzen und Citronen mit Zucker einmachen, von den Blumen das Waſſer abziehen, aus den Schalen Oel und Brandwein verfertigen könne, lehret alles umſtändlich der Hausvater, im 3 Th. S. 594 f. Aus Citronen und Pomeranzen pfleget man verſchiedene Getränke zu verfertigen, welche theils des Wohlſchmeckens, theils der guten Wirkung wegen, von vielen geachtet werden, als

1) Limonade, beſteht aus Citronenſaft, Zucker und Waſſer, und von ſolcher läßt ſich alles hoffen, was nur der Citronenſaft zu leiſten im Stande iſt. Ein andermal aber pfleget man hierzu noch Rhein- oder andern guten ſauern Wein zu ſetzen, auch den Zucker mit der Citronſchale abzureiben, da denn dergleichen Getränke das Kühlende verliert, und leicht eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen kann. Doch iſt nach der Menge des Weins, der Citronenſchale und des Citronſaftes ein großer Unterſchied.

2) Punſch, dieſer wird auch nicht auf einerley Art gemachet. Im Hausvater leſen wir dieſe: man preſſet aus zwölf bis achtzehn Citronen den Saft, gießt ſolchen durch ein Tuch oder Haarſieb, gießt auf das im Siebe zurückgebliebene Mark noch ein paar Gläſer Waſſer, daß ſich alle Säure herauszieht. Wer die Säure liebt, nimmt den Saft von zwölf Pomeranzen, und drey oder vier Citronen, oder man nimmt

zu zwölf Citronen vier bis ſechs Pomeranzen. Von den Citronen ſchälet man zuvor die Schale dünne ab, gießt auf die Schale von zwo oder drey Citronen kochend Waſſer, und läßt ſolches eine Weile darauf ſtehen. Die übrigen drücket man zwiſchen den Fingern, daß das in den Bläschen ſitzende Oel hineinſpritzet. Man darf aber davon nicht zu viel nehmen. Einige reiben auch ein Stück Zucker auf der Schale von den Citronen, und werfen ſolches in den Punſch, es machet ihn aber trübe. Mit dem Safte vermiſchet man Rack und Waſſer, und dieſes nach Belieben, nachdem man das Getränke ſtark oder ſchwach haben will, wenigſtens ſoll man doppelt ſo viel Waſſer als Rack nehmen; zuletzt wird Zucker dazu geſetzet, nach Gutbefinden, nachdem man das Süße liebt. Den Zucker tunket man zuvor in reines Waſſer, und wirft ſolchen hierauf in den Punſch, ſonſt ſchmelzet er ſehr langſam. Hierauf wird das, auf die Citronſchalen gegoſſene und gelbgewordene, Waſſer hineingeſchüttet, nicht aber die Schalen ſelbſt, welche leicht eine Bitterkeit verurſachen würden, und endlich gießt man noch ein großes Glas Rheinwein hinzu, welcher die Schärfe der Citronen dämpft. Alles wird fleißig durcheinander gerühret. Einige nehmen ſtatt des Rheinweins Champagnerwein. Er verdirbt den Geſchmack nicht, machet aber das Getränke ungeſund. Zum warmen Punſch kömmt gar kein Wein, und ſtatt des Waſſers wird warmer guter Thee genommen. Wenn man viel Citronen vorräthig hat, kann man den Saft auspreſſen, und ſelbigen mit geläuterten Zucker und Rack vermiſchen, und in einer verſchloſſenen Bouteille bis zum Gebrauch im Keller aufheben. Dieſes pfleget man mit den Engländern Schrub zu nennen.

Das von Pomeranzen verfertigte Getränke heißt gemeiniglich Biſchoff. Saftige bittere Pomeranzen werden bey einem gelinden Feuer geröſtet, bis ſie durchaus heiß ſind, und anfangen zu platzen, auch ſchwarz zu werden. Alsdenn reibt man eine geſpaltene Muſcatennuß etwas auf der verbrannten Schale, leget die Pomeranzen in ein groß Gefäß, gießt, weil ſie noch warm ſind, rothen Wein, gemeiniglich Pontak, darüber, und zerdrücket jene mit einem großen Löffel, thut einige, zuvor in Waſſer getunkte, Stücke Zucker dazu, und rühret alles wohl durcheinander. Einige röſten auch eine Rinde grob Brod, und legen ſolche in den Wein, andere thun auch ein Stückchen Zimmt hinein. Wenn man, ſtatt des rothen, weißen Wein nimmt, pfleget man ſolches Getränke Cardinal zu nennen. Es iſt aber unappetitlich,

weil die geröſteten Pomeranzen den Wein trübe machen. Wenn man Champagnerwein nim̃t, heißt dieſes Getränke Pabſt.

Noch iſt übrig, etwas von der Wartung und Vermehrung der Orangenbäume anzuführen. Die Vermehrung geſchieht durch den Saamen, die Fortpflanzung der Sorten aber gemeiniglich durch das Oculiren. Wenigſtens ſoll man alle aus Kernen gezogene Stämme oculiren, und ſolche dadurch verbeſſern. Solche angezogene Bäume hält man für dauerhafter, als die aus Italien gebrachten, weil unſere Luft und Erdreich ihnen was gewöhnliches iſt, welches die andern erſt gewohnt werden müſſen. Die reifen Saamen ſäet man im Frühjahre in kleine Töpfe, und läßt ſolche einige Zeit darinne ſtehen, bis man ſie einzeln in andere verſetzen kann. Die Kerne gehen nicht geſchwinde auf, und liegen wohl zehn bis zwölf Wochen, ja manchmal treiben ſolche erſt im folgenden Jahre. Auch kann man kleine Reiſer von alten Stämmen abſchneiden, und dieſe auf ein warmes Miſtbeet ſtecken, da ſie mehrentheils Wurzeln ſchlagen. Auch iſt ſonderbar, daß ein einzelnes abgebrochenes und in die Erde auf dem Miſtbeete geſtecktes Blatt unten am Stiele eine Wulſt anſetzet, und aus dieſer zuerſt unterwärts Wurzeln, bald aber oben eine Knoſpe und aus ſolcher ein ordentliches Stämmchen treibt. Zuweilen geſchieht es auch, daß die Ribbe in der Mitte des Blattes aufſpringt, und das Stämmchen treibt. Agricola hat dieſe Vermehrung zuerſt gelehret, und man erhält dabey den Vortheil, daß dergleichen Stämmchen zeitig blühen. Doch mißlingt dieſer Verſuch gar öfters, daher man ſich deſſen ſelten zu bedienen pfleget. Man kann auch das Ablactiren mit dieſen Bäumen vornehmen, ſolche auch in den Spalt pfropfen, oder durch Einleger zu vermehren ſuchen. Doch ſind auch dieſe Vermehrungen nicht ſehr mode. Zum Oculiren ſind die jungen, aus Saamen gezogenen, Citronenſtämmchen die beſten. Dieſe nehmen Pomeranzen und Limonien und andere Sorten eben ſowohl, als ihre eigene an, welches die andern aber nicht thun, und auf Pomeranzenſtämmchen kann man nur Pomeranzen oculiren. Alle, oben angeführte, Sorten ſind zu zart, bey uns des Winters in freyer Luft auszudauern, müſſen alſo in Töpfen und Käſten gehalten, im Herbſte ins Gewächshaus oder guten, trocknen Keller, welches Grotian, Sommerbeluſtig. 2 Th. S. 83. zwar nicht zugeben will, aber bey uns ohne Schaden geſchieht, gebracht, im Frühjahre aber wieder der freyen Luft ausgeſetzet werden.

Hr. von Linne' giebt zum Ausſetzen die Zeit an, wenn der Eich- oder Maulbeerbaum ausbricht, und zum Beyſetzen, wenn die Zeitloſe blühet. Doch kömmt hier viel darauf an, wie man ſeine Bäume gewöhnet hat, ob ſie von Jugend auf zärtlich gehalten worden, da man denn ſolche etwas ſpäter oder früher ein- und ausbringen kann. In wärmern Gegenden pflanzet man die Stämme in die Erde, und bauet des Winters Häuſer darüber, welche im Frühjahre wieder weggenommen werden. Die Gefäße müſſen zwar, nach Verhältniß des Baumes, eine gewiſſe Größe haben, doch iſt es beſſer kleinere, als allzugroße zu wählen, ſonderlich ſoll man kranke, und an der Wurzel beſchädigte, in kleine ſetzen. Bey dem Umſetzen giebt man ihnen nach und nach größere. Die Gefäße erfüllet man mit guter Erde, nämlich ſolcher, welche mehrere Jahre in Ruhe gelegen, und recht durchgearbeitet worden, ſo daß der darunter gemiſchte Miſt und die Holzerde gänzlich verfaulet iſt. Wenn mit dieſer das Gefäße bis zu einer gewiſſen Höhe erfüllet wird, muß ſolche, ehe der Baum hineingeſetzet wird, recht feſt geſtampfet oder eingedrücket werden. Zum Verſetzen iſt die beſte Zeit im Frühlinge, ehe die Bäume zu treiben anfangen. Solches ſoll nicht öfters, und wenigſtens in drey Jahren einmal geſchehen. Sobald ein Baum nicht friſch treibt, leidet ſolcher gemeiniglich Mangel an Nahrung, und erinnert die Gärtner ſelbſt an das Verpflanzen. Ein ander Merkmal giebt die Erde in dem Gefäße, wenn ſolche bey guten und warmen Wetter nicht gehörig austrocknet, oder die Erde an einer Seite des Kaſtens feuchte bleibt, wenn die andere trocken wird; alsdenn iſt gewiß die Wurzel ſchadhaft, und man muß ſie ſofort, ehe der Schaden größer wird, unterſuchen, das ſchadhafte wegnehmen, und dem Baume ein kleineres Gefäße geben. Bey dem Verpflanzen müſſen ein bis zwey Drittheile der Wurzeln, ſonderlich die ſich im Gefäße rund herum geſchlagen haben, weggeſchnitten werden, damit der Baum friſche Wurzeln machen könne, und man Raum behalte, das Gefäße größtentheils mit guter Erde anzufüllen. Auch muß zu gleicher Zeit die Crone beſchnitten, und ein gewiſſes Verhältniß zwiſchen dieſer und den Wurzeln beobachtet werden. Man muß die Stämme anfangs hoch in den Gefäßen ſetzen, weil ſich die Erde ſenket, und die Sonne recht an die Wurzeln ſcheinen muß. Die tief in den Gefäßen ſitzenden Stämme faulen leicht, weil die Erde nicht recht austrocknen kann. Die mehreſte Vorſicht erfordert

das Begießen. Es darf dem Baum niemals die nöthige Feuchtigkeit fehlen. Wenn ſie zu naß gehalten, oder einmal zu ſtark begoſſen, und dann wieder verſäumet worden, faulet die Wurzel hurtig. Die Wurzeln machen einen dicken feſten Ballen; iſt ſolcher in der Mitte einmal recht trocken, ſo nimmt er nicht leicht wieder Waſſer an; daher rathen einige, die Wurzeln beym Verpflanzen jedesmal eine halbe Stunde lang, und bis das Waſſer ſolche recht durchzogen, in einen mit Waſſer angefüllten Kübel zu ſetzen, und hierauf, ehe der Baum in den Kaſten geſetzet wird, das Waſſer abtröpfeln zu laſſen. Wenn man einen Baum noch nicht wieder verſetzen kann oder will, gräbt man oben an der Seite des Gefäßes etwas Erde weg, und füllet friſche Erde hinein; die Gärtner nennen dieſes die halbe Verſetzung. Den Cronen muß durch Beſchneiden die rechte Geſtalt gegeben werden, indem viele Sorten lange ſperrhafte Aeſte, und wenig Nebenreiſer treiben, und wenn ihnen nicht geholfen wird, einen häßlichen Baum machen, wenig Früchte tragen, und den Winden ausgeſetzet ſind. Junge Reiſer kann man mit den Fingern leicht abkneipen. Das Beſchneiden muß unmittelbar über einem Auge geſchehn. Man beſchneidet ſie den ganzen Sommer hindurch, und muß die zuweit auswachſenden Reiſer gleich wegnehmen, auch wenn der Baum nach einer Seite mehr, als nach der andern wachſen ſollte, ſolches zu hindern trachten. Wenn der Baum alt wird, oder Schaden an der Crone nimmt, ſäget man die alten Aeſte ab, und klebet die recht glattgeſchnittene Wunde, nach einigen Tagen, wenn ſie trocken iſt, mit Baumwachs zu. Man ſoll aber auch alsdenn alle kleine Reiſer wegnehmen, damit lauter neue Triebe aus dem alten Holze kommen, und ſolchergeſtalt kann man einen Stamm gänzlich wieder verjungen. Die Pomeranzen ſetzen, wo ſie einmal geblühet haben, klein mageres Holz an, welches man wegnehmen muß, weil es bey dem neuen Wachsthume die Tragbarkeit hindert. Wo ein Stamm anfängt zu faulen, oder Gummi auszulaſſen, muß man das ſchadhafte je eher, je lieber wegnehmen, bis man ganz friſche Borke erhält: denn ſoweit ſolche bräunlich iſt, hat ſich der Schaden ſchon verbreitet, und frißt weiter um ſich. Wenn ein Baum, ohne friſch Holz zu machen, ſonderlich im Herbſte oder Winter, viele Blumen zeiget, iſt ſolcher gewiß krank. Man muß alsdenn die Blumen abpflücken, die Crone ſtutzen, und die Wurzeln unterſuchen. Es iſt gut, wenn man dergleichen Stämme

me in einen Treibkaſten ſetzen kann. Da die Sonne an der Mittagsſeite vornehmlich durch die Kaſten an die Wurzeln brennet, ſo pflegen einige die Kaſten alle drey Wochen umzukehren und zu verrücken. Um den Trieb der geſunden Bäume zu befördern, pfleget man im Sommer eine Brühe von friſchen Schaaf- und Kuhmiſte zu bereiten, und ſolche damit an den Wurzeln zu begießen. Den Winter über dürfen die Bäume in den Häuſern nicht warm gehalten, ſondern nur allein gegen den ſtärkſten Froſt verwahret werden. Sobald im Frühling hellere Tage kommen, erfodern ſie gleich Luft, und müſſen, ehe ſie in den Garten geſetzet werden, genugſam an die freye Luft gewöhnet ſeyn. Wenn im Winter die Stämme ſchwitzen, werden ſie mit einem trocknen Schwamme, oder wollenen Tuche abgerieben; die Rinde kann nicht vertragen, daß ſie mit einem ſcharfen Inſtrumente geſchabet werde. Den Winter über darf man den Bäumen das Waſſer nicht gänzlich entziehen, es ſoll ihnen aber auch nicht mehr gereichet werden, als um ſie nur zu erhalten. Ein Merkmal, daß man ihnen Waſſer reichen könnte, geben die Blätter, wenn ſie ſich krümmen, welk werden, und wenn man ſie biegt, nicht knaſtern. Fehlet ihnen das nöthige Waſſer, laſſen ſie leicht die Blätter, ſonderlich auch die Früchte fallen; dieſes geſchieht auch, wenn ſie zu warm gehalten werden, oder wenn ſie dumpfig ſtehn, und die friſche Luft fehlet. Pomeranzen- und Pompelmußſtämme ſtehen noch eher dumpfig, die Appelſinen erfodern ſchon mehr Luft, die Citronen wollen gar nicht eingepreßt ſtehen, und die Citronate und Limóngens wollen noch mehr Freyheit haben. Man ſoll alſo die letztern nicht, ob es gleich die zärtlichſten ſind, nahe an den Ofen ſtellen. Man wählet zum Beyſetzen gerne eine trockne Witterung, kommen die Bäume naß ins Haus, ſo faulen und ſchimmeln ſie gern. Auch ſollen im Herbſte, ehe die Bäume beygeſetzet werden, alle noch daran ſitzenden Blumen abgepflücket werden, welche ſonſt ſchimmeln, und die Fäulniß ganzen Zweigen mittheilen. Die beyden Hauptfeinde dieſer Bäume ſind die Blattläuſe, Coccus heſperidum L. und die kleinen Ameiſen. Beyde geben ein Zeichen, daß der Baum einen Schaden an der Wurzel habe, welcher veranlaſſet, daß die Blätter verdorbene Säfte in Geſtalt eines Honigs ausſchwitzen, welcher jenem Ungeziefer angenehme Nahrung giebt, und worinne ſich hernach ein ſchwarzer, das Ausdünſten der Blätter verhindernde, Staub ſetzet. Wenn dieſem Ungeziefer Nahrung fehlet,

vermehren ſie ſich wenigſtens nicht häufig, und ſind leicht zu vertilgen. Man kann jedoch den Blattläuſen nicht zeitig genug vorkommen, wo ſie überhand genommen, iſt kein ander Mittel, als den Baum kurz abzuſtutzen, die Aeſte mit einem Lappen, worinne man feuchte Erde nimmt, gelinde abzuſcheuern, und mit Waſſer nachzuſpühlen, auch acht zu geben, daß nichts ſchwarzes ſitzen bleibe, hiernächſt den Baum in ein kleiner Gefäße zu ſetzen, und wo man Gelegenheit hat, ihn in Miſt- oder Loherde zu treiben. Wenn ſich Ameiſen einfinden, iſt das ſicherſte, ihre Neſter aufzuſuchen und zu zerſtöhren. Andere Mittel helfen nur auf wenige Tage. Für kranke Bäume ſoll man ein Lazareth halten, wo ſie gegen Regen, Wind und Sonnenſchein verwahret werden, bis ſie friſche Wurzeln und junge Zweige treiben. Es erfodern dieſe Bäume überhaupt um deſtomehr Aufſicht, je langſamer ſolche wachſen, und in dreyßig bis vierzig Jahren keine ſonderliche Stärke erlangen.

Wie man dieſe Früchte, ſonderlich Pomeranzen und Citronen aufbehalten und verwahren ſoll, findet man mancherley Vorſchläge. Die bey uns wachſenden muß man abbrechen, wenn ſie ſich färben, ehe ſie völlig reif werden. Sie müſſen an einem etwas luftigen, nicht warmen, nicht kalten, noch feuchten Orte liegen. Ein Zimmer iſt gemeiniglich beſſer, als ein Keller; es müßte denn der Keller recht trocken und etwas luftig ſeyn. Beym ſtarken Froſte bleibt nur der Keller übrig. Jede Frucht muß alleine für ſich liegen, ohne ſich einander zu berühren; man wickelt jede in Papier; Löſchpapier zieht zu leichte Feuchtigkeiten an ſich. Einige pflegen ſolche in einen ſteinernen Topf zu legen, eine zinnerne Schüſſel oben drauf zu ſetzen, Waſſer darein zu gießen, und dieſes nach etlichen Tagen zu erneuern. Andere rathen in ein Brett runde Löcher zu bohren, ſo daß der Hals von einer Bouteille hineingeht, und in die Höhlung von jeder Bouteille eine Frucht zu legen. Andere ſchütten Salz auf ein Brett, ſetzen die eingewickelten Früchte darauf, und bedecken ſie mit Salz; oder man nimmt ſtatt deſſen Sand oder Aſche. Noch andere verkleben die Stelle, wo der Stiel geſeſſen, mit Lack. Im ſechſten Theile des Arztes S. 187. wird angerathen, die Früchte, ehe ſie in ſteinerne Töpfe geleget werden, in kochendes Waſſer zu tauchen; welches wohl kein guter Rath ſeyn mag.

Citronenkraut.

S. Drachenkopf, Meliſſe, und Stabwurz.

Citron-

Citronvogel.

Es werden verſchiedene Inſecten, welche eine Citrongelbe Farbe haben, mit obigem Namen beleget, vorzüglich aber kommen unter dieſem Namen des Linne´ Papilio Rhamni ger. 231. Sp. 106. und Phalaena Citrago. gen. 233. Sp. 189. vor. Beyde haben citrongelbe Flügel; erſtere Art aber führet roſtfärbige Flecken, und letztere roſtfärbige ſchieſe Bänder.

Citrullen.

S. Melonen.

Clacas.

Clacas, iſt überhaupt und beſonders in dem ſchönen und reichen Eylande Teneriffa, der beſte Schalenfiſch. Sie wachſen in den Felſen, fünf oder ſechs unter einer großen Schale, durch deren oberſten Löcher, ſie mit ihren Hintern herausgucken, bey denen ſie, wenn die Schalen ein wenig mehr aufgebrochen worden, herausgezogen werden. S. A. R. 11. 18.

Claytonie.

Claytonie, ein Pflanzengeſchlecht zu Ehren des Hrn. Johann Clayton, welcher viele neue Pflanzen in Virginien entdecket, vom Hrn. Gronov alſo genennet. Zwey eyförmige, ſtehenbleibende Kelchblättchen umgeben fünf längliche, eingekerbte, einander völlig ähnliche Blumenblätter, und fünf etwas kürzere, pfriemenartige, rückwärts gebogene Staubfäden; der einfache Griffel hat einen dreyfachen Staubweg. Das trockne, rundliche, dreyfächerichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält drey rundliche Saamen. Es ſind hiervon zwo Arten bekannt.

1) Die Virginiſche Claytonie, Claytonia Virginica L. hat eine knollichte Wurzel, und einen ganz niedrigen, ſchwachen, einfachen Stängel, welcher ſich mit einer Blumenähre endiget. Die Blätter ſind ſaftig, ganz ſchmal, und faſt der Länge nach von einer Breite, einige davon ſitzen auf der Wurzel, und gemeiniglich eines an dem Stängel unter der Aehre, welche aus ſechs, acht, bis zehn geſtielten, fleiſchfarbenen Blumen beſteht.

2) Die Sibiriſche Claytonie, Claytonia Sibirica L. Die holzige Wurzel treibt am obern Theile verſchiedene Keime, aus denen die Blätter hervorkommen. Dieſe ſind fleiſchicht, glatt, klein, eyförmig zugeſpitzt, völlig ganz, oberwärts glänzend, und mit drey oder vier hohlen Streifen durchzogen, ſie ruhen auf faſt gleichen Stielen; zwiſchen dieſen Blättern kommen einige kurze, runde, glatte, einfache Stängel, an welchen ohngefähr um die Mitte zwey einander gegen über

geſtellte Blätter ſich zeigen, welche den Wurzelblättern ziemlich ähnlich, aber etwas größer, mehr länglicht, auf der obern Fläche erhaben, auf der untern etwas vertieft ſind, und ohne Stiel platt aufſitzen. An dem obern Theile des Stängels ſitzen noch einige Blätter, aber wechſelsweiſe geſtellet und kleiner. Zwiſchen dieſen treiben einfache lange Stiele mit einzelnen Blumen. Die Blumenblätter ſind vorwärts geſpalten, fleiſchfärbig, mit purpurfärbigen Streifen durchzogen. Es iſt merkwürdig, daß die Blumenſtiele erſtlich, ehe die Blumen ſich öffnen, niederwärts gebogen hängen; den Tag aber, da ſich die Blume öffnet, richtet ſich der Stiel in die Höhe, und behält dieſe Lage ſo lange die Blüthe dauert; ſobald ſolches vorbey iſt, beuget ſich der Stiel wieder niederwärts und bleibt ſo lange niedergebogen, bis die Frucht reif wird, da ſich denn derſelbe den Tag zuvor wieder aufrichtet, und alsdenn das Saamenbehältniß aufſpringt. Die Virginiſche Art bieget den Stängel, wenn die Blüthe vergangen, gegen die Erde, und verbirget gleichſam die Frucht in ſelbiger. Beyde Arten ſind dauerhaft, dauern bey uns im freyen Lande, und blühen im Frühjahre.

Cleome.

Cleome, L. ſonſt Sinapiſtrum genannt. Der kleine vierblättrige Kelch fällt ab, die vier ausgebreiteten Blumenblätter ſind alle aufwärts gerichtet, und die beyden obern etwas kleiner. Zwiſchen drey Kelchblättchen ſitzet eine rundliche Drüße, zwiſchen dem vierten aber keine; mithin zählet man drey derſelben, welche vielleicht Hr. Planern Gelegenheit gegeben, dieſes Geſchlecht Pillenblume zu nennen. Sechs, zuweilen nur fünf, auch mehrere Staubfäden ſind unterwärts gebogen, die Staubbeutel aber in die Höhe gerichtet. Der Fruchtkeim hat die Richtung der Staubfäden, endiget ſich mit einem dickern Staubwege, und ruhet auf einem beſondern Säulchen, welches Hr. von Linne' den Griffel nennet; an dieſem Säulchen ſitzen bey einigen Arten die Staubfäden; dieſes träget auch die walzenförmige, lange, einfächerichte, zweyklappige Schote, worinnen viele rundliche Saamen liegen. Hr. von Linne' hat achtzehn Arten angegeben, von welchen einige auch in hieſigen Gärten erzogen werden.

1) Die ſtachlichte, ſiebenblättrige Cleome, heptaphylla,

2) Die unbewehrte, fünfblättrige, pentaphylla,

3) Die unbewehrte, dreyblättrige, triphylla L. ſind einander gar ähnlich, und wie Herr von Linne' davorhält, nach und nach aus einer Pflanze entſtanden.

Bey allen ſitzen die obern Blätter platt auf; die Blumenblätter ſind alle aufwärts gerichtet, und die ſechs Staubfäden, hangen an den griffelartigen Säulchen, worauf auch die Fruchtſchote ruhet.

4) Die violetne Cleome, violacea L. wächſt in Portugall, die zwey mittlern Kelchblätter ſind kleiner, alle gelblicht, mit purpurfärbigen Spitzen. Die Blumenblätter laſſen unterwärts einen großen Zwiſchenraum. Die zwey aufgerichteten ſind äußerlich dunkelpurpurfärbig, inwendig gelblicht, die beyden ſeitwärts gerichteten größer, und inwendig purpurfärbig, die drey Drüſen grünlicht, der Fruchtkeim ſteiget aus dem untern Zwiſchenraume der Blumenblätter zwiſchen den ſechs Staubfäden hervor; die Staubfäden ſitzen an dem Boden des Fruchtkeims. Der Staubweg iſt rundlich; die Blätter ſind theils ein- theils dreyfach, und die Blättchen ſchmal und lanzenförmig, und die ganze Pflanze iſt haaricht und klebricht.

5) Die Cleome mit zwölf Staubfäden, dodecandra L. wächſt in Indien, die beyden Seiten-Kelchblättchen ſind klein, das obere größer, das unterſte am größten, und purpurfärbig; ſo ſind auch zwey Blumenblätter größer und zweye kleiner, alle fangen ganz ſchmal an, und ſind am Ende eingekerbt und weiß, die Staubfäden und der Fruchtkeim kommen zwiſchen den kleinen herfür, die erſtern an der Zahl zehn bis zwölf ſitzen an dem Boden des Fruchtkeims, dieſer iſt rauch, zuſammengedrückt, und mit dem dünnen, einigermaaßen zweyſpaltigen Staubwege geendiget. Das Blatt beſteht aus drey langen, eyförmigen Blättchen, der Stängel iſt haaricht und klebricht.

6) Die große Cleome, gigantea, hat ſechs Staubfäden, aus ſieben Blättchen zuſammengeſetzte Blätter, einen unbewehrten hohen Stängel, der Fruchtkeim ſitzet auf dem langen Säulchen, und hat einen heftigen, ſtinkenden Geruch, wächſt in Amerika. Die großen, blaßrothen Blumen treiben einzeln ſeitwärts an den Aeſten hervor, und machen unter ſich eine lockere Aehre. Alle drey Arten wachſen in Indien. Bey der erſtern erſcheinet unter dem Blattſtiele ein Stachel.

Alle dieſe Pflanzen ſind jährig, werden im Miſtbeete aus den Saamen erzogen, und daſelbſt auch blühen, aber nicht allemal reifen Saamen tragen. Es ſind uns auch öfters die ſchönſten Stöcke daſelbſt, aus ganz unbekannten Urſachen, mitten im Wachsthume, verwelket; dieſem Zufalle vorzubauen, und um deſto gewiſſer Saamen zu erhalten, kann man einige Stöckchen in Töpfe pflanzen,

pflanzen, dieſe bey allzunaſſer und kühler Witterung in ein Glashaus hinter die Fenſter ſetzen, und zuweilen friſche Luft genießen laſſen. Einige Arten, ſonderlich die zwote und ſechſte, könnten wegen des ganz beſondern Geruches gewiß in der Arzneykunſt, wenigſtens im friſchen Zuſtande, vornehmlich bey Nervenkrankheiten, nützlich zu gebrauchen ſeyn.

Cleopatra.

Cleopatra iſt die Linneiſche Benennung eines Papillons, der in die Abtheilung der weißen Rundflügel, Danai candidi, gehöret, gen. 231. Sp. 105. und ſonſt auch die Orangenfahne genannt wird, weil die Flügel gelb und pomeranzenfärbig ſind. Das Vaterland deſſelben iſt die Barbarey.

Clethra.

Da dieſes der griechiſche Name vom Lateiniſchen Alnus iſt, hat Hr. Planer auch im Deutſchen, einen, ſonſt der Erle beygelegten Namen, erwählet, und dieſes Geſchlecht Elſe genennet. Da aber dergleichen einerley Pflanzen bedeutende Namen im Deutſchen noch eher, als im Lateiniſchen und Griechiſchen zu Verwirrung Gelegenheit geben, behalten wir lieber den Griechiſchen, wollen aber den Strauch, welcher das Geſchlecht allein ausmachet, die

Erlenblätterichte Clethra nennen, Clethra alnifolia Linn. Es wächſt ſelbiger in den Amerikaniſchen Provinzen von Carolina, Virginien und Penſylvanien. Die geſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, und ſind, der Geſtalt nach, den Erlenblättern ziemlich ähnlich, doch ſchmäler und länger. Sie ſind eyförmig, an beyden Enden zugeſpitzet, am Rande ausgezacket, oberwärts hellgrün und glänzend, unten bläſſer, und der Länge nach mit einer erhabenen Ader verſehen, welche nach den Seiten in ſchiefen Linien Nebenäſte treibt. Im Frühjahre zeigen die Blättchen beym Ausbrechen einen, ins röthliche fallenden, Rand. Die wohlriechenden Blumen kommen im Juli und Auguſt am Ende der Aeſte in dichten, über zween Zoll langen, aufrechtſtehenden Aehren zum Vorſcheine. Unter jedem kleinern weißlichten Blumenſtiele ſitzet ein ſchmales, weißlichtes, ſpitziges Afterblättchen. Der Kelch beſteht aus einem weißlichten, wollichten Blatte, welches nicht abfällt, und in fünf, an den Spitzen einwärts gebogene Einſchnitte getheilet iſt. Die fünf länglichten, weißen Blumenblätter ſind noch einmal ſo lang, als der Kelch, ſtehen aufwärts und ausgebreitet, fangen ſchmal an

und werden gegen das Ende breiter. Zehn pfriemenartige Staubfäden umgeben den einfachen Griffel mit dem dreyſpaltigen Staubwege. Dieſer fällt nicht ab, ſondern ſchwillt nach den abgefallenen Blumenblättern noch ſtärker auf. Das trockene, rundliche Saamenbehältniß iſt von dem Kelche umſchloſſen, enthält in drey Fächern eckichte Saamen, und öffnet ſich mit drey Klappen. Dieſer Strauch, wenn er nur etwas Stärke erlanget, dauert bey uns im freyen Lande, doch wird der Saame nicht reif. Der aus Amerika geſchickte liegt wohl ein ganzes Jahr in der Erde, ehe er aufkeimet. Man kann ſolchen durch Ableger vermehren; dieſe erfordern aber zwey Jahre Zeit, ehe ſie Wurzeln ſchlagen. In Amerika wächſt ſolcher an feuchten Orten und Bächen, daher ſelbiger auch bey uns im feuchten Erdreiche beſſer, als im trockenen fortkömmt. Der blühende Strauch iſt eine Zierde der Gärten und Luſtwälder.

Clibadium.

Ein neuerlich beſtimmtes Pflanzengeſchlechte, welchem Planer den Namen Schleimer beygeleget. Die Blumen gehören zwar zu den zuſammengeſetzten, die Staubbeutel aber ſind nicht verwachſen, daher Hr. von Linné das Geſchlecht nicht in die Claſſe der vereinigten, ſyngeneſia, ſondern in diejenige geſetzet, wo männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze wachſen, monoecia, welches jedoch nach deſſelben Lehrgebäude nicht geſchehen ſoll, indem weibliche und Zwitterblumen bey einander ſtehen. Es umgiebt nämlich der gemeinſchaftliche, ſchuppenförmige Kelch viele trichterförmige Blümchen, davon die mittelſten Zwitter, und fünffach eingekerbet, die Randblümchen aber weiblich, und nur drey- oder viermal eingeſchnitten ſind; die erſtern haben fünf Staubfäden und fünf an einander liegende Staubbeutel, und einen einfachen Staubweg, die weiblichen aber einen doppelten Staubweg. Die Pflanze wächſt in Surinam, hat einander gegen über geſtellte Blätter, und ſtinket.

Cliffortie.

George Clifford, der Rechte Doctor, iſt wegen des vortrefflichen, auf ſeine Koſten unterhaltenen, Gartens nicht allein bekannt, ſondern auch deswegen hochzuſchätzen, weil derſelbe Herrn v. Linné einige Zeit bey ſich unterhalten, und ſelbigem die ſchönſte Gelegenheit gegeben, ſich in der Kräuterwiſſenſchaft vollkommen zu machen. Ein würdiges Denkmal iſt deſſen Hortus, welchen er gleichfalls auf eigene Koſten verfertigen, drucken, die rarſten Pflanzen in

Kupfer ſtechen, und als ein Geſchenke denen damals lebenden berühmten Kräuterliebhabern austheilen laſſen. Das Geſchlecht beſteht aus männlichen und weiblichen Blumen, welche auf verſchiedenen Pflanzen anzutreffen ſind. Beyde haben keine Blumenblätter, ſondern nur einen dreyblätterichten Kelch, die erſtern ohngefähr dreyßig Staubfäden, die letztern aber einen Fruchtkeim, welcher unter dem Kelche ſitzt, und zween haarichte Griffel mit einfachen Staubwegen. Die länglicht rundliche, und mit dem Kelche beſetzte, trockene Frucht enthält in zwey Fächern zween Saamen. In der Murrayſchen Ausgabe findet man zwar ſechs Arten aufgezeichnet; wir erwähnen aber davon nur die bekannteſte, nämlich:

die Cliffortie mit Stechpalmenblättern, ilicifolia L. Sie wächſt in Aethiopien, und iſt ein immergrünendes, ſchwaches Bäumchen. Die Blätter ſitzen wechſelsweiſe an den Aeſten platt auf, und umgeben ſelbige einigermaßen, ſind ſteif, herzförmig und eingekerbet; die Blumen ſind klein und gelblicht grün. Die Stöcke müſſen bey uns in Töpfchen gehalten, und den Winter über in ein mäßiges warmes Glashaus geſetzet werden. Da man ſelten weibliche und männliche zugleich beſitzt, und daher niemals Saamen erhält, muß die Vermehrung durch Zweige veranſtaltet werden, welche jedoch ſelten Wurzeln ſchlagen, wenn gleich ſolche in kleine Töpfe geſetzet, und dieſe in ein Miſtbeet eingegraben werden. Ueberhaupt haben wir die Stöcke, bey aller möglichen Abwartung, ſelten einige Jahre erhalten können.

Clio.

Ein anſehnlicher Papillon aus der Reihe der Heliconier, hat von dem Ritter Linné den Namen Clio bekommen, gen. 231. ſp. 66. und da ſich die Raupe auf dem Corallenbaume, oder der Amerikaniſchen Sophora aufhält, ſo iſt dieſer Tagvogel vom Müller Sophorapapillon genannt worden. Er hat ſchöne braune Flügel, davon die vördern weißgeflecket, die hintern aber weiß bandiret ſind.

Clio, S. Flügelwurm.

Clipbagre.

S. Piquenirer, Centriſcus 6. Klein. und unſern Artikel Bagre, S. 501.

Cliſſen.

S. Bettlersläuſekraut.

Clitorisblume.

Clitoria Linn. Der einblätterichte, röhrenförmige Kelch iſt fünffach ausgezacket. Die Blumenblätter ſind ſchmetterlingsförmig ge-

geſtellet; das Helmblättchen iſt groß, aufgerichtet, ausgebreitet, eingekerbet und am Rande wellenförmig; die zween länglichten, gerade ſtehenden, ſtumpfen Flügel ſind kleiner, und noch kleiner iſt das ſichelförmige Kielblättchen. Von den zehen Staubfäden ſind neune mit einander verwachſen, das zehente ſteht beſonders. Der Griffel endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. Die lange, dünne, plattgedrückte Schote iſt einfächericht und enthält viele nierenförmige Saamen. Von den Arten bemerken wir:

1) die gefiederte blaue Clitorisblume, Clitoria pinnata, Clitoria Ternatea Linn. Die jährige Wurzel, wenigſtens dauert ſolche bey uns nur einen Sommer, treibt einen hohen, rundlichen Stängel, welcher ſich windet, wie bey den Bohnen. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind gefiedert und beſtehen aus zwey oder drey Paaren länglichten ſtumpfen Blättchen, das letzte ſteht einzeln. Aus dem Winkel derſelben treibt ein kurzer Stiel, mit zwey zarten Blättchen beſetzet und am Ende mit einer ſchönen großen, blauen Blume, welche zuweilen unterwärts hängt, gezieret. Sie wächſt in Indien, vorzüglich auf der Inſel Ternate.

2) Die dreyblätterichte rothe Clitorisblume, Clitoria Braſiliana Linn. wächſt in den Wäldern Braſiliens; bey uns dauert die Wurzel auch nur einen Sommer. Der Stängel windet ſich gleichfalls. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und auf einem gemeinſchaftlichen Stiele ſitzen drey länglichte, mit vielen Adern durchzogene Blättchen. Aus dem Blattwinkel treibt ein kurzer Stiel mit einer großen anſehnlichen rothen Blume. Den Kelch umgeben zwey ſchmale Blättchen.

3) Die dreyblätterichte blaue Clitorisblume, Clitoria Virginiana Linn. wächſt in Virginien und Jamaika, iſt der zwoten Art faſt ähnlich, treibt aber kleinere und blaue Blumen, deren allemal zwey bey einander ſtehen. Der Kelch iſt mehr glockenförmig.

Die beyden erſtern ſind ſehr zarte Pflanzen. Die Saamen muß man zeitig auf das Miſtbeet ſäen, die jungen Pflanzen in Töpfe verſetzen, und dieſe wieder in ein gemäßigtes Miſtbeet eingraben, nachher aber, wenn ſie zu treiben anfangen, in das Glashaus bringen, und, um die ſchönen Blumen deſto gewiſſer zu erhalten, daſelbſt in ein Lohbeet eingraben. Auf Saamen hoffet man bey uns vergebens. Die dritte Art brauchet wenig Wartung, doch iſt uns nicht bekannt, ob ſolche auch nur ein Sommergewächſe ſey.

Cloſtervogel.

Alſo nennt Müller des Linne' Phalaena triſtata, gen. 233. Sp. 252. und die Urſache dieſer Benennung iſt von der Raupe hergenommen, welche die Eigenſchaft hat, ſich zwiſchen zweyen Birkenblättern einzuſpinnen, und darinnen als in einem Kloſter zu wohnen. Der Nachtvogel, der aus dieſer Raupe kömmt, iſt ſchwarz mit weißen Wellen und zwo weiß und ſchwarz punctirten Binden beſetzet.

Cluſie.

Cluſia Linn. Dem berühmten Carl Cluſius zu Ehren alſo genannt. Die Engländer heißen dieſes Geſchlechte den Balſambaum. Die Beſchaffenheit der Blume iſt veränderlich; viele ſind wirkliche Zwitter; man findet aber auch andere, an welchen bald die männlichen, bald die weiblichen Werkzeuge fehlen. Der Kelch beſteht aus vielen vertieften, ſtehenbleibenden, über einander gelegten Blättchen, von welchen die innern nach und nach kleiner werden. Blumenblätter zählet man viere, fünfe bis ſechſe, ſie ſind groß, ausgebreitet, rundlich und vertiefet. Die vielen Staubfäden ſind kürzer, und die Staubbeutel ſeitwärts an der Spitze angeheftet. Der länglichte Fruchtkeim hat keinen Griffel, ſondern nur einen breiten, ſternförmigen, ſtehenbleibenden Staubweg. Das trockene Saamenbehältniß iſt eyförmig, gefurchet, hat verſchiedene Fächer und öffnet ſich mit verſchiedenen Klappen. Die Anzahl wechſelt von vier bis zwölfe, und aus ſo viel Strahlen der Staubweg beſteht, ſo viel zählet man auch Fächer und Klappen. Die vielen Saamen ſind mit einem ſchwammichten Weſen überzogen, und an dem ſäulenförmigen Saamenhalter befeſtiget. In unſern Gärten kommen ſelten einige Arten vor. Hr. von Linne' erwähnet derſelben viere.

1. Die gelbe Cluſie, Cluſia flava Linn. wächſt in Jamaika und iſt daſelbſt ein Baum ohngefähr zwanzig Fuß hoch mit vielen Aeſten. An dieſen, ſonderlich gegen die Spitzen, ſitzen einander gegen über geſtellte, geſtielte, dicke, glatte, glänzende, adernloſe, eyförmig rundliche Blätter. Aus den Spitzen der Aeſte treiben einzelne Blumen, welche nur vier blaßgelbe Blumenblätter haben.

2) Die roſenfärbige Cluſie, Cluſia roſea L. Dieſer Baum wächſt in Carolina, und hat, ſonderlich in Anſehung der Blätter, mit dem vorigen viel ähnliches; die Blumen aber beſtehen aus ſechs roſenfärbigen Blumenblättern.

3) Die weiße Cluſie, Cluſia alba L, wächſt in Amerika, hat

Blätter, welche den vorigen ähnlich ſind, aber fünf weiße Blumenblätter und eine ſcharlachrothe Frucht.

4) Die aderichte Cluſie, Cluſia venoſa L. wächſt in dem mittägigen Amerika, und unterſcheidet ſich vorzüglich in den Blättern, welche mit merklichen Adern durchzogen ſind. Die Blumenblätter ſind roſenfärbig, und die Frucht gelblicht.

Aus allen dieſen Bäumen, vorzüglich aus der erſten Art, ſchwitzet ein harziger Saft, welchen die Indianer in ihrer Sprache Schweinsgummi nennen, weil man vorgiebt, daß die verwundeten wilden Schweine ſich an dieſem Baume zu reiben, und mit dieſem harzigen Safte gleichſam einzuſalben und zu heilen pflegten. Es dienet dieſer auch bey Menſchen wider das Hüftweh, wenn ſolcher, als ein Pflaſter, auf den leidenden Theil geleget wird. Da die Bäumchen zart ſind, müſſen ſie bey uns faſt beſtändig im Glashauſe erhalten werden. Sie vertragen nicht viel Näſſe, und wenn man ſelbige durch abgeſchnittene Zweiglein vermehren will, ſoll man dieſe einige Tage liegen und etwas austrocknen laſſen, ſonſt faulen ſie leichtlich.

Clutie.

Herr Boerhaave hat ſeinen Landsmännern zu Ehren dieſen Namen angebracht. Theodor Auger. Clutius erhielt einen eigenen Garten, woraus der akademiſche zu Leiden ſeinen Anfang genommen, und deſſen Sohn, Augerius, war der Kräuterkunde Lehrer zu Leiden, und ſchrieb 1634. eine gelehrte Abhandlung, de Nuce medica. Männliche und weibliche Blumen wachſen auf verſchiedenen Pflanzen. Beyde haben fünf eyförmige, vertiefte Kelch- und fünf kürzere, faſt herzförmige Blumenblätter; auch fünf dreyfach getheilte, zwiſchen den Blumenblättern geſtellte, Honigbehältniſſe, und überdieß noch fünf andere, zwiſchen dieſen angebrachte, kleine Drüſen, und in der Mitte der Blume ein langes Säulchen, an welchem fünf ausgebreite Staubfäden ſitzen. Bey den weiblichen ſind die fünf Honigbehältniſſe nur zweyfach getheilet; die Drüſen mangeln, und der Fruchtkeim trägt drey geſpaltene, auswärts gebogene Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Die kugelförmige, rauhe Frucht hat drey Fächer und in jedem einen Saamen. In der Murrayſchen Ausgabe ſtehen ſieben Arten, wir bemerken davon nur zwo.

1) Die Aethiopiſche Clutie mit eyförmigen Blättern. Warum Herr von Linne, dieſe die ſchöne, pulchella, genannt, können wir nicht einſehen; es müßte denn deswegen geſchehen ſeyn, weil

die alten Blätter, ehe ſie abfallen, verſchiedene Farben, röthlich, gelblicht, und dergleichen annehmen. Es iſt ein ſchwacher, immergrünender Strauch, mit glatten Zweigen und langſtieligen, eyförmigen, völlig ganzen, blauangelaufenen Blättern, zwiſchen welchen die kleinen, grüngelblichten Blümchen einzeln hervorkommen.

2) Die Aethiopiſche ſchmalblätterichte Clutie, Clutia alaternoides Linn. iſt auch ein ſchwacher, immergrünender Strauch, deſſen Aeſte alle aufwärts gerichtet, und die dicht an einander geſtellten, plattanſitzenden Blätter, ſchmal, lanzetförmig, völlig ganz und beſtaubet ſind. Die kleinen aufrechtſtehenden, grünlichten, Blumen kommen einzeln hervor.

Beyde Arten wachſen in Aethiopien, werden bey uns in Töpfen, den Sommer über in freyer Luft, den Winter aber in einem mäßig warmen Glashauſe unterhalten; doch ſind ſie in dieſem alſo zu ſtellen, damit man ihnen zuweilen Luft und auch Waſſer geben könne, ſonſt werden ſie zu geil treiben, und wenn ſie im Frühjahre an die Luft kommen, Schaden leiden. Die Vermehrung geſchieht durch Ableger und Zweige, letztere treiben auf einem Miſtbeete in kurzer Zeit Wurzeln.

Die Clutia Eluteria ſoll, nach einiger Meynung, die Caſcarillrinde liefern. S. dieſes Wort.

Clyſtierkraut.

S. Bingelkraut.

Coaita.

Der Name Coaita, welchen einige Schriftſteller auch Quoaita ſchreiben, wird in Guiane einer Art langgeſchwänzter Affen aus der Claſſe der Sapajue gegeben. Dieſe Thiere haben einen kleinen, langen Kopf, eine große und lange Schnautze, keine Taſchen in den Backen, auch keine Schwielen an dem Geſäße. Die Scheidewand zwiſchen den Naſelöchern, welche an den Seiten und nicht unter der Naſe offen ſind, iſt ziemlich dick. Ihr Leib iſt kurz, und ſo wie die Beine, überaus mager, daher ſie von einigen Spinnenaffen, ſinges-araignées, genannt werden. An den Hinterfüßen haben ſie fünf Zehen, aber an den Vörderfüßen, oder an den Händen, nur vier Finger; denn es fehlet ihnen der Daumen. Ihre Länge beträgt ohngefähr anderthalb Fuß. Der Schwanz, welcher viel länger iſt, als der Leib und der Kopf zuſammengenommen, kann von ihnen wie eine Hand gebrauchet werden. Das Haar und die Haut am ganzen Körper iſt ſchwarz, das Geſicht aber iſt unbehaaret und lohfarbicht. Doch giebt es in Anſehung der Farbe verſchiedene Abänderungen bey dieſer Art. Denn einige haben nur an den obern

Theilen ſchwarzes, hingegen an allen untern Theilen des Leibes weißlichtes Haar. Bey andern finden ſich gar keine ſchwärzlichen, ſondern lauter braune Haare.

Diejenigen Affen in Peru, welche den Namen Chamek führen, ſind ebenfalls über den ganzen Leib ſchwarz, und kommen auch in Anſehung der übrigen Merkmale, wenn man einige Kleinigkeiten ausnimmt, mit dem Coaita aus Guiane überein.

Die Nahrung dieſer Affen beſteht in Fiſchen, Auſtern, Würmern und vornehmlich in Früchten; daher ſie auch zu der Zeit, wenn die Früchte reif und gut gerathen ſind, ihre gewöhnliche Magerkeit verlieren, und gut zu eſſen ſeyn ſollen. Die Fiſche fangen ſie mit ihrem langen Schwanze. Die Auſtern ſammeln ſie zur Zeit der Ebbe und machen dieſelben folgendergeſtalt auf. Nämlich ſie legen ſie auf einen breiten Stein, und ſchlagen mit einem andern Steine ſo lange darauf, bis die Schale in Stücken ſpringt. Dieſe Affen ſind übrigens von einem ſehr ſanften und gelehrigen Naturell. Im Springen beſitzen ſie eine beſondere Geſchicklichkeit. Acoſta verſichert, er habe einen ſolchen Affen von einem Baume auf einen andern ſpringen geſehen, ohngeachtet zwiſchen dieſen beyden Bäumen ſich ein Fluß befand. Wenn ſie weit ſpringen wollen, ſo wickeln ſie ihren Schwanz um einen Zweig und ſchleudern ſich damit fort. Iſt der Baum ſo entfernet, daß ſie ihn mit einem Sprunge nicht erreichen können, ſo bedienen ſie ſich folgender Methode, wenn ihrer etliche beyſammen ſind. Nämlich es hängt ſich immer einer an den Schwanz des andern an, und wenn ſie auf dieſe Art gleichſam eine Kette ausmachen, ſo ſchwingen ſie ſich ſo lange, bis der erſte, welchem die Stärke der andern helfen muß, einen Zweig erreichet hat, an den er ſich alsdenn feſte anhängt und ſeinen Cameraden nachhilft. Wenn ſie über einen Fluß gehen wollen, ſo pflegen ſie ſich ebenfalls auf dieſe Art an einander zu hängen.

Coaſe.

Ein Amerikaniſches vierfüßiges Thier, ohngefähr von der Größe einer Katze, welches zu der Gattung der Stinkthiere gehöret. Der Name Coaſe iſt von dem Grafen Büffon aus dem Namen Squash oder Quasje, welchen dieſes Thier in Neuſpanien hat, gemachet worden. Klein rechnet es unter die Halbfüchſe, weil es in der That einige Aehnlichkeit, vorzüglich in Anſehung des Kopfes, mit den Füchſen hat, und beſchreibt es unter dem Namen Ytzquiepatl, welches der Mexikaniſche Name dieſes Thieres iſt. Linnäus bringt es unter das vierzehnte

zehnte Geſchlecht der dritten Ordnung, welches von ihm Viverra, und im Deutſchen von Hrn. Müllern Frett genannt wird. Es hat ein dunkelbraunes Haar, das aber bey einigen ins gelblichte fällt, eine längliche, dünne Schnauze, kurze Beine, und an den Vörderfüßen vier, an den Hinterfüßen aber fünf Zehen, die mit ſchwarzen und ſpitzigen Klauen verſehen ſind. Das Haar am ganzen Leibe iſt ungemein glänzend, aber nicht über anderthalb Zoll lang, und ſelbſt am Schwanze nicht viel länger. Die Barthaare ſind ſchwarz, und etwas über zween Zoll lang.

Es hält ſich gemeiniglich in Löchern und Felsklüften auf. Seine Nahrung beſteht in allerhand Inſekten und Vögeln. Den Hühnern iſt es ebenfalls gefährlich. Es frißt von ihnen aber nichts weiter als das Gehirne. Wenn es zornig gemachet oder erſchrecket wird, ſo läßt es einen abſcheulich ſtinkenden Dampf von ſich, welchen weder Menſchen noch Hunde vertragen können; daher es ſich dieſes Mittels bedienet, um ſeine Verfolger von ſich abzuhalten. Auch ſein Harn ſoll einen eben ſo unangenehmen und ſo ſtarken Geruch von ſich geben, daß man ihn, wie die Reiſenden verſichern, eine halbe Meile weit riechen kann. Dieſer Geſtank aber wird bey ihm nicht bemerket, wenn man es nicht ängſtiget oder erzürnet. Daher auch die Wilden, ſowohl als die Europäer in Nordamerika, daſſelbe nicht nur bisweilen zahm machen, ſondern es auch zu ſchlachten und zu eſſen pflegen. Doch brauchen ſie allemal die Vorſicht, daß ſie dem Thiere, ſobald es getödtet iſt, gleich die Blaſe ausſchneiden, damit das Fleiſch, welches ſonſt von einem ſehr guten Geſchmacke ſeyn, und faſt wie das Fleiſch eines Spanferkels ſchmecken ſoll, nichts von dem widrigen Geſtanke des Harnes annehmen könne.

Coati.

Dieſer Indianiſche Namen, welcher in Braſilien einen Fuchs bedeutet, iſt verſchiedenen vierfüßigen Thieren beygeleget worden, die aber nicht alle eine große Aehnlichkeit mit den Europäiſchen Füchſen haben. Herr Klein hat damit ein ganzes Geſchlecht bezeichnet und ihm in Deutſchen den Namen Halbfüchſe gegeben. In dem Linnäiſchen Naturſyſtem ſind dieſe Thiere theils unter die Frette, theils unter die Bäre geſetzet worden. Wir wollen hier nur diejenigen Thiere anführen, die von den meiſten Schriftſtellern Coati genannt werden.

Das erſte von dieſen Thieren, welches Coati ſchlechtweg genannt wird, heißt beym Linnäus vrſus lotor, welchen Beynamen der

Schwe-

Schwediſche Naturforſcher ihm deswegen gegeben hat, weil es ſeine Speiſen immer mit Waſſer abzuwaſchen pfleget. Es hat ohngefähr die Länge einer Katze, aber einen etwas dickern Körper, einen breiten Kopf, eine ſcharfe Schnauze, kleine Augen, und kurze, runde Ohren. Der untere Kiefer iſt kürzer, als der obere, Die Vörderfüße, welche es wie Hände zu gebrauchen pfleget, ſind nicht ſo lang, wie die Hinterfüße. An jedem Fuße hat es fünf Zehen, welche mit langen, ſcharfen Nägeln beſetzet ſind. Die Haare am ganzen Körper ſind lang, an den Füßen aber kurz. Der Rücken hat eine aſchgraue Farbe und ſchwarze Puncte, die Farbe des Bauches aber fällt ins röthliche und iſt mit weißen Puncten vermiſchet. Der Schwanz iſt ſchwarz und gelblichtweiß geringelt; doch giebt es auch bey dieſen Thieren in Anſehung der Farbe einige Verſchiedenheiten. Ihr Vaterland iſt Amerika. Ihre Nahrung beſteht in Hühnern, Eyern, Muſcheln und Früchten, die ſie ſich ſelbſt von den Bäumen herabhohlen. Sie haben einen überaus ſcharfen Geruch und ein ſehr feines Gefühl. Ihre Hartnäckigkeit, die ziemlich groß iſt, läßt ſich ſehr leicht durch Schweinsborſten vertreiben, vor welchen ſie eine außerordentliche Furcht haben.

Das andere Thier, das wir hier anführen wollen, wird von den meiſten Schriftſtellern Coati-mondi, vom Linnäus aber Viuerra Naſua, und von Herr Müllern im deutſchen Naſenfrett genannt, weil es von dem vorigen Coati vorzüglich darinnen unterſchieden iſt, daß es eine lange, hervorragende, bewegliche Naſe hat. In Anſehung der Größe und Geſtalt kömmt es größtentheils mit dem gemeinen Coati überein. Der dreyeckichte Kopf hat an beyden Seiten lange und weiße Barthaare. Die Oberlippe raget ohngefähr anderthalb Zoll über die Unterlippe hervor. In jedem Kiefer befinden ſich zwanzig Zähne, nämlich zwölf Backenzähne, zween Hundszähne und acht Schneidezähne. Es hat einen röthlichen, weißlich geringelten Schwanz. Man findet aber auch dergleichen Thiere, welche braungrau ſind und einen einfärbigen Schwanz haben. Linnäus hat daraus eine beſondere Art gemachet, und ſie Viuerra Narica genannt. Das Vaterland der Coati-mondi iſt ebenfalls Amerika.

Coati wird auch von den Negern in Surinam der kleine Ameiſenfreſſer genannt, wie bereits im erſten Theile dieſes Werkes unter dem Artikel Ameiſenfreſſer S. 258. angemerket worden iſt.

Coca.

Ein Americaniſches Gewächſe, welches in Peru am häufigſten wächſt und gebauet wird. Die davon gegebenen Beſchreibungen ſind unvollkommen, daher wir nur anmerken, wie die Weſtindianer ſich der Blätter davon alſo bedienen, wie die Oſtindianer des Betels. Sie vermiſchen ſolche mit gebrannten Auſterſchalen oder Kalk und machen Pillen daraus, die ſie im Munde behalten und kauen. Der Geſchmack davon iſt ſcharf, beißend, geben einen widerwärtigen Schaum, und machen diejenigen, die ſolche kauen, unerträglich ſtinkend. Es ſoll dadurch das Zahnfleiſch befeſtiget, und das Zahnweh geſtillet werden. Die Indianer ſollen auch damit Zauberey treiben, und ſich deren in den Bergwerken zu Entdeckung der Erzadern bedienen. Die Frucht wird von den Einwohnern ſtatt einer Scheidemünze gebrauchet.

Coccelkörner.

S. Kockelskörner.

Cochenille.

Die Cochenille iſt eine bekannte Farbe, die aber aus dem Reich der Inſecten genommen wird. Das hieher gehörige Inſect aber, welches ebenfalls Cochenille, und vom Linne' Coccus Cacti, gen. 229. Sp. 22. genannt wird, iſt eine Schildlaus, die ſich im Mexicaniſchen Gebieth in ſehr großer Menge an den ſogenannten Indianiſchen Feigen oder Opuntia cacti aufhält, und von den Amerikanern zur Farbe geſammlet wird. Das Inſect iſt klein, platt, voller Querrunzeln, und an den Seiten des Rückens mit einem gedoppelten Rande eingefaſſet, am Bauche purpurfärbig, und am Bruſtſtücke mit einem ſpitzigen Maul verſehn, womit ſie ſich an der Opuntia feſt einſaugen. Man rechnet, daß wenigſtens ſiebenzigtauſend dieſer Inſecten dazu gehören, um nur ein Pfund Cochenille zu haben; und da jährlich über achtmalhunderttauſend Pfund nach Europa geführet werden, ſo iſt leicht zu erachten, wie ſtark ſie ſich vermehren, und mit welcher Sorgfalt ſie von den Negern geheget werden.

Cochliten.

Cochliti, ſind eine Art verſteinerter Schnecken, welche faſt den Erdſchnecken ähnlich ſehen. Sie haben eine ganz runde Oeffnung, welche mit einem Deckel verſchloſſen iſt, den man den Seenabel nennt.

Cocospalme.

Kokosbaum, Klapperbaum, Cocos nucifera L. dieſer ſehr hohe, aber nicht ſonderlich dicke

Baum wächſt häufig in Java und vielen andern ſumpfigen und ſchattigen Oertern Indiens, woſelbſt er Calappi genannt wird. Der Stamm deſſelben bleibt, nach Art der Palmbäume, bis an die Krone ungetheilet, und endiget ſich mit vielen gefiederten Blättern. Die Blättchen ſind ſchwerdförmig, und rückwärts umgeſchlagen. Der Blumenſtrauß beſteht aus männlichen und weiblichen Blumen, und dieſe alle ſind anfangs mit einer blättrichten Scheide umgeben. Bey den männlichen beſteht die Blume aus drey kleinen, gefärbten, vertieften Kelchblättchen, aus drey länglicht ſpitzigen Blumenblättern, ſechs Staubfäden und drey kurzen Griffeln; der Fruchtkeim aber fehlet, und daher fallen ſie ab. Bey den weiblichen kommen die Kelch- und Blumenblätter mit den erſtern überein, bleiben aber ſtehen, und der eyförmige Fruchtkeim hat keinen Griffel, ſondern nur einen dreyfachen Staubweg; die Frucht iſt eine große dreyeckichte Nuß, mit drey Löchern durchbohret, mit vielem Baſte umwickelt, und innerlich, nach Browns Beſchreibung, in drey Fächer abgetheilet. Man findet aber viele, die nur eine Höhle haben, auch welche mit zwey Fächern; der weiße Kern iſt hohl und enthält einen milchichten Saft.

Es iſt dieſes einer der nutzbarſten Bäume, und die Einwohner pflegen ihre mehreſten Bedürfniſſe davon zu nehmen. Osbeck hat in ſeiner Reiſebeſchreibung von dem vielfachen Nutzen umſtändlich gehandelt. Mit den Blättern bedecken die Indianer die Dächer der Häuſer, welche Wind und Wetter vortrefflich widerſtehen. Sie machen auch Segel, Körbe und Beſen daraus und ſchreiben mit den Bambunägeln darauf. Das Holz vom Stamme iſt ſehr ſchwammicht und wird wenig genutzet. Die äußere Schale von der Frucht, welche anfangs gelb iſt, und hernach braun wird, beſteht aus einem hanfartigen Baſte, ſtatt deſſen ſolche auch von den Javanern gebrauchet und abgeſchälet wird. Dieſes fäſerichte Weſen läßt ſich zu Lunten und Tauwerk, welches aber im friſchen Waſſer gar bald ſtocket, bequem gebrauchen. Man machet auch daraus Kleider, Pinſel und andere Sachen. Man pfleget ſolche auch mit Betel und Kalk zu vermiſchen, und zu kauen. Die andere Schale unter dieſer iſt anfangs weiß, wird aber hernach dunkelblau, und ſehr hart. Von den drey Löchern, welche an dem obern Theile befindlich, läßt ſich nur eins bequem öffnen; gegen den Stiel iſt ſolche einigermaßen eckicht. Die Chineſer gebrauchen dieſe ihren braunen Zucker, und andere Sachen hinein zu legen; die Oſtindienfahrer machen Trinkgeſchirre und Punſchlöffel

davon; man verfertiget auch daraus kleine ſchöne Körbe. Die innerſte Schale, oder vielmehr harte Nuß iſt weiß und nicht viel härter als eine ungekochte Rübe, und ſchmecket beynahe wie ſüße Mandeln. Man kann ſie roh eſſen; die Seefahrer bereiten auch daraus mit etwas Zimmt eine Mandelmilch; andere verſetzen ſolche mit Eſſig, Salz und Oel, und eſſen dieſes als Sallat. Dieſe Nuß iſt im friſchen Zuſtande mit einem ſüßen, angenehm ſchmeckenden Waſſer erfüllet, welches aber bald ſauer wird. Die Indianer trinken ſolches häufig, und je jünger die Frucht, je mehr und je lieblicher Waſſer enthält dieſer Saft; als Waſchwaſſer gebrauchet, ſoll es eine feine Haut machen. Wenn die Nüſſe alt werden, gerinnet das Waſſer, und verwandelt ſich in einen ſchwammichten weißen Kern, daher dergleichen Nüſſe klappern. In Malabar trocknet man die Kerne der reifen Nüſſe an der Sonne, uud verführet ſie unter dem Namen Copra an andere Oerter, woraus ein Oel gepreſſet wird, mit welchem man Eiſenwerk, und ſonderlich Schießgewehr, um das Roſten zu verhüten, zu beſtreichen pfleget. Aus dem noch zugeſchloſſenen Blumenbüſchel wird auch noch ein beſonderer Saft abgezapfet, welchen die Malayen Tauac oder Totti, die Malabaren Suri nennen. Es wird nämlich die Blumenſcheide, ehe ſie ſich öffnet, am Ende mit Bindfaden umbunden, das Ende abgeſchnitten und ein Gefäße daran gehängt, in welchem ſich der herabtröpfelnde Saft ſammlet. Dieſer iſt anfangs ſüße und angenehm wie Moſt, gähret aber leichtlich und wird ſauer, daher auch Eſſig daraus bereitet wird; andere kochen ſolchen über dem Feuer und machen einen Wein davon, den ſie Orraca nennen. Dergleichen Blüthknoſpen, aus welchen der Suri gezogen, tragen keine Frucht, ſondern verwelken. Es wird auch die weiße Schale in Waſſer geleget, und eine Milch davon geſotten, ſo die Einwohner Santar nennen, und damit Kräuter, Kohl, Reiß und Fiſche zu kochen pflegen. Dieſe Milch aber wird ebenfalls leichtlich, und in einer Nacht ſauer. Vermiſchet man dieſe Milch mit Waſſer und kochet ſolche ein, verliert ſie ihre weiße Farbe nach und nach, und wenn alles wäßrige abgedünſtet iſt, bleibt ein wahres Oel übrig, welches ſo klar, durchſichtig und ſüße, wie Baumöl iſt. Dieſes wird ſtatt der Butter gebrauchet, und iſt ſehr nahrhaft. Manns- und Frauensleute ſchmieren ſich mit dieſem Cocusöle theils Krankheiten wegen, theils weil es Mode iſt, und um die Haare damit ſchwarz zu färben. Das Javaniſche

ſche und Balaiſche Frauenzimmer vermiſchet damit etwas Curcume, wovon ſie glänzend werden. Die Portugieſiſchen Aerzte verordnen dieſes Oel mit Violenſyrup wider den Huſten, und die Engbrüſtigkeit und laſſen bey der Gicht, die ſchmerzhaften Glieder warm damit beſchmieren. Die Wurzel wird wider den Durchfall und das Fieber gebrauchet. Noch iſt anzumerken, daß ohne Cocusſaft kein guter Arack verfertiget werden könne. Nach einigen Schriftſtellern wird aus dem ſüßen Safte, welcher in der Nuß befindlich, mit Zuſatz von Reiß und Zucker, der Arack als ein Brandwein abgezogen; andre glauben, der Arack ſey nichts anders, als ein aus dem Suri abgezogener Geiſt.

In den Gärten Deutſchlands wird man nicht leicht dergleichen Baum antreffen, und die zu uns gebrachten Früchte ſind gemeiniglich zu alt, und haben die keimende Kraft bereits verloren, oder ſie ſind unreif abgenommen worden. Sollte man dergleichen erlangen können, müßten die Pflanzen in dem wärmſten Glashauſe aufbehalten werden.

Die Cocosnüſſe haben nicht allemal einerley Größe, und ſelbſt die Geſtalt derſelben iſt zuweilen verſchieden; es ſcheint aber doch, als ob ſelbige nicht beſondere Arten ausmacheten, und nur zufälliger Weiſe verändert würden. Ob aber dieſes auch von der

Maldiviſchen Cocosnuß, Indianiſche Giftnuß, Coccus de Maldiua anzunehmen ſey, können wir nicht beſtimmen. Sie iſt der vorigen ziemlich ähnlich, nur hat ſie äußerlich eine andere, und zwar herzförmige Geſtalt, und wenn der Baſt abgeſondert worden, hat ſie gemeiniglich die Größe einer Birne, iſt eyförmig, rundlich, hart, ſchwarz, glatt und der Länge nach mit drey erhabenen Streifen gezieret. Der trockne Kern iſt hart, weißlich und ohne Geſchmack. Die Chineſer bewahren ſolche als einen Abgott in ihren Häuſern, und daher iſt ſie ſelten zu haben. Das künftige Pflänzchen oder der Keim, welcher mitten in dem Kerne lieget, und hervorkeimet, wird in Indien ſehr hoch gehalten, und wie der Kern ſelbſt, wider allerley Gift gerühmet.

Cod.

Codfiſch, eine Art Stockfiſche, auf Zettland. S. Pamuchel, Callarias barbatus I. des Kleins.

Codagapala.

S. Oleander.

Coeliawang.

Coeliawang oder Coelilabanöl. Dieſes erwähnet Hr. Fuun in den Schriften der Harlemer Ge-

Geſellſchaft, und meldet, wie ſolches ſelten ächt und unverfälſcht zu bekommen. Es wird nach deſſen Berichte in Aſien zu Ambon aus der Wurzel von dem Muſcaten und Gewürznelkenbaume gepreſſet, iſt ſehr gewürzhaft und ſtärkend, dabey aber auch lindernd und ſchmerzſtillend. Weil es allzuhitzig iſt, darf man es nicht allein gebrauchen, ſoll es auch nur äußerlich verordnen. Bey uns iſt dieſes Oel zur Zeit ganz unbekannt. Sollte ſolches wohl vielleicht aus der Culilawanrinde gemachet werden?

Coendu.

Ein Amerikaniſches vierfüßiges Thier, von der Gattung der Stachelſchweine, welches aber den Stachelſchweinen, die man in andern Welttheilen antrifft, in vielen Stücken unähnlich iſt. Den Namen Coendu hat es in Guiane; in Braſilien wird es Cuandu, in Mexico und in Neuſpanien Tlacuatzin und Hoitztlacuatzin genannt. In dem Linnäiſchen Naturſyſtem heißt es hyſtrix prehenſilis und in dem Mülleriſchen Commentar das geſchwänzte Stachelſchwein, weil es ſich von dem gemeinen Stachelſchweine unter andern durch einen längern Schwanz, den man anfaſſen kann, unterſcheidet. Herr Profeſſor Müller bemerket auch, daß es unter dem Namen Eiſenferkel, Holländ. Yzer-Varken bekannt ſey. Derjenige Coendu, welchen Herr Daubenton vor ſich gehabt und beſchrieben hat, war kleiner als das gemeine Stachelſchwein, indem er nur eine Länge von ſechzehn bis ſiebenzehn Zoll, von der Spitze der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes hatte, welcher ohngefähr neun Zoll lang war. Die Schnautze und der Kopf waren verhältnißmäßig kürzer und die Oberlefze nicht geſpaltet, wie bey dem Stachelſchweine. Die Spitze der Schnautze und die Füße hatten ſteife Haare wie Borſten, die theils braun, theils gelblich waren. Der Körper und der Schwanz dieſes Thiers waren nicht nur mit gelblichen Stacheln, die ſchwärzliche Spitzen hatten, ſondern auch überdieſes mit bräunlichen und ſchwärzlichen Borſten beſetzet, die viel länger waren als die Stacheln, ſo daß dieſe dadurch verdecket wurden. Die längſten Stacheln waren nur drittehalb Zoll, die längſten Borſten aber vier bis fünf Zoll lang. An den Vörderfüßen hatte es nur vier, an den Hinterfüßen aber fünf Zehen, die mit großen, krummen und ſpitzigen Nägeln beſetzet waren.

Die vornehmſte Nahrung dieſer Thiere beſteht in kleinen Thieren, in Vögeln und andern Federviehe. Den Tag über pflegen ſie zu ſchlafen und nur bey Nacht-

zeit herumzugehen. Wenn ſie auf die Bäume klettern, ſo halten ſie ſich mit dem Schwanze an die Zweige an. Sie laſſen ſich leicht zahm machen. Ihr Fleiſch ſoll, nach dem Berichte der Reiſenden, ein ſehr gutes Eſſen ſeyn und wie das Fleiſch der Spanferkel ſchmecken. Was einige Reiſebeſchreiber noch von ihnen erzählen, daß ſie ihre Stacheln, ohngeachtet dieſelben ſo feſte ſitzen, daß ſie ſich nicht leicht herausziehen laſſen, wie Pfeile von ſich zu werfen pflegten und damit einen thieriſchen Körper bis zu den innerſten Eingeweiden durchbohren könnten, wird von dem Grafen Büffon und von verſchiedenen andern glaubwürdigen Schriftſtellern für ein bloßes Mährchen gehalten.

Coes⸗Coes.

Unter dieſem Namen wird vom Seba ein ſeltenes vierfüßiges Thier aus dem Geſchlechte der Philander oder Beutelthiere beſchrieben, welches Piſo unter dem Namen Cous⸗Cous anführet. S. Philander.

Coesdoes.

S. Kudus.

Cofaſſun.

S. Premna.

Cofer.

S. Kofer.

Coffee⸗ oder Caffeebaum.

Obgleich, nach den neueſten Beobachtungen, zwo wahre Arten dieſes Geſchlechtes bekannt geworden, ſo übergehen wir doch den Abendländiſchen Coffeebaum, deſſen Blumen nur vierfach eingeſchnitten, und die Beeren mit einem Saamen erfüllet ſind, und handeln allein von dem

Arabiſchen Coffeebaume, Coffea Arabica Linn. Es wächſt dieſer zwar ſelten zu einem hohen Baume; da aber doch nur ein Stamm aus der fäſerichten Wurzel treibt, und die Aeſte alle aus denſelben kommen, verdienet ſolcher doch eher unter die Bäume als Sträucher geſetzet zu werden. Der gerade, einfache Stamm iſt mit einer gräulichten, oder bräunlichten Rinde, welche der Länge nach aufſpringt, und ſich in langen Striefen abhäutet, und von unten bis oben mit Aeſten bekleidet, welche ſich faſt in gerader Linie ausbreiten, weiter keine Nebenäſte treiben, ſich immer mehr und mehr verlängern, ſchwach bleiben und ſich endlich unterwärts biegen. An dieſem ſitzen einander gegen über geſtellte, geſtielte, länglichte, etwas ſpitzige, am Rande wellenförmige, glatte, glänzende und herabhangende Blätter, welche drey Jahre über ſtehen bleiben, hernach abfallen, an deren

Stelle

Stelle aber keine neue wieder hervortreiben. Wo die Adern auf der untern Fläche des Blattes ſich in Aeſte verbreiten, ſieht man in den Winkeln eine kleine Vertiefung, welche vielleicht für eine Abſonderungs-Drüſe anzunehmen. Zwiſchen den Blätterſtielen befinden ſich an den jungen Aeſten rundlich zugeſpitzte Blattanſätze. An dem Blattſtiele ſitzen auf beyden Seiten die Blumen. Aus jedem Winkel kommen derſelben zwo, drey, auch viere. Der ganz kleine Kelch iſt mit vier, auch wohl zuweilen mehrern Zähnen beſetzet; das weißlichte Blumenblatt beſteht aus einer langen, trichterförmigen Röhre und einem noch längern Rande, welcher in fünf lanzenförmige, am Rande etwas zuſammengerollte Einſchnitte getheilet iſt. In der Blumenröhre ſitzen fünf kurze Staubfäden mit gleichlangen Staubbeuteln. Der Fruchtkeim iſt unter dem Kelche äußerlich zu ſehen, und der einfache Griffel theilet ſich in zween rückwärts gebogene Staubwege. Die rundliche, ſchönrothe Beere ſtellet eine Kirſche vor, iſt oben mit einem Puncte bezeichnet, und enthält zween länglichte, halbkugelförmige, auf der einen Seite platte und der Länge nach mit einer Furche vertiefte, auf der andern aber erhabene Saamen, welche beyde mit einer gemeinſchaftlichen trockenen Schale bedecket, aber auch durch eine häutige Scheidewand von einander abgeſondert werden, wodurch die Beere in zwo Fächer abgetheilet wird. Der Baum blühet, wie viele andere Indianiſche, des Jahres über zweymal, im Frühjahre und Herbſte; die Frucht brauchet ein ganzes Jahr zu ihrer Reife, und wird jährlich zweymal eingeſammlet.

Urſprünglich wächſt dieſer Baum in Arabien, ſonderlich um Mocha und von daher ſtammen vielleicht alle, nunmehro faſt in der ganzen Welt befindlichen Bäume her. Man findet dergleichen häufig in Aethiopien, auf den Inſeln Bourbon, Martinique, Domingo, den Antilliſchen Inſeln in Surinam und mehrern Orten, welche aber nicht von Natur, ſondern durch Menſchenhände dahin gebracht, und auf das häufigſte vermehret worden. In Arabien wird ſelbiger Bun genennet, woraus die Egyptier Bon oder Ban gemachet. Die erſte Nachricht von ſelbigem findet man auch bey den Arabiſchen Schriftſtellern, welche zu Anfange des zehnten Jahrhunderts gelebet haben, und obgleich ſchon damals, durch einen ohngefähren Zufall, da nämlich ein Schäfer wahrgenommen, wie die Ziegen, wenn ſie von den Blättern oder Früchten dieſes Baumes gefreſſen, außerordentlich luſtig geworden, deſſen Kraft entdecket und der Gebrauch des

Coffees bey den Arabern, Egyptiern und Türken eingeführet worden, ſo iſt doch derſelbe den Europäern noch lange Zeit unbekannt geblieben, und Geoffroi giebt vor, daß ſelbſt bey den Griechen und Arabern dieſer Trank vor dem Jahre 1400 nicht bekannt geweſen ſey; auch Dalla Bona glaubet, daß zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts die Arabiſchen Derviſche aus der Provinz Hyamen, welche ſich zu Caira aufhielten, dieſes Getränke daſelbſt eingeführet und ſolches ſich von daher über ganz Egypten ausgebreitet habe. Man ſetzet das Jahr 1645, da ſolches zuerſt von den Venetianern, hierauf in Italien und Frankreich eingeführet worden. Der erſte Coffeebaum iſt 1710 in den Amſterdamer Garten gebracht, und die erſte vollkommene Beſchreibung von Juſſieu 1713 gegeben worden.

Um den Coffee einzuſammlen, werden Stücke Leinewand unter die Bäume ausgebreitet, und dieſe geſchüttelt, da denn die reifen Früchte leicht ab- und darauf fallen. Dieſe läßt man auf Matten ausgebreitet liegen, eine Zeitlang an der Sonne austrocknen, und öffnet hernach die Schale, welche die Saamen umgiebt, vermittelſt großer ſchwerer Walzen, die man darüber wegrollet. Wenn die Saamen auf ſolche Art aus der Schale gebracht und von einander abgeſondert worden, werden ſolche nochmals an die Sonne geleget, und recht ausgetrocknet, damit ſie nicht ſo leicht verderben können. Die Güte der Saamen oder Bohnen, ſelbſt die Größe und Farbe iſt nach dem verſchiedenen Geburtsorte merklich unterſchieden. Der Coffee von Mecka oder Mocha wird vielleicht, weil die Bäume in dem ſandigen Boden Arabiens wachſen, allen andern vorgezogen und höher geſchätzet, als der von Ceylon, und dieſer höher, als der von Java. Die Javaniſchen Bohnen ſind groß und weißgelb, die Ceyloniſchen klein und gelblicht, die Mochiſchen klein und grünlicht, und dieſen kommen die Levantiſchen am nächſten. Oefters wird der Mochiſche und Levantiſche mit einander verwechſelt, und beyde erhalten auch den Namen Alexandriniſcher Coffee. Der Coffee von Surinam iſt nicht ſo gut, als der Javaniſche, und daher auch etwas wohlfeiler. Von den Bohnen, ſo aus den Antilliſchen Inſeln kommen, ſind die Martiniquiſchen die beſten. Aber nicht allein das Vaterland, ſondern auch das Einſammeln, Trocknen und Einpacken, geben den Bohnen eine beſſere und ſchlechtere Beſchaffenheit, und daher kömmt es, daß der Mochacoffee ſelbſt verſchieden iſt. Dieſer wird durch die Oſtindiſche Compagnie, welcher im

im Jahre 1764. ein Monopolium darüber bewilliget worden, zugeführet; die Kaufleute in Marſeille bekommen hingegen dieſen Mochacoffee durch die Caravanen, die von Mexiko kommen, und dieſer wird für beſſer, als jener gehalten, obgleich beyde die Bohnen von einem Orte erhalten. Der in Schiffen lange auf einander gepackte Coffee verliert vieles von ſeiner Lieblichkeit; derjenige aber, ſo mit den Caravanen kömmt, und auf Maulthieren durch die Arabiſchen Wüſten getragen wird, trocknet währender Reiſe allmählig und erhält ſich beſſer. Daher auch Miller faſt allen Unterſchied der Coffeebohnen vom Trocknen und Einpacken herleiten will, und verſichert, daß der Coffee, mit Zucker, Rum und Pfeffer in einem Schiffe verführet, Schaden leide, und daß nichts ſo leicht durch andere Ausdünſtungen beſchädiget werde, als Coffeebohnen. In Arabien ſoll damit am reinlichſten umgegangen und ſolcher von allem Staube ſorgfältig gereiniget werden; die Ceylaner und Javaner ſollen ſchon wenig Mühe dabey anwenden, und die Holländer nehmen ſolchen gemeiniglich nur als Ballaſt auf die Schiffe. Auch die Kaufleute verfälſchen den Coffee, indem ſie eine beſſere Sorte mit einer ſchlechtern vermiſchen. Kalm führet in ſeiner Reiſebeſchreibung 1 Band 41 S. ein Exempel an, welches dieſes beſtätiget. Nach dem Berichte eines erfahrenen Seemannes, der die Reiſe von Livorno nach Alexandrien viermal gethan hatte, iſt der Coffee für die Jüdiſchen Kaufleute daſelbſt eine ungemein wichtige Waare. Sie verhandeln am letzten Orte eine große Menge von Bohnen, die aus Arabien dahin gebracht worden und zahlen ohngefähr ſechs bis acht Groſchen für das Pfund; dieſe verſenden ſie nach Livorno. Daſelbſt aber wird von ihnen wieder ein großer Vorrath von Amerikaniſchen Coffeebohnen erſtanden, welche aus den Franzöſiſchen Colonien kommen, und von dieſen koſtet das Pfund nur drey oder vier Groſchen. Dieſe beyden Arten miſchen ſie ſorgfältig unter einander, führen ſie nach Egypten zurück, und verkaufen ſolche nach den Türkiſchen Provinzen und andere Länder, auf guten Glauben, für Arabiſchen Coffee. Man ſoll demnach die Güte der Bohnen nicht nach dem Namen beurtheilen, ſondern den Geſchmack ſelbſt unterſuchen. Ob die Coffeebohnen, wenn ſolche hier zu Lande recht getrocknet, und zur Winterszeit in der warmen Stube, oder nahe beym Ofen aufbehalten werden, einen beſſern Geſchmack erhalten, können wir nicht beſtimmen, obgleich ſolches verſchiedene verſichern wollen; daß aber die

Bohnen,

Bohnen, wenn ſie mit warmen Waſſer abgebrühet, und wieder abgetrocknet werden, etwas verlieren, läßt ſich leicht begreifen, zumal auch dieſes Waſſer einen nicht unangenehmen Geſchmack annimmt, auch einige, ſonderlich Herr Andry angerathen, dieſes Waſſer ſtatt des Thees zu trinken, und ſolches für nützlicher, als den gewöhnlichen Coffeetrank ausgegeben. Indeſſen kann man doch die Güte der Coffeebohnen auf ſolche Weiſe unterſuchen: wenn das, darauf gegoſſene, warme Waſſer eine Citronfarbe annimmt, iſt der Coffee gut; wird es aber grün oder braun, ſo hat derſelbe Schaden genommen.

Die Bohnen werden, wie zur Gnüge bekannt, geröſtet oder gebrannt, und daraus derjenige Trank bereitet, welchen man Coffee zu nennen pfleget. Die Güte dieſes Trankes kömmt nicht allein von den Bohnen, ſondern ſolcher kann auch von den beſten Bohnen ſchlecht ausfallen. Das Brennen und Kochen hat einen großen Einfluß. Einige rathen, die Bohnen ſchwach, andere ſtark zu brennen. Das Mittel iſt wohl das beſte, und könnte man dieſes nicht recht treffen, ſoll man ſolche lieber weniger und bläſſer, als zu ſtark und zu ſchwarz brennen. Wir pflegen das Brennen in einem blechernen oder eiſernen Gefäße, oder hohlen Walze vorzunehmen; andere empfehlen hierzu lieber einen irdenen, wohl glaſurten Tiegel, und hierinnen die Bohnen mit einem hölzernen Spatel ſo lange umzurühren, bis ſie eine caſtanienbraune Farbe erhalten; auch tadeln einige die Gewohnheit, den gebrannten Coffee in einem Siebe, oder andern offenem Gefäße kalt werden zu laſſen, vielmehr verlangen ſie, ſolchen, wenn er noch warm iſt, in ein Säckchen zu ſchütten, dieſes zuzubinden, und alſo zu verwahren, bis ſolcher kalt geworden. Das letztere kann etwas beytragen, die öligten Theilchen der Bohnen beſſer und in mehrerer Menge zu erhalten. Auf das Brennen kömmt gewiß das meiſte an. Werden die Bohnen zu ſtark gebrannt, verfliegen alle flüchtige Theile, und bloß das irdiſche, unnütze, ja vielleicht ſchädliche Weſen bleibt übrig; werden ſie zu wenig gebrannt, ſind ſie ebenfalls unnütze, indem das dicke Oel, wovon ſie einen Ueberfluß haben, nicht fein und geſchickt genug gemachet wird, ſich gehörig zu verdünnen, und durch das kochende Waſſer von den andern Beſtandtheilen ausgezogen zu werden. Nach dem Brennen beſprengen einige die Bohnen mit Waſſer, andere mit wenigen Tropfen ſüßen Mandelöls. Das erſte geſchieht, um den flüchtigen Theilen Einhalt zu thun, das andere um die Dunſt-

löcher derſelben zu verſtopfen, damit ſie nicht weiter ausdünſten können. Aus der Urſache ſoll man auch wenig auf einmal brennen, ſolchen auch nicht überflüßig auf einmal mahlen. Daß der Coffee durch das Brennen viel am Gewichte verliere, iſt bekannt, und der Abgang beträgt beynahe allemal den vierten Theil. Die Verhältniß des gemahlenen Coffee zu dem Waſſer iſt zwar willkührlich; einer liebt ſtarkes, der andere ſchwaches Getränke, und das letzte wählen viele aus Noth, um die Koſten zu ſparen. Man kann aber ſolchen auch zu ſtark machen, und dadurch ſowohl, als durch den ganz ſchwachen, der Geſundheit ſchaden. Vielleicht iſt die beſte Verhältniß zwey Loth gebrannten und gemahlenen Coffee zu einer halben Kanne Waſſer, wobey jedoch noch die Güte der Bohnen ſelbſt in Betrachtung zu ziehen. Auch die Art und Weiſe den Coffeetrank zuzubereiten, oder zu kochen, machet einen großen Unterſchied. Einige gießen kaltes Waſſer darauf, und laſſen ſolches damit ſo lange kochen, bis der dritte Theil eingekochet iſt; andere laſſen ihn in dem aufgegoſſenen kochenden Waſſer wohl einen ganzen Tag weichen. Hoffmann giebt den Rath, den gemahlenen Coffee in kochendes Waſſer zu ſchütten, das Waſſer aber alsdenn vom Feuer zu nehmen, damit es nicht weiter koche, weil ſonſt viel von dem flüchtigen Weſen verlohren geht; daher auch andere erinnern, das Waſſer kochen zu laſſen, und ſolches auf den, in einem andern Gefäße aufbehaltenen, Coffee zu gießen. Wer den Coffee mit Waſſer aufkochet, ſoll den Schaum nicht über das Gefäße herauslaufen laſſen, weil mit dieſem die balſamiſchen und öhlichten Theilchen davon gehen, daher muß man nicht zu viel Waſſer in das Gefäße gießen, den Coffee damit langſam kochen laſſen, und das Aufwallen öfters unterbrechen. Die Franzoſen ſetzen den gemahlenen Coffee zuerſt trocken an das Feuer, damit daraus ein Dampf aufſteige, und gießen alsdenn das Waſſer darüber, thun auch ein wenig gebrannten Zucker oder etwas Senf hinein, und nennen dieſen Trank Coffé a la Reine. Nach dem Kochen muß der Trank einige Minuten ſtille ſtehen, damit die gröbern Theile ſich zu Boden ſetzen, und ſelbiger recht klar werde. Ein paar Löffel kalt Waſſer dazu gegoſſen, wird das Abklären befördern, welches auch geſchieht, wen̄ geraſpeltes Hirſchhorn damit aufgekochet wird. Einige geben vor, daß, wenn man den Coffeetopf vom Feuer nimmt, und ſolchen mit einem feuchten Tuche umwickele, ſich der Coffee beſſer abkläre und länger warm bleibe. Daß eine trockene Serviette um die Coffeekanne

kanne geſchlagen, ſolchen wärmer erhalte, iſt bekannt. Die neuerlich eingeführte Weiſe den Coffeetrank zu verfertigen, iſt wohl unſtreitig die beſte. Man leget nämlich in einen dazu gemachten Trichter ein reines feines Leinwandtüchelchen oder Haartuch, oder, weil dieſes durch den öftern Gebrauch leicht unrein gemachet werden könne, lieber weißes Löſch- und Druckpapier, und nimmt jedesmal neues, in dieſes ſchüttet man den gemahlenen Coffee, ſetzet den Trichter über einen Topf, und gießt allmählig kochendes Waſſer darauf. Auf ſolche Art zieht das Waſſer aus dem Coffee die Kräfte und filtrirt ganz klar durch das Tuch oder Papier. Das Waſſer aber muß langſam aufgegoſſen werden, man könnte auch, um die Kraft deſto beſſer auszuziehen, dieſen durchgeſeichten Trank nochmals in den Trichter zurück gießen, und durch den gemahlenen Coffee zum andernmale laufen laſſen. Man hält dergleichen filtrirten Coffee für geſünder, als den abgekochten, und ſolcher hat auch gewiß ſeine Vorzüge; man kann ſolchen nicht nur nach Belieben wieder erwärmen und aufkochen, und er bleibt immer klar, ſondern der Geſchmack iſt auch beſſer, welches leicht daraus abzunehmen, weil der im Trichter zurückgebliebene Coffee nicht, wie der andere, der im Topfe ſich zu Boden ſetzet, nochmals aufund ausgekochet werden kann, und wenn ſolches ja geſchehen ſollte, ein Getränke erhält, welches gar nicht nach Coffee ſchmecket, ſondern einen recht widerlichen Geſchmack äußert. Im Oriente, ſonderlich in der Türkey, pfleget man auch die trockene Schale, welche die friſchen Bohnen umgiebt, und nachher davon abgeſondert wird, hochzuſchätzen, und nachdem ſelbige nicht ſowohl gebrannt, als nur einigermaßen über den Kohlen erwärmet worden, mit Waſſer zu kochen, und eine Art Coffee daraus zu verfertigen, welchen man Sultanscoffee zu nennen pfleget. Wir überlaſſen dieſes Getränke den Türken, und unterſuchen nunmehro den Nutzen des Coffeebaumes, und ſonderlich des, auf gewöhnliche Art verfertigten, Trankes. An dem Baume iſt nichts nützlich, als die Frucht. Das ſaftige Fleiſch der Beere iſt ſchleimicht, und hat einen ſchwachen, unangenehmen Geſchmack. Wenn ſolches getrocknet, ſchmecket es ein wenig ſäuerlich, faſt wie getrocknete Pflaumen. Die Chymiſche Unterſuchung der Bohnen übergehen wir, und bemerken nur, wie ſelbige vornehmlich von einem ölichten Weſen die Kräfte erhalten, welches ſich durch das Röſten mehr und mehr entwickelt, und einen brenzlichten Geruch äußert, überdieß auch mit flüchtigen und beſtändigen Laugenſalztheil-

chen verbunden iſt; daher der, mit ſolchen Beſtandtheilen geſchwängerte, abgekochte Coffee, eine ſeifenartige, laugichte, ſcharfe, ſtärkende und erwärmende Feuchtigkeit iſt, welche ſich füglich mit dem Blute vereinigen, und in demſelben mancherley gute Wirkungen hervorbringen kann. Der Coffee iſt eine Arzney; ſonderlich iſt ſolcher ein reizendes Mittel der feſten, und ein zertheilendes Mittel der flüßigen Theile. Die Wirkungen, welche ſolcher in unſerm Körper hervorbringt, beweiſen dieſes ganz klar. Selbiger erhält gemeiniglich die Menſchen munter und vertreibt den Schlaf, bringt das Geblüthe in Wallung und vermehret die unmerkliche Ausdünſtung, oder treibt den Urin. Es kann demnach der Coffee, wenn er häufig getrunken wird, der Geſundheit ſchaden, und da ſchon einige Schälchen von dieſem Tranke eine merkliche Veränderung in den feſten und flüßigen Theilen verurſachen, ſo werden gewiß mehrere, die man an einem Tage und alle Tage trinket, größere Veränderungen erregen, und mit der Zeit Schaden verurſachen. Sonderlich wollen einige unter die ſchädlichen Wirkungen, die Auflöſung des Blutes und die dadurch erregte mehrere Schärfe deſſelben rechnen, und daraus mit Herrn Geoffroi die Gelegenheit zu Blutſtürzungen, Ergießung der güldenen Ader, Herzklopfen, Zuckungen und hypochondriſche Bewegungen, auch Krankheiten der Haut herleiten. Herr Krüger giebt vor, daß in Preußen die Maſern bey den Wöchnerinnen viel gemeiner geworden ſind, ſeitdem ſich der Mißbrauch des Coffee daſelbſt eingeſchlichen; und Hoffmann will das Frieſelfieber vornehmlich dem vielen Gebrauche dieſes Getränkes zuſchreiben. Es können auch die Nerven merklich dadurch verletzet, und Zittern der Glieder, Lähmungen und vielleicht gar Schlagflüſſe dadurch erreget worden ſeyn. Daß der Coffee ein Unvermögen zum Beyſchlafe zuwege bringen könne, wollen gleichfalls einige behaupten, und mit den Perſern annehmen, daß der Trieb zum Liebeswerke, ſonderlich in Anſehung des männlichen Geſchlechtes, dadurch vermindert werde. Allein dieſes iſt wohl am wenigſten zu befürchten; es müßte denn aus der, vorher bemerkten, Veränderung der Nerven herkommen; man weis vielmehr, daß die morgenländiſchen Völker, die den Coffee übermäßig trinken, häufig Kinder zeugen. Ueberhaupt ſind dieſe bemerkten ſchädlichen Wirkungen nicht allgemein zu befürchten. Nicht von allen Menſchen wird dieſer Trank übermäßig getrunken, und nicht alle haben einerley Geſundheit und Temperament. Gewiſſe können davon

Nutzen haben, und andere werden ſolchen ohne merklichen Schaden trinken; wobey nicht zu vergeſſen, daß nach dem Unterſchiede der übrigen Speiſen und Getränke, auch die Wirkung des Coffee mehr oder weniger ſchädlich und nützlich ſeyn kann. Diejenigen, welche ſich des Weines gar nicht oder nur ſelten bedienen, andere kühlende Getränke zu ſich nehmen, und weniger gewürzte Speiſen genießen, werden auch vom Coffee weniger zu befürchten haben, als andere, bey welchen die entgegengeſetzte Lebensart ſtatt findet. Man kann demnach Coffee trinken, nur muß ſolches mäßig geſchehen, und man muß dabey ſeine eigene Geſundheit, das Alter, ſeine Lebensordnung und dergleichen unterſuchen, und alsdenn wird man ſich leicht ſelbſt rathen, und ob Schaden daraus zu fürchten, oder Nutzen zu hoffen, beſtimmen können. Phlegmatiſche, erwachſene, ſonderlich ältere Körper, diejenigen, welche in dicker, feuchter und ſumpfichter Luft leben müſſen, werden vorzüglich davon zur Winterszeit Nutzen erhalten; Kindern hingegen, zumal denjenigen, welche zu Zuckungen und der fallenden Sucht geneigt ſind, iſt ſolcher ſchädlich; man ſollte wenigſtens die Kinder ſo lange davon abhalten, bis ſie Blattern, Maſern und dergleichen Krankheiten überſtanden hätten. Bey Geſunden kann dieſes Getränke den Geiſt erquicken, den ganzen Körper beleben, den Schlaf hintertreiben; bey den Kranken Kopfſchmerzen, Schwindel, und andere Flüſſe, welche ſonderlich von einer ſchleimichten Feuchtigkeit unterhalten werden, vertreiben, die Federkraft der feſten Theile vermehren und ſelbige ſtärken, zumal wenn ſolches weniger waſſerreich, das iſt ſtärker, auch ohne Milch und Zucker getrunken wird; daher dienet ſolches bey ſchwachen Eingeweiden, es ſtärket den Magen, vermehret den Appetit, befördert die Verdauung; daher vielleicht die Gewohnheit, gleich nach der Mahlzeit Coffee zu trinken, nicht zu tadeln iſt, widerſteht und treibt die Blähungen, unterhält die tägliche Oeffnung des Leibes, und deswegen pfleget man, nach eingenommenen Laxiermittel, gemeiniglich Coffee nachzutrinken. Er wird ferner die Säure in dem Magen dämpfen, und den, daſelbſt befindlichen klebrichten, widernatürlich aufgeſammelten, Schleim auflöſen, zumal wenn ſelbiger in dieſen Umſtänden früh morgens und nüchtern getrunken wird. Frauenzimmer, bey welchen die monatliche Reinigung ſparſam abgeht, können ſich dieſes Getränkes frey bedienen. Zu den nützlichen Eigenſchaften des Coffeetrankes gehöret auch der Dampf, wenn man ſolchen in den Mund und in die

Naſe zieht; diejenigen, die mit dem Stockſchnupfen und flüßigen Augen beſchweret ſind, werden ſelbigen mit Nutzen auffangen. Der ausgekochte und getrocknete Coffee giebt ein gutes Mittel, die Zähne ſchön und weiß zu erhalten, und das Zahnfleiſch vor der Fäulniß zu bewahren. Man könnte ſich auch deſſen füglich ſtatt eines Schnupftabacks bedienen; doch iſt hierzu der friſchgebrannte und gemahlene, nicht abgekochte, dienlicher, und ſollte billig den viel ſchädlichern Arten des gewöhnlichen Schnupftabacks vorgezogen werden; ſonderlich empfehlen wir dieſen dem Frauenzimmer. Ob der Coffee mit, oder ohne Zucker, ingleichen mit, oder ohne Milch zu genießen, läßt ſich überhaupt nicht füglich beſtimmen. Ein jeder mag hierbey ſeiner Gewohnheit folgen, und auf ſich ſelbſt acht geben, da er denn leicht, ſonderlich wegen der Milch, ſich das Urtheil fällen wird. Herr Perrivals Erfahrungen, nach welchen der Coffee die Fäulniß des Fleiſches abhält, die Gährung der Speiſen mäßiget, und, wie ſelbiger aus dem ſinkenden Pulſe urtheilet, etwas beſänftigendes enthält, werden den Gebrauch dieſes Getränkes noch genauer beſtimmen. Es hat alles ſeine gute und ſeine ſchlimme Seite, und der Schleſiſche Arzt ſchreibt ganz recht, die verblendeten Menſchen halten dieſes Getränke für den Göttertrank, thut aber gewiß der Sache zu viel, wenn er hinzu ſetzet, aber der vernünftige Menſch vergleichet ſelbigen mit der Büchſe der Pandora, woraus Millionen Uebel kommen und die Sterblichen plagen.

Ob man nicht ſtatt der Coffeebohnen eine andere Art Saamen oder Wurzeln, welche bey uns einheimiſch ſind, erwählen, und daraus einen ähnlichen Trank bereiten könne, ſollten wir billig unterſuchen, zumal dieſes bey gegenwärtigen, geldmangelnden Zeiten höchſt erſprießlich ſeyn würde. Roggen und Gerſte ſind vor langer Zeit ſchon dafür erwählet, und mancherley Betrug durch Vermiſchung dieſer gebrannten Saamen mit dem ächten Coffee, geſpielet worden. Andere haben Erbſen, Bohnen, welſche Nüſſe, noch andere ſogar Eicheln, auch Wurzeln, ſonderlich die Erdäpfel- und Eichorienwurzel in Vorſchlag gebracht; und gewiß, wofern man ohne alles Vorurtheil das, von den geröſteten Eichorienwurzeln bereitete, Getränke betrachten wollte, könnte ſolches füglich die Stelle des Coffees vertreten. Man leſe dieſen Artikel. Die andern alle ſchicken ſich hierzu gar nicht, indem ihnen theils das Delichte, theils das Bittere mangelt, welches doch die Hauptbeſtandtheile des Coffees ausmachen.

Coffeebäume ſind zu unſern Zeiten auch in Deutſchlands Gärten nicht mehr ſelten. Man zieht ſie aus Saamen, aber nicht aus ſolchen, wie man in den Kramläden kaufet. Es muß ſolcher ganz friſch ſeyn, und am beſten iſt es, wenn man die ganze Beere, entweder alsbald, wenn ſie vom Baume genommen, oder wenn auch ſelbige abgetrocknet iſt, in die Erde bringt, und die beyden, darinnen liegenden, Saamen bey einander aufgehen läßt. Man ſtecket die Saamen oder Beeren in Töpfe, die mit friſcher leichter Erde erfüllet ſind, etwa einen halben Zoll tief, gräbt dieſe in ein mäßig warmes Miſt- oder Lohbeet, und begießt ſie öfters. Die jungen Pflanzen kann man ſchon verſetzen, wenn ſie anderthalb Zoll hoch ſind, welches um deſto nöthiger, wenn man die ganze Beere geſtecket, und alſo zwey Pflänzchen dicht neben einander aufgewachſen ſind. Man darf ſolche weder jetzo, noch auch wenn ſie größer geworden, in große Töpfe ſetzen. Nach Verhältniß des Baumes bekömmt dieſer beſſer in einem kleinern, als allzu großem; die Erde kann ohngefähr die nämliche ſeyn, welcher man ſich zur Orangerie bedienet. Die jungen verſetzten Pflanzen müſſen einige Zeit im Lohbeete erhalten, und öfters begoſſen werden, jedoch muß man zuweilen die Fenſter öffnen, und ihnen friſche Luft und bey großer Hitze durch aufgelegte Matten Schatten, auch nicht zuviel Näſſe auf einmal geben. Den Winter über ſoll man ſelbige in ein recht warmes Glashaus, oder vielmehr Lohbeet ſetzen, damit die Wurzelfaſern nicht vertrocknen, welches gar oft geſchieht, wenn die Töpfe auf die Breter des Glashauſes geſtellet werden; wie denn bey der letzten Stellung die oberſten Schößlinge mehrentheils verderben, und die Blätter braun werden und abfallen. Dergleichen Pflanzen erholen ſich ſelten wieder. Auf den Grad der Wärme iſt ſorgfältig Acht zu geben; denn obgleich dieſer Baum unter den wärmſten Himmelsgegenden wächſt, wird ſelbiger doch in einem mäßig warmen Lohhauſe beſſer, als in einem ganz warmen fortkommen. Das Waſſer, welches man im Winter zum begießen brauchet, muß wenigſtens vier und zwanzig Stunden im Hauſe geſtanden haben. Die Blätter ſoll man öfters vom Unrathe reinigen, welches am beſten geſchieht, wenn man ſolche mit feuchten wollenen Lappen abreibt. Auch im Sommer müſſen dieſe Bäumchen im Glashauſe, und die Töpfe in Loh, welcher aber nicht zuviel Hitze geben ſoll, ſtehn bleiben. Sobald man merket, daß die Wurzeln durch die Löcher der Töpfe dringen, ſoll man ſie verſetzen, dabey

aber die Erde an der Wurzel ſorgfältig zu erhalten ſuchen, und nur die ſchimmlichten oder abgeſtorbenen Faſern wegſchneiden. Bey jedesmaligen Verſetzen nimmt man größere Töpfe. Im Sommer ſollen Aeſte und Blätter erfriſchet, und mit der Sprengkanne von obenher beſpritzet werden. Daß der Coffeebaum mehr Feuchtigkeiten als andere Arabiſche Gewächſe erfordere, hat uns vorzüglich Hr. Brand in den Abhandlungen der Schwediſchen Academie B. 23. S. 252. gelehret. Dieſer iſt in Arabien geweſen, und hat daſelbſt die Wartung dieſes Baumes genau beobachtet. Er wird daſelbſt auf Bergen, wo Quellen befindlich ſind, und von dem Gipfel ſtufenweiſe herunter in die Thäler gepflanzet, und das Waſſer in einer Schneckenlinie rund um die Plantage geleitet, und da um jeden Baum eine Grube iſt, worein ſich das Waſſer zieht, ſo werden die Bäume alle gewäſſert, und dieſes nach den Umſtänden täglich, oder einen Tag um den andern veranſtaltet. Die Bäume tragen daſelbſt im dritten Jahre, und dauern wohl hundert bis hundert und zehn Jahre.

Coffeebohne.

Dieſen Namen führet 1) eine gewiſſe Cylindriſche Walzenſchnecke, welche eine gefalltene Spindel hat, und dadurch an beyden Seiten gezähnelt erſcheinet. Sie iſt des Linné Voluta Coffea, gen. 322. ſp. 397. Sodann 2) eine kleine Rolle, die über und über Caffeebraun iſt, und zu des Linné Voluta Iſpidula gehöret. gen. 322. ſp. 400.

Coffre.

Coffrefiſch, (auch Knurpage nach dem Richter,) ein faſt viereckichter Fiſch, in Weſtindien; Oſtracion Tuberculatus, Linn. Gen. 136. Sp. 7. S. Kropffiſch, Crayracion 27. des Kleins.

Cohobiren.

Cohobirung, Cohobatio. Wenn eine, über einen Körper deſtillirte, Feuchtigkeit über einerley Körper zu vielen wiederholtenmalen deſtillirt wird, nennt man dieſe Arbeit Cohobiren. Z. E. man nimmt Zimmt, und zieht über denſelben Waſſer ab; das deſtillirte oder abgezogene Zimmtwaſſer gießt man auf friſchen Zimmt und zieht es wieder von ſelbigen ab, und dieſes kann man einigemal wiederholen. Dergleichen cohobirte Feuchtigkeiten haben weit mehrere Kräfte, als diejenigen, ſo nur einmal deſtillirt werden.

Bisweilen kann auch über eben den Körper, über welchen eine Feuchtigkeit abgezogen worden, dieſelbe, wenn man ſie wiederum auf ſelbigen gießt, noch ein- oder etlichemal abgezogen werden.

Eine dergleichen wiederholte Deſtillation hilft zur Auflöſung oder Veränderung der Körper, welche ſich nicht ſogleich aufſchließen laſſen, überaus viel, und giebt bisweilen beſondere nützliche Producte.

Cohyne.

Cobyne iſt ein Baum, der in Amerika in dem Lande der Cannibalen wächſt, und eine Frucht trägt, welche die Größe und Geſtalt einer Melone hat, aber nicht gegeſſen wird. Die Cannibalen machen kleine Geſchirre daraus, die ſie vornehmlich bey ihrem Götzendienſte brauchen. Sie hölen ſolche aus, füllen ſie voll Mays und andere Saamen, beſtecken ſie äußerlich mit Federn und allerhand Zierrath, machen unten ein Loch darein, ſtoßen in daſſelbe einen kleinen Stock, ſtecken dieſen in die Erde, und unterhalten ſolche mit Ehrerbietung in ihren Hütten.

Coiumero.

Coiumero, bey den Guaianen in Oſtindien, ſonſt Meer- auch Seekuh; Trichechus Manatus, L. G. 6. Sp. 2. wird für den Delphin der Alten angenommen, von dem Ritter aber unter die Bruta mammalia gezählet, wiewohl er ſich in den Aſiatiſchen und Amerikaniſchen Meeren, beſonders an den Mündungen der hineingehenden Flüſſe, aufzuhalten pfleget. Manatus, Klein. miſſ. II. §. 43.

Colcothar.

Colcothar, Caput mortuum vitrioli, wird diejenige röthlichbraune, erdichte Subſtanz genennet, welche nach der Deſtillation des Vitriols übrig bleibt. Es iſt dieſelbe nichts anders als eine Eiſenerde, mit welcher noch etwas Vitriolſäure verbunden iſt. So lange dieſes Saure noch bey dem Colcothar bleibt, ſo lange zieht derſelbe die Feuchtigkeit aus der Luft an ſich. Wenn man aber den Colcothar mit warmen Waſſer ausſüßt, ſo verliert er nicht nur den Geſchmack, ſondern zieht auch aus der Luft keine Feuchtigkeit an ſich, und wird alsdenn ausgeſüßter Colcothar oder ausgelaugte Vitriolerde, Terra vitrioli dulcis genannt.

Aus dem ausgeſüßten Colcothar kann man, vermittelſt des Kohlengeſtübes oder andrer brennbarer Subſtanzen, wieder Eiſen machen. Man kann auch den Colcothar zur Bereitung eines feſten Kütts im Waſſer, zu Töpferfarben und Schmelztiegeln gebrauchen.

Coldenie.

Convallader Colden hat die Pflanzen in Coldingham beſchrieben, und dadurch dieſes Andenken verdienet. Es hat ſich auch ein Frauenzimmer mit Namen Colden,

den, durch die Beſchreibung der Gärdenie berühmt gemachet. Die ausgeſtreckte, äſtige Pflanze hat wechſelsweiſe geſtellte, eyförmige, doch auf einer Seite gleichſam mondförmige, eingezackte, und gefalltene, wollichte Blätter, aus deren Winkel einzelne, platt anſitzende Blumen hervortreiben. Der Kelch iſt vierblätterïcht, das Blumenblatt trichterförmig, mit vier Staubfäden und vier Griffeln; die Frucht beſteht aus zween, auf der einen Seite platten, auf der andern eckichten, ſtachlichten Saamen, welche in zwey Fächer abgetheilet ſind. Sie wächſt in Indien, und dauert nur ein Jahr.

Coleoptera.

Unter dieſem Namen kommen bey dem Ritter Linne' alle ſolche Inſecten vor, welche harte Flügeldecken haben, und machen bey ihm die erſte Ordnung aus. Dieſe Flügeldecken, welche gleichſam die Oberflügel vorſtellen, gehen bey den mehreſten in der Mitte von einander, ſind ſo lang als der ganze Körper, und dienen theils zur Verwahrung der zarten und eigentlichen Flügel, theils aber zur Beſchützung des ſonſt weichen Körpers, und es ſcheint die Vorſehung dieſe Art der Inſecten deßwegen mit ſolchen harten Decken verſehen zu haben, damit ſie nicht von jedem Fall oder Druck möchten beſchädiget werden; indem ſie mehrentheils langſame, ungeſchickte und träge Thierchen ſind, die ſich nicht ſogleich wider die Beleidigungen ſchützen, oder ihrer Gefahr entrinnen, oder ſich durch den Flug helfen können. Bey einigen aber unter dieſen Inſecten ſind die Deckſchilde verwachſen, ſo daß ſie ſolche nicht von einander thun, und daher auch nicht fliegen können. Die Geſchlechter inzwiſchen, die zu dieſer Ordnung gehören, ſind. 1) Käfer, 2) Feuerſchröter, 3) Kleinkäfer, 4) Bohrkäfer, 5) Dungkäfer, 6) Drehkäfer, 7) nagende Käfer, 8) Todtengräber, 9) Schildkäfer, 10) Sonnenkäfer, 11) Goldhähnchen, 12) Dornkäfer, 13) Saamenkäfer, 14) Rüſſelkäfer, 15) Baſtardrüſſelkäfer, 16) Bockkäfer oder Holzböcke, 17) weiche Holzböcke, 18) Baſtardböcke, 19) leuchtende Käfer, 20) Sanct Johannisfliegen, 21) Springkäfer, 22) Sandläufer, 23) Stinckkäfer, 24) Waſſerkäfer, 25) Erdkäfer, 26) Mehlkäfer, 27) Maykäfer, 28) Erdflöhe, 29) Raubkäfer, 30) Ohrenwürmer, von welchen allen unter ihren eigenen Artikeln, weitere Nachricht gegeben wird.

Colfiſch.

Colfiſch, auch Kohlfiſch, Köhler, Colefiſh der Engl. eine Art

ſchwärzlicher Stockfiſch, S. Pa⸗muchel, Callarias imberbis 2. Klein.

Colia.

Colias, eine Art Meereidexe, Meerelſter, Meerkrähe. Richter. Es iſt aber der

Colias des Rondelet und Willughby eine Art von Thumfi⸗ſchen oder Mackrelen, Pelamys 4 und 5. des Kleins.

Colibri.

Colibritchen, iſt unſtreitig der kleinſte Vogel, den es in der Na⸗tur giebt. Er heißt auch ſonſt Ananasvogel, Vogelfliege, und Klein benennt ſein Geſchlecht mit dem eigenen Namen Honigſauger. Er ſaget dabey, Honigſauger ſind ſolche Vögel, die nicht nur die al⸗lerkleinſten unter allen bekannten Vögeln ſind, ſondern auch gerade, und keine krummen oder nieder⸗gebogenen Schnäbel haben, deren kleine Kiefer gleich lang, womit ſie, gleich den Schmetterlingen in der Luft ſchwebend, den Honig⸗ſaft aus den Blumen ſaugen, und ſich ſelten auf die Blumen ſelbſt ſetzen. Ihre Zunge hält er für röhrenförmig. Aber anfänglich iſt es ausgemachet, daß eine Art Colibri krumme, etwas lange, ſichelförmige Schnäbel hat, und dieſe will Hr. Klein lieber zu den Baumkletten (falcinellis) rech⸗nen. Nächſt dem ſind auch die Zungen vielmal nicht eigentlich röhrenförmig, ſondern ſo beſchaf⸗fen, daß der Vogel ſie in eine Röhre umbiegen und formiren kann; oder auch, ſie beſteht aus zwey halben Canälen, die in Form einer Röhre zuſammen geleget werden können. Denn vorne, und weiter hin, iſt ſie geſpalten. Wenn man nun dieſe kleinen Vö⸗gel unterſcheidet, ſo läßt ſich ſol⸗ches nach dem Schnabel und nach der Größe des Körpers am beſten bewerkſtelligen. Die erſte iſt der größere Colibrit, wie der ge⸗meine Zaunkönig, mit einem krum⸗men zwey Zoll langen Schnabel; der Hals grün und goldgelb, der Bauch blau, der Rücken roth, die langen Schwanzfedern violet. Die Zunge dünne, lang, am En⸗de geſpalten, die Füße kurz, mit ſcharfen Sporn. Eine andere Art iſt um ein drittel kleiner. Ue⸗ber den ganzen Oberleib iſt der Vogel grün und goldfarben, am Halſe ſchmaragdgrün, an der Bruſt blau und goldfarbig, der ſchwarze Schnabel gerade, und einen Zoll lang. Noch eine ande⸗re Art iſt wiederum kleiner, und dieſer iſt vielleicht der kleinſte Co⸗librit, von dem man behauptet, daß er trocken etwa fünf Gran, und bey andern zwanzig Grane wiegt, welches beydes ein ſehr geringes Gewicht iſt. Dieſe Art hat auf dem Kopfe einen kleinen ſchönfarbigen, rubinrothen Feder⸗buſch.

buſch. Bauch, Rücken und Flügel dunkelroth, der Schwanz gelbroth, der Schnabel kurz und gerade. Alle Colibriten überhaupt ſind kleine Vögel, die vom Schnabel bis zu Ende des Schwanzes ins Mittel vier Pariſer Zoll lang ſind, die eine krummſchnäblichte Art ausgenommen. Mit den Federn hat er noch einige geringe Größe, aber abgerupfet iſt er nur wie eine Haſelnuß. Weibchen und Männchen haben faſt einerley Größe, unterſcheiden ſich nur etwas in den Farben. Sie nähren ſich insgeſammt vom Safte, den ſie aus den Blumen ſaugen, um welchen ſie ſich ſchwebend in der Luft erhalten, und ſo die Zungen bis in den Blumenkelch ſtecken, den Honigſaft heraus zuholen. Man merket es kaum, daß ſie wirklich in der Luft ſchweben, ſo ſchnell bewegen ſie die Flügel. Da ſie in Südamerika, und auf einigen Inſeln vor Amerika zu Hauſe ſind, ſo haben ſie faſt das ganze Jahr hindurch Blumen. Doch ſollen ſie ſich einige Zeit entfernen, und nicht ſo häufig geſehen werden; vielleicht in der Brutzeit. Die Farben der Federn ſind die mannigfaltigſten und ſchönſten, die man nur immer denken kann. Und dieſe fällt auch bey einer Art immer ſchöner als bey der andern aus. Dieſerwegen werden aus ihren Federn von den Indianern vortreffliche Arbeiten zubereitet. Sie legen nur zwey Eyer, wenig größer als eine Erbſe, weiß, gelb getüpfelt. Männchen und Weibchen löſen ſich beym Brüten ab; letzteres brütet aber ämſiger. Ihr Neſt iſt ſonderbar. Es gehöret zu den Hängeneſtern. Denn es iſt allezeit an den dünnen Aſt eines Baumes feſt gemachet und hängt frey in der Luft, von der Größe wie ein halbes Hühnerey, aus den ſubtilſten Holzfaſern, wie ein Korb geflochten, und mit Baumwolle und Moos aufs zarteſte ausgefüttert. Ihr Geſang wird bezweifelt. Höchſtens leget man ihnen eine Art von Summen bey, das nicht unangenehm klinget; deswegen nennen ihn auch die Engländer den Summvogel. Man ſieht ſie in Amerika das ganze Jahr durch in den Gärten, auf den Pflanzungen, auf den Bäumen, auf den Blumen. Daher es wohl ſcheint, daß ſie eben keine Schlupfwinkel zu ihrer Verbergung auf einige Zeit ſuchen mögen. Vögel und Neſter ſind, im trocknen und wohl erhaltenen Zuſtande, eine große Zierde der Naturalienſammlung. Eine Gattung von ihnen nennt Klein, den Curaſſauer, vielleicht, weil er in der Holländiſchen Pflanzſtäte Curacao häufig angetroffen, ſo wie man ihrer, wie gedacht, in Virginien, Carolina, im ganzen mittägigen Amerika, in Jamaika, Sumatra und andern Eylanden

eine

eine Menge findet. Hr Condamine hat ſie im ganzen heißen Erdreiche von Amerika, beſonders in Peru und der Provinz Quito, und den Gärten daſelbſt, auch als er eine Reiſe auf dem Amazonenſtrome vornahm, in Menge geſehen, und dabey angemerket, daß faſt alle dortigen Vögel überaus ſchöne Farben, aber gar keinen angenehmen Geſang haben. In der Provinz Quito iſt die Luft ſchon verhältnißweiſe mehr kalt als warm, und doch iſt dieſer kleine Vogel daſelbſt am allerhäufigſten zu ſehen. Die Reiſebeſchreiber ſagen, er werde mit Waſſer, oder mit Sand geſchoſſen, und es ſcheint auch, daß man unſere gewöhnlichen Ladungen von Büchſen für ihn nicht anwenden kann. In einigen Gegenden tragen die Amerikaniſchen Schönheiten dieſen Vogel ſtatt eines Gehenkes in den Ohren. Linnäus giebt dieſen Vögeln den Namen Trochilus, und Hr. Baddaert überſetzet es ſehr recht Blumenſauger, mit der Beſchreibung, daß ihr Schnabel vorn röhrartig, länger als der Kopf iſt; der obere Kinnbacken beſchließt den untern, die Zunge iſt fadenähnlich und die Zehen ſehr kurz. Unſerm Colibrit giebt er geraden Schnabel, ſchwarze Steuerruderfedern, die drey auswendigen röthlich, mit weißen Flecken, die Kehle feuerfarben.

Colibrifreſſer.

Dieſer fürchterliche Name kömmt einer ſehr großen Surinamiſchen Waldſpinne zu, welche im Linneiſchen Syſtem gen. 268. ſp. 31. Aranea auicularia heißt. Der Körper dieſes Thieres wird oft ſo groß wie ein Hühnerey, und mit ausgebreiteten Füßen nehmen ſie im Durchmeſſer einen Raum von ſechs Zoll ein. Sie ſind roſtfärbiggrau, über und über rauchhaarig, und haben am Maule zween ſcharfe Hacken, die man in Gold gefaſſet, als Zahnſtocher brauchet. Sie leben von Ameiſen, Kackerlacken und dergleichen, doch ſind die Neſter der ſchönen Colibrivögelchen nicht ſicher vor ihnen, denn ſie beſteigen ſelbige, ſaugen ihre Eyer aus, und tödten die Jungen.

Collinſonie.

Ein Pflanzengeſchlecht, welches Peter Collinſon, einem engliſchen Handelsmanne, aber auch der Königl. Engliſchen Geſellſchaft Mitgliede, zu Ehren, alſo genennt worden. Man kennet davon nur eine Art, nämlich die Canadenſiſche Collinſonie. Sie wird in den Wäldern und Gebüſchen um Philadelphia in guter Erde häufig gefunden, und ſcheint daſelbſt allein ihren Geburtsort zu haben, indem ſie weiter nach Norden nicht gefunden wird. Die Wurzel iſt knollicht; der Stängel wächſt ohn-

ohngefähr fünf Fuß hoch; die herzförmigen Blätter ſtehen einander gegen über; der röhrenförmige Kelch iſt in zwo Lippen getheilet; die Röhre des Blumenblattes iſt viel länger als der Kelch und der Rand fünffach getheilet; vier Einſchnitte ſind aufwärts gerichtet, kurz und ſtumpf, und die beyden oberſten rückwärts gebogen; der unterſte iſt viel länger und in viel zarte Theile zerſchnitten. Die zween Staubfäden ſind ſehr lang; der Griffel hat gleiche Länge, iſt aber auf die Seite gebogen und mit zween ſpitzigen Staubwegen geendiget. Man ſieht vier Fruchtkeime, und unter dieſen ſoviel beſondere Drüſen; von den erſtern gelanget nur einer zur Vollkommenheit, und man findet in dem Kelche nur einen kugelförmigen Saamen. Zur Blüthzeit hat die Pflanze einen gar beſondern Geruch, welcher zwar angenehm, aber ſtark iſt, und leicht Kopfſchmerzen verurſachet. Nach Hr. Bartrams Erfahrungen ſoll die Pflanze gegen allerley Schmerzen in den Gliedern, wenn ſie damit gerieben werden, und eben ſo gegen die Verkältung nützliche Dienſte leiſten. Es ſoll auch einer, der von der Klapperſchlange geſtochen worden, und den die Wilden für verloren gegeben, durch das abgekochte Waſſer von dieſer Pflanze, welches er getrunken, wieder hergeſtellet worden ſeyn. Die Wurzel mit Waſſer abgekocht, und dieſes getrunken, treibt die zurückgehaltene Nachgeburt. Bey uns muß man die Pflanze im Topfe halten, und ſie fleißig begießen, und dennoch träget ſie ſelten reifen Saamen; doch kann ſolche durch die Theilung der Wurzel vermehret werden.

Collmarkraut.

S. Gauchheil.

Colobriumbaum.

Colobriumbaum wächſt auf der Inſel Java. Deſſen Holz ſoll ſo bitter, wie Wermuth, ſchmecken, und wider das kalte Fieber gebrauchet werden. In Indien werden Becher daraus gedrechſelt, in ſolche Brandwein gegoſſen, und wenn ſolcher vier und zwanzig Stunden darinnen geſtanden, wird dieſer den Waſſerſüchtigen, um das Waſſer abzutreiben, gegeben. Mehrere Nachrichten haben wir nicht finden können.

Colocaſien.

S. Aron.

Colonkäferchen.

Zwey übereinander ſtehende Puncte werden in der Schreibekunſt ein Colon genannt. Da es nun etliche Inſecten giebt, die auch dergleichen zwey Puncte führen, ſo ſind deren etliche von dem Ritter Linné

mit dem Namen Colon beleget worden; dahin gehöret dann unter andern erſtlich: das Colonkäferchen, Dermeſtes colon, gen. 191. ſp. 27. Das Bruſtſtück deſſelben hat gelbe Seiten, und auf den Flügeldecken ſteht ein ſchwarzer Punct, die mit einander ein Colon ausmachen. Zweytens ein ſchwarzer Todtengräber, Silpha colon, gen. 196. ſp. 27. welcher auf dem Rücken mit zween eingedrückten Puncten beſetzet iſt. Drittens eine Motte, Phalaena colonella, gen. 233. ſp. 346. welche auf ihren aſchgrauen Oberflügeln vor einem krummen wellenförmigen Striche zween ſchwarze Puncte führet.

Coloquinten.

Parisapfel, Teufelsapfel, Colocynthis officin. iſt zwar vom Tournefort als ein beſonderes Geſchlechte angenommen, von den Neuern aber billig mit den Gurken vereiniget, und vom Hrn. von Linne' Cucumis Colocynthis genannt worden. Indeſſen kann ſolche hier doch beſonders angeführet werden, weil dieſer Name bey den Aerztenn gebräuchlich iſt. Die fäſerichte Wurzel treibt lange, auf der Erde hinkriechende Ranken, an welchen ſowohl, als an den Aeſten, Gäbelchen hervorkommen. Die geſtielten, rauchen Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind eyförmig, und in verſchiedene ſtumpfe Einſchnitte, von verſchiedener Größe, getheilet. Männliche und weibliche Blumen ſitzen auf der nämlichen Pflanze, nur dem Orte nach von einander abgeſondert, und ſind völlig den Blumen der Gurke ähnlich. In beyden iſt der glockenförmige Kelch mit fünf ſpitzigen Zähnen geendiget, und das damit verwachſene glockenförmige, gelbe Blumenblatt in fünf runzlichte Einſchnitte getheilet. Von den drey Staubfäden bey den männlichen theilen ſich zween oberwärts in zween Aeſte; mithin kann man fünf Staubbeutel zählen, welche ſeitwärts, und als gewundene Linien auf- und niederwärts ſteigen; in der Mitte ſteht ein dreyeckichter abgeſtutzter Körper. In den weiblichen ſieht man drey kleine, ſpitzige Staubfäden, aber ohne Staubbeutel, und der lange Griffel endiget ſich mit drey dicken, gekrümmten, auswärts gebogenen, zweyſpaltigen Staubwegen. Die kugelrunde Frucht iſt anfangs grün, wird hernach gelblicht, und enthält unter der dünnen, häutigen Schale ein weißes, ſchwammichtes Mark, welches in drey Theile getheilet iſt, und deren jeder zwey Fächer zeiget, in welchen platte, gelblichtweiße Saamen liegen. Die Pflanze ſoll auf den Inſeln des griechiſchen Meeres und auf der Orientaliſchen Seeküſte wachſen. Die Früchte

werden aus Alexandrien, Aleppo, dem wüſten Arabien und andern Oertern im Oriente nach Europa gebracht, nachdem ſie zuvor von ihrer äußerlichen Schale geſäubert und getrocknet worden. Die, in den Apotheken befindliche, Frucht iſt ohngefähr von der Größe einer Pomeranzen, hat äußerlich eine weiße, zähe Haut, und darunter ein ſehr leichtes, ſchwammichtes, trockenes Mark, allenthalben mit Saamen erfüllet. Dieſes Mark hat einen überaus bittern und widrigen ſcharfen Geſchmack. Es war ſolches ſchon in den ältern Zeiten bekannt, und als ein Purgiermittel im Gebrauche. Da aber ſelbiges den ganzen Körper, und vorzüglich die Gedärme, heftig angreift, und Schmerzen, ja leicht Entzündung und andere ſchädliche Zufälle zu erregen pfleget, iſt der Gebrauch deſſelben ziemlich aus der Mode gekommen. Und ob man gleich die ſchädliche Beſchaffenheit deſſelben auf verſchiedene Weiſe zu verbeſſern geſuchet, und Traganth, Arabiſchen Gummi und andere dergleichen Sachen vermiſchet, ſo iſt doch der Gebrauch davon nicht ſicher anzurathen, wenigſtens ſoll ſich damit niemand, als nur die erfahrenſten Aerzte, abgeben. Auch die zubereiteten Coloquinten, als die Coloquintenkügelchen, welche in den Apotheken, nach der Arabiſchen Benennung, Trochiſci alhandal heißen, kann man nicht ſicher anrathen. Es iſt die purgirende Kraft dieſes Markes ſo ſtark, daß ſelbiges, mit Rindsgalle vermiſchet, äußerlich auf den Nabel geleget, nicht nur purgiret, ſondern auch die Würmer tödtet; ja einige behaupten, daß ſolches durch das bloße Anfühlen dergleichen Wirkungen hervorbringen könne. Man kann daher ſelbiges auch gebrauchen, das Ungeziefer von Kleidern und andern Sachen abzuhalten, auch wird ſolches unter die ſchwarze Farbe auf Seide genommen. Die Saamen pfleget man zwar in den Apotheken gar nicht zu achten, ſolche aber beſitzen gleichfalls eine purgirende Kraft, und Wedel führet ein Exempel von einem Barbierer an, welcher ſolche in Bier eingeweichet und mit dieſem Tranke die Liebesſeuche geheilet habe; welches, wie Herr Vogel erinnert, eine nähere Unterſuchung verdienet. In unſern Gärten wird man dieſe Pflanze nicht leicht erziehen können. Sollte man jedoch guten Saamen erlangen, müßte ſolcher auf das Miſtbeet geſäet, und die Pflanzen, wie die Melonen, behandelt werden.

Colſat.

S. Rübſen.

Columbaholz.

S. Adlerholz.

Columbowurzel.

Columbowurzel iſt ſchon ehedem vom Redi unter dem Namen Radix Columbae als ein Gift-austreibendes Mittel erwähnet, ſonſt aber, bis auf jetzige Zeiten, nicht weiter bekannt worden. Percival hat im zweeten Theile ſeiner, in engliſcher Sprache 1773. herausgegebenen, Erfahrungen ſolche wieder angeführet, und den nützlichen Gebrauch beſtimmet. Sie wächſt urſprünglich auf dem feſten Lande von Aſien, iſt aber von da nach Columbo, einer Stadt in Zeylan, verpflanzet worden, wovon ſie jetzo nach ganz Indien verſchicket wird. Herr Watſon hat von den Gouverneuren der Oſtindiſchen Compagnie erfahren, daß man dieſe Wurzel nach den engliſchen Factoreyen unter dem Namen Rays de Moſambeque bringt. In England erhält man ſolche in runden, einen bis drey Zoll langen Scheiben, oder in Stücken von zween Zoll oder darunter. Sie iſt mit einer dunkelbraunen, dicken, runzlichten Rinde bedecket, und des Trocknens wegen ſind die dicken Stücke mit kleinen Löchern durchbohret. Der Geruch iſt gewürzhaft, der Geſchmack ungemein bitter und gelinde ſcharf; der markichte Theil jedoch gelinder oder ſüßer, als der darum liegende rindichte Theil. Die Indianer haben ſolche in Zufällen des Magens und der Gedärme klein geſchnitten oder geſchabt in Maderawein eingenommen, und jetzo rühmet man ſelbige als ein ſtärkendes, der Fäulniß widerſtehendes und das Brechen ſtillendes Mittel. In der Cholera, Durchfall und Ruhr hat ſie ſich im Pulver von einem halben bis zwey Quentchen, alle drey oder vier Stunden gegeben, auch ohne vorgängige andere Ausführungen, kräftig erwieſen. Sie iſt wenig oder gar nicht zuſammenziehend, und ſchicket ſich daher in dem erſten Zeitraume dieſer Krankheiten, wenn ſonſt zuſammenziehende Mittel nachtheilig ſind. Auch bey dem Erbrechen, das mit der gallichten Colik verbunden iſt, bey der Uebelkeit und dem Erbrechen der Schwangern und in andern Fällen hat ſich der Aufguß dieſer Wurzel kräftig bewieſen. Der, mit ſtarkem Brandwein verfertigte, Extract iſt eben ſo wirkſam, wo nicht noch kräftiger. Hr. Percival hat aus zwölf Unzen der Wurzel acht Unzen und zwey Quentchen dergleichen Extract erhalten. Der Aufguß verzögert die Fäulniß des Fleiſches, doch nicht ſo lange, als der Aufguß der Chinarinde. Der Puls wird bey dem Gebrauche nicht ſchneller; folglich gehöret das Mittel nicht zu den hitzigen bittern, und ſchicket ſich daher in der Schwindſucht. So lange wir noch Chinarinde

 haben,

haben, dürfen wir wohl nicht ängſtlich bemühet ſeyn, dieſe Wurzel in den Apotheken einzuführen.

Columnea.

Der bekannte Italiener, Fabius Columna, hat ſich durch ſeine Schriften um die Kräuterkunde gar ſehr verdient gemachet. In der Murrayſchen Ausgabe findet man zwar zwo Arten; da aber die langblätterichte nicht genugſam bekannt iſt, beſchreiben wir nur die kletternde, ſcandens. Sie wächſt in den Wäldern auf der Inſel Martinique. Der kletternde Stängel, die geſtielten, eyförmigen, eingekerbten Blätter, und das ſchöne rothe Blumenblatt ſind ganz haaricht; der Kelch zeiget fünf ſpitzige Einſchnitte; das Blumenblatt hat eine lange höckerichte Röhre und theilet ſich in zwo Lippen, davon die obere ausgehöhlet und eingekerbet, die untere aber in drey lanzenförmige Lappen abgetheilet iſt. Die vier Staubbeutel, welche auf zween längern und zween kürzern Fäden ſitzen, ſind mit einander vereiniget; der Griffel hat einen doppelten Staubweg. Die zweyfächerichte Frucht enthält viele Saamen.

Cometen.

S. Kometen.

Comma.

Ein krummes Strichlein zu Abtheilung der Perioden in der Schreibekunſt wird insgemein ein Comma genannt. Nun giebt es unter den Inſecten auch einige, die auf ihren Flügeln mit einem dergleichen Strichlein gezeichnet ſind, daher ſie auch von dem Herrn von Linné Comma genannt werden, als da iſt Papilio Comma, gen. 231. ſp. 156. welcher ein ſchwarzes Comma auf pomeranzenfärbigen Flügeln führet, und Phalaena comma, gen. 233. ſp. 156. deſſen Flügel blaßfärbig ſind. Zuweilen aber iſt dergleichen Comma mehr einem lateiniſchen C ähnlich, wie an des Hrn. v. Linné Papilio C album, gen. 231. ſp. 168. den die Engländer the Comma Butterfly nennen, und Papilio C aureum, gen. 231. ſp. 169. der ein goldenes C oder Comma auf feuerrothen und ſchwarzgefleckten Flügeln führet, und aus China gebürtig iſt, wozu auch noch das ſchwarze C, oder Phalaena C nigrum, gen. 233. ſp. 162. könnte gerechnet werden; denn in der Aehnlichkeit kann man dieſe Zeichnungen ſowohl mit einem C, als Comma vergleichen.

Commeline.

Dieſes Geſchlechte iſt den zween Brüdern Comelin zu Ehren, die in Amſterdam gelebet und durch verſchiedne Schriften um die Kräuterwiſſenſchaft ſich verdient gemachet,

alſo

alſo genannt worden. Eine, oder auch mehrere Blumen umgiebt eine große, zuſammengedrückte, herzförmige Scheide. Die Blume ſelbſt beſteht aus ſechs Blättern, als drey kleinen, eyförmigen, vertieften, gemeiniglich grünen, welche man für den eigentlichen Kelch annehmen könnte, und drey größern, mit den vorigen wechſelsweiſe geſtellten, rundlichen und anders gefärbten, welche die eigentlichen Blumenblätter auszumachen ſcheinen; daher einige die Blume ſechs, andere aber nur dreyblätterichte beſchreiben. Bisweilen ſieht man von den gefärbten nur zwey größere, das dritte iſt viel kleiner und den drey übrigen ähnlich. Außer den drey dünnen, rückwärts gebogenen Staubfäden, welche wahre Staubbeutel tragen, ſieht man auch drey ſogenannte Honigbehältniſſe, welche auf drey beſondern Stielen ruhen, und die Geſtalt eines Creuzes abbilden. Der gewundene Griffel endiget ſich mit einem einfachen Staubwege. Das rundliche, trockene Saamenbehältniß hat äußerlich drey Furchen und innerlich drey Fächer, öffnet ſich mit drey Klappen und in jedem Fache liegen zween eckichte Saamen.

1) Die gelbe Afrikaniſche Commeline, Commelina africana Linn. wächſt in Aethiopien; die dauerhafte, fäſerichte Wurzel treibt niedrige, gegen die Erde gebeugte, zur Blüthzeit aufgerichtete Stängel, an welchen die Blätter wechſelsweiſe einander gegen über geſtellet ſind. Dieſe haben keinen Stiel, ſondern ſtatt deſſen ſieht man eine Scheide, ſo die Gelenke des Stängels umgiebt, ſich in einen haarichten Rand verbreitet, und nachher in ein dichtes, länglicht lanzenförmiges Blatt verlängert. Aus der Blätterſcheide kömmt auf der gegenüber ſtehenden Seite ein beſonderer, wenig haarichter Stiel, welcher ſich mit einem herzförmigen, zugeſpitzten, vertieften Blatte endiget, dieſes nimmt Herr von Linné für die Blumenſcheide an. Auf dieſem Blatte ruhet ein anderer, kürzerer Stiel, welcher zwo oder drey Blumen trägt, doch kömmt gemeiniglich nur eine davon zur Vollkommenheit. Die drey äußerlichen Blumenblätter kann man füglich für den Kelch annehmen; davon ſind zween breiter und eines ſchmäler. Von den drey übrigen, welche man für die wahren Blumenblätter halten kann, iſt das unterſte kleiner, vertiefet und rundlich, die beyden übrigen gelbgefärbten aber ſind viel größer, nierenförmig und gleichſam mit einem Stielchen geendiget. Die drey wahren Staubfäden kommen aus dem Orte, wo das kleine Blumenblatt anſitzt; die drey andern Fäden tragen ſechs

gelbe Creuze, davon die beyden mittlern kleiner, die vier übrigen größer ſind. Der Blumenſtiel biegt ſich, wenn die Blüthe vergeht, mit dem untern Theile horizontal, mit dem übrigen aber auf- und rückwärts, und das Saamenbehältniß liegt auf dem horizontalen Theile. Alle Blumenblätter fallen ab, nur das obere Kelchblättchen bleibt ſtehen.

2) Die jährige blaue Commeline, Commelina communis Linn. wächſt in Amerika. Die jährige, fäſerichte Wurzel treibt äſtige, glatte Stängel, welche mit dem untern Theile ſich gegen die Erde biegen, und aus den Gelenken Wurzeln ſchlagen, nachher aber ſich erheben, weit ausbreiten, und ohngefähr die Höhe einer Elle erreichen. Die Blätter ſind eyförmig lanzenförmig, und der Rand derſelben glatt, ohne Haare. Von den drey Blumenblättern ſind gleichfalls zwey viel größer, als das dritte. Das übrige kömmt mit den vorherſtehenden überein.

3) Die aufrechtſtehende Commeline, Commelina erecta Linn. wächſt in Virginien; hat eine dauerhafte Wurzel, gerade aufrechtſtehende, rauhe, einfache Stängel, eyförmig lanzenförmige Blätter, eine große Blume, daran ebenfalls die drey innerlichen Blumenblätter von ungleicher Größe, und zweye viel größer, als das dritte ſind.

4) Die knollichte Commeline, Commelina tuberoſa L. wächſt in Mexiko. Die knollichte, dauerhafte Wurzel treibt einen einfachen, aufgerichteten, ohngefähr einen Fuß hohen Stängel, welcher an den Gelenken mit einer langen, geſtreiften, und mit röthlichen Flecken gedüpfelten Scheide umgeben iſt; dieſe verwandelt ſich in ein langes, eyförmig zugeſpitztes, und am Rande mit Haaren beſetztes Blatt. Die obern Blätter werden zuweilen etwas wellenförmig. Aus der Blattſcheide kömmt ein geſtreifter, haarichter Stiel mit einem eyförmigen, zugeſpitzten Blättchen, welches viele Blumen umgiebt. Die eigentlichen Kelchblättchen ſind in der Mitte haaricht, und am Rande weißlicht durchſichtig, das obere iſt etwas kleiner als die untern; die drey blauen Blumenblätter hingegen haben faſt einerley Größe. Von den drey blaulichten Staubfäden ſind zween, wie auch der Griffel, gebogen, der dritte und etwas kürzere ſteht gerade. Die drey andern blauen Fäden tragen gelbe Körperchen, deren jedes aus vier größern und zwey kleinern Kügelchen beſteht. Der Fruchtſtiel iſt rückwärts gebogen, und liegt faſt platt auf.

Wir übergehen die übrigen, ſeltner vorkommenden Arten. Die zwote Art iſt eine jährige Pflanze, und wenn man den Saamen ausfallen

fallen läſſt, werden die Pflanzen im folgenden Frühlinge häufiger und zeitiger aufgehen, als wenn man den Saamen ſammlet und ſorgfältig ausſäet. Er hält ſich kaum einen Winter über außer der Erde. Dieſe Pflanze verträgt das Verſetzen nicht gerne; ſie blühet vom Juny bis in den Herbſt. Die drey übrigen erhalten ſich in der Wurzel, müſſen aber im Winter in das Glashaus beygeſetzet werden. Die letzte dauert ſelten aus; da ſie aber im erſten Jahre blühet, auch gemeiniglich Saamen trägt, können jährlich neue Pflanzen erzogen werden.

Comocladie.

Comocladia Linn. Im Nomenclator wird dieſer Geſchlechtsname durch Aſtloſe überſetzet; Man findet auch den Namen Jungfernpflaumen. Hr. Jacquin hat davon zwo Arten bekannt gemachet.

1) Die Comocladie mit ganzen Blättchen, Comocladia integrifolia Linn. Der Stamm dieſes Baumes ſteigt zwölf bis funfzehn Schuh hoch gerade in die Höhe und hat keine Aeſte, ſondern iſt nur an dem Gipfel mit vielen langen Blättern beſetzet, welche gefiedert, und aus vielen Paaren länglichter, völlig ganzer Blättchen zuſammengeſetzet ſind. Ueber den Blättern treiben ſchwache, etwa einen Fuß lange Zweige, welche die Blumen tragen. Dieſe beſtehen aus dem einblätterichten, offenen, dreyfach getheilten, und gefärbten Kelche; aus drey länglicht ſpitzigen, ausgebreiteten Blumenblättern; drey kürzern Staubfäden und dem Fruchtkeime, auf welchem, ohne Griffel, ein ſtumpfer Staubweg ſitzet. Die Frucht iſt eine länglichte, röthlichte, oben mit drey Puncten bezeichnete Beere, worinnen eine Nuß liegt. Das Holz ſoll ungemein hart ſeyn.

2) Die Comocladie mit eingezackten Blättchen, Comocladia dentata Linn. unterſcheidet ſich von der erſtern, daß die Blättchen ausgezacket, und die Zacken gleichſam ſtachlicht erſcheinen.

Beyde wachſen in dem mittägigen Amerika, und geben einen Saft von ſich, der an der Luft ſo ſchwarz wird, daß die Farbe wenn man auch den Baum nur angegriffen, nicht eher vergeht, bis ſich die Haut abſchuppet. Die zwote Art ſoll außerdem ſehr oft durch ihre Ausdünſtungen, wenn man darunter geſchlafen, den Tod zuwege gebracht haben, wie Jacquin erzählet. Der Baum ſtinkt häßlich.

Compaß.

Grubencompaß, Pyxis Magnetica, wird dasjenige Inſtrument

genannt, deſſen man ſich in der Markſcheidekunſt bedienet, dadurch man das Streichen der Gänge erfahren kann.

Compasmuſchel.

Dieſe Oſtindiſche Muſchel iſt bis jetzt ziemlich ſelten und theuer. Ihre Schalen ſind ſehr dünne, mondförmig rund, aber nicht ſehr bäuchig. Die eine Schale iſt allezeit ſchneeweiß, die andere aber leberfärbig. Inwendig ſind die Schalen mit ſehr feinen erhabenen Strahlen beſetzet, die vom Mittelpuncte bis nicht ganz zum Umfange auslaufen, und da man dieſe Strahlen mit den Strichen auf dem Compas verglichen hat, ſo iſt die Urſache der Benennung leicht einzuſehen, daher ſie auch vom Rumpf ſchon Amuſium genannt worden, wofür die Franzoſen den Namen Eventail gewählet haben. Der Ritter Linné hat ſie unter die doſenartige Kammmuſchel geordnet, weil der obere Deckel nicht ſo tief gewölbet iſt, als die untere Schale, wiewohl auch die nicht ſehr tief iſt. Sie hat zwey gleiche Ohren, die abgeſchnitten ſind, und der Aufenthalt iſt in den Tiefen des Meeres, aus welchen ſie zuweilen mit der weißen Schale oben geſchwommen kommen, und wie ein Pfeil fortſchießen. Linn. Oſtrea pleuronectes, gen. 313. ſp. 190.

Concentriren.

Concentrirung, Concentratio. Die Concentrirung iſt eine chymiſche Operation, welche darinne beſteht, daß die wirkſamen flüßigen oder flüßig gewordenen Theile von den weniger wirkſamen durch das Verdampfen in offenen oder verſchloſſenen Gefäßen geſchieden und näher an einander gebracht werden. Auf dieſe Weiſe kann man flüßige Subſtanzen, welche mit ſchwächern flüßigen Subſtanzen, oder auch mit aufgelößten feſten Subſtanzen verbunden ſind, wirkſamer machen, dergeſtalt, daß ſie oft in kleiner Menge weit mehr ausrichten, als eben dieſelbe, wenn ſie mit ſchwächern flüßigen Subſtanzen verbunden bleibt, nicht auszurichten vermögend iſt. So kann z. E. Salpeterſaures, wenn es zu viel wäſſerichte Theile bey ſich führet, durch das Abrauchen eines Theiles Waſſers concentriret und wirkſamer gemachet werden. Zur Concentration des Eſſigs, Weins und anderer, vorzüglich ſpirituöſer, Feuchtigkeiten kann man ſich im Winter des Froſtes bedienen, als vermittelſt welchen die wäſſerichten Theile von den wirkſamern ſauern und ſpirituöſen Theilen dergeſtalt geſchieden werden, daß dieſe flüßig bleiben, da hingegen jene, die wäſſerichten, zu einem feſten Körper, nämlich zu

Eis werden. Obgleich aber nicht zu läugnen iſt, daß durch die Concentration die flüßigen Subſtanzen wirkſamer werden, ſo darf man doch nicht meynen, als wenn dieſelben zum Auflöſen der Körper und zu andern Verrichtungen nöthiger geworden, indem zur Auflöſung der Körper nicht allezeit concentrirte, ſondern vielmehr oft ſehr verdünnte und geſchwächte Auflöſungsmittel erfordert werden, und die Urſachen der Auflöſung nicht in der Concentration der wirkſamen flüßigen Theile, ſondern darinne zu ſuchen ſind, ob die Beſtandtheile der flüßigen Subſtanzen in eine andere flüßige oder feſte Subſtanz eindringen, den Zuſammenhang der Theile verändern und ſich mit den veränderten Theilen verbinden können.

Conchylien.

Unter dieſer Benennung verſteht man gemeiniglich alle hartſchalige Gehäuſe der Schnecken und Muſcheln, die ſowohl im Meere, als in ſüßen Waſſern und auf dem Lande gefunden werden. Jede Schale iſt nach dem Beſtandweſen kalkartig, aber ungemein verſchieden gebildet und gezeichnet. Sie entſteht aus dem ausgeſchwitzten und erhärteten Saft ihres Bewohners, und nimmt daher eine Bildung nach der Geſtalt ſeines Körpers an. Der Ritter Linné faſſet ſie alle unter den Namen Vermes-Teſtacea und ſie machen bey ihm die dritte Ordnung in der Claſſe der Würmer aus. In ihrem Naturſtande ſind die mehreſten mit einer unanſehnlichen Haut umgeben, doch durch putzen nnd poliren bringt man ihre Schönheiten zum Vorſchein. Sie werden in vier Hauptclaſſen eingetheilet, als 1) Vielſchalige, 2) Zweyſchalige, 3) Einſchalige gewundene, und 4) Einſchalige ungewundene. Jede Claſſe beſteht aus verſchiedenen Geſchlechtern, und jedes Geſchlecht enthält eine Menge Arten, ohne die vielen Verſchiedenheiten zu rechnen. Um inzwiſchen einen kleinen Begriff von den Mannigfaltigkeiten der Conchylien zu geben, ſo theilen wir hier nur aus jeder Abtheilung die Geſchlechter mit.

I. Vielſchalige

Käfermuſchel	.	9 Arten
Meereichel	.	10 —
Pholaden	.	6 —

II. Zweyſchalige

Klafmuſchel	.	7 —
Scheiden	.	11 —
Tellmuſchel	.	29 —
Herzmuſchel	.	21 —
Korbmuſchel	.	8 —
Dreyecke	.	10 —
Venusmuſchel	.	39 —
Lazarusklappen	.	3 —
Gienmuſchel	.	14 —
Archen	.	17 —
Kammmuſchel	.	31 —

	Baſtarde	27 —
	Mießmuſchel	20 —
	Setckmuſchel	8 —
III.	Einſchalige gewundene	
	Schiffsboote	2 —
	Nautili	16 —
	Tuten	35 —
	Porzellanen	44 —
	Blaſen	23 —
	Walzen	46 —
	Kinkhörner	51 —
	Flügelſchnecken	29 —
	Stachelſchnecken	61 —
	Kräuſel	26 —
	Mondſchnecken	60 —
	Schnirkelſchnecken	60 —
	Schwimmſchnecken	25 —
	Meerohren	7 —
IV.	Einſchalige ungewundene	
	Klippkleber	36 —
	Meerzähnchen	8 —
	Röhrenſchnecken	16 —
	Holzbohrer	1 —
	Sandköcher	7 —

Es hat alſo der Ritter Linné ſchon 814. Hauptarten bemerket, woran gleichwohl noch viele fehlen. Eine beſondere Nachricht von jedem Geſchlechte ſiehe an ſeinem Orte.

Conchyliencabinet.

Dieſen Namen verdienet eben nicht jede Conchylienſammlung, ſondern nur diejenige, welche ſich durch Menge, Verſchiedenheit, Güte und Vollſtändigkeit vorzüglich empfiehlet. Man hat bey ſelbigen erſt auf die Vollſtändigkeit, dann auf die Güte der Stücke, und endlich auf ihre Ordnung und Einrichtung zu ſehen. In Abſicht auf die Vollſtändigkeit ſuchet man ſo viel möglich von jeder Art zwey gleiche Exemplaria von mittelmäßiger Größe zu beſitzen; denn ganz kleine werden nicht geachtet, und die ſehr groſſen Stücke dienen nur zum Putz auf die Schränke; nebſt dieſen wählet man von jeder Art auch noch zwey bis drey Paar der ſchönſten Verſchiedenheiten, um ihre Abweichungen in den Farben und Zeichnungen zeigen zu können. Unter ſolche Arten nun werden vorzüglich die Papiernautili, die Admirale, die Wendeltreppe, das Sonnenhorn, die Seetonnen, das Opferhorn, die Orangefahnen, die Weberſpule, die Venusmuſchel, gerippte Venus, Narrenkappe, Winkelhacken, Creutzmuſchel, Lorbeerblatt, Compaßmuſchel, Hahnenkämme, Lazarusklappen und dergleichen, ſelten oder minder häufig vorkommende Exemplare am erſten geſuchet. Was die Güte der Stücke betrifft, ſo ſchicken ſich keine zerbrochene, oder verkalkte, oder blaßfärbige, abgenutzte Stücke hinein, ſondern ſie müſſen alle, wie die Holländer ſagen, Top-ſchoon ſeyn, das iſt, von unten bis an die Spitze ohne Fehler, in ihrem vollkommenen Glanze, nicht aber zu ſehr poliret, oder gekünſtelt, ſondern in ihren

ihren natürlichen und beſten Farben und Zeichnung prangen. Was nun die Ordnung und Einrichtung betrifft, ſo kömmt dieſes ſehr auf die Kräfte und den Geſchmack des Beſitzers an. Sie auf verſchieden gefärbten Sammet, oder mit Baumwolle unterlegten Atlas in vergoldeten Ramen zu legen, iſt nur das Werk großer Herrn, und gehöret auch zur Naturgeſchichte eigentlich nicht. Das aber will doch erforderlich ſeyn, daß man ſie Reihenweiſe, nicht zu ſparſam, und nicht zu voll, in Laden nach einem gewiſſen Syſtem ordne, wozu ſich allerdings das Linneiſche recht gut ſchicket, wenn man die Laden durchgängig drey Zoll hoch machet; denn in dieſem finden doch die mehreſten Arten Platz. Wie aber alsdenn die Ordnung müſſe beſchaffen ſeyn, läßt ſich aus dem Syſtem, und aus dem obigen Artikel Conchylien leichte ſchließen. Eben ſo ſchön würde ſich auch eine Sammlung herausnehmen, wenn man ſie nach dem Syſtem des D. Martini ordnen wollte; wenigſtens iſt nöthig ſich ein gewiſſes Syſtem zu wählen, nach welchem man alle und jede Stücke catalogiſiren und numeriren kann; denn ohne dieſes iſt auch die beſte Sammlung weder lehrreich noch brauchbar. Nicht minder iſt es dienlich einer ſolchen Sammlung einige Laden durchgeſchnittener Conchylien beyzufügen, um theils ihren innern Bau, theils aber auch einige Geſchlechtsmerkmale an der Beſchaffenheit ihrer Windung, Spindel, oder Concameration wahrzunehmen. Die Schränke müſſen nicht höher ſeyn, als daß man bequemlich in die oberſte Lade beym hervorziehen hineinſehen kann, und ſich bey der unterſten Lade nicht bücken darf, um die Gegenſtände zu betrachten.

Concretionen.

S. Steinwüchſe.

Condoma.

Unter dieſem Namen findet man in des Grafen von Büffon allgemeinen Hiſtorie der Natur ein vierfüßiges Thier angeführet, das ſich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufhält. Es wird aber von dieſem berühmten Naturforſcher nur der Kopf dieſes Thieres beſchrieben, weil er nichts weiter von ihm geſehen hat. Derſelbe kömmt mit den Köpfen der größten Hirſche überein; nur hat er nicht ſolche Geweihe wie der Hirſch, ſondern zwey große Hörner, welche wie die Hörner der Gazelle, eine doppelte Biegung haben. Der Graf von Büffon vermuthet, daß es eben dasjenige Thier ſey, deſſen Kolbe in ſeiner Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung unter

dem Namen einer wilden Ziege gedenket. Dieſe Ziege, wie der itzt genannte Schriftſteller S. 42. des 3 Th. meldet, iſt ſo groß, wie ein großer Hirſch; ihr Kopf iſt ungemein ſchön, und mit zwey glatten, krummen und ſpitzen Hörnern gezieret, die drey Schuh lang ſind und deren Spitzen zween Schuh weit von einander abſtehen. Von der Stirne an längſt dem ganzen Rücken ſieht man einen weißen Streif, der ſich über dem Schwanze endiget. Ein anderer Streif von eben dieſer Farbe durchſchneidet den erſtern unter dem Halſe, der davon ganz und gar umgeben wird. Es giebt noch zween andere von eben der Art, einen hinter den Vorderbeinen, und den andern vor den Hinterbeinen; dieſe umgeben den ganzen Leib. Das Haar, womit der übrige Körper bedecket iſt, fällt ins Graue, und hat einige kleine rothe Flecken, dasjenige ausgenommen, was unter dem Bauche iſt, und weis ausſieht. Der Bart dieſes Thieres iſt grau, und ſehr lang. Seine Beine ſind zwar lang, aber doch wohl proportionirt.

Condondum.

Unter dieſem Namen beſchreibet Rumph einige Bäume, welche auf den Moluccischen Inſeln wachſen, und daſelbſt im Februar und März eine Frucht tragen, von der Größe eines Endeneyes; unter der äußerlichen, gelben, glatten Schale, liegt ein ſaftiges Fleiſch, welches faſt wie faule Aepfel riechet, einen ſauern Geſchmack hat, und den großen holzigen Kern umgiebt. Die Einwohner pflegen die Frucht mit Salzwaſſer einzulegen, um ſolche dadurch gelinder zu machen, und nachher als ein Gewürze bey Fiſchen und andern Speiſen zu gebrauchen. Die eine Art dieſer Früchte iſt äußerlich mit Warzen beſetzet und bleibt grün, das Fleiſch derſelben iſt auch angenehmer, und weinſäuerlich von Geſchmacke, daher ſolche ſowohl roh gegeſſen, als mit Fiſchen gekochet wird.

Conepatl.

Ein Amerikaniſches vierfüßiges Thier, von der Gattung der Stinkthiere, Viuerra putorius L. Beym Catesby kömmt es unter dem Namen der Amerikaniſchen Iltis vor, und beym Briſſon heißt es die geſtreifte Iltis, putois rayé, weil es in ſeiner Bildung, ſo wie auch in Anſehung ſeiner Größe, von der gemeinen Iltis nicht ſehr unterſchieden iſt, außer daß es eine etwas längere Naſe hat. Es iſt ſchwarz, hat aber mitten auf dem Rücken einen langen weißen Streif, und noch auf jeder Seiten zween andere dergleichen Streiſe, die mit jenem faſt parallel gehen, und ſich vom

Kopfe

Kopfe bis an den Schwanz erſtrecken. Es hält ſich in Höhlen und Baumlöchern, auch zum Theil auf den Bäumen auf, weil es gut klettern kann, und iſt ein Todtfeind der Hühner und Vögel, deren Eyern und Jungen es vornehmlich nachzuſtellen pfleget. Wird es von Menſchen oder Thieren verfolget, ſo läuft es ſo lange es kann, und ſuchet ſeine Zuflucht auf einem Baume. Iſt es aber in die Enge getrieben oder vom Laufen ermattet, ſo ſpritzt es ſeinen Urin gegen diejenigen, von denen es verfolget wird. Der Geſtank deſſelben iſt ſo abſcheulich, daß auch die Hunde dadurch gleich zurückgejaget werden. Kalm erzählet, es habe ein Frauenzimmer einmal ein ſolches Thier im Keller angetroffen und getödtet; dadurch ſey der Keller den Augenblick mit einem ſolchen entſetzlichen Geſtanke angefüllet worden, daß dieſes Frauenzimmer nicht nur davon eine Krankheit bekommen, ſondern daß auch das Brod, das Fleiſch und alles übrige, was ſich von Lebensmitteln in dem Keller befunden, unbrauchbar geworden ſey.

Coneſſirinde.

Coneſſirinde wird in den Verſuchen der Edinburgiſchen Geſellſchaft als ein bewährtes Mittel wider die rothe Ruhr angeführet. S. 3 Band 34 S. der deutſchen Ueberſetzung. Der Baum wächſt an der Küſte Coromandel und ſoll mit dem Cadogapala des Malabariſchen Gartens übereinkommen. Zur Zeit iſt dieſe Rinde bey uns nicht eingeführet, und wir bemerken hier nur, wie das Pulver derſelben als eine Latwerge mit Orangenſyrup gebrauchet werde; wobey ſonderbar ſcheinet, daß die Rinde friſch geſtoßen ſeyn, und die Latwerge alle Tage neu gemachet werden müſſe, ſonſt verliere ſie den anziehenden, angenehm bitterlichen Geſchmack, und leiſte in den Gedärmen nicht die gehörige Wirkung.

Confectſchinkchen.

Es iſt dieſes eine nicht große, feine, röthliche, oder äpfelblüthenfärbige Telline, welche an ihrem einem Ende mit einem abgeſetzten Bogen oder Ecke ſchmal ausläuft, da ſie am andern viel breiter iſt, welches ihr einigermaaßen die Geſtalt eines kleinen Schinken giebt, ob ſie gleich von den eigentlichen Schinkenmuſcheln ganz und gar verſchieden iſt; denn ſie hat ein ordentliches Schloß mit drey Zähnchen, ſo wie alle Tellinen, iſt in die Quere länglicht, und etwa einen Finger lang, aber keinen Zoll breit, dazu platt und dünnſchalig. Bey den Holländern wird ſie Banket Hametje genannt, und kömmt aus Oſtindien. Sie iſt des Linne' Tellina

lina roſtrata, gen. 305. Sp. 55.

Congers.

Congers, oder Meeraale, S. unſern Artikel Aal, S. 16.

Coninghviſch.

Coninghviſch, bey den Holl., Guarapucu, bey den Braſil. und Cauala, bey den Portugieſ. nach dem Marcgrav ein Fiſch mit einem langen Leibe, faſt gleichen, ſich nur gegen den Schwanz verjüngenden, Dicke, gemeiniglich ſieben Fuß lang, in der Dicke eines menſchlichen Leibes; Kopf und Schnautze ſehr zugeſpitzt; rundlichſpitzige, reihenweiſeſtehende Zähne; große cryſtalliniſche Augen, mit einem ſilbernen Ringe; acht Floßen, nämlich zwo nach den Kiemen, recht an den Seiten vorragende, einen ſpitzigen Dreyangel vorſtellende; auf dem Anfange des bogichten Rückens eine dünne, ſchmale, ſich verjüngende; nach ſelbiger gegen den Schwanz eine mehr erhabene dreyanglichte; unter ſelbiger am Unterbauche eine dergleichen, aber viel ſpitzigere; zwo kleinere dergleichen, unter den Kiemenfloßen am Vorderbauche; und der Schwanz mit einer großen, einen ſpitzig gehörnten, Mond vorſtellenden, Floße und zwoen Finnen bebrämet. Nach den großen dreyanglichten Floßen des Rückens und Hinterbauches bis zum Schwanze, zeigen ſich nach oben und unten acht kleine, wenig erhabene und breitlichere Finnchen, wie abgeſtutzte Federbüſchchen. Er hat eine ſilberfarbene Haut, welche am Bauche weniger, am Rücken mehr, mit Blau vermiſchet, glänzet. Die von den Kiemen, bis in den Schwanz bogicht lauffende Mittel- oder Seitenlinie iſt gleichſam ſehr fein gezähnelt, und aus dergleichen Schüppchen zuſammengeſetzet. Der Fiſch iſt von gutem Geſchmacke, und wird, nach dem Geßner, wie Marcgrav bemerket, Lateiniſch Scomber, Deutſch, Thun, Makkrele, genannt; doch ſetzet der Herausgeber, Joh. de Laet, hinzu, daß die Geßneriſche Zeichnung des Scombers mit der des Marcgravs nicht übereinkomme, ſondern die Zeichnung des Thuuni, welche Geßner von Venedig erhalten, der Marcgraviſchen mehr ähnliche; wovon Aldrovand, B. 11. Cap. 53. nachzuſehen. Doch S. Thun, Pelamys, 6. des Kleins.

Contrayerva.

Contrayerva haben die Spanier eine Wurzel genannt, welche vorzüglich dem Gifte widerſtehen ſoll, daher auch ſolche den Namen Peruvianiſche Giftwurzel erhalten; von welcher Pflanze ſelbige aber eigentlich genommen werde, iſt

iſt man lange Zeit ungewiß geblieben. Hernandez hat ſolche für eine Art Paſſionsblume, Banniſter für eine Commeline, Camellus für eine Kämpferie, und Sloane für eine Art Oſterlucey ausgegeben; Wilh. Houſton aber, ein Engliſcher Wundarzt, hat die Contrayervenwurzel auf den Bergen bey Vera Crux ſelbſt geſammelt und gefunden, daß ſie zu dem Geſchlechte der Dorſtenie gehöre. Es iſt mithin diejenige, welche Hr. von Linné Dorſtenia Contrayerua genennet. Hr. v. Juſſieu hat zwar in den Schriften der Pariſer Academie 1744 eine andere Pflanze bekannt gemachet, nämlich die Pſoraleam proſtratam L. deren Wurzel auch Contrayerva, allein die weiße, genennet wird. Dieſe iſt von derjenigen, welche man bis hieher in den Apotheken aufbehalten, gänzlich unterſchieden. Die Wurzel iſt ohngefähr zween Finger dicke, die äußerliche, rauh anzufühlende, knotichte Schale ſchwarz, das innerliche aber weiß und hat einen ſüßlich gewürzhaften Geſchmack. Sie wächſt im mittägigen Amerika, ſonderlich der Provinz Gujana, und ſoll eben diejenigen Kräfte beſitzen, welche man der bisher gebräuchlichen zugeeignet. Die gewöhnliche, welche man die bittere Contrayerve nennen könnte, wächſt in Neuſpanien, Mexico, Peru und auf der Inſel St. Vincent. Die friſche Wurzel iſt ſchuppicht, oder hat viele Knoten, welche ſchuppicht ſcheinen, ſie ſteigt ſchief in die Erde, und iſt mit vielen äſtigen, weit ausgebreiteten Fäſerchen verſehen; aus derſelben treiben einige, vier bis fünf Zoll lange, rauhe, in ſpitzige und zackige Einſchnitte getheilete, dunkelgrüne, langgeſtielte Blätter und zugleich drey oder vier Blumenſtängel, welche länger als die Blattſtiele ſind, und Blumen von beſonderer Geſtalt tragen. Hr. von Linné hat ſelbige nur nach einer getrockneten Pflanze beſchrieben, daher vielleicht die Geſchlechtskennzeichen nicht genau genug angeben können. Jeder Blumenſtängel verbreitet ſich in einen gemeinſchaftlichen, großen, platten, eckichten Blumenhalter, welcher in der Mitte mit vielen kleinen Blümchen, am ganzen Umfange aber mit ſchwarzen Schuppen beſetzet iſt. Jedes Blümchen hat ſeinen eigenen, viereckichten, hohlen, mit dem Blumenhalter verwachſenen Kelch, aber kein Blumenblatt, ſondern nur vier dünne, kurze Staubfäden mit rundlichen Staubbeuteln, und einem rundlichen Fruchtkeime, auf welchem der einfache Griffel mit einem ſtumpfen Staubwege ruhet. Auf dem Blumenhalter, welcher nach und nach fleiſchichter geworden, ſitzen viele rundliche,

ſpitzige,

ſpitzige, kleine, weiße Saamen. Hr. von Linne' beſchreibt noch einige andere Arten dieſes Geſchlechts; da aber ſolche weder in unſern Gärten vorkommen, noch in der Arzneykunſt gebräuchlich ſind, übergehen wir ſolche. Die Wurzel der itzt beſchriebenen Pflanze wird in den Apotheken aufbehalten, und iſt ein oder zween Zoll lang, runzlicht, oberwärts gleichſam mit Schuppen beſetzet, hart und dicht, äußerlich braunroth, oder ſchwärzlich, inwendig weiß, von Geſchmack ein wenig anziehend und bitter, mit einer mäßigen Schärfe; wenn man ſie lange in dem Munde behält, giebt ſie einen gelinden gewürzhaften Geruch von ſich. Cluſius ſchreibet die Blätter dieſer Pflanze wären ein heftiges Gift, die Wurzel aber ſey ein Gegengift nicht nur für dieſes, ſondern auch für andere Gifte. Sie erwärmet und zertheilet, treibt häufigen Schweiß und Urin, und wurde ehedem in allen hitzigen Krankheiten gelobet. Jetzo wird ſie in den letztern ſelten gebrauchet, und von einigen nur zu Beförderung der Verdauung, Zertheilung der Blähungen, und überhaupt als eine gewürzhafte Arzney angeſehen, welche vor andern dergleichen nichts voraus hat. Man giebt das Pulver von einem Scrupel bis halben Quentchen, oder bereitet aus einem oder zwey Loth einen Trank. In Deutſchlands Gärten wird dergleichen Pflanze wohl ſchwerlich anzutreffen ſeyn, daher wir auch von derſelben Wartung nichts erwähnen.

Copaiva.

S. Balſam.

Copalbaum.

Copalbaum, derjenige, welcher das Gummi Copal, oder vielmehr Copalharz liefert, gehöret zu dem Geſchlechte Rhus, von welchem wir verſchiedene Arten unter beſondern Namen anzuführen, nicht füglich Umgang nehmen können, weil ſolche faſt allgemein angenommen worden. Es iſt dieſer Baum Rhus Copallinum Linn. wächſt in Amerika, ſonderlich in Virginien und Carolina, erreicht gegen zwanzig Fuß Höhe, theilet ſich in viele Aeſte, und hat gefiederte Blätter, welche aus fünf oder ſechs Paar kleinen, völlig ganzen, zugeſpitzten Blättchen beſtehen; am Ende ſteht ein einzelnes. Die Ribbe, oder der verlängerte Stiel, an welchem dieſe hangen, machen dieſen Baum leicht kenntlich. Es iſt ſelbiger auf beyden Seiten durch eine ſchmale, vorragende, blättrige Haut geflügelt, und an denjenigen Orten, wo die Blättchen anſitzen, gleichſam durch Gelenke abgetheilet, ſo daß von einem Blätt-

chen zu dem andern ſich ein dergleichen häutiger Flügel der Länge nach hinzieht. Aus dem Ende der Aeſte treiben die Blumenbüſchel. Der fünffach getheilte Kelch umgiebt fünf Blumenblätter, fünf kurze Staubfäden und drey Griffel. Die rundliche Beere enthält einen ſteinichten Saamen. Aus dieſem Baume fließt entweder von ſich ſelbſt, oder durch angebrachte Ritze, ein weißer, durchſichtiger, harziger Saft, welcher ſich ſogleich verdicket, und als ein feſtes, durchſichtiges, citrongelbes, zuweilen mehr weißliches, auch wohl mehr bräunliches Harz, ſonderlich aus Neuſpanien, zu uns gebracht wird. Es hat ſolches einen ſchwachen Geruch, auf glüenden Kohlen aber giebt es einen angenehmen Geruch von ſich, deswegen auch die Amerikaner dieſes Räucherwerk, ihren Götzen zu Ehren, anzuzünden pflegen. Es wird gemeiniglich nur zu Firniſſen gebrauchet, welche dadurch eine Feſtigkeit erhalten, und ſich fein glatt auflegen laſſen. Die Aerzte bedienen ſich deſſen ſelten, kann aber doch, wie andere dergleichen, bey Flüſſen der äußerlichen Theile zum Räuchern angewendet werden.

In der natürlichen Geſchichte von Louiſiana wird ein Copalbaum erwähnet, auch der daraus verfertigte Balſam höchſtens gerühmet; ob dieſer mit dem vorher beſchriebenen einerley ſey, iſt nicht zu beſtimmen. Und da einige vorgegeben, als ob das Copalharz aus verſchiedenen Bäumen geſammlet werde, ſo kann wohl dieſer ein ganz anderer ſeyn. Er hat nach der Beſchreibung, S. Hamburg. Magaz. 14 Band, und 594 S. eine rauche und ſchwarze Rinde, und dergeſtalt zartes, weißes Holz, daß, wenn man es abbricht, aus der Mitte fünf bis ſechs Fuß lange Ruthen herausgezogen werden können. Es iſt ſolches zu keiner Holzarbeit zu gebrauchen, weil es ſich beſtändig wirft und wunderliche Figuren annimmt; es ſoll nicht einmal zum Trennen taugen, weil es einen gar zu ſtarken Geruch hat, daher es auch die Miſſionarien zum Räuchern gebrauchen. Der Copalbalſam iſt ein vortreffliches Mittel das Fieber zu vertreiben, und wird zu zehn bis zwölf Tropfen in Brühe eingegeben. Er heilet die Wunden in kurzer Zeit, dienet auch bey der Lungenſucht, Bauchſchmerzen, und vielen andern Krankheiten. Warum aber hat man ſich nicht längſtens Mühe gegeben, dieſes vortreffliche Mittel zu erlangen? Wie die Wartung des Copalbaumes anzuſtellen, lehret Hr. Miller.

Copra.

S. Cocosbaum.

Coquallin.

Dieſen Namen hat der Graf von Büffon aus dem ſchwer auszuſprechenden mexikaniſchen Worte Coztiocotequallin gemachet, womit ein Amerikaniſches, vierfüßiges Thier bezeichnet wird, daß auch unter der Indianiſchen Benennung Quaulucallotquapachli bey den Schriftſtellern vorkömmt. Einige nennen es das pomeranzenfärbige Eichhörnchen, welche Benennung auch in der That nicht unſchicklich iſt, indem es zum Theil dieſe Farbe hat und auch in vielen Stücken, vornehmlich in Anſehung der Geſtalt des Körpers und des Schwanzes unſern Eichhörnchen gleicht. Es iſt aber etwas größer und faſt noch einmal ſo groß als das gemeine Eichhörnchen, von dem es ſich auch nicht nur in Anſehung der Farbe, ſondern auch in Anſehung der Ohren, die nicht, wie die Ohren der Eichhörnchen, oben mit pinſelförmigen Haarſpitzen beſetzet ſind, und in Anſehung der Lebensart unterſcheidet. Seine Farbe iſt vorzüglich merkwürdig. Denn, nach der Beſchreibung des Herrn Daubenton, ſind die Ohren und das Ende der Schnautze weiß. Der Untertheil und die Seiten des Kopfes haben eine ſchwarze Farbe, mit einigen röthlichen und pomeranzenfärbigen Schattirungen, welche letztern beſonders an den Seiten des Kopfes ſehr hervorſtehen. Der Hinterkopf, der Obertheil und die Seiten des Halſes, der Rücken und die Seiten des Leibes, der Schwanz, die Schultern und die Außenſeiten der Füße haben eine untermengte ſchwarze, pomeranzengelbe und röthliche Farbe. An der Spitze des Schwanzes giebt es einige weiße Haare. Der Untertheil des Kopfes und des Halſes, die Bruſt, der Bauch, die innere Seite der Schenkel und die Füße ſind völlig pomeranzengelb. Die Barthaare und die Nägel haben eine ſchwarze Farbe.

Dieſes Thier iſt überaus liſtig und ſo wild, daß man es nicht zahm machen kann. Es beſteigt nicht, wie unſere Eichhörnchen, die Bäume, ſondern hält ſich bloß unter ihren Wurzeln und in andern Höhlen auf, welche es mit Obſt und Getraide, wovon es den Winter über lebet, anzufüllen pfleget.

Coracinus.

Ein Fiſch im Jordan, in Aſien, unterſchieden vom Chorax, Meerraben, Richter. Aber der

Coracinus des Salvians und Willughby wird vom Klein unter das Geſchlechte der Parſche, Perca 12. und 13. gerechnet; Engl. Crowfiſh; und noch ein

Coracinus, Coruulus fluuiatilis, Rappe, unter die Schwaale, Leuciſcus 1.

Corallen.

Corallia. Unter dieſem allgemeinen Namen begreift man gemeiniglich diejenigen Körper, welche im Meere unter dem Waſſer gefunden werden und in Anſehung der äußerlichen Geſtalt den Pflanzen zwar ähnlich, der innerlichen Beſchaffenheit nach aber von ſelbigen gänzlich unterſchieden ſind. Da aber einige derſelben weich und biegſam, andere holzicht, mit einer Cruſte überzogen, noch andere hornicht, und wieder andere mehr hart und ſteinicht ſind, hat man daraus verſchiedene Hauptgeſchlechter gemachet, und beſonders die hornartigen, Ceratophyta, ſteinartigen, Litophyta genañt, und zu dieſen letztern vorzüglich die Corallen gerechnet, welche nach der verſchiedenen Beſchaffenheit wieder in einige Untergeſchlechter, z. E. Madrepora, Millepora, u. ſ. f. abgetheilet werden. Wir übergehen die andern und bleiben jetzo bey den eigentlichen Corallen ſtehen, und wollen zuerſt eine genaue Beſchreibung der rothen Corallen, Corallium rubrum, vorausſchicken, nachher den Unterſchied zwiſchen dieſen und den ſogenannten weißen bemerken, und zuletzt anführen, was wegen der Corallen in ältern und neuern Zeiten für verſchiedene Meynungen geheget worden. Die rothe Coralle ſieht einem, von Zweigen abgeſtumpften Bäumchen, daran keine Blätter mehr ſind, ziemlich ähnlich. Sie hat unten einen breiten Fuß, womit ſie an Felſen, Steinen, Muſcheln, und andern Körpern befeſtiget iſt. Ob dieſer Theil nur zur Befeſtigung diene, und dadurch die Coralle aufrecht erhalten werde, oder ob ſolcher einen andern Nutzen habe, kommen die Naturlehrer nicht mit einander überein. Das erſte glaubet Donati, und mit ihm viele Neuere, und will nicht zugeben, daß ſolcher ſtatt der Wurzel diene und dem übrigen Körper dadurch einige Nahrung zugeführet werde, indem derſelbe abgebrochene und von ihrem Fuße getrennete Corallenſtücke im Meere angetroffen, welche fortgewachſen und ſich vermehret haben. Daher auch ſchon Tournefort behauptet, daß ſich der Schleim aus dem Meere, als die Nahrung der Corallen, von außen an den Stamm und die Aeſte anlege, und weiter in das Innere eindringe; Herr Ludwig aber hat in einer Streitſchrift vom Wachsthume der Corallen das Gegentheil behaupten und beweiſen wollen, wie dieſer Theil die wirkliche Wurzel der Corallen vorſtelle, und den Nahrungsſaft wirklich an ſich ziehe. Aus dem Fuße ſteigt eine Art Stängel in die Höhe, welcher ſich in einige Aeſte, und dieſe wiederum in andere verbreiten. Die meiſten Aeſte entfernen ſich von einander,

bisweilen wachſen auch zween derſelben an einander, und vereinigen ſich unter einander, ſo daß ſie nur einen ausmachen. Oft ſieht man Aeſte, welche einzeln geweſen, einander aber hernach begegnet, und daſelbſt zuſammengewachſen ſind. Man hat auch geſehen, daß aus zween zuſammengewachſenen Aeſten nur ein einziger hervorgetrieben war. Die Aeſte pfleget man bey den Corallen Zinken zu nennen. Der Fuß, der Stamm und die Aeſte beſtehen aus einerley Weſen, und ſind nach der innerlichen Beſchaffenheit einander völlig gleich. Man kann an den Corallen die innerliche Materie oder den Körper, und die darüber liegende Rinde, welche doppelt iſt, füglich unterſcheiden. Rinde und Körper zeigen, wenn die Coralle noch im Meere iſt, verſchiedene Härte. An den Spitzen der Aeſte iſt der Körper etwas weniger hart, als die Rinde; an etlichen Stellen, nicht weit von den Spitzen iſt Rinde und Körper gleich hart; die ſtarken Zweige und der Stamm ſind am härteſten. Wenn man dieſe Corallen, an welchen nichts verletzet iſt, und welche einerley Farbe haben, durch das Vergrößerungsglas betrachtet, zeiget ſich der Körper überall einerley und allenthalben gleichförmig, glänzend, ohne Löcher und Tiefen, und alles iſt tüchtig, vollkommene Politur anzunehmen. Vielfärbige Corallen, als gelblicht roſenfarbene, auch roſenfarbene allein, haben dieſe Güte nicht, und man bemerket an ihnen viele, rund herumgehende Linien, oder um den Mittelpunct gedrehte Ringe, deren einige roſenfarben, andere gelblicht oder weiß, etliche von ſtärkerer, andere von ſchwächerer Farbe ſind; daher auch Geoffroi davor hält, daß vielleicht alle Corallen roth gefärbet ſeyn, und ſolche nur manchmal, wegen eines kranken Umſtandes, weiß würden, oder von dem Alter ausgetrocknet, gleichſam zu grauen anfiengen. Gewiß ſind die weißen Corallenzinken von den rothen nur in Anſehung der milchichten Farbe unterſchieden. Der Corallenkörper, ſo hart er auch iſt, kann doch vom Alter oder andern Zufällen zernichtet werden, welches ſonderlich auf die Abſonderung der Rinde erfolget. Alsdenn kriechen die Inſecten durch die kleinſten Löcherchen in den Körper, zerfreſſen ſolchen inwendig, bauen ſich faſt runde Zellchen, und laſſen dazwiſchen die dünnſten Wände ſtehen, wodurch die Coralle zu nichte wird, und zum Verarbeiten nicht mehr dienet. Auswendig iſt der Körper einer geſunden Coralle mit Furchen und Runzeln beſetzet. Dieſe Runzeln ſteigen vom Fuße gerade aufwärts an dem Stamme und den Aeſten; an den dünnen Zweigen fallen ſie nicht ſehr in die Augen,

gen, und ſind bisweilen daſelbſt gar nicht vorhanden. Sie ſind nicht glatt, ſondern ungleich, knoticht und warzenartig, und ihre Oberfläche beſteht gleichſam aus den allerkleinſten Halbkügelchen. Die faſt marmorartige Materie des Körpers wird von der Gewalt des Feuers zum allerfeinſten aſchenfarbigen Pulver. Den Körper bedecket eine doppelte Rinde. Die innere, welche die auswendigen Runzeln, oder die Oberfläche des Körpers, oder harten Theile bedecket, iſt ein weißer oder bleicher Ueberzug, mittelmäßig weich, und beſteht aus verſchiedenen Häuten voller Gefäße und Bläschen, die ſich als ein Netz ausdehnen. Man ſieht auch darinne beſondere andere Gefäße, welche einen weißlichten Saft enthalten, der ſich durch alle Bläschen oder Häutchen ergießt. An ſolchen Gefäßen haften annoch überaus kleine rothe Körperchen, und ſind mit einander durch andere kleine Häutchen vereiniget. Die Zahl dieſer runden Kügelchen iſt wenig; der meiſte Theil dieſer Rinde beſteht aus weißen Häutchen, daher ſie auch mehr weiß als roth ausſieht; und da dieſe Decke unmittelbar am Körper liegt, ſo leget ſie auch dahin ihre rothen Körperchen ab, und daher kommen die Runzeln, und das Anſehen, daß ſie als kleine, halbverſteckte Küchelchen erſcheinen. Ueber dieſer weißen Decke liegt die auswendige Rinde. Dieſe iſt weich, von Zinnoberfarbe, oder vielmehr etwas heller, als die Corallenfarbe des inwendigen Körpers, beſteht aus den allerfeinſten Häutchen oder Fädchen, an welchen eine große Menge rothe, runde Küchelchen haften, und wodurch die Farbe ſtärker gemachet wird. Durch dieſe äußerliche Rinde laufen, wie das Vergrößerungsglas zeiget, kleine Gefäßchen, welche ſeitwärts wieder andere auswerfen, und dieſe haben mit den Häutchen eine Gemeinſchaft. Dieſe Gefäße enthalten einen milchartigen Saft, wodurch die Coralle ernähret wird. Die Oberfläche der Rinde iſt an neuausgefiſchten Corallen ſchlüpfrig, ungleich, an einer Stelle ein wenig erhaben, an der andern breiter und ebener. Auf vielen Stellen dieſer äußerlichen Rinde erheben ſich kleine Beulchen oder Bückelchen, die man ſchon mit bloßen Augen erkennen kann; unten ſind ſie breit und rund, werden oben ſchmäler, und endigen ſich gemeiniglich in acht gleiche oder ungleiche, rundliche Einſchnitte oder Zacken, welche die Oeffnung einer jeden ſolchen Breite, ſo vielmehr eine Zelle iſt, ausmachen.

Die ſogenannte weiße Coralle, welche von der rothen ganz verſchieden iſt, hat keine Rinde oder Ueberzug, ſondern beſteht allein aus

 dem

dem harten, ſteinartigen Körper, welcher ſich in viele und unordentlich geſtellte Aeſte verbreitet, die auch öfters dicker als der Stamm ſind. Alle haben innerlich mehr oder weniger Höhlchen oder Zellen, welche durch Querwände abgetheilet, und jede Höhle wieder in ſieben kleinere Zellen, vermittelſt anderer Wände, der Länge nach abgeſondert werden. Das äußerſte der Zinken ſtellet einen ausgehöhlten, und um und um mit kleinen Löchern durchbohrten Becher vor.

Was nun dieſe, ſonderlich bey der rothen Coralle beſchriebenen, Theile eigentlich ſind, und ob Corallen, Madreporen und andere dergleichen ſteinartige Seegewächſe, zu dem Stein- Pflanzen- oder Thierreiche zu zählen, ſind die Naturforſcher nicht einſtimmig. Wegen der Härte hat man ſolche ehedem dem Steinreiche einverleiben wollen, welches aber in neuern Zeiten niemand weiter behauptet. Viele haben ſolche als wahre Pflanzen betrachtet, und nach des Grafen von Marſilli Beobachtungen, ſollte man faſt daran nicht zweifeln. Indeſſen haben die Herren Peyſonel und Bernh. Juſſieu eine ganz neue Lehre auf die Bahn gebracht, welche auch vom Reaumür, Trembley, Linnäus, Ellis, Schäfern und andern angenommen und weiter ausgeführet worden. Nach deren Meynung ſind dieſe Körper Wohnungen und Behältniſſe verſchiedener Thierchen, und ſogenannte Thierpflanzen, Zoophyta. Wie in den Muſcheln gewiſſe Thiere leben und wohnen, und dieſe ſich ſelbſt dergleichen Häuſer bauen, oder wie Bienen mit dem Wachſe ſich Zellen bauen, eben ſo bauen andere Thiere ſich ſteinichte Wohnungen und Zellen, welches eben die Corallen und dergleichen Meerkörper ſind, und haben in dieſen ſteinichten Behältniſſen ihren Aufenthalt. Zu dieſer Meynung hat vielleicht eine beſondere Beobachtung des Herrn Marſilli Anlaß gegeben. Es hat derſelbe die, auf der äußerlichen Rinde der rothen Corallen bemerkten, Warzen nicht allein geſehen, ſondern auch ſchon wahrgenommen, daß ſich ſelbige von einander theilen, öffnen, und gleichſam einen ſechseckichten Stern vorſtellen; andere haben daran acht Ecken bemerket. Dieſen ſechs- oder achteckichten Stern hat Marſilli für die Blume, oder vielmehr den Kelch angenommen, demſelben noch acht Staubfäden und einen Griffel zugeeignet, und vorgegeben, wie dieſe Blumen nach dem Aufblühen wiederum verwelken, ſich in Geſtalt eines Kügelchens ſchlöſſen, Milch und Saamen enthielten und endlich abfielen, woraus neue Corallen hervorwüchſen. Die Marſilliſchen Blumen ſind nun, nach der andern Meynung,

Thierchen, und gemeiniglich Polypen. Bey der rothen Coralle liegt in jeder Zelle einer als in ſeinem Neſte. Er iſt, nach Donati Beſchreibung, weiß, weich, und ſtellet einen Stern von acht gleichen Strahlen vor, und jeder Strahl hat wieder an beyden Seiten Nebenſpitzen. Aus dem Mittelpuncte dieſes ſternförmigen Körpers tritt eine ſchüſſelartige Muſchel hervor, im Anfange etwas ausgebreitet, oben weit offen, mit acht breiten Furchen und eben ſo viel Ribben. In jeder Furche iſt ein Strahl feſte. Jenſeit der Muſchelſchale und durch den Mittelpunct des Sternes geht ein langrundes Stückchen fort, welches der Bauch des Thierchens iſt. Dieſes Thierchen bleibt, ſo lange es lebet, und keine Gewalt leidet, beſtändig in ſeiner Zelle, obgleich das Stück Coralle, darinnen es liegt, von ſeinem Stamme abgebrochen iſt. Wenn eine Coralle aus dem Meere gezogen iſt, muß man ſolche gleich wieder in Meerwaſſer legen, da denn dieſes alles, durch Hülfe des Vergrößerungsglaſes, geſehen werden kann. Wird aber die Coralle aus dem Waſſer genommen, oder nur im Waſſer angerühret, ſo geht der Polype ſogleich in ſein Zellchen, verſchließt ſeine beſondere Schale, zieht ſeine Strahlen ein, und verkürzet ſich ſelbſt dermaßen, wie die Schnecke ihre Hörner einzieht. Und ſo ſieht der Polype aus, wenn er aus dem Meere gezogen wird. Man ſollte ihn mit bloßen Augen für einen Tropfen Milch anſehen. Und die wahre Nahrungsmilch der Corallen iſt auch in dieſen Thierchen, und wenn die Rinde der Corallen gedrückt wird, und dadurch der Polype herauskömmt, ſcheint er allemal Milch an ſich zu haben.

Da man alſo, nach dieſen gemachten Beobachtungen, nicht ferner läugnen kann, daß Polypen oder andere Thierchen in den Zellen der Corallen und anderer Meergewächſe ſich aufhalten, ſo entſteht die Frage: ob dieſe Thiere von den Corallen hervorgebracht und gleichſam erzeuget würden, oder ob vielmehr dieſe Thierchen die Coralle ſelbſt baueten, oder ob drittens dieſe Thierchen nur die Corallen gleichſam aufſuchten, in die darinnen befindlichen Zellen einzögen, und dieſe fremde Körper zu ihren Neſtern und Behauſungen erwähleten, und auf fremde Unkoſten ſich ernähreten. Dieſe letztere Meynung haben auch von den Neuern noch viele angenommen, und ſonderlich hat Hr. Hill, in ſeinen, durch das Vergrößerungsglas angeſtellten Beobachtungen, viele Exempel von Meerpflanzen angeführet, an welchen er die Theile der Blumen und Früchte entdecket, jedoch auch zugleich wahrgenommen, wie verſchiedene

Thierchen in dieſen Gewächſen und derſelben Theilen wohnten und ſich aufhielten, ſolches aber nicht aus einer natürlichen Nothwendigkeit, ſondern von ohngefähr geſchehe, nachdem entweder die lebendigen Thierchen ſelbſt in dieſe Höhlen kriechen, oder nur die Eychen von denſelben darein geleget und daſelbſt ausgebrütet würden.

Von denen, welche den Bau der Corallen den Thierchen ſelbſt zugeſchrieben und behauptet haben, daß ſelbige auch in Anſehung der innerlichen Beſchaffenheit mit dem Thierreiche oder andern thieriſchen Behältniſſen, als z. E. den Muſcheln, eine Aehnlichkeit hätten, iſt vorzüglich Herr Ellis zu nennen, welchem viele andere beygepflichtet haben. Um dieſe Meynung, und derſelben Grund oder Ungrund beſſer einzuſehen, wollen wir noch einige, beſonders merkwürdige Umſtände anführen, und ſonderlich Herrn Ellis Vertheidigung gegen verſchiedene Gegner kürzlich wiederholen.

Herr Pallas, welcher in ſeinem Buche von den Zoophyten oder Thierpflanzen der Corallen zwar erwähnet, damit, wie er ſchreibt, ſolche Abhandlung nicht für unvollſtändig gehalten werde, da Linnäus und Ellis dieſe in ihren Werken zu den Zoophyten rechnen, ſelbſt aber ſolche für Pflanzen hält, führet verſchiedene Urſachen an, warum er der alten Meynung beypflichten, und die Corallen aus dem Thierreiche verbannen müßte, worunter diejenige vielleicht die wichtigſte iſt:

1) Daß Hr. Meeſe auf der Bergummer Heyde in Frießland einen Körper gefunden, welcher der Coralle vollkommen ähnlich war. Herr Ellis kann dieſes nicht läugnen, zweifelt aber, daß ſolcher daſelbſt gewachſen ſey, vielmehr ſcheint ihm wahrſcheinlich, daß ſelbiger dahin, als an einen fremden Ort, gebracht worden, und ſetzet hinzu, vielleicht iſt dieſer Theil von Holland ehedem von der See überſchwemmet geweſen, und dieſe Coralle, als das Waſſer ſank, daſelbſt gelaſſen, oder durch einen Sturm dahin verſchlagen worden. Man leſe von dieſem Elliſchen und Pallaſiſchen Streite die Philoſ. Tranſ. auf das Jahr 1767. oder das Neue Hamb. Magaz. im 44 St. 125 S.

2) Ein anderer Grund iſt dieſer, daß die Corallen in ihren chymiſchen Beſtandtheilen nichts thieriſches zeigen. Denn wenn ſie verbrannt werden, riechen ſie, wie Pflanzengewächſe, und erhalten, nach des Grafen Marſilli Erfahrung, weder ein flüchtiges Salz noch auch animaliſches Oel. Hr. Ellis aber widerſpricht dieſer Meynung gänzlich, und hat nicht nur ſelbſt in Gegenwart vieler andern Gelehrten eine Corallinam angebrannt,

brannt, und einen widerlichen Geruch, wie von gebrannten Knochen oder Haaren wahrgenommen, ſondern er hat auch einem andern, und in der Chymie erfahrnen Gelehrten, aufgetragen, friſche, aus der See gebrachte, Corallinam officinalem, zu unterſuchen, welcher daraus verſchiedene Feuchtigkeiten und ein flüchtiges Salz in Cryſtallen erhalten, welche alle den Violenſyrup grün gefärbet, und mit den ſauern Geiſtern heftig gebrauſet, mithin eben ein urinöſes Salz enthalten, dergleichen aus andern Thieren, bekanntermaßen, erlanget wird.

3) Herr Pallas behauptet ferner, wie die Oeffnungen in dem kalkartigen Weſen der Corallen zu klein ſind, um Wohnungen für Polypen abzugeben. Dieſe Verhältniſſe ſind nicht zu beſtimmen, und die Vergrößerungsgläſer nicht allemal hinreichend ſolche gehörig vorzuſtellen. Es giebt dergleichen Gewächſe, an welchen man gar keine Oeffnung wahrnehmen können, und doch folget nicht, daß ſie keine dergleichen haben.

4) Führet auch Hr. Pallas Exempel von Meergräſern und Waſſerfäden an, welche man für Pflanzen annimmt, und welche doch ſowohl dem äußerlichen Anſehen als der Frucht nach, mit den Corallengewächſen die größte Aehnlichkeit zeigen. Den Fucum pauonium Linn. welcher unter dem Namen der Türkiſchen Feder bekannt iſt, hat Pallas daher zu den Corallinis gerechnet; Herr Ellis aber behauptet, daß zwiſchen dieſem Fuco und den Corallen ein wirklicher Unterſchied, auch äußerlich, wahrzunehmen ſey, indem die ſchönen mehlichten, halbcirkelförmigen Streifen, die ſich auf dem Fuco befinden, nicht für ein Stein- oder kalkartiges Weſen, dergleichen die Corallen überzieht, könne gehalten werden. Dieſes mehlichte Weſen brauſet mit ſauern Geiſtern nicht, wie der kalkartige Ueberzug der Corallen, vielmehr ſcheint es von der nämlichen Beſchaffenheit zu ſeyn, als das Mehl, ſo andere Pflanzen, z. E. die Aurikel, bedecket; daß die Knoten, die man in den Corallen findet, etwas enthalten, ſo dem Saamen einigermaßen gleicht, den man in den Meergräſern oder Waſſerfäden antrifft, beweiſet nichts, indem man bey einigen Thierpflanzen gleichfalls rundliche Fruchtkeime findet, und dem ohngeachtet ſolche lange ſchon von den Pflanzen abgeſondert und dem Thierreiche einverleibet hat. Unter dem Geſchlechte Waſſerfäden oder Conferven, verſteht alſo Ellis und ſeine Anhänger eine Pflanze, welche aus einfachen oder äſtigen, knotichten oder mit Gelenken verſehenen Fäden beſteht, und deren Befruchtungswerkzeuge auf verſchiedene Art geſtellet ſind; Unter

ter der Corallina aber ein Thier, das nach Art einer Pflanze wächſt und mit dem Stamme an andere Körper befeſtiget iſt. Der Stamm beſteht aus Haarröhrchen, welche durch eine kalkartige Cruſte gehen, und ſich auf der Oberfläche mit Löcherchen öffnen. Die Aeſte davon ſind öfters mit Gelenken verſehen, und allemal in kleinere Aeſte abgetheilet, welche unter einander entweder verbunden oder nicht vereiniget ſind. Der Hauptunterſchied, auf welchen man jedesmal leichtlich Abſicht nehmen kann, beſteht in der kalkartigen Oberfläche, welche mit ſauern Geiſtern alsbald ein ſtarkes Aufbrauſen verurſachet, da die Conferven nicht das mindeſte davon leiden. Das ſauere wird das kalkartige der Coralle auflöſen, und dadurch die kleinen Gefäße, die zu den Oeffnungen auf der Oberfläche führen, dem Auge ſichtbar machen, da hingegen die Conferve unveränderlich dieſelben bleiben, und durch das ſauere vielmehr präſerviret als zerfreſſen werden wird.

5) Einen wichtigen Umſtand, woraus vielleicht abzunehmen, daß die Polypen ihre Wohnungen ſelbſt erbauen, müſſen wir aus dem Donati noch anführen. An den Gefäßen der innerlichen Rinde bey den Corallen hängen überaus kleine rothe Körperchen, welche mit einander durch kleine Häutchen verbunden ſind; dieſe Rinde, welche unmittelbar auf dem Körper der Corallen liegt, leget ihre rothen Körperchen dahin ab, und die ganze Materie der Corallen, ſcheint aus nichts andern, als ſolchen Kügelchen zu beſtehen. Woher aber kommen dieſe Kügelchen? Hr. Donati antwortet ohne Bedenken, ſie kämen von den Polypen, die in der Coralle wohnen, und würden von denſelben dahin abgeleget, indem auch die Eyer der Polypen, welche am Ende des Bauches als runde Waſſerbläßchen ſich zeigen, mit ſolchen Körperchen bedecket ſind. Dieſe Körperchen, oder Körnerchen, ſondern ſich von den Polypen ab, und weil ſie weich ſind, bleiben ſie an dem Körper, worauf ſie fallen, kleben, breiten ſich hernach unterwärts aus, und erheben ſich als ein Zellenbückelchen mit acht Runzeln, und darinnen lieget der unförmige junge Polype, bis er vollkommen iſt, da ſich denn die Zelle oben eröffnet, und der Wurm ſich ausſtrecket. So lange das Brutzellchen klein und verſchloſſen bleibt, hat ſolches nichts hartes, ſondern alles iſt weich; wenn es ſich aber öffnet, bekömmt es ein hartes Blättchen; wenn es hernach größer wird, verbreitet ſich der Fuß daſelbſt noch mehr, deßgleichen die Höhe; der mittelſte Theil aber wird enger, und alsdenn nimmt die

die Härte der Corallen ab. Das Stück, worinnen der junge Polype erzeuget worden, iſt durch deſſen Ausbrütung gewachſen, und ſolchergeſtalt ſind durch Vermehrung der Polypen neue Zweige entſtanden. Wir haben dieſes aus dem Donati deſto umſtändlicher wiederhohlet, da man hieraus zugleich das Wachsthum dieſer ſteinartigen Pflanzen, beſſer einſehn und daraus beſtimmen kann, ob die Coralle wirklich eine Pflanze, oder ein Thier, oder vielmehr etwas Mittlers zwiſchen beyden ſey.

Wir wollen von dieſen Naturkörpern, zumal da noch nicht allgemein ausgemacht iſt, ob ſolche zum Thier- oder Pflanzenreiche gehören, und woraus Hr. von Linné drey Geſchlechter, nämlich Tubipora, Millepora und Madrepora gemacht, nichts weiter anführen, ſondern nur bemerken, wie die in den Apotheken gebräuchlichen rothen und weißen Corallen zu dem letzten Geſchlechte gehören, und beym Linné unter dem Namen Madrepora rubra, und oculata vorkommen, die Corallina offic. aber unter die Thierpflanzen, unter dieſem Namen geſetzet worden.

Die rothen Corallen werden im Franzöſiſchen Meerbuſen der Mittelländiſchen See, an dem Ufer von Provence, auf den Afrikaniſchen Küſten im Mittelländiſchen Meer, im Aethiopiſchen Meere, und ſonſt gefunden, und von den ſogenannten Tauchern, mit Hülfe beſonderer Werkzeuge, welche in Marſilli Hiſtorie vom Meere abgebildet ſind, herausgefiſchet. Wenn ſolche aus dem Waſſer kommen, läßt ſich die doppelte Rinde ohne Mühe von dem Körper abſondern; wenn ſie aber einige Zeit außer dem Waſſer geweſen, und die Rinde trocken geworden, iſt dieſe Trennung viel ſchwerer. Dieſe Corallen ſind nicht ohne wirkſame Beſtandtheile, doch ſind ſolche häufiger in der Rinde, als dem ſteinichten Körper anzutreffen, und wenn ſie friſch aus dem Waſſer gezogen worden, beſitzen ſie derſelben mehrere, als wenn ſie lange Zeit der Luft ausgeſetzet geweſen. Geoffroi hat aus drey Unzen von der friſchen und mit dem milchichten Saft noch erfüllten Rinde, durch die Deſtillation außer dem unſchmackhaften Waſſer, neun Quentchen urinöſen Geiſt, mit etwas wenigen dicken, harzigen Oele vermiſchet, erhalten; hingegen aus drey Unzen von dem ſteinichten, und von ſeiner Rinde entblößten, jedoch vor kurzen aus dem Waſſer gezogenen, rothen Körper nur 48 Gran dergleichen ölichten Geiſt bekommen. Drey Unzen Corallen, ſo vor anderthalb Jahren aus der See gezogen worden, haben nur dreyßig Gran urinöſes Waſſer, mit einem harzigen Oele ver-

vermiſchet, gegeben. Rothe Corallen verlieren, wenn ſie bey offenem Feuer gebrennet werden, ihre Farbe, und werden blaß oder weiß. Dieſe Corallen ſind alſo nicht bloß erdichte Mittel, und daher auch von den alten und vielen neuen hochgeſchätzet worden. Man hat ihnen eine Kraft das Herz zu ſtärken, dem Gift und allen bößartigen Säften, zu widerſtehn, und ſolche auszutreiben, zugeeignet, und ſolche bey Blut- und Bauchflüſſen angerathen. Letztere Wirkung hat man beſonders den, zu Pulver geſtoßenen, oder ſogenannten präparirten Corallen zugeeignet, und ſie alsdenn von einem Scrupel, oder halben Quentchen, einzunehmen verordnet; die erſtern Kräfte aber, ſonderlich von den Tincturen angerühmet. Dieſe aber erhalten nicht ſowohl von den Corallen, als von den Auflöſungsmitteln ihre Farbe und Kraft, oder von andern Sachen, ſo damit vermiſchet werden, und daher haben die neuſten Aerzte dergleichen Corallentincturen faſt gänzlich abgeſchaffet, und wir können ſolche alle billig entbehren.

Die weißen Corallen geben auch etwas weniges urinöſen Geiſt, und noch viel weniger harziges Oel; deßwegen hat man auch ſelbigen geringere Kräfte zugeeignet. Wir gebrauchen die präparirten weißen Corallen, als ein erdhaftes Mittel und werden davon nicht mehr als andern dergleichen zu hoffen haben.

Die ſchwarze Coralle iſt gleichſam hornicht, dichte, hart, ſchwer zu zerbrechen, brennet im Feuer wie Horn, und giebt auch einen ſolchen Geruch wie dieſes; in den Apotheken brauchet man ſie gar nicht.

Das Corallenmooß, Muſcus corallinus, Corallina beſteht aus vielen zarten, zerbrechlichen Zweigen, und dieſe haben viele Gelenke oder Knoten. Die äußerliche Rinde, welche im Waſſer weiß und ſchlammicht ſcheint, verhärtet ſich außer dem Waſſer, und wird bald weiß, bald röthlich, bald gelblicht, oder aſchgrau, hat einen eckelhaften Geruch, und ſalzigen unangenehmen Geſchmack, knirſchet zwiſchen den Zähnen, und läßt ſich mit den Fingern zu Pulver reiben. Das ganze Thierpflänzchen iſt kaum anderthalb oder zween Zoll hoch. Man findet es an den Klippen in der See, wo ſolches bald an Steine, bald an Muſcheln, oder andern Seegewächſen, feſt aufſitzet. Aus vier und zwanzig Unzen iſt viel weißliches Waſſer, von Geruch wie Fiſche, und zehn Unzen röthlicher urinöſer Geiſt übergezogen worden. Man bedienet ſich deſſen, zu Pulver gerieben, faſt allein die Würmer zu tödten; doch haben die neuen Aerzte auch dieſe

Tugend derſelben gänzlich abgeſprochen.

Corallengewächſe hat man auch durch die Kunſt nachzumachen geſuchet. Es werden auch aus Knochen Kügelchen gedrehet, und mit dem Namen Corallen beleget, ingleichen von allerhand bunt gefärbten Glas Kügelchen oder Perlen gefertiget, und alſo genannt. Die Glascorallen werden in Menge in Italien gemachet und zu Roſenkränzen gebrauchet.

Wollte jemand die **Corallen** zu dem Steinreiche rechnen, kann derſelbe Wallerium folgen, und nach deſſen Mineralog. S. 436. eilferley Arten annehmen: als 1) Corallenſteine; 2) Madreporiten, Sterncorallen; 3) Milleporiten oder Punctcorallen; 4) Tubuliten; 5) Aſtroiten oder Sternſtein; 6) Waſſercorallen; 7) Coralliſche Hippuriten; 8) Corallenpfennige oder Porpiten; 9) Corallenſchwämme oder Fungiten; 10) Corallrinde; 11) Corallholz. Einige von ſelbigen wachſen wie kleine Bäume und Büſche mit Stamm und Zweigen; andere beſtehen aus lauter neben einander gleichlaufenden Röhren; noch andere beſtehen aus verſchiedenen Aeſten, welche obenher löchericht ſind; wiederum andere gleichen den Schwämmen an Geſtalt, oder haben das Anſehn wie ein ausgeſpanntes Garn, oder es giebt endlich einige, welche an einem Theil wie Horn, und an dem andern wie Stein und Holz beſchaffen ſind.

Corallenbaum.

Corallenbaum, von Hr. Planern Köcherbaum genannt, Corallodendron, Erythrina L. Ein Pflanzengeſchlecht mit ſchmetterlingsförmigen Blumen, von beſonderer Geſtalt. Der einblättrige, röhrenförmige Kelch iſt am Rande faſt ganz, oder etwas weniges eingekerbet, am Boden aber ſieht man einen vertieften Fleck, ſo mit einer honigartigen Feuchtigkeit erfüllet iſt. Die Zahl der Blumenblätter iſt fünf. Das lanzenförmige, auf beyden Seiten unterwärts gebogene, Helmblättchen umgiebt oder bedecket vielmehr die übrigen Blätter gänzlich, iſt gekrümmt, aufwärts gerichtet, und vielmals länger als die andern Blätter; die zwey eyförmigen Flügel ſind kaum länger als der Kelch, und liegen faſt ganz in dem gefaltenen Helme verborgen; die zwey Blättchen, welche den Kiel ausmachen, ſind nicht länger und eingekerbet. Die zehn Staubfäden ſind von ungleicher Länge, unterwärts alle mit einander verwachſen, und ein wenig gekrümmet. Der geſtielte Fruchtkeim verlängert ſich in den Griffel mit einem einfachen Staubwege.

wege. Die ſehr lange Schote erſcheinet äußerlich, wegen der darinnen liegenden, nierenförmigen Saamen, ganz ungleich und bucklicht, iſt mit dem ſtehenbleibenden Griffel, als einem krummen Hacken, beſetzet, und einfächericht. Die bekannteſte Art iſt

1) der ſtachlichte Corallenbaum, Erythrina Corallodendron L. wächſt in Braſilien und andern Provinzen von Amerika, hat eine fäſerichte Wurzel, und einen weichen, holzigen, öfters ungeraden, und in Aeſte verbreiteten Stamm. Dieſer und die Aeſte ſind mit kurzen, aber ſteifen Stacheln hin und wieder beſetzet. Die gemeinſchaftlichen, langen Blattſtiele halten keine Ordnung, ſind anfangs mit einigen blättrichten Schuppen umgeben, und theilen ſich in drey Aeſte, davon die beyden ſeitwärts ſtehenden kürzer, als der mittelſte ſind; jeder trägt ein herzförmiges, glattes, glänzendes, völlig ganzes Blättchen. Da dieſe mit dem gemeinſchaftlichen Stiele zugleich und auf einmal abfallen, machen ſolche ein zuſammengeſetztes Blatt aus. Wo das mittelſte Blättchen aufſitzet, befinden ſich zwo Drüſen. Im Winter fallen die Blätter ab, doch treiben immer wieder neue herfür, ſo daß bey uns dieſe baumartige Staude ſelten ganz kahl iſt; die Aeſte endigen ſich mit einer langen Aehre von ſchönen rothen Blumen. Die Saamen ſind gleichfalls roth.

2) Der bunte Corallenbaum, Erythrina picta L. iſt der vorherſtehenden Art faſt ganz ähnlich, nur ſind außer dem Stamme und den Aeſten, auch die Blätter mit Stacheln beſetzet, und überdieß mit einem weißen, oder gelblichten Flecke bezeichnet, welcher die Ribbe der Blätter auf beyden Flächen verſchiedenemal wie eine Flamme, durchläuft. Die beyden Drüſen fehlen hier. Wächſt in Oſtindien.

3) Der krautartige Corallenbaum, Erythrina herbacea L. wächſt in Carolina und Miſſiſippi, hat nirgends Stacheln, eine dicke, ſtarke Wurzel, einen einfachen, krautartigen, jährigen Stamm, und auf dem gemeinſchaftlichen Stiele drey ſpondonförmige Blättchen.

Die erſte Art findet man öfters in hieſigen Gärten; ſie blühet auch daſelbſt, trägt aber niemals Saamen; daher man die Vermehrung durch Ableger oder Zweige veranſtalten muß. Letztere treiben gar leicht Wurzeln, wenn ſie entweder in ein Miſtbeet geſtecket, oder in Töpfe, mit leichter Erde angefüllet, geſetzet, und dieſe in ein Miſt- oder Lohbeet eingegraben werden. Die Stöcke ſelbſt hält man bey uns Winter und Sommer über im Glashauſe; doch muß man ihnen im Sommer genug-

genugſam Luft geben, und im Winter nicht zu warm halten. Bey großer Wärme wachſen ſie den ganzen Winter über, und die neuen Aeſte werden zu ſchwach Blumen zu tragen; hält man ſie aber zu kalt, verlieren ſie gemeiniglich die zarten Schößlinge, welche die Blumen tragen ſollten.

Corallenblümlein.

S. Adonisröslein und Gauchheil.

Corallendoublet.

Aus Indien und von der Afrikaniſchen Küſte wird eine ſchöne Kammmuſchel mit ungleichen Ohren angebracht, welche nicht nur wegen ihrer ſchönen corallenrothen Farbe, ſondern auch wegen der Reihen der Knoten oder Buckel, welche ihre Rippen beſetzen, die Corallenmnſchel genan̄t wird. Zwar iſt nicht allezeit die Farbe ſchön roth; denn man hat auch citrongelbe, und weißlichte; auch ſind die Knoten oder Buckel nicht bey allen Exemplaren gleich rund und erhaben; doch wird die Benennung überall beybehalten, ſo wie auch die Franzoſen ſelbige Coralline, und die Holländer Koraaldoublet nennen. Man trifft vortreffliche Exemplare an, die wohl vier und mehr Zoll im Durchmeſſer haben, mit der ſchönſten Farbe prangen, und aufgetriebene Buckel wie große Erbſen führen, die aber dann auch wohl ihre dreyßig bis funfzig Gulden gelten mögen. Die erhabenen breiten Rippen, in welchen die Buckel die Länge herab ſtehen, ſind tief geſtreift, und inwendig in den Schalen ſammt den Buckeln hohl. Der Ritter Linné hat ſie gen. 313. ſp. 194. unter dem Namen Oſtrea nodoſa.

Corallenholz.

Lignum corallinum. Iſt ſo roth, als die rothen Corallen. Einige verkaufen es für Sandelholz, ob es gleich mit dieſem nichts, als die Farbe, gemein hat. Es wird auch nur zu allerley Holzarbeit von Drechslern und Tiſchlern gebrauchet, und ſtammet von den Amerikaniſchen Inſeln her.

Corallenkirſchen.

S. Nachtſchatten.

Corallennatter.

Eine giftige Schlange, welche in Aſien gefunden wird. Sie hat eine ſchimmelfarbige Haut, und ſechzehn Streife, die wie Corallenſchnüre ausſehn, und vom Kopfe an über den Rücken hinlaufen; daher ſie der Ritter von Linné Coluber Corallinus genannt hat. Man trifft bey ihr hundert drey und neunzig Bauchſchilde, und zwey und achtzig Schwanzſchuppen an.

Corallenpfennige.

Porpiten, Porpitae; ſind kleine runde Corallarten, welche die Größe und Geſtalt einer kleinen Münze haben.

Corallenſtein.

Corallenbruch, Corallus, Lapis Coralloides, iſt ein, von verſchiedenen Steinen zuſammengeſetzter, Stein, welcher, wenn er geſchliffen worden, ein vortreffliches Anſehn hat. Es beſteht derſelbe aus Jaſpis, Chalcedon, Amethyſt, Bergcryſtall und Quarz. Es wird derſelbe bey Freyberg in Sachſen gefunden. Henkel, welcher dieſen Stein in ſeiner Kieshiſtorie, S. 323. u. f. beſchreibt, ſagt, daß derſelbe, weil er lauter neben einander ſtehende, runde Höhen, als von einander geſchnittene Kügelchen darſtelle, deren Concavitäten im Chalcedon liegen, deswegen Corallenſtein oder Corallenbruch genannt werde.

Corallenweitzen.

S. Dinkel.

Corallenwinde.

Des Linne' Sertularia volubilis. gen. 347. Sp. 16. wird in dem Mülleriſchen Commentar mit dem Namen Corallenwinde beleget. Sie iſt ſo klein, daß man ſie kaum mit bloßen Augen ſehen kann, hat aber dieſes mit den Winden gemein, daß ſie ſich um andere zarte, nnd zwar mehrentheils um die Sichelcorallinen herumſchlinget und hin und wieder kleine gedrehete Stielchen abgiebt, woran glockenförmige, oben etwas gezähnelte Bläßchen ſitzen. Man trifft ſie ſowohl in dem Europäiſchen als Indianiſchen Meer an.

Corallenwurzel.

S. Engelſüß und Zahnkraut.

Coraſol.

S. Momin.

Corbinen.

Diejenigen Fiſche, die in Lima am meiſten geſuchet, und für die wohlſchmeckendſten gehalten werden, ſind die Corbinen. Sie ſind hier ſo wohlſchmeckend, daß ſie mit den Spaniſchen gar nicht in Vergleichung kommen. S. Allgem. R. IX. B. S. 433.

Coreopſisſtaude.

Coreopſis Linn. Herr Dietrich nennt dieſes Geſchlechte, nach der Griechiſchen Bedeutung, Wanzengeſichte. Welche Einbildung! Der Griechiſche Name iſt wenigſtens unverſtändlicher und daher vielleicht beſſer. Herr Palner nennt ſolches Käpchen. Die Blumen gehören zu den zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht gemeiniglich aus zwo Reihen Schuppen, davon die äußerlichen

lichen kleiner, als die innerlichen ſind. Die Blümchen ſind von verſchiedener Geſtalt und Geſchlechte. Ohngefähr acht große zungenförmige, am Ende vierfach eingekerbte, machen den Rand aus, und können zwar für weibliche angeſehen werden, indem ſie auf dem Fruchtkeime ſitzen; dieſer aber zeiget weder Griffel noch Staubweg. Mitten ſitzen viele röhrenförmige, fünfzackichte Zwitterblümchen, welche auf den fünf kurzen Staubfäden einen gemeinſchaftlichen, röhrenförmigen Staubbeutel, und auf dem Fruchtkeime einen langen, mit zween ſpitzigen Staubwegen geendigten, Griffel tragen. Das Blumenbette iſt mit Spelzen beſetzet. Die Randblümchen fallen ohne Saamen ab; nach den übrigen aber folgen rundliche, auf der einen Seite erhabene, und auf der andern vertiefte, mit einem häutichten Rande eingefaßte und mit zwey Hörnchen geendigte Saamen, welche allerſeits der unveränderte Kelch umſchließt. Dieſes und das Geſchlecht des Zweyzahns haben viele Aehnlichkeit; der Kelch und die Randblümchen, welche bey dem letztern mangeln, machen einigen Unterſchied.

1) Die gemeine Coreopſisſtaude, Coreopſis bidens Linn. iſt unſerm gemeinen Zweyzahne faſt ganz ähnlich; daher auch verſchiedene aus beyden nur eine Art gemachet, und jene als eine Abänderung von dieſer betrachtet haben. Der gemeine Zweyzahn hat keine Randblümchen, und vielleicht ſind dieſe nur zufällig, welches Hr. von Linne ſelbſt noch nicht beſtimmen können. Da aber derſelbe ſolche unter den Coreopſisarten angeführet, haben wir dergleichen thun wollen. Sie wächſt an den Gräben häufig. Die fäſerichte Wurzel treibt einen aufrechtſtehenden, etwa eine Elle hohen, äſtigen Stängel. Die Blätter ſitzen einander gegen über, verwachſen gleichſam mit einander, und umgeben den Stängel oder die Aeſte; ſie ſind lanzenförmig und ſägeförmig ausgezacket. Die Blumenköpfe ſtehen auf den Spitzen der Aeſte; alle Blümchen ſind gelb, und die grünen Kelchſchuppen mit ſchwarzen Linien bezeichnet. Sie blühet gegen den Herbſt.

Von den übrigen Arten findet man ſelten einige in unſern Gärten; wir erwähnen daher nur noch

2) Die Virginiſche dreyblätterichte Coreopſisſtaude, Coreopſis tripteris Linn. Sie wächſt in den ſumpfichten ſchattichten Gegenden Virginiens. Jedes Blatt beſteht gemeiniglich aus drey völlig ganzen Blättchen, zuweilen ſind ſelbige auch gefiedert. Der Stängel treibt hoch und bringt im Sommer ſchöne, wohlriechende Blumen.

3) Die lanzenförmige Coreopſisſtaude, Coreopſis lanceolata Linn. wächſt in Carolina, hat lanzenförmige, völlig ganze, und am Rande mit zarten Haaren beſetzte, Blätter; die gelben Randblümchen ſind groß, und merklich eingekerbet. Sie iſt eine jährige Pflanze.

4) Die geflügelte Coreopſisſtaude, Coreopſis alternifolia Linn. wächſt in Virginien und Canada. Der Stängel wird ſehr hoch; die lanzenförmigen, eingezackten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, doch unterwärts an dem Stängel derſelben auch drey oder viere in einem Cirkel; ſie ſind geſtielet, und die Stiele laufen mit einiger Vorragung an den Aeſten herunter, ſo, daß ſolche dadurch einigermaßen geflügelt erſcheinen. Die Wurzel dauert im freyen Lande, die Stängel ſterben ab. Die Vermehrung geſchieht leichtlich durch die Theilung der Wurzel. Sie blühet im Auguſt.

Cori.

Unter dieſem Namen wird von einigen Schriftſtellern ein Indianiſches vierfüßiges Thier ohne Schwanz angeführet, das eine große Aehnlichkeit mit unſern Haſen und Kaninchen haben ſoll. Es ſcheint eben dasjenige Thier zu ſeyn, das unter dem Namen Aperea bekannt iſt, wovon wir ſchon im erſten Theile dieſes Werkes S. 343. Nachricht gegeben haben.

Coriander.

Schwindelkörner, Wanzendill, Coriandrum Linn. Herr von Linné hat zwo Arten davon aufgezeichnet.

1) Der zahme Coriander, Coriandrum ſatiuum, wächſt auf den Aeckern in Italien, wird bey uns jährlich aus dem erbaueten Saamen erzogen und blühet im Brachmonathe. Die dünne, fäſerichte Wurzel treibt einen äſtigen, ohngefähr einer Ellen hohen Stängel, an welchem die Blätter mit breiten Stielen wechſelsweiſe angeheftet ſtehen. Doch iſt unter dieſen ein Unterſchied. Die untern ſind breiter, bis an die Ribbe getheilet, und beſtehen aus gleichförmig gebildeten, am Rande eingekerbten Blättchen; die obern aber werden ſchmäler, und haben ganz kleine zackichte Blättchen. Aus dem Blätterwinkel und dem obern Theile des Stängels brechen die weißröthlichen Blumenſchirme hervor. Die fünf Blumenblätter ſind zwar an allen Blumen einander nicht völlig ähnlich, doch ſind die Randblümchen von den mittelſten merklicher unterſchieden. Bey den Randblümchen iſt das äußerlich geſtellte das größte, und bis über die Hälfte geſpalten; die zwey darneben ſtehenden ſind in zween ungleiche Lappen, und die übrigen

übrigen viel weniger eingeſchnitten und auch kleiner; bey den innern Blumen ſind ſelbige alle kleiner, am Rande zurückgebogen, und nur die beyden äußerſten etwas geſpalten. Fünf Staubfäden und zween Griffel haben alle Blumen. Die rundliche geſtreifte Frucht beſteht aus zween vereinigten Saamen, deren innere Fläche etwas hohl oder platt, die andere gewölbet iſt. Der eigentliche, aus fünf ungleichen, langen Blättchen beſtehende Kelch iſt auf der unreifen Frucht deutlich zu ſehen. Der Hauptſchirm hat ſelten eine allgemeine Einwickelung, und die Hülle der einzelnen Schirmchen beſteht aus drey ſchmalen Blättchen, welche ſeitwärts angebracht ſind. Die friſche Pflanze hat einen Geruch, welcher wie zerdrückte Wanzen ſtinkt; der Geruch des Saamens wird mit der Zeit gelinder, angenehm, gewürzhaft und der Geſchmack ſüßlich, doch etwas ſcharf. Man gebrauchet nur den Saamen. Die ältern Aerzte haben ſolchem eine ſchlaf- und dummachende, ja ſchädliche Eigenſchaft zugeeignet, welches auch von dem friſchen nicht unbillig anzunehmen ſeyn dürfte, indem der ſtinkende Geruch wirklich den Kopf einnimmt; das Austrocknen aber verändert ſelbigen und machet ihn unſchädlich. Es iſt ſolcher wegen ſeines weſentlichen Oeles ein gutes Gewürze, und ein magenſtärkendes, blähungtreibendes Mittel, welches zugleich die ſchleimichten Säfte auflöſen kann. Es wird ſonderlich denjenigen angeprieſen, welche, wegen Verbindung des Magens mit dem Haupte, Kopfſchmerzen und Schwindel empfinden. Man gebrauchet den Saamen mit Zucker überzogen oder zu Pulver geſtoßen, und vermiſchet ſelbigen auch mit andern dergleichen gewürzhaften Mitteln. Den überzogenen pflegen viele gegen die böſe Luft zu kauen; und äußerlich will man den Saamen zu Zertheilung der Entzündung anrathen.

2) Der doppelt ſaamichte Coriander, Coriandrum teſticulatum Linn. iſt dem Wachsthume nach und ſonſt dem vorigen faſt ähnlich. Der Stängel iſt niedriger und etwas eckicht, der Blumenſchirm viel einfacher, und bey der Hauptabtheilung mit einem Blättchen, bey den Unterabtheilungen hingegen mit gar keinen umhüllet; auch ſind die Blumenblätter in den innerlichen und äußerlichen Schirmchen, der Größe nach, nicht merklich unterſchieden. Vorzüglich iſt in der Frucht ein merklicher Unterſchied, indem die Saamen nicht genau mit einander vereiniget, ſondern von einander abgeſondert ſind, mithin zwo beſondere Früchte oder Saamen erſcheinen. Dieſe Art wächſt auch in Italien unter dem Getraide, und

ſoll daſelbſt, wie Seguier meldet, zumal bey inſtehendem Regen, einen dergeſtalt heftigen Geruch, oder vielmehr Geſtank äußern, daß die Vorübergehenden Kopfſchmerzen erhalten. Dieſe Art wird in der Arzneykunſt nicht gebraucht. Der Anbau des Corianders erfodert nichts beſonders. Er wird jährlich aus dem Saamen auf den Gartenbeeten im Frühjahre erzogen, und die Pflanzen fleißig gejätet.

Coriander, ſchwarzer, S. Schwarzkümmel.

Corine.

S. Gazelle und Korin.

Corinthen.

S. Weinſtock.

Corinthenſtaude.

S. Johannisbeeren.

Coriskraut.

Erdkiefer, Coris monſpelienſis Linn. wächſt an dem ſandigen Meerſtrande im mittägigen Europa, und wird in Deutſchlands Gärten zur Zierde unterhalten. Die ſtarke, äußerlich röthliche Wurzel treibt viele rundliche, ſteife, röthliche, eine bis zwo Spannen hohe, äſtige Stängel, welche mit ſaftigen, dicht bey einander ſtehenden, ſchmalen, gleichbreiten Blättern beſetzet ſind. Die Aeſte endigen ſich mit einer dichten Blumenähre. Der einblätterichte, bauchichte, oberwärts zuſammengezogene Kelch iſt fünffach ausgezacket und von außen mit fünf Stacheln beſetzet, davon die obern einfach, die untern aber eingekerbet ſind. Das blaulichte Blumenblatt beſteht aus der Röhre, und dem, in fünf ungleiche Einſchnitte getheilten, Rande. Die obern Einſchnitte ſind länglicht, ſtumpf, eingekerbet, die beyden untern kürzer und mehr von einander abgeſondert. Die fünf niedergebogenen Staubfäden umgeben den gleichlangen, ebenfalls niedergebogenen Griffel, deſſen Staubweg etwas dicker iſt. Das rundliche Saamenbehältniß liegt in dem Kelche, iſt einfächericht, öffnet ſich mit fünf Klappen und enthält viele kleine Saamen. Die Pflanze hat keinen merklichen Geruch, aber einen ſehr bittern Geſchmack, wird auch von einigen in der Arzneykunſt gebrauchet, und ſonderlich für urintreibend gehalten. Shaw hat ſelbige vornehmlich bey der Liebesſeuche empfohlen. Bey uns findet man ſelbige nicht in den Apotheken. Sie wird aus dem Saamen erzogen, den man auf das Miſtbeet ſäet. Die Pflanzen ſetzet man in Töpfe, und verwahret dieſe im Winter in dem Glashauſe. Der Saame wird bey uns ſelten reif, und daher muß man ſich Mühe geben, die Vermehrung durch Zweige zu erlangen. Es ſcheint, da gleich im erſten Sommer die

Blüthe hervortreibt, ein Sommergewächſe zu ſeyn; doch dauern die Stöcke zween Sommer über, und bleiben immer grün.

Corle.

S. Cornelbaum.

Cornelbaum.

Cornelle, Cornus Linn. Man kann füglich dieſen Namen auch im deutſchen beybehalten; der Nomenclator erwählet dafür Hărteren, welcher Name bey uns ganz unbekannt iſt. Dieſes Baumgeſchlechte trägt viele bey einander ſtehende Blumen, ſo bey einigen Arten von einer gemeinſchaftlichen, vierblätterichten, aber zeitig abfallenden Hülle umgeben ſind. Jede Blume hat einen kleinen, gleichfalls abfallenden, vierzähnichten Kelch, welcher auf dem Fruchtkeime ſitzet, vier länglicht ſpitzige, ausgebreitete Blumenblätter, vier aufgerichtete, etwas längere Staubfäden, und einen Griffel mit dem ſtumpfen Staubwege. Die rundliche ſaftige Frucht enthält eine Nuß, welche zwey Fächer und in jedem einen Saamen hat.

1) Der rothblätterichte Cornelbaum, wilder Cornelbaum, Röthern, Hartriegel, Hartreder, Hartwiede, Härtern, wilde Dürrlitzen, Schießbeerholz, Hundsbeerbaum, Heckenbaum, Teufelsmettern, Rothbeinholz, Rothgerten, Cornus foemina, Cornus Sanguinea Linn. Dieſer in Deutſchland an allen Orten wildwachſende Strauch erreichet ohngefähr acht bis zehn Fuß Höhe, und treibt lange Aeſte, welche, wenn ſie älter ſind, nebſt den Blättern, im Herbſte ganz roth erſcheinen. Die Rinde iſt grün und weißgrau unter einander vermiſchet. Die Blätter ſtehen, wie auch bey den folgenden Arten, einander gegen über, ſind eyförmig zugeſpitzet, völlig ganz, hellgrün, unterwärts etwas bläſſer, und mit feinen weißen Haaren, auch erhabenen Adern verſehen. Die Blumen erſcheinen im May, öfters auch, bey mehrerer Wärme, nochmals im Herbſte; ſie ſtellen unter ſich einen einfachen Schirm vor, wobey aber die allgemeine Einwickelung gänzlich mangelt. Der Kelch iſt weißgrünlicht; die Blumenblätter ſind weiß, die Beeren klein, rund, ſchwarz; ſie werden im Herbſte reif, und enthalten ein grünlichtes, ſaftiges Weſen, welches bitter, widerlich und zuſammenziehend ſchmecket. Man kann dieſen Strauch aus den Holzungen und Feldhecken, in welchen er ſich durch den Saamen fortpflanzet, häufig erhalten, ſonſt aber auch durch Ableger und bewurzelte Schößlinge leichtlich vermehren. Er kann wegen ſeiner weitauslaufenden Wurzeln und Schößlinge zu Vermehrung der Geheege dienen. Er wächſt in jedem Erdreiche,

reiche, wenn es nur nicht zu naß iſt. Das Holz iſt hart und zähe, und wird von den Büchſenſchäftern zu Ladeſtöcken vorzüglich gewählet. Matthiolus meldet, wie man in Trient aus dem Saamen ein Brennöl verfertige.

2) Der zahme Cornelbaum, Corneliuskirſche, Canelkirſche, Carlskirſchenbaum, Corle, Carniolen, Herlskenbaum, Thierlein- oder Zieſerleinsbaum, Körnerbaum, welſcher Kirſchbaum, Dürrlitzenbaum, Dorlenbaum, Derlenbaum, Tirlen, Fürwiezelbaum, Kürbeerbaum, Hornkirſchen, Herlitz, Horlitzenbaum, Dientel, Cornus ſatiua oder maſcula Linn. Dieſer wächſt in Oeſterreich und der Schweitz, auch in Thüringen, dem Vorderharze und andern Gegenden von Deutſchland an Zäunen und auf Hügeln, wird bey uns häufig in den Gärten erzogen, woſelbſt er zu Ende des Märzes blühet, und im Auguſt und September reife Früchte bringt. Die Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet, völlig ganz, oberwärts hellgrün, unterwärts weißlicher, mit erhabenen Adern verſehen, und ſtehen einander gegen über auf kurzen Stielen. Die Blumen brechen eher, als die Blätter hervor, und die Aeſte ſind zur Blüthzeit gleichſam mit einer gelben Decke überzogen. Funfzehn und noch mehrere Blumen treiben aus einem gemeinſchaftlichen Puncte, und dieſe nebſt ihren Stielen, haben mit der allgemeinen Einwickelung, welche aus vier grünlichten, eyförmigen, ausgehöhlten Blättchen beſteht, einerley Länge, die Blumenſtiele aber wachſen nach der Blüthe fort, und werden länger als die Einwickelung. Die Blumenblätter ſind länglicht, ſpitzig, zurückgebogen und gelblicht. Die länglichte, rothe, glänzende Frucht iſt fleiſchicht, und die länglichte Nuß bis auf die Mitte mit vier Furchen bezeichnet. Man findet zuweilen Bäume mit buntſcheckichten Blättern, ingleichen mit gelblichten Früchten. Dieſer Baum dienet ſowohl wegen der frühen Blüthe und der ſchönen rothen Beeren, als auch, weil derſelbe ſich zu niedrigen Hecken, Pyramiden und in andere Geſtalten leichtlich ziehen und gut beſchneiden läßt, zur Zierde in den Gärten. Die Aeſte mit den Blättern können, nach Herr Gleditſchens Vorſchlage, zum Lohgerben gebrauchet werden. Die unreifen Früchte, wenn ſie roth zu werden anfangen, können mit Waſſer abgekochet, und nachher mit Salzwaſſer, wie die Oliven eingeleget, auch grüner Fenchel und Lorbeerblätter darzugethan, und ſtatt der Oliven gebrauchet werden. Die reifen Früchte werden mit Zucker eingemachet, und ſind wegen ihres ſäuerlichen und gelinde zuſammenziehenden Geſchmacks vielen angenehm

genehm und bey hitzigen Fiebern ein kühlendes und ſtärkendes Mittel. Die Blätter, wenn ſie erſt ausſchlagen, ganz jung abgepflückt und im Schatten getrocknet, geben einen angenehmen Thee, welcher den Kaiſerthee noch übertreffen ſoll. Man giebt vor, daß, ſo lange dieſer Baum blühet, keine Bienen ausgeſetzet werden ſollen, indem der daraus geſammlete Honig den Durchfall verurſache. Hr. Gleditſch aber behauptet, daß dieſes daher geſchehe, weil die Bienen aus dieſen Blüthen allzuviel Honig einſammleten, und gleiche Krankheit von dem allzuſtarken Honiggenuſſe einer jeden andern Pflanze erfolgen könne. Man erzieht dieſen Baum aus Saamen, der gemeiniglich zween Jahre in der Erde liegen bleibt, ehe er aufgeht. Viel geſchwinder kann die Vermehrung durch Ableger und Schößlinge geſchehen. Schwache, in die Höhe getriebene Stämmchen kann man der Länge nach in die Erde legen, und ſelbige im zweyten oder dritten Jahre nach Belieben zertheilen, oder auch als eine Hecke aufſchießen laſſen. Hr. Hofrath Gleditſch hat zuweilen an der Wurzel große, ſchwarze, rundliche Knoten wahrgenommen.

3) **Der Nordamerikaniſche Cornelbaum, Cornelbaum mit der großen Einwickelung, Cornus florida Linn.** Dieſer hohe Baum wächſt in Virginien, Neuengland, Maryland und Carolina in Gehölzen, Thälern und Moräſten; von daher wird der Saame in den gewöhnlichen Küſten unter dem Namen Dogwood zu uns gebracht. Die einander gegen über geſtellten Blätter ſind umgekehrt herzförmig und ſchön grün. Der Blumenſchirm hat eine ſehr große, weiße, einblätterichte Einwickelung, wodurch ſich dieſe von allen übrigen Arten unterſcheidet. Die Blumenblätter ſind auch weiß. Die Blumen erſcheinen auch im Frühjahre, ehe die Blätter hervortreiben. Die rothe, länglichte Frucht iſt kleiner, als bey der zwoten Art. Das Holz iſt hart und bräunlich, im Trocknen ſehr dauerhaft, in der Näſſe hingegen leicht faulend. Da ſolches zart und harte iſt, wird es in den Nordamerikaniſchen Provinzen zu Weberſpulen, Hobeln, Keilen und andern Werkzeugen gebrauchet. Wenn das Vieh im Frühlinge aus Ohnmacht taumelt, binden die Penſylvaner demſelben eine Ruthe von dieſem Baume ins Genicke, und hoffen davon eine gute Veränderung. Die Amerikaner ſchälen die Wurzel, und nehmen die Rinde wider das Fieber ein, und Kalm in der Reiſebeſchreibung II. Th. 517. S. berichtet, daß viele, welche die Chinarinde vergeblich gebrauchet, durch dieſe curiret worden.

Die Vermehrung geſchieht wie bey den vorigen Arten; man hat auch nicht nöthig, für dieſen Baum einen beſondern Boden zu wählen, er kömmt allenthalben gut fort, nur ganz naſſe Oerter ausgenommen. Er dauert bey uns im freyen Lande, ohne Bedeckung.

4) Der blaubeerichte Cornelbaum, Cornus Amomum Miller, wächſt auch in den Nordamerikaniſchen Provinzen, und iſt von Millern zuerſt als eine beſondere Art beſchrieben worden. Die geſtielten, eyförmig zugeſpitzten, völlig ganzen Blätter ſind oberwärts hellgrün, unten etwas bläſſer und mit erhabenen weißgrünen Adern verſehen. Die Blumen ſtehen, wie bey der erſten Art, an den Enden der Aeſte, und ſind auch der Farbe und im übrigen wie jene beſchaffen; die Blumenſchirme haben auch keine allgemeine Einwickelung. Der Kelch zeiget auf der Oberfläche um den Grund des Griffels einen rothen Cirkel. Die Früchte ſind länglicht rund, von der Größe einer Erbſe und erhalten im Herbſte eine ſchöne blaue, die Aeſte hingegen im Winter eine ſchöne rothe Farbe. Er wird nicht leicht über ſieben bis acht Fuß hoch, und breitet ſeine Aeſte von der Wurzel aus, weit umher, daher auch leicht Ableger zu machen ſind. Die Vermehrung durch den Saamen hat keine Schwierigkeit. Er verträgt unſern Winter ohne Beſchädigung und brauchet keiner beſondern Wartung. Von einem nutzbaren Gebrauche iſt nichts bekannt.

5) Der weißbeerichte Cornelbaum, Cornus alba Linn. wächſt in Sibirien und Canada. Die äußerlich ſchwärzliche, innerlich weiße Wurzel riecht nach Roſen, und treibt einen Stamm ohngefähr drey Ellen hoch und einen Daumen dicke, theilet ſich auch zuweilen gleich über der Erde in Aeſte, welche ſich nach der Erde biegen und im Sommer roth gefärbet ſind. Die geſtielten Blätter ſind eyförmig zugeſpitzet, völlig ganz, oberwärts hellgrün, unterwärts weißlichgrün, mit erhabenen Adern verſehen, welche auf der Oberfläche feine Vertiefungen bilden. Die weißen Blumen kommen im Juni an den Spitzen der Aeſte in nackenden Schirmen hervor. Die Beeren werden im September reif und ſind weiß. Die Stiele, worauf die Beeren ſitzen, ſind zuweilen violet, zuweilen röthlich. Die Fortpflanzung geſchieht wie bey den vorigen Arten, und dauert im freyen Lande recht gut aus.

Mit dem Cornelbaume vereinigen wir ein anderes, erſt in den neuern Zeiten vom Herrn von Linné beſtimmtes, und mit dem vorigen genau verwandtes Geſchlechte; es iſt ſolches Samara und von Herr Planern Dirlitzen genannt

nannt worden. Der Kelch iſt vierfach eingekerbet und mit vier Blumenblättern beſetzet; die vier Staubfäden ſind am Boden der Blumenblätter eingeſenket, und der Staubweg iſt trichterförmig. Ein anderer Unterſchied, welcher leicht in die Augen fällt, zeiget ſich bey den Blättern, da ſelbige bey dieſem Baume wechſelsweiſe, und nicht, wie bey den Cornelbaumarten, einander gegen über geſtellet ſind.

Cornelbaum, wilder, S. Rheinweide.

Cornutie.

Dem Pariſer Arzte, Jacob Cornutus, welcher die Pflanzen in Canada 1635. beſchrieben, iſt dieſes Geſchlecht zum Andenken gewidmet. Die Pflanze wächſt auf den Caribäiſchen Inſeln, hat viereckichte Aeſte, und eyförmige, völlig ganze, wollichte Blätter. Die blauen Blumen erſcheinen in Aehren; der kleine Kelch iſt fünffach eingekerbet; die viel längere Röhre des Blumenblattes verbreitet ſich in vier ungleiche Einſchnitte; von den vier Staubfäden ragen zween weit über die Blumenröhre hervor; der ſehr lange Griffel iſt zweyſpaltig, und mit zween dicken Staubwegen beſetzet. Die Beere enthält nur einen nierenförmigen Saamen.

Corocoro.

Corocoro des Marcgravs, S. Parſch, Perca 7. Klein.

Cororoca.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, bey den Portugieſen gemeiniglich Peixe Serra, beſſer aber Peixe Sarda. Es iſt keine Zeichnung beygefüget, weil er dem Coninghviſche, in Anſehung der Figur des Leibes, der Floßen und der Farbe, ſehr gleich komme, und ſich nur von ihm durch die vielen braunen Seitenflecken unterſcheide. Er ſey von gutem Geſchmacke, komme aber doch der Caualae, (d. i. dem Coninghviſch, Guarapuca der Braſilianer,) nicht bey, da ſein Fleiſch gar zu trocken ſey. Er ſoll mit ausnehmender Liſt und Kühnheit den Fiſchern den Köder wegzuſchnappen, und dabey glücklich zu entwiſchen wiſſen.

Corretta.

Corretta alba, die weiße Corrette des Marcgravs, S. Makrele, Thun, Pelamys 9. des Kleins.

Corvina.

Corvina der Portugieſen, S. Guatucupa der Braſilianer, bey dem Marcgrav; er ſoll an Geſchmacke dem Schelviſche beykommen.

Corymbium.

Corymbium, Linn. Hr. Planer hat dieſes Geſchlecht Wollenkorn genannt; da aber ſchon viele Pflanzen von der Wolle ihren Namen bekommen, wollen wir lieber annoch den lateiniſchen beybehalten. Der zweyblätterichte Kelch umgiebt ein Blumenblatt, deſſen kurze Röhre ſich in fünf lanzetförmige Einſchnitte verbreitet; fünf Staubfäden tragen einen verwachſenen, walzenförmigen Staubbeutel; der haarichte Fruchtkeim trägt einen Griffel, deſſen Staubweg zweyſpaltig iſt. Der länglichte Saame iſt ganz mit Wolle bedecket. Herr von Linne' hat zwo Arten. Bey dem rauhen, ſcabrum, ſind die Blumen purpurfärbig, und die Kelchblättchen ſchifförmig ausgehöhlt, ſelbige aber umfaſſen einander nicht; da hingegen bey dem glatten, glabrum ein Blättchen das andere umfaſſet. Die Wurzel iſt eine Zwiebel, und die Pflanzen wachſen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Coſcui.

Eine Gattung wilder Schweine in Amerika, die auch unter dem Namen Tajacu, Pecari und noch vielen andern Namen bey den Schriftſtellern vorkommen. S. Pecari.

Coſſe.

Coſſe iſt eine Frucht, die auf den Küſten von Guinea gefunden und womit von den Portugieſen in dem Lande ein Handel getrieben wird. Es iſt ſolche wie eine Marone geſtaltet und hat einen bitterlichen Geſchmack. Es giebt deren rothe und weiße. Beyde werden gleich hochgeſchätzet. Ob dieſe allein zur Speiſe, oder ſonſt zu etwas anterm dienen, iſt uns ſo wenig, als die übrige Beſchaffenheit dieſer Pflanze bekannt.

Coſtenbalſam.

S. Leberbalſam.

Coſtenz.

S. Doſten.

Coſtkraut.

S. Zerkleinskraut.

Coſtwurzel.

Coſtus offic. Was unter dieſem Namen für eine Arzney zu verſtehen, und ob eine, oder mehrere Sorten damit beleget werden, hat man in den ältern und mittlern Zeiten viel geſtritten. Wir wollen dieſen Streit nicht wiederholen, ſondern nur bemerken, daß die Coſtwurzel der Alten von ſehr ſtarken Geruch geweſen, und zu Gewürzen und Räucherwerken vorzüglich gebrauchet worden. Da nun der ſtarke und angenehme Geruch bey derjenigen,

ſo

ſo wir gebrauchen, nicht anzutreffen iſt, ſo läßt ſich leichtlich annehmen, daß der alten Griechen Coſtus von dem unſrigen ganz verſchieden ſey. Eine andere Schwierigkeit zeiget ſich bey den neuern, da ſelbige drey Sorten anführen, und ungewiß iſt, ob ſelbige von einander unterſchieden und welche davon zu gebrauchen ſey. Man pfleget die Arabiſche, die bittre und ſüße Coſtwurzel zu unterſcheiden. Die Arabiſche iſt, nach Pomets Beſchreibung, länglicht, ſchwer, auswendig aſchgrau, oder weiß, inwendig röthlich, ſchwer zu zerbrechen, von einem angenehmen Geruch und gewürzhaft bittern Geſchmack. Die bittere iſt dicke, dichte, hart, holzicht, leicht, glänzend und ſcheint mehr ein Stück Holz, als eine Wurzel zu ſeyn. Die ſüße iſt klein, gelb, und ſowohl an Farbe, als an Geſtalt und Stärke der Curcume ähnlich. Dergleichen aber findet man in unſern Apotheken nicht, ſondern gemeiniglich eine Wurzel, welche wie die Florentiniſche Veilchenwurzel riecht, und mit dem Namen Arabiſche Coſtwurzel beleget wird. Sie iſt in länglichte Stücke zerſchnitten, leicht und dennoch hart, etwas harzicht, weiß; zuweilen fällt ſie aus dem aſchgrauen ins gelbe, und iſt mit einer blaßgelben Rinde bedecket; von Geſchmacke ſcharf, gewürzhaft und bitter, von Geruche angenehm. Die friſche Wurzel iſt knollicht, ſchwammicht, weiß, ſüße, und liegt der Breite nach in der Erde. Aus derſelben treiben röthliche Stängel, welche keine Zweige haben, und dem Rohre ähnlich, oder mit Knoten abgetheilet ſind. An den Knoten ſitzen mit einem breiten Anfange die langen, ſpitzigen und am Rande völlig ganzen Blätter. Jeder Stängel endiget ſich mit einem ſchuppichten Köpfchen, und zwiſchen jeder Schuppe zeiget ſich eine Blume, welche ihren eigenen kleinen, dreymal gezähnten Kelch, und, nach Hr. von Linne' Beſchreibung, drey ſchmale, gleichförmige Blumenblätter, und ein Honigbehältniß von beſonderer Geſtalt hat. Dieſes iſt größer als die Blumenblätter, und ſtellet eine einblättrige und in zwo Lippen getheilte Röhre vor, davon die unterſte breiter und in drey Einſchnitte getheilet, und der mittelſte Einſchnitt nochmals in drey Lappen getheilet iſt. Die obere Lippe iſt viel kleiner und vertritt zugleich die Stelle des Staubfadens, indem ſelbige den zweyſpaltigen Staubbeutel trägt. Der Fruchtkeim ſitzt unter der Blume, und hat einen dünnen Griffel, welcher ſich mit einem knöpfigen Staubwege endiget. Die rundliche, oben mit einem Krönchen beſetzte, Frucht enthält in drey

Fächern

Fächern viele eckichte Saamen. Die Pflanze wächſt in den Wäldern in Malabarien, Braſilien und Surinam. Die Coſtwurzel kann billig mit dem Galgant, in Anſehung ihrer Beſtandtheile und Wirkung, verglichen werden. Sie iſt gewürzhaft, und daher ſtärket ſie die feſten Theile und zertheilet die zähen Feuchtigkeiten. Sie ſoll auch vorzüglich den Urin treiben, und ſolchen blaulicht färben. In den Apotheken hat man auch das Oleum coſtinum, welches vorzüglich bey Nervenkrankheiten und Lähmungen gerühmet wird. Der weiße Zimmet, Canella alba, wird von einigen Coſtus corticoſus genannt, und mit der itzt beſchriebenen Coſtwurzel zuweilen verwechſelt.

Cotia.

Unter dieſem Indianiſchen Namen wird von einigen das ſogenannte Braſilianiſche Kaninichen oder Kleins Afterhaſe aus Braſilien angeführet, wovon wir im erſten Theile dieſes neuen Schauplatzes der Natur S. 148. unter dem viel gewöhnlichern Namen Aguti Nachricht gegeben haben.

Couhage.

S. Bohne.

Courbaril.

S. Animeharz.

Cous-cous.

S. Coes-coes und Philander.

Coverer.

Eine Art flacher aber runder Fiſche, die den ſchändlichen Namen des Coverer oder Beſchälers führet. S. A. R. IV. 280. S. Beſchäler, S. 690. unſern Artikel.

Coyametl.

Dieſes iſt der Mexicaniſche Name einer gewiſſen Gattung wilder Schweine, die in verſchiedenen Gegenden von Amerika gefunden werden, und daher auch unter verſchiedenen Benennungen bey den Reiſebeſchreibern und Naturforſchern vorkommen. Man findet bey dieſen Thieren etwas beſonders und außerordentliches, das man bey keinem andern vierfüßigen Thier antrifft, nämlich eine zwo bis drey Linien breite Oeffnung auf dem Rücken, über dem Kreutze, durch welche eine ſehr übelriechende Feuchtigkeit in großer Menge ſeigert. Ausführlichere Nachricht ſoll von ihnen unter dem Artikel Pecari gegeben werden.

Coyopollin.

So ſchreiben einige Schriftſteller den ſchon oben S. 84. angeführten Namen Cayopollin, der einem kleinen vierfüßigen Thiere aus dem ſüdlichen Amerika gegeben wird, welches ohngefähr die

Größe

Größe einer Ratte hat, und unter das Geſchlecht der Philander gehöret. S. Philander.

Coyuta.

Coluber Cenchoa Linn. Eine Amerikaniſche Schlange, die auch in ihrem Vaterlande den Namen Cencoatl führet, unter welcher Benennung ſie ſchon oben S. 92. von uns beſchrieben worden iſt.

Coztiocotequallin.

S. Coquallin.

Cranzcoralline.

Alſo wird vom Müller des Linne' Sertularia verticillata gen. 347. ſp. 15. genennet. Es iſt ein ſehr feines, und aus vielen Röhrchen zuſammengeſetztes Seegewächſe. Der zarte Stamm iſt fadenförmig, und aus ſelbigem gehen ringsherum, eins ums andere, feine Aeſtchen heraus, dadurch es mit dem Equiſeto oder Roßſchweif eine Aehnlichkeit bekömmt, und auch vom Hr. Ellis die Roßſchweifcoralline genennet worden. Es wächſt in der Nordſee um England herum etliche Zoll hoch.

Craſſen.

Creaſſen, Kreſſen, Craſſiones Caſſuli, ſind von den Grundeln unterſchieden, haben gar kleine Schuppchen und keine Krönlein. S. unſern Artikel, Aalbaſtart, Gattung 3. und 5. S. 41. 42.

Crawfiſch.

Crawfiſch in England, nach dem Klein aus dem Willughby, Richter; ſoll wohl Kramfiſch d. i. Krampffiſch heißen. Torpedo, I., Rondel. Raia tota laevis, Artedi. Narcacion, I. Klein. S. Krampffiſch.

Creutz.

Dieſen Namen haben die Sternkundigen einem kleinen Sternbilde gegeben, das neben dem Centaur ſteht, und vier Sterne, nämlich drey von der andern, und einen von der ſechſten Größe enthält. Es iſt dem Kaiſer, Conſtantin dem Großen, zu Ehren eingeführet worden, um das Andenken desjenigen hellglänzenden Creutzes zu erhalten, welches dieſer Kayſer, nach dem bekannten Mährchen, in der Luft mit der Ueberſchrift: ἐν τȣτω νικα d. i. in dieſem ſollſt du überwinden, erblicket haben ſoll, als er bey Rom dem Maxentius ein Treffen lieferte, und der Sieg ziemlich zweifelhaft ſchien.

Creutz, Regio oſſis ſacri. Unter dem Creutze begreift und verſteht man auch diejenige äußerliche Gegend des Leibes, welche ſich hintenzu am Ende des Rückens, von dem Heiligbeine

ligbeine nach dem Schwanzbeine, und ſofort bis zu dem Hinterſten erſtrecket.

Creutzbaum.

S. Grenzbaum und Wunderbaum.

Creutzbeerſtrauch.

Rhamnus. Unter dieſem lateiniſchen Namen vereiniget Hr. von Linné verſchiedene Bäume und Sträucher, welche wir aber als ſoviel beſondere Geſchlechter angeführet haben; als da ſind die Alaternſtaude, die Bruſtbeeren, der Chriſtdorn, Faulbaum. Die wahren Rhamni, welche wir hier unter dem Namen Creutzbeerſtrauch verſtehen, unterſcheiden ſich ſowohl durch die Beeren mit vier Saamenkörnern, als auch, und vorzüglich durch den vierfachen Staubweg, von den übrigen, damit vereinigten Geſchlechtern. Die Frucht hat mit dem Faulbaume viel ähnliches; dieſer aber iſt ohne Stacheln, da jene gemeiniglich mit Dornen beſetzet ſind. In Beſchreibung der Blumendecke kommen die Schriftſteller nicht mit einander überein. Hr. von Linné giebt der Blume keinen Kelch, ſondern ein undurchbohrtes, trichterförmiges, in vier oder fünf ſpitzige Einſchnitte getheiltes Blumenblatt, und verbindet mit dieſem die fünf ungemein kleinen ſchuppenförmigen Blättchen, welche ſich einwärts biegen, und die Staubfäden bedecken. Ludwig und Scopoli hingegen nehmen dieſe letztere für die fünf Blumenblätter und das erſtere für den Kelch an. Nachdem der Kelch vier oder fünf Einſchnitte hat, zählet man auch vier oder fünf pfriemenartige Staubfäden, welche unter den ſchuppenförmigen Blättchen entſtehen. Der einfache Griffel endiget ſich mit vier Staubwegen, und die rundliche Beere enthält vier Saamen.

1) Der große purgirende Creutzbeerſtrauch, Creuzdorn, Wachenbeerdorn, Purgirdorn, Wiedorn, Wegdorn, Stechdorn, Färbebeer, Dintenbeerſtrauch, Rheinbeere, Schlagbeere, Schießbeere, Hundsbaumholz, Hirſedorn, Hirſchdorn, Werſen oder Werſtenbeerſtrauch, Amſelbeerdorn, Spina ceruina, Rhamnus catharctius L. wächſt in vielen Ländern Europens, und wird bey uns in Hecken und Feldbüſchen, als ein Strauch, auch als ein Baum gefunden. Der Stamm erhält die Höhe eines mittelmäßigen Pflaumenbaumes, und ſoll, nach Du Roi Angeben, ſelten über fünf bis ſechs Zoll dicke werden. Wir haben dergleichen geſehen, deſſen Umfang über zwo bis drey Spannen betragen. Die Rinde iſt glatt, braun, und ſehr faſericht, das Holz feſte, zähe, blaßgelb, und

und bey den ältern Stöcken ſpielet es ins röthliche; jeder Trieb der Aeſte endiget ſich mit einem geraden ſpitzigen Dorn. Die Blätter ſtehen zuweilen einander gegen über, zuweilen auch wechſelsweiſe an den Aeſten; ſie ſind eyförmig zugeſpitzt, am Rande fein eingekerbet und hellgrün. Die Blumen kommen im May büſchelweiſe hervor, und ſind öfters Zwitter; zuweilen aber findet man auch weibliche und männliche Blumen auf verſchiedenen Stämmen. Bey dem Baume, welcher Zwitterblumen träget, ſollen auch die Blätter, nach Scopoli Wahrnehmung, kleiner ausfallen. Der gelbgrünlichte Kelch hat vier bräunlichte Einſchnitte, der Staubweg iſt vierfach, und die runde ſchwarze Beere, die im September reif, und von der Größe einer Erbſe wird, enthält ein grünes, im Geſchmacke bitteres, und zuſammenziehendes Mark, nebſt vier Saamen.

Das Holz nimmt die Glättung wohl an, und iſt bey eingelegter Arbeit zu gebrauchen; die Wurzel nebſt den Maſern ſind beſonders ſchön. Die Rinde könnte als ein Brechmittel genutzet werden, man bedienet ſich aber ſelbiger nur zum färben; die friſche färbet gelb, die getrocknete dunkelbraun. Das junge Laub hat eine reinigende Kraft und wird von allem Viehe gern gefreſſen. Vorzüglich ſuchet man die Beeren zu nutzen. Die Droſſeln und Krammetsvogel gehen dieſen nach, und man bedienet ſich derſelben, als eine Lockſpeiſe, auf Vogelheerden. Nach Hr. Ehrhardts Vorgeben, ſoll das Fleiſch der Vögel von dieſer Nahrung eine purgierende Kraft erhalten. Ob dieſes wirklich geſchehe, wollen wir nicht behaupten; daß aber die Beeren eine ſtarke, purgierende Eigenſchaft beſitzen, iſt zur Genüge bekannt. Einige erwählen zu dieſem Endzwecke die reifen, getrockneten und zu Pulver geriebenen Beeren, und nehmen davon ein oder anderthalb Quentchen, vermiſchen ſolches mit einem Syrup und machen einen Biſſen daraus; andere laſſen funfzehn bis zwanzig getrocknete Beeren in einer Brühe kochen, und dieſe den Kranken trinken. Der gewöhnlichſte Gebrauch iſt, aus den friſchen Beeren einen Syrup zu verfertigen und ſolchen von einer bis zu zwo Unzen zu verordnen. Sydenham hat angemerket, wie dieſer Creutzbeerſyrup, welcher gemeiniglich Syrupus domeſticus genennet wird, einen ſtarken Durſt errege, zumal wenn ſolcher allein genommen wird. Neugebohrnen Kindern ſolchen, nach einiger Anrathen, zu geben, möchte doch wohl ſchädlich ſeyn; vielmehr kann man Chomels Rathe folgen, und dieſes Mittel den Waſſer-

Waſſerſüchtigen verordnen. Da auch dieſer Syrup unangenehm und widerlich ſchmecket, ſoll man lieber aus dem Safte der Beeren ein Muß oder Roob kochen, und ſolches als Pillen gebrauchen. Einen andern und faſt wichtigern Nutzen haben die Beeren in der Färbekunſt. Mit unreifen Beeren färbet man gelb; wenn ſie aber reif geworden, braunroth. Die gehörig reifen Beeren geben das ſogenannte Saftgrün. Es werden nämlich ſolche mit Zuſatz von Alaun zerſtoßen, der Saft ausgepreſſet, dieſer in Schweinsblaſen an einem trocknen Orte aufgehängt, und getrocknet; daher auch dieſe Farbe Blaſengrün genannt wird. Oder es werden die reifen Beeren geſtoßen, und in einem kupfernen Geſchirre verwahret. Man bedienet ſich deſſen ſonderlich in der Malerey. Man hat aber noch eine andere Art Blaſengrün, welche von den kleinen, friſchen, rothen Rougemomayſaamen, gleichfalls mit Alaun, verfertiget wird. Man hat auch gelernet, die aus den Beeren gezogene Farbe feſt und beſtändig zu machen. Die unreifen, im Juli und Auguſt geſammleten und getrockneten Beeren werden ausgekochet, und dieſe Farbenlauge mit Weinſtein und in Aqua Regis aufgelößten Zinne vermiſchet, und hierdurch das wollene Geſpinnſte dauerhaft gelb gefärbet; der gelbe Saffian, Maroquin, erhält dadurch ebenfalls ſeine Farbe.

Der Baum ſelbſt, da ſolcher faſt in jedem Boden, nur den moraſtigen ausgenommen, gut und leichtlich fortkömmt, könnte man zu hohen lebendigen Zäunen gebrauchen. Bomare und vor ihm längſt Mizaldus, haben angerathen, Kirſchen und Pflaumen auf dieſen Baum zu pfropfen, um hierdurch purgirende Kirſchen und Pflaumen zu erhalten, und Garidel berichtet, wie jemand dergleichen auf den Creutzbeerſtrauch gepfropfte Pflaumen beſeſſen, den Stamm aber abhauen müſſen, weil die Früchte denen, die ſie gegeſſen, öfters übermäßiges Purgiren und heftiges Erbrechen verurſachet hätten. Es läßt ſich aber an dieſer Erfahrung billig zweifeln, indem bekannt iſt, wie der untere Stamm dem darauf gepfropften, ſich immer gleichbleibenden, Reiße keine beſondere und fremde Kraft mittheilen könne.

2) Der kleine purgirende Creutzbeerſtrauch, Rhamnus catharcticus minor C. Bauh. Rhamnus infectorius, welchen einige auch Lycium und im Deutſchen Buchsdorn nennen, iſt mit dem vorherbeſchriebenen ganz nahe verwandt, doch aber noch nicht entſchieden, ob ſelbiger eine ganz verſchiedene Art, oder nur eine, von

von dem Geburtsorte verurſachte, Abänderung ſey. Hr. Gerard in der Flora Gallo-Prouinciali hat einigen Unterſchied angegeben. Bey dem erſtern oder größern ſind die Einſchnitte des Blumenkelches länger, als deſſen Röhre, hingegen bey dieſem kleinern haben die Einſchnitte mit der Röhre des Kelchs gleiche Länge. Nach andern Nachrichten ſoll bey dieſem der Stamm geſtrecket ſeyn, da ſolcher bey dem gemeinen aufrecht ſteht. Auch die Blätter ſind bey der kleinen Art unterwärts etwas wollicht, und daher hat auch endlich Hr. von Linné ſolchen als eine wirkliche Art angenommen, und Rhamnus infectorius genannt. In Frankreich, Spanien und Italien wächſt ſolcher wild, und da nicht zu zweifeln, ſolcher werde auch bey uns ausdauern, verdienet ſelbiger wegen der Früchte gepflanzet zu werden; da es ſich denn auch am deutlichſten zeigen würde, ob ſolche anders, als bey dem gemeinen ausfallen dürften. Man nennet dieſe Früchte zuweilen Gelbbeeren, Graines jaunes, bekannter aber ſind ſie unter dem Namen Körner von Avignon, Graines d' Avignon. Sie werden getrocknet, und zum Gelbfärben, vorzüglich zum gelben Saffian, gebrauchet. Es ſoll auch hieraus das bekannte Schüttgelb verfertiget werden. Es färben dieſe Beeren ſehr leicht, und ein halb Pfund davon, in einem Eymer Waſſer gekochet, iſt hinreichend, vier Dutzend Häute zu färben. Je dunkler man aber die Farbe haben will, deſtomehr muß man Beeren nehmen, wodurch man ſelbige ſoweit bringen kann, daß ſie der Orangenfarbe gleichet. In Nicoſien gebrauchen die Handwerksleute dieſe Beeren gleichfalls, und werden daſelbſt Halanger genannt. Sie werden dahin von Caramine gebracht, und von dannen nach Egypten und in die Inſeln auf dem Archipelagus verführet, indem auch daſelbſt der Saffian damit gelb gefärbet wird. Die Holländer machen eine gelbe Maſſe von Kreide und Mergel, färben ſolche mit dieſen Beeren, die ſie mit Alaun im Waſſer kochen, verfertigen hieraus kleine gewundene Stängel, trocknen ſolche an der Sonne, und verſenden ſelbige unter dem Namen Stil de Graine. Sie werden zur Malerey in Oel gebrauchet. Ob der ſogenannte Buchsdornſaft, Succus Lycii, von einem ähnlichen, oder ganz verſchiedenen Baume verfertiget werde, läßt ſich nicht beſtimmen. Es ſoll ſelbiger von einem kleinen ſtachlichten Baume, welcher in Lycien, einer Aſiatiſchen Provinz, häufig wächſt, durch das Kochen, vermuthlich der Frucht, zubereitet werden. Dieſer ſchwarze eingetrocknete Saft hat einen bittern,

herben, zuſammenziehenden Geſchmack, und wird bey den Geſchwüren des Mundes und des Zahnfleiſches gebrauchet.

Wir erwähnen noch an dieſem Orte des

Seecreutzbeerſtrauches, und wollen lieber dieſen Namen behalten, als mit Hr. Planern Sanddorn, oder nach Hr. Dietrich Hafdorn annehmen, ſonſt heißt ſolcher auch Seecreutzdorn, Weidendorn, Beſingſtrauch, Stechdorn, Streitbeſienſtrauch, Finniſche Beeren, auch rothe Schleheen, Hippophae Rhamnoides Linn. Wächſt gemeiniglich an ſandigen Seeufern in Schweden, Preußen, Holland, England. Die Wurzel läuft ſtark aus; der Stamm erhält acht bis zehn Fuß Höhe; die Aeſte wachſen ſperrhaft durch einander; die Rinde iſt hellbraun; das Holz weiß, und die Aeſte ſind hin und wieder mit ſteifen ſpitzigen Stacheln beſetzt. Die Blätter ſind ſchmal, länglicht, gehen am Ende in eine runde Spitze aus, glatt, glänzend, oberwärts meergrün, unterwärts ſilberfärbig; ſie ſtehen an dem Ende der Aeſte dicht bey einander und rund umher, an den übrigen Stellen aber wechſelsweiſe. Die Blumen kommen im April und May hervor, und zwar findet man weibliche und männliche auf beſondern Stämmen. Die männlichen ſtehen in kleinen Büſcheln und haben einen einblättrichten, runden, in zween Einſchnitte getheilten Kelch. So wie dieſe unterwärts vereiniget ſind, eben ſo ſind auch anfangs die Spitzen zuſammen gewachſen, löſen ſich aber endlich von einander ab, und breiten ſich mehr aus. An dieſen ſitzen vier kurze Staubfäden. Die weiblichen ſind einzeln zwiſchen den unterſten Blättern anzutreffen. Der kleine Kelch iſt ebenfalls einblätterricht, röhrenförmig geſtaltet, und oben in zween Theile getheilet. Er iſt grün, ſilberfarbig, an den Spitzen etwas bräunlich, und fällt ab. Der Griffel iſt kurz, der Staubweg viel länger und dicker, ſo daß ſolcher als ein hellgelber, fleiſchichter Körper aus dem Kelche hervorraget. Die Beere erhält im Herbſte ihre Reife, iſt goldgelb, mit einer dünnen, glatten Haut überzogen, und mit einem gelben, herben, ſauren und färbenden Saft angefüllet, von der Größe einer Erbſe; in der Mitte liegt ein einzelner rundlicher Saame. Hr. von Linné meldet, wie die Fiſcher des Bothniſchen Meerbuſens aus den Beeren einen dicken Saft verfertigten, welcher den friſchen Fiſchen einen angenehmen Geſchmack verſchaffe, und mit unſern Weinbrühen einige Aehnlichkeit hätte. Wahrſcheinlich könnten die Beeren zum Gelbfärben gebrauchet werden.

Der

Der Biſchoff Gunner meldet, wie die Bauern in Norwegen aus dem Holze, den Blättern und Blumen einen Trank verfertigten, ſolchen ſtatt andern Holztränken gebrauchten, und dadurch die Unreinigkeiten durch den Urin abführten. Wegen der vielen Stacheln könnte man dieſen ſtrauchartigen Baum zu Umzäunungen anwenden; allein ob ſolcher auch dauerhaft genug ſeyn möchte, zweifeln wir, indem ſelbiger bey harten Wintern gar öfters abſtirbet; daher wir, auch aus Vorſorge, dergleichen in Töpfen aufzubehalten und zur Winterszeit in ein Glashaus zu ſetzen pflegen. Du Roi verſichert, daß ſolcher die härteſten Winter aushalte. Die Vermehrung geſchieht durch Saamen, Ableger und Schnittlinge, und die Wurzel treibt in guten Böden viele Schößlinge, welche junge Brut liefern. Dieſes geſchieht ſelten, wenn der Strauch in Töpfen ſteht. Wenn der Strauch verpflanzet wird, blühet er ſelten.

Ob der Canadenſiſche Seecreutzbeerſtrauch, Hippophae Canadenſis L. eine wirklich verſchiedene Art ſey, iſt wohl noch nicht beſtimmet. Dem Anſehn nach, gleichet dieſer dem vorigen gänzlich, nur ſind die Blätter etwas breiter, kürzer, und mehr eyförmig.

Creutzblume.

Polygala. Der Kelch beſteht aus drey kleinen, eyförmig zugeſpitzten, ſtehenbleibenden Blättern, deren zwey unter und eines über den Blumenblättern ſitzt. Die Blumenblätter vergleichet Hr. von Linné mit den Schmetterlingsförmigen, ob gleich die Anzahl derſelben verſchieden iſt. Der kleine röhrenförmige Helm iſt mit dem kurzen, getheilten Rande rückwärts gebogen; die zwey, viel größern, eyförmigen, platten Flügel ſtehen gleichſam außer der Blume, und fallen nicht ab, daher ſelbige, ob ſie gleich gefärbet ſind, von einigen zu dem Kelche gerechnet, und dieſem fünf Blättchen zugeeignet werden; der zuſammengedrückte Kiel iſt gegen das Ende bauchicht. An dieſem ſitzen bey den mehreſten Arten zwey, dreyfach getheilte, blätterichte Anſätze, welche gleichſam einen Bart oder Pinſel vorſtellen. Die acht Staubfäden ſind unter ſich in zwey Bündelchen verwachſen, und tragen acht einzelne Staubbeutel. Der einfache, aufrechtſtehende Griffel hat einen etwas dickern, getheilten Staubweg. Das herzförmige Saamenbehältniß iſt platt gedrückt und mit einem ſcharfen Rande verſehen, öffnet ſich mit zwo Klappen, hat zwey Fächer, und in jedem lieget ein Saame.

Von dieſem zahlreichen Geſchlechte bemerken wir:

1) Die gemeine Creutzblume, Himmelfartblümlein, Creutzlein, Milchkraut, Vogelkraut, Ramſelblume, Natterblume, Polygala vulgaris L. wächſt auf den Hügeln, Triften und in den Heiden häufig; iſt eine niedrige, öfters nur einen Finger hohe Pflanze. Die holzige, dünne, dauerhafte Wurzel treibt viele dünne Stängel, welche theils aufgerichtet ſtehen, theils, zumal mit dem unterſten Theile, auf der Erde liegen und etwas ins röthliche fallen. Die kleinen, länglichten Blätter ſtehen am untern Theile des Stängels faſt wirtelförmig, weiter hinauf aber werden ſie ſchmäler, ſpitziger und ſtehen wechſelsweiſe; jeder Stängel endiget ſich mit einer blauen Blumenähre, welche im May, Juni und Juli erſcheinen. Man findet Pflanzen mit röthlichen und auch mit weißlichen Blumen. Zuweilen ſind alle Blätter einander ähnlich und ſpitzig. Die Blumen ſind beſtändig mit dem pinſelförmigen Anhange gezieret.

Dieſes Pflänzchen iſt zwar zur Zeit in den Apotheken nicht zu finden, verdienet aber vor vielen andern einen Platz unter den Arzneymitteln. Der Geſchmack der Blätter iſt bitter und herbe, und der alte Gesner hat bereits bemerket, daß die Pflanze, wenn man eine Hand voll in Wein weichet, und dieſen austrinket, die Galle gelinde abführe, ohne Bauchgrimmen zu verurſachen. Nach Anzeige des Hrn. Dethardings iſt ein Trank, von einer Hand voll Kraut in einer Kanne Waſſer abgekochet, und alle Stunden etliche Löffel voll davon eingegeben, in dem Seitenſtechfieber von großen Nutzen; es wird dadurch der Auswurf ungemein erleichtert und Schweiß und Urin abgetrieben. Wie denn auch dû Hamel in den Abhandlungen der Pariſer Akademie viele Verſuche angeführet, woraus die Kraft dieſer Pflanze wider das Seitenſtechen und die Bruſtflüſſe gar deutlich erhellet. Herr von Linné hält auch dafür, daß die Wurzel dieſer gemeinen Creutzblume mit der Klapperſchlangenwurzel gleiche, nur aber ſchwächere Kräfte beſitze, und Herr Candon in ſeiner Streitſchrift empfiehlt die Wurzel, als das ſicherſte Mittel in der Schwindſucht, und verſichert, wie ſelbige zu einem halben Quentchen in Pulver früh und Abends, oder in einer Latwerge alle vier Stunden zu einem Quentchen genommen, bey dieſer Krankheit großen Nutzen geleiſtet. Das Kraut, als einen Thee, mit Honig verſüßet, kann auch füglich gebrauchet, und damit einen Monath, oder auch länger fortgefahren werden.

2) Die

2) Die bittere Creutzblume, Polygala amara Linn. wächſt auf bergichten Gegenden in Frankreich und Oeſterreich; iſt der gemeinen faſt ähnlich, und unterſcheidet ſich nur durch die größern Blätter, beſonders die Wurzelblätter, welche wohl zehnmal größer ſind, als bey der gemeinen Art. Mit dieſer hat Herr Collin Verſuche angeſtellet, und nach dieſem iſt ſie gleichfalls ein kräftiges Mittel in der Lungenſucht. Es ſchreibt ihr derſelbe eine balſamiſche, heilende, ſtärkende und verſüßende Kraft zu. In der Cur hat gemeiniglich der Abgang des Urines zu- und der Schweiß abgenommen; doch hat er in der Waſſerſucht damit nichts ausrichten können. Bey dem Seitenſtechen hat ſie die Zufälle vermehret.

3) Die Creutzblume, Senecka genañt, Klapperſchlangenkraut, Polygala Senega Linn. wächſt in Virginien, Penſylvanien, Maryland, und iſt unter dem Indianiſchen Namen Senega oder Senecka in neuern Zeiten den Aerzten bekannt geworden. Die dauerhafte, fäſerichte, holzige, verſchiedentlich gebogene und in Aeſte getheilte Wurzel verbreitet ſich oberwärts gleichſam in einige Knollen, woraus viele einfache, rundliche, ſchwache, etwa einen Fuß hohe Stängel treiben. Die obern Blätter ſind größer und länglicht, mitten am Stängel aber lanzenförmig und ſchmäler, die unterſten am kleinſten; alle ſind merklich geſtielet, völlig ganz, am Rande etwas weniges rauh, auf beyden Seiten glatt u. grün. Jeder Stängel endiget ſich mit einer weißen Blumenähre. Bey den Blumen fehlet der pinſelförmige Anhang. Die Wurzel verdienet in Anſehung ihrer kräftigen Wirkung alle Aufmerkſamkeit. Sie iſt kaum eines Fingers dicke, einer halben Spanne lang, holzicht, biegſam, mit einem knollichten Haupte verſehen, aus welchem die Faſern ihren Anfang nehmen, und ſich nachher in viele Aeſte verbreiten. Ihre Rinde iſt ſtark und gleichſam harzicht, aus dem weißen ins gelbe ſpielend, mit einem ſehr feinen aſchgrauen Baſte bedecket; der Kern iſt feſte, holzicht, weiß, der Geruch nicht ſonderlich; da hingegen der Geſchmack, welcher anfangs nur mehlicht ſcheint, auf der Zunge und im Halſe nach und nach ſäuerlich und recht brennend ſcharf wird. Durch dieſe ſäuerliche Schärfe unterſcheidet ſich dieſe Wurzel von vielen andern Arzneyen. Es liegt dieſe ſowohl in der harzichten, als ſchleimichten Miſchung. Der mit Waſſer davon bereitete Trank iſt dermaßen ſchleimicht, daß ſolcher ſchwer und langſam durch das Löſchpapier geht. Die mit Weingeiſt gemachte Tinctur, oder mit Waſſer bereiteten Tränke, wenn ſie weiter

durch Abdämpfen zu Extracten gemachet worden, verliehren zwar viel von der Schärfe, behalten aber doch immer noch ſo viel, daß ſie die feſten Theile heftig genung reizen, und die flüßigen verdünnen, auflöſen und in ſchnellere Bewegung ſetzen können. Man weis auch überdieß, daß dieſe Wurzel gar leicht ein heftiges Erbrechen, auch ſtarkes Purgiren erregen könne. Sie befördert auch den Abgang des Urins, und treibt mit dieſem den Schleim, Grieß und das geronnene Geblüte fort. Sie dienet bey der Gicht, catarrhaliſchen Zufällen, der anfangenden Waſſerſucht, Verſtopfung der Eingeweide, krämpfichten Engbrüſtigkeit, ſonderlich, wenn dieſe von Verſchleimung der Bruſt entſtanden. Endlich iſt gewiß, daß ſie, nebſt dem Aderlaſſen, beym Seitenſtechfieber ganz beſonders kräftig ſey, und Hr. v. Linne' ſelbſt hat, als er ſich durch Erkältung dergleichen Fieber zugezogen, ein Quentchen von der Wurzel, des Tags dreymal eingenommen, und iſt in zween Tagen völlig davon befreyet worden. Man kann ſolche auch bey dieſer Krankheit in einem Tranke, alle Stunden zu einem bis zween Löffeln, verordnen, oder auch unter andere Bruſtſpecies miſchen. Vor allen andern hat ſich dieſe Wurzel als das bewehrteſte Mittel gegen den Biß der Klapperſchlange bewieſen, deswegen die Amerikaner ſolche jederzeit, wenn ſie durch die Wälder reiſen, aus Vorſicht gepülvert bey ſich tragen, und im Fall ſie gebiſſen werden, ſogleich von dieſem Pulver 35 Gr. nicht allein einnehmen, ſondern ſolches auch auf den verletzten Theil legen. Tennent, ein engliſcher Arzt, welcher viele Jahre in Virginien gelebet, hat dieſe heilſame Wurzel 1736. zuerſt in Europa bekannt gemachet, und nach deſſen Erfahrungen iſt die Tinctur, ſo aus drey Unzen Seneckawurzel und anderthalb Unzen Baldrianwurzel mit Weine verfertiget, bey dem Seitenſtechfieber kräftiger, als das Pulver.

Creutzblume, S. auch Gottheil und Knabenkraut.

Creutzdiſtel.

S. Eberwurzel.

Creutzdorn.

S. Creutzbeerſtrauch.

Creutzdoublet.

Dieſen Namen führet des Linne' Oſtrea malleus, gen. 313. ſp. 207. oder der ſogenannte Polniſche Hammer. Man rechnet ſie zu dem Geſchlechte der Kammmuſchel, Oſtrea, und zwar zu der vierten Abtheilung, welche die eigentlichen Auſtern, oder rauhe Kammmuſchel enthält. Ihre Bauart aber iſt ganz beſonders, und weicht von allen übrigen ab. Die Schale nämlich iſt violet ſchwarz,

ſchwarz, mit bräunlichen Flecken gemiſchet, äußerſt rauh, ſchiefericht und gebogen, in der That alſo ziemlich unanſehnlich und rinnenförmig in die Länge gedehnt. Oben am Schloſſe befinden ſich zwey Ohren, die aber minder oder mehr bis auf einen Finger lang in die Quere gedehnet ſind, mithin mit der eigentlichen Schale einen ordentlichen Hammer oder Creuz vorſtellen. Zu dieſer letzten Vergleichung geſellete ſich ehedem der Aberglaube, und machete dieſe Muſchel ſo theuer, daß man nur von Hunderten redete; nunmehr aber iſt ihr Werth bis auf vierzig oder funfzig Gulden herunter gefallen, und dieſen erhält ſie wegen ihrer großen Seltenheit, indem ſie ſogar in Aſien wenig zum Vorſchein kömmt. S. auch Polniſcher Hammer.

Creutzholz.

S. Aloeholz und Miſtel.

Creutzkäfer.

Es iſt gewöhnlich verſchiedene Arten der Inſecten, die mit einem Creutze bezeichnet ſind, auch nach dem Creutze zu benennen, und ſo giebt es denn auch unter den Erdkäfern zweene, davon der eine Großcreutz, Linn. Carabus Crux maior, gen. 213. ſp. 39. und der andere Kleincreutz, Linn. Carabus Crux minor, gen. 213. ſp. 40. heißt. Die erſte Art führet ein ſchwarzes Creutz auf roſtfärbigen Flügeldecken, und letztere ein gelbes Creutz auf ſchwarzen Flügeldecken. Unter den Nachtſchmetterlingen ſieht man auch zween, die mit einem Creutze beſetzet ſind, als das Roſtcreutz, ein Spinner oder Bombyx, Phalaena Celſia Linn. gen. 233. ſp. 77. welcher ein roſtfärbiges Creutz auf grünen Flügeln trägt, und vom Hrn. Prof. Celſius bey Upſal entdecket wurde, und der Creutzträger, Phalaena Xyloſtaena, welcher unter die Blattwickler oder Tortrices gehöret, und mit einem roſtfärbigen Creutze auf ziegelfärbigen Flügeln pranget. Außerdem aber iſt noch die Creutzwanze und Creutzſpinne bekannt, davon ſiehe unten. Endlich wird auch die zwote Abtheilung der Cicaden Creutzträger genannt. S. Heuſchreckengrille.

Creutzknochen.

S. Heiligbein.

Creutzkräuſel.

Sie hat einen ſattelförmigen Bau, führet an der Spindel ein Zähnchen, und iſt von oben herunter mit vier weißen Bändern behangen, welche, wenn man von oben auf die Schale hinunterſieht, ein Creutz vorſtellen. Der Ritter Linnäus hat ſie deswegen, gen. 326. ſp. 583. Trochus cruciatus genannt. Sie kömmt aus

dem mittelländiſchen Meere, und iſt übrigens roſtfärbig. Ihre Größe übertrifft kaum eine Haſelnuß.

Creutzkraut.

Senecio. Die Schriftſteller beſtimmen dieſes Geſchlecht nicht auf einerley Art. Wir folgen dem Herrn von Linné, welcher das St. Jacobskraut damit vereiniget und verſchiedene Pflanzen verbunden hat, bey welchen die zuſammengeſetzten Blümchen entweder einander ähnlich, oder am Rande anders geſtaltet ſind. Der kegelförmige, oben gleichſam abgeſtutzte Kelch umgiebt viele einblätterichte Blümchen, und beſteht aus vielen, gleichlangen, dicht neben einander geſtellten, an der Spitze gleichſam abgeſtorbenen Schuppen; weswegen auch Hr. Planer dieſes Geſchlecht Brandſpitze genannt. Dieſe Kelchſchuppen ſind äußerlich und unterwärts mit einigen andern, aber kürzern, umgeben. Die Blümchen ſind bey einigen Arten alle röhrenförmig, fünffach ausgezacket und Zwitter; ſie haben nämlich fünf kurze Staubfäden, einen verwachſenen walzenförmigen Staubbeutel und einen Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit zween auswärts gebogenen Staubwegen endiget. Bey einigen, oder vielmehr den meiſten Arten, ſitzen am Rande bald kleine, bald größere, zungenförmige, weibliche Blümchen, welche in Anſehung des Fruchtkeimes, des Griffels und der Staubwege mit den übrigen übereinkommen. Nach allen folget ein kleiner, eyförmiger Saame, welcher mit einer Haarkrone beſetzet iſt. Alle dieſe ſitzen auf dem nackenden Blumenbette, und ſind von dem Kelche umſchloſſen. Herr von Linné hat vierzig Arten angeführet. Wir bemerken davon nur

1) das gemeine Creutzkraut, Grindkraut, Berufkraut, Speykraut, Sauwurz, Baldgreiß, Senecio vulgaris Linn. wächſt allenthalben auf den Feldern, in Weinbergen und Gärten, in ſandigen und an der Sonne liegenden Oertern; pflanzet ſich durch den Saamen beſtändig von ſelbſt fort, und blühet zu allen Jahreszeiten, ſelbſt im Winter. Die kleine zäſerichte Wurzel treibt einen oder mehrere Stängel, ohngefähr einen Fuß hoch; ſie ſind rundlich, geſtreifet, zuweilen röthlich, hin und wieder rauch, und in Zweige abgetheilet. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſitzen platt auf, ſind länglicht, in verſchiedene Einſchnitte, auf Art der federartigen, zerſchnitten, ausgezacket und dunkelgrün. Die Aeſte endigen ſich mit Blumenbüſcheln. Die Blümchen ſind alle gelb, röhrenförmig und Zwitter. Die zungenförmigen fehlen gänzlich. Die Pflanze hat keinen merklichen Geruch

ruch und einen graßähnlichen Geſchmack. Man hält ſolche für kühlend und erweichend, zertheilend und lindernd, und gebrauchet ſie innerlich und äußerlich Tournefort verſichert, daß der ausgepreßte Saft davon, zu zwo Unzen genommen, die Würmer tödte; und Raius meldet, daß man in England den Pferden, wenn ſie Würmer bey ſich haben, dieſen Saft gebe, und ihnen damit helfe. Es ſoll der Saft mit Bier vermiſchet, oder der Trank aus Creutzkraut, Honig und Roſinen bereitet, ein gelindes Erbrechen erregen, ja in den Schriften der Edinburgiſchen Aerzte, II. Band lieſt man, daß das zerquetſchte Kraut, äußerlich auf den Magen geleget, Brechen errege und die Fieber vertreibe. Es dienet zum Gurgelwaſſer bey Entzündung des Halſes, und kann als ein Breyumſchlag, in Milch gekochet, bey Stockung der Milch in den Brüſten, bey der blinden güldenen Ader, auch zur Beförderung des Eyters in Beulen und Wunden gebrauchet werden. Man pfleget mit dem blühenden Kraute die Canarienvögel zu füttern, und es iſt dieſes eine gute Arzney für ſelbige, indem ſie davon laxiren, nur muß es nicht zu oft geſchehen.

2) Das purpurfärbige Creutzkraut, Senecio purpureus L. wächſt in Aethiopien. Der geſtreifte und mit wenig Haaren beſetzte Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch und verbreitet ſich oben in einige Zweige. Die wechſelsweiſe geſtellten, plattaufſitzenden Blätter ſind länglicht, ſtumpf, leyerförmig eingekerbet, rauch und klebricht, die oberſten aber faſt lanzenförmig und nur ausgezackt. Die Blumenbüſchel ſitzen an dem Ende der Zweige. Die Blümchen ſind alle röhrenförmig und purfärbig. Die Randblümchen fehlen ganz.

3) Das klebrichte Creutzkraut, Senecio viſcoſus Linn. wächſt hin und wieder in den Dörfern und um die Zäune. Die jährige, fäſerichte Wurzel treibt äſtige Stängel. Die platt aufſitzenden, wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind der Länge nach in Lappen, nach Art der gefiederten, eingeſchnitten, und klebricht anzufühlen. Die gelblichten Blumen ſind von zweyerley Art, und die trichterförmigen von einigen zungenförmigen, rückwärts gebogenen, Randblümchen umgeben. Die äußerlichen Kelchſchuppen ſind faſt eben ſo lang, als der Kelch ſelbſt, und ſtehen locker neben einander.

4) Das Waldcreutzkraut, Senecio ſylvaticus Linn. wächſt auch bey uns zuweilen in den Wäldern. Dieſes iſt der vorherſtehenden Art ziemlich ähnlich, und beyde ſind, wenn ſie auf trockenen Anhöhen, oder auch auf Dächern wachſen, gleichſam mit einem gelb-

lichten Mehle beſtreuet. Das klebrichte aber iſt kleiner, und das Waldcreutzkraut höher; jenes iſt überall mit klebrichten Haaren beſetzet, dieſes aber nicht; jenes hat an der Seite des Stängels Blnmenſtiele mit zwo oder drey Blumen, dieſes aber einen Blumenſtrauß; bey dieſem ſind die untern Kelchſchuppen klein und ſtehen dichte bey einander. Die Blätter ſind der Länge nach gleichfalls eingeſchnitten, und die Randblümchen, welche niemals fehlen, rückwärts gebogen.

5) Das ſchönſte rothblühende Creutzkraut, Senecio elegans L. wächſt in Aethiopien, von dannen die Saamen zu uns gebracht, und die Pflanze häufig in den Gärten erzogen worden. Die fäßerichte, jährige Wurzel treibet einen äſtigen, ohngefähr zween Fuß hohen, ſteifen, röthlichen, haarichten Stängel. Die wechſelsweiſe geſtellten, platt anſitzenden Blätter ſind der Länge nach, wie die federartigen, tief und weit eingeſchnitten, ſaftig und hellgrün. Die Zweige endigen ſich mit Blumenbüſcheln. Die Blumen haben große, lange, ſchön purpurfärbige, gerade aufwärts ſtehende Randblümchen; die Blumen kommen im Sommer, bis ſpät in dem Herbſte zum Vorſcheine; der Saame wird meiſtentheils reif, zumal wenn man einen Stock im Topfe hält, und dieſen im Herbſte vor den Nachtfröſten bewahret. Die Pflanze dauert nur einen Sommer, und ſelten haben wir dergleichen den Winter über erhalten können, obgleich ſolche in dem Glashauſe aufbewahret worden.

6) Das Jacobscreutzkraut, Jacobsblume, Krötenkraut, Iacobaea vulgaris, Senecio Iacobaea L. Die große, weiße, fäſerichte Wurzel treibet einen ſtarken, zween Fuß hohen, geſtreiften Stängel, welcher wechſelsweiſe mit tief eingeſchnittenen, oder federartigen Blättern beſetzet iſt, und oberwärts ſich in einige kurze Zweige vertheilet, an deren Enden goldgelbe Blumen, wie in einem Schirme bey einander, ſtehen. Die Lappen der Blätter ſind zuweilen groß und zerſchnitten, zuweilen nur eingekerbet. Die Pflanze wächſt häufig auf den Wieſen und in den Hecken und blühet im Brach- und Heumonathe. Das friſche Kraut giebt der Wolle eine ſchöne dunkelgrüne, aber unbeſtändige Farbe. Der Geſchmack der Blätter iſt bitter und etwas zuſammenziehend. Man hält ſolche für wundheilend, und empfiehlet ſie zum Gurgelwaſſer bey böſen Hälſen, und entzündeten Mandeln.

7) Das Saraceniſche Creutzkraut, Senecio Saracenicus L. wächſt in der Schweitz auf bergichten Gegenden und in den

Wäldern. Aus der fäſerichten, weit um ſich kriechenden, dauerhaften Wurzel ſteigt ein aufgerichteter, vier bis fünf Fuß hoher, einiger maaßen geflügelter, einfacher, und nur oberwärts in den Blumenſtrauß verbreiteter Stängel. Die dichte bey einander ſtehenden, wechſelsweiſe geſtellten Blätter, ſind lanzenförmig, ſcharf eing kerbet, dunkelgrün, glatt, zuweilen unterwärts rauchlicht. Die Blüthäſte theilen ſich in viele Stiele, welche faſt alle einerley Höhe erreichen, und gleichſam einen Blumenſchirm abbilden. Sechs oder acht ganz ſchmale Blättchen umgeben den Kelch. Eben ſoviel zungenförmige, große, geſtreifte, blaßgelbe Blümchen, machen den Rand aus. Die Saamen ſind lang, geſtreift und gekrümmt. Es blühet in unſern Gärten im freyen Lande im Auguſt, bringet auch reifen Saamen, läßt ſich aber leichter durch die Wurzel vermehren. Es wird dieſe Pflanze in der Schweitz unter die ſogenannten Falltränke genommen, bey uns iſt ſie nicht im Gebrauche.

Es ſind noch mehrere Pflanzen, welche den Namen Creutzkraut erhalten, oder mit dieſem jetzt erwehnten Geſchlechte, einige Aehnlichkeit haben. Von den letztern kann man die Wörter Aſchenpflanze und Othonna nachſehen, von den erſtern erwähnen wir hier noch zwey, davon die eine ein beſonderes Geſchlecht ausmachet, die andere aber vom Hr. Linné zu der Valantia, vielleicht beſſer vom Hr. Haller zu dem Meyerkraute, gerechnet worden. Man nennet dieſe

das gelbe Creutzkraut, Güldenwaldmeiſter, rauch Meyerkraut, Cruciata hirſuta, Valantia cruciata L. Wächſt häufig zwiſchen den Hecken und Geſträuchern und blühet im May. Die fäſerichte Wurzel treibt viele, einen Fuß hohe, viereckichte, rauche, dünne, ſchwache, knotichte Stängel. Bey jedem Knoten ſitzen vier creutzweiß geſtellte, länglichte, rauche Blätter, aus deren Winkel viele kurze Blumenſtiele entſtehen, welche den Stängel wirtelförmig umgeben; doch kommen dieſe gemeiniglich nicht aus allen vier, ſondern nur aus zween, einander gegen über ſtehenden, Winkeln, und zwar aus jedem drey kleine, in viele kurze Aeſtchen verbreitete Stiele, welche viele kleine, gelbliche Blümchen tragen. Der ganz kleine Kelch iſt vierfach ausgezacket; das faſt platte Blumenblatt in vier Einſchnitte getheilet, und vier Staubfäden umgeben den einfachen Griffel. Die trockne Frucht beſteht aus zween Saamen. Die untern Blumen ſind gemeiniglich nur männliche, und überhaupt ſieht man viele abfallen, welche

keinen Saamen nach ſich laſſen. Dieſes ſcheint aber nicht natürlich, ſondern vielmehr ein kranker Umſtand zu ſeyn, und vom Mangel der Nahrung zu entſtehn; daher auch das Geſchlecht Valantia nicht unbillig mit dem Meyerkraute vereiniget werden könnte. Es wird unter die Wundkräuter gezählet, aber ſelten gebrauchet. Daß der Trank davon innerlich genommen, und die Pflanze äußerlich aufgeleget, die Brüche heile, glaubet heut zu Tage niemand.

Ein eigenes Geſchlechte hingegen iſt

das kleine Creutzkraut, Crucianella Linn. Der Kelch beſteht aus zween ſteifen, lanzenförmigen, vertieften Blättchen. Das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange, dünne Röhre, und einen, in vier ſpitzige, einwärts gebogene Einſchnitte getheilten, Rand. Die vier Staubfäden ſitzen in der Blumenröhre und der Fruchtkeim zwiſchen dem Kelche und dem Blumenblatte. Der Griffel theilet ſich in zween Staubwege. Die Frucht iſt gleichſam doppelt, oder beſteht aus zween, mit einander verwachſenen und in einem beſondern Behältniſſe eingeſchloſſenen Saamen.

1) Das breitblätterichte kleine Creutzkraut, Crucianella latifolia Linn. Aus der fäſerichten Wurzel treiben viele dünne, viereckichte, einigermaßen rauhe, knotichte, gemeiniglich auf der Erde liegende Stängel. Aus den Knoten von unten bis oben kommen viele Zweige, und um dieſelben ſitzen gemeiniglich vier, bisweilen auch ſechs kurze, lanzenförmige, aſchfärbige und rauh anzufühlende Blätter. Die Aeſte endigen ſich mit einer langen Blumenähre, welche wegen des Standes der Blumen ſelbſt viereckicht iſt. Das Blumenblatt iſt ganz klein, weißlicht. Es wächſt in Creta und um Montpellier.

2) Das ſchmalblätterichte kleine Creutzkraut, Crucianella anguſtifolia Linn. iſt der vorigen Art faſt ähnlich; die Stängel aber ſtehen aufgerichtet, und faſt allemal umgeben jeden Knoten ſechs ſchmälere Blätter. Es wächſt auch in Creta und um Montpellier.

3) Das Montpelliſche kleine Creutzkraut, Crucianella Monſpeliaca Linn. wächſt um Montpellier und in Paläſtina. Die dicken Stängel liegen auf der Erde, die Zweige aber richten ſich in die Höhe. An den untern Knoten ſitzen vier eyförmig zugeſpitzte, an den obern aber fünf oder ſechs ſchmale ſpitzige Blätter. Das übrige kömmt mit der erſten Art überein.

4) Das kleine Seecreutzkraut, Crucianella maritima Linn. wächſt auch um Montpellier und in

in Creta. Die viereckichten, eine Spanne, oder auch Fuß lange, feſte, holzichte Stängel entſpringen aus einer ſtarken, holzichten, röthlichten Wurzel. Stängel und Zweige ſind knoticht, und um die Knoten ſitzen vier ſteife, weißlichte, lanzenförmige Blätter. Die Blumenähre beſteht aus vielen, einander gegen über geſtellten, und mit eyförmigen Deckblättern beſetzte, Blumen, welche ſich den Tag über ſchließen, und zur Nachtzeit öffnen, auch alsdenn einen angenehmen Geruch von ſich geben. Das Blumenblatt hat fünf Einſchnitte, auch zählet man fünf ſchwarze Staubbeutel.

Dieſe Pflanzen alle haben kein beſonder Anſehen, und die drey erſten müſſen jährlich aus dem Saamen erzogen werden, die vierte dauert im Lande.

Creutzlein.

S. Creutzblume.

Creutzqualle.

Mit dieſem Namen beleget man des Linné Meduſa cruciata. Es ſind aber die Meduſae des gedachten Naturforſchers diejenige gallertartige Meergeſchöpfe, welche an den Seeküſten bey Hamburg, Lübeck, und in Holland, den Namen Kwallen, oder Quallen führen, weil ſie einer runden, zähen Rotzmaſſe ähnlich ſehen; und da viele derſelben durch ihre ätzende Schärfe ein Brennen verurſachen, ſo bekamen ſie bey den Alten den Namen urtica marina. Man rechnet dieſe Geſchöpfe zum Thierreich und eignet ihnen einen Mund zu, den ſie unten in der Mitte führen; ihre Geſtalt iſt wie eine Halbkugel, die inwendig hohl iſt, wiewohl ſie verſchiedene längliche, gedruckte und geſchobene Geſtalten annehmen, ſich immer drehen und wälzen, im Waſſer auf- und niederſteigen, fortſchießen oder ſtilleſtehen, je nach dem es ihnen gefällt. Ihre Größen ſind ſehr verſchieden; man trifft ſie von einem Zoll bis über einen Schuh im Durchſchnitte an. Unter den zwölf Arten, die bisher bekannt ſind, iſt die Creutzqualle eine der bekannteſten, und wird häufig am Holländiſchen und Deutſchen Strande gefunden, wo ſie vermuthlich von ſehr kleinen Seeinſecten oder Würmern leben. Die beſondere Benennung dieſer Art entſteht von einem weißen Creutz mit erweiterten Enden, welches ſie oben in der Mitte ihrer Oberfläche führet, und in deſſen jedem Ende ein ſchwarzer Punct befindlich iſt. Die übrige Maſſe iſt gallertartig, bläulich, und durchſichtig, der Rand iſt mit vielen Faſern beſetzt, und wenn ſich der Körper zuſammenzieht, oder verkleinert, ſo dehnen ſich dieſe Faſern zu einer beträchtlichen Länge. Lin. gen. 297. ſp. 2.

Creutzſchaale.

Die Creutzſchale iſt eine ovale Venusmuſchel, welche inwendig weiß, und ſaffrangelb gefleckt, auswendig aber mit Creutzſtrichen beſetzet iſt. Sie kömmt aus Oſtindien und fällt nicht oft vor. Linneus nennet ſie gen. 309. Sp. 149. Venus decuſſata.

Creutzſpinne.

Man kennet das hier bezielte Geſchöpfe faſt allenthalben unter obigem Namen, da ſie faſt durch ganz Europa bekannt iſt. Das Creutz, welches ſie auf dem Rücken des hintern Körpers führet, beſteht aus lauter weißen Puncten; der hintere Körper iſt herzförmig, außer dem Creutz braunroth, oder braungrau, und wird oft ſo groß und dicke wie eine große geweichte Erbſe, oder kleine Haſelnuß. Ihr Gewebe iſt ſenkrecht, zierlich, und oft drey Schuh im Durchmeſſer. Sie ſpinnt es zwiſchen entfernten Aeſten der Bäume, hält ſich im Mittelpunct auf, und ſchüttelt oft das ganze Neſt mit einer zitternden Bewegung, fällt auch zuweilen an einem Faden ſchnell herunter, ſchauet ſich um, und ſteiget ſodann wieder in die Höhe.

Creutzwanze.

Dieſe Wanze wird von dem Ritter, Linne' gen. 226. ſp. 80. nicht unartig Cimex Andreae genennet; denn die Zeichnung auf dem Rücken hat die Geſtalt eines St. Andreas Creutzes. Uebrigens iſt ſie blutroth, doch ſind die Fühlhörner, Schenkel, Schnautze und Flügel ſchwarz. Dieſe Art wohnet in den Wäldern auf der Inſel Jamaica, und gehöret in die achte Abtheilung des Wanzengeſchlechts, derer nämlich die länglicht ſind.

Creutzwurz.

S. Anblatt, Enzian und Fieberklee.

Crocodill.

Crocodill, S. Krokodill, auch unſere Artikel Alligator, S. 186. und Cayman, S. II. 81.

Cronenkraut.

S. Salzkraut.

Cronenwicke.

Coronilla. Die Blumen ſtellen ein breites Köpfchen, oder einen einfachen Schirm vor. Der kleine einblättrige Kelch iſt in zween Lippen zerſchnitten, und die untere wieder in drey, die obere in zween kleine Zähne abgetheilet. Die Blumenblätter ſind Schmetterlingsförmig geſtellet; das Helmblättchen iſt herzförmig und ganz zurückgeſchlagen, die Flügel ſind viel kürzer, ſtumpf, oberwärts dicht an einander gele-

get, und das Schiffchen gemeiniglich noch kleiner, ſpitzig und zuſammengedrückt. Von den zehn Staubfäden ſind neune mit einander verwachſen, der zehnte ſtehet einzeln. Der länglichte Fruchtkeim endiget ſich mit einem dünnen, aufwärts gerichteten Griffel und dieſer mit einem kleinen ſtumpfen Staubwege. Die Schote iſt lang, rundlich, gerade, auf der Oberfläche ungleich, zwiſchen den Saamen zuſammenzogen, und theilet ſich in ſo viele Stücke, als Saamen darinnen enthalten ſind. Doch findet ſich bey einigen Arten hierinnen einige Verſchiedenheit.

1) Die buntfärbige Cronenwicke, Peltſchen, falſches Saintfoin, Coronilla varia L. wächſt auf Anhöhen und Hügeln und blühet im Sommer. Die fäßerichte, dauerhafte Wurzel treibt äſtige, auf der Erde liegende, geſtreifte, und jedesmal an dem Orte, wo das Blatt anſitzet, gekrümmte Stängel. Die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſind gefiedert, und beſtehen aus ſechs bis acht Paar glatten, eyförmigen, und mit einer kurzen Vorragung des Nerven geendigten Blättchen, das letzte Blättchen ſtehet einzeln. Der Stiel und die Hauptribbe des Blattes ſind durch eine Furche ausgehöhlet und gemeiniglich mit einigen kleinen Stachelchen beſetzet, welche jedoch bey den, im Garten erzogenen, Pflanzen mangeln. An dem Blattſtiele ſitzen zween ſchmale Blattanſätze, welche an den Zweigen anliegen, wie man dieſes auch von dem erſten Paare der Blättchen ſelbſt bemerket. An den Winkeln kommen lange, geſtreifte Blumenſtiele und das Blumenköpfchen beſtehet aus acht bis zwölf Blumen. Die Fahne iſt purpurfärbig und geſtreift, die Flügel ſind fleiſchfärbig, das Schiffchen iſt mehr weiß, die Spitze davon aber hochroth, und der unterſte Theil zweyſpaltig und auf beyden Seiten mit einer Erhebung beſetzet, woſelbſt die Flügel anhangen. Die Schoten ſind viereckicht, durchaus in Gelenke abgetheilet, und richten ſich in die Höhe. Die Pflanze empfiehlet ſich wegen der angenehmen Blumen; im Garten bekömmt ſie ein beſſeres Anſehen; die Stängel breiten ſich weit aus einander, und da ſelbige ſowohl in ſandigen als tonigen Grunde vorkömmt, hat man ſelbige, als ein Futterkraut, zum Anbaue empfehlen wollen. Miller meldet auch, man säe ſie wirklich in England und bediene ſich ſolcher zu den künſtlichen Wieſen. Hr. von Haller aber meldet, wie die Verſuche, ſo er ſelbſt damit angeſtellet, jederzeit mißlungen, und die Saamen allzuſchwerlich zur Reife gekommen. Sie dauert aber in der Wurzel, und kann dadurch

fortgepflanzet werden. Man will beobachtet haben, daß das Vieh, welches an Oerter, wo ſie wächſt, geweidet worden, ſelbige gänzlich unangerührt ſtehen laſſen. Die Stängel und Zweige ſind vielleicht zu hart, und daher iſt auch der Anbau zum Futter nicht anzurathen.

2) Die Scorpionscronwicke, Scorpionsſenne, Coronilla Emerus L. ein immergrünender Strauch mit vielen ſchwachen ausgebreiteten Aeſten, und gefiederten Blättern. Fünf oder ſieben länglichte, oder verkehrt eyförmige, mit einer kleinen Vorragung geendigte, unterwärts etwas graulichte Blättchen ſitzen auf dem gemeinſchaftlichen Stiele, bey deſſen Urſprung zween kleine, bräunlichte, bald vertrockende Blätteranſätze ſich befinden, ſelbſt aber auf einer bräunlichen Erhebung ruhet, von welcher Streifen abgehen, ſo durch die Aeſte hinlaufen und ſelbige eckicht machen. Die Blumenſtiele kommen aus den Enden der Aeſte und jeder trägt zwo auch drey Blumen. Die Blumenblätter ſind gelb, und der untere ſchmälere Theil derſelben iſt länger als der Kelch. Die Fahne ſteht merklich von den übrigen ab; das Schiffchen hat ſeitwärts eine Erhebung, woſelbſt die Flügel anſitzen; wächſt um Montpellier, Genev, Wien, blühet bey uns im Sommer, und trägt ſelten Saamen; man kann aber die Pflanze durch die junge Brut, welche zuweilen um die alten Stöcke hervorkömmt, wie auch durch Zweige vermehren. Unſere Winter hält ſie nicht im freyen aus, muß daher im Scherbel erhalten, und im Winter in das Glashaus geſetzet werden. Verlanget übrigens wenig Wartung, nimmt mit jeder Erde vorlieb, und geht nicht leicht ein.

3) Die Valentiniſche Cronwicke, Coronilla Valentina L. Iſt auch ein Strauch. Die gefiederten Blätter beſtehen gemeiniglich aus neun ey- oder herzförmigen, gleichſam mit Staube bedeckten Blättchen, und da die Spitze derſelben rückwärts gebogen iſt, ſcheinen ſolche gleichſam abgefreſſen. Bey den Stielen ſitzen zween rundliche Blätteranſätze, welche zur Blüthzeit abfallen. Die Aeſte endigen ſich mit gelben Blumenſchirmen, welche, ſonderlich zur Nachtzeit, einen ſtarken Geruch von ſich geben. Der ſchmale Anfang der Blumenblätter iſt nicht merklich länger, als der Kelch. Die langen Saamenſchoten ſind rundlich, und in Querſtücke abgetheilet. Dieſe wächſt in Spanien und Italien, und wird in unſern Gärten, wie die vorige, unterhalten und gewartet.

4) Die Beilförmige Cronenwicke, Beilkraut, Beilpflanze,

Hellpartenkraut, Coronilla Securidaca L. Viele Schriftſteller, auch unter den neuern Herr von Haller und Ludwig, ſondern dieſe Pflanze von der Cronwicke ab, und machen daraus ein beſonderes Geſchlecht, indem theils die Schote, welche zwar, wie bey jenen, gleichſam aus vielen Stücken zuſammengeſetzet ſcheint, jedoch aber platt gedrücket, und mit dem langen Griffel geendiget iſt, theils die Saamen platt und viereckicht ſind. Der Stängel iſt ſchwach, etwan einer Ellen hoch, und in Aeſte getheilet. Die gefiederten Blätter beſtehen aus acht oder neun Paar herzförmigen, und mit einem zarten Fortſatze geendigten Blättchen, welche ſich zur Nachtzeit in die Höhe ſchlagen, und gegen den Anfang des Stieles ſich biegen. Die nackenden Blumenſtiele tragen einen dichten Schirm. Die Blumenſtiele ſind unterwärts haaricht, und die Stängel geſtreifet. Die Blumen ſind gelb, die Fahne innerlich mit rothen Linien bezeichnet. Sie wächſt in Spanien, Italien und der Schweitz, iſt ein Sommergewächſe, welches bey uns im freyen Garten erzogen wird und daſelbſt im Juli blühet, auch reifen Saamen trägt.

Cronwittbaum.

S. Wachholder.

Croton.

Croton L. Hr. Planer hat dieſes Geſchlecht Krebsblume genennet; es enthält ſolches viele Arten, von welchen verſchiedene unter beſondern Namen bekannt; als Caſcarille, Granadiglia, Lackgummi, Tourneſol, welche wir auch unter dieſen angeführet haben. Alle tragen männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze. Die erſtern ſind ganz klein, haben einen walzenförmigen, fünffach eingekerbten Kelch, und fünf ähnliche Blumenblätter, welche aber zuweilen gänzlich mangeln, fünf kleine, im Boden befindliche Drüſen, und zehn bis funfzehn unterwärts mit einander vereinigte Staubfäden. Die weibliche beſtehen aus einem vielblättrigen Kelche, ohne Blumenblätter, und drey zweyſpaltigen Griffeln mit auswärts gebogenen und getheilten Staubwegen. Die Frucht iſt gleichſam in drey Theile abgetheilet, und dreyfächericht; jedes Fach öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält einen großen eyförmigen Saamen. Wir bemerken hier noch

1) Den ſilberfärbigen Croton, argenteum L. Der eckige Stängel iſt ohngefähr einen Schuh hoch, und treibt viele, faſt bis an die Enden nackende Aeſte; die herz- oder eyförmigen Blätter ſind unterwärts wollicht, und am

am Rande eingekerbet; die Blumenähren treiben aus den Enden der Aeſte hervor. Der Fruchtkeim zeiget drey zotige Deckblätter. Die Pflanze wächſt in Amerika, und iſt jährig; wird auf dem Miſtbeete aus dem Saamen erzogen.

2) Talgcroton ſonſt Talgbaum genannt, Sebiferum Linn. Ein kleiner äſtiger Baum in China, welcher unſerer gemeinen Eſche ziemlich ähnlich ſeyn ſoll. Er trägt eyförmig zugeſpitzte, völlig ganze, glatte, mit zwo Drüſen beſetzte Blätter. Die gelben Blumen ſtellen Trauben vor. Die Frucht iſt mit einer harten, glatten, dreyeckigen Schaale bedecket, und enthält drey kleine Saamen, deren jeder mit einer dünnen, weißen Talghaut umgeben iſt; aus dieſer verfertigen die Chineſer Kerzen, oder die ſogenannten Lapptjackslichter.

Cruzete.

Crucita Linn. wächſt in Amerika; der hohe Stängel trägt einander gegen über geſtellte, lanzenförmige, völlig ganze Blätter, und Blumenähren. Von den drey Kelchblättchen iſt eines ſchmal und ſpitzig, zwey aber ſind eyförmig und vertieft; von den vier faſt ähnlichen, eyförmigen Blumenblättern ſind zwey vollkommen ganz, zwey aber am Rande zerriſſen. Vier kurze Staubfäden umgeben den kurzen zweyſpaltigen Griffel. Der Saame wird von den Blumenblättern eingewickelt. In der Murrayiſchen Ausgabe werden die Blumenblätter gleichfalls für den Kelch ausgegeben, und alſo ein doppelter Kelch, ohne Blumenblätter, dieſem Geſchlechte zugeeignet.

Cryſtallen.

Cryſtalli; unter dem Wort Cryſtallen verſteht man eigentlich alle ſaliniſchen Körper, welche in feſter Geſtalt erſcheinen, und eine gewiſſe Figur haben. So hat man Cryſtallen, welche aus einem Sauren und einem Metall, wie der Eiſen und Kupfervitriol, und andere metalliſche Salze; ferner aus einem Sauren und einem Alkali, wie der Salpeter und andere dergleichen Mittelſalze; und aus einem Sauren und einer Erde, wie der Alaun beſtehen. Alle dergleichen saliniſche Subſtanzen, welche eine beſtimmte Figur zeigen, werden Cryſtallen, oder cryſtalliſirte Salze genannt. Man hat aber auch dieſen Namen bloß feſten Subſtanzen gegeben, welche unter einer gewiſſen Figur zum Vorſchein kommen, unerachtet ſie im übrigen kein Merkmal eines Salzes haben; z. E. ſo hat man cryſtalliſirten Kies, cryſtalliſirtes Zinn, oder Zinngraupe, u. ſ. f. Es iſt alſo das Wort Cryſtall ein allgemeines Wort, wodurch ein

feſter

feſter Körper angezeiget wird, der in einer beſtimmten und dem Bergcryſtall ähnlichen Figur zum Vorſchein kömmt. S. Pörners Anmerk. über allgemeine Begriffe der Chymie. 1 Th. S. 153.

Cryſtalliſation.

Cryſtalliſirung, Cryſtalliſatio; unter dieſer Benennung wird verſtanden, wenn Subſtanzen ſich aus einem flüßigen Zuſtande in einen feſten begeben, doch alſo, daß ſie, wenn die Vereinigung der Theile geſchieht, Körper von einer regelmäßigen und beſtimmten Geſtalt, wie der natürliche Bergcryſtall, annehmen. Es iſt wahrſcheinlich, daß der Name Cryſtalliſation von dem Aehnlichwerden und Aehnlichſeyn mit dem Bergcryſtall entſtanden iſt.

Cryſtalllinſe.

S. Auge, Augapfel.

Cuandu.

Eine Art von Stachelſchweinen, die man nur in Amerika findet, wo ſie auch unter den Namen Coendu, Tlacuatzin und Hoitztlacuatzin bekannt ſind, wie bereits oben unter dem Artikel Coendu, wo wir eine Beſchreibung von dieſen Thieren gegeben haben, angemerket worden iſt.

Cubeben.

Schwindelkörner, Cubebae officin. Ob dieſe, von den Arabern mit dem Namen belegten, Früchte bereits den Griechen bekannt geweſen oder nicht, läßt ſich nicht wohl beſtimmen, wie denn auch noch unbekannt, von welcher Pflanze oder Baume ſolche abſtammen. Gemeiniglich hält man ſelbige für eine Art Pfeffer, zumal ſelbige der Geſtalt und dem Geſchmacke nach damit ziemlich übereinkommen. Sie werden aus Java und Ceylon zu uns gebracht. Es ſind trockne, runde Früchte, dem Pfeffer ziemlich ähnlich, mit einem langen, dünnen Stiele, daher ſie auch zuweilen Schwanzpfeffer genannt werden. Sie zeigen äußerlich eine braune, oder graulichte, runzlichte, oder glatte, dünne Schale, unter welcher ein weißlichter Kern liegt. Man unterſcheidet zwo Sorten. Einige ſind leicht, runzlicht, und ihr Kern iſt klein und welk; dieſes ſollen unreife Früchte ſeyn. Die reifen aber haben eine glatte Oberfläche, ihr Kern iſt dicke, und die Frucht iſt ſchwer. Dieſes ſind die beſten. Sie enthalten ein feines, gewürzhaftes, weſentliches Oel. Sie erwärmen, trocknen aber, ſtärken die Nerven, und ſollen vorzüglich dem Haupte und Gehirne dienlich ſeyn; daher man ſie vornehmlich beym Schwindel, Schlagflüſſen und Lähmungen angerühmet. Sie befördern die Verdauung, trei-

ben die Winde, und können überhaupt mit andern Gewürzen in Vergleichung geſetzet werden. Sie haben vor andern nichts beſonders. Man kann ſolche im Pulver zu einem halben Scrupel, oder auch in Wein eingeweichet, verordnen; gemeiniglich bedienet man ſich der, mit Zucker überzogenen Cubeben, und kauet ſelbige.

Cubricunha.

Cubricunha, oder Lingoada der Portugieſen, der Braſilianer Aramaca nach dem Marcgrav, eine Gattung von der Solea, Holl. Tonge, Deutſch, Sohle, Zunge, Solea 8. des Kleins. S. unſern Artikel, Aramaka, S. 370.

Cuculliten.

Volutiten, Wellen- und Tutenſchnecken; Volutiti, Cuculliti; ſind eine Art verſteinerter, länglichtgewundener Meerſchnecken. Sie haben faſt die Geſtalt einer Papiertute.

Cucumern.

S. Gurke, und Spritzgurke.

Cucuri.

Cucuri des Marcgravs, eine Art von Hundfiſchen in Braſilien, der Portugieſen Caſſaon; S. Spitznaſe, Galeus, 10. Klein.

Cudus.

S. Kudus.

Cuetlachli.

Dieſes iſt die Indianiſche Benennung des Mexikaniſchen Wolfes, welcher auch unter dem Namen Xoloitſcuintli bey einigen Schriftſtellern vorkömmt, und ſonderlich wegen ſeiner Farbe merkwürdig iſt. Er hat fünf Zehen an den Vorderfüßen und viere an den Hinterfüßen, lange, gerade Ohren und funkelnde Augen, wie unſere Europäiſchen Wölfe, mit denen er auch in Anſehung der Geſtalt und der Lebensart übereinkömmt; nur iſt ſein Kopf etwas größer, als der Kopf unſerer Wölfe, der Hals dicker, und der Schwanz nicht ſo haaricht. Ueber dem Rachen hat er einige große Stacheln. Der Leib iſt mit grauen Haaren bedecket, und mit untermiſchten gelben Flecken gezeichnet. Quer über den Kopf, welcher ſonſt eben die Farbe hat, wie der Leib, gehen braune Streifen. Die Stirne iſt ebenfalls mit gelben Flecken gezieret. An dem Halſe iſt ein langer falber Fleck, dergleichen ſich auch auf der Bruſt und auf dem Bauche befindet. Die Seiten haben Querſtreifen, die von dem Rücken bis an den Bauch gehen, und der graue Schwanz iſt in der Mitte mit einem falben Flecken gezeichnet. Die Beine haben graue und braune Streifen. Doch giebt es auch unter dieſen,

ſo wie unter den Europäiſchen Wölfen, in Anſehung der Farbe einige Verſchiedenheit. Denn nach dem Berichte der Reiſenden findet man auch Mexikaniſche Wölfe, die ganz weiß, oder ganz grau ſind.

Cuguacu-ara.

Dieſer Braſilianiſche Name, aus welchem der Graf von Büffon Cuguar gemachet hat, wird einem vierfüßigen reißenden Thiere, von der Gattung der Tieger gegeben, welches man nicht nur in Braſilien, ſondern auch in Paraguay, im Lande der Amazonen und in andern Amerikaniſchen Gegenden antrifft. Es hat nicht ſolche Streifen, wie der gemeine Tieger, auch keine Flecken, wie der Leopard und das Panzerthier. Die Farbe ſeines Körpers iſt ein lebhaftes Roth, das nur mit einigen ſchwärzlichen Schattirungen, beſonders auf dem Rücken untermiſchet iſt; daher es auch von einigen der rothe Tieger genannt wird. Das Kinn, die Kehle und alle untere Theile des Leibes haben eine weißlichte Farbe. Es hat ohngefähr die Größe eines Fleiſcherhundes, und iſt übrigens eines der grimmigſten und grauſamſten Thiere. Wenn es ſeinen Raub erhaſchet hat, ſo reißt es ein Stück heraus, ſauget das Blut aus, und frißt hernach das übrige. Durch Feuer kann man ihm Furcht einjagen, und es von ſich abhalten.

Cuguar.

S. Cuguacu-ara.

Cugupuguacu.

Cugupuguacu, ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, S. Parſch, Kaulparſch, Percis 13. des Kleins; iſt nach dem Catesby aus dem Sloane Hiſt. Iam. Tab. 247. und deſſen Zeichnung, Tab. XIV. einer der ſchönſten, bunten und punctirten Fiſche, daher wir die Beſchreibung deſſelben ſo fort hier mittheilen wollen. Dieſe Fiſche haben insgemein die Größe der Figur, wiewohl auch einige zweymal größer ſind. Der Ring im Auge hat einen roth und gelb gemiſchten Glanz. Ihr Rachen iſt weit und mit ſehr kleinen ſcharfen Zähnen beſetzet, am Ende des obern Kiefers aber ſind auch zween große. Statt der Schuppen war dieſer Fiſch über und über mit einer vielfärbigen dicken Haut bedecket. Am Kopfe war er nämlich röthlich, am Rücken dunkelrothbraun, an den Seiten grün, und am Bauche weiß; dabey war er über und über mit rothen Flecken dick beſprengt. Er hatte fünf Floßen, eine am Rücken, welche vorne mit ſtarken ſcharfſpitzigen Beinen beſetzet, hinten aber glatt und weich war. Zwey Floßen ſtun-

den hinter den Ohren, eine unter dem Bauche, und eine hinter dem After, an deren vordern Theile zwey ſehr ſpitzige Beine ſtunden. Der Schwanz war breit, und am Ende, wenn er ſich ausbreitete, rund, mit einer ſchwarzen Einfaſſung. Sie werden für gute Fiſche gehalten, und halten ſich häufig in der ſeichten See um die Bahamiſchen Inſeln auf.

Cujate.

S. Calebaſſienbaum.

Cujavabaum.

Guajaua, Pſidium Linn. Die Schriftſteller beſchreiben hiervon zwo Arten, und auch Hr. von Linne nimmt derſelben ſoviel an. Die bekannteſte iſt

1) Der Cujavabirnbaum, Pſidium pyriferum L. Ein Indianiſcher Baum, welcher in ſeinem Vaterlande auf zwanzig Fuß hoch wird, am Stamme mit einer glatten, röthlichgrünen, an den Aeſten aber mit einer grünen Rinde bedecket iſt, kurzgeſtielte, einander creutzweiſe gegen über geſtellte, länglichte, mehr ſtumpfe als ſpitzige, mit Linien durchzogene, dunkelgrüne Blätter und aus deren Winkel lange Blumenſtiele treibt. Jeder Stiel trägt nur eine Blume. Der einblättrige, glockenförmige Kelch iſt in fünf ſtumpfe Einſchnitte abgetheilet. Die fünf eyförmigen, ausgebreiteten und ausgehöhlten Blumenblätter ſind weiß, und ſitzen auf dem Kelche, an welchem auch die vielen kürzern Staubfäden ruhen. Der rundliche Fruchtkeim ſteht unter dem Kelche und treibt einen ſehr langen Griffel mit einem einfachen Staubwege. Die Frucht, welche von den Holländern Granatenbirne genannt wird, iſt der Geſtalt und Größe nach einer mittelmäßigen Birne ähnlich, nur daß ſie nach dem Stiele zu dicker und auf der Oberfläche höckericht iſt; anfangs iſt ſie rund und grün, nachher wird ſie länglicht und citrongelb. Das weißliche Fleiſch bedecket viele Saamen und ſchmecket ſüßlich.

2) Der Cujavaapfelbaum, Pſidium pomiferum L. iſt der vorigen Art in allen ähnlich. Die mit Linien durchzogenen Blätter aber ſind ſpitziger, und jeder Blumenſtiel trägt drey Blumen. Die Frucht iſt rundlicher und ihr Fleiſch ſchmecket ſauer.

Die Rinde dieſer Bäume ſoll einen angenehmen Geruch, aber herben Geſchmack haben. Die Wurzel, welche auswendig braunroth, inwendig weiß, voller Saft und lieblichen Geſchmackes iſt, wird wider die Ruhr und zu Stärkung des Magens gebrauchet. Die Frucht pflegen die Einwohner roh und gebraten zu eſſen. Selbige aber ſoll nach der verſchiedenen Reife, auch einen verſchie-

verſchiedenen Geſchmack und Wirkung äußern. Ehe ſelbige gelb wird, ſchmecket ſie herbe und zuſammenziehend und dienet alsdenn gekochet für den Magen. Wenn ſolche aber ganz gelb und weich geworden, ſoll ſie dem Geruche und Geſchmacke nach, den Hindbeeren gleichkommen, aber auch leicht der Geſundheit ſchädlich ſeyn, und den Durchfall erregen. In dem mittlern Zuſtande iſt ſie am beſten und zuträglichſten, doch allemal geſünder gekochet. Beym Rumph lieſet man wie die Frucht ſüße, aber trocken ſchmecke, und wie Heu rieche, welchen Geruch auch diejenigen, welche die Frucht gegeſſen, lange Zeit im Munde behalten ſollen. Sie ſoll, nach dieſer Nachricht, häufig gegeſſen, Verſtopfung und wenn die Körner mit gegeſſen werden, in den Gedärmen, ſonderlich im Maſtdarme, währenden Durchgehen mit ihren ungleichen ſcharfen Ecken, große Schmerzen und öfters gar Blutflüſſe verurſachen. Die Frucht von der zwoten Art iſt kleiner, höckericht, dunkelgrün, die äußerliche Schaale lederartig und die ganze Frucht trocken, daher ſelbige auch faſt gar nicht geachtet wird.

Man findet dergleichen Bäume zuweilen in unſern Gärten. Sie werden aus dem Saamen auf dem Miſtbeete erzogen, und wenn ſie aufgegangen, in kleine, mit leichter, doch fetter Erde angefüllte Töpfe verpflanzet, und dieſe wieder in das Miſtbeet eingegraben; doch muß man ihnen die freye Luft nicht ganz benehmen, ſonſt überwachſen ſie ſich und gehen leicht ein; gegen den Herbſt ſetzet man die Töpfe in das Glashaus, und räumet ihnen einen mäßig warmen Platz ein. Sie wollen im Winter öfters, aber wenig auf einmal begoſſen ſeyn. Auch im Sommer bleiben ſie im Glashauſe ſtehen, doch ſo, daß ſie durch die Fenſter einige Luft genießen. Hält man die Stämmchen zu kühle, werden ſie weder Blumen noch Früchte tragen; wenn man ſie aber gehörig wartet, werden ſie leicht im dritten Jahre blühen.

Cujavenſchmetterling.

Zween Tagevögel, beyde aus der Claſſe der Heliconier, führen ihre Namen von dem Cujavenbaume in Aſien und Amerika, weil ſich ihre Raupen auf ſelbigem aufhalten. Der erſte iſt des Linne' Papilio Pſidii, gen. 231. ſp. 64. Er hat braune Flügel mit grünen durchſichtigen Bändern. Der andere iſt der Papilio Charitonia, gen. 231. ſp. 65. und wird im Mülleriſchen Commentar der Cujavenvetter genannt; derſelbe aber iſt an beyden Seiten ſchwarz,

ſtatt braun, und führet gelbe ſtatt grüne Bänder.

Culilawanrinde.

Bittere Zimmetrinde, Cortex Culilawan, oder Culilaban, kömmt von einem Baume, ſo in Amboina und den Moluckiſchen Inſeln wächſt, und vom Rumph beſchrieben und abgebildet, vom Hr. von Linné aber, nach der Murrayiſchen Ausgabe, zu dem Lorbeergeſchlechte gezählet worden. Der Stamm iſt hoch und dicke; die Aeſte tragen geſtielte, einander gegen über geſtellte, eyförmig zugeſpitzte, und mit drey Nerven durchzogene, feſte Blätter. Die Frucht erlanget ſelten ihre natürliche Geſtalt, gemeiniglich wächſt ſelbige mehr aus, wird ganz ſchwammicht und erhält ein anderes ungeſtalltes Anſehn, wie in Rumphs Abbildung zu erſehn. Die Rinde iſt erſt in neuern Zeiten in die Apotheken eingeführet worden. Sie iſt dicke und dichte, von außen braun, inwendig bläſſer, hat einen angenehmen ſtarken Geruch und gewürzhaften, ſcharfen Geſchmack, und kömmt in beyden mit den Gewürznelken ziemlich überein. Die Indianiſche Compagnie ſoll in Amboina daraus ein Oel verfertigen laſſen, welches durchgehends dem Nelkenöle gleichkömmt, auch in Holland unter dem Namen Nagelcinöles verkaufet wird. Hr. Cartheuſer, welcher dieſe Rinde chymiſch unterſuchet, hat aus einem halben Pfunde, nicht völlig ein halb Quentchen Oel erhalten, welches in dem Waſſer oben ſchwimmt, und faſt ganz helle, nur ein wenig gelb gefärbet iſt; der Geruch deſſelben hat etwas gemiſchtes von Nelken und Saſſafras. Das zugleich mit übergezogene Waſſer, ſieht milchicht aus, riecht ſtark und hat einen ſcharfen, gewürzhaften, bittern Geſchmack. Herr Cartheuſer vermuthet, daß die friſche Rinde mehr Oel gebe. Es enthält die Rinde auch faſt gleiche Theile von einem harzigen und gummöſen Weſen. Von einem Loth Rinde hat der Weingeiſt funfzig, das Waſſer acht und vierzig Gran aufgelöſet. Sie hat vor andern Gewürzen nichts voraus, kann jedoch am füglichſten mit den Nelken in Vergleichung geſtellet werden. Sie erhitzet das Blut, befördert deſſen Bewegung, ſtärket die feſten Theile, hilft der geſchwächten Verdauung, löſet den Schleim im Magen und den Gedärmen auf, vertreibt Blähungen und Leibesſchmerzen, ſtillet Brechen und Durchfall, und kann als ein Kaumittel, den Ausfluß des Speichels vermehren. Die Indianer brauchen dieſelbe zu ihrem Bobori, welches eine Art gewürzhaften Breyes iſt, und womit ſie ſich den Leib einſalben, um ſowohl gut zu riechen, als ſich

auch

auch vor verſchiedenen kränklichen Zufällen zu verwahren.

Auf der Inſel de la Sonde wächſt ein anderer Baum, deſſen Rinde der Culilawan ziemlich gleich kömmt, aber bitterer, härterer und bräuner iſt, und Sindoc genennet wird, welche aber bey uns ſelten vorkömmt.

Cunonie.

Ein Kaufmann in Amſterdam, Joh. Chriſt. Cuno unterhielt auf eigene Koſten einen vortrefflichen botaniſchen Garten, welchen er auch ſelbſt in Verſen beſchrieben. Hr. Büttner, welcher dieſes Gedichte durch gelehrte Anmerkungen noch vollkommener gemachet, hat dieſem Kräuterliebhaber zuerſt ein Pflanzengeſchlecht gewidmet. Da aber ſolches mehr eine Art der Antholyza zu ſeyn ſcheinet, hat Hr. von Linné mit einem andern, ſo Burmann nach ſeines Mitbürgers Namen Oolterdyckia genennet, dieſes Mannes Andenken zu erhalten geſuchet. Die Pflanze wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind gefiedert, und beſtehen aus lanzenförmigen, ausgezackten Blättchen; die Blumen erſcheinen an dem Ende des Stängels und der Aeſte. Dieſe haben fünf eyförmige Kelch- und fünf dergleichen ſcharlachrothe Blumenblätter, zehn Staubfäden und zween Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Die zweyfächerichte Frucht enthält viele Saamen. Hr. v. Linné hat noch an den Winkeln der Blätter und Blumen geſtielte Drüßen wahrgenommen. Die Vermehrung kann am leichteſten durch die Wurzel geſchehen, und ihr Geburtsort die Wartung beſtimmen.

Cunradskraut.

S. Johanniskraut.

Cupanie.

Der Sicilianer und Franciſcanermönch Franc. Cupanus hat die in Sicilien wachſenden Pflanzen 1692. beſchrieben, auch durch andere Werke ſich um die Kräuterwiſſenſchaft verdient gemachet. Plumier hat dieſes Geſchlecht angegeben. Da aber die Pflanze, welche im mittägigen Amerika wächſt, nachher nicht weiter unterſuchet worden, hat auch Herr von Linné die Kennzeichen der Blume nicht genau angeben können. Derſelbige bringet, in der Murrayiſchen Ausgabe des Pflanzenreiches, ſelbige zu denjenigen, welche männliche und weibliche Blumen auf verſchiedenen Stöcken tragen, beſchreibet in den erſtern drey Kelch- und fünf Blumenblätter nebſt fünf verwachſenen Staubfäden; in den weiblichen aber drey Kelch- und drey Blumenblätter, einen dreyfachen

Griffel, und eine dreyfächerichte Frucht.

Cupreſſe.

Cupreſſe oder Cypreſſe, Cupreſſus Linn. trägt an verſchiedenen Orten des nämlichen Baumes männliche und weibliche Blumen. Die männlichen ſtellen ein Kätzchen vor, welches ohngefähr aus zwanzig rundlich zugeſpitzten, einander gegen über geſtellten Schuppen beſtehet. An jeder Schuppe ſind innerlich und unterwärts vier Staubbeutel befeſtiget. Die weiblichen bilden einen rundlichen Zapfen, welcher aus acht bis zehn eyförmigen Schuppen zuſammengeſetzet iſt; unter dieſen erſcheint der ganz kleine Fruchtkeim, und viele erhabene abgeſtutzte Puncte, welche man vielleicht für die Griffel annehmen könnte. Die Frucht iſt ein faſt rundlicher, anfangs geſchloſſener Zapfen, welcher nachher in rundliche, oder eckichte Schuppen ſich vertheilet, unter welchen kleine, eckichte Saamen liegen.

1) Der immergrünende Cupreſſenbaum, Cupreſſus ſempervirens L. Man hat daraus zwo Arten gemachet, und die eine ganz falſch die männliche, die andere die weibliche genannt, indem auf allen weibliche und männliche Blumen befindlich ſind. Die eine, nämlich die ſogenannte männliche breitet ihre Aeſte weit aus, bey der andern weiblichen aber ſtehen ſolche dichter bey einander, und geben dem Baume ein pyramidenförmiges Anſehen. Es ſind aber dieſes nur Spielarten, und die Lage der Aeſte iſt ganz zufällig. Der Baum hat einen hohen, geraden, dicken Stamm, der mit einer faſt braunen Rinde bedecket iſt. Das Holz iſt feſt, blaß oder röthlich, mit einigen dunklen Adern durchzögen. Aus dem Stamme, ſonderlich von der Mitte bis an die Spitze, treiben viele Aeſte, welche von den kleinen Blättchen ganz bedecket und viereckicht ſind. Die Blätter ſelbſt ſind ſpitzig, eines in das andere gefüget, oder ſchuppenweiſe dicht über einander geleget. Die Frucht iſt faſt holzig. Der Baum wächſt auf der Inſel Creta und in den Morgenländiſchen Gegenden, giebt auch daſelbſt etwas Harz, ſo keinen unangenehmen Geruch hat. Es iſt ſolcher theils wegen der Früchte, theils wegen des Holzes berühmt. Die Früchte, welche in den Apotheken Cupreſſennüſſe, Nuces Cupreſſi oder Galbulae genennet werden, gehören zu den zuſammenziehenden Mitteln, und werden von einigen im Durchfall und Blutflüſſen in Pulver und Tränken verordnet. Man will ſelbige auch wider die Wechſelfieber anrathen. Der innerliche Gebrauch aber iſt nicht

nicht ſicher; daher man ſolche und den daraus bereiteten Trank nur äußerlich, um die ſchlappen und ausgedehnten Theile zu ſtärken, gebrauchen ſoll. Das Cupreſſenholz wird um deßwegen vorzüglich gelobet und hochgeſchätzet, weil es nicht veraltet, nicht faulet, nicht von Würmern durchfreſſen wird, und beſtändig einen guten Geruch von ſich giebt. Dieſe balſamiſche Ausdünſtung iſt auch an dem friſchen und ungefällten Bäumen merklich wahrzunehmen, und daher haben verſchiedene alte Aerzte im Morgenlande die Gewohnheit gehabt, die Kranken, ſo ſchwache Lungen hatten, auf die Inſel Creta zu ſchicken, um durch die, wegen der daſelbſt häufig wachſenden Cupreſſen, balſamiſche Luft, geſtärkte und geſunde Lungen zu erhalten.

In unſern Gärten ſind die Cupreſſenbäume nicht ſelten, und diejenigen, welche ſich pyramidenförmig erheben, haben ein gutes Anſehn. Die Erziehung geſchieht durch den Saamen, welcher im März in eine lockere und mit Sand vermiſchte Erde in Scherben oder Käſten nicht allzu dünne, und nicht zu tief geſäet wird. Dieſe müſſen nachher auf ein Miſtbeet geſtellet, und alle Tage fleißig begoſſen werden, weil der Saame ſehr hart, und öfters wenig davon aufgeht. Im zweyten oder dritten Jahre können die Pflanzen ausgehoben und einzeln in kleine Scherbel geſetzet werden; im vierten oder fünften Jahre werden ſie ſchon zween bis drey Schuh hoch ſeyn. Man kann auch die Vermehrung durch den Spalt und Anhängung der Töpfe veranſtalten, auch durch abgeſchnittene Aeſte unternehmen; von den letztern aber werden wenige fortkommen, und die erſtern langſam Wurzeln ſchlagen. Die Bäume machen viel Wurzeln, daher man ſolche alle zwey Jahr umſetzen, und an den Wurzeln beſchneiden ſoll. Sie ſind zwar nicht allzuzärtlich, und können wohl einigen Reif, aber keinen Froſt ausſtehn, müſſen daher gegen den Herbſt in Verwahrung gebracht werden.

2) Dem Lebensbaume gleichende Cupreſſe, Cupreſſus Thyoides L. In Amerika und deſſen nördlichen Provinzen, als Penſylvanien, Neu Jerſey wächſt dieſe Art in den Sümpfen. Von der Farbe des Holzes, welches dem Cederholze gleichet, hat ſie den Namen weiße Ceder erhalten. In Anſehung der Blätter kömmt ſie dem Nordamerikaniſchen Lebensbaume gleich. Die Zapfen ſind viel größer, als die Wachholderbeeren, und eben ſo wie dieſe blaulicht; daher man ſie auch leichtlich dafür anſehen könnte; in der Nähe aber haben ſie die Beſchaffenheit der Cupreſſenfrüchte. Die Rinde des Stammes iſt braun-

roth und glatt. Der Baum bleibet Sommer und Winter über grün, wächſet in ſeinem Vaterlande langſam, und Kalm hat an einem Baume, welcher zwo Ellen im Durchſchnitte hatte, hundert und zwey und vierzig Saft- oder Jahrringe gezählet, und es ſollen wenigſtens achtzig Jahr erfodert werden, ehe ein vom Saamen erwachſener Baum, zum Zimmerwerke tauglich iſt. Das Holz wird in Amerika zu verſchiedenen Verarbeitungen gebrauchet; es iſt leicht und hält ſich, jedoch mehr über, als unter der Erde, lange Zeit, ehe es faulet. Es dienet gut zu Balken, welche der Luft ausgeſetzet ſind, und zu Dachſchindeln, welche die Gebäude nicht beſchweren und durch ein ganzes Menſchenalter dauern. Die Boote oder ſogenannte Canoen der Nordamerikaniſchen Völker werden aus den dicken Stämmen verarbeitet, und nebſt denen vom rothen Cederholze, Iuniperus Virginiana, für die beſten gehalten, weil ſie gut auf dem Waſſer ſchwimmen, und lange Jahre aushalten. Die Einwohner bedienen ſich auch der Spähne ſtatt des Thees. Das Waſſer, welches man in den Cupreſſenſümpfen findet, ſoll geſund ſeyn, und ſonderlich Appetit zum eſſen erwecken. Es iſt ſolches auch im heißen Sommer ganz kalt. Der verſchiedene Nutzen empfiehlet den Anbau dieſer Cupreſſe, zumal da ſelbige in naſſen Oertern gut fortkömmt, welche ſonſt nicht füglich zu nutzen, oder nur mit Ellern zu beſetzen ſind. Dieſe Cupreſſe aber iſt einträglicher als Ellern. Es kann ſelbige unſere Winter vollkommen gut ausſtehen, und ſie wächſt auch recht gut in einem mittelmäßigen Boden, wenn er gleich nicht ſumpfig iſt. Sie wird aus dem Saamen erzogen, den man aus Amerika erhält. Man ſoll ſolchen, ſobald er angekommen, in einen Kaſten mit guter ſchwarzer Erde bringen, und dieſen auf ein Miſtbeet ſetzen, damit die jungen Pflanzen friſch und ſtark in die Höhe gehen. Doch ſoll man ſie nicht zu lange daſelbſt ſtehen laſſen, weil ſie ſonſt leichtlich gegen die Kälte zu weichlich und empfindlich werden. Man hat auch in Amerika durch Verſuche gefunden, daß dieſer Baum im Frühjahre ſich durch Zweige, welche man in ein naſſes Erdreich geſtecket, fortpflanzen laſſe. Die unterſten Aeſte verlieren gegen den Winter die ältern Blätterbüſchel, und machen dadurch mehr und mehr einen glättern Schafft. Man kann auch den Baum ohne viele Mühe, zu anſehnlichen Pyramiden ziehen.

3) Der im Winter nackende Cupreſſenbaum, die Virginiſche oder Louiſianiſche Cupreſſe mit Acacienblättern, Cupreſſus diſticha L. Dieſer iſt einer der ſchön-

ſchönſten Bäume des Nördlichen Amerika, wächſt daſelbſt am Waſſer, und ſteht zuweilen einige Schuh tief in ſelbigem. Es wachſen um ſelbigen, auf eine ganz beſondere Art, verſchiedene Storren oder Stämme von mancherley Geſtalt und Größe. Einige erheben ſich nur wenig über die Erde, andere ſind ein bis vier Schuh hoch, und oberwärts mit einer glatten rothen Rinde bedecket. Dieſe kommen aus der Wurzel des Baumes, bringen aber weder Blätter noch Aeſte, können auch nicht zur Vermehrung des Baumes dienen, indem ſich ſelbiger nur allein durch den Saamen vermehren läßt. Er wird ſehr hoch und erlanget unten eine außerordentliche Stärke. Catesby hat dergleichen geſehen, welche unten dreyßig Fuß im Umkreiße gehabt, und Miller meldet, daß ſie auf ſiebenzig Fuß hoch wachſen, und einige Klaftern im Umkreiße haben. Die Aeſte ſind mit einer rauhen, braunrothen Rinde überzogen. Die Blätter ſtehen auf beyden Seiten der äußern dünnen Zweige, ſind ſchön grün, dünne und zart, einige Linien breit, und einen Zoll lang, und fallen im Winter ab. Die Frucht iſt äußerlich der immergrünenden Cupreſſe ähnlich; ſie hat innerlich mehrentheils funfzehn Höhlen, deren obere Schuppen von ungleicher Größe und unordentlicher Geſtalt ſind. Jede Höhle enthält einen rundlichen, breiten Kern, welcher theils vor ſich ſelbſt harzig iſt, theils neben ſich ein hellrothes, flüßiges Harz hat, welches trocken ungemein durchſichtig iſt. Die Vermehrung geſchieht allein aus den Saamen; das junge Stämmchen erſcheint nach dem Aufkeimen mit ſechs bis ſieben Blättern, welche neben einander an der Wurzel befeſtiget ſind, mit ihren Spitzen auslaufen, und dadurch einen Cirkel abbilden; aus dieſem erfolget ein kleiner Zweig, welcher an den Seiten ſeine Blätter führet, und mehrere Nebenzweige erhält. Man läßt ſie bis in das dritte Jahr ihres Alters ſtehen, giebt ihnen ſo lange Schutz wider die Kälte, und kann ſolche hierauf in das freye Land, in nicht zu trockne und zu ſchlechte Erde verpflanzen. Das Holz iſt von mittelmäßiger Härte, aber von langer Dauer. Hr. du Hamel rühmet den geſchwinden und geraden Wachsthum, wodurch dieſer Baum vorzüglich zu Maſtbäumen tauglich wird. Dieſe aber würden noch beſſer ſeyn, wenn das Holz nicht zu ſchwer, und der Stamm einem Kegel zu ähnlich wäre, indem er unten zu dicke und oben zu ſehr zugeſpitzt ausfällt. Aus einem einzigen Stamme werden in Amerika Kähne über einen Zoll dick verfertiget, welche

zwey

zwey bis dreyhundert Pfund tragen.

Von den Cupreſſen, deren verſchiedenen Erziehung und Benutzung kann man Buchotzens Briefe II. Theil. das 38 und 39ſte Schreiben nachleſen.

Curatella.

Curatella L. wächſt im mittägigen Amerika, hat einen holzigen Stamm, plattanſitzende, länglichte, wechſelsweiſe geſtellte Blätter und Blumen, ſo aus fünf rundlichen vertieften Kelch- und vier dergleichen Blumenblättern, vielen kurzen Staubfäden und zween Griffeln mit köpfigen Staubwegen beſtehen. Die Frucht iſt gleichſam doppelt, zweyfächericht, und enthält vier länglichte Saamen. Die Pflanze iſt bey uns nicht anzutreffen.

Curcas.

S. Brechnuß.

Curcume.

Gilbwurzel, Gelbſuchtwurzel, gelber Ingwer, Curcuma L. Es ſind hiervon nur zwo Arten bekannt: als

1) Die lange Curcume, Curcuma longa L. Aus der langen, knollichten, der Breite nach geſtellten, mit Gelenken verſehenen, äußerlich blaßen, innerlich ſaffrangelblichten Wurzel, ſonderlich aus den Gelenken, treiben unterwärts kleine Zäſerchen, oberwärts aber lange, blätterichte Stiele, welche, indem ſie einander umfaſſen, gleichſam einen Stängel machen, und hernach in breite, zugeſpitzte, oder lanzenförmige, faſt dem Blumenrohre ähnliche Blätter ſich verwandeln, auf deren Oberfläche viele, von der Mitte gegen den Rand gerichtete, Nerven wahrzunehmen ſind. Aus einem andern Theile der Wurzel, und gemeiniglich aus den jungen Knollen kommen andere beſondere Stängel, welche unterwärts nackend ſind, und oberwärts ſich mit einer blättrigen Aehre endigen. Es ſind nämlich viele grünlichtröthliche, plattaufſitzende, zugeſpitzte, Schuppenweiſe über einander gelegte Blätter oder Scheiden, aus welchen nach und nach die purpurfärbigen, einblättrichten Blumen hervorkommen. Das Blumenblatt iſt in vier Einſchnitte getheilet; andere nehmen vier beſondere Blumenblätter an, deren drey einander gleich und ähnlich, ſchmal und ſpitzig ſind, der vierte aber größer iſt. Dieſen letztern hält Hr. von Linné für ein Honigbehältniß, und eignet dem Blumenblatte nur drey Einſchnitte zu. Man ſieht auch fünf Staubfäden, wovon aber viere unfruchtbar ſind, und nur einer einen Staubbeutel trägt. Unter der Blume ſitzet der rundliche Fruchtkeim, deſſen einfacher

Griffel ſich mit einem hackenförmigen Staubwege endigt; die trockne Frucht hat drey Fächer, öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält viele rundliche, ſchwarze Saamen.

2) Die runde Curcume, Curcuma rotunda L. iſt dem Anſehn nach der vorigen völlig ähnlich; die Blätter ſind nur etwas unterſchieden, nämlich mehr ey- als lanzenförmig, und mit ſehr wenigen, nach den Seiten hinlaufenden Nerven bezeichnet. Die Wurzel iſt rundlich und knollicht, kömmt ſonſt mit der vorigen überein; da ſie aber weniger wirkſam, wird ſie auch ſelten, und faſt allein die lange gebrauchet.

Die lange, wie ſolche bey den Materialiſten zu haben, iſt eine länglichte, höckerichte, krummgebogene, fingersdicke, knollichte, ſchwere Wurzel, äußerlich grünlicht, innerlich, wenn ſie friſch iſt, und ganz ſaffrangelb, außerdem, wenn ſie alt iſt, viel röther; daher auch einige daraus zwo Sorten, die gelbe und rothe, machen. Die beſte ſoll friſch, harzig, ſchwer und nicht wurmſtichig ſeyn; der Geruch iſt etwas gewürzhaft, aber unangenehm, der Geſchmack bitterlich und etwas ſcharf. Die friſche und grüne Wurzel enthält etwas campferartiges, wie auch goldgelbes Oel, welches einen ſtarken Geruch und Geſchmack hat. Dieſes Oel, und die ſchleimichten, harzigen Beſtandtheile, ſind auch in der trocknen Wurzel wirkſam genug, und ſie beſitzet eine Kraft gelinde aufzulöſen, zu zertheilen, zu reinigen und auszuführen; daher man ſolche bey Verſtopfung der Eingeweide vorzüglich empfohlen, auch beſonders in der Gelbſucht angerühmet hat. Da der Urin bey dem innerlichen Gebrauche, davon gelb gefärbet, und häufiger abgeführet wird, kann ſie auch in der Waſſerſucht dienlich ſeyn. Man kann ſich ſelbiger in Pulver, Latwergen und Pflaſtern bedienen. Die Indianer gebrauchen dieſe Wurzel ſtatt des Saffrans, und würzen und färben Reiß, Fiſche und andere Speiſen damit; auch färben ſie damit eine Art Pomade, womit ſie ſich den Leib beſchmieren. Ueberall werden wollene und leinene Waaren damit gelb gefärbet, auch den Metallen giebt man damit eine gelbe oder Goldfarbe. Durch die Curcume erhält man die ſchönſte und höchſte gelbe, aber auch die unbeſtändigſte Farbe. Mit Alaun allein wird die Farbe am prächtigſten, aber auch am meiſten unbeſtändig. Die Farbe mit Kochſalz feſte zu machen, theilet Hellot als ein groß Geheimniß denen Färbern mit; doch ſoll, nach anderer Vorgeben, auch dieſes Mittel noch nicht zuverläßig ſeyn. Hr. Gadd in den Abhandlungen

der Schwediſchen Akademie 29 Band 144 S. hat folgendes Verfahren am beſten befunden. In einer Brühe von vier Loth Alaun, zwey Loth Weinſtein, und ein Loth Kochſalz, in drey Kannen Waſſer gekochet, leget man ein Pfund wollen Garn, läßt ſolches darinnen eine Viertelſtunde kochen, nimmt es hernach heraus, und trocknet es ohne abzuſpielen. Nachdem werden zwey Loth Curcume, in drey Kannen Waſſer gekochet, das wollene Garn hineingethan, und eine halbe Stunde umgerühret, da es denn eine ſchöne gelbe Farbe erlanget hat. Dieſe gefärbte Waare, ob ſie gleich eine Viertelſtunde lang in kochend heißer Lauge und Seife probiret worden, und zwar in einem zugedeckten Gefäße, hat durch das Abſieden wenig von ihrer Farbe verloren. Die Verſuche, welche Hr. Pörner mit der Curcume in Anſehung des Färbens angeſtellet, verdienen hierbey nachgeleſen zu werden.

Beyde Arten wachſen in Indien, ſonderlich in Malabar, Ceylon und den Moluckiſchen Inſeln. Ja es iſt faſt kein Garten im Orient zu finden, wo ſie nicht gebauet werden ſollte. In unſern Gärten hingegen wird man ſehr ſelten dergleichen Pflanzen antreffen, daher wir auch von der Wartung nichts erwähnen.

Curema.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs; eine große und dicke Gattung der Tainha der Portugieſen, welcher bey den Braſilianern und dem Marcgrav allerdings ſeinen eigenen Namen Parati hat, und nicht bloß von ſelbigem unter dem Holl. Namen, Paſtor, Harder, angeführet wird, wie etwan de Lät: nomen Braſilienſe ab Auctore non proditur; anmerken wollen. Er gehöret ſonſt unter die Mugiles, Meeralete, mit dem Beynamen, Americanus, S. Meeräſche, Ceſtreus 3. des Kleins.

Curier.

Die Cicindela Campeſtris, im Linneiſchen Syſtem gen. 210. ſp. 1. wird vom Müller der Curier genennet, wodurch auf die Hurtigkeit dieſer Thierchen, deren Geſchlecht er Sandläuffer nennet, angeſpielet wird; daher er auch die übrigen Arten mit ähnlichen Namen, als Läufer, Bothe, Poſtknecht, Eſtafete, Fußgänger, Wanderer, Jäger, Expreſſer, und dergleichen beleget. Obgemeldeter Curier aber iſt ſammetartig grün, und hat auf den Flügeldecken fünf weiße Puncte, pranget aber unten her mit einem Kupferglanz; dieſe Art wird in Holland gefunden.

Curimata.

Curimata des Marcgravs, S. Trutte, Forelle, Trutta 13. Klein.

Curuata.

Curuata Pinima Marcgravs. Boinro Luſit. welcher Artikel, B. I. S. 903. nachzuſehen, und Pamuchel, Callarias imberbis 4. Kl.

Curui.

Der Curvi iſt, nach der Naturgeſchichte von Peru, ein ungemein ſonderbarer Fiſch. Er iſt nur einen Fuß lang: er hat aber auf der Oberlippe zwey Hörner, die nach jeder Seite beweglich, acht Zoll lang, im Anfange eine Linie dicke, am Ende ſpitz und goldfarbig ſind. An dem äußerſten Ende der Unterlippe hat er noch vier andere Hörner, wovon ihrer zwey ſechs Zoll, und die beyden andern drey Zoll lang ſind; alle mit den beyden auf der Oberlippe von einerley Farbe und Biegſamkeit. Sein Kopf iſt platt. Gegen oben zu hat er ſechs Floßfedern, zwo unter den Ohren, die mit einer ſehr harten, wie eine Säge gezackten Gräte anfangen. Unten und gegen die Mitte des Bauches ſieht man an ihm noch eine andere Floßfeder, die aus ſieben Stacheln beſtehet, welche ſich gegen ihre Enden in viele Zacken vertheilen. Ueber dem After, und noch ſtets unter dem Bauche, iſt eine andere Floßfeder, die gleichfalls aus ſieben Gräten beſtehet, welche an ihren Enden zertheilet, und auch mit einem grauen Häutchen bedecket ſind. Zwo andere Floßen haben ihren Sitz auf dem Rücken. Die erſte nimmt ihren Urſprung auf dem Kopfe, fängt mit einer Gräte an, die wie eine Säge gezacket iſt bey dem Milchner, bey dem Rogner aber ganz gleich iſt; auf dieſem folgen ſechs andere, die mit einer den andern gleichen Haut bedecket ſind. Die zwote, welche gegen den Schwanz zu und ihrem Baue nach ganz unterſchieden iſt, hat ſehr dünne Gräten in großer Anzahl, ohne die geringſte Zertheilung an ihrem Ende, und ſo, wie alle andere bedecket. Der Schwanz des Curvi iſt gegen die Mitte durch eine blaulichte Linie in zween Theile getheilet, die ihren Anfang bey dem Luftröhrengange hat, und ſich in den Winkel der Theilung endiget, welcher durch die beyden Theile gemachet wird. Auf dem obern Theile einer jeden Seite des Leibes, giebt es drey Reihen grauer Flecke, welche hinter dem Kopfe anfangen, und ſich gegen den Schwanz zu endigen. Dieſer ganze Theil iſt von einer bloßen Goldfarbe, welche immer abnimmt, indem ſie ſich der Theilungslinie nahet. Der untere Theil hat nur zwo Reihen von ei-

nem hellgrau auf ſilberfarbnem Grunde, welcher dieſen Theil angenehm machet; und die Veränderung der beyden Farben, die ſich unvermerkt vermengen, giebt dieſem Fiſche einen allerliebſten Glanz. Sein Fleiſch iſt außerdem von einem vortrefflichen Geſchmacke. Er hat keine Schuppen. Alle äußere Theile aber ſind mit einer ſehr ſchönen Haut bedecket. Alles nach dem Journal des P. Feuillée, T. I. p. 220. und der Samml. A. R. XVI. 154.

Cururuca.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs und Gattung der Portugieſ. Coruina, und Braſilianiſchen Guatucupa, einer Art der Schelviſche der Holländer: S. auch Coruina, unſern Artikel, II. 233. Er iſt ein Flußfiſch, länglichen Leibes zu einem und einem halben Fuß; hat ein ziemlich weites Maul, und ſchwarze Augen mittler Größe; ſieben Floßen; eine über den ganzen Rücken, bis an den Schwanz fortlauffende, doch getheilte, davon der vordere Theil faſt drey Fingerbreiten lang und breit, dreyanglicht und mit Finnen unterſtützet, der hintere Theil aber länger und kleiner oder niedriger iſt; der Schwanz iſt faſt viereckicht. Er hat ſilberne, mit Gold und wenigen braun vermiſchte, Schüppchen, meiſtens auf dem Rücken, und an den Seiten. Die Floßen ſind an dieſen beyden Theilen, wie auch am Schwanze, aſchfarbig, an der Mitte des Bauches aber gelblich und bräunlich. Er iſt ein eßbarer Fiſch.

Cylindercoralle.

Unter dieſer Benennung wird des Linne' Madrepora Organum gen. 337. ſp. 26. verſtanden, welche eigentlich am Gothlandiſchen Strande gefunden wird. Sie beſteht in einer Sammlung gleichweit von einander entfernet ſtehenden, glatten, und cylindriſchrunden Röhrchen, in der Dicke eines Strohhalms, welche durch etliche gleichweit über einander liegende Zwiſchenwände in einer Maſſe beyſammen gehalten werden, durch welche ſie gleichſam durchgeſtecket zu ſeyn ſcheinen. Nun haben zwar dieſe Röhrchen oben keine Sternchen, obgleich ihr Rand eingekerbet iſt, aber auf den Zwiſchenwänden, die ſich etwas von den Röhren herabſenken, ſieht man doch ſternförmige Strahlen fortlaufen. Und alſo iſt ihr der Platz mit Recht unter die Madreporen, oder Sterncoralle angewieſen.

Cylinderſchnirkel.

So wird eine gewiſſe Nordiſche Schnirkelſchnecke der ſüßen Waſſer genennet, welche cylindriſchlang

lang, jedoch nicht größer als ein Rockenkorn iſt. Sie hat eine dünne blaſſe Schale, und die Lippe iſt mit einem feinen Rande umgeſchlagen, die Spitze hingegen iſt oben ſtumpf. Aehnliche etwas größere Arten von brauner Farbe werden in den Sümpfen Deutſchlands gefunden. Sie iſt des Linne' Helix Cylindrica. gen. 328. Sp. 696.

Cylindriten.

Rhombiten, Walzenſchnecken; Cylindriti, Rhombiti, ſind eine Art länglicht gewundener Meerſchnecken, deren Enden ſich in die Runde cylindriſch beugen.

Cymbelblume.

S. Helleborinkraut.

Cymbelkraut.

S. Löwenmaul.

Cymbeln.

S. Türckiſcherbund.

Cynometra.

Cynometra L. Hr. Dietrich hat dieſes Geſchlecht Hundsſchamm überſetzet. Da viele Pflanzen von dem Hunde und deſſen Theilen ihre Namen erhalten, und wir ſelbſt eine, unter dem bekannten Namen Hundszunge, anführen müſſen, ſo tragen wir Bedenken die Anzahl derſelben zu vermehren, und wollen wenigſtens lieber die Griechiſchen Namen behalten, als ſolche überſetzen, indem, wie wir ſchon mehrmals erinnert, jene beſſer klingen, und von wenigern verſtanden werden. Die Cynometra wird von Hr. Planern wegen der mit Warzen beſetzten Frucht, Höckerig genannt. Der große gefärbte Kelch beſteht aus vier Blättern, oder iſt in vier Einſchnitte getheilet, deren zween einander gegen über geſtellt, vertieft und breiter, als die beyden übrigen ſind. Die fünf Blumenblätter ſind einander ähnlich, lanzenförmig, zugeſpitzt. Die zehn Staubfäden doppelt ſo lang, als die Blumenblätter. Der einfache Griffel endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. Die Frucht iſt eine fleiſchichte, höckerichte, zuſammengedrückte, mondförmige Schote, und enthält einen einzigen großen nierenförmigen Saamen. Es ſind zwo Arten bekannt.

1) Die Cynometra mit blühenden Aeſten, Cynometra ramiflora L. iſt ein ſehr hoher und ſtarker Baum, mit einer ſchwärzlichen Rinde bedecket und oberwärts in viele Aeſte verbreitet, an welchen in doppelten Reihen, länglichtrundliche, dichte, glatte, glänzende, oberwärts dunkele, unterwärts hellgrüne Blätter ſitzen. Zwiſchen den Blättern der Aeſte kommen die kleinen, weißen Blumen einzeln zum Vorſchein. Im

Malabariſchen Garten werden dieſen nur vier Blumenblätter und acht Staubfäden zugeeignet. Die länglichtrunde, ungleiche, geſtreifte Frucht, iſt faſt den Kürbiſſen ähnlich, und enthält unter einer dicken, lederartigen Schaale ein weiches Fleiſch, und unter dieſem einen weißlichten, dichten Kern. Die Frucht öffnet ſich bey vollkommener Reife in zween Theile und zeiget den Kern bloß. Die Einwohner Indiens nutzen dieſen Baum bey verſchiedenen Krankheiten. Die Wurzel eröffnet den Leib. Die Blätter in Milch gekochet, dienen bey der Engbrüſtigkeit und der Gelbſucht; aus den Kernen wird ein Oel bereitet, welches die Krätze heilt. Die Frucht wird nicht gegeſſen.

2) Die Cynometra mit blühenden Stamme, Cynometra cauliflora L. Der Unterſchied beſteht ſonderlich hierinnen, daß die Blumen und Früchte nicht an den Aeſten, ſondern an dem Stamme ſelbſt zum Vorſchein kommen. Von dieſem Baume ſammlen die Indianer die reifen Früchte, und eſſen ſolche roh, um den Durſt damit zu löſchen. Die Holländer ſchälen die Schaale ab, ſchneiden ſie in Stücke, und reiben ſie mit Zucker und Wein ab; durch welche Zubereitung ſelbige eine geſunde Speiſe werden, und den Magen, auch übrige Eingeweide ſtärken ſollen.

Beyde ſind außer ihrem Vaterlande, welches Oſtindien iſt, wohl nicht anzutreffen.

Das andere, von Hr. Linne vom Hunde genannte, Geſchlecht, iſt.

Cynomorium. Hr. Dietrich nennt die Pflanze Hundsruthe. Es giebt nur eine Art, nämlich ſcharlachrothes Cynomorium, Cynom. coccineum L. welches auch unter dem Namen Maltheſer oder Melitenſer Schwamm bekannt iſt. Es wächſt dieſe Schmarotzerpflanze auf den Wurzeln anderer, an dem Meere, in Jamaika, Mauritanien, Maltha und Sicilien wohnenden Pflanzen. In Mauritanien kömmt ſie im Chriſtmonath oder Jänner zum Vorſchein, blühet im April oder May und verwelket im Heumonathe. Dem äußerlichen Anſehn nach ſcheint ſie unter die Schwämme zu gehören, nach den Fruchtwerkzeugen aber iſt ſie davon gänzlich unterſchieden. Sie hat keine eigene Wurzel, ſondern ihr Stamm ſitzet unmittelbar auf den Wurzeln anderer Pflanzen, und treibt nur an dem untern Theile einige ſehr einfache Fäſerchen heraus. Der Stamm, welcher die ganze Pflanze ausmachet, iſt gemeiniglich einen halben Schuh lang und fingersdicke, und in der Jugend mit eyförmigen, ſpitzigen, weißen, wie Dachziegel über einander liegenden Schuppen bedecket,

ckt, welche zur Blühzeit meiſtentheils abfallen, oder ſo zuſammengezogen werden, daß der Stamm nackend, runzlicht und getrocknet ganz purpurfärbig erſcheinet. Die Blumenähre, oder vielmehr ein Kätzchen endiget den Stamm, welche auch oft ſo lang, als der Stamm ſelbſt, aber noch einmal ſo dicke iſt, wegen der eyförmigen, purpurfarbenen Deckblätter oder Schuppen, welche dichte über einander liegen, und die Blumen, und zwar männliche und weibliche umgeben. Jede männliche Blume hat einen vierblättrigen Kelch, drey Blättchen ſind einander ähnlich, das vierte und unterſte aber iſt größer und ſtumpfer; dieſe umgeben einen einzigen Staubfaden. Jede weibliche Blume hat auch einen vierblättrigen Kelch, welcher auf dem Fruchtkeime ſitzet und ſtehen bleibet. Dieſe vier Blätterchen ſind einander gleich; der einzelne Griffel endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. Der Fruchtkeim verwandelt ſich in einen rundlichen Saamen. Hr. von Linné hat auch Zwitterblumen zwiſchen dieſen angetroffen. Innerlich iſt die Pflanze weiß, getrocknet aber wird ſie ſcharlachroth. Friſch giebt ſie einen blutrothen Saft von ſich, wenn ſie gedrücket wird. Getrocknet und zu Pulver geſtoßen, hat ſie einen herben anziehenden Geſchmack, aber keinen Geruch. Wiederholte Erfahrungen haben beſtätiget, daß dieſe Pflanze ein ganz beſonderes und bewährtes Mittel wider alle Blutflüſſe ſey, und den Ausgang des Blutes hemme, ohne ſolches ſelbſt widernatürlich zu verändern, oder gerinnend zu machen. Das Pulver davon wird zu einem Scrupel in rothem Weine oder Fleiſchbrühe eingegeben. Es iſt zu wünſchen, daß dieſes Mittel auch bey uns möchte eingeführet werden. Man leſe Linnäi Streitſchrift von dieſer Pflanze in den Amoenitat. Vol. IV. p. 351.

Cypergras.

Cyperus L. Das Blumenährchen beſteht aus zwo Reihen eyförmiger, ausgehöhlter, wie Dachziegel über einander gelegter Schuppen oder Bälglein, zwiſchen welchen die Befruchtungswerkzeuge liegen, und zwar findet man zwiſchen oder unter jedem Bälglein drey kurze Staubfäden und einen kleinen Fruchtkeim mit einem langen, und drey zarten Staubwegen geendigten Griffel, und nachher einen dreyeckichten, ſpitzigen, ebenen und glatten Saamen. Durch dieſen letzten Umſtand unterſcheidet ſich dieſes Geſchlecht von den Sembden, deren Saame mit Härchen beſetzet iſt. Von den Arten bemerken wir:

Das lange Cypergras, Cyperus longus L. Die Wurzel

iſt länglicht, gegliedert, mit vielen in einander verwickelten Knoten, und vielen dünnen Fäſerchen beſetzet, woraus graßartige Blätter, und ein glatter, geſtreifter, dreyeckichter, mit ähnlichen Blättern beſetzter Halm, ohngefähr von einer Ellen hoch, erwachſen. Dieſer endiget ſich mit einem dreyfach zuſammengeſetzten, blättrigen Blüthſchirme, deſſen wechſelsweiſe geſtellte Aehrchen auf nackenden Stielen ſitzen. Die getrocknete Wurzel, welche in den Apotheken aufbehalten wird, iſt lang, dünne, knoticht, ſchwer zu zerbrechen, äußerlich ſchwärzlich, inwendig weiß, von Geſchmacke angenehm, etwas ſcharf und gewürzhaft, von Geruch lieblich. Sie wird ſonderlich aus Verona gebracht, doch ſoll ſie beſſer in Aſien und Oſtindien zu finden ſeyn. Die Pflanze wächſt auch in den Sümpfen Italiens und Frankreichs.

2) Das runde Cypergraß, Cyperus rotundus L. iſt dem vorigen faſt ähnlich. Der dreyeckichte Halm iſt faſt nackend, der Blüthſchirm nur zweyfach zuſammengeſetzet, und die wechſelsweiſe geſtellten Blumenährchen ſind faſt durchgehends von gleicher Breite; rundliche, geſtreifte Knollen werden durch dazwiſchen wachſende Fäſerchen verbunden. Dieſe Art wächſt in Oſtindien. Die getrocknete Wurzel iſt rundlich, von der Größe einer Olive, rauh, ſtriefſcht, äußerlich bräunlicht, bisweilen röthlich auch ſchwarz, inwendig weißlich; dem Geſchmacke und Geruche nach kömmt ſie mit der langen Art überein. Wie denn auch beyde Wurzeln, was die Beſtandtheile und den Arzneygebrauch betrifft, mit einander übereinkommen. Wegen des angenehmen, ölichtflüchtigen, gewürzhaften Weſens, und der gemäßigten, reitzenden Bitterkeit iſt die Cyperwurzel dem Galgant an Kraft und Wirkung völlig ähnlich. Sie wird die ſtockenden Säfte auflöſen und die feſten Theile ſtärken. C. Hofmann rühmet ſie in Bruſtkrankheiten, die mit dem Huſten verbunden ſind; allein ſie erhitzet das Blut und erfodert deswegen, wie alle Gewürze, behutſamen Gebrauch. Man giebt ſie in Pulver zu einem halben Scrupel, machet auch daraus eine Eſſenz oder ſetzet ſolche zu Weintränken.

Ob die ſogenannte Amerikaniſche Cyperwurzel, Cyperus Americanus, Radix St. Helenae. von den vorigen, und ſonderlich von der langen wirklich unterſchieden ſey, können wir nicht beſtimmen. Sie iſt auch bey uns ſelten zu haben. Die Wurzel iſt ziemlich lang, daumensdicke, voller Knoten, äußerlich ſchwarz, inwendig weiß, von gewürzhaften Geſchmack, faſt

wie

wie der Galgant. Sie wird getrocknet von Porto St. Helene gebracht. Die Spanier ſchneiden die Knoten von der Wurzel ab, machen ſie rund und ein Loch darein, und alsdenn Roſenkränze davon.

3) Das ſüße Cypergraß, Indianiſche Süßwurzel, Arabiſche Zuckerwurzel, Erdmandeln, Thraſi - Dulcichnium, Cyperus eſculentus L. wächſt in dem Morgenlande und Italien, doch ſoll ſelbige, nach Manetti Zeugniſſe, aus der Levante und den Afrikaniſchen Küſten nach Italien gebracht worden ſeyn. Die Wurzel beſteht aus dünnen Faſern, woran dicke Knöllchen, wie kleine Haſelnüſſe, hangen; dieſe ſind rundlich und haben ein derbes, weißes Fleiſch, welches ſüße ſchmecket. Der Halm iſt ohngefähr einen halben Fuß hoch, dreyeckicht, glatt, nackend, und nur am unterſten Theile, nahe an der Wurzel, mit einigen graßartigen, ſchmalen Blättern umgeben. Es endiget ſich ſelbiger mit einer Riſpe, welche aus verſchiedenen Aehren beſteht, und von vier oder fünf ungleich langen Blättern umfaſſet iſt. Man kann die Knollen eſſen, und Matthiolus hält ſelbige für ſehr geſund. Die Venetianer und Veroneſer pflegen auch theils die rohen abgeſchälten Wurzeln zu kauen, und den ſüßen Saft auszuziehen, theils gekochet zu ſpeiſen. Wegen der ſüßlichten Eigenſchaft können ſie in Bruſt- und andern Krankheiten nützlich ſeyn. Vielleicht iſt die Wurzel, welche Dapper unter dem Namen Terfes und Kamba, und Rumph unter dem Namen Cyperus dulcis beſchrieben, von dieſer nicht unterſchieden. Man findet dieſes ſüße Cypergraß zuweilen in hieſigen Gärten, da ſolches im Scherbel gehalten, und im Winter in ein Glashaus geſetzet wird. Man kann auch die Knollen gegen den Herbſt ausheben, den Winter über trocken verwahren, und im Frühjahre in friſche Erde verpflanzen; ſie werden aber alsdenn einen Buſch Blätter, aber ſelten Halme treiben.

4) Das kleine Cypergraß mit gelbbraunen Blumenähren, Cyperus flaveſcens L. wächſt in Deutſchland, Frankreich, Italien und der Schweitz an ſumpfigen Oertern. Die ſchwarze, fäſerichte Wurzel hat kleine anhangende Knöllchen; der Halm wird ſelten über eine Spanne hoch, iſt dreyeckicht und nackend; bey jedem ſteht gemeiniglich nur ein ſchmales graßartiges Blatt, welches auf der Wurzel ſitzet. Viele gelblichtbraune, dichte bey einander ſtehende, ſpitzig zulaufende Blumenähren endigen den Halm, und ſind mit drey Blättern umgeben.

5) Das kleine Cypergraß mit ſchwarzbraunen Blumenähren, Cyperus fuſcus L. iſt dem vorherſtehenden faſt gänzlich ähnlich, nur ſind die Blumenähren dünner und ſchwärzlich, auch die Blätter raucher.

Von dem Papiercypergraße, S. den Artikel Papier.

Cypergraß, S. auch Binſe und Riedgraß.

Cypreſſe.

Cypreſſe und Cupreſſe werden zwar gemeiniglich mit einander verwechſelt, man kann aber beyde Namen leicht unterſcheiden, und unter der Cypreſſe verſtehen wir die Santolina L. Wir behalten auch lieber den bekannten, und von einer Aehnlichkeit der Blätter hergenommenen Namen, als dieſes Geſchlecht mit Hr. Dietrichen die heilige Pflanze, oder mit Hr. Planern Stabwürz zu nennen. Der letzte Name iſt einer andern Pflanze eigen, und den erſtern anzunehmen, ſcheint uns unſchicklich. Die Blume gehöret zu den zuſammengeſetzten. Der gemeinſchaftliche, halbkugelförmige Kelch beſteht aus länglicht ſpitzigen, wie die Dachziegel dicht über einander liegenden Schuppen. Die Blümchen ſind alle Zwitter, einander ähnlich, trichterförmig mit fünf zurückgeſchlagenen Einſchnitten. Die fünf kurzen Staubfäden halten den walzenförmigen Staubbeutel, und der Fruchtkeim treibt einen Griffel mit zween abgeſtutzten Staubwegen. Der unveränderte Kelch umgiebt die viereckicht länglichten, nackenden Saamen, welche auf dem platten und mit vertieften Spelzen beſetzten Blumenbette ruhen.

1) Die Gartencypreſſe, weibliche Stabwurz, Meerwermuth, Abrotanum foemina, Santolina chamaecypariſſus L. Dieſer immergrünende Strauch treibet aus dem holzigen Stängel überall, oder, wenn die Kunſt dazukömmt, nur aus dem obern Theile viele Aeſte, an welchen, meiſtentheils wechſelsweiſe einander gegen über, dicht an einander geſetzte, kurze, rundliche, oder vielmehr viereckige, zart eingekerbte, und gleichſam aus vier Spitzen zuſammengeſetzte, weißliche oder grüne Blätter feſt aufſitzen. Die Farbe derſelben iſt nicht einerley und daher hat man zwo Arten daraus gemachet, vermuthlich aber ſind es nur Abweichungen, ob wir gleich nicht wahrgenommen, daß die grünen Blätter ſich in weißliche, und dieſe in jene verwandelt hätten. Die Spitzen der Aeſte haben nur wenige Blätter und endigen ſich mit einer einzigen blaßgelben Blume. Die Blätter oder grünen Zweige, ingleichen die Saamen, haben einen durchdringenden Geruch und

bittern Geſchmack. Man brauchet ſolche ſelten in der Arzney, könnte jedoch ſelbige ſtatt der männlichen Stabwurz, Abrotanum mas, verordnen. Der Saame wird zu Tödtung der Würmer angeprießen, auch die Blätter, im Waſſer abgekochet, haben gleiche Wirkung. Die getrockneten und gepülverten Blätter ſollen in der Mutterbeſchwerung und dem weißen Fluſſe nützlich ſeyn. Man ſtreuet die Blätter zwiſchen die wollenen Kleider, um die Motten davon abzuhalten. Dieſe Art wächſt im mittägigen Europa und blühet in unſern Gärten den Sommer über.

2) Die Roßmarinblättrige Cypreſſe, Santolina roſmarinifolia L. Dieſe wächſt in Spanien, und iſt in unſern Gärten nicht ſelten. Man könnte ſolche eher ein Kraut als einen Strauch nennen; iſt aber ſonſt dem Anſehn nach der vorigen ganz ähnlich. Die ſchmalen Blätter ſind von gleicher Breite, und an den beyden Rändern in kleine Erhebungen eingekerbet oder höckericht. Die an den Blumenſtielen befindlichen ſind nur an dem vordern Ende ausgezacket. Die einzeln Blumen ſind ganz blaßgelb. Dieſe Pflanze hat einen viel ſchwächern Geruch und wird von den Aerzten gar nicht geachtet.

Beyde dienen den Gärten zur Zierde. Man kann mit der Scheere allerley kleine Figuren, Pyramiden, Kugeln, Kronen daraus ziehen. Man hält ſie im Scherbel und ſetzet ſie im Winter ins Glashauß oder eine Kammer. Sie verlangen den Winter über wenig Feuchtigkeit und wenig Wärme. Sie dauern, zumal die erſte Art, auch zuweilen im Lande; die alten Stöcke erfrieren aber leichtlich. Um ſolche zu vermehren, pflanzet man einen alten Stock etwas tiefer, als man ſonſt pfleget, ſo werden alle Aeſte, welche in der Erde ſtehen, Wurzeln treiben, ohne daß man ſolche einſchneiden und einſenken darf. Die abgeſchnittenen Zweige treiben auch leichtlich Wurzeln. Sonſt verlangen dieſelben keine ſonderliche Wartung.

Cypreſſe, S. auch **Cupreſſe**, und Schlagkraut.

Cypreſſencoraline.

Sie iſt des Linne' Sertularia cupreſſina, gen. 347. ſp. 6. wächſt anderthalb Schuh hoch, iſt aber ungemein dünne und zart, und die Aeſtchen, die ſeitwärts aus dem Hauptſtamme gehen, ſtehen faſt, doch nicht ganz, gegen einander über. Man kann ſie mit den Tannenwedeln oder Cypreſſenäſten vergleichen. An den Engliſchen Küſten werden ſie oft auf Steinchen oder Conchylien angewachſen gefunden.

Cypriſch Kätzchen.

Eine bläulicht aſchgraue Farbe heißt bey den Holländern Cypers; Katzen, die ſo geflecket ſind, heißen daher Cyperſe Katten. Weil man nun unter dem Geſchlechte der Tuten auch ſolche gezeichnete Schnecken findet, ſo werden ſelbige Cyperſe katjes, oder Cypriſche Kätzchen genannt, doch dabey wird nunmehro nicht ſo ſehr auf die Farbe als vielmehr auf die Art der Zeichnung geſehen, und daher hat man in dem Kegelgeſchlechte gelbe, blaue, braune, und andere Cypriſche Kätzchen, die, wenn ſie mit erhabenen Körnern beſetzet ſind, granulirte Kätzchen heißen. Sonſt ſieht man nur fein punctirte Striche auf der Schale. Die Geſtalt iſt etwas eyförmig, nicht viel länger als dick. In der Größe erreichen ſie anderthalb Zoll, und ſie kommen aus beyden Indien. Linn. Conus glaucus, gen. 319. ſp. 303.

Cytherea.

Des Linne' Papilio Cytherea gen. 231. ſp. 210. iſt ein ſchöner Indianiſcher Tagvogel aus der Claſſe der Nymphen ohne Augen, deſſen aſchgraue Flügel oben mit einem ſilberfärbigen Bande, und unten mit einem ſpießförmigen, gleichfalls ſilberfärbigen Striche prangen. S. Silberband.

Czigithai.

S. Eſel, wilder.

D.

Dach, das Chineſiſche.

Dieſen Namen führet eine Art Mondſchnecken, welche untenher mit ſtumpfen Warzen und an ihren Gewinden mit ſtumpfen, niedergedrückten Stacheln beſetzet iſt, und dadurch das Anſehen eines, auf Chineſiſche Art erbaueten, Tempels haben ſoll. Der Einwohner dieſes Hauſes hat ein zähes und langes Leben, und die Bewohner der Inſel Papoe behaupten, daß dergleichen Schnecken ein ganzes Jahr ohne Nahrung leben könnten. Daher wird die Schnecke von den Holländern auch die Pagodenſchnecke genañt, und von einigen mit einer andern, ſo auch unter dieſem Namen vorkömmt, und mit jener viel Aehnlichkeit hat, verwechſelt. Die erſte heißt beym Herrn von Linne' Turbo tectum perſicum, die zwote Turbo pagodus. Dieſe nennen die Holländer beſonders die

die langlebende Kräuſel. Die ganze Schnecke hat einen bis zween Zoll im Durchſchnitte, untenher iſt ſie mit warzenartigen Reihen geſtreifet und die Gewinde ſind mit ſtumpfen, an einander ſchließenden Stacheln, welche kräuſelartig in die Höhe ſteigen, beſetzet. Hr. von Linné glaubet, wie die ſogenannten rothen Seebohnen die Deckel dieſer Schnecken wären; Rumph aber verſichert, wie die lange lebenden Schnecken nur dünne Deckel hätten.

Dachente.

Dachente iſt eine kleine ſchwarze Art von Täuchern, colymbus minor, ſchwarz am Schnabel, Kopf, Hals und Rücken, der Unterleib weiß, die Seiten des Kopfes, Halſes, Füße roſtfarben, und an den Zehen eine ungetheilte Haut. Das mehrere unter Täucher.

Dachkäfer.

Dieſer Käfer gehöret unter dasjenige Geſchlecht, welches bey dem Herrn von Linné Carabus, und bey Hr. Müllern in dem deutſchen Commentar über das Linnäiſche Naturſyſtem Erdkäfer heißt. Den Namen Dachkäfer, Carabus faſtigiatus Linn. hat er deswegen erhalten, weil ſowohl die Flügeldecken, als auch der Bauch dachförmig ſind. Er iſt nicht groß, auf den Flügeldecken und am Bauche ſchwarz, übrigens aber roſtfärbig. Sein Vaterland iſt das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Dachmotte.

Dieſen Namen geben einige Schriftſteller einem Schmetterlinge aus der Claſſe der Nachtvögel, welcher eine blaßgelbe Farbe und in der Mitten der Flügel zwey ſchwarze Puncte hat. Er hält ſich gemeiniglich auf den Eichen auf und wird den Julius über in den meiſten Gegenden von Deutſchland gefunden.

Dachs.

Vrſus meles L. Dieſes bekannte vierfüßige Thier, welches man in den meiſten Gegenden von Europa und vornehmlich in der Schweitz und in Italien antrifft, wird vom Klein unter das Geſchlecht der Halbfüchſe, vom Linnäus aber unter das Geſchlecht der Bäre gerechnet. Es hat einen Kopf, wie der Fuchs, eine länglichte ſpitzige Schnautze, kleine Augen, kurze und runde Ohren, Zähne wie der Hund, einen kurzen Hals, einen länglichten Körper, der mit harten und langen Haaren, die den Schweinsborſten gleichen, beſetzt iſt, kurze und ſtarke Füße und einen dicken, ſtumpfen und kurzen Schwanz. An jedem Fuße ſind fünf mit ſtarken Klauen bewaffnete Zehen. An den Vörderfüßen ſind die Klauen viel länger als an den

Hinterfüßen. Am After unter dem Schwanze befindet ſich ein ſolcher inwendig haarichter Beutel, wie die Zibethkatzen haben, der auswendig mit kleinen Drüſen beſetzt iſt und ein weißlichtes Weſen in ſich enthält, das beynahe einem umgerührten Kalbsgehirn ähnlich ſieht und einen widrigen aber ſchwachen Geruch hat. Nach den Erzählungen der Jäger ſoll der Dachs im Winter, wenn er in ſeiner Höhle liegt, die Schnautze in dieſen Beutel ſtecken, und daraus ſeine Nahrung ſaugen. Seine Länge von der Schnautze bis zum Schwanze beträgt ohngefähr drey Schuh. Die Farbe ſeines Haares iſt dreyerley, ſchwarz, weiß und braun. Der Kopf hat ſchwarze und weiße Streifen. Der Rücken iſt weißlich oder grau, die untere Seite aber braun oder ſchwarz.

Die Dachſe gehören unter die trägen und einſam lebenden Thiere. Sie wohnen meiſtentheils in den dickſten Wäldern und zwar unter der Erde, worinnen ſie ſich krumme, ſchräge und lange Gänge vermittelſt der ſtarken Klauen ihrer Vörderfüße zu graben pflegen. Dieſer Gänge ſuchet ſich der Fuchs, der ſich zum Ausgraben der Erde nicht ſo gut ſchickt, wie der Dachs, gern durch Liſt zu bemeiſtern, um ſich ein Lager daraus zu machen. Den größten Theil der Nacht und des Tages bringen ſie mit Schlafen zu; bloß des Abends kommen ſie hervor, um für ihre Nahrung zu ſorgen, welche in Kaninichen, Ferkeln, Mäuſen, Enten, Hühnern und anderm Geflügel, auch in Fröſchen, Inſecten, Wurzeln, Pflanzen und Obſte beſteht. Sie entfernen ſich niemals ohne Noth weit von ihren Höhlen, um wenn ſie verfolgt werden, ihre Zuflucht darinnen zu ſuchen, weil der Bau ihrer Füße ihnen keine große Geſchwindigkeit im Laufen erlaubt; daher ſie auch von den Hunden ſehr leicht eingeholet, aber ſelten überwältiget werden, weil ſie ſich mit ihren ſtarken Klauen und Zähnen ſehr gut wehren, wegen ihres dicken Haares aber nicht ſo leicht verwundet werden können. Den Eingang ihrer Höhlen ſcharren ſie hinter ſich zu, ſo bald ſie von Dachshunden verfolgt werden.

Sie lieben die Wärme ſehr und kommen bey rauher Witterung ſelten aus ihren Höhlen. Ihr Lager machen ſie aus Stroh, Blättern und feinem Reiſig, welches ſie vor ihrer Höhle auf einander legen, und hernach den ganzen Haufen mit ihrem Kopfe und Vörderfüßen auf einmal hineinſchieben. Das Weibchen iſt drey Monathe trächtig und bringt gemeiniglich im Sommer drey bis vier Junge auf einmal zur Welt, denen es, ſobald ſie etwas erwach-

ſen ſind, Weſpenneſter, Vogeleyer, junge Haſen, Eidechſen und andre dergleichen Nahrungsmittel zuführt.

Wenn die Dachſe ganz jung gefangen werden, ſo laſſen ſie ſich leicht zahm machen und eben ſo wie junge Hunde abrichten, daß ſie denen, mit welchen ſie bekannt ſind, nachlaufen und mit kleinen Hunden ſpielen. Die gefangenen alten Dachſe aber bleiben ſtets wild. Dieſe Thiere ſind allezeit überaus fett, ohngeachtet ſie nicht viel freſſen, welches ohne Zweifel von ihrem langen Schlafe herrühret.

Man pflegt gemeiniglich zweyerley Verſchiedenheiten anzugeben, nämlich Hundsdachſe, worunter die itzt beſchriebenen gehören, und Schweinsdachſe. Dieſe letztern ſollen von jenen durch den ſchweinsartigen Kopf, wie auch in der Farbe der Haare unterſchieden ſeyn. Allein ſowohl Herr Klein, als auch der Graf von Büffon und andre neuern Schriftſteller verſichern, daß ſie niemals einen Schweinsdachs hätten können zu ſehen bekommen, ohngeachtet ſie ſich deßwegen alle mögliche Mühe gegeben hätten. Es ſcheint alſo, daß man ein andres Thier damit müſſe verwechſelt haben.

Das Fleiſch der Dachſe pfleget man an einigen Orten zu eſſen. Es ſoll gebraten wie wildes Schweinefleiſch ſchmecken. Weil das Dachsfell den Regen abhält, ſo verfertiget man daraus Reiſetaſchen. Die Haare werden von den Malern zu Pinſeln und auch von den Sattlern auf verſchiedne Art gebrauchet. Das Fett hat man bey Verrenkungen der Glieder und bey andern Zufällen nützlich befunden.

Dachshund.

Den Namen Dachshund, Canis cunicularius, Canis vertagus L. giebt man denjenigen Hunden, welche wegen ihrer ſehr kurzen Beine viel geſchickter als andre Hunde ſind, in die Höhlen der Dachſe zu kriechen. Sie haben eine lange Schnautze, einen dicken Kopf, ſcharfe Zähne, hängende Ohren und einen ſehr langen Leib. Einige ſind ſchwarz und haben über den Augen, auf der Bruſt und unten an den Füßen rothe Flecken. Andre ſind weiß und ſchwarz, oder weiß und falbe. In Anſehung der Geſtalt ihrer Beine giebt es zwo Verſchiedenheiten von dieſen Hunden. Die eine Art hat gerade und unordentlich gebildete Schenkel; bey der andern Art aber ſind die Vörderſchenkel gekrümmet. Der Graf von Büffon hält dieſe Unförmlichkeit der Schenkel für einen Erbfehler, welcher von einer Fortpflanzung auf die andere gekommen und die Wirkung der engliſchen Krankheit

heit ſey, womit die erſten Hunde dieſer Art behaftet geweſen. Weil aber die krummbeinichten Dachshunde meiſtentheils eben ſo ſtark und ſo feurig ſind, als diejenigen, welche gerade Schenkel haben, ſo glaubet er, die Urſache dieſes Uebels ſey nach und nach vernichtet worden, die Wirkung hingegen habe ſich erhalten und werde itzt immer noch von einem Hunde auf den andern gebracht.

Dämmerung.

Dieſen Namen giebt man, wie bekannt, nicht nur dem ſchwachen, immer mehr und mehr zunehmenden Lichte, welches ſich vor Aufgang der Sonne zeiget, ſondern auch dem hellen, immer nach und nach abnehmenden Scheine, welchen man noch eine Zeitlang nach Sonnenuntergang erblicket. Sowohl bey der Morgendämmerung, als auch bey der Abenddämmerung bemerket man bisweilen einen rothen oder vielfarbigen Glanz, in welchem Falle die Morgendämmerung auch Morgenröthe, und die Abenddämmerung Abendröthe genannt wird.

Die Dämmerung entſteht allemal aus den Sonnenſtrahlen, die neben der Erde vorbeyfahren und von den Dünſten oder Lufttheilchen in den obern Gegenden der Atmosſphäre nach erlittener Brechung zurückgeworfen werden. Wahrſcheinlicher Weiſe trägt auch wohl der Dunſtkreis der Sonnen hierzu etwas bey. Von der verſchiedenen Dichtigkeit und Beſchaffenheit der Dünſte rührt auch die verſchiedene Farbe der Dämmerung her.

Der Anfang und das Ende der Dämmerung läßt ſich nicht nach der größten Schärfe beſtimmen, weil der Zuſtand der Atmoſphäre allzuvielen Veränderungen unterworfen iſt, und bey den hierzu nöthigen Erfahrungen auch vieles auf das ſchwache oder ſcharfe Geſicht des Beobachters ankömmt. Gemeiniglich fängt die Morgendämmerung ſchon an, wenn die Sonne noch ohngefähr achtzehn Grade unter dem Horizonte iſt, bey welcher Tiefe der Sonne auch die Abenddämmerung aufhöret. Daß aber die Dämmerung nicht nur in verſchiedenen Erdſtrichen, ſondern auch an einerley Orte zu verſchiedenen Zeiten von ungleicher Länge iſt, rühret von der verſchiedenen Lage der Tagekreiſe gegen den Horizont her.

In denjenigen Gegenden, welche unter dem Aequator liegen, nehmen die Dämmerungen, welche in dieſem Erdſtriche überhaupt kürzer ſind, als in den übrigen, vom Sonnenſtillſtande bis zur Nachtgleiche ab, wo ſie am kürzeſten ſind, hernach nehmen ſie wieder zu, bis die Sonne den andern Wendecirkel erreichet hat.

In den Ländern, welche ſich zwiſchen dem Aequator und den Polen befinden, nehmen ſie vom Anfange des Winters bis zum Anfange des Frühlings ab, worauf ſie wieder bis zum Anfange des Sommers zunehmen. Je größer die Polhöhe eines Ortes iſt, deſto länger dauern die Dämmerungen bey einerley Abweichung der Sone.

Unter den Polen iſt das ganze Jahr über nur eine Morgendämmerung und nur eine Abenddämmerung, aber jede dauert länger als einen Monat. Denn ſobald die Sonne in ihrem ſcheinbaren Laufe vom Wendekreiſe des Steinbocks gegen den Aequator eine ſüdliche Abweichung von achtzehn Graden bekömmt, welches am Ende des Januars geſchieht, ſo fängt ſich die Morgendämmerung unter dem Nordpole an, und dauert bis nach der Hälfte des Märzes, wo die Sonne in denſelben Gegenden erſt aufgeht. Zu Ende des Septembers geht die Sonne unter, und alsdenn fängt die Abenddämmerung an, welche ohngefähr bis in die Mitte des Novembers dauern muß, weil die ſüdliche Abweichung der Sonne erſt um dieſe Zeit achtzehn Grad ausmachet.

Der Nutzen, welchen wir von der Dämmerung haben, iſt ſehr beträchtlich. Denn erſtlich wird dadurch der Tag verlängert und die Nacht verkürzet, welches bey Reiſen und bey vielen andern Geſchäfften ein wichtiger Vortheil iſt. Zweytens aber wird auch durch Hülfe derſelben das Verderben unſrer Augen verhütet, welche eine plötzliche und ſtarke Abwechſelung von Licht und Finſterniß nicht leicht würden vertragen können.

Diejenigen unſrer Leſer, welche nach ausführlicheren Betrachtungen über die Dämmerung begierig ſind, verweiſen wir auf Bergmanns Abhandlung über dieſe Materie, die ſich im 22 Bande der Abhandlungen der Königl. Schwed. Academie der Wiſſenſchaften befindet, und auf das fünfte Hauptſtück des zweeten Theils von Lulofs Einleitung zu der math. und phyſikal. Kenntniß der Erdkugel.

Dämmerungsvogel.

Dieſen Namen geben erſtlich einige Schriftſteller allen denjenigen Schmetterlingen, welche nur in der Morgen- und Abenddämmerung herumfliegen und die man ſonſt gemeiniglich Abendvögel zu nennen pfleget, wovon man die beyden Artikel Abendvogel und Pfeilſchwanz nachſehen kann.

Zweytens wird auch im Linnäiſchen Naturſyſtem eine Amerikaniſche Art von Nachtvögeln aus der erſten Abtheilung, welche die ſo genannte Atlaſſe enthält, Dämmerungsvogel, Phalaena crepuſcularis genannt, weil dieſe

Art eine weißgraue Grundfarbe, wie die Dämmerung hat, übrigens weiß geſtreift und gefleckt, auch auf den obern Flügeln mit einem braunen Auge gezieret iſt.

Dagod.

S. Fichte.

Dale.

S. Fichte.

Dalechampie.

Die Pflanze hat dieſen Namen von dem Holländer, Jac. Dalechamp, welcher im ſechzehnten Jahrhunderte ein großes Werk von den Pflanzen geſchrieben, erhalten. Sie wächſt in Jamaika. Die fäßrichte Wurzel treibet ſchlanke, gedrehte Stängel, welche ſich an benachbarte Pflanzen anhängen. Jedes Blatt iſt in drey Lappen getheilet. Die kleinen grünlichten Blumen ſtehen ſeitwärts an dem Stängel, drey oder vier auf einem Stiele. Dieſe ſind männlich und weiblich. Beyde umgiebt eine allgemeine Einwickelung, welche aus vier äußerlichen, und zwey innerlichen, dreylappigen Blättern beſteht. Die männlichen ſtellen eine zehnblümige Dolde vor, welche außer einer zweyblättrigen Hülle, auch mit vielen Spelzen umgeben iſt. Jede Blume zeiget fünf Kelch- aber keine Blumenblätter, und viele verwachſene Staubfäden. Von den weiblichen ſind allemal drey von einer dreyblättrigen Hülle umgeben; der eigentliche Kelch beſteht aus eilf Blättchen, die Blumenblätter fehlen, der Griffel iſt ganz dünne. Die Frucht enthält drey Saamen. Auf ſolche Art hat Herr von Linné in der Murrayiſchen Ausgabe die Geſchlechtskennzeichen angegeben, welche in andern Schriften anders beſchrieben ſind. Die Pflanze dauert nur ein Jahr, und verlanget viele Wärme.

Dalibarde.

Herr von Linné und mit ihm andere Schriftſteller hatten dieſes Geſchlechte Hrn. Thomas Franz Dalibard, welcher die um Paris wild wachſenden Pflanzen aufgezeichnet, zum Andenken gewidmet. In neuern Zeiten hat Hr. v. Linné ſolches wieder vertilget, und mit dem Brombeerſtrauche vereiniget. Die Pflanze wächſt in Canada; die Wurzel kriecht unter, und die Stängel laufen über der Erde hin; die Blätter ſind einfach, herzförmig, eingekerbet, mit einzelnen Haaren beſetzet; die Blumenſtiele nackend, haaricht, und mit einer Blume beſetzet; der Kelch iſt fünffach getheilet, und die fünf Blumenblätter ſind weiß; die Frucht beſteht aus fünf Saamen.

Daman Iſrael.

Der Name Daman Iſrael, welcher

cher ſo viel als das Iſraelitiſche Lamm bedeuten ſoll, wird einem kleinen vierfüßigen Thiere beygeleget, das aber gar keine Aehnlichkeit, außer in Anſehung der Sanftmuth und Unſchuld, mit einem Lamme hat, ſondern vielmehr, ſowohl der Geſtalt als auch der Größe nach, ziemlich einem gemeinen Kaninichen gleicht, wie man aus Shaws Reiſen oder Anmerkungen verſchiedene Theile der Barbarey und der Levante betreffend erſehen kann. Es iſt nur etwas bräuner, hat einen ſpitzigen Kopf und kleinere Augen als ein Kaninichen. Die Vorderfüße ſind kurz und die hintern lang, in eben dem Verhältniſſe, wie die Füße des Jerboa. Man findet es in Syrien, Phönicien und vorzüglich auf dem Berge Libanon. Es hält ſich gemeiniglich in Löchern und Ritzen der Felſen auf, doch pfleget es ſich auch bisweilen in die Erde zu verkriechen. Nach Shaws Muthmaßung ſoll es eben dasjenige Thier ſeyn, welches in der heiligen Schrift Schaphan und in Luthers Ueberſetzung Kaninichen genannt wird. Sein Fleiſch hält man für eine überaus wohlſchmeckende Speiſe.

Damaſcenblume.

S. Nachtviole.

Damaſcener.

Perdix damaſcena, eine kleine

Art Rebhühner, und kleiner als das bey uns gewöhnliche.

Dambret.

S. Brettſpiel.

Dambrettute.

S. Tigertute.

Damhirſch.

Der Damhirſch, ſonſt auch Dannhirſch oder Tannthier genannt, ceruus palmatus, ceruus platyceros, ceruus dama Linn. hat eine überaus große Aehnlichkeit mit dem gemeinen Hirſche; nur iſt er etwas kleiner und mit anderm Geweihe verſehen, welches einigermaßen ſchaufelicht, nicht ſonderlich dicke und an den Enden am breiteſten, ſonſt aber ordentlich gezacket und äſtig iſt. Wegen dieſes ſchaufelichten Geweihes, welches er jährlich im April und May, bisweilen auch etwas ſpäter abwirft, hat er auch den Namen Schaufelhirſch erhalten. Die Farbe iſt mancherley, weiß, grau, ſchwarz, braun und röthlich. Doch iſt es merkwürdig, daß die Dammhirſche und die gemeinen Hirſche, die einander in ſo vielen Stücken gleichen, ſich nicht nur niemals mit einander vermiſchen, ſondern auch einander beſtändig fliehen; daher man ſelten Dammhirſche in denjenigen Gegenden bemerket, wo es viele Hirſche giebt. Ueberhaupt findet man

man ſie nicht ſo häufig wie die gemeinen Hirſche. Man trifft ſie auch ſelten in den allzu nördlichen und allzu ſüdlichen Gegenden, ſondern meiſtentheils in dem gemäßigten Himmelsſtriche an. England beſitzt unter den Europäiſchen Ländern die meiſten und Spanien die größten. Denn die Spaniſchen Dammhirſche ſind völlig ſo groß wie unſere gemeinen Hirſche, mit denen auch diejenigen in der Größe übereinkommen, welche in Virginien gefunden werden.

Sie wählen ſich allemal die Wälder zu ihrem Aufenthalte und vornehmlich ſolche, die ein erhabenes Erdreich haben und mit kleinen Hügeln durchſchnitten ſind. Ihre Nahrung beſteht in Gras, Mooß, Heu, Baumrinden, Blättern und Eicheln. Sie ſind nicht ſo wild, wie die Hirſche und laſſen ſich leicht zahm machen. Sie kämpfen zwar ebenfalls mit einander, wie die Hirſche; ihre Kämpfe ſind aber nicht ſo blutig, auch nicht von ſo langer Dauer. Ihre Brunſtzeit fängt ſich gegen den October an und dauert ohngefähr vier Wochen. Die Weibchen tragen neun Monate, und ſetzen gemeiniglich im Junius ein bis zwey, ſelten drey Kälber, welche ſie bis zur folgenden Brunſtzeit ſäugen. Die jungen Dammhirſche ſind ſchon in dem zweyten oder dritten Jahre ihres Alters im Stande, ein Thier zu beſchlagen, und behalten dieſe Eigenſchaft bis in das funfzehnte oder ſechzehnte Jahr. Die Dauer ihrer Lebenszeit überhaupt ſoll ohngefähr zwanzig Jahre betragen.

Das Fleiſch der Dammhirſche iſt fetter, zärter und von angenehmern Geſchmacke als das Hirſchfleiſch. Auch ihre Häute ſollen beſſer und dauerhafter ſeyn, als die Hirſchhäute.

Dammerde.

Stauberde, gemeine Erde, Humus, Terra ruralis, heißt diejenige Erde, welche auf der Fläche des Erdballes *ausgebreitet iſt, worauf* die Kräuter oder Pflanzen wachſen, und alſo diejenige Erde iſt, welche eigentlich die fruchtbare Erde genannt werden muß. Es iſt dieſelbe eine zuſammengeſetzte Erde, welche aus verfaulten, thieriſchen und vegetabiliſchen Theilen beſteht, ſo mit lehmichten, thonichten, kalchichten, mergelartigen, ſandigen und andern Erden vermiſchet ſind. Die eigentliche Fruchtbarkeit dieſer Erde rührt von dem ölichten, ſalzichten und ſchleimichten Weſen der verfaulten thieriſchen und vegetabiliſchen Theile her. Je mehr von dieſen Theilen in einer Damm- oder Stauberde befindlich iſt, deſto fruchtbarer iſt dieſelbe; hingegen iſt dieſelbe deſto unfruchtbarer, je weniger von jenen Theilen in derſelben gefunden wird. Es iſt

alſo zu verwundern, wenn man behaupten will, daß Kalch, Mergel u. d. als fruchtbare Erden gerühmet werden, da doch in denſelben diejenige Miſchung, welche eigentlich zum Wachsthume der Pflanzen erfodert wird, nicht befindlich iſt, wiewohl deshalben nicht zu läugnen, daß ſie zur Verbeſſerung eines tragbaren Bodens oft vieles, aber aus ganz andern Urſachen, als die eigentliche verfaulte Thier- und Pflanzenerde beytragen.

Wenn die Dammerde aus verfaulten Pflanzen entſtanden iſt, ſo heißt dieſelbe Wurzelerde, Humus vegerabilis; ſind die Pflanzen und deren Theile an ſumpfichten Orten vermodert, ſo heißt dieſe Erde Sumpferde, Humus paluſtris. Sollte aus bloßen verfaulten thieriſchen Theilen eine Damm- oder Stauberde entſtanden ſeyn, ſo würde ſolche Thiererde, Humus animalis, genannt werden müſſen. Man wird aber in einer fruchtbaren Dammerde faſt allezeit verfaulte thieriſche und vegetabiliſche Theile und wohl faſt keine Art allein finden.

Die fruchtbare Staub- oder Dammerde giebt den keimenden und wachſenden Pflanzen vorzüglich die Fruchbarkeit, und iſt auch die vorzügliche Urſache, daß die in der Luft befindlichen fruchtbaren Subſtanzen in die Erde gezogen und den Pflanzen mitgetheilet werden. Durch den eigentlichen Dünger oder Miſt, als in welchem faulende, thieriſche und vegetabiliſche Theile enthalten ſind, wird die fruchtbare Dammerde in ihrer Wirkſamkeit unterhalten; daher ein Oekonom vorzüglich auf ſelbigen zu ſehen, und nicht ſo ſehr mit Kalch, Mergel u. d. zu ſpielen hat.

Dampfkugel.

S. Aeolipila.

Danne.

S. Fichte.

Dant.

Unter dem Namen Dant findet man in den Reiſebeſchreibungen und bey andern Schriftſtellern zweyerley vierfüßige Thiere angeführet, die ganz von einander unterſchieden ſind und ſich auch in zween verſchiedenen Welttheilen, nämlich das eine in Amerika und das andere in Afrika, befinden. Der Amerikaniſche Dant, welchen Namen einige auch Danta oder Dante ſchreiben, iſt bereits im erſten Theile dieſes Werks S. 330. unter dem Artikel Anta beſchrieben worden. Der Afrikaniſche Dant, Lamt oder Lampt, wie andere dieſen Afrikaniſchen Namen im Deutſchen ausdrücken, hat die Geſtalt eines Ochſen, mit welchem er aber gar nicht in Anſehung der Größe übereinkömmt. Derjenige,

nige, welcher ſich in dem Thiergarten des Königs von Frankreich befunden und von den Herren Büffon und Daubenton in der allgemeinen Hiſtorie der Natur, unter dem Namen eines Zebu, beſchrieben worden iſt, war nicht viel größer als ein Kalb von fünf Wochen, ohngeachtet er ſeinen völligen Wuchs und ſchon ein Alter von ſieben bis acht Jahren erreichet hatte, wie Herr Daubenton aus der Beſichtigung ſeiner Zähne ſchließen konnte. Dieſe kleinen Ochſen haben übrigens längere Ohren als unſere Ochſen, niedrige Beine und einen Höcker auf dem Rücken, nicht weit von dem Halſe. Der Schwanz hat lange weiße Haare, welche Farbe auch die Haare an den Schwanzribben und an einigen andern Theilen des Körpers haben, der überhaupt mit weißen und braunen, ein wenig röthlich ſchattirten Flecken von verſchiedener Größe gezeichnet iſt. Die Beine ſind mit falben und unten mit ſchwarzen Haaren beſetzet.

Dieſe Thiere laufen mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß ſie nicht leicht von einem andern Thiere eingeholet werden können. Man kann ſie daher auch nur im Sommer fangen, wo ihre Klauen durch das ſtarke Laufen auf dem heißen Sande dergeſtalt angegriffen werden, daß ſie oftmals genöthiget ſind, mitten im Laufen ſtill zu ſtehen. Ihr Fleiſch ſoll ein überaus gutes Eſſen ſeyn und ein wenig ſüßer, wie Ochſenfleiſch ſchmecken. Von den Häuten, welche man mit ſaurer Milch weiß beitzet, pflegen die Mohren runde Schilde zu machen, weil ſie die Pfeilſchüſſe ſehr gut aushalten; daher ſie auch ſehr theuer ſind.

Darm.

S. Gedärme.

Darmbeere.

S. Elſebeerbaum.

Darmfell.

Darmhaut, Peritonaeum. Es iſt dieſes als die eigentliche Haut des ganzen Unterleibes anzuſehen, welche die innerliche Oberfläche der Bauchhöle einnimmt. Sie ſtellet eine dichte, glatte Haut vor, und beſteht vornehmlich aus einem Gewebe vieler ſennichter Fibern, und verſchiedener dazwiſchen geflochtener Gefäße und Nerven, die zwar an und vor ſich ſehr dichte, dabey aber doch nachgebend genug, und nicht nur der größten Ausdehnung fähig ſind, ſondern auch nachhero aus eigener Kraft ihre vorige und eigentliche Feſtigkeit und Umfang wieder annehmen können, welches man bey der Schwangerſchaft der Weiber, bey der Waſſerſucht und ſolchen Körpern wahrnimmt, die entweder von Natur einen fetten Wanſt haben,

haben, oder bey welchen vom unmäßigen Genuſſe der Speiſen der Unterleib mehr als gewöhnlich aufgeblähet und geſpannet worden iſt. Es ſcheint zwar, als ob das Darmfell aus zwo beſondern Schichten, nämlich einer äußerlichen und einer innerlichen beſtünde, welche daher von vielen für die bekannte Verdoppelung der Bauchhaut angeſehen und gehalten wird. Allein es iſt das Darmfell eigentlich nur eine dichte, häutige Schicht, welche gegen die Höhle des Unterleibes und deren Eingeweide zugeht, wo ſie nicht nur eine überaus glatte und polirte, ſondern zugleich eine ſtets feuchte Oberfläche hat, welche Feuchtigkeit eben ſo, wie die unvermerkte Ausdünſtung, aus den Schweißlöchern und letztern Endungen der feinſten Gefäße auszuſchwitzen ſcheint. Diejenige Schicht aber, welche man für die äußerliche angiebt, iſt ein bloßes dazwiſchen kommendes, zellichtes Gewebe, und eigentlich zu reden, ein Fortſatz der allgemeinen netzförmigen Haut, welche den ganzen Umfang des Unterleibes nach auſſen zu bekleidet. Es iſt dieſes zarte Gewebe nicht überall von gleicher Dichtigkeit, ſondern an einigen Orten mehr oder weniger, an manchen Orten aber faſt gar nicht zu bemerken; als z. E. an der innern Oberfläche der ſennichten Haut der queren Bauchmäuslein und des Zwerchfells. An andern Orten iſt es etwas dichter, und machet ordentliche blätterichte Fächer oder Höhlen aus, die manchmal von verſchiedenen Krankheiten oder andern Zufällen des Körpers ſo weitläuftig und ausgedehnet werden, daß man ſie für beſondere Schichten anſehen würde. Zuweilen iſt es ſogar mit einer anſehnlichen Menge Fett angefüllet, und ſtellet eine ordentliche Fetthaut vor, wie etwa z. B. bey den Nieren und an dem fleiſchichten Theile Querbauchmäuslein. Auf ſolche Art umgiebt es, aber nur von vorne, die Nieren, die Harngänge, die großen Blutgefäße des Unterleibes, die Saamengefäße, und bedecket die Urinblaſe bey den Menſchen zwar nur oberwärts, bey den Thieren aber, wenigſtens bey den vierfüßigen, überzieht es die vördere Seite; von welchen Theilen allen man deswegen ſaget, daß ſie außerhalb der Verdoppelung des Darmfells liegen. Hiernächſt hat dieſes zellichte Gewebe auch noch allerhand Fortſätze, welche man darum für die Verlängerungen des Darmfells angiebt. Zween derſelben begleiten und umgeben den Strang der Saamengefäße bey dem männlichen, die runden Bänder aber der Mutter bey dem weiblichen Geſchlechte. Zween andere ſchleichen ſich unter den ſennichten Bändern der Bauchmäuslein mit den Schenkelblut-

blutgefäßen fort, welche ſie umfaſſen, und ſich endlich, je weiter ſie kommen, unvermerkt verlieren. Noch eine dergleichen Verlängerung des zellichten Gewebes des Darmfells trifft man am Halſe der Urinblaſe an, und noch eine andere an der vördern Seite des Maſtdarmes. Alle dieſe angegebenen Verlängerungen aber gehen eigentlich nur nach außen der Höhle des Unterleibes zu, und ſind von andern, die ſich mehr nach innen zu erſtrecken, zu unterſcheiden, ſo, daß man jene für äußerliche, dieſe aber für innerliche Verlängerungen und Fortſätze des zellichten Gewebes anzuſehen hat. Die eigentliche Darmhaut nun, oder diejenige, welche man für die zwote Schicht hält, überzieht die ganze innerliche Fläche der Bauchhöle, und iſt eben vermittelſt des nur beſchriebenen zellichten Gewebes feſt an dieſelbe angewachſen. Eigentlich begleitet ſie, wenigſtens im menſchlichen Körper, niemals die äußerlichen Verlängerungen des zellichten Gewebes, ſondern bedecket nur ſchlechtweg den Anfang und Urſprung derſelben, ohne die Gleichheit der Fläche weiter zu verändern oder zu unterbrechen. Unterdeſſen hat auch dieſe ihre beſondern Verlängerungen, die aber von jenen äußerlichen Fortſätzen des zellichten Gewebes in ſo ferne unterſchieden ſind, weil ſie ſich mehr von der äußerlichen Krümmung des Beutels oder Sackes, welchen eben das Darmfell vorſtellet, nach der innerlichen hohlen Fläche deſſelben erſtrecken, beynahe als wenn man in einer ausgedehnten Blaſe durch den Druck der Finger einige Vertiefungen oder Gruften nach innen zu machet. Dieſe Verlängerungen oder Vertiefungen und Eindrücke des Sackes der eigentlichen Darmhaut trifft man bald einfach zurück geſchlagen, bald in eine große und gedoppelte Haut ausgebreitet an; bald ragen ſie nur an einem oder dem andern Orte ſchlechtweg hervor, bald haben ſie beynahe das Anſehen einer umgekehrten Taſche, und auf ſolche Weiſe überziehen und bekleiden ſie die übrigen Eingeweide des Unterleibes und machen bey ihnen gewöhnlichermaßen die äußerliche Oberfläche aus. Es ſind dieſes beſonders der Magen, die Gedärme, das Gekröſe, das Netz, die Leber, die Milz und die Gekröſedrüſe, welche ſämmtlichen Eingeweide man deswegen für diejenigen angiebt, die in der Verdoppelung des Darmfelles befindlich ſind. Eben ſo erhalten auch von dieſen Verlängerungen einige Bänder ihren Urſprung, nämlich die Leberbänder, die ſogenannten ſennichten Bänder des Grimmdarmes, die Nabelgefäße, die breiten Bänder oder Fledermausflügel der Mutter und noch verſchiedene andere kleinere. Zwiſchen alle dieſe

Verlängerungen aber ſetzet ſich auch der zellichte Theil und umgiebt dieſelben, und dieſes ſind eben die obengenannten innerlichen Verlängerungen des zellichten Gewebes. Es hat daher das Darmfell einen augenſcheinlichen und verſchiedenen Nutzen, indem es theils die innerliche Bauchhöle überzieht, und ihr ſtatt einer Tapete dienet, theils die Eingeweide des Unterleibes ſolchergeſtalt in ihrer natürlichen Lage erhält, und ihnen die äußerliche Bedeckung ihrer Oberfläche, oder die auswendige Haut abgiebt, theils endlich durch ſeine Verlängerungen und Bänder zur Befeſtigung verſchiedener ſolcher Eingeweide das Seinige beyträgt.

Darmknochen.

S. Ungenannte Beine.

Darmſcheide.

S. Scheide.

Darmwurm.

S. Spulwurm.

Darrgras.

S. Honiggras.

Darrlinge.

Dörner, Cuprum ab eliquatione plumbi purum reſtans; werden in der Saygerhütte diejenigen Kupfer genennt, welche, nachdem die ſogenannten Kühnſtöcke in dem Darrofen durch eine größere Hitze das noch übrige Bley von ſich gegeben, übrigbleiben. Die Darrlinge ſind von den Kühnſtöcken darinne unterſchieden, daß ſie von dem Bley und Silber ganz rein und geſchickt ſind, auf dem Garheerde zur metalliſchen Reinigkeit gebracht zu werden. S. Kühnſtöcke.

Dattelbaum.

Palma dactylifera, Phoenix dactylifera L. iſt von dem Geſchlechte der Palmen, von welchem wir unter dieſem Namen das nöthige überhaupt beybringen, hier aber allein von dieſer Gattung handeln wollen, deren Früchte man Datteln nennet, und welche von andern Palmen durch einige beſondere Kennzeichen merklich unterſchieden iſt. Es hat ſolche ſtarke, dicke, holzige, braunrothe, zäſerichte Wurzeln, und einen geraden, ungetheilten, hohen Stamm, welcher über und über mit Schuppen, oder Ueberbleibſeln der abgefallenen Blätter beſetzet iſt; der Gipfel beſteht aus vielen blättrichten Zweigen, oder vielmehr aus ſechs bis acht Fuß langen, zuſammengeſetzten, gefiederten Blättern; die Ribbe derſelben iſt gegen ſechs Ellen lang, im Anfange breit und platt, und wird gegen die Spitze immer ſchmäler; der hintere Theil iſt nackend, der vordere und längſte aber auf beyden Seiten, wechſelsweiſe

ſelsweiſe mit vielen, länglicht ſpitzigen, beym Urſprunge zuſammengedrückten, immer dauernden Blättchen beſetzet. Aus dem Winkel dieſer blättrichten Zweige treiben große traubenförmige Blumenbüſchel, welche anfangs in einem beſondern dunkelrothen, wollichten Umſchlage oder Scheide enthalten ſind; nachdem aber dieſe der Länge nach ſich öffnet, kömmt der traubenförmige Büſchel zum Vorſchein; ſelten erſcheinen in einer Scheide männliche und weibliche Blumen, vielmehr findet man dieſe auf verſchiedenen Bäumen, ſo daß der eine Dattelbaum lauter männliche, der andere lauter weibliche trägt. Die erſtern haben einen kleinen, dreyfach getheilten Kelch, drey kleine, etwas vertiefte, länglichte Blumenblätter, und drey ganz kurze Staubfäden mit viereckichten Staubbeuteln beſetzt. Bey den weiblichen enthält der ähnliche Kelch ein Blumenblatt, welches in drey größere, auswärts geſtellte, und drey viel kleinere, mit den vorigen abwechſelnde Einſchnitte getheilet iſt, und einen Fruchtkeim, deſſen kurzer Griffel ſich mit einem ſpitzigen Staubwege endiget. Die reife, länglichtrunde Frucht enthält unter einer dünnen glänzenden Schale ein fleiſchiges, ſaftiges Weſen, und unter dieſem liegt eine weiße, gleichſam ſeidene Haut, welche den Kern ſelbſt umgiebt. Dieſer iſt ſteinhart, länglicht, auf der einen Seite erhaben und glatt, auf der andern der Länge nach mit einer Furche vertiefet; die gewölbte Seite iſt der Länge nach mit einer Linie gezeichnet, an deren Mittelpuncte man einen weißen Fleck bemerket, welcher ſich bis in die Nuß ſelbſt verlängert, und den künftigen Keim vorſtellet. Der Dattelbaum wächſt in Afrika, wie auch in Judäa, Syrien und Perſien wild, und trägt daſelbſt häufig und gute Früchte; in Italien und andern wärmern Gegenden Europens werden ſolche auch durch die Kunſt erzogen, tragen aber daſelbſt ſelten, oder doch nur unvollkommene Früchte, vielleicht aber deswegen, weil man nur weibliche und keine männliche Bäume gepflanzet hat. Denn der Dattelbaum iſt vielleicht derjenige, an welchem zuerſt wahrgenommen worden, wie die weiblichen Blumen allein und für ſich keine reifen Früchte tragen können, ſondern gleichſam dazu durch die männlichen müſſen geſchickt gemachet und gezwungen werden. Schon die älteſten Schriftſteller haben von dieſer Befruchtung geſchrieben, und die Afrikaner wiſſen mehr als zuwohl, daß ſelbige höchſt nöthig ſey: ſie ſuchen nämlich die männlichen Bäume auf, öffnen die Blumenſcheide der

Länge nach, und nehmen den männlichen Blumenbüſchel heraus, welcher noch nicht ausgebreitet, ſondern in einem Knaul zuſammengepreſſet iſt. Dieſe bringen ſie entweder friſch oder getrocknet auf die weiblichen Bäume und deren geöffnete Blumenbüſchel, und laſſen ſolche ſo lange darauf ſtehen, bis die Fruchtkeime einige Größe erlanget haben, und daraus abzunehmen, daß alle mit dem Blumenſtaube der männlichen gehörig beſtreuet und befruchtet worden. Wo beyderley Arten Bäume nur in einiger Entfernung bey einander ſtehen, wird dieſe Befruchtung ohne Menſchenhülfe, von der Luft und dem Winde geſchehen. An dieſer Sache iſt um deſto weniger mehr zu zweifeln, da Hr. Gleditſch einen weiblichen Palmbaum, welcher im Berliniſchen Garten zwar jährlich weibliche Blumenbüſchel, niemals aber gute und völlig reife Früchte hervorgebracht, durch einen männlichen Blumenbüſchel, welchen er aus Leipzig kommen, und auf ſolchen hängen laſſen, in den Stand geſetzet, dergleichen Früchte hervorzubringen, welche nicht allein der Größe und dem Geſchmacke nach mit den beſten Datteln zu vergleichen, ſondern auch dergeſtalt beſchaffen waren, daß ſie in der Erde gekeimet, und neue Stämmchen hervorgetrieben haben. S. deſſen Phyſ. Oecon. Botan. Abhandlung 1 Theil 94 S.

Der Dattelbaum iſt auf mancherley Art nützlich. Wo ſolcher wild wächſt, werden die Blätter zu Dächern und Schirmen für die Sonnenhitze gebrauchet, auch daraus Nadeln und Kämme verfertiget, aus der Rinde aber Stricke und Seile, aus der Blumenſcheide Trinkgeſchirre, und aus den Faſern des ſchwammichten Holzes eine Art Leinewand gemachet. Das markige Weſen, welches innerlich an dem Obertheile des Stammes oder Gipfels befindlich iſt, wie auch die jungen blättrichten Zweige, wenn ſie ſich noch nicht ausgebreitet haben, pflegen die Einwohner zu eſſen, wie denn auch die jungen Blumenbüſchel ſo wohlſchmeckend, als die beſten Confituren, ſeyn ſollen. Man pfleget auch den Stamm anzubohren, den herauströpfelnden Saft zu ſammeln, und daraus durch die Gährung einen Wein zu bereiten, welcher ſich aber nicht lange hält. Vorzüglich aber wird dieſer Baum wegen der Frucht hochgeſchätzet und gewartet. Dieſe wird aus Syrien, Tunis, auch aus Oſt- und Weſtindien zu uns gebracht. Die aus Tunis wird beſonders gelobet. Die aus Sale kommen, bleiben nicht lange gut, und ſind in kurzer Zeit voll Würmer; die Spaniſchen ſind niemals recht

reif. Die großen, gelblichten, nicht ſehr runzlichten, etwas weichen, doch voll vom Fleiſche und inwendig etwas harten, beym ſchütteln nicht klappernden, angenehm ſüßlich, oder weinſäuerlich ſchmeckenden, ſind die beſten; hingegen ganz welke oder harte, von Würmern durchfreſſene, die ſchlechteſten. Die Datteln werden nicht zu gleicher Zeit reif, doch werden ſie gemeiniglich alle zu gleicher Zeit, oder im Herbſte in zwey- oder dreymalen eingeſammlet, ſo daß ſie innerhalb drey Monathe alle abgenommen werden. Die Einwohner ſteigen auf den Gipfel der Bäume, und leſen die Früchte ab, einige pflegen auch die Trauben anzufaſſen, und zu ſchütteln, ſie werden alsdenn auf Matten, welche von den Blättern dieſes Baumes geflochten ſind, in der Sonne ausgebreitet, woſelbſt ſie zuerſt weich, hernach aber trockner werden; hierauf pfleget man mit einer Preſſe den honigähnlichen Saft herauszudrücken, und die Früchte in ledernen Schläuchen, oder von Dattelblättern geflochtenen Körben aufzubehalten. Dieſe dienen dem Volke zur Nahrung, und es giebt viele in Indien, welche ganz allein von dieſer Frucht leben. Es werden auch die ausgepreßten wieder mit ihrem eigenen Safte angefeuchtet, ehe man ſolche in die Behältniſſe leget, oder man preſſet ſie gar nicht aus; und dieſe pflegen die Reichen zu eſſen. Der ausgepreßte Syrup dienet anſtatt der Butter, die Brühen und Speiſen ſchmackhaft zu machen. Man bedienet ſich auch der Datteln in der Arzneykunſt. Das Fleiſch derſelben iſt ſüße, ſeifenartig, ſchleimicht und läßt ſich faſt ganz im Waſſer auflöſen. Es beſitzt ſolches eine mäßigende, lindernde und gelinde reinigende Kraft, und dienet bey verſchiedenen Bruſtkrankheiten, Trockenheit der Gedärme und wider die Schärfe der Säfte. Man gebrauchet ſolches gemeiniglich unter dem Kräuterthee und zu Tränken. Der Mißbrauch iſt dem Magen nachtheilig und giebt leicht zu Blähungen Gelegenheit. Einige wollen den Datteln eine anziehende und ſtärkende Kraft zueignen, welche aber kaum merklich ſeyn wird. Die Indianer pflegen auch die Kerne zu mahlen, und daraus eine Art Brod zu verfertigen. Wer von dem Dattelbaume mehrere Nachricht verlanget, leſe Kämpfers Amoenit. exoticas Faſc. V.

Der Dattelbaum wächſt in ſeinem Vaterlande gern in einem leichten, ſandichten und mit Letten vermiſchten Boden, und wird entweder aus den geſteckten Kernen, oder aus den Wurzelſchößlingen eines andern Dattelbaumes vermehret. In unſern Gärten treiben

ben dergleichen niemals, oder ſehr ſelten hervor, daher man allein mit den Kernen die Erziehung vornehmen kann. Man leget ſolche in Töpfe, welche mit leichter fetter Erde angefüllet, ſetzet dieſe auf ein mäßiges Miſtbeet und feuchtet die Erde öfters mit Waſſer an. Die jungen Bäumchen werden in eine nämliche Erde gepflanzet, und die Töpfe den Sommer über auf dem Miſtbeete erhalten, ſolchen aber doch immer Luft gegeben, damit ſie nicht zu ſtark treiben, vielmehr etwas abgehärtet werden, damit ſie den Winter über in dem warmen Gewächshauſe ausdauern können. Sie verlangen immerfort viele Wärme, und wer dergleichen nicht geben kann, wird ſchlechtes Gedeihen ſehen. Am beſten iſt es, wenn ſie im Winter auf dem Lohbeete im Glashauſe ſtehen können, wenigſtens ſo lange, bis ſie einige Höhe erhalten haben. Die Pflanzen wachſen auch im Vaterlande ſehr langſam. Der im Berliniſchen Garten befindliche Palmbaum iſt vierzehn bis ſechzehn Schuh hoch, ohngefähr dreyviertel Schuh dicke, und wird gegen hundert Jahr alt geſchätzet. Der Saame treibt mit einem Blatte aus der Erde hervor, und dieſes, wie auch die übrigen, welche in den erſten Jahren darauf folgen, ſind nicht gefiedert, ſondern einfache, längliche, ſpitzige Blätter, welche an ihren Stielen ſitzen. Zuletzt müſſen wir noch erwähnen, wie ein Spanier, Juan de Eſpado, und mit ihm Ant. Cap. de Villa in des letztern, noch ungedruckten, Abhandlung von dem Palmbaume, S. Gött. gel. Anzeig. 1763. S. 962. behauptet: wenn man die Dattelkerne ſo lege, daß die wellenförmige Oberfläche, welche an der tiefen Furche ein kleines Loch hat, welches er ein Aeuglein nennt, oben komme, ſollten weibliche Blumen daraus erwachſen, hingegen männliche hervorkommen, wenn man die glatte Seite oben leget, die in der zarten Furche ein Tüpfelchen hat. Ferner will derſelbe aus Erfahrungen behaupten, daß die Bäume eben ſo viele Jahre verweilen, Frucht zu tragen, ſo viel Tage im Monathe verfloſſen geweſen, als man den Kern in die Erde geſtecket; wird z. E. der Kern den zehnten, zwölften oder zwanzigſten Tag im Monathe geleget, ſoll auch der Baum im zehnten, zwölften oder zwanzigſten Jahre Frucht tragen. Daß dieſes alles ſo eintreffen möchte, ſcheint uns nicht wohl glaublich zu ſeyn. Aus dem letzten müßte folgen, daß kein Baum über dreyßig Jahr verweilen könnte, ohne zu blühen, wovon wir das Gegentheil wiſſen.

Dattelbaum, ſaurer, S. **Tamarinden.**

Dattelkern.

So nennt man die Puppe, in welche ſich die bekannte Maulbeerraupe oder der ſogenannte Seidenwurm nach vollendetem Geſpinnſte verwandelt, weil ſie unter allen Puppen, die aus Raupen entſtehen, ſowohl der Geſtalt als auch der Farbe nach, die meiſte Aehnlichkeit mit den Dattelkernen hat. Genauere Nachricht von dieſer Puppe und von ihrer Verwandlung ſoll unter dem Artikel Seidenwurm folgen.

Dattelpflaume.

S. Perſimons.

Dattelſchnecke.

Unter den Walzenſchnecken findet man einige, welche wie eine Rolle rund und am Rande unterwärts mit einem tiefen Einſchnitte ausgerundet ſind, und dieſe pfleget man Datteln, oder Olivenſchnecken zu nennen. Man findet davon viele Sorten, welche ſowohl der Größe als Farbe nach verſchieden ſind. Herr von Linne' führet nur drey Arten an, und will die übrigen Sorten als Spielarten betrachten.

1) Das Türkiſche Lager, Voluta porphyria, welche auf einem röthlichen Grunde viele feine, eckichte, ſchwarze Striche zeiget, die wie Zelter ausſehen; die Schale hat einen beſondern Glanz, und die vollkommene Geſtalt einer Dattel, und wird daher auch Porphyrdattel genannt. Nach dem Vaterlande heißt ſie auch die ſüdländiſche Panama- und Portobellodattel. Sie iſt die größte und ſchönſte unter allen Datteln, und wird fünf bis ſechs Zoll lang.

Hr. von Linne' vereiniget mit dieſer auch die Oſtindiſche Porphyrdattel, welche auf einem weißen Grunde dickere, lagerartige Zeichnungen hat, auch zuweilen ſchön bandiret iſt. Man findet auch Datteln von der nämlichen Größe, mit gelber, rother, weißer, oder violetfärbiger Mündung, welche nach der Zeichnung verſchiedene Nebennamen erhalten: als Netzdattel, Admiraldattel, Prinzeſſinbegräbniß. Die letzte Sorte zeiget ſchwarze Striefen und Flecke, welche alle ordentlich nach einander ſtehen, woraus die Einbildung entſtanden, als ob Leute mit ſchwarzen Mänteln einer Leiche folgten.

2) Die Olive, Voluta Oliua L. Auch dieſe iſt ſehr verſchieden. Alle hieher gehörigen Sorten ſind kleiner, ohngefähr zween oder drey Zoll lang, und die ausgerändete, walzenförmige, glatte Schale hat einen umgebogenen Rand, und iſt an der Spindel ſchief geſtreifet. Nach Verſchiedenheit der Farben und der Zeichnung erhalten die Sorten verſchiedene Beynamen. Als Achat-

Atlas-Eichenholz-Spinneweb-Buchſtaben-Zickzackdattel. Man findet weiße, grüne, gelbe, braune, ſchwarze, geſprenkelte, geflammte, bandirte. Die ſogenannte ſchwarze, iſt äußerlich dunkelbraun, inwendig weißblau, zween Zoll lang und rar. Man nennt ſelbige die Wittwe oder auch die Mohrin. Alle kommen glatt und glänzend aus dem Meere.

3) Die Spitzdattel, Voluta iſpidula L. Dieſe iſt bereits unter dem Namen Coffeebohne angeführet worden. Auch bey dieſer zeigen ſich viele Verſchiedenheiten, bey allen aber iſt der Wirbel ſpitzig, und alle ſind von der kleinſten Art.

Daumsknochen.

S. Finger.

Daurade.

S. unſ. Artik. Aurata I. 442.

Daurant.

S. Andorn, weißer.

Davidsharfe.

S. Harfenſchnecke.

Deckelſchnecke.

Mit dieſem Namen kann man alle diejenigen einſchaaligen Schnecken belegen, welche an der Oeffnung des unterſten Gewindes, durch welche das Thier aus ſeinen Gehäuſe hervorkriecht, und man die Mündung zu nennen pflegt, einen Deckel zeigen, welcher zu allen Zeiten gegenwärtig iſt, und nach Gutbefinden des Bewohners zur Verſchließung des Gehäuſes kann gebrauchet werden. Dieſer Deckel iſt bey einigen Arten hornartig, bey andern beſteht ſolcher aus eben der Materie, woraus die Schale ſelbſt gebildet iſt; bey allen aber zeiget ſolcher viele concentriſche Ringe oder Schneckenlinien. Es iſt ſolcher gemeiniglich an der Fußſohle oder hinter dem Strange dergeſtalt befeſtiget, und bis auf den äußerſten Cirkel an dem Fleiſche angewachſen, in der Mitte aber vertiefet und daſelbſt durch eine ſtarke Sehne befeſtiget, daß ihn das Thier, wenn es in ſeine Wohnung zurückkriecht, feſt an die Mündung anziehen und ſich völlig einſchließen, zu anderer Zeit aber wie eine Klappe wieder aufſchlagen kann; bey dem Kriechen der Schnecke ruhet das Gehäuſe auf dem Deckel. Es giebt auch Schnecken, welche gegen den Winter aus ihrem Speichel oder Kleiſter einen kalkartigen, glatten Deckel bilden, um ſich vor der ſtrengen Kälte zu ſchützen; dieſen aber ſtoßen ſie im Frühjahre wieder von ſich und leben den ganzen Sommer hindurch ohne Deckel. Dergleichen Deckel ſind alle glatt und zeigen keine Schneckenlinien, und dieſe werden nur im uneigentlichen Verſtande Deckelſchne-

cken genennet, da hingegen die erſtern dieſen Namen wirklich verdienen; daher auch einige Schriftſteller aus den wahren Deckelſchnecken eine beſondere Abtheilung machen, und dieſen Deckel als eine zwote Schaale annehmen wollen. Bey Beſtimmung der Geſchlechte hat Hr. Geoffroi vorzüglich auf dieſen Deckel geſehen, und dieſen bey den Neriten als ein weſentliches Kennzeichen angegeben. Man findet aber, außer den Neriten oder Schwimmſchnecken, auch bey den Schnirkelſchnecken und andern Geſchlechtern der einſchaaligen dergleichen Deckel; deswegen wir hier keine insbeſondere anführen, ſondern dieſen Umſtand bey den Arten, wo ſolcher anzutreffen, bemerken wollen. Da aber dieſer Deckel zuweilen, ſonderlich wenn das Gehäuſe ohne Inwohner iſt, von der Schale abgeſondert und allein gefunden werden, auch die andern Deckelſchnecken jährlich ihren Deckel abſtoßen und fallen laſſen, hat man dergleichen für beſondere Körper angenommen und mit neuen Namen beleget. Bey der gezackten Delphinſchnecke iſt der Deckel dünne, wie eine Schuppe, dunkelbraun, und hat auswendig ein gewunden Kügelchen in Geſtalt eines Nabels. Er iſt von der Größe eines Conventionsthalers, manchmal aber auch nur ſo groß wie ein Groſchen. Das Rieſenohr zeiget einen ſehr dicken, bauchichten und ſteinharten Deckel, und dieſer erhält den Namen Mondauge. Die meiſten Mondſchnecken verfertigen eyrunde Deckel, welche an der inwendigen Seite braun, und mit ſchwarzen ſchneckenförmigen Linien bezeichnet, auswendig aber erhaben, und gleichſam genabelt, oder in der Mitte mit einem Grübchen, und zugleich einer Erhöhung verſehen ſind. Dieſe pfleget man Meernabel oder Meerbohnen Vmbilicos marinos zu nennen. Die ſo genannten geperlten Venusnabel erhält man von den kleinen Mondſchnecken; ſie ſind inwendig nicht recht ſchwarz, auswendig aber weiß und ohne Glanz. Man findet dergleichen, an welchen auch die inwendige Seite weiß iſt, welches aber daher kommen ſoll, weñ dieſe Deckel an dem Meerufer durch die Wellen hin und her geworfen, und dadurch das obere dunkle Häutchen abgerieben worden. Die Augenſteinlein, vielleicht auch die Schwalbenſteinlein ſind dergleichen Deckel oder kleine Meernabel von der Größe einer Linſe. Die man aus der Levante erhält, ſind roth, diejenigen aber, ſo aus den Antilliſchen Inſeln abſtammen, ſind perlenmutterfärbig, glänzend und ſpielen mit verſchiedenen Farben, nachdem man ſolche gegen das Licht hält. Die Deckel der Purpurſchnecken

pfleget man riechende Nägel, Blattam byzantinam, vngues odoratos, zu nennen. Sie ſollen auf glühenden Kohlen einen angenehmen Geruch von ſich geben; Leſſer hingegen verſichert, daß ſie wie angebranntes Horn ſtinken. Sie ſind ohngefähr zween Zoll lang und einen Zoll breit, länglicht rund und etwas ſchief gekrümmet, von Farbe braungrünlicht; auf der hohen Seite ſcheinen ſie von lauter ſichelförmigen Blätterchen über einander gelegt zu ſeyn, in der hohlen Seite aber haben ſie an dem einem Rande eine breite Lippe und in der Mitte wirbelförmige Streifen. Man hat noch andere wohlriechende Nägel, welche hornähnlich, braun, der Länge nach, auswendig und inwendig, mit ſichelförmigen Querſtreifen bezeichnet ſind. Alle dieſe und noch viel mehrere Deckel ſind dicke, man findet aber auch ganz dünne, dergleichen man ſonderlich an den langlebenden Schnecken wahrnimmt. Man hat ehedem dergleichen Deckel in der Arzneykunſt gebrauchet. Daß ſelbige mit den Schneckenhäuſern und Muſchelſchalen gleiche Wirkung haben können, wird jedermann leicht einſehen; daher man lieber die großen Schalen als dieſe kleinen Theile davon erwählen wird. Daß die Deckel der Purpurſchnecken, weil das Thier an dem Ufer Spicanard frißt, einen angenehmen Geruch von ſich geben, und dieſer bey Mutterbeſchwerungen vorzüglich nützlich ſeyn ſoll, gehöret wohl zu den Fabeln.

Deckfiſche.

Deckfiſche nennet Müller das 149. Geſchlecht des Linne', Stromateus, welches in der erſten Ordnung der vierten Claſſe, Apodes, Kahlbäuche, das letzte ohne eines iſt; weil Stroma im Griechiſchen eine bunte Decke heiße, und dieſe Fiſche wie bunt gewirkte Decken ausſähen; oder vielleicht auch, weil Stromateus unter andern ſelbſt einen Fiſch mit einem buntgefleckten Rücken, bedeutet. In Holland würden ſie Leerviſchen genennet, und Gronov beſchriebe ſie unter dem Namen, Hepatus. So iſt auch die Benennung des Geſners, Teppicher, Meerteppicher, nicht ungeſchickt. Dem Charakter nach haben ſie einen an beyden Seiten platt gedrückten Kopf, Gaumen und Kiefer mit Zähnchen beſetzet, einen eyförmigen, ſchlüpfrigen Körper und gabelförmigen Schwanz. Linne' führet davon zwo Gattungen auf: 1) Stromateus Fiatola, Streifdecke nach dem Müller, oder Stromateus Subfaſciatus. Nach dem Artedi, Syn. 33. heißt er zu Rom, Fiatola, beym Geſner Fratola, zu Venedig Licette etc. und nach dem

dem Bomare iſt er ein vortreffli-cher, zu Rom ſehr bekannter, Meerfiſch aus dem Rothen- und Mittelländiſchen Meere. Er hat über den ganzen Leib bogicht gezogene und goldfarbige Striche; einige haben auch blauen Rücken und Seiten, einen weißen ſilberfarbenen Bauch und rothes Maul. Er iſt faſt rund und flach, (einem Schollfiſche nicht unähnlich) ſeine Zunge einer Menſchenzunge nicht ungleich, und ſein Fleiſch weich und ſehr gut zu eſſen. In Venedig hieße er Liſette. Müller giebt ihm über dieſes eine ſtumpfe Schnautze, ein kleines Maul, und Floßen, die den größten Theil des Rückens bis über den Schwanz, und wieder nach den Bauche zu, umgeben, und zählet mit dem Linné, in der Bruſt-25., in der Rücken-46., in der After-74. in der Bauch- und Schwanzfloße aber keine Finnen, wie auch nicht die Strahlen in der Kiemenhaut; und merket noch an, daß er anderthalb Pfund ſchwer gefunden werde. 2) Stromateus Paru, S. Stromateus vnicolor, nach dem Müller der einfarbige Breitfiſch. Nach dem Sloane und Raius iſt er mit dem Braſilianiſchen Paru gleiches Geſchlechtes, auch ſonſt in Amerika zu Hauſe; nach einem bey Jamaika gefangenen, und ihm unter dem Namen Pampus zugefertigten Exemplare, ſechs Zoll lang, vier und einen halben Zoll breit, der Körper vorneher rund, nach dem Schwanze zu allmählig dünner, die Zunge rund, fleiſchicht und gefleckt, die Kiefer mit kleinen, ſcharfen Zähnchen beſetzet, die Augen groß, mit ſilberfarbenen Ringen; die Rückenfloße läuft von der Mitten bis zum Schwanze, und bis eben dahin die vom Nabel anfangende Afterfloße; hierüber ein paar lange Floßen, an den Kiemen, am Bauche keine, und an den Seiten ein paar Striche, davon der eine krumm in die Höhe, der andere aber gerade ausläuft; welche Eigenſchaft mit der Venetianiſchen Licetta übereinkomme. Von dem Braſilianiſchen Paru des Marcgravs S. Bottbaſtart, Rhombotides des Kleins in unſ. Artik. I. 924.

Decimenthen.

S. Münze.

Decrepitiren.

Decrepitation, decrepitatio: Hierunter verſteht man, weñ Kochſalz über einem mäßigen Feuer gebrannt wird. Weil aber, wenn dieſes geſchieht, ein Kniſtern und gelindes Platzen verſpüret wird, ſo hat man dieſer Art der Calcination, die aber nur zu den unvollkommenen gehöret, den Namen der Decrepitation gegeben. Das Kochſalz verliert auf dieſe Weiſe eine beträchtliche Menge Waſſer,

wird ſchärfer und heißt alsdenn decrepitirtes und gebranntes Kochſalz. Dieſes Decrepitiren oder Brennen des Kochſalzes iſt bisweilen ſehr nöthig, und muß oft vorher angeſtellet werden, wenn man bey vielen Verſuchen das Kochſalz gebrauchen will, weil ſonſt, wenn ungebranntes Kochſalz gebrauchet wird, die Gefäße leicht zerſchmiſſen, oder die mit Kalchſalz vermiſchten Maſſen zum Theil verſpritzet und die Verſuche nicht richtig angeſtellet werden.

Degen = oder Degendoel.
S. Birke.

Degenfiſche.

Dieſe deutſche Benennung des 150. Linnäiſchen, und letzten Geſchlechtes der Apodum, Kahlbäuche, Xiphias, iſt ſehr wohl gewählet, um die gegenwärtige von einer ganz andern Art ſofort zu unterſcheiden, die mehr Sägefiſche, als Schwerd = und Degenfiſche genannt zu werden, verdienet. Selbſt das griechiſche, einen ſpitzigen Degen oder Dolch bedeutende, Wort drücket die Geſtalt des Schnabels dieſes Fiſches eigentlicher und beſſer, als ſelbſt Schwerd, aus; und Bomare hat daher ſeinen mit den Priſtis oder Serra verwechſelten Eſpadon unter den Baleines, nicht an rechten Ort gebracht, wie Deleuze und Müller angemerket haben. Linné führet nur eine Gattung, Xiphias Gladius, Schwerdfiſch nach dem Müller auf, welchem letzterer noch den Amerikaniſchen Guecubu des Marcgravs beygeſellet; doch dieſen beyden hat Klein noch 4 Gattungen beygefüget. S. Schwerdträger, Xiphias deſſelben, der von ſeinem Sägeſchwanze, Priſtis, und von dem Araguagua des Marcgravs, nach unſerm Artikel I. 367. gänzlich unterſchieden iſt.

Degenkraut.

Degenkraut wird von Hr. Planern, wegen der Geſtalt der Blätter, Xyris Linn. genannt. Die Blüthe ſtellet eine kurze, rundliche Aehre vor, und zwiſchen den Blumen ſind rundliche, vertiefte über einander liegende Schuppen befindlich. Zu jeder Blume gehören zwo ſchifförmige Spelzen oder Kelchblättchen, drey eingekerbte und mit dünnen Nägeln verſehene Blumenblätter, drey kurze Staubfäden und ein Griffel mit dreyfachen Staubwege. Die rundliche Frucht zeiget drey Klappen, drey Fächer, und viele ganz kleine Saamen. Dieſe grasartige Pflanze wächſt in Indien, wird in unſern Gärten nicht vorkommen.

Degenkraut, Siehe auch Schwerdriedel.

Dehnkraut.
S. Bärlap.

Delphin.

Delphinus, Franz. Dauphin, Engl. the Delphin, oder a Grampus, beym Anderſon, p. 227. Balaena minor, vtraque maxilla dentata, pinnam in dorſo gerens; machet oben angezeigtermaßen I. 794. nach dem Klein unter den Blaſern die zwote Gattung des dritten Geſchlechtes der Meerſchweine, Delphacum, und iſt unter dieſem eigenen Namen unter den zweylebigen Meerungeheuern am bekannteſten, wiewohl er nicht allezeit von den Taumlern, Phocaenis, genugſam unterſchieden wird. Es geht aber der Kopf des Delphins in einem langen geraden Saurüſſel aus, und er iſt kleiner als die erſte Gattung, Orca, Oerſchwein. Dieſes hat einen mehr plattgedruckten, ſtumpfen, und der Taumler, Braunfiſch, Turſio, oder Phocaena, einen geraden, kurzen, aber gleichfalls ſtumpfen, Rüſſel. Seine Mundſpalte iſt ſehr lang und ſchließt ſich aufs genaueſte, wie ein Rabenſchnabel, weil die pfriemenſpitzigen und hechtähnlichen Zähnchen in einander greifen; von welchen man Epit. Tranſact. Phil. III. 842. vorgiebt, daß auch ein kleiner Biß derſelben gefährlich und vergiftet ſey. In der äußern Haut des Kopfes zeiget ſich nur ein Spritzloch, es vereinigen ſich aber zwo Röhren aus dem Hirnſchädel daſelbſt. Klein zeichnet den Kopf Miſſ. II. Tab. I. n. 2. aus ſeinem Cabinette in einer Mittelgröße, den ganzen Fiſch aber, nach der vortrefflichen und vollkommen nach dem Leben gemachten Zeichnung deſſelben, welche auf dem Danziger Rathhauſe unter andern ſeltenen Fiſchen aufbehalten wird, jedoch freylich nach verjüngtem Maaßſtabe, Tab. III. lit. A. daß man alſo an der wahren Geſtalt deſſelben nun nicht mehr zweifeln darf. Reinh. Curicke gedenket deſſelben in ſeiner Danziger hiſtor. Beſchr. S. 295. folgendermaßen: Im J. 1619. den 7 Jul. ſind bey Krakau in der Nehring zween große ſeltſame Fiſche, welche oben aus dem Kopfe viel Waſſer geſchoſſen, gefangen, und zu Danzig abgemalet worden; wie denn auch ein großer Schwerdfiſch im Jahre 1630. d. 12 Oct. bey Hela iſt gefangen und gleichmäßig abgeconterfeyet worden, deren Gemälde in der großen Wettſtube auf dem Rathhauſe noch heutigen Tages zu ſehen ſeyn.

Seiner Statur nach iſt dieſer Fiſch nach Rheinländiſchem Maaße, vom äußerſten Rüſſel bis ans Schwanzende neun Fuß zween Zoll, die Schnautzenſpalte a. b. dreyzehn und einen halben Zoll, die Oeffnung des Spritzloches c von dem Anfange der Schnauze ſechzehn Zoll, die großen Augen von einem Winkel zum andern drey Zoll entfernet, die Seitenfloßen

floßen ſechzehn Zoll lang, zehn Zoll breit, die vorwärts bogichte, nach dem Schwanze zu ſichelförmig ausgeſchnittene Rückenfloße am Rücken dreyzehn Zoll breit, vom äußerſten Winkel bis an die Spitze achtzehn und einen halben Zoll lang, eine Hälfte des getheilten, bogichten und zackichten, horizontalen Schwanzes zwölf Zoll, und die Dicke oder Breite des Mittelleibes, ſo viel aus der geraden Querlinie des Gemäldes zu beſtimmen, fünf und zwanzig und einen halben Zoll, befunden worden. Nach der Figur Tab. I. no. 11. ſitzen die Zahnwurzeln in dem durchſichtigen Zahnfleiſche nicht in beſondern Zahnhölen, in dem obern Kiefer ſechs und neunzig, in dem untern neunzig, folglich hundert und ſechs und achtzig Zähne, deren Bellonius nur hundert und ſechzig gezählet. Beydes der Rücken und der Bauch ſind kielförmig. Es irren demnach, nach des belobten Autors Erinnerung, diejenigen, die den Delphinen einen ausgehöhlten und gebogenen Rücken andichten, wie man ſie etwa auf alten Steinen und Münzen abgebildet findet, und die Fabel von dem Arion beſtätigen ſoll. Nach des Bellonius Beſchreibung ſoll er nämlich fünf bis ſechs Fuß lang; ſo dick, daß ihn ein Menſch umklaftern könne, glatt und ohne Schuppen, wie alle andere Bläſer, Phyſeteres, mit falbem Rücken, weißlichem Bauche, länglichtrunden, einem Gänſeſchnabel ähnlichen, Schnauze, daher er auch Meergans, Oye de mer, vom gemeinen Manne genannt wird; nur mit einem Spritzloche zwiſchen den Augen, des in dem Hirnſchädel befindlichen doppelten Kanals ungeachtet, begabet; auch welches beſonders, außer beſondern Gehörgängen, mit Augenliedern verſehen ſeyn, die doch Rondelet allen Fiſchen überhaupt aus dem Grunde abſpricht, weil ſie von der Natur eine, das Auge ganz umgebende und beſchützende, harte Hornhaut erhalten hätten. In der Oſtſee läßt er ſich ſelten ſehen, noch ſeltener aber an den Danziger Ufern. Mit dieſer Kleiniſchen Beſchreibung ſind die neueſten Beobachtungen meiſtentheils einſtimmig, ſcheinen auch wohl das Meiſte und Zuverläßigſte aus dem Rondelet, Anderſon, Klein, Pontoppidan, entlehnet zu haben, deren der letztere in ſeiner natürlichen Hiſtorie von Norwegen, Th. II. S. 257. folgende Umſtände von dem Delphin beybringt.

„Marſvin, Meerſchwein, das hier Niſe, (nach dem Linné gen. 40. ſp. I. und Gunner ſoll Nieſen, Delphinus, Phocoena, Φώκαινα, oder Turſio, die dritte Kleiniſche Gattung der Meerſchweine, Delphacum, ſeyn,) ingleichen Tümler oder Tümmeler,

meler, genannt wird, weil er ſich öfters auf und nieder wälzet, iſt ein Speckfiſch, und etwa zwo bis drey Ellen lang, und der Geſtalt nach einem kleinen Wallfiſche, oder dem Springer, ähnlich, außer daß der breite Schwanz nicht in die Quere ſteht, ſondern wie bey andern Fiſchen im Waſſer auf und nieder ſich beweget. Das Maul iſt einem kurzen Schweinerüſſel ähnlich; die Augen ſind klein, (nach dem Klein im guten Verhältniſſe zur Größe des Fiſches) er hat viele und ſcharfe Zähne, (Phocaena nur ſechs und vierzig kleinere und breitere,) die Zunge iſt dicke und länglicht ein wenig heraushängend; die glatte und ſchwarze Haut zwar ganz dünne, doch hart und dem Gefühle nach wie Knochen, unter derſelben drey Fingerdicker Speck, woraus man Thran ſchmelzet; das darauf folgende Fleiſch wird eingeſalzen und nur von armen Leuten gebrauchet, doch eſſen es die Schottländer als eine gute Speiſe und die Franzoſen ſollen auf Terreneuf in Amerika Mettwürſte davon machen. Er pflanzet ſich wie der Hay und Wallfiſch, ohne Roggen fort, und wirft lebendige Junge; ob ſolches aber alle Monathe geſchehe, wie ein einziger ſeiner Bemerker meynet, will er nicht verſichern; zuweilen wird er geſchoſſen, zuweilen auch gefangen, wenn er mit dem Sommerheringe in die engen Buchten läuft, und ihm der Ausgang durch ein ſtärkeres Netz verſperret wird, deſſen Maſchen ſo weit, daß er ſich mit dem Kopfe hinein arbeiten kann, und wie ein anderer kleiner Fiſch darinnen hängen bleibt. Man ſaget, dieſer Rieſe oder das Meerſchwein ſoll die Menſchen lieben, und ihre Geſellſchaft ſuchen, vielleicht deswegen, weil es ſich gern zu den Böten oder Schiffen zu halten pflege. Im Mittelmeere, wo man es Delphin nennt, und wo man es ſo wie an den Nordiſchen Küſten in großer Menge findet, iſt man der Meynung, dieſes Thier liebe die Muſik, und man könne es damit an ſich locken. Dieſes iſt gewiß, daß es ſelbſt nicht unter die ſtummen Fiſche gehöret, ſondern zuweilen (wenn es ſeinen Raub zu hitzig und bis auf den trocknen Strand verfolget) einen, der Stimme eines klagenden Menſchen ähnlichen, Laut von ſich giebt. Die Italiener nennen daher auch das Meerſchwein Cacciatore di mare, Meerjäger, weil es auf alle kleinere Fiſche, (vorzüglich auch auf die fliegenden Fiſche, wie die Boniten, ſ. unſern Artikel I. 907. mit denen es ſich Truppweiſe zu ſchlagen pfleget,) meiſterlich Jagd zu machen weis. Schott nennt es den König der Fiſche, und will ſeine Liebe zu den Menſchen aus dem Aelian und einiger älterer Schriftſteller Hiſtörchen erweiſen.

Bomare führet ihn unter den Wallfiſchen, unterſcheidet ihn von dem Marſovin oder Soufleur, hat aber doch das gedoppelte Spritzloch noch beybehalten, und merket an, daß er auch Bec d'oie, Fleche und Couchon de mer, genannt werde. Beym Linné machet er in der ſiebenten Ordnung der erſten Claſſe das letzte Geſchlecht und zwar die zwote Gattung, Delphinus, Delphis, deſſen Schnautze oberwärts mit einem breiten Querbande gezieret ſey. Müller nennt ihn den Tummler und führet an, daß er auch Springer, Saufiſch, Seevarke, heiße.

Delphin, eine andere Art derſelben heißt, nach Kolbens Reiſebeſchreibung, bey den Schwarzen Waraku Pempe, und bey den Portugieſen, Dorado, von der Goldfarbe ihrer Haut; ſoll den Delphinen durchgängig gleichen, aber doch von zärterm Fleiſche ſeyn. S. A. R. B. V. S. 204. S. auch unſern Artikel Capedelphin, II. 38. und bald hernach Dorado.

Den Namen Delphin, oder Meerſchwein führet auch ein Sternbild zwiſchen dem Adler und Pegaſus, welches vierzehn Sterne enthält, nämlich fünfe von der dritten, welche nahe bey einander ſtehen, zween von der fünften und ſieben von der ſechſten Größe.

Der fabelhafte Urſprung dieſes Sternbildes wird von den Schriftſtellern nicht auf einerley Art erzählet. Denn nach einigen ſoll es den Delphin bedeuten, welcher den Arion, einen berühmten Harfenſpieler, von Metymna aus der Inſel Lesbus, der um den mörderiſchen Händen der Schiffleute zu entgehen, ins Meer geſprungen war, auf ſeinem Rücken an das corinthiſche Ufer brachte, und daher nach ſeinem Tode von dem Apoll unter die Sterne verſetzet wurde.

Andere hingegen ſind der Meynung, daß dieſes Sternbild dem Andenken desjenigen Delphins gewidmet ſey, welcher auf Befehl des Neptuns die flüchtig gewordene Amphitrite einholte, und ſie dahin brachte, daß ſie ſich der Vermählung mit dem Neptun nicht weiter widerſetzte.

Delphinſchnecke.

Es werden davon zwo Arten angeführet; die eine pfleget man die gezackte, die andere die gerippte, zu nennen. Beyde gehören zu dem Geſchlechte der Mondſchnecken. Die gezackte iſt Turbo delphinus Linn. und erhält auch die Namen Krauſen, Lappenſchnecke und Manchette. Die Schale iſt ſtachlicht gewunden, die Gewinde aber ſind ſehr platt, und mit breiten gekrauſeten Lappen beſetzet. Die Geſtalt dieſer Lappen

iſt gar verſchiedentlich. Die Mündung hält Perlenmutter. Der dünne Deckel iſt auswendig hohl und von verſchiedener Größe. Es giebt von dieſer Art rothe, braune und weiße, welche man alle aus Aſien erhält.

Die gerippte Delphinſchnecke, Turbo diſtortus Linn. iſt auch in Aſien zu Hauſe; ihre Schale iſt zugeſpitzet, allenthalben mit Dornen beſetzet und zugleich gerippt.

Demuth.

S. Thymian.

Demuthpflanze.

S. Sinnkraut.

Dendriten.

Dendrites, ſind Steine, welche mit Abdrücken von Kräutern gezieret ſind. Man kann dergleichen Steine gemalte Steine nennen. Allem Vermuthen nach rühret dieſe natürliche Malerey auf Steinen von einer metalliſchen Feuchtigkeit her, welche in die Steine eindringt, und daſelbſt allerley Figuren erzeuget, welche die Einbildung noch beſſer ausbildet, und den natürlichen Dingen ähnlich machet. Man kann durch die Kunſt Dendriten machen, wenn man Metalle in ſcharfen Feuchtigkeiten auflöſet, hiermit ein Löſchpapier anfeuchtet, und ſolches auf künſtliche Maſſen, ſo aus Thon und Kalch bereitet worden, oder auf natürliche verhärtete Mergelarten leget. Die in dem Löſchpapiere befindliche metalliſche Feuchtigkeit zieht ſich in die Maſſe oder den Stein und machet verſchiedene Figuren, welche kleine Bäumchen oder Kräuter vorſtellen.

Deneb.

Ein Stern zwoter Größe im Sternbilde des Schwans. S. Schwan.

Denmark.

S. Baldrian.

Denngras.

S. Wegetritt.

Dentali.

Dentali auf Madera. Sparus Dentex Linn. gen. 165. ſp. 20. Die Italiener nennen ihn Dentale, weil ihn die Alten Dentex genannt; und Müller führet ihn unter den Meerbrachſemen, mit dem Zunamen Zahnbrechſeme an. S. Meerbrachſem, Synagris I. Kl.

Dephlegmiren.

Dephlegmatio. Das Dephlegmiren iſt eine chymiſche Operation, wodurch man den Feuchtigkeiten das im Ueberfluß beygemiſchte Waſſer zum Theil oder ganz benehmen kann. Das Abdampfen oder Evaporiren, das Deſtilliren und

und das Gefrieren der wäſſerichten Feuchtigkeiten ſind die Mittel darzu. Der Brantwein aber kann auch durch ein gutes, völlig trockenes und recht heiß gemachtes Alkali dephlegmiret werden, wenn man daſſelbe mit dem Branntwein vermiſchet und eine Zeitlang ruhig ſtehen läßt, da denn das Alkali das Waſſer aus dem Brantweine zieht, ſich auflöſet und verurſachet, daß das abgeſonderte Waſſer ſich als eine beſondere Feuchtigkeit unter dem Branntweine ſammelt. Es iſt aber zu merken, daß ein auf dieſe Weiſe dephlegmirter Brantwein ſeiner Natur nach etwas verändert wird, und daher andere Eigenſchaften und Wirkungen zeiget, als von einem durch die Deſtillation dephlegmirten Brantweine zu bemerken iſt. Es iſt überhaupt bey dem Dephlegmiren der Feuchtigkeiten, wie denſelben die überflüßige wäſſerichte Feuchtigkeit entzogen wird, ein beträchtlicher Unterſchied. Z. E. wenn man dem Brantweine ſein überflüßiges Waſſer entziehen will, ſo iſt eine etlichemal wiederholte Deſtillation deſſelben das beſte Mittel, den Branntwein von dem überflüßigen Waſſer zu befreyen, ohne ihn in ſeiner Natur zu ändern. Das Abdampfen hingegen in offenen Gefäßen findet bey demſelben gar nicht ſtatt, indem das Spirituöſe zuerſt aufſteigt, und alſo auf dieſe Weiſe verlohren geht. Das Abdampfen oder Evaporiren findet nur ſtatt, wo die wirkſamen Theile fixer, als das Waſſer ſind, wie z. E. alkaliſche Laugen und andere ſaliniſche Feuchtigkeiten, welche fixe Salze enthalten, am erſten von ihrer überflüßigen wäſſerichten Feuchtigkeit befreyet werden, weñ man ſie dem Abdampfen in offenen Gefäßen unterwirft. Enthalten hingegen die Feuchtigkeiten flüchtige, ſaliniſche oder ſpirituöſe Theile, ſo iſt das Dephlegmiren derſelben in verſchloſſenen Deſtillirgefäßen zu unternehmen.

Wiederum bey andern Feuchtigkeiten findet das Gefrieren ſtatt, wie z. E. Eſſig, Wein und Bier auf dieſe Weiſe von dem überflüßigen Waſſer befreyet werden kann. Eine dergleichen Feuchtigkeit wird auf dieſe Weiſe, wenn gehörig hierbey verfahren wird, in ihrer Natur ganz und gar nicht verändert, und kann man dadurch den ſchärfſten concentrirten Eſſig, Wein und Bier erhalten, ſo, daß dergleichen Feuchtigkeiten auf keine andere Art von dem überflüßigen Waſſer befreyet, und doch in ihrer Natur unverändert erhalten werden können.

Derberz.

Minera metallo diues, bedeutet eben ſo viel als reichhaltig Erz, oder das viel Metall bey ſich führet.

Derbio.

Derbio, nennen die Franzoſen eine Gattung von dem Glaucus veterum, welche nach dem Rondelet, Amia Saluiani, und Leccia Romanorum, genannt wird. Bomare führet dieſe drey Gattungen unter dem Artikel Glaucus an; Klein aber will ſie lieber nur für Unterarten oder Varietäten erkennen. S. unſern Artikel Blauling, I. 828. u. ſ. f.

Derlenbaum.
S. Cornelbaum.

Deſman.

Ein kleines vierfüßiges Thier, das die Geſtalt eines Maulwurfs hat, aber noch einmal ſo groß iſt, und nach Biſam riecht, daher es auch die Biſamratze von Moſcau genannt wird; denn man findet es nicht nur in Schweden und Lappland, ſondern auch in Moſcau und in Siberien. Herr Klein ſetzet es unter das Geſchlecht der Nager, und giebt ihm die Namen Muſcusratze und Waſſermurmelthier. Der Herr von Linné rechnet es zu dem Geſchlechte der Biber und beſchreibt es unter dem Namen Caſtor moſcharus. Hr. Müller nennt es in ſeinem deutſchen Commentar über das Linnäiſche Naturſyſtem Biberratze, und bey einigen andern Schriftſtellern kömmt es auch unter dem Namen Waſſerratze vor. Es hat überaus kleine Augen, und eine länglichte, ſpitzige Schnauze, wie man bey den Spitzmäuſen findet. Die Zehen an den Hinterfüßen ſind mit einer Zwiſchenhaut verbunden, wie beym Biber. Der Schwanz, welcher mit dem Körper einerley Länge hat und ſich in eine ſtumpfe Spitze endiget, iſt nicht völlig rund, ſondern an den Seiten zuſammengedrücket und mit Schuppen beſetzet, zwiſchen welchen ſich einige Haare befinden. Die Haut, welche als ein Pelzwerk gebrauchet wird, iſt mit feinen ſanften Haaren beſetzet, die auf dem Rücken eine braune, am Unterleibe aber eine graue oder gelblichtweiße Farbe haben. Nahe bey den Zeugungsgliedern führen dieſe Thiere, und zwar das Weibchen ſowohl als das Männchen, gewiſſe Bläschen, in welchen ſich der Biſam oder die wohlriechende Materie befindet, die wie eine milchichte Feuchtigkeit ausſieht. Zu der Zeit, wenn ſie ſich zu paaren pflegen, ſind dieſe Bläschen, deren Geruch alsdenn auch überaus ſtark iſt, ſehr dick und aufgeſchwollen.

Die Lebensart dieſer Thiere kömmt ziemlich mit der Lebensart der Biber überein. Sie machen ſich an den Ufern der Flüſſe künſtliche Höhlen, in welche ſie unter dem Waſſer hineinzugehen pflegen. Ihre vornehmſte Nahrung

rung beſteht in der Calmus-pflanze.

Deſtilliren.

Deſtillation, Deſtillatio. Die Deſtillation iſt eine chymiſche Operation. Man verſteht hierunter, wenn flüßige oder feſte Subſtanzen, welche flüßige Theile enthalten, in verſchloſſenen Gefäßen vermittelſt angebrachter Wärme in Dämpfe verwandelt werden, welche in die Höhe ſteigen, ſich zuſammenbegeben, in Tropfen herabfließen, und als flüßige Körper in den vorgelegten Gefäßen wieder zum Vorſchein kommen.

Die Gefäße, derer man ſich bey dieſer Operation bedienet, ſind entweder gläſerne, irdene oder metalliſche. Die beſten Gefäße ſind ohnſtreitig die gläſernen, theils weil dieſelben die Materien und die daraus zu erhaltenden Producte nicht verunreinigen, theils aber auch, weil man in ſelbigen die Veränderungen und Erſcheinungen wahrnehmen kann. So lange man alſo aus gläſernen Gefäßen deſtilliren kann, ſo lange muß man, wenn man reinlich arbeiten will, ſich derſelben bedienen. Widerſteht aber die Gewalt des Feuers, oder verbiethen andere Umſtände den Gebrauch der gläſernen Gefäße, ſo muß man irdene Gefäße gebrauchen. So lange als möglich enthalte man ſich der metallenen Gefäße, weil dieſelben leicht etwas auflöſen laſſen, wodurch die Feuchtigkeiten verunreiniget und verändert werden. Außer der zur Deſtillation des Brantweins bisher angewendeten kupfernen Blaſe, werden nicht leicht andere metallene Gefäße gebrauchet.

Die Brantweinblaſen, ſo von verſchiedener Größe gemachet werden können, ſind cylindriſche, kupferne Gefäße, welche einen etwas kugelförmig geſtalteten Boden haben, oben aber bis auf eine Oeffnung, ſo ohngefähr den vierten oder fünften Theil der Blaſe beträgt, zugewölbet ſind. An dieſe Oeffnung iſt ein kleiner, ein bis zween Zoll hoher, cylindriſcher Hals angetrieben, auf welchen ein Helm oder Hut genau angeſetzet werden kann. Der Helm oder Hut iſt ebenfalls ein kupfernes Gefäß, das einem abgeſchnittenen umgekehrten Kegel gleicht, daran der unterſte kleinere Theil offen iſt, und eine ſolche Weite hat, daß er genau in den an die Blaſe angeſetzten Hals hineinpaſſet. Der oberſte Theil des Helmes iſt kugelförmig zugewölbet. Auf der einen Seite des Helmes ſind gemeiniglich zwo Röhren angepaßt; es ſchadet aber nicht, wenn man, vorzüglich bey großen Blaſen, fünf bis ſechs Röhren anbringen läßt, weil auf dieſe Weiſe in einer kürzern Zeit ungleich mehrere Dämpfe hinauskommen, und in einer-

ley Zeit mit wenigerm Feuer eben ſo viel gebrannt werden kann. Dieſe Röhren paſſen in eben ſo viel andere Röhren, welche durch ein großes hölzernes Faß gehen. Dieſes Faß, ſo das Kühlfaß genannt wird, muß beſtändig voll kaltem Waſſer ſeyn, damit die durch die Röhren durchgehenden heißen Dämpfe abgekühlet werden. An die Röhren, wo ſie aus dem Kühlfaſſe herausgehen, werden die Vorlagen, welche die Tropfen und Dämpfe auffangen, angeleget; wenn aber mehr als zwo Röhren angebracht ſind, ſo ſcheint es nöthig zu ſeyn, daß man einen Vorſtoß anlegt, welcher eben ſo viel kurze Röhren hat, als aus dem Kühlfaſſe gehen, und die in die Kühlfaßröhren paſſen: unten aber muß der Vorſtoß in ein einziges Rohr zulaufen, an welches alsdenn die Vorlage anzubringen iſt.

Außer der Brantweinblaſe und andern kleinern kupfernen Brennblaſen, die der Geſtalt und ganzen Einrichtung nach auf eben die Weiſe verfertiget werden können, nur daß ſie kleiner ſind, und zur Bereitung der deſtillirten Waſſer, oder auch zur Rectification des Brantweins gebrauchet werden können, hat man keine andern metallenen Gefäße zur Deſtillation nöthig, ſondern es kann dieſelbe am beſten in gläſernen und irdenen Gefäßen angeſtellet werden. Die gebräuchlichſten von ſelbigen ſind Kolben, Retorten, Helme, Vorſtöße und Vorlagen.

Ein Kolben iſt ein gläſernes oder irdenes Gefäß, welches unten faſt wie eine Kugel geſtaltet iſt, aus welcher ein gerader, kegelförmiger Hals in die Höhe geht. Es giebt deren von verſchiedener Größe, davon die kleinſten gemeiniglich Scheidekölbchen, die größten Recipienten oder Ballonen, die andern aber Deſtillir- und Digerirkolben genannt werden. Bey den Deſtillirkolben muß der Hals nicht gar zu ſchräge zugehen, ſondern beynahe bis oben herauf gerade und cylindriſch ſeyn. Bey den Digerirkolben hingegen ſchadet es nicht, wenn der Ausgang des Halſes ſehr enge, doch nicht allzuenge iſt, damit die zu digerirenden Subſtanzen hineingebracht werden können.

Bey der Veranſtaltung des Deſtillirens aus den Kolben werden auf den Hals derſelben Helme geſetzet, welches ſolche Gefäße ſind, ſo die aus den Kolben aufſteigenden Dämpfe auffangen, welche ſich alsdenn daſelbſt in Tropfen ſammeln, und durch die an den Helmen befindlichen Schnäbel in die Vorlagen fließen. An den Helmen bemerket man den Kopf, den Hals und das aus dem Kopfe gehende Rohr oder den Schnabel. Der oberſte Theil des Kopfes wird gemeiniglich der Himmel oder Wirbel genannt. Der unterſte

Theil deſſelben iſt nach innen zu hineingebogen, ſteigt ein wenig in die Höhe und machet auf dieſe Weiſe eine Rinne, die um den oberſten Theil des Halſes herumgeht, und die an den Seiten des Helmes herabfließenden Tropfen auffängt, welche aus derſelben in das angeſetzte Rohr, und durch daſſelbe in die Vorlage fließen. Die innere Seite der Rinne iſt mit dem in den inwendigen Theil des Helms hineingehenden Hals deſſelben genau verbunden. Der Hals iſt der zu unterſt ſich befindende Theil des Helms, welcher den Kolbenhals in ſich nimmt, und denſelben in die Weite des Helms führet. Einige von den Helmen haben oben ein kleines kurzes Rohr, in welches ein geſchliffener Stöpſel paſſet: man nennt dieſelben tubulirte Helme.

Wenn Subſtanzen zu deſtilliren ſind, deren flüßige Theile nicht hoch ſteigen, ſo gebrauchet man Retorten. Es ſind dieſelben meiſtentheils kugelförmige Gefäße, aus denen ein krummer kegelförmiger Hals geht. Wenn die Retorten oben, wo beynahe der Hals angeht, eine Oeffnung oder ein Rohr haben, in welches ein Stöpſel paſſet, ſo nennt man ſie tubulirte Retorten. Man bedienet ſich vornehmlich derſelben, wenn Subſtanzen zu deſtilliren ſind, die ſogleich, als ſie mit einander vermiſchet werden, Dämpfe von ſich ſtoßen.

Wenn man die Vorlagen nicht unmittelbar an die Retorten und Schnäbel der Helme anlegen will, ſo gebrauchet man die Vorſtöße, welches gemeiniglich gläſerne oder irdene Röhren ſind, davon der oberſte Theil den Hals der Retorte oder den Schnabel des Helms in ſich nimmt, der unterſte Theil aber in den Hals der Vorlage eingepaſſet wird. Man hat Vorſtöße, welche in der Mitten ein kleines Rohr haben, in welches ein Stöpſel paſſet: man bedienet ſich derſelben, wenn man entweder die Luft herauslaſſen will, oder wenn Subſtanzen zu deſtilliren ſind, die theils in Dämpfen, theils in Tropfen übergehen. Hat nun der Vorſtoß ein Rohr, an welches ebenfalls eine Vorlage angeleget wird, und man hat die Veranſtaltung in der Verbindung der Gefäße gehörig getroffen, ſo fallen die übergehenden Tropfen durch das in dem Vorſtoße befindliche Rohr in die angeſetzte Vorlage, die gleichfalls übergehenden Dämpfe aber ſammeln ſich in der an dem unterſten Theile des Vorſtoßes angeſetzten Vorlage.

Vorlagen oder Recipienten ſind gemeiniglich große gläſerne Kugeln, an welche ein Rohr angeſetzet iſt, deſſen Oeffnung eine ſolche Weite hat, daß die Hälſe der Retorten, die Vorſtöße und

die Schnäbel der Helme gehörig hineinpaſſen können. Oft kann man ſich auch der Kolben als Vorlagen bedienen; man muß aber bey dem Gebrauche derſelben dieſes beobachten, daß man die Hälſe an ſelbigen nicht lang läßt, damit die Hälſe von den Retorten in den Bauch des Kolbens hineingehen können.

Dieſe hier namhaften Gefäße ſind die gebräuchlichſten und nützlichſten; andere Deſtillirgefäße, welche bisweilen beſchrieben und angeprieſen werden, gehören mehr zu den chymiſchen Spielwerken, als daß ſie einen wirklichen Nutzen leiſten. Wer ſich mit dem Deſtilliren genungſam beſchäfftiget, wird von den, hier angezeigten, Deſtillirgefäßen einen ſolchen Gebrauch und auch ſolche Veränderungen mit ſelbigen vorzunehmen wiſſen, daß er nicht nöthig hat, andere Arten von Deſtillirgefäßen verfertigen zu laſſen.

Außer den Deſtillirgefäßen ſind auch die zum Deſtilliren nöthigen Oefen zu betrachten. Ein Deſtillirofen, wenn er gehörig eingerichtet ſeyn ſoll, muß folgende Stücke haben: 1) einen Aſchenheerd oder einen Ort, wohin die von verbrannten Kohlen oder Holz entſtandene Aſche fallen und ſich ſammeln kann; 2) einen Eingang zu dieſem Orte, damit ſowohl die Luft durch ſelbigen hineinkommen, als auch der Ofen von der Aſche gehörig geräumet werden kann: dieſer Eingang muß mit einer Thüre verſchloſſen werden können; 3) einen aus eiſernen Stäben verfertigten Roſt, welcher zwiſchen dem Aſchen- und Feuerheerde ſich befindet; 4) einen Feuerheerd oder einen Ort, wo Holz oder Kohlen zur Unterhaltung des Feuers liegen; dieſer Ort muß auch einen Eingang mit einer Thüre haben, damit man das Holz oder die Kohlen hineinbringen könne; die Thüre bleibt allezeit verſchloſſen, und wird nicht eher geöffnet, als man nöthig hat, nach der Beſchaffenheit des Feuers zu ſehen, und brennbare Materien in den Ofen zu bringen; 5) einen Ort, wo die Deſtillirgefäße oder auch die Capellen, das Dampf- und Waſſerbad ſich befinden; 6) Zuglöcher, durch welche Rauch und Flamme herausgehen kann, die aber mit Regiſtern verſehen ſeyn müſſen, damit man dieſelben nach Belieben und Gutbefinden, mehr und weniger öffnen und verſchließen kann. Wenn das Feuer die Deſtillirgefäße nicht unmittelbar berühren ſoll, welches in den meiſten Fällen geſchieht, ſo muß man die Oefen mit eiſernen oder irdenen Capellen verſehen, oder man bedienet ſich des Waſſer- und Dampfbades. Die Capellen müſſen alſo verfertiget werden, daß ſie in die oberſte Oeffnung des Ofens paſſen, und ſo tief in den

Ofen hineingehen, daß der Feuerheerd gehörigen Raum für die Materien behält, welche das Feuer unterhalten. Gemeiniglich werden die Capellen aus Eiſenblech verfertiget, und auf der einen Seite mit einem Ausſchnitte verſehen, welcher zur Deſtillation aus den Retorten erfordert wird. Man kann auch irdene Capellen verfertigen laſſen; es ſind aber die eiſernen in aller Betrachtung die beſten. In die Capellen ſetzet man die Deſtillirgefäße, welche man man gemeiniglich mit Aſche, Hammerſchlag oder Sand dergeſtalt umſchüttet, daß der Bauch der Retorten ganz, von den Kolben aber derſelbe größtentheils bedecket iſt.

Die Dampf- und Waſſerbäder werden am beſten aus Kupfer verfertiget, und ſo eingerichtet, daß die Deſtillirgefäße in ſelbige gehörig aufgenommen, bis an den Hals verſchloſſen und entweder von dem Waſſer oder nur von deſſen Dampfe berühret werden. Die Dampf- und Waſſerbäder müſſen auf eben die Weiſe, wie die eiſernen Capellen in die oberſte Oeffnung des Ofens paſſen, und nicht tiefer, beynahe etwas weniger in den Ofen hineingehen.

Die beſten Materien, wodurch das Feuer beym Deſtilliren unterhalten wird, geben die Holzkohlen, weil durch ſelbige ſowohl ein concentrirtes als auch gleichmäßiges Feuer erhalten werden kann. Holz iſt weniger nutzbar, doch kann daſſelbe bey den Waſſer- und Dampfbädern gebrauchet werden.

Von dem Klebwerk, deſſen man ſich zur Verbindung der Deſtillirgefäße bedienet, iſt folgendes anzumerken. Man machet entweder einen Kleiſter von Mehl und Waſſer, ſtreicht ſelbigen auf ein Papier oder Stück Leinwand, und leget es um die Fugen der mit einander verbundenen Gefäße, oder man weichet Rinds- oder Schweinsblaſe in Waſſer ein, leget ſelbige um die Fugen und umwindet dieſelbe mit Bindfaden. Iſt die Hitze zu ſtark, daß man beyde Arten nicht gebrauchen kann, ſo vermiſchet man gleiche Theile Thon und Gyps mit einander, machet mit Waſſer einen Teig daraus und verſtreicht die Fugen. Letztere Art von Klebwerk kann vorzüglich gebrauchet werden, wenn man Deſtillationen mit Retorten anſtellet, und ſich dabey eines ſtark anhaltenden Feuers bedienet. Dieſe drey Arten ſind bey den meiſten und gewöhnlichſten Arten der Deſtillationen zureichend, obwohl nicht zu läugnen, daß es noch weit feſtere giebt; wer aber Erfahrung genug hat, wird nicht läugnen können, daß dieſe hier namhaft gemachten Arten hinlänglich ſind.

Bisweilen pfleget man auch die gläſernen oder irdenen Retorten mit einem aus Ziegelerde oder

Lehmen

Lehmen bereiteten Klebwerk zu überziehen, welches man das Beſchlagen der Retorten nennt. Man thut dieſes, wenn man die Retorten unmittelbar über das Feuer bringen und aus freyem Feuer deſtilliren will. Das Beſchlagen hat alsdenn dieſen Nutzen, daß die Retorten nicht ſo leicht Riſſe bekommen oder ſpringen; hat man aber gut bereitete irdene Gefäße, ſo kann das Beſchlagen entbehret werden.

Dieſes iſt das vorzüglichſte, was überhaupt von dem Deſtilliren zu wiſſen nöthig iſt. Wer ſich mit dieſer Operation noch nicht genug beſchäfftiget hat, wird hoffentlich hierdurch einen hinlänglichen Unterricht haben. Andere und beſondere Umſtände lehret die öftere Uebung und Erfahrung.

Deſtillirgefäße.

Vaſa deſtillatoria, ſind diejenigen metallenen, gläſernen oder irdenen Gefäße, derer man ſich bey derjenigen chymiſchen Operation bedienet, die man die Deſtillation nennt. S. Deſtillation.

Deſtillirkraut.

Bandura Zeylanica, Nepenthes deſtillatoria Linn. Herr Dietrich nennt dieſe Pflanze im Deutſchen Priap, und Hr. Planer Kannenkraut. Sie wächſt in Ceylon an ſchattichten und feuchten Oertern, ſonderlich um die Hauptſtadt Colombo. Die dicke, braune Wurzel iſt mit vielen röthlichen Zäſerchen, und der dicke, rundliche, ſchwammichte Stamm mit breiten, länglichten, völlig ganzen, glatten, wechſelsweiſe faſt platt aufſitzenden Blättern beſetzet, deren mittlere ſtarke Ribbe ſich in eine geſchlängelte Gabel verlängert, an deſſen Ende ein häutichter hohler Schlauch hängt, welcher ſchwarzbraun iſt, ſich nach unten zu wie ein Horn krümmet, und mit einem Deckel verſchloſſen iſt. Dieſes Behältniß enthält ein helles, ſüßes, liebliches, erfriſchendes und ſtärkendes Waſſer, und kann entweder durch einen äußerlichen Druck geöffnet werden, oder es öffnet ſich, wenn es genugſam mit Waſſer angefüllet iſt, von ſelbſt; in welchem Zuſtande es dem männlichen Gliede mit der Eichel ähnlich ſeyn ſoll, und das enthaltene Waſſer ausfließen läßt. Dieſer Labetrank von ſechs bis acht Schläuchen, ſoll hinlänglich ſeyn, den Durſt eines Menſchen zu ſtillen. Dieſe ganz beſondere Beſchaffenheit der Blätter, dergleichen wohl bey keiner andern Pflanze vorkömmt, machen dieſe Pflanze leicht kenntlich. Doch bemerken wir noch, wie die Blume, welche an dem Ende des Stängels ſtrausförmig hervorkömmt, aus einem vierfach getheilten, ſtehenbleibenden Kelche, ohne Blumenblatt,

vier Staubbeuteln, ſo auf dem einfachen Griffel ruhen, beſtehe, und das länglichte, abgeſtutzte Saamenbehältniß der Länge nach ſich in vier Klappen verbreite, innerlich vier Fächer zeige, und viele Saamen enthalte. Man erzieht die Pflanze aus den Saamen, und die Stöcke müſſen beſtändig auf dem Lohbeete oder im Treibhauſe erhalten werden.

Deuvelszwirn.

S. Brennkraut.

Diamant.

Demant, Adamas, iſt ein Edelſtein. Es iſt derſelbe der härteſte unter allen Steinen, meiſtentheils klar und durchſichtig. Cronſtedt Mineral. S. 47. zählet den Diamant nicht ohne Grund unter die Kieſelarten, indem ihr Verhalten im Feuer und andere chymiſche Verſuche zwiſchen denſelben und den Kieſelarten keinen wichtigen Unterſchied darthun. Waller. Mineral. S. 150. rechnet die Diamanten unter die Cryſtallarten, welche von ihm als eine beſondere und von den Kieſelarten verſchiedene Geſchlechtart betrachtet wird. Er zählet von ſelbigen viererley Arten: 1) achtſeitigen geſpitzten Demant; 2) Platte Demanten; 3) Würfeleckichten Demant; 4) Rundlichen Demant. Noch kann man mit keiner Zuverläßigkeit beſtimmen, ob an den Oertern, wo die Diamanten gefunden werden, eine Bergart iſt, welche man für die Mutter dieſer Edelſteine halten kōnte.

Die rohen Diamanten ſehen meiſtentheils einem durchſichtigen Kieſelſteine ähnlich; ihre Geſtalt iſt meiſtentheils unförmlich, doch werden dieſelben auch als runde, platte, länglichte und vieleckichte Steine nach Europa gebracht. Die meiſten kommen aus Oſtindien; es ſollen auch zu Anfange dieſes Jahrhunderts die Portugieſen dergleichen in Braſilien entdecket haben. Die Europäiſchen, vorzüglich die Böhmiſchen und Ungariſchen ſind ſchlechter und können dem Werthe der Morgenländiſchen nicht gleich geſchätzet werden.

Die beſten Diamante müſſen weder fleckicht noch riſſicht ſeyn, und ſo klar, wie das reinſte Waſſer, ſehen; dieſes ſind die koſtbarſten. Diejenigen, ſo etwas ins gelblichte oder blaulichte oder ſtahlfarbichte fallen, werden etwas geringer geſchätzet; doch ſind dieſelben, wenn ſie ſonſt keine Fehler haben und groß genug ſind, noch immer koſtbar und haben ihren Werth. Wenn aber die Diamanten Riſſe oder Federn, ingleichen Flecke, oder eine ſchlechte Farbe haben, ſo wird derſelben Werth dadurch ſehr vermindert.

Die Diamante können nicht anders als durch ihr eigenes Pulver

ver geſchliffen werden; es wird daſſelbe Diamantboord oder Demantport genannt, und aus den dunkeln, ſchwarzen und trüben Steinen, welche härter als die edlen und reinen Diamanten ſind, gemachet. Die Juwelirer ſchleifen die Diamante in Tafelſteine, Roſenſteine und Brillanten. Dieſe, die Brillanten ſind die koſtbarſten; ſie ſind unten in eine Spitze zugeſchliffen, ſchließen ſich aber oben an eine eckichte horizontale Fläche. Den Brillanten folgen die Roſenſteine oder Roſetten, welche ſo geſchliffen ſind, daß der untere Theil platt und ohne eckichte Seiten iſt, der obere aber oben enge zuläuft und etliche eckichte Seiten über einander hat. Die Tafelſteine ſind die geringſten; es ſind dieſelben oben und unten platt geſchliffen, und haben ſelbige nur an den Seiten einige eckichte Flächen.

Der Diamant iſt für ſich im Feuer unſchmelzbar und feuerfeſt, und hat übrigens faſt alle Eigenſchaften von den ſogenannten glasartigen oder Kieſelſteinen; doch muß derſelbe, wenn er ſich durch Zuſätze von Flüſſen verglaſen ſoll, mehr von ſelbigen, als die Kieſel, bekommen, und auch ein ſtärkeres Feuer erhalten.

Diana.

Dieſen Namen hat der Ritter Linnäus einem langgeſchwänzten Affen aus Guinea gegeben, weil er auf der Stirne einen ſichelförmigen Streif von weißen Haaren hat, der gleichſam einen halben Mond vorſtellet. Er iſt nicht viel größer, als eine gemeine Katze und hat größtentheils ſchwarze Haare mit weißen Spitzen. Der Rücken von der Mitte an bis zum Schwanze iſt braun; vom Schwanze bis an die Knie, ingleichen von den Ohren bis an die Vörderſchenkel und von der Kehle bis über die Bruſt geht ein weißer Streif. Auch ein Theil des kurzen und runden Bartes beſteht aus weißen Haaren. Er iſt überaus reinlich und ſanftmüthig und ſpielet gern mit Kindern. Wenn man ihn rufet, ſo antwortet er Greck, und wenn er erſchrecket wird, oder einen Pfau ſchreyen höret, ſo ſchreyt er Hoi.

Dianenbaum.

Arbor Dianae, iſt ein chymiſches Product, welches folgendermaßen erhalten wird. Man löſet Silber im Scheidewaſſer auf, und vermiſchet dieſe Auflöſung mit drey, vier bis acht Theilen Waſſer. Hierauf ſetzet man drey, vier bis acht Theile Queckſilber zu, und läßt alles ruhig ſtehen. Nach einigen Stunden werden ſich auf dem Queckſilber einige Stacheln erzeugen, welche ſich bisweilen durch die ganze Auflöſung erſtrecken, bisweilen aber nur einige

nige Linien hoch die ganze runde Fläche des Queckſilbers dergeſtalt umgeben, daß die Geſtalt einer Klette ſehr ähnlich ſieht; ein andermal wird man ein Produkt von einer andern Geſtalt erhalten, welche ſo oft verſchieden ausfallen wird, als man mit der Proportion des zur Silberauflöſung zugeſetzten Waſſers, wie auch mit der Proportion des Silbers und Queckſilbers Veränderungen vornimmt. Gemeiniglich wird das Produkt eine Geſtalt zeigen, welches mehr einem Dornſtrauche, niemals aber einem Baume ähnlich ſeyn wird.

Dieſes Produkt hat weiter keinen Nutzen, als daß es dem Auge ein angenehmes Spiel darſtellet. Es iſt daſſelbe nichts anders, als ein in natürlicher Geſtalt geſchiedenes und mit Queckſilbertheilen vermiſchtes Silber.

Diapenſie.

Diapenſie, hat Herr Planer Seſſelkraut genannt. Der Kelch beſteht aus acht Blättchen, davon fünfe in einem Kreiß geſtellet, und die drey andern über dieſe hingeleget ſind. Des Blumenblattes Röhre verbreitet ſich in fünf ſtumpfe Einſchnitte, und enthält fünf Staubfäden, und einen Griffel mit ſtumpfen Staubwege; die rundliche Hülſe öffnet ſich mit drey Klappen, und enthält in drey Fächern viele Saamen. Es iſt dieſes Geſchlecht mit der Aretie genau verwandt, und wenn man die Schweizeriſche Diapenſie, wie Hr. von Haller, und in der Murrayſchen Ausgabe auch Hr. von Linné gethan, mit der Aretie vereiniget, beſteht ſolches nur aus einer Art, welche in Lappland wächſt.

Dichtmachen.

Condenſatio. Hierunter verſteht man, wenn die Theile eines Körpers eine nähere Vereinigung erhalten, dergeſtalt, daß derſelbe einen kleinern Raum, als vorher, einnimmt, zugleich aber auch eine Vermehrung in ſeiner eigenthümlichen Schwere erhält. Z. E. man ſchlägt ein Stück Meſſing ſo zuſammen, daß es kleiner wird, als es vorher war. Bey einer genauen Unterſuchung aber wird man finden, daß das Stück Meſſing in der Schwere etwas vermehret worden. Ueberhaupt aber iſt zu merken, daß alle Körper, welche ohne eine hinzugekommene Subſtanz dem Gewichte nach vermehret, hingegen der Größe nach vermindert worden, zugleich eine dichte Beſchaffenheit erhalten.

Dick.

Ein Fiſch in der Donau; wird unfehlbar eben derjenige ſeyn, der Sick, Tick, auch in Hungarn, Tock, Tuck, genennet, und in der Donau, um Ofen und Peſt herum,

um, gefangen wird. Er ſoll zu 25 Pfund ſchwer werden, eine bunte und über und über geſtirnte Haut, und eine längere und dünnere Schnauze, als der Hauſen, faſt einem Gänſeſchnabel ähnlich, haben. Nach dem Geßner und Aldrovand ſoll er mit dem Antaceus ſtellaris verwandt ſeyn, den Ionſton, Tab. XXVIII. n. 5. unter dem deutſchen Namen, geſtirnter Stör oder Hauſen, zeichnet, den aber Klein, wax Dick, (das iſt den rauhen, im Gegenſatze des glatten Dicks,) genennet zu werden bemerket. S. Stör, Acipenſer 6. Klein.

Dickbauch.

Dickbauch, wird von Müllern eine Gattung des Welſes, Silurus, Aſcita, Linn. Gen. 175. Sp. 18. ganz ſchicklich genennet; wiewohl die Welſe überhaupt Großköpfe und Dickbäuche, Piſces capitoſi et ventricoſi, nach dem Klein, genennet zu werden, verdienen.

Dickblatt.

S. Becherkraut.

Dickdarm.

S. Grimmdarm.

Dickfiſch.

Tupell in der Elbe. Cyprinus Orfus Linn. Gen. 189. Sp. 18. der Oefe oder Urf Müller. S. Schwaal, Leuciſcus 4. Klein.

Dickhalß.

Piſcis gutturoſus, eine Art Meerlerchen, mit dem Kamme. Richter. Blennius Gattorugine, L. Gen. 155. Sp. 5. nach dem Müller ebenfalls Dickhals, aus dem Geſchlechte der Rotzfiſche. S. Stocknarr, Blennus pinniceps, 2. Klein.

Dickkopf.

Dickkopf, wird vom Chomel der Kaulparſch überhaupt genennet.

Dickkopf, wird auch vom Leske, die Döbel, Giebel ꝛc. Dobula, Cyprinus, 5., Cyprinus Dobula Linn. G. 189. Sp. 13. genennet, welcher dem Kleiniſchen Dickfiſch ſehr ähnlich geachtet wird.

Dickkopf, neuerlichſt nach dem Müller, Cyprinus Cephalus, L. Gen. 189. Sp. 6.

Dickkopf, eine Art von Seewölfen, in Canada. Da es verſchiedene Arten dieſer zweylebigen Meerthiere giebt, ſie auch unter verſchiedenen Namen geführet werden: ſo müſſen wir uns vorbehalten, unter dem Artikel, Klipbeißer, Latargus Klein. der ſonſt auch vom Linnäus Anarhichas, Seewolf, Meerwolf, Lupus marinus, von Bomare Loup Marin, genennet wird, nach unſern Artikeln I. S. 7. und 298.

298. deren Geſchichte beyzubringen. Anjetzo ſchränken wir uns nur auf die gegenwärtige Gattung ein, deren Beſchreibung wir aus den S. A. R. B. XVII. S. 236. u. f. nehmen.

Die Seewölfe haben ihren Namen ihrem Geſchrey zu danken, welches eine Art von Geheule iſt. Denn in ihrer Geſtalt haben ſie nichts von dem Wolfe, noch von irgend einem Landthiere. Leſcarbot hatte ſie ſchreyen hören wie die Käuzlein: man hält aber dafür, daß ſie noch jung und ihr Geſchrey noch nicht vollkommen gebildet geweſen. Obgleich dieſe Thiere in der Reihe der Fiſche mit ſtehen: ſo werden ſie dennoch auf dem Lande gebohren. Sie leben daſelbſt eben ſo viel, als in dem Waſſer. Sie ſind mit Haaren bekleidet; ſie ſind nicht ſtumm; mit einem Worte, es fehlet ihnen nichts, für wirkliche zweylebige Thiere angeſehen zu werden. Der Kopf des Seewolfes kömmt der Geſtalt des Kopfes einer Engliſchen Dogge etwas bey. Er hat vier ſehr kurze Pfoten, vornehmlich die hintern. Alles übrige zeiget einen Fiſch. Ueberdieſes ſchleppet er ſich vielmehr, als daß er auf den Füßen gehet. Die Vorderfüße haben Nägel, die Hinterfüße ſind in der Geſtalt der Floßfedern. Seine Haut iſt hart und mit einem kurzen gleichen Haare von verſchiedenen Farben bedecket. Es finden ſich welche von dieſen Thieren, die ganz weiß ſind. Man verſichert ſogar, ſie ſind alle ſo, wenn ſie auf die Welt kommen. So aber wie ſie wachſen, werden einige roth, andere ſchwarz, und viele haben dieſe Farben zuſammen.

Man unterſcheidet viererley Arten, wovon die größten bis zweytauſend Pfund wiegen, und keine ſo platten Naſen haben, wie die andern. Eine Art, welche die Matroſen Brauer nennen, beweget ſich unaufhörlich im Waſſer; eine andere hat den Namen Naus bekommen, und noch eine andere Art Dickköpfe. Die kleinſten ſind ſehr lebhaft und geſchickt, die ihnen geſtellten Netze zu zerreißen. Ihre Farbe iſt tigermäßig. Man ſtellet ſie ſo artig vor, als Thiere dieſer Art seyn können, und man verſichert, die Wilden gewöhneten ſie, ihnen als kleine Hunde zu folgen. Denis redet nur von zweyerley Arten Seewölfen, an den Küſten von Acadia, deren eine ſo groß ſind, daß ihre Jungen unſere größten Schweine übertreffen. Er ſetzet hinzu, nicht lange nach ihrer Geburt führeten ihre Aeltern ſie in das Waſſer, und wieder an das Land, damit ſie ſaugen könnten. Die zweyte Art iſt ſehr klein, und ein jeder Wolf giebt nur ſo viel Thran, als in ſeiner Blaſe kann enthal-

enthalten werden. Er entfernet ſich niemals ſehr vom Ufer. Man entdecket ſtets einen, der gleichſam auf der Schildwacht bleibt.

Auf das erſte Zeichen, das die andern von ihm bekommen, ſtürzen ſie ſich alle in das Meer, und bald hernach nähern ſie ſich wieder dem Lande, indem ſie ſich auf ihren Hinterpfoten aufrichten, um zu beobachten, ob ſie nichts zu fürchten haben. Alle ihre Vorſicht hindert nicht, daß man ihrer nicht eine große Anzahl fängt. Ihr Fleiſch kann ohne Ekel gegeſſen werden; man findet aber mehr Vortheil dabey, wenn man den Thran herauszieht; davon die Art und Weiſe hier nicht mit anzuführen. — Auf den Felſen, oder zuweilen auf dem Eiſe, begatten ſich die Seewölfe, und werfen die Mütter ihre Jungen. Sie bringen ordentlicher Weiſe zwey. Sie ſäugen ſie zuweilen im Waſſer, ordentlicher Weiſe aber auf dem Lande. Um ſie zum Schwimmen zu gewöhnen, ſo tragen ſie ſolche, wie man ſagt, auf dem Rücken, verlaſſen ſie, und nehmen ſie von Zeit zu Zeit wieder, und ſetzen dieſe Uebung ſo lange fort, bis ſie allein ſchwimmen können. — Seltſame Fiſche, welche die Natur nicht einmal dasjenige gelehret hat, was die meiſten Landthiere faſt den Augenblick wiſſen, da ſie gebohren werden. Der Seewolf hat ſehr lebhafte Sinnen, und das iſt ſeine einzige Vertheidigung. An den Küſten von Acadien ſind ſie in ſo großer Menge, daß man, nach dem Denis, in einem einzigen Tage ſieben- bis achthundert gefangen habe; ſ. S. 90. wo der Fang derſelben ausführlich beſchrieben iſt. Des Ausdrucks wegen, daß der Seewolf, Anarichas, außer ſeinen ſehr lebhaften Sinnen, keine einzige Vertheidigung habe, verweiſen wir auf den neunten Band der Sammł. A. Reiſen, S. 515. u. f., wo von den drey verſchiedenen Arten der See- oder Meerwölfe bey der Inſel Tierra, ausführlicher gehandelt, auch eine der Natur gemäßere Beſchreibung derſelben gegeben wird. Nach derſelben ſoll der Kopf dieſer Thiere faſt eben ſo geſtaltet, wie bey den Wölfen auf dem Lande, ſeyn; der Rachen eine dem Kopfe gemäße Größe haben; und die Kinnbacken ringsherum mit einer Reihe von großen, ſtarken und ſpitzigen, Zähnen beſetzet ſeyn. Sie ſind gefährlich, wenn ſie zum Beißen kommen können; denn, wenn ſie einmal etwas zu faſſen bekommen, ſo laſſen ſie es nicht fahren. Pontoppidan beſtätiget dieſes in ſeiner Norwegiſchen Naturhiſtorie folgendermaßen: Steenbider, Steinbeißer, (in Island, Wolf in Heiligland, d. i. Helgoland, Pontoppidan in der Naturhiſt. von Dännemark, S. 186.)

S. 186.) weil er mit ſeinen ſehr ſcharfen Zähnen die Felſenſteine in Stücken beißen kann. Die Fiſcher müſſen ſich vor dieſem Fiſche wohl in Acht nehmen, weil er niemals etwas, das er angefaſſet hat, fahren läßt, bis er es zerquetſchet hat. Er iſt etwan drey viertel oder einer Ellen lang. Die Haut iſt dunkel und glatt, wie die Aalhaut, wie er auch dem Aale bis auf ſein Hintertheil gleich kömmt, außer daß er etwas breiter iſt, und auf dem Rücken lange herabhangende Floßfedern hat. (Hierdurch würde ſich doch Willughby und Klein in Anſehung der ſtreitigen Aehnlichkeit deſſelben mit dem Aale, ſ. unſ. Art. I. S. 7. ziemlich vergleichen laſſen.) Auf dem Kopfe, der rund und dicke iſt, (nicht ſo, wie Bomare ſchreibt, ſa tête eſt grande, ſerrée, comme en forme de poignard,) ſieht er häßlich, und faſt wie eine Katze aus, und im Munde hat er zwo Reihen Zähne, (ſes dents ſont redoutables, grandes et fortes, comme celles d'un chat de ſix mois, Bom.) Daß aber dieſe Art von Seewölfen von dem Wolfe, Meerwolfe, Lupus, Loup de mer vulgaire, ou Lubin, Labrax Klein. unterſchieden ſey, darf kaum noch erinnert werden.

Dicklippe.

Dicklippe iſt eine Schwimmſchnecke, welche an der Mündung mit einem Nabelloche verſehen, glatt, am Wirbel ziemlich ſtumpf, am Nabel aber halb verſchloſſen, mit einer bäuchichten Lippe verſehen und zweyfärbig iſt. Herr v. Linné vereiniget unter dieſer Nerita glaucina alle Sorten, welche dergleichen Merkmale haben, ob ſelbige gleich in der Größe, Farbe und Zeichnung verſchieden ſind.

Wirklich verſchiedene Arten werden bey der Schellenſchnecke auch unter Großlappe angeführet werden.

Dickmuſcheln.

Conchae craſſae, ſind nach Hrn. Langen und Leſſern zweyſchalige, gleichſeitige Muſcheln, deren Schalen dicke, hart, und mittelmäßig erhöhet oder gewölbet ſind, deren Schloß in der Mitte gleich gegen über ſteht, und mit den ſpitzigen Zähnen, welche am Rande herum gleichſam platt liegen, ſo zuſammenſchließen, daß die Höhe der Zähne an einer Schale in die Tiefe der Kümmen an der andern Schale genau einpaſſen. Da aber nach dieſen Kennzeichen wirklich unter ſich verſchiedene Muſcheln vereiniget werden, machen die Dickmuſcheln kein eignes Geſchlecht aus, ſondern ſind unter andere vertheilet worden. Eine Art der Herzmuſchel, Cardium ruſticum Linn. findet man bey Müllern unter dem Namen Dickſchale

ſchale angeführet. Die dicken Schalen ſind mit zwanzig weit von einander abſtehenden Furchen beſetzet, die Ribben runzlicht und der Rand der Schale iſt angeſtücket. Die Zeichnung fällt verſchieden aus. Insgemein ſind die Schalen roſtfärbig, oder gelblich mit braunrothen, oder weiß mit fuchsrothen Banden. Man findet ſie am Europäiſchen Strande.

Eine andere Art Dickſchale wird bey den Walzenſchnecken vorkommen.

Dickrübe oder Dickwurzel.

S. Mangold.

Dickſchnabel.

Unter dieſem Namen ſteht beym Klein die dritte Zunft der Sperlingsarten; da die beyden erſten die Feldſperlinge und die Ammern begreifen. Dieſe Dickſchnäbel, Coccothrauſtes, werden deswegen im Deutſchen ſo genannt, weil ſie die ſtärkſten und dickſten Schnäbel haben, womit ſie die harten, ſteinichten Saamen und die Kerne aufbeißen können. Deswegen gehören hieher die Steinbeißer, die Kreuz- und Krummſchnabel, die Thumpfaffen oder Gympel, u. ſ. w. Klein ſelbſt bringt ſechzehn Unterarten hierbey an: brauner, rother, gelber, blauer, purpurfarbener, ſchwarzer Dickſchnabel, nebſt etlichen ausländiſchen Abänderungen, dem Thumpfaffen, Parisvoogel, Kreuzſchnabel u. a. deren vornehmſte wir unter ihren eigenen bekannten Namen, an den gehörigen Orten kürzlich beſchreiben werden.

Dientel.

S. Cornelbaum.

Dierville.

Diervilla, iſt der Geſchlechtsname, welchen Tournefort zu Ehren eines Franzöſiſchen Wundarztes, dieſer Pflanze beygeleget, indem dieſer ſelbige aus Acadien mitgebracht. Herr von Linné vereiniget ſolche zwar mit dem Geſchlechte Lonicera, und iſt Lonicera Diervilla Linn. Dû Hamel aber hat ſolche wieder davon getrennet; und da wir Hrn. von Linné überhaupt bey dieſem Geſchlechte nicht folgen können, haben wir auch dieſen Namen beſonders anführen wollen. Dieſer niedrige Strauch wird hin und wieder in Nordamerika angetroffen; die zähen Aeſte ſind mit einer braunröthlichen Rinde bedecket, und mit paarweiſe geſtellten Blättern beſetzet; dieſe ruhen auf kurzen Stielen, ſind eyförmig, zugeſpitzet, ausgezacket, oberwärts dunkel- unterwärts mehr hellgrün, und daſelbſt mit ſtarken erhabenen Adern verſehen. Sowohl aus dem Winkel der

Blätter, als aus den obern Spitzen der Zweige treiben bey uns im Junius, auch im Herbſte, theils einzelne, theils zwey- und dreyfache Blumen hervor, deren jede auf ihrem Stielchen ruhet. Die beyden Nebenblättchen ſind zart und fadenförmig. Der röhrenförmige Kelch iſt bis auf die Hälfte braunroth, auf der andern grün, und in fünf Einſchnitte getheilet. Das ähnliche Blumenblatt hat auch fünf Einſchnitte, welche am Ende rundlich und auswärts gebogen ſind; einer derſelben iſt etwas größer und dicker, und mit kleinen Fädchen oder Haaren beſetzet, dergleichen die andern nicht haben. Dieſer Einſchnitt iſt auch ſchön gelb, da die andern ſchmutzig weiß ſind. Fünf Staubfäden umgeben den Griffel. Das länglichte Saamenbehältniß iſt in vier Fächer abgetheilet, und enthält viele kleine Saamen. Dieſer Strauch gehöret zu denjenigen Arzneymitteln, welche in den neueſten Zeiten bekannt geworden, und ſoll, nach Kalms Zeugniſſe, ſowohl in dem Saamenfluſſe, als bey Verhaltung des Urins vortrefflichen Nutzen leiſten. Die Vermehrung kann durch Saamen und Ableger geſchehen; da aber die Wurzeln ſelbſt Ausläufer treiben, darf man dieſe nur abſondern und ausheben. Es dauert ſolche auch bey uns im freyen Lande und verlangt keine ſonderliche Wartung.

Dievel.

Dievel auch Thiebel, Debbel, Doebel ꝛc. ſ. unſern Artikel Dickfiſch, Dickkopf.

Digeſtion.

Digeſtio. Unter der chymiſchen Digeſtion wird verſtanden, wenn zween oder mehrere flüßige Körper, oder auch flüßige mit feſten Körpern vermiſchet und eine Zeitlang ruhig hingeſtellet werden, damit dieſelben in einander wirken, ſich verbinden oder Veränderungen in einander hervorbringen können. Außer der atmoſphäriſchen Wärme hat man oft keine andere nöthig. Diejenige, wo man vermittelſt des Feuers Wärme an die Gefäße bringt, wird die warme Digeſtion genannt; jene aber kann die natürliche genannt werden. Da dieſe ſehr langſam von ſtatten geht, ſo kann man durch dieſelbe oft beſſere Producte, als durch die künſtliche oder warme Digeſtion erhalten, wiewohl auch dieſe ihre Vortheile hat, und bisweilen unumgänglich nothwendig iſt.

Die Digeſtion iſt eine ſehr nützliche Operation und hilft ſolche zur Aufſchließung, wie auch zur Verbindung der Körper ſehr viel, vornehmlich, wenn dieſelbe nicht etwa einige Stunden oder Tage ſondern Monate, ja wohl Jahre lang fortgeſetzet wird.

Digûnen.

Eine kleine Art von Weißfiſchen, auch Läuck, Läugele; nach dem Artedi, Syn. Cyprinus 16. nach dem Linne' Cyprinus Leuciſcus G. 189. 12. und Weißfiſch nach dem Müller. S. Heeringe, Harengus 5. Klein. und beſonders auch unſern Artikel Drittfiſch, mit welchem ſie wahrſcheinlichſt übereinkommen. Denn der deutſche Namen Digûnen iſt ohnfehlbar griechiſchen Urſprungs, da Διγενής nicht nur partum duorum generum, aut duplicis ſexus, ſondern auch Διγονὸς partum geminum, bis genitum, Zwillinge und einander ähnliche Kinder und Früchte bedeutet; und dieſe Baſtartfiſchchen von der Vermiſchung der Agunen und Rotten entſtehen ſollen.

Dille.

Tille, Ille, Hochkraut, Kümmerlingkraut, Anethum offic. Anethum graueolens Linn. Hr. von Linne' verbindet mit dieſem Geſchlechte auch den Fenchel, welcher unter dieſem Namen vorkommen wird. Dieſes bekannte jährige Doldengewächſe zeiget ſich auf den Aeckern in Portugall und Spanien wild, und wird bey uns in den Küchengärten häufig erzogen, woſelbſt es im Heu- und Erndtemonath blühet. Die fäſerichte Wurzel treibt einen äſtigen, etwa anderthalb Ellen hohen Stängel; die meergrünen Blätter umgeben mit einer breiten Scheide wechſelsweiſe den Stängel, und ſind in viele, ganz ſchmale, lange Blättchen und Einſchnitte getheilet. Die Dolden ſitzen an den Enden der Aeſte, haben nirgends eine beſondere Einwickelung, ſonſt aber die gewöhnliche Beſchaffenheit. Die Blumenblättchen ſind gelblicht und einwärts gebogen, die zween mit einander vereinigten Saamen blaßgelblicht, eyförmig, platt, mit Streifen durchzogen, und mit einem geflügelten Rande verſehen, durch welches letztere Kennzeichen ſich die Dille von dem Fenchel unterſcheidet. Die ganze Pflanze hat einen ſtarken Geruch, man gebrauchet auch die Blätter und blühenden Zweige, vornehmlich aber den Saamen, welcher wegen des mehr ölichten Beſtandtheiles vorzüglich wirket. Man kann ſolchen als ein Gewürze betrachten, und daher zu Stärkung des Magens und der Verdauung, Zertheilung der Blähungen, auch zu Beförderung des Urins, entweder zu Pulver geſtoßen, oder in Tränken abgekochet, gebrauchen. Man verfertiget auch daraus ein doppeltes Oel. Das weſentliche iſt, wie alle dergleichen, von hitziger Eigenſchaft, und daher mit mehrerer Vorſicht anzuordnen; das andere, welches durch Zuſatz von

Baumöl bereitet wird, dienet vortrefflich ſowohl zu Clyſtiren als zum äußerlichen Gebrauche; die erſtern werden bey dem Bauchgrimmen, Mutterbeſchwerungen und dergleichen nützlich ſeyn, wobey auch ſowohl, als bey andern krämpfichten Zufällen und Gliederreißen und Lähmungen ſolches äußerlich aufgeſtrichen werden kann. In der Haushaltung gebrauchet man den Saamen zu den Käſen, Würſten und andern Speiſen; die Dolden aber zum Einmachen der Gurken. Die Alten pflegten ſich dieſer Pflanze bey den Gaſtmälen zu bedienen, und Kränze daraus zu machen, um den Schlaf zu befördern, wie man denn auch heut zu Tage die friſchen geſtoßenen Saamen auf die Schläfe der Kinder leget, um einen gelinden Schlaf zu bewirken. Es brauchet dieſe Pflanze keine Wartung, wächſt in guter leichter Erde gleichſam von ſich ſelbſt, indem der ausgefallene Saame, ohne weitere Beſorgung, im Frühlinge häufig aufgeht. Daher findet man auch die Pflanzen ſelten dichte bey einander, ſondern zwiſchen andern Kohlkräutern einzeln ſtehen.

Dingel.

Dingel nennt Herr Planer Limodorum Linn. ein Geſchlecht aus der Geſellſchaft der Knabenkräuter. Zwiſchen den Blumen ſtehen einige blätterichte Scheiden, welche die Stelle des Kelches vertreten. Man kann hievon und der beſondern Beſchaffenheit der Blüthe bey dieſen Geſchlechtern, das Wort Knabenkraut nachleſen. Die Blume beſteht aus fünf länglichten, einander faſt ähnlichen Blumenblättern, davon die obern gegen einander ſtoßen, und an den untern innerlich das einblätterichte, vertiefte, geſtielte Honigbehältniß liegt; der aufwärts gerichtete Staubfaden trägt zween Staubbeutel; mit den Staubfäden iſt auch der Griffel vereiniget, deſſen Staubweg trichterförmig ſcheint. Die ſäulenförmige Frucht hat drey Klappen, und enthält in einer Höhle viele, ganz kleine Saamen.

Der knollichte Dingel, tuberoſum, wächſt in Amerika, hat eine knollichte Wurzel, lange Blätter, einen nackenden Stängel, und blaßpurpurfärbige Blumen.

Die Pflanze, welche Herr von Haller unter obigem Geſchlechtsnamen angeführet, bringt Hr. v. Linne′ zu dem Knabenkraute.

Dinkel.

Dünkel, Dünkelkorn, Zea, Spelta, iſt eine Art Getrayde, welche gleichſam zwiſchen Waizen und Gerſte das Mittel hält, ja es giebt zweyerley Arten Dinkel, davon die eine dem Waizen, die andere der Gerſte ähnlich iſt, und daher auch von den

den neuern Schriftſtellern unter dieſen beyden Geſchlechtern angeführet wird. Wir wollen von beyden kürzlich hier handeln, zumal ſolche gar oft mit einander verwechſelt werden, und öfters ſich kaum beſtimmen läßt, welche Art von dieſem oder jenem Schriftſteller verſtanden wird. Daher wir auch nicht angeben können, in wie ferne die übrigen Namen einer oder der andern Art eigen ſind. Dieſe ſind Grannenkorn, Zwey- oder Einkorn, Kern, Veeſen.

Dinkelwaizen, auch Corallenwaizen genannt, Triticum ſpelta Linn. iſt eine ſogenannte Winterfrucht, und dem ganzen Wachsthume nach, dem Waizen völlig ähnlich, hat auch vierblüthige aber abgeſtumpfte Kelche, und von dieſen Blüthen ſind diejenigen, welche auf den Seiten ſtehen, und Grannen tragen, Zwitter, die mittlern aber ohne alle Geſchlechtswerkzeuge. Der Saame hat überdieß die beſondere Eigenſchaft, daß ſich ſelbiger aus ſeiner Kappe oder Hülſe nicht ausdreſchen läßt, ſondern darinne ſtecken bleibt, und nur auf der Mühle abgeſondert werden kann. Und dieſer letzte Umſtand machet einen weſentlichen Unterſchied des Dinkels und der übrigen Waizenarten aus. Waizen und Dinkel geben beyde auf der Mühle ein ſchönes weißes Mehl, der Dinkel aber muß vorher beſonders zugerichtet, und auf der ſogenannten Gerbmühle gegerbet, das iſt, ſeiner Hülſen entlediget werden, ehe der Dinkelkern auf der Mahlmühle aufgeſchüttet und gemahlen wird. Wenn die Hülſen, oder die feſt anhangenden Spreukappen auf der Mühle abgeſtoßen worden, wird dieſer Saame Spelt oder Spelzen auch Spalt genannt. Der letzte Name iſt wohl daher entſtanden, weil die äußerlichen Spelzen oder Hülſen geſpalten oder von einander getheilet ſind, auch der Dinkelkern ſelbſt inwendig in ſeinen Schelfen, auf der flachen Seite der Länge nach eine vertiefte Linie oder Spalt zeiget. Nach Verſchiedenheit des Erdbodens und Wachsthumes zeiget dieſer Dinkel einige Abänderungen. Gemeiniglich findet man in zween vereinigten Schläuchen, zween Saamen zugleich, mithin auf jeder halbgeſpaltenen Seite einen, deswegen hat man ſolchen den zweykörnichten, dicoccos, genañt, bisweilen findet man zwar auch zween vereinigte Schläuche, aber nur in dem einen ein Korn, und der andere iſt leer; dergleichen zeigen ſich öfters oben und unten in einer Aehre; auch zeigen ſich, aber ſelten, drey vereinigte Schläuche, ſo daß auf der einen Seite zween Schläuche, jeder mit einem Saamen und auf der andern geſpaltenen Seite ein Schlauch mit einem Saamen erfüllet, anzutreffen. Und dieſes letztere kömmt mit der, vorher

her erwähnten Beſchaffenheit der Blüthe überein, da nämlich vier Blümchen in einem Kelche liegen, das eine aber davon geſchlechtlos iſt. Jeder Saame iſt allemal mit drey Hülſen bedecket. Die äußerſte iſt eine Fortſetzung des Halmes ſelbſt, welcher durch die ganze Aehre in kleinen abgeſetzten Gliedern die ſtärkſten und äußerſten Spelzen mit einer ſtarken weißgelben Schelfe einkleidet. Dieſe iſt doppelt geſpalten und hat die Geſtalt der zwoten darauf folgenden Hülſe. Dieſe zwote ſtellet das eigentliche Behältniß des Dinkelkornes ſelbſt vor, iſt dünner als die erſte, raget über ſelbige auf beyden Seiten weit heraus, und enthält ordentlicher Weiſe die zween, auch ſelten drey von einander getheilten Schläuche; jeder Schlauch iſt wieder aus zwo weißen Häutchen zuſammengeſetzet, davon das eine und äußerliche erhaben und hohl iſt, und den Saamen umfaſſet, das andere und innere aber, flache, breite und dünne den Saamen auf beyden Seiten zudecket. Die dritte Hülſe geht in der Mitte über die beyden vorigen höher heraus, und iſt die Scheidewand der zween mit einander vereinigten und auf beyden Seiten abgetheilten Schläuche; ſie iſt ein zartes, weißes, langes, leeres Häutlein, darinne niemals ein Saame liegt, hat auch öfters noch ein anderes kleines, leeres Häutlein bey ſich. Der Dinkelhalm hat gemeiniglich vier Abſätze; der erſte geht von den Wurzelzäſerlein in der Erde bis an den Knoten, aus welchem der Nebenhalm entſteht; die drey folgenden werden immer länger, je weiter ſie von der Erde abſtehen, und der Aehre näher kommen. Dieſen Halm umgeben ſechs von einander abgeſonderte Schoßbalgblätter. Zwey umſchließen ſchon im Herbſte den untern Theil deſſelben, aus welchem der Knoten wächſt, welcher den Anfang des Schoßbalges ausmachet. Weiter hinauf folgen noch viere, in der Länge des Halmes von einander abſtehenbe, Blätter, davon ein Blatt allezeit an dem Orte des Schoßbalges, wo es hervorkömmt, eine kleine Oeffnung zeiget. Der längſte Dinkelhalm iſt ohngefähr halb ſo groß, als der längſte Rockenkornhalm. Die Aehre beſteht aus wechſelsweiſe, in einer ungleichen abgeſetzten Ordnung, gegen einander über ſtehenden Spelzen, an der Zahl zwölfe, ſechzehn bis zwanzig. Da der Dinkel beym Dreſchen ſeine Hülſen behält, wird er auch mit ſelbiger wieder ausgeſäet, und fängt in ſeinen Hülſen an zu keimen, worinne der vornehmſte Unterſchied in Anſehung des Waizens beſteht; dieſer geht, wie bekannt, aus ſeinen Hülſen, wird ohne dieſe ausgeſäet, und keimet ohne ſelbige. Ferner iſt

der Dinkelkern länger, dünner und durchſichtig, auch weißgelber als der Waizenkern; der reife und bey trockner Witterung eingeführte Dinkelkern giebt ein ſchönes, weißes Mehl, das ſich leicht erhebt, ergiebig iſt, auch das Brod und andere daraus gebackene und gekochte Speiſen locker, leicht und weiß machet; das Waizenmehl iſt ſchwerer, nicht ſo ergiebig, und treibt im Kochen oder Backen die davon bereiteten Speiſen nicht ſo hoch und locker auf.

Außer dieſer giebt es auch eine andere Art Dinkelwaizen, welche beſtändig nur einen Saamen enthält, und daher das Einkorn, auch St. Peterskorn, Schwadengerſte, deutſcher Reiß, Blicken genennet worden, Zea monococcos, Triticum monococcum L. Dieſe hat nur dreyblümige Kelche, und von dieſen Blüthen ſind nur zween Zwitter, und die eine davon mit Grannen verſehen, die dritte und mittlere aber, ohne alle Geſchlechtswerkzeuge. Man könnte dieſe Art den einkörnichten, und jene den zweykörnichten Dinkelwaizen nennen; der einkörnichte trägt ſeine Bälge in zwo Zeilen, die einander gerade gegen über ſtehen, und ſtellet völlig eine Gerſtenähre mit lang hervorragenden Grannen vor, welche aus dem innern weißen Häutlein oben an der Spitze herausgewachſen ſind. Es hat jedes Korn einen doppelten Balg oder Hülſe: die erſte iſt auf beyden Seiten getheilet, hart, ſchmal und bedecket den äußern, mittlern und erhabenen nicht völlig, gegen den innern Theil iſt ſolche etwas eingebogen, und raget über den Saamen hervor; unter dieſer liegt die andere, welche den Saamen völlig umſchließt; es iſt ein dünnes, weißes Häutchen, welches gegen den innern Theil des Halmes breiter, gegen den äußern aber ſchmäler, erhaben und hohl ſich zeiget, wie die Geſtalt des Saamens es erfodert. Der Saame ſelbſt iſt größer, dicker, breiter, und an Farbe gelblichter, als der erſte, oder bey dem zweykörnichten Dinkelwaizen. Die Aehre iſt zweyzeilicht, oder ſtellet, wie ſchon erwähnet worden, eine Gerſtenähre mit langen hervorragenden Grannen vor.

Beyde Arten zeigen auch in dem Anbaue einigen Unterſchied. Das im Herbſte ausgeſäte Einkorn erfrieret nicht, das Zweykorn aber leichtlich. Wenn beyde mit einander vermenget ausgeſäet werden, wird das Einkorn mehr wuchern, und ſich beſtauben, als das andere; man läßt es aber nicht gerne mit einander wachſen, weil das Mehl von dem Einkorne ſchwer und gelblicht iſt. Einige pflegen daher beyderley Halme aus den Garben abzuſondern,

dern, ehe ſie gedroſchen werden, oder beyderley Saamen ſorgfältig vor der Ausſaat auszuleſen, damit ſie reine Saat auf die Felder bringen möchten.

Außer dieſen zwo Arten Dinkel, welche beyde zu dem Geſchlechte des Waizen gerechnet werden, giebt es noch eine dritte, welche man die Dinkelgerſte nennen kann; indem ſolche wirklich mit dem Gerſtengeſchlechte übereinkommt, jedoch von den andern Arten unterſchieden iſt. In Franken heißt dieſe Art Ohmer, einige pflegen ſolche auch nackende und Himmelsgerſte zu nennen, iſt Zeopyron C. Bauh. Es wird dieſe noch vor Winters geſäet, und iſt alſo eine wirkliche Wintergerſte, da die gemeine Gerſte im Frühjahre geſäet werden muß. Die Dinkelgerſte geht bey dem Dreſchen aus den Hülſen, welche die andere behält; der Saame bey jener iſt kürzer und dicker, auch ſchwärzlich, bey der Sommergerſte länger und dünner, und weißgelblicht; bey jener hat die Aehre vier Zeilen Körner, die ſchon zu Ende des Junius reif werden, da hingegen die Sommergerſtenähre aus zwo Zeilen beſteht, welche in einer gedoppelten gleichen Ordnung gegen einander über ſtehen, und ſpäter ihre Zeitigung erhalten. Die Dinkelgerſte dienet nicht zum Bierbrauen, weil ſie keine Hülſen hat, und zum Aus-keimen nicht recht tüchtig iſt. Sie wird auch überhaupt ſelten gebauet, da ſie nicht auf jedem Boden wohl geräth und leichtlich im Winter erfrieret.

Der zweykörnichte Dinkelwaizen, erfodert guten, fetten, ſtarken Boden; im ſchwarzen und ſchweren Acker gedeihet ſolcher vorzüglich, weil die zarten Wurzelfaſern von dergleichen Erde gut befeſtiget und gegen die Kälte bewahret werden; die rechte Saatzeit iſt zwar nicht zu beſtimmen, doch iſt überhaupt die frühe Saat der ſpäten vorzuziehen, weil auf ſolche Weiſe der Saame noch vor dem Winter ſich um ſo viel beſſer beſtauden kann, je längere Zeit ihm dazu vergönnet wird. Wenn jedoch die Wärme mit vermiſchten Regen im Herbſte lange anhält, oder es folget ein warmer und feuchter Frühling, ſo pfleget der Dinkel zu überwachſen, ſo daß nicht allein viele Nebenhalme aus der Erde treiben, ſondern auch die Stängel und Blätter länger in die Höhe ſchießen. Neiget ſich der Dinkel wegen allzuſtarken Triebes auf die Erde, wird ſolcher, wie bey einigen andern Getraydearten gewöhnlich iſt, geſchröpfet; und dieſes abgeſchnittene dem Rindviehe vorgeleget. Das Schröpfen wird ſelten im Herbſte, gemeiniglich im Frühjahre, auch erſt im May veranſtaltet, indem die Aehre erſt in

der

der Mitte oder zu Ende des Brachmonaths aus dem Schoßbalge heraus ſteiget, und zu Ende des Auguſts geſchieht gemeiniglich die Ernde. Daß der Dinkelſaame auf der Gerbmühle ſeiner äußerlichen Hülſe entlediget werden müſſe, ehe auf der Mehlmühle das Mehl davon bereitet werden könne, haben wir ſchon erinnert, und wer von der Einrichtung der Gerbmühle unterrichtet ſeyn will, verweiſen wir zu den Fränkiſchen Sammlungen 3 Band S. 510.

Dinkelſpelze.

S. Lolch.

Dinte.

Atramentum. Die Dinte überhaupt betrachtet iſt eine gefärbte Feuchtigkeit, welcher man ſich zum Schreiben bedienet. Es giebt Dinten von verſchiedenen Farben. Die gemeinſte iſt die ſchwarze; außer dieſer bedienet man ſich auch der rothen und grünen Dinten.

Die Materien, woraus die ſchwarze Dinte bereitet wird, ſind: Galläpfel, grüner oder Eiſenvitriol, Arabiſches Gummi und Waſſer. Andere Materien und Feuchtigkeiten, die in ſo vielen Vorſchriften zur Bereitung einer guten Dinten vorgeſchlagen werden, ſind nicht als nothwendige, ſondern oft als unnütze und ſchädliche, oder zum wenigſten als überflüßige Dinge anzuſehen. Zur Bereitung einer guten ſchwarzen Dinte kömmt es darauf an, daß man hierzu gute Galläpfel nimmt, indem nicht alle Galläpfel gleiche Dienſte leiſten; die ſchwärzlichten und ſchweren ſind allemal beſſer, als die großen, leichten und gelblichten Galläpfel. Ferner iſt auch wohl zu beobachten, daß man einen guten grünen Eiſenvitriol, und zwar von ſelbigem etwas weniger, als von den Galläpfeln nehme; denn mehr Vitriol als Galläpfel machet die Dinte beitzend, und giebt derſelben eine ſolche Beſchaffenheit, daß ſie mit der Zeit roth wird. Nimmt man hingegen zu wenig von dem Vitriol, ſo wird die Dinte nicht ſchwarz genug. Die Galläpfel ſtößt man gröblich und gießt auf ſelbige heißes Waſſer, und läßt ſie etliche Tage in einer gelinden Wärme ſtehen; hierauf vermiſchet man das Galläpfel Decoct mit der gehörigen Menge Vitriol, den man gleichfalls in einer genugſamen Menge Waſſer vorher auflöſen muß. Man rührt die Vermiſchung gut durch einander, und läßt ſie noch ein paar Tage in gelinder Wärme ſtehen, und rührt ſie von Zeit zu Zeit mit einem Stabe um. Endlich ſetzet man die gehörige Menge von klar geſtoßenen Arabiſchen Gummi zu, rühret alles wohl durch einander, und wiederholet das Rühren noch

etlichemal ein paar Tage hintereinander, und hebt die Dinte wohl verwahret zum Gebrauch auf. Wenn man auf dieſe Weiſe gehörig verfährt, und nicht zu viel Waſſer darzu nimmt, ſo wird man eine gute ſchwarze Dinte erhalten, welche nicht ſchimmelt. Es ſchadet aber nicht, wenn man auf eine Kanne Dinte einen Löffel voll guten Brandwein zuſetzet, und alsdenn die Dinte ie zuweilen ein wenig herumrühret. Will man bey Verfertigung der Dinte etwas guten Weineſſig gebrauchen, ſo ſchadet es auch nicht, doch muß derſelbe gut und ſcharf ſeyn. Der Alaun, der von einigen bisweilen zur Dinte gebrauchet wird, iſt eigentlich überflüßig, es ſey denn, daß man die Dinte nicht zu ſchwarz haben wollte, in welchem Fall der Alaun nützlich iſt: ie mehr Alaun, und ie weniger Vitriol darzu kömmt, deſto bläſſer wird die Dinte. Andere Materien ſind zum Theil gänzlich überflüßig und unnütze, oder zum Theil ſchädlich.

Wenn man auf ſechzehn Loth gröblich geſtoßene Galläpfel eine Kanne heißes Waſſer gießt, Tag und Nacht ſtehen läßt, hierauf eine halbe Kanne guten Weineſſig zugießt, alles wohl durch einander rühret, und wieder etliche Tage ſtehen läßt; hierauf zwölf Loth grünen Vitriol und ſechs Loth klar geſtoßenes Arabiſches Gummi in anderthalbe Kanne Flußwaſſer auflöſet, und dieſe Auflöſung mit der Galläpfel Auflöſung vermiſchet, übrigens nach der oben beſchriebenen Weiſe verfährt, ſo wird man eine ſehr gute ſchwarze Dinte erhalten.

Rothe, grüne und andre Dinten von andern Farben brauchen nicht ſo viel Umſtände, ſondern erfordern nur, daß man von den Materien, welche eine Farbe geben, ein ſtarkes Decoct oder eine geſättigte Auflöſung machet, dieſelbe durchſeichet, und mit einer genugſamen Menge Arabiſchen Gummi vermiſchet, als wodurch die Dinten zum Schreiben geſchickt gemachet werden. Z. E. man kochet Braſilienholzſpäne mit Waſſer dergeſtalt, daß das Decoct recht geſättiget wird, ſeichet alsdenn daſſelbe durch, und ſetzet klar geſtoßenes Arabiſches Gummi darzu, rühret es oft um, bis das Gummi aufgelöſet iſt, ſo wird man eine brauchbare rothe Dinte haben. Eine andre rothe Dinte kann man aus der mit Alaunwaſſer aufgelößten Cochenille machen. Löſet man die Cochenille mit Eſſig auf und ſetzet etwas von der, bey den Färbern gebräuchlichen und mit Königswaſſer gemachten, Zinnauflöſung zu, ſo erhält man eine rothe Dinte, von einer andern Art. Eine grüne Dinte kann man erhalten, wenn man Kupfercryſtallen, ſo gemeiniglich deſtil-

lirter Grünſpan genennet werden, ſtößt und im Weineſſig zerreibt und auflößt, alsdenn Gummi zuſetzet. Thut man etwas Saffran, oder Gummigutt oder Curcume in die Auflöſung, ſo wird man grüne Dinten von verſchiedenen Schattirungen erhalten.

Dieſe und andre bunte Dinten von andern Farben können auch zu Illuminirung der Landcharten gebrauchet werden.

Dinte, ſympathetiſche, Atramentum ſympatheticum; hierunter verſteht man, wenn man mit metalliſchen Auflöſungen auf ein Papier ſchreibt, und die Schrift, wenn ſie trocken geworden, unſichtbar wird, ſogleich aber, als man ſie erwärmet, oder andre Veränderungen vornimmt, wieder zum Vorſchein kömmt, ſo, daß man ſie leſen kann. Man kann verſchiedene Arten von ſympathetiſcher Dinte machen; die beſte von ſelbigen wird durch die Auflöſung des Kobolts in Scheidewaſſer oder Salpeterſaurem erhalten. Man löſet nämlich den Kobolt in Scheidewaſſer auf, thut alsdenn, wenn die Auflöſung geſchehen, ſo viel Kochſalz in eine gläſerne Retorte, als ſich vom Kobolt im Scheidewaſſer aufgelößt hat. Hierauf gießt man die durchgeſeichte Koboltauflöſung hinein, und treibt nach und nach alle Feuchtigkeit bis zur Trockenheit herüber. Wenn alles kalt geworden, gießt man auf einen Theil des in der Retorte zurückgebliebenen röthlichten Salzes drey Theile reines oder deſtillirtes Waſſer, welches daſſelbe auflöſet, und die ſympathetiſche Dinte giebt. Wenn man mit dieſem Waſſer auf Papier ſchreibt, ſolches trocknet, und hernach über gelinde Wärme hält, ſo erſcheint die Schrift grün, und vergeht wieder, ſo bald das Papier kalt wird, kömmt aber ſo oft wieder zum Vorſchein, als das Papier erwärmet wird. Die Erwärmung muß allezeit gelinde ſeyn, weil ſonſt, wenn ſie gar zu ſtark iſt, Merkmale der Schrift zurückbleiben. Wenn man die Feuchtigkeit von der mit Kochſalz vermiſchten Koboltauflöſung nicht aus einer Retorte übertreiben will, ſo kann man dieſelbe in einem offnen Gefäße bis zur Trockenheit abdampfen, und mit dem übriggebliebenen Salze auf oben beſchriebene Weiſe verfahren, ſo wird man gleichfalls die ſympathetiſche Dinte erhalten; man verliert aber auf dieſe Weiſe die Feuchtigkeit, welche übergeht, und als ein Königswaſſer gebrauchet werden kann. Andere Arten von ſympathetiſchen Dinten ſind theils in der Bereitung mit mehrern Umſtänden verbunden, theils aber auch nicht von

der guten Beſchaffenheit, wie die aus Kobolt bereitete ſympathetiſche Dinte.

Dintenbeer.

S. Kirſchbaum.

Dintenbeerſtrauch.

S. Creutzbeerſtrauch.

Dintenfiſch.

Tintenfiſch, S. unſern Artikel, Ancornet und Blackfiſch; auch S. A. R. B. XX. S. 56.

Diodie.

Diodie wird von Hr. Planern Gleychen genannt. Die Pflanze wächſt in Virginien. Der zweyblättrige Kelch umgiebt ein trichterförmiges Blumenblatt, deſſen Röhre lang und dünne, und der kleine Rand in vier ſpitzige Einſchnitte getheilet iſt; überdieß ſieht man vier Staubfäden und einen Griffel mit doppeltem Staubwege. Das viereckichte, mit dem vergrößerten Kelche gekrönte, Saamenbehältniß öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält in zwey Fächern zween Saamen. Die röthlichen Stängel ſind auf der Erde hingeſtrecket, die Blätter einander gegen über geſtellet, und die Blumen weiß.

Dionäa muſcipula.

Eine ſonderlich merkwürdige Pflanze, welche Herr Ellis ganz neuerlich entdecket und beſchrieben. Sie wächſt in moraſtigen Gegenden von Nordamerika, an den Gränzen von Südcarolina; treibt einen etwan ſechs Zoll hohen, runden, glatten, nackenden Stängel, welcher ſich mit einem Blumenſtrauße endiget. Die Blumen ſind milchweiß, und ſtehen auf Stielen, bey deren Urſprunge ein kleines, ſchmales, zugeſpitztes Deckblättchen ſich befindet. Fünf vertiefte Kelch- und fünf Blumenblätter deren jedes ſieben durchſichtige Striefen zeiget, machen die Blumendecke aus, welche zehn Staubfäden und einen Griffel umgiebt. Das rundliche, einfächerichte Saamenbehältniß enthält viele kleine Saamen. Aus der dauernden, ſchuppichten Wurzel entſpringen einige ſaftige, zurückgebogene Blätter, auf deren Oberfläche viele kleine rothe Drüſen ſitzen, und am Ende derſelben zween Lappen anhängen; jenes könnte man für den Stiel, dieſe aber für ein doppeltes Blättchen halten, zumal ſich ſelbige in der Mitte, der Länge nach, zuſammenfalten können. Sie falten ſich auch wirklich von ſelbſt, ſobald ein Körper das Blatt berühret, öffnen ſich auch nicht wieder, ſo lange der Körper noch dazwiſchen ſtecket. Hr. Ellis ſcheint zu glauben, als ob dieſes Zuſammenfalten nur alsdenn geſchehe, wenn ein Inſect das Blatt berühre,

rühre, und den ſüßlichten Saft dieſer verführeriſchen Drüſen koſten will, und vermuthet daher, daß die Pflanze ſelbſt aus den gefangenen und getödteten Inſecten einige Nahrung ziehe; welches aber nicht wahrſcheinlich, indem ſich auch das Blatt faltet, wenn man ein Strohhälmchen oder Stecknadel zwiſchen die Lappen hält, welche alsdenn eben ſo feſt gefaſſet werden, als ein Inſect. Deswegen wir auch ſelbige nicht unter dem Namen Fliegenſchnapper anführen wollen. Die Stacheln, womit der Rand dieſer Lappen beſetzet iſt, ingleichen auch drey kleinere, welche in der Mitte jedes Lappens befindlich ſind, tragen vieles bey, den dazwiſchen gelegten Körper feſt zu halten, und durch dieſes Feſtehalten unterſcheidet ſich dieſe Pflanze von allen andern, welche nach einer Berührung oder Stoße eine empfindende Kraft äußern und gewiſſe Theile bewegen. Man findet ſolche ſchon hin und wieder in den Gärten; ſie hat aber zur Zeit daſelbſt keinen reifen Saamen getragen.

Diptam.

Obgleich mit dieſem Namen einige verſchiedene Pflanzengeſchlechter beleget worden, kann man ſolchen doch beybehalten, und ſelbige durch Beynamen füglich unterſcheiden. Es iſt alſo

Der weiße Diptam, ſonſt gemeiner Diptam, Aſcherwurz, Eſcherwurz, Eberwurzel, Schlechtwurzel, Spechtwurzel genannt, Dictamnus albus offic. oder Fraxinella. In Frankreich und Italien, auch hin und wieder in Deutſchland in bergichten Wäldern und auf Hügeln wächſt ſelbiger wild, und blühet im Juli, auch ſpäter. Die, viele Jahre dauernde, Wurzel iſt einen Finger dicke, geht tief in die Erde, äußerlich blaßgelb, inwendig weiß; die Stängel ſind eine bis anderthalb Ellen hoch, ſtark, unten glatt und grün, oberwärts rauchlicht und röthlich, wechſelsweiſe mit zuſammengeſetzten, gefiederten Blättern beſetzet. Sie beſtehen aus zwey oder drey bis fünf Paaren, ſchön grünen, glänzend punctirten, feſten, länglichten, etwas ausgezackten Blättchen, welche mit kurzen Stielchen auf der, einigermaßen geflügelten, Ribbe der Länge nach anſitzen; wie denn auch am Ende ein dergleichen einzelnes ſteht. Der Stängel endiget ſich mit einer langen lockern Blumenähre. Die Blumen ſind groß, ſchön, riechen ſtark und angenehm; jede ſitzet auf ihrem röthlichen Stiele. Der Kelch beſteht aus fünf kleinen, etwas bräunlichten, rauchen Blättchen; die fünf, viel größern und längern Blumenblätter ſind länglicht, ſpitzig, blaßroth, und mit hochrothen Streifen der Länge

nach

nach bezeichnet und nicht ſowohl der Größe, als Lage nach, einander ungleich. Zwey davon ſind oberwärts, zwey ſchief ſeitwärts, und eins nach unten zu gebogen. Die 10 pfriemenartigen Staubfäden biegen ſich zwiſchen den beyden Seitenblumenblättern unterwärts, und ſteigen gegen die zwey obern wieder aufwärts; der fünfeckichte Fruchtkeim trägt einen kurzen, unterwärts gekrümmten, und mit einem ſpitzigen Staubwege geendigten Griffel. Die Frucht beſteht aus fünf Saamenbehältniſſen, welche am innern Rande mit einander verwachſen, breit gedrücket und ſpitzig ſind, deren jedes ſich der Länge nach an dem Rande in zwo Klappen öffnet, und zween eyförmige, glänzende, ſchwarze Saamen enthält, welche beyderſeits von einer weißlichten, pergamentähnlichen, und mit einer merklichen Federkraft begabten Haut umſchloſſen werden. Der obere Theil des Stängels, die Blumenſtiele, der Kelch, die Staubfäden, ſind mit vielen braunröthlichen Erhebungen, als Bläschen, beſetzet, welche ſonderlich einen ſtarken Geruch von ſich geben, und ein öhlichtes Weſen enthalten, daher auch, wenn man ein angezündetes Licht unter die Pflanze hält, plötzlich eine Flamme entſteht, welche ſich über die ganze Pflanze ausbreitet.

Ob nun gleich die ganze Pflanze, ſonderlich die mit den balſamiſchen Drüſen beſetzten Theile, welche, um Honig und Wachs zu ſammeln, von den Bienen fleißig beſuchet werden, wirkſame Eigenſchaften beſitzen und in der Arzney gebrauchet werden könnten; ſo pfleget man doch allein die Wurzel, und auch davon nur die dicke Rinde in den Apotheken aufzubehalten. Denn die Blätter, welche unter dieſem Namen vorkommen, werden von dem Cretiſchen Diptam genommen. Dieſe dicke, weiße, von den Zäſerchen gereinigte, und zuſammengerollte Schale der Wurzel hat im friſchen Zuſtande einen ſtarken angenehmen Geruch, welcher aber nach der Trocknung faſt gänzlich verſchwindet, und nur ein bitterlicher, wenig gewürzhafter Geſchmack übrig bleibt. Man hat ſelbige als ein Gegengift angerühmet, und zu Beförderung des Schweißes, Urins, und der monathlichen Reinigung vorzüglich angerathen, auch wider die fallende Sucht, vornehmlich wenn ſelbige von Würmern entſtanden, gelobet. In den neuern Zeiten iſt ihr Gebrauch faſt ganz vernachläßiget worden. Hr. Störk aber hat dieſelbe wieder empor gebracht, und durch einige Verſuche bewieſen, daß ſie ein kräftiges Mittel, ſowohl bey der fallenden Sucht, als auch der verhaltenen Reinigung ſey, ingleichen den Abgang des Urins befördere, und die Würmer austreibe. Er hat die Wur-

zel theils als Pulver eingegeben, theils daraus mit Wein oder Weingeiſt eine Eſſenz bereitet. In den Apotheken wird ſelbige zu verſchiedenen zuſammengeſetzten Mitteln gebrauchet.

Durch das gute Anſehen und den Geruch empfiehlt ſich dieſe Pflanze allen Gartenliebhabern. Sie verlanget auch keine ſonderliche Wartung; man kann ſie aus Saamen ziehen, oder auch durch Theilung der Stöcke vermehren; in beyden Fällen aber muß man einige Jahre warten, bis die Blüthen hervorkommen. Auch die alten Stöcke vertragen das Verſetzen nicht gerne.

Man findet auch zuweilen den Diptam mit weißen Blumen, ob aber dieſes für eine beſondere Art, oder nur für eine Abänderung der vorher beſchriebenen zu halten, iſt noch nicht ausgemacht.

Die andere Pflanze führet den Namen

Cretiſcher Diptam, Dictamnus creticus. Herr von Linné hat ſelbigen für eine Art Doſten ausgegeben und Origanum dictamnus genannt. Er unterſcheidet ſich aber merklich von dieſem Geſchlechte, und kann daher füglich als ein beſonderes betrachtet werden. Es wächſt ſolcher auf dem Berge Ida in der Inſel Creta. Die zarte, zäſerichte, braune Wurzel treibt ein niedriges, büſchichtes Stöckchen, welches überall, nur die Blumenähren ausgenommen, mit einem wollichten, dichten Weſen überzogen iſt. Die an den Zweigen einander gegen über geſtellten, plattanſitzenden Blätter ſind eyförmig, faſt rundlich und völlig ganz; der obere Theil der Aeſte iſt blätterloſe und endigt ſich mit einer unterwärts gebogenen, kurzen Blumenähre. Zwiſchen den Blumen ſitzen rundliche, weit vorragende, ganz glatte, bräunlicht gefärbte Deckblätter. Der Kelch ſtellet gleichſam ein Ohr vor, indem er von unten nach oben zu ſchief abgeſchnitten iſt, und alſo einen einzigen eyförmigen, aufrechtſtehenden Abſchnitt hat, worinnen ſonderlich der Unterſchied von den Doſten beſteht. Das röhrenförmige, röthliche Blumenblatt iſt in zwo Lippen getheilet, und die oberſte ausgehöhlet und eingekerbet, die untere aber in drey, einander faſt ähnliche Einſchnitte getrennet. Die vier Staubfäden richten ſich nach der obern Lippe, wovon zween etwas kürzer, als die andern beyden ſind; der einfache, gekrümmte Griffel endiget ſich mit zween ſpitzigen Staubwegen. Der Kelch enthält vier Saamen.

Die friſche Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch und Geſchmack, welche auch nach dem Trocknen nicht gänzlich mangeln. Von den alten Aerzten wurde ſie hochgeſchätzet und zu vielen Gegengiften genommen; wie man

denn

denn lieſt, daß in Creta die Gemſen, wenn ſie mit Pfeilen geſchoſſen worden, dieſes Kraut freſſen, und davon die Pfeile wieder ausfallen, und die Wunden heilen ſollen. Auch wurde ſie zu Eröffnung der verhaltenen monathlichen Reinigung angeprieſen. Heut zu Tage wird ſie ſelten gebrauchet, und der Thymian kann füglich dafür gewählet werden. Obgleich aber ihre Arzneykräfte nicht beſonders ſind, ſo verdienet doch dieſe Pflanze billig die Achtung der Gartenliebhaber. Die wollichten Blätter, und die hangende, mit glatten Blättern beſetzte, Blumenähre geben ihr ein beſonderes Anſehen; ſie iſt eben nicht zärtlich, doch muß ſie den Winter über in einem gemäßigten Gewächshauſe aufbehalten, und für allzu vieler Näſſe in Acht genommen werden. Die Vermehrung will auch nicht wohl gelingen; reifen Saamen erhalten wir niemals, und die Wurzel treibt keine Schößlinge, mithin muß man allein die kleinen Zweiglein pflanzen, welche aber ſelten anſchlagen.

Die andere Art, welche in Phrygien auf dem Berge Sipylo wächſt, und nirgends einen wollichten Ueberzug hat, Origanum ſipyleum Linn. iſt ſelten in hieſigen Gärten anzutreffen.

Endlich ſollten wir noch des Baſtart- oder Wirbeldiptams Pſeudo-dictamnus erwähnen; wir haben aber unter dem weißen Andorn, mit welchem ſelbiger füglich vereiniget wird, bereits eine Art angeführet.

Diptam, Baſtart, S. Andorn, weißer.

Dirlitzen.

S. Cornelbaum.

Diſandra.

Ein ganz neues Pflanzengeſchlecht, welches in der Murrayiſchen Ausgabe vom Herrn v. Linne' beſtimmet worden. Die Pflanze war ehedem für eine Art der Sibthorpiae ausgegeben worden. Sibthorpia peregrina Linn. ſpec. Die ausgeſtreckten Stängel ſind mit Wolle überzogen, und einen bis zween Fuß lang, und die geſtielten, wechſelsweiſe geſtellten, Blätter gleichfalls wollicht, rundlichnierenförmig und eingekerbet. Aus dem Winkel derſelben treiben Blumenſtiele mit einzelnen gelben Blumen. Die Anzahl der Blumentheile iſt ſehr veränderlich. Der Kelch iſt in fünf bis acht aufrechtſtehende Einſchnitte getheilet. Das radförmige Blumenblatt zeiget am Rande fünf auch mehrere Lappen. Die Zahl der Staubfäden iſt fünf bis achte, die Staubbeutel ſind pfeilförmig. Der Griffel zeiget einen einfachen Staubweg. Das Saamenbehältniß iſt zweyfächericht, und enthält viele

Saamen. Herr von Linne' bemerket noch, wie die ſiebente Zahl die gewöhnlichſte, hingegen die fünfte, ob ſolche gleich die natürliche ſcheine, doch am ſeltenſten wahrgenommen werde. Die Pflanze wächſt im Morgenlande.

Diſtel.

Carduus. Der deutſche und lateiniſche Name war ehedem ſehr unbeſtimmt; die neuern Schriftſteller verſtehen darunter ein Pflanzengeſchlecht, deſſen gemeinſchaftlicher, eyförmiger oder bauchichter Kelch, aus über einander liegenden, ſpitzigen und ſtachlichten Schuppen beſteht, und viele röhrenförmige, einblätterichte Zwitterblümchen enthält, ein haarichtes Blumenbette zeiget, und gleichfalls mit langen, plattaufſitzenden Haaren beſetzte Saamen trägt. Die Blumenröhre iſt zart, und in fünf ſchmale ähnliche Läppchen zerſchnitten, doch geht gemeiniglich der eine Einſchnitt tiefer als die übrigen; die fünf kurzen Staubfäden tragen einen verwachſenen, walzenförmigen Staubbeutel, und der vorragende Griffel endiget ſich mit einem faſt unmerklich eingekerbten Staubwege. Hr. von Linne' hat davon acht und zwanzig Arten angeführet, alle aber in zwo Hauptabtheilungen gebracht, da bey ſelbigen die Blätter entweder an dem Stängel herunterlaufen und Flügel machen, oder nur platt anſitzen. Von den Arten mit geflügelten Stängeln bemerken wir

1) Die große Speerdiſtel, Carduus lanceolatus L. wächſt an gebaueten und ungebaueten Orten häufig und blühet im Heu- und Erndtemonath. Der in Aeſte getheilte Stängel wird ohngefähr zween Fuß hoch, und faſt durchgehends von den herunterlaufenden Blättern geflügelt. Die dunkelgrünen Blätter ſind auf der Oberfläche mit ſteifen Borſten beſetzet, der Länge nach und bis zur Hälfte in verſchiedene, weit auseinander geſtellte, Lappen abgetheilet, welche nochmals zerſchnitten und mit einer Stachel geendiget ſind. An den Spitzen der Aeſte ſitzen einige kegelförmige Blumenköpfe platt auf, und dicht bey einander; die Kelchſchuppen ſind faſt unzählbar, ihre dünnen ſpitzigen Enden mehr auswärts gerichtet, mit einem wollichten Weſen beſetzet, und die innerſten ganz weich und purpurfärbig, auch die Blümchen purpurfärbig; der etwas gekrümmte Saame iſt auf der einen Seite mit einer Linie durchzogen, und mit ſehr langen Haaren beſetzet.

2) Die unterwärts hangende Bieſamdiſtel, Carduus nutans Linn. iſt ebenfalls auf den Aeckern und Wieſen häufig anzutreffen, und blühet mit der vorigen. Der Stängel wird ſelten über eine Elle hoch, treibt Aeſte, welche gleich-

ſam mit halben oder unterbroche- nen Flüg.ln der Länge nach beſe- tzet, und mit einem wollichten We- ſen bedecket ſind. Die Blätter ſind tief eingeſchnitten, und die Enden und Zacken der Lappen mit einer feſten Stachel bewaffnet; der obere Theil der Aeſte iſt nackend, und jeder mit einem großen, un- terwärts hangenden Blumenkno- pfe geendiget; die Stachel von den oben abwärts ſtehenden Kelchſchuppen iſt ſteif, gelblicht; die Blümchen ſind fleiſchfärbicht und die Saamen auf beyden Seiten platt gedrücket. Der biſamarti- ge Geruch machet dieſe Art leicht kenntbar.

3) Die krauſe Diſtel, kleine Weg- oder Ackerdiſtel, Carduus criſpus Linn. wächſt häufig auf den Aeckern und an den Zäunen. Der äſtige Stängel wird zwo El- len hoch; die Flügel deſſelben ſind lang, aber ſchmal, und mit vielen Stacheln beſetzet; die Blätter ober- wärts dunkelgrün, unterwärts wollicht weiß, am Rande ausge- zacket, und die Zäckchen mit ei- ner zarten Stachel geendiget; die kleinen Blumenköpfe ruhen auf kurzen Stielchen, und verſchiedene ſtehen dicht bey einander auf den Spitzen der Aeſte. Der walzen- förmige Kelch zeiget etwas wol- lichtes, und die Schuppen endigen ſich mit einer ſpitzigen, aber ſchwa- chen Stachel, oder vielmehr Gran- ne, davon die äußerlichen unter- wärts, die innern auswärts ge- richtet ſind. Die purpurfärbigen Blümchen erſcheinen zuweilen weiß.

4) Die Bärenklaudiſtel, Carduus acanthoides Linn. wächſt zuweilen mit den vorherſtehenden vermiſchet, und wird auch mit ſel- bigen leicht verwechſelt. Von No. 2. unterſcheidet ſich ſelbige durch die aufgerichteten, und von No. 3. durch die einzeln ſtehenden rauhen Blumenköpfe; doch eignet Herr von Haller auch dieſer Art bey einander ſtehende Blumenkö- pfe bey. Die herunterlaufenden, am Rande ausgehohlten Blätter ſind am Rande mit Stacheln beſe- tzet, und unterwärts wollicht weiß. Das fleiſchfarbige Blumenblätt- chen ſcheint gleichſam in zwo Lip- pen abgeſondert, davon die obere aus vier, die untere nur aus ei- nem Stücke beſteht; der Griffel iſt faſt zweymal länger, als das Blümchen; die äußerlichen Kelch- ſchuppen ſind nicht unterwärts ge- richtet, und die Stacheln ſtärker, als bey No. 3. auch iſt der Blu- menkopf kleiner und länger.

5) Die Sumpfdiſtel, Carduus paluſtris Linn. wächſt häufig auf den ſumpfichten Wieſen. Der Stängel wächſt zuweilen auf ſechs Fuß hoch, und iſt faſt gänzlich mit ſtachlichten Flügeln beſetzet, doch ſind die Aeſte am obern Theile kahl; die kleinen, ſchmalen Blätter aus- gezacket, und am Rande ſtachlicht,

dunkelgrün, unterwärts etwas wollicht; die Blumenköpfe ſtehen anfangs dicht bey einander, gleichſam ährenweiſe, entfernen ſich aber immer weiter von einander, und kommen einzeln zu ſtehen; die dreyeckichten braunen Kelchſchuppen liegen dicht über einander und ſcheinen unbewehrt, wenigſtens ſind die Stacheln ganz weich. Die Blümchen ſind purpurfärbig, und die Saamen weißlicht.

Unter den Diſtelarten, welche keine geflügelte Stängel haben, ſind die bekannteſten

6) die knollichte Diſtel, Carduus tuberoſus Linn. wächſt bey uns in überſchwemmten Gegenden. Die knollichte Wurzel treibt aus der Mitte weißlichte Zäſerchen. Der äſtige Stängel wird etwa eine Elle hoch, iſt nicht geflügelt, doch verlängern ſich die Blätterſtiele einigermaßen, und laufen an den Aeſten herunter. Die Blätter ſind der Länge nach, bis zur Hälfte, in verſchiedene eckichte Lappen, und dieſe wiederum in kleinere zerſchnitten, unterwärts weiß und wollicht, und die Randzäckchen mit kurzen Stacheln geendiget. Der obere Theil der Zweige iſt nackend, und jeder mit einem Blumenkopfe beſetzet; die Kelchſchuppen ſind dreyeckicht, bräunlicht und ohne Stacheln.

7) Mariendiſtel, Frauendiſtel, Fech- oder Vehdiſtel, Stechkörner, Carduus Mariae offic. Carduus Marianus Linn. wächſt zuweilen um die Gärten und Miſthaufen, und blühet im Heumonathe. Der äſtige und mit zottichter Wolle bedeckte Stängel wird vier bis ſechs Fuß hoch, iſt nicht geflügelt, jedoch von dem ſtachlichten Anfange der Blätter wechſelsweiſe umfaſſet. Die Blätter ſind der Größe und Breite nach ſehr verſchieden, ſpondonförmig, der Länge nach zerſchnitten, am Rande kraus, und mit ſtarken Stacheln beſetzet, oberwärts glänzend grün, aber mit weißen Adern durchzogen. Der obere nackende Theil der Zweige trägt einen großen Blumenkopf. Die Kelchſchuppen zeigen am Rande viele weiche, an der Spitze aber ausgehölte, ſtarke Stacheln; die Blümchen ſind am obern Theile fleiſch- am untern violetfärbig. Wegen der beſondern Beſchaffenheit der Stacheln an den Kelchſchuppen hat Hr. von Haller aus dieſer Art ein Geſchlecht gemachet, und ſolches Silybum nach dem Vaillant genannt.

8) Die Syriſche Diſtel, Carduus Syriacus Linn. welche in Syrien und Spanien wächſt, und zuweilen in den Gärten erzogen wird, hat zwar auch das beſondere Merkmal auf den Blättern, nämlich die weißen Adern, läßt ſich aber leichtlich von der Mariendiſtel unterſcheiden, indem die einzelnen, platt aufſitzenden Blumenköpfe ge-

gemeiniglich von fünf beſondern Blättern eingewickelt ſind.

9) Stammloſe Diſtel, Carduus acaulis Linn. findet ſich auf niedrigen und unbeſchatteten Wieſen und Hügeln. Die auf der Erde liegenden, geſtielten Blätter ſind der Länge nach und bis auf die Hälfte eingeſchnitten, und die Lappen wieder in zwey auch drey kleinere abgetheilet, und mit ſtarken Stacheln beſetzet. Der Stängel iſt zuweilen ganz unmerklich, und der große Blumenkopf ſitzet faſt auf den Blättern. Die dreyeckichten Kelchſchuppen ſind nicht merklich ſtachlicht, die Blümchen purpurfärbig.

Einige andere, bekannte, und im gemeinen Leben mit dem Diſtelnamen belegte Pflanzen, werden unter dem Worte Kratzkraut und Scharte vorkommen.

Von den vorhererwähnten Diſtelarten iſt ſonderlich die Mariendiſtel und deren Saamen im Gebrauche; und da ſelbige ein ölicht milchichtes Weſen enthalten, pfleget man daraus Milchtränke zu verfertigen, welche zwar beſonders wider das Seitenſtechen angerathen werden, aber nicht mehr Dienſte leiſten, als die Mandeln und andere dergleichen Saamen; daher ſie auch jetzo ſelten gebrauchet werden. Die wollichten Haare, welche auf den Saamen und dem Blumenbette ſitzen, haben einige zu Verfertigung des Papiers anwenden, andere aus ſolchen ein Geſpinnſt bereiten wollen; beydes aber wird ſich der Mühe nicht verlohnen, wie denn auch die Preſſung des Oels aus dem Saamen nicht füglich ſtatt findet. Die jungen und zarten Stängel können, bey Mangel beſſerer Nahrungsmittel, zur Speiſe dienen. Da dieſe Arten faſt alle bey uns wild wachſen, und öfters andere Pflanzen vertreiben, iſt man mehr auf ihre Ausrottung als Vermehrung bedacht. Die Mariendiſtel, wenn ſie auch in den Gärten erzogen wird, brauchet keine beſondere Wartung, wenn ſie nur Platz ſich auszubreiten hat. Dieſe und die Syriſche ſind nur jährige, die meiſten andern Diſteln aber zweyjährige Pflanzen.

Diſtel, Acker- Margen- oder Saudiſtel, S. Scharte.

Diſtel, gelbe, S. Kratzkraut.

Diſtel, geſegnete, S. Cardobenedicten.

Diſtelfink.

So heißt in den Schriften der Stieglitz, carduelis, einer der ſchönſten kleinen Vögel, die wir bey uns haben. Es iſt eine wahre Finkenart, und bekömmt den oberwähnten Namen vom Diſtelſaamen, den er ſehr liebet und aufſuchet, und von der Finkenart, wohin er gehöret, und ſie auch zum

Theil durch ſeinen Geſang anzeiget. Da der Vogel bey den meiſten Deutſchen unter dem Namen des Stieglitzes bekannt iſt, ſo wollen wir ihn auch erſt unter demſelben künftig beſchreiben, und zugleich daſelbſt den Urſprung des Namens angeben.

Diſtelſchnecke.

S. Netzſchnecke.

Dividini.

Unter dieſem Namen hat die Spaniſche Handlungsgeſellſchaft von Caracas 1768. eine Waare nach Europa zu bringen angefangen, und den Färbern angerühmet, was es aber ſey, iſt uns nicht bekannt.

Dockenblätter.

S. Grindwurzel.

Dockenkraut.

S. Klette.

Dodartie.

Dem Andenken Dionyſ. Dodart, welcher zu Anfange dieſes Jahrhunderts durch Schriften die Kräuterwiſſenſchaft bereichert, von Tournefort gewidmet. Der glockenförmige, zehneckichte Kelch iſt fünffach eingeſchnitten, und die viel längere, gebogene Röhre des Blumenblattes in zwo Lippen abgetheilet; die obere iſt kurz und eingekerbet, die untere breiter, länger, mit drey Einſchnitten, wovon der mittelſte der ſchmälſte iſt. Die vier Staubfäden haben die Richtung der obern Lippe, und der Griffel endiget ſich mit zween, an einander liegenden, länglichten Staubwegen. Das zweyfächerichte, kugelförmige Saamenbehältniß enthält viele kleine Saamen. Die zwo Arten dieſes Geſchlechts haben wir nur in getrockneten Kräuterſammlungen geſehen.

Dodonäa.

Endlich hat Hr. Jacquin allen Zweifel gehoben, und denjenigen Baum, welcher dem Dodonäus gewiedmet worden, in ſeinem Geburtsorte ſelbſt unterſuchet und beſtimmet. Es kann ſelbige nicht zur Ptelea, wie Hr. von Linné in einigen Schrifften gethan, noch auch zur Stechpalme gebracht werden, ſondern iſt ein eigenes Geſchlecht, welches nunmehro auch, wie bereits im Cliffortiſchen Garten geſchehen, vom Linné in der Murrayiſchen Ausgabe angenommen wird. Deswegen wir Hr. Jacquin öffentlich Dank ſagen, daß derſelbe dadurch eines Schriftſtellers, der im ſechzehnten Jahrhunderte ſich um die Kräuterkunde vorzüglich verdient gemacht, Andenken, welches einige Zeit über gleichſam vertilget worden, erhalten wollen. Die Blume hat einen vierblättrigen Kelch, aber keine Blumenblätter, acht kurze

kurze Staubfäden, und einen Griffel mit einem, unmerklich dreyfachen, Staubwege. Das aufgeblaſene Saamenbehältniß iſt mit drey Flügeln beſetzet, und in drey Fächer abgetheilet, in jedem Fache liegen zween Saamen. Ob unter dem Namen Hopfenbaum, dieſes Geſchlecht, oder vielmehr die Ptelea zu verſtehen ſey, können wir nicht beſtimmen.

Dögling.

Pontoppidan führet in ſ. naturl. Hiſt. v. Norwegen, Th. II. S. 233. aus des Lucas Debes Feroa reſerata, Hafn. 1673. 8. (Färörnes Beſkrivelſe) von dieſem Seefiſche folgendes an: Lucas Debes gedenket einer beſondern Art von Wallfiſchen, die man Döglingen, (eine Art der Cachelotte,) nennet, die etwan vierzehn bis ſechzehn Ellen lang, und am allerleichteſten zu fangen iſt, weil dieſer Fiſch ganz ſtille hält, indem man ihm ein Seil durch ſeine Augenlieder, (die dieſer Art Wallfiſche auch vor andern Fiſchen, eigen ſind) ziehet, und ihn dadurch ans Land ſchleppet. Der Thran von dieſen Döglingen oder Cachelotten iſt ſo fett und ſubtil, daß die Gefäße ſehr dicht ſeyn müſſen, wenn er nicht durchdringen ſoll. Wenn man von ſeinem Specke ſpeiſet, ſo tranſpiriret er ſogleich durch die Schweißlöcher, daß die Kleider gelb werden. In einer Anmerkung füget Pontoppidan bey, daß, der Sage nach, im Kopfe dieſes Fiſches das zuvor bemeldte Wallrath, Sperma Ceti, gefunden werde; und hieraus ſchließe ich, daß es ohne Zweifel ein ſolcher Fiſch geweſen, den die Bremiſchen Fiſcher vor einigen Jahren gefangen, und deſſen gleichen ſie zuvor nicht gefunden hatten. Dieſe Sage ſchreibt ſich inſonderheit vom Ol. Worm. in Muſeo her, mit dem Zuſatze, daß nicht alle Wallfiſche, ſondern nur die Art derſelben, die Dögling genennet wird, das Sperma Ceti in ihrer Hirnſchale hätten. Der berühmte Leipziger Naturforſcher, Linke, aber hat folgende Nachricht und Geſchichte in die Breslauiſchen Sammlungen, in den Verſuch 27., ad Ann. 1724. einrücken laſſen: Von dem Geſchlechte der weit ausſchweifenden Cetorum ſind diejenigen Fiſche geweſen, welche man ohnweit Bremen im Decembr. 1723. gefangen hat. Denn erſtlich haben ſich dieſelben ſo weit herausgewagt, welches die andern nicht zu thun pflegen; hernach hat man bey ihnen große Zähne gefunden, woraus leicht zu ſchließen, daß ſie vom Raube gelebet, und in Verfolgung anderer Fiſche an dieſe Küſten gerathen; wie denn ein großer Aal vierzig Pfund ſchwer bey ihnen gefunden, ja ſogar, nach dem

Berichte des Theodori Haſaei in Diſquiſitione de Leuiathan Iobi et Ceto Ionae, ein Canis Carcharias über zwölf Schuhe lang von einem dergleichen Fiſch, den Ao. 1721. ein Bremiſches Schiff gefangen hat, in Gegenwart und zu großer Verwunderung der Schiffer, ausgeſpien worden. Und da man aus dem Gehirne dieſer Fiſche ſo viel Sperma Ceti verfertiget, ſo kann man auch die Speciem determiniren, daß es nämlich keine andere gewesen, als die ſogenannten Pottfiſche, oder Cachelots, wie ſie die Holländer und Franzoſen nennen, als deren Gehirn allein, zur Verfertigung dieſes Spermatis geſchickt und tüchtig iſt. Dieſes ſind eben diejenigen, welche die Engländer Trumpen, und die Spanier Byaris nennen. Bey den Dänen auf der Inſel Feroe heißen ſie Döglings; und nach dem Haſäus wird ein ſolcher Fiſch Cetus dentatus betitelt und gedacht, daß man ihn im Bremiſchen gemeiniglich den Zahnfiſch nenne. Derer alſo Ao. 1723. daſelbſt gefangenen Fiſche waren einige ſiebenzig, etliche bis achtzig Fuß lang; die Höhe bey etlichen zwölf bis vierzehn Fuß; das Fell ſchwarz, nach dem Bauche zu weißlicher und krauß; nach dem Schwanze zu, über den Rücken hin, und unter dem Bauche nach dem männlichen Gliede zu, ragten ſtarke, dicke Schuppen hervor. Der Kopf war überaus groß und ungeſtalt, ſo daß er faſt allein den halben Fiſch ausmachte, (nach dem Haſäus ſoll er einen Musquetenkolben, oder dem Vordertheile eines Schuſterleiſtens an Geſtalt nicht ungleich ſeyn,) da hingegen der Kopf eines Wallfiſches weit kleiner, und kaum der dritte Theil des Fiſches iſt. Die beyden fleiſchern Zapfen, welche mein Referent vorn am Kopfe ſub Lit. A. vormalet und meldet, daß durch dieſelben der Fiſch das Waſſer mit einem großen Geräuſche auswerfe, kommen mir etwas verdächtig vor, weil nicht allein, weder Zorgdrager, noch Haſäus, oder ſonſt jemand, der dieſen Fiſch beſchrieben, derer im geringſten gedenken, noch ſie alſo geſtaltet, wie meines Referenten Zeichnung iſt, im Abriſſe vorſtellen, ſondern auch Haſäus, (auch Zorgdrager) ausdrücklich meldet, daß der Cachelot einen einzigen Canal oder Blasloch habe, deſſen Röhre vier Schuh lang ſey, vorne auf dem Kopfe ſtehe, und die Stelle der Naſenlöcher vertreten könne, ihn auch deswegen von dem Balaena unterſcheidet, der das Waſſer durch zwey, viel weiter zurück und über dem Auge ſtehende, Löcher von ſich bläſet. Und dieſerwegen zweifele auch gar ſehr, ob die in meiner Zeichnung mit Lit.

B. angemerkte Naſenlöcher ihre Richtigkeit haben. Die Augen C. ſtehen am Hintertheile des Kopfes, und ſind nach Proportion des Fiſches eben ſo groß nicht, indem ſie nicht viel größer als ein Ochſenauge, und mit Augbraunen verſehen, gelblich nnd feurig von Farbe, wie man ſolche auch bey den Wallfiſchen wahrnimmt. D. ſind Floßfedern zu beyden Seiten, jede ohngefähr anderthalb Schuh lang. Lit. E. deutet in der Zeichnung eine Floßfeder auf dem Rücken an, welche mir gleicher Geſtalt etwas zweifelhaft ſcheinet, weil ſie ſonſt bey niemand beſchrieben wird, und auch oft belobter Haſäus, deſſen Accurateſſe allerdings am glaubwürdigſten, um dieſe Gegend des Rückens zwar eines Höckers, aber keiner Floßfeder, gedenket, und vielmehr von einem Tubere oder Eminenz ohnweit des Schwanzes F. ſaget, daß er einigermaßen anſtatt einer Floßfeder ſeyn könne. Das männliche Glied G. war acht Fuß lang, die Zunge H. dünne und ſpitzig, nicht ſo groß, als etwan die Proportion des Leibes und Kopfes erfordert hätte, und an Farbe gelbröthlich. Das Maul iſt eben ſo weit nicht, und hat nicht ſo dicke Leffzen, als das Wallfiſchmaul; am weiteſten aber iſt der Schlund. Der Unterkinnbacken gehet ſpitzig zu, und iſt klein gegen das Obermaul, welches im Zuthun des Maules den Unterkinnbacken ſo genau umſchließt, daß man kaum ſehen kann, daß der Fiſch ein Maul habe. Dem inwendigen Munde fehlten zwar die dem Wallfiſche gewöhnliche Baarden oder Fiſchbein, aber dafür war er mit großen Zähnen beſetzet, (Lit. I.) welche im obern Kinnbacken rund, im untern aber ſpitzig waren, deren oben und unten auf jeder Seite achtzehn gezählet wurden, die bey Zuſchließung der Kinnbacken ſehr wohl in einander paſſen. Weil Haſäus, in dem untern Kiefer eines Ao. 1721. gefangenen Fiſches von dieſer Art, derſelben allein zwey und funfzig gezählet, ſo läßt ſich daher muthmaßen, daß die Zahl der Zähne bey dieſen Fiſchen, nicht beſtändig ſey, ſondern nach dem Alter und andern Umſtänden variire. Haſäus läßt auch unausgemachet, ob der Fiſch am obern Kiefer Zähne habe, weil er an demſelben nur ſo vieler runder Löcher gedenket, als in dem unterſten Kinnbacken Zähne ſind, in welche dieſe untere Zähne genau paßten, und alſo das Maul feſt zuſammenſchlößen. — Im Kopfe war ſehr vieles, pur fettiges, und ganz weiß und dünn läufiges Gehirn, welches an dem ganzen Fiſche das beſte und koſtbarſte, und diejenige Materie, davon das bekannte Wallrath

rath oder Sperma Ceti präparirret, und in den Apotheken von ſeiner Fettigkeit oder Thran gereiniget aufbehalten wird. ꝛc. Die beygefügte Zeichnung iſt fein, und der Beſchreibung gemäß; gehet aber von der Zorgdrageriſchen in verſchiedenen Stücken ab. Wegen der an dem Linkiſchen Fiſche ſo deutlich ausgezeichneten Rückenfloße, iſt anzumerken, daß ſelbige den Fiſch wohl nicht zum Phyſeter microps Linn. Kleinauge nach dem Müller, machen könne, ſondern er wohl, wegen des Sperma Ceti, Wallrath, Phyſeter macrocephalus, Potfiſch oder Cachelot, werde bleiben müſſen. S. unſ. Artik. Cachelot, I, 9. und Kleins Wallfiſch, Balaena Dentata 2. und deſſen dritte Gattung.

Dörren.

Toſtio; iſt eine Art der unvollkommenen Calcination, welche nur bey thieriſchen und vegetabiliſchen Körpern ſtatt findet. Dergleichen Körper verlieren, wenn ſie vermittelſt der Luft, oder der Sonnenwärme, oder eines andern künſtlichen Feuers gedörret werden, die wäßrichten Theile ganz oder zum Theil, und werden dadurch mehr und weniger zerreiblich. Je mehr die Körper von den wäßrichten Theilen verlieren, deſto zerreiblicher werden dieſelben: ſo lange aber dieſelben die brennbaren Theile behalten, ſo lange bleibt dieſe Art der Calcination unvollkommen, als welche, wenn ſie vollkommen ſeyn ſoll, darinne beſteht, daß die Körper nicht allein zerreiblich werden, ſondern auch alle flüßige und brennbare Theile verlieren müſſen. S. Calcination.

Döschen.

S. Doſe.

Döschwurm.

S, Kiemenwurm.

Doggenſander.

Doggenſander nennen die Holländer eine Stachel- oder Warzenſchnecke, die der Livreeſchnecke ähnlich, aber größer, und ohngefähr einen Finger lang und nur in dem mittelländiſchen Meere anzutreffen iſt. Die Schale iſt mit dicken, grübigen, braunen, gelben und weißlichten Näthen der Quere nach beſetzet, ohne beſondere Buckeln oder Erhöhungen, die Mündung gezähnelt, und der äußere Saum derſelben mit obigen Farben bunt geſcheckt. In dem natürlichen Zuſtande hat dieſes Schneckenhauß eine haarichte Haut; die Haare aber fallen leicht weg, und die Haut ſelbſt ſchiefert ſich, wenn ſie trocken wird, ab.

Dohle.

Dieſer Vogel machet mit den

Raben und Krähen ein eigen Geſchlecht aus, uud kömmt allenfalls unter den allgemeinen Namen der Raben zu ſtehen. Nicht ſelten wird er mit der Krähe oder auch dem Raben verwechſelt, und die Schriftſteller haben, ſo viel man findet, noch nicht alle äußerliche Unterſcheidungszeichen ſo gar deutlich angegeben. Wir wollen ſehen, was wir davon beſtimmtes irgend beybringen können. Anfänglich haben die Dohlen, gleich den Raben und Krähen, vier Zähen, drey vorne, eine hinten, krumme, ſcharfe Nägel daran und ſchuppichte Füße. Ihr Schnabel ſchneidend, vorn mit einem kleinen Hacken verſehen, gegen den Kopf zu unvermerket erhaben, abgerundet, bey manchen etwas gewölbet, und gleich über der Naſe mit einigen Haaren beſetzet. Die Zungen geſpalten. Die Dohle nun (monedula) eigentlich betrachtet, iſt der kleinſte Vogel im Rabengeſchlechte; denn die Raben (coruus) machen die größern, und die Krähen (cornix) die mittlern deſſelben aus. Die Dohle iſt alſo die kleinſte Art der Raben, kaum halb ſo groß, wie der wahre Rabe. Sie iſt auch ſchwarz, nur oben an der Kehle nnd Bruſt etwas grau geſtreifet. Männchen und Weibchen kommen dem äußern Anſehn nach überein. Klein erzählet die vornehmſten. 1) gemeine Dohle (monedula, garrula, graculus); die vorhin beſchriebene wird leicht zahm gemachet, lernet, wenn ihm die Zunge gelöſet worden, beſſer reden, als Raben und Aelſtern, und wird oft in Zimmern gehalten, wo ſie ein- und ausfliegt. 2) ganz ſchwarze Dohle (m. tota nigra), iſt ſehr tief ſchwarz und keine Stelle an ihr, die nicht ſchwarz wäre. 3) Dohle mit gewölbtem Schnabel (m. tota nigra maior). Der Schnabel ſo gewölbet, daß man durch die Naſenlöcher hindurch ſehen kann. 4) Dohle mit weißen Naſenlöchern; Ray nennet ſie cornix nigra garrula, ein unbeſtimmter Namen, vom beſtändigen Plappern; beſſer unterſcheiden ſie die Naſenlöcher. 5) Dohle mit gelben Nackenſchleif, und 6) Purpurdohle, ſind ausländiſche Arten, die Edward und Catesby haben. Ihre Farben geben ihnen ein ſchönes Anſehn. Noch hat 7) die Schweitz ihre Bergdohle, daſelbſt auch wilde Duhle, Alpkachel genannt, etwas größer als eine gemeine Dohle, mit einem kürzern, und gelben, auch etwas krummern Schnabel. Iſt zum Theil ganz ſchwarz, zum Theil grauſchwarz. Die Dohlen niſten bey uns früh im erſten Frühlinge. Der mehreſte Theil von ihnen zieht im Herbſte weg, oder verbirgt ſich ſonſt; doch ſieht man ihrer etliche immer den

Winter

Winter bey uns durchbringen. Aber gleich im Februar ſind ſie alle wieder da. Sie nähren ſich vom Getrayde und allerley Gewürme. Ich weis doch nicht, ob auch vom Todtenfleiſche, wie die Raben und Krähen? Wenigſtens nur im äußerſten Nothfalle. Sie machen ihre Neſter in den Höhlen der Eichen und Buchen, in den Thürmen und Kirchmauern, und brüten fünf bis ſieben Jungen aus. Ihre Eyer ſind länglicht, an einem Ende ſpitz zulaufend, nicht ganz ſo groß als ein Taubeney, grünlicht auf dem Grunde, und durchaus mit dunkelbraunen Tüpfelchen ſchön gezeichnet. Grew ſaget, die Luftröhre der Dohlen ſey, wegen ihrer lauten nnd hellen Stimme, mehr beinicht, als knorpelicht. Denn es iſt bekannt, daß ſich die Luftröhre der Vögel nach ihrem Geſchrey, Geſang, und übrigen Abſicht richtet: bald mehr häuticht, bald mehr knorpelicht, bald beinicht, bald gerade geſtrecket, bald gewunden und etlichemal gekrümmet u. ſ. w. welches noch beſondere Unterſuchungen erfodert. Die jungen Dohlen werden von den gemeinen Leuten begierig gegeſſen und ſind wohlſchmeckend. Sie ſind übrigens liſtige Vögel, halten ſich zuſammen, und werden außer den Wänden gemeiniglich mit Habichten, Falken und Sperbern gebeizet und gefangen. Linnäus, der die Dohlen mit Recht zu den Raben bringt, beſchreibt ſeine ſchwediſche, die im Lande Kaja heißt, am Schnabel, Stirn, Kehle, Flügeln, Schwanz, und Füße ſchwarz, hinterm Kopfe am Halſe aſchfahl, am Rücken ſchwärzlich, Bruſt und Bauch tief aſchfarb, der Regenbogen im Auge ſchneeweiß (Fauna Suec. 72.) Der Name Dohle, vor alters Thale, Thul, ſcheint die letzte Silbe von monedula zu ſeyn; doch iſt die Ableitung ungewiß. Vielleicht kömmt er auch aus dem Griechiſchen her, welches ſonderlich die Benennung Klaß, die man ihr in Pommern giebt, anzudeuten ſcheint. Sonſt haben die Plattdeutſchen noch andre Namen, Aelcke, Jacke, Kaauw, welche insgeſammt unſre Dohle andeuten.

Dolde.

Schirm, Vmbella, iſt eine beſondere Art zu blühen, oder beſtimmte Lage und Stellung der Blumen, welche alſo eingerichtet iſt, daß aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte mehrere einzelne Stiele, wie Linien aus der Spitze eines ſtumpfen Kegels nach ſeinem Boden entſpringen, und ihre Blumen ſolchergeſtalt tragen, daß ſie alle in eine Fläche zu ſtehen kommen. Es giebt einfache und zuſammengeſetzte Dolden. Bey den erſtern bleibt jeder Stiel einfach

einfach und trägt nur eine Blume, wie der Knoblauch, bey den andern aber treibt jeder Stiel aus der Spitze neue, aber kürzere Zweige, und jedes Zweiglein ſtellet einen neuen Stiel vor, welcher ſeine Blume trägt, wie der Fenchel, die Dille und viele andere; und bey dieſen hat die Eintheilung in die allgemeine, vniuerſalis, und beſondere, partialis, ſtatt. Die erſten Stiele machen die allgemeine, die daraus aber entſpringenden kleinern Stiele die beſondere Dolde aus. Bey beyden findet man zuweilen eine Hülle oder Einwickelung; und man unterſcheidet die allgemeine und beſondere, inuolucrum vniuerſale et partiale. Zuſammengeſetzte Dolden tragen viele Pflanzen, und ſelbige machen eine eigene Familie aus, welche man Dolden- oder Schirmtragende, vmbelliferae, nennt, welche auch wegen Beſchaffenheit der Blume und der Frucht in vielen Stücken mit einander übereinkommen. Der Fruchtkeim ruhet auf der Spitze des Stieles, und iſt mit einem ganz kleinen fünfblätterichten Kelche, fünf Blumenblättern, fünf Staubfäden und zween Griffeln beſetzet, und verwandelt ſich in zween, genau mit einander vereinigte, Saamen. Dieſe ſind der Geſtalt und Größe nach ſehr verſchieden, daher man auch, die Geſchlechte zu beſtimmen, vorzüglich von den Saamen die Kennzeichen zu nehmen pfleget. Außer den wahren Dolden giebt es auch falſche, welche letztere den Namen Cyma erhält, und eine äſtige Dolde vorſtellt. Es entſpringen bey dieſer die Blumenſtängel zwar auch aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpuncte, dieſer aber theilet ſich hernach, und zwar unordentlich in Seitenäſte, welche ſich hin und wieder verbreiten. Dergleichen ſieht man bey dem Schwelgenbaume. Auch dergleichen Pflanzen machen eine beſondere Familie aus, welche cymoſae genannt werden. Der Corymbus, welchen einige einen flachen Strauß neñen, ſcheint mit dieſer falſchen Dolde faſt einerley zu ſeyn, indem auch bey dieſem die Blumenſtiele, ob ſie gleich von ungleicher Länge ſind, deñoch alle dergeſtalt gerichtet ſtehen, daß ihre Blumen in einer Fläche zu liegen koñen. Der Unterſchied beſteht nur darinnen, daß dieſe Stiele nicht aus einem gemeinſchaftlichen Puncte ihren Urſprung nehmen.

Doldocke.

Iſopyrum Linn. Die Blume zeiget viel ähnliches mit der ſchwarzen Nießwurz, doch iſt das übrige Anſehen der Pflanze davon ganz und gar verſchieden. Die Blume hat keinen Kelch, fünf ausgebreitete, eyförmige Blumenblätter, fünf kurze, röhrenförmige, am Rande dreyſpaltige Honigbehältniſſe, viele kurze Staubfäden, und viele Griffel

Griffel mit ſtumpfen Staubwegen. Es folgen viele mondförmige, einfächerichte Hülſen mit vielen Saamen. Hr. v. Linne' hat drey Arten.

1) Die erdrauchartige Doldocke, fumarioides. Die fäſerichte Wurzel treibt viele Blätter und niedrige Stängel, welche nur unterwärts mit Blättern, und obenher nackend, am Ende aber mit vielen doldenartig geſtellten kleinen Blümchen beſetzet ſind. Die Blätter ſind lang geſtielet, blaulicht angelaufen, in viele Aeſte und kleinere Blättchen abgetheilet, und mit pfriemenartigen Blattanſätzen gezieret; die Blumenblätter ſind ſpitzig und gelblicht. Sie wächſt in Sibirien, iſt jährig, und wird leichtlich auf den Miſtbeeten aus dem Saamen erzogen.

2) Wieſenrautenartige Doldocke, Thalictroides, hat eyförmige Blattanſätze, und ſtumpfe, weißlichte Blumenblätter.

3) Ackeleyartige Doldocke, Aquilegioides; die Blattanſätze ſind hier kaum merklich.

Dieſe beyden Arten wachſen um Verona, und ſind zweyjährige Pflanzen.

Dollkerner.

S. Kockelskerner.

Dollkirſche.

Belladonna, Atropa Linn. Ein Pflanzengeſchlecht, deſſen einblätterichter und in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilter Kelch ein glockenförmiges Blumenblatt umgiebt, davon die kurze Röhre ſich in einen weiten Bauch erhebt, und dieſer ſich mit fünf kleinen, auswärts gerichteten Spitzen endiget. Aus der Blumenröhre entſtehen fünf Staubfäden, welche unterwärts ſich gegen einander biegen, oberwärts aber von einander abſtehen, krumm gebogen ſind, und dicke Staubbeutel tragen. Der kegelförmige Fruchtkeim trägt einen gekrümmten Griffel mit einem knöpfichten Staubwege. Die rundliche Beere ſitzet auf dem vergrößerten Kelche, iſt zweyfächericht, oder vielmehr in zwo ganze und zwo halbe Fächer abgetheilet, und der beſondere fleiſchichte Saamenhalter trägt viele nierenförmige Saamen. Herr von Linne' hat außer dem Alraun, welcher ſchon angeführet worden, vier Arten angeführet, wovon wir nur, als bey uns zur Zeit bekannte, anführen wollen

1) die ſaftige gemeine Dollkirſche, Doll- oder Tollkraut, Schlafkraut, Teufelsbeere, Wolfsbeere, Wolfskirſche, Walkenbaum, Irrbeere, Bollwurz, Waldnachtſchatten, ſchöne Frau, Solanum furioſum, Atropa Belladonna L. wächſt in Deutſchland hin und wieder in fetten und ſchattichten Orten, ſonderlich in Schlaghölzern, und blühet im Heu- und Erndtemonathe. Aus einer langen, dicken, äſtigen, dauerhaften

ten Wurzel treibt ein, drey bis fünf Fuß hoher, in viele Aeſte verbreiteter, runder, aufgerichteter, dunkel- oder braunrother Stängel; die Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſind länglicht oder eyförmig zugeſpitzet, am Rande faſt völlig ganz, weich und wollicht anzufühlen und dunkelgrün; die untern ſind faſt eine Hand lang und breit, gegen oben zu werden ſie immer kleiner. Die zahlreichen Blumen entſtehen aus dem Winkel der Blätter, und zeigen eine traurige Farbe, indem ſie von außen dunkelgrünlichtbraun, wie abgeſtandener Purpur ohne Glanz, inwendig aber unten am Grunde etwas gelblicht erſcheinen. Die glänzenden Beeren ſind anfangs grün, hernach glänzend ſchwarz, von der Größe einer mittelmäßigen Kirſche.

Die ganze Pflanze, von der Wurzel bis zum Saamen, iſt von ſchädlicher und giftiger Wirkung. Sie erreget erſtlich ein Würgen und Zuſammenziehen des Schlundes, hernach Hitze, Schlafſucht, Raſerey, worauf gemeiniglich der Tod erfolget. Der aus den getrockneten Blättern bereitete Theetrank hat Schwindel, Eckel, Durſt, beſchwerliches Schlucken, und eine Art von Rauſch verurſachet. Inſonderheit ſind ſchon viele, zumal Kinder, durch das ſchöne Anſehen und den ſüßen Geſchmack der Beeren angelocket worden, ſelbige, aber allemal mit großen Schaden, und gemeiniglich mit Verluſt ihres Lebens, zu eſſen, und die Schriftſteller führen aus des Buchanan Hiſtorie von Schottland an, wie faſt die ganze Armee, mit welcher der Däniſche Heerführer, Sveno genannt, in Schottland eingefallen, durch den Saft dieſer Beere hingerichtet worden. Wurzel und Blätter wirken zwar etwas gelinder, ſind aber dennoch niemals ſicher zu gebrauchen, und Camerarius erzählet, wie der, mit der Wurzel angemachte, Wein tiefe Schlafſucht erregt. Eſſig iſt das beſte Gegengift, ingleichen, wie faſt bey allen Giften, die Brechmittel, welche hier vorzüglich zu gebrauchen ſind, indem die ſchlimmen Zufälle nicht leicht eher nachlaſſen, bis die Beeren aus dem Magen geſchaffet worden. Dieſem allen ohngeachtet pflegen nicht allein die Maler in Frankreich aus den unreifen grünen Beeren eine ſchöne grüne Farbe zu bereiten, ſondern auch die Aerzte bey verſchiedenen und faſt unheilbaren Krankheiten zu dieſer Pflanze ihre Zuflucht zu nehmen. Der Blätter und Wurzeln bedienen ſich einige in Umſchlägen und Salben bey entzündeten Geſchwülſten und krebsartigen Geſchwüren; ja bey der letzten Krankheit haben verſchiedene Aerzte die zu Pulver geſtoßenen Blätter, oder den daraus bereiteten Trank iñerlich gebrauchen laſſen. Hr. Greding hat auch aus den Blättern ein Extract verfertiget, und daraus

mit dem Pulver von den Blättern Pillen gemachet, und täglich eine von einem halben Gran nehmen laſſen, und dadurch die eingewurzelte Gelbſucht curiret. Da aber die verhofte Wirkung nicht allemal erfolget, vielleicht auch da, wo bey Krebsſchäden Beſſerung erfolget, kein wahrer Krebs zugegen geweſen, und die Cur allemal mit Gefahr verbunden iſt, ſo ſoll man billig den innerlichen Gebrauch niemals anrathen, oder ſolchen nur den erfahrenſten Aerzten überlaſſen, wie denn auch der äußerliche Gebrauch, theils unkräftig, theils ſchädlich befunden worden. Der ausgepreßte Saft auf entzündete Augen geleget, hat Blindheit verurſachet. In Italien pflegten ehedem die Weiber aus der Dollkirſche eine Schminke zu verfertigen, und damit das Geſicht zu beſtreichen, um die rothe Haut blaß zu machen; daher ſie auch den Namen Belladonna erhalten, ſo wie ſolche Herr von Linné deswegen Atropa genannt, weil ſie den Furien gleich alles vernichtet und tödtet. Die vielen Schriftſteller, welche von der verſchiedenen Wirkung der Dollkirſche geſchrieben, ſind im neuen Hamburger Magaz. 13 St. S. 28 ff. verzeichnet.

2) Die trockene Peruvianiſche Dollkirſche, Atropa phyſalodes Linn. Alkekengi, flore violaceo. Die fäſerichte, jährige Wurzel treibt einen dicken und in viele ausgebreitete Aeſte getheilten Stängel, und die ganze Pflanze erreichet drey bis fünf Fuß Höhe. Stängel und Aeſte ſind der Länge nach mit Furchen durchzogen. Aus den Knoten der Aeſte treiben wechſelsweiſe dicke Stiele, welche anfangs nackend ſind, nach und nach aber auf den Seiten eine blätterichte Einfaſſung erhalten, welche ſich immer mehr und und endlich in das Blatt ſelbſt ausbreitet. Dieſe ſind länglicht, am Rande mit vielen und großen Einſchnitten ausgehöhlet, oberwärts dunkel, unterwärts blaßgrün, und mit vielen Adern durchzogen. Eben da, wo der Blattſtiel entſpringt, nur etwas höher, zeiget ſich ein anderer, langer, aufrechtſtehender Stiel, welcher eine Blume trägt. Der einblätterichte Kelch iſt bis auf den Boden in fünf Einſchnitte getheilet, ſolchergeſtalt, daß allemal zween neben einander ſtehende mit ihrem Rande einander genau berühren, ſeitwärts eine beſondere eckichte Vorragung machen, und unterwärts gleichſam einen Abſatz erhalten. Obgleich aber jeder Einſchnitt einen doppelten Abſatz erhält, ſo erſcheinen doch, weil die Einſchnitte genau am Rande an einander paſſen, derſelben nur fünfe, welche unterwärts hangen, und dem ganzen Kelche ein beſonderes Anſehen geben. Das große Blumenblatt

iſt

iſt zwar glockenförmig, der Rand aber platt und breit, und in fünf breite, aber nicht tiefe Einſchnitte getheilet. Der Rand iſt blaulicht, das übrige mehr weißlicht, doch zeigen ſich am Boden fünf dunkelviolette Flecke, an deren jedem eine kleine, dicke, ſpitzige Erhebung ſitzt, welche alle fünfe gegen einander gerichtet, gleichſam einen Stern abbilden. Die fünf Staubfäden entſpringen aus dem Boden des Blumenblattes, biegen ſich nach dem Mittelpuncte, umgeben und bedecken den Fruchtkeim, werden hernach dünner, und ſteigen in die Höhe. Der kürzere Griffel zeiget einen knöpfichten Staubweg. Wenn die Blume verblühet, biegen ſich die Stiele unterwärts, der Kelch wird größer und umſchließt die Frucht faſt völlig. Dieſe iſt keine Beere, vielmehr iſt die äußerliche Decke und auch der Saamenhalter trocken. Dieſer hängt mit der Decke durch vier kreuzweis geſtellte Häutchen an einander, welche die Frucht in vier Fächer abtheilen. Doch findet man zuweilen auch nur drey Fächer. Wir haben dieſe ſchöne Pflanze genau beſchrieben, um dabey zu zeigen, daß ſie eben ſo wenig für eine Art der Dollkirſche, als der Jüdenkirſche anzunehmen ſey, und vielleicht ein eigenes Geſchlecht ausmache, welches wir auch in den Ludwigiſchen Definitionen unter dem Namen Phyſalodes angeführet. Der Kelch iſt ganz beſonders merkwürdig, und von den verwandten Geſchlechtern völlig unterſchieden. Nach Feuillee Berichte ſoll dieſe Pflanze in Verhaltung des Urins, wie auch gegen den Stein und Grieß nützlich ſeyn; ſonderlich ſollen die Früchte in Waſſer oder weißem Weine zerquetſchet, vortreffliche Dienſte leiſten.

Beyde Arten kann man leichtlich in den Gärten ziehen, doch ſollte die letztere billig die erſte vertreiben, da dieſe durch die glänzenden Beeren leichtlich Unverſtändige zum Genuß anlocken, und Schaden erregen kann. Die erſte iſt zwey- auch dreyjährig, die zwote aber ein Sommergewächs; beyde ſäen ſich öfters ſelbſt durch die abgefallenen Früchte aus, ſonderlich die letzte, und iſt daher jetzo häufig in den Gärten anzutreffen. Um aber gewiß reifen Saamen zu erhalten, da ſie ſpät und bis in den Herbſt blühet, kann man den Saamen auf ein Miſtbeet ausſäen, und die jungen Pflanzen weit von einander verpflanzen. Sie breitet ſich mit den Aeſten weit aus, daher ſie viel Platz verlanget.

Dollkraut.

S. auch Bilſenkraut, Schierling und Stechapfel.

Dolltoken.

S. Nießwurzel, weiße.

Dollwurm.

Hr. von Linné führet unter den Thierpflanzen ein Geſchlecht mit dem Namen Furia an, welches nur aus einer Art beſteht, und nennt daſſelbe Furiam infernalem. Hr. Müller gebrauchet Höllendrache zum Geſchlechtsnamen, und nennt die Art Toll- oder Dollwurm. In den wüſten Torfmoräſten des nördlichen Schwedens fällt zuweilen dieſes wunderbare Geſchöpfe auf Menſchen und Thiere, dringt in der größten Geſchwindigkeit in die Haut und den Körper und verurſachet hölliſche, öfters in kurzer Zeit tödtliche Schmerzen. Herr von Linné wurde ſelbſt in Lund davon angefochten, hat aber dieſen Wurm nur getrocknet, in Geſtalt einer kleinen Faſer, geſehen. Herr Solander hat ſelbigen genauer beſchrieben; der Körper iſt gleich ſchmal, wie eine Linie, an beyden Seiten aber mit Härchen beſetzet, und mit umgebogenen Stacheln, die gegen den Körper angedrücket ſind, gleichſam gewaffnet. Das Mittel gegen die ſchädlichen Wirkungen dieſes Wurmes iſt ein Stückchen junger Käſe, welchen man auf den beſchädigten Ort leget, nachdem zuvor daſelbſt ein Einſchnitt gemachet worden. Den verletzten Ort erkennt man an einem braunen Punkte. In den Käſe ſoll ein kleiner Wurm von einem ſechſtel Zoll lang kriechen.

Domingomuſchel.

In St. Domingo, auch aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen erhält man eine große, runde, dickſchalichte, etwas flache, ſchmutzigweiße Venusmuſchel, welche zween Zoll breit und linſenförmig, auf der Oberfläche netzartig und grübicht geſtreifet iſt, und einen eyförmigen eingedrückten After hat. Wegen ihrer körnichtrauhen Oberfläche wurde ſelbige von Rumphen Chama granoſa genannt, und mit den Tiegerzungen vereiniget. Wenn dieſe Muſchel geſchliffen wird, nimmt ſie einen ſchönen Glanz an, wie das ſchönſte weiße Porzellan, und zeiget am Rande und den beyden Zwickeln, auch inwendig eine angenehme Röthe; in welchem Zuſtande ſolche das Pfirſichblatt, oder wenn die Schale mehr ins gelblichte fällt, die Abricoſe genannt wird. Die Venus orbicularis Linn. iſt demnach die geſchliffene, und Venus tygerina die rauhe oder natürliche Domingomuſchel,

Dompfaffe.

Donpfaffe, Thumpfaffe, Fringilla ſanguinea, Pyrrhula, iſt der bereits beſchriebene Blutfinke mit rother Bruſt, oder Gimpel, wie ihn der gemeine Mann, beſonders im Oeſterreichiſchen, heißt. Woher der Name Dompfaffe kömmt, weis ich nicht zu ſagen.

gen. Gesner, der immerzu die deutſchen Beneñungen und vielmals glücklich aufſuchet, ſchreibt hier: der Vogel wird Thumpfaff genañt, weil er, ich weis nicht was für ein äußerliches Anſehen eines Canonici hat; ſetzet aber weiter unten beſſer hinzu, er bekömmt den Namen, weil er um den Kopf gleichſam eine ſchwarze Kappe hat. Das merkwürdigſte von ihm iſt unter dem Worte Blutfink ſchon beygebracht. Hier will ich nur noch die Linnäiſche Beſchreibung aus der Fauna Suec. 178. ganz herſetzen. Das Männchen: ſchwarzer Kopf, rothe Schläfe, Kehle, Bruſt und Bauch; blaubleichen Hals und Rücken. Der Schwanz ungetheilet, ſchwarz, oben blau, umher unten und oben weiß; Schnabel ſchwarz, dick und bucklicht; beyde Kinnladen beweglich; Zunge ganz; Naſenlöcher offen und mit Borſtchen bedecket; Flügel ſchwarz mit weißlichten Querſtreifchen; die ſechzehn Schwingfedern der Flügel ſchwarz, und gegen den innern Rand weiß; die zwölf Steuerruderfedern im Schwanze ſchwarz, ohne andere Flecken; die Deckfedern der Flügel ſchwärzlich, aber von der neunten bis ſechzehnten weißſpitzicht.— Das Weibchen: der Kopf bis zu den Augen ſchwarz, ingleichen die Kehle; Flügel und Schwanz ſchwarz, unten weiß. Die Gegend um die Füße weiß; der Bürzel weiß; Rücken aſchfarbicht; am Ende des Schwanzes unten und oben weiß; Schnabel kurz, ſehr dick und gewölbet; die Zunge länglichtrund, fleiſchicht, an der Spitze etwas getheilet; von den Augen zum Halſe, über die Bruſt bis an die Kinne aſchfarbicht; Schwanz- und Ruderfedern ſchwarz; die letztern an den Flügeln, und die obern am Schwanze mit weißen Spitzen. — Im Schwediſchen heißt der Vogel auch Domherr, thut den jungen Knoſpen der Bäume viel Schade, und frißt ſehr die Quetſchen- oder Abreſchbeeren. Boddaert nennt ihn holländiſch den Goldfink, welches nicht der charakteriſtiſche Name iſt.

Donderbar.

S. Hauswurz.

Donner.

S. Gewitter.

Donnerbarth.

S. Hauswurz.

Donnerflug.

S. Erdrauch.

Donnerkeile.

Donnerſteine, Ceraunii lapides, ſind keine natürlichen, ſondern durch die Kunſt gemachten Steine, welche wahrſcheinlicher Weiſe in vorigen Zeiten als Werkzeuge oder Kriegsgewehr gebrauchet worden. Man findet ſie meiſtentheils in Grabehügeln. Waller. Mineral. S. 509.

S. 509. rechnet ſie zu den gemachten Bildſteinen, wohin er auch die bisweilen ausgegrabenen ſteinernen Meſſer, Aexte, Hammer, Pfeile, und Zungen zählet. Juſti Mineralog. S. 182. hält es für wahrſcheinlich, daß dergleichen Steine durch die, mit dem Erdkörper vorgegangenen, Verwüſtungen und Veränderungen unter die Erde gekommen ſind.

Donnerkraut.

S. Becherkraut und fette Henne.

Donnerkröte.

Donnerkröte, nach dem Müller unter den Knorrhähnen, Cottus Scorpius, Linn. gen. 160. ſp. 5. ſonſt Seeſcorpion, auch Krötenkopf genannt. Arted. Syn. 77. ſ. Helmfiſch, Coryſtion 11. Klein.

Donnerreben.

S. Gundermann.

Donsbaum.

S. Baumwollenſtaude.

Donzella.

Julia und Julis der Alten, Labrus Iulis, Linn. gen. 166. ſp. 15. ein Lippfiſch, und Meerjunker, auch Seefräulein genannt, nach dem Müller, weil er, wegen ſeiner verſchiedenen Farben, unter allen Europäiſchen Fiſchen, der ſchönſte ſeyn ſoll. Richter führet aus dem Artedi an, daß er Dovella zu Marſeille, Donzella zu Venedig, Donzellina und Zigurella in Italien, auf Rhodus Zillo, zu Rom Menchina di re, zu Creta Afdelles, in Fankreich Girella genannt werde. S. Parſchbaſtart, Maenas 4. Klein,

Donzellina.

Donzellina zu Venedig, ſ. unſern Artikel Meeraalquappe, I. 27. und Aalbaſtart, Enchelyopus 13. Klein.

Doppelblatt.

S. Bohnencapper.

Doppelblume.

Atragena Linn. iſt das nächſte und nahverwandte Geſchlecht mit dem Brennkraute; doch hat die Blume vier eyförmige, abfallende Kelchblätter, und gemeiniglich zwölf ganz ſchmale Blumenblätter; auch ſitzen die Staubbeutel oben auf den kurzen Staubfäden, welche, wie auch die haarichten, mit einfachen Staubwegen geendigte, Griffel und Saamen in großer Anzahl gegenwärtig ſind. Jeder Saame hat ein haarichtes Schwänzchen. Herr von Linné erwähnet drey Arten, welche aber ſelten in hieſigen Gärten vorkommen. Bey der Zeylaniſchen und Alpen Art machen von den zwölf Blumenblättern nur viere, bey derjenigen

jenigen aber, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wächſt, fünf Blätter den äußerlichen Umfang aus, und umgeben die übrigen Sterne, aus den Strahlen der kleinen hervorgebracht werden.

Doppelcorall.

Hr. von Linne hatte eine Perlenmuttermuſchel aus Indien erhalten, welche mit einer weißen und zween Zoll dicken Corallenrinde überzogen war. Auf dieſer Rinde bemerkte derſelbe ſehr viele zwölfſtrahlichte kleine Sternchen, und zwiſchen dieſen hin und wieder große ſtrahlichte Sterne, welche wohl einen kleinen Finger dicke waren, und über die kleinen hervorrageten; der Mittelpunct war durchbohret und zeigte eine daumenbreite eyförmige Oeffnung, unter welcher ſich eine glatte Röhre, wie ein Federkiel, hineinſenkte. Daher hat Hr. von Linne dieſe Rinde, oder die zweyerley Sterne für eine Vereinigung zwoer Corallarten angenommen und ſolche Madrepora polygama genannt. Hr. Müller aber hat dergleichen verſchiedene Sterncorallen in großen Stücken geſehen, und hält ſolche für eine Durchbohrung eines gewiſſen weißen Seeinſekts, und glaubet, die dadurch gemachte weiche Oeffnung ſey hernach durch den Polypenſchlamm zum Theil überzogen, und dieſer ſelbſt in dergleichen längere Strahlen oder Sternchen ausgedehnet, mithin die Strahlen der großen Sterne, aus den Strahlen der kleinen hervorgebracht werden.

Doppelfleck.

Doppelfleck, nach dem Müller unter den Lippfiſchen, Labrus Bimaculatus, Linn. gen. 166. ſp. 22. S. Lippfiſche.

Doppelloch.

S. Seeapfel.

Doppelrippe.

S. Schraubenſchnecke.

Doppelſchild.

S. Schildthlapſi.

Doppelſchleicher.

Amphisbaena L. Mit dieſem Namen, mit welchem auch die franzöſiſche Benennung double marcheur übereinkömmt, bezeichnet man diejenigen Schlangen, welche ſowohl hinter ſich als vor ſich kriechen. Sie ſind am Schwanze ſo dick als am Kopfe, welches ihnen in der Ferne das Anſehn giebt, als wenn ſie ſowohl vorn als auch hinten einen Kopf hätten, und daher den irrigen Namen der zweyköpfichten Schlangen veranlaßt hat, unter welchem ſie bey den ältern Schriftſtellern oft vorkommen. Sie haben weder Schilde noch Schuppen, ſondern Ringe von einer dicken feſten Haut, womit der ganze Körper nebſt dem Schwanze, umgeben iſt; daher man ſie auch mit Herr Müllern Ringelſchlangen

nennen könnte. Der Ritter Linnäus führet von dieſem Geſchlechte in ſeinem Naturſyſtem folgende zwo Arten an.

1) Amphisbaena fuliginoſa, welchen Namen Herr Müller im Deutſchen durch Rußringel überſetzet. Sie wird von dem Schwediſchen Naturforſcher deswegen ſo genannt, weil ſie in der That rußfärbig ausſieht, welches man aber nur von dem Rücken verſtehen muß; denn der Bauch iſt größtentheils weiß. Sie iſt ohngefähr einen Schuh lang und hat einen kleinen platten und ſtumpfen Kopf, welcher an den Seiten gerunzelt iſt. Die Augen ſind überaus klein und ſehen nur wie zween ſchwarze Punkte aus. Das Maul iſt voller kleinen Zähne. Man findet bey ihr zweyhundert und dreyßig Ringe, nämlich zweyhundert am Leibe und dreyßig am Schwanze. Doch ſoll man auch in einigen Cabinettern Schlangen dieſer Art antreffen, wovon einige mehr andere aber weniger Ringe haben. Dieſe Ringe werden durch verſchiedne Striche in kleine Theilchen abgetheilet. Vor dem After befinden ſich acht Wärzchen in einer Reihe. Die Nahrung dieſer Schlangen, welche man nicht nur in Amerika, ſondern auch in Oſtindien und in Syrien findet, beſteht meiſtentheils in Erdſchnecken, Ameiſen und Würmern.

2) Amphisbaena alba, welche im Deutſchen von Hr. Müllern den Namen Weißringel erhalten hat. Die meiſten Schlangen dieſer Art ſind auch in der That ganz weiß; jedoch giebt es einige, deren Haut zum Theil auf dem Rücken etwas röthliches, gelblichtes, oder violetfärbiges hat, obgleich die Hauptfarbe weiß iſt. Ihre Länge beträgt ohngefähr zween bis drey Schuh und ihre Dicke noch nicht zween Zoll. Am Leibe haben ſie zweyhundert drey und zwanzig, am Schwanze aber ſechzehn Ringe. Ihr Kopf iſt klein und überall mit fleckigen Schuppen beſetzt. Der obere Kiefer raget über den untern hervor und hat an der Spitze kleine Naſenlöcher, oben aber runde und weißliche Augen, die nur wie Puncte erſcheinen. Man findet dieſe Schlangen vorzüglich in Amerika, wo ſie ſich gemeiniglich in den Ameiſenhaufen aufzuhalten pflegen.

Doppelſchnabel.

Doppelſchnabel iſt eine Schnecke aus dem Geſchlechte der Blaſen. Da aber ſolche mit der Weberſpuhle viel ähnliches hat, werden wir beyde zugleich beſchreiben.

Doppelſchüppe.

Doppelſchüppe, nach dem Müller Sciaena Cappa, Linn. gen. 167.

167. ſp. I., von der doppelten Reihe von Schuppen an den Seiten des Kopfes alſo benennet; der auch das Geſchlechte ſelbſt, nach dem Vorgange der Holländ. Ombervischen, Umberfiſche genennet hat; welcher daher an ſeinem Orte nachzuſehen.

Doppelſtein.

Isländiſcher Cryſtall, Cryſtallus Islandica, iſt ein klarer, durchſichtiger Stein, ſo zu den Spatarten gehöret. Er verdoppelt die Gegenſtände, ſo man durch ſelbigen ſieht. Cronſtedt Mineralog. S. 18. zählet ihn unter die Kalckſpate. Da aber derſelbe, wenn er in einem Tiegel geglühet wird, im Finſtern leuchtet oder ſchimmert, und auch einen ſtarken Schwefelgeruch von ſich giebt, ſo iſt dieß ein Kennzeichen, daß derſelbe Vitriolſäure bey ſich habe, und folglich zu den Gypsarten gerechnet werden kann.

Dorade.

Dorade, Hiſpan. S. unſere Artikel, Aurata, I. 442. und Daurade, II. 301.

Dorado.

Dorados, mehr als eine Art, Holl. Goldfiſch, unter der Linie, in Amerika an den Afrikaniſchen Küſten, ſchwimmet ſehr ſchnell, ein Räuber der fliegenden Fiſche. Hippurus. Richter. Dieſer iſt der Dorado Luſitanorum d. i. piſcis auratus, Coryphaena Hippurus, Linn, gen. 158. ſp. I. nach dem Müller Goldfiſch des Geſchlechts der Stutzköpfe. S. Schwänzel, Hippurus I. et II. Klein.

Dorados, oder Delphine der beſte Seefiſch an der Goldküſte, iſt nach des Artus Anzeige, der Dorado, der ſehr wohlſchmeckend iſt. Sie ſchmecken wie Salmen, und heißen bey den Engländern Dolphins, ſind aber nach dem Bosmann allerdings verſchieden, bey den Holländern Goldfiſche. Man hält dafür, daß ſie unter allen Fiſchen am ſchnellſten ſchwimmen. Sie halten ſich häufig um die Schiffe auf, und laſſen ſich, wenn ſie hungrig ſind, leicht fangen. Ordentlich ſind ſie vier oder fünf Fuß lang, und haben eine Finne von dem Kopfe bis zu dem äußerſten des Schwanzes. Ihre Haut iſt glatt, ohne Schuppen. Sie haben nur einen Knochen, der ſich durch den ganzen Leib erſtrecket. Wenn ſie ſehr hungrig ſind, und keine fliegende Fiſche, die der Dorado oder Dori, öfters zum Vergnügen der Schiffer zu verfolgen pfleget, haben können: ſo freſſen ſie einander ſelbſt, wie von den Holländern bemerket worden. Bey ſtillem Wetter ſieht man ihrer ganze Heere beyſammen, und zu verſchiedenen Zeiten des Jahres halten

ten ſie ſich an gewiſſen Orten auf. Die Leber, wenn ſie getrocknet und gepulvert iſt, und in Wein genommen wird, dienet für den Durchfall. S. A. R. B. II. S. 279. und eine kleine Zeichnung auf der XVII. Kupfertafel des erſten Bandes.

Den Namen **Dorado**, Xiphias oder Schwerdfiſch, haben auch die Sternkundigen einem Sternbilde gegeben, das nur den Bewohnern der ſüdlichen Halbkugel ſichtbar iſt, indem es zwiſchen dem Südpole und dem Schiff Argo ſteht. Es enthält ſechs Sterne, nämlich drey von der vierten, einen von der fünften, und zween von der ſechſten Größe.

Dorant.

Ptarmica, machet zwar kein eigenes Geſchlecht aus, ſondern iſt billig mit der Schaafgarbe vereiniget, und beyde mit dem Namen Achillenkraut beleget worden. Da aber im Deutſchen die einmal eingeführten Namen noch nicht abgeſchaffet ſind, behalten wir auch dieſen bey. Es ſind auch einige Arten Dorant von den Schriftſtellern beſchrieben worden, doch findet man bey uns ſelten eine andere, als die gemeine Art, welche weißer Dorant, weißer oder wilder Bertram, Nieſkraut, wilder Dragun, Berufkraut, Achillea Ptarmica Linn. genennet worden. Die Pflanze wächſt auf Hügeln und Wieſen häufig, blühet im Brach- und Heumonathe, hat eine dauerhafte, zarte, zäſerichte Wurzel, einen ſchwachen, und in Aeſte verbreiteten, etwa zween Fuß hohen Stängel, und wechſelsweiſe geſtellte, platt aufſitzende, ſchmale, zugeſpitzte, ſcharf ausgezähnte Blätter. Gegen das Ende treiben die Aeſte mehrere Zweiglein, oder vielmehr Blumenſtiele, welche ſich mit den aufſitzenden Blumen in einer Fläche ausbreiten, und einen doldenförmigen Strauß vorſtellen. Der gemeinſchaftliche, ſchuppichte, dichte Kelch umgiebt viele Blümchen, davon die, ſo am Rande ſtehen, weiß, zungenförmig, dreyfach geſpalten, und Weibchen, die auf der Scheibe aber gelblicht, röhrenförmig, in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilet, und Zwitter ſind, übrigens aber die allgemeine Beſchaffenheit der zuſammengeſetzten Blumen haben. Auf dem, mit Spelzen beſetzten, Blumenbette ruhen kleine dünne Saamen. Die Wurzel und Blätter haben einen ſcharf brennenden Geſchmack; und die erſte wurde ehedem ſtatt der Bertramswurzel gebrauchet, jetzo iſt ſolche faſt ganz außer Gebrauch. Das Pulver von den Blättern wurde in die Naſe gezogen, worauf häufiges Nieſen erfolget, und die Wurzel gekauet, wodurch ein häufiger

ſiger Ausfluß des Speichels erfolget; daher ſolche bey Flüſſen des Hauptes, ſonderlich Zahnſchmerzen nützlich ſeyn kann. Die Sibirier verfertigen aus der Wurzel und den Blättern einen Trank und gebrauchen ſolchen beym häufigen Abgange des Geblüthes durch die Blaſe und die Mutter, welches aber nicht nachzuahmen. Das Vieh frißt die jungen Pflänzchen gerne. Man hat in den Gärten eine Spielart, mit gefüllten Blumen, Ptarmica flore pleno, wo die Blümchen der Scheibe vergrößert und auch weiß erſcheinen; dieſe hat ein gutes Anſehn, und wird zur Zierde unterhalten. Selbige kann im freyen Lande ſtehen; da aber alsdenn die Pflanze ſich mehr ausbreitet, verliert ſie viel von ihrem Anſehn; daher man ſolche lieber in Töpfen hält, dieſe aber jährlich umſetzet, und nach Gefallen durch die Wurzel vermehret.

Dorant, S. auch **Löwenmaul.**

Doris.

S. Seeſchnecke ohne Hauß.

Dorlenbaum.

S. Cornelbaum.

Dorlſtrauch.

Dorlſtrauch, wird von Herr Planern Itea L. genannt, im Nomenclator hatte dieſer Strauch den Namen Wilgen erhalten. Er wird ohngefähr ſechs bis acht Fuß hoch. Die Aeſte ſind im Winter kahl, im Sommer mit wechſelsweiſe geſtellten, eyförmig zugeſpitzten, fein eingekerbten, oberwärts dunkelgrünen, am Rande braunrothen Blättern und röthlichen Blattſtielen beſetzet. An den Spitzen der Aeſte treiben im Juni viele Blumenähren. Der Kelch iſt in fünf aufgerichtete, röthliche, ſchmale und ſpitzige Einſchnitte getheilet, mit welchem fünf weiße faſt ähnliche, nur längere, ausgehöhlte Blumenblätter verwachſen ſind. Fünf Staubfäden umgeben den haarichten Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit zween Staubwegen endiget. Das eyförmige Saamenbehältniß iſt mit dem Griffel beſetzet, öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält viele kleine Saamen. Es wächſt dieſer Strauch in Virginien, muß aber bey uns den Winter über in ein Glashauß beygeſetzet werden. Die Vermehrung geſchieht durch Ableger, welche aber erſt im zweyten Jahre Wurzeln ſchlagen.

Dornbaum.

S. Weißdorn.

Dornbrachſem.

Dornbrachſem, auch Dornkarpfen, Cyprinus clauatus genannt, S. unſern Artikel I. 932. Braden, Brama I. Klein.

Dornbrachſem, der vom Müllern alſo genannte Meerbrachſem Sparus Spinus L. gen. 165. ſp. 21.

Dornbutte.

Dornbutte, auch Tornbutte, eine Gattung der Meerbutten, Rhombus aculeatus, ſ. unſern Artikel, Botte, und deſſen erſte Gattung, I. 919.

Dorncorall.

Unter dieſem Namen beſchreibt Hr. Müller die Madreporam muricatam Linn. Die Oberfläche dieſer Coralle iſt mit unzähligen Sternchen in verlängerten feinen, runden Köcherchen bedecket. Die Köcherchen werden von einer bis vier Linien lang, und ſetzen ſich zuweilen an einander, oder wachſen mehr aus einander. Im letzten Falle nennet man ſie Kornährencorall. Die Köcherchen hat Hr. Müller mit Dornen verglichen, und deswegen obigen Namen erwählet. Die Corallmaſſe hat zuweilen die Geſtalt eines Bäumchens mit dickern aber feinern Aeſten, oder auch die Geſtalt, groſer, breiter Lappen oder Blätter. Nach dieſem Unterſchiede urtheilet Herr Müller, daß die äuſerliche Geſtalt ein anderes Seegewächſe zum Grunde haben müſſe, indem ſie ſonſt alle, entweder baumförmig, oder lappenförmig ſeyn würden. In dem Meere ſind dieſe Gewächſe mit einer Gallert umgeben; daher ſolche gemeiniglich gelblicht, doch auch zuweilen ſchneeweiß, oder bleyfärbigblau gefärbet ſind. Die Gallert ſoll aus lauter Polypen beſtehen.

Dornfiſch.

Dornfiſch, nach dem Müller, Gaſteroſteus Spinachia, Linn. gen. 169. ſp. 10., der ſonſt nach ſeinem Geſchlechte der Stachelbärſche, Seeſtachelbarſch, auch Steinbicker genennet worden; ſ. Pickenier, Centriſcus I. Klein.

Dornführer.

S. Kä fermuſchel.

Dorngrundel.

Dorngrundel, ſonſt auch Steinbeißer, Steinſmerling, Cobitis Aculeata, Dacolithus, des Geſners; Cobitis Taenia, L. gen. 173. ſp. 3. nach dem Müller die dritte Gattung der Hochſchauer, Steinbeißer. ſ. unſ. Artik. Aalbaſtart, Enchelyopus 4. Klein. I. 42.

Dornhay.

Dornhund, nach dem Müller, der Holl. Doornhaay, und Geßners Dornhund, des Geſchlechts der Haayfiſche, Squalus Acanthias, Linn. gen. 131. ſp. 1. ſ. unſ. Artik. Acanthias, I. 70. und

und Spitznaſe, Galeus I. Acanthias, S. Spinax Klein.

Dornherz.
S. Herzmuſchel.

Dornkäfer.

Dieſen Namen giebt Hr. Müller in ſeinem Commentar über das Linnäiſche Naturſyſtem demjeni- Geſchlechte, welches der Ritter von Linné Hiſpa nennet, wodurch er diejenigen kleinen Inſekten mit ganzen Flügeldecken verſtehet, deren Bruſtſtück nebſt den Flügeldecken ſtark mit Stacheln beſetzet ſind, und die überdieſes ſpindelförmige Fühlhörner haben, welche zwiſchen den Augen und mit der Wurzel dicht beyſammen ſtehen. In dem Linnäiſchen Syſtem werden vier Arten von dieſem Geſchlechte angegeben, wovon wir aber hier nur die erſte anführen wollen, da ſich überhaupt von dieſen Thieren nicht viel beſonders ſagen läßt.

Der Ritter von Linné nennt dieſe Art Hiſpa atra, und Herr Müller im Deutſchen Schwärzling, weil dieſe Inſecten über und über ſchwarz ſind. Die Fühlhörner, bey welchen ſich ein bürſtenartiger Stachel befindet, ſind fadenförmig, mit kurzen Gelenken verſehen, und nur halb ſo lang, als der Körper, deſſen Länge überhaupt kaum ein achtel Zoll beträgt. Das Bruſtſtück iſt an den Seiten mit einer dreyfachen und auf dem Rücken mit zwo gedoppelten Stacheln, die Flügeldecken aber der Länge nach mit einer ſechsfachen Reihe von Stacheln beſetzet, welche einige Aehnlichkeit mit den Dornen haben, und in Anſehung des kleinen Körpers dieſes Inſects ziemlich ſtark und lang ſind.

Man findet dieſe Art von Dornkäfern in den ſüdlichen Theilen von Europa und in einigen andern Gegenden. Sie halten ſich gemeiniglich an der Wurzel oder oben auf der Spitze des Graſes auf, werfen ſich aber gleich herunter, ſo bald ſich ihnen jemand nähert, daher man ſie nicht leicht bekommen kann.

Dornkanari.
S. Kanarienſchnecke.

Dornknopf.

Neurada Linn. Die Pflanze wächſt in Egypten und Arabien, und iſt ganz und gar mit einem wollichten Gewebe überzogen. Der niedrige, geſtreckte Stängel treibt aus den Winkeln der untern Blätter Zweige; die Blätter ſind wechſelsweiſe geſtellet, geſtielt, eyförmig, gefalten, und unten mehr, als oberwärts wollicht. An den obern Blattwinkeln ſitzen die Blumen platt auf. Dieſe haben einen fünffach getheilten Kelch, fünf Blumenblätter, zehn Staubfäden

und zehn Griffel. Das Saamenbehältniß iſt mit Stacheln beſetzet; deswegen hat Planer obigen Namen erwählet, und enthält in zehn Fächern zehn Saamen. Man kann die Pflanze aus den Saamen erziehen, den man aber, nach Herrn von Linne' Berichten, mit der Hülſe zugleich in ganz trockene Erde ſäen ſoll.

Dornlilie.

Catesbaea L. hat im lateiniſchen den Namen von dem berühmten Catesby, welcher die in Carolina und Florida wachſenden Pflanzen beſchrieben und abgemalet hat. Es iſt zur Zeit nur eine Art bekannt, welche auf dem Eylande Providence wächſt. Der äſtige und mit Stacheln beſetzte Stamm wird bis zwölf Fuß hoch; die dichte bey einder ſtehenden Blätter, gleichen dem Buchsbaum; die Blumen kommen einzeln an den Seiten der Aeſte hervor, hängen unterwärts und beſtehen aus einem kleinen, auf dem Fruchtkeime ſitzenden, vierfach ausgezackten Kelche, und einem trichterförmigen, mattgelben Blumenblatte, deſſen Röhre ungemein lang, und der aufrechtſtehende Rand vierfach eingeſchnitten iſt. Die vier Staubfäden ſind in der Röhre befeſtiget und die Staubbeutel faſt länger, als das Blumenblatt; der fadenförmige, gleichlange Griffel endiget ſich mit einem einfachen Staubwege. Die ſaftige Frucht hat ohngefähr die Größe einer Pflaume, iſt gelb gefärbet, und enthält viele Saamen. Selten wird dieſe Staude in deutſchen Gärten zu finden ſeyn. Sie iſt zart und muß den Winter über im Glashauß ſorgfältig gewartet werden; auch im Sommer, verlanget ſie zwar friſche Luft, kann aber ſelten aus dem Hauſe gebracht werden. Man ziehet ſolche durch Saamen, dergleichen aber wohl nirgends, als aus ihrem Vaterlande zu erhalten ſeyn dürfte. Wegen des prächtigen Anſehns möchten alle Gartenliebhaber dergleichen zu beſitzen wünſchen.

Dornmuſchel.

Donax muricata Linn. iſt eine Art Dreyeckmuſcheln, und in dem Indianiſchen Meere zu finden. Die Schale iſt eyrund, bäuchicht, fuchsroth, auf der Oberfläche mit dornichten Strichen beſetzet, und vorwärts mit einer klaffenden Spalte verſehen, welche ſich an jeder Seite in einen zuſammengedrückten Zahn endiget. Der After fehlet.

Dornnadel.

S. Nadelſchnecke.

Dornraupen.

S. Raupen.

Dorn-

Dornreich.

Dornreich, das iſt der Name gewiſſer kleiner Vögel, die darum ſo heißen, weil ſie ſich gern in Dornhecken aufhalten, darinn niſten und brüten, oder ſonſt dicke Buchen und andere Gebüſche zu ihrem Aufenthalte wählen. Der Name iſt in verſchiedenen Gegenden Deutſchlandes, auch in unſern benachbarten bekannt, und in andern führen ſie den Namen Heckenſchmätzer, vom Schmatzen mit der Zunge und Lippen, dergleichen Laut dieſe Vögel gewöhnlich an ſich haben, und ſich dadurch verrathen. Am kenntlichſten, was die äußerliche Farbe und Lebensart betrifft, finde ich ſie beym Zorn (Petinoth. II. Th. S. 375.) beſchrieben, wie denn die Nachrichten dieſes Mannes insgeſammt ſehr richtig, und lauter Erfahrungen ſind. Es fehlet ihm blos das ſyſtematiſche, welches auch die Zeit, da er ſchrieb, bey den Vögeln noch nicht genugſam erforſchet. Doch hätte er darinn ſchon ein mehreres leiſten können. Inzwiſchen, da ich alles überlege und die Kennzeichen durchgehe, bin ich ſicher der Meynung, daß die Dornreiche unter die Maiſen gehören, und daß die drey vom Zorn beſchriebenen Arten nichts als Abänderungen von der Kleiniſchen Mönchmaiſe (parus fuſcus, cinerus, paluſtris, atricapillus) ſeyn; die er auch Maiſenkönig, ſchwarzköpfigen Dornreich, u. ſ. w. nennt, und ſie für Linnäus ſchwarzköpfige Maiſe, mit weißen Schläfen und aſchgrauen Rücken hält. Friſch, in ſeiner Vorſtellung der Vögel in Deutſchland, gedenket in der fünften Klaſſe n. 5 — 7 dreyerley Arten von Neuntödtern, oder Würgengeln, lanius, des größern, mittlern und kleinen; und giebt der letzten die Namen: kleiner Neuntödter, Gioßhacker, Dorndreher, Dorntreter, Dornreich, pica minima, lanius minor ſ. tertius. Und Zorn meynet, daß ihn Friſch II. Kl. fünften Abtheilung zur fahlen Graßmücke, folglich zur Nachtigallart, Curruca cantu luſciniae, mache, mit dem er aber nicht zu verwechſeln iſt. Aber gewiß iſt der Vogel mit mehrerm Rechte zu den Maiſenarten, als Aelſtern und Hehern und Nachtigallen zu rechnen; ja was Zorn von den Mönchen, oder Mönchmaiſen S. 372 ingleichen von der Plattmaiſe oder Nonnmaiſe S. 363 anbringt, das gilt alles von einerley Vögelgattung, die höchſtens nur ganz geringe Spielarten unter einander ausmachen. Und dieſe der Dornreiche, beſchreibt Zorn hinlänglich, aus dem ich das Vornehmſte entlehne. Der größere Dornreich hat etwa die Größe der Nachtigall; Schnabel und

Füße bläulicht; Kopf hellbraun mit etwas grau vermiſchet, Kinn und Ohren aſchfarbig; die Backen weiß mit gelblich verſetzet; Hals und Rücken hellbräunlicht; aber an den Schwingfedern dunkelbraun; Kehle, Bruſt und Bauch dunkelweiß, nur an der Bruſt ein wenig gelblicht; ſo auch am Bug der Flügel. Der mittlere Dornreich iſt etwas kleiner als der erſtere, am Kopfe bräunlich mit Aſchfarbe untermiſchet; ſo auch auf dem Rücken, und die kürzern Flugfedern haben röthlichbraune Einfaſſungen. Der Unterleib aſchfarbig, die Kehle hellweiß, die Füße bläulich. Er ſingt mit dem vorigen beſſer, als die Mönchmaiſe. Der dritte Dornreich iſt noch kleiner, am Kopf und Backen dunkelgrau, Rücken, Schwanz, Flügel aſchfarbig, die Flugfedern mit bräunlich eingefaſſet. Kehle und ganzer Unterleib hellweiß, Füße bläulicht. Alle dieſe Vögel niſten bey uns in dicken Holzſchlägen, erſterer in den Büſchen der Weißbuchen, machet ſein Neſt aus dürrem Graß und Moos; zweyter in dicke Dornhecken, gern auf dem Felde, auf den Bergen, in Wachholderbüſchen, auch in Gärten, wo dicke Hecken und Stachelbeerſträucher ſind; dritter am liebſten im Garten in Stachelbeerhecken, wo er ſein Neſt vom dürren Graſe, inwendig mit Haaren, anleget; liebt auch die Roſenſträucher, von denen er die Blattläuſe begierig wegfrißt. Die zwo erſten Arten kommen ſpät an, brüten nur einmal, ſo viel man weis, und gehen gleich mit der Nachtigall wieder fort. Männchen und Weibchen ſind an ihnen ſchwer zu unterſcheiden. Letztere kömmt früher an, brütet zweymal, wie die erſten, vier bis fünf Jungen, und bleibt länger da, bis zum September. Männchen und Weibchen kommen auch ſehr überein, nur ſcheint erſteres ſchlanker und hochbeinichter zu ſeyn. Alle Dornreiche nähren ſich von Inſecten, Raupen, Fliegen und allerley Gewürme, womit ſie auch die Jungen aufziehen. Doch liebt die kleinere Art ſehr die Wachholderbeere, deswegen ſie ſich auch ſpäter bey uns verweilet. Ich glaube, daß Linnäus ſchwarze Maiſe 5. parus ater. und ſeine Sumpfmaiſe 6. parus paluſtris im ſyſt. nat. hieher gehören. Klein hat unter den Maiſen noch den rothköpfigen Dornreich, parus auro capillatus; ſchwärzlich am Leibe, und auf dem Rücken dunkelbraunroth, oder faſt purpurfarben, kurzem Schwanze, braunen Füßen, weißlichten Schnabel und rothen oder goldfarbigen Kopfe und Halſe. Ich halte dieſen für den Mönch, mit röthlicher oder goldener Platte, nach der gemeinen Sprache zu reden.

Dornroch.

Dornroch.

Stachelroch, Giftroch, Paſtinaca marina Geſn. Raia Paſtinaca, Linn. gen. 130. ſp. 7. Müllers Pfeilſchwanz aus dem Rochengeſchlechte. S. Glattray Leiobatus, 5. des Kleins.

Dornroſe.

S. Roſe.

Dornrücken.

Dornrücken, nach dem Müller Nagelroche, des Geſchlechtes der Rochen, Raia Clauata, L. gen. 130. ſp. 8. der Engl. Thornback, der Fr. beym Bomare Raie bouclée; ſ. unſern Artikel Brumbeerſchwanz, Daſybatus, 6. ſ. clauatus, Klein. I. 993. In den Samml. A. Reiſen findet man von ihm folgendes aufgezeichnet B. IV. S. 280. Rayen oder Dornrücken, ſind hier groß und klein, ſehr gut und in Menge. — B. V. S. 206. Der Dornrücken heißt auf dem Vorgebirge Rock. Man findet oft über dreyhundert Eyer bey ihm. Der ganze Leib iſt halb durchſichtig. Man hält ihn hier nicht hoch. Ein Fiſch, der ihm gleicht, heißt hier Sandkriecher. Dieſer iſt größer, etwan zwölf Zoll lang, und neune breit, von glatter Haut, die dunkelbraun und ſchwarz geſprenkelt iſt. Die Capeeuropäer fangen viele dergleichen, eſſen ſie aber nicht. — Und Pontoppidan ergänzet dieſe Beſchreibung in ſ. nat. Hiſt. v. Norwegen Th. II. S. 268. folgendermaaßen: Rokke, Rokkefiſk, Rochen Raya, auf Nordiſch Skate; er iſt auch ein Seefiſch von ſeltſamer Geſtalt, doch in Dännemark nicht unbekannt, ob er ſchon von Geſtalt verſchieden ſeyn kann; wie man denn verſchiedene Sorten von dieſem Fiſche findet, die man beym Willughby nachſehen kann. Der Nordiſche Roche iſt dem Leibe nach wie ein großer Hellbütt, Helleflynder, ibid. S. 220. Flünder, Paſſer, 2. des Kleins und ganz flach, hat einen ſpitzigen Kopf, iſt unter dem Bauche weiß, oben grau, und iſt dabey mit einigen Pünctchen und kleinen Cirkeln beſetzet; er hat auch auswärts vorm Leibe ſehr breite Floßfedern, wie Flügel, und größer als der Leib ſelbſt; ſein langer, ſchmaler und rundlicher Schwanz, einer Ellen lang, und mit eckichten, ſcharfen Knoten beſetzet, machet ihn am meiſten kenntlich. Der Mund findet ſich nicht an der Spitze des Kopfes, ſondern unterwärts, wie beym Hayfiſche, mit welchem er auch dieſes gemein hat, daß er, ſtatt der Knochen oder Gräten, überall nur Knorpel hat. Er hat auch ziemlich große Eyer, aus denen er ſeine Jungen zur Welt bringt. Die Leber iſt groß und

 fett,

fett, und giebt guten Thran, weßfalls ihn auch die Fiſcher am meiſten aufſuchen; denn hier wird er insgemein nicht geſpeiſet, obſchon einige getrocknet, und in fremde Gegenden geſchicket werden, wo man die knorplichten Floßfedern oder Flügel für eine angenehme Speiſe hält.

Dornſchwamm.

S. Blätterſchwamm.

Dornſchwein.

Eine Gattung der Meerſcorpionen, nach dem Müller, Scorpaena Porcus, Linn. gen. 161. ſp. I. der kleine Meerſcorp, oder ſchwarze Scorpfiſch des Gesners, ſ. Helmfiſch, Coryſtion, 13. des Kleins.

Dornſtrich.

Eine beſondere Art der Blutigel, welche an den Oſtindianiſchen Seeküſten zur Regenzeit unter dem Mooß ſich aufhält und den Fußgängern, die mit nackenden Füßen gehen, ſehr beſchwerlich fällt. Es iſt ſolcher ſehr platt, braun gefärbet, und mit hundert dornichten, erhabenen und ausgebreiteten Queerſtrichen gezieret. Das Maul iſt ſehr weit. Hirudo indica Linn.

Dorntreter.

Dorntraher, Dorndrechsler, iſt der kleine bunte Neuntödter, oder Würger, der beym Klein n. 27. unter den Falken lanius minor zu ſtehen kömmt. In Herrn Büffons Naturgeſch. der Vögel, nach der kleinern ſchönen Berliner Ausgabe des berühmten Hr. D. Martini, II. Band. S. 192. heißt er der kleinſte bunte Würger, und iſt auf der neun und vierzigſten Tafel nach dem Leben abgebildet. Er iſt alſo an ſich ein Raubvogel, und hat den deutſchen Namen Neuntödter, weil er, wie die andern dieſer Art, eine Parthie kleiner Thiere, Mäuſe, Vögel u. ſ. w. fängt, ſelbige an die Zweige der Dornhecken hängt, und alsdenn mit einemmale verzehret. Folglich frißt er ſeine getödtete Beute nicht einzeln; daher hat man vielleicht die neunte Zahl angenommen und ihn Neuntödter geheißen. Der Name Würger iſt indeſſen geſchickter, und Dorntreter möchte er heißen, weil er meiſtens in Dornhecken auf Feldern und Gärten hecket und daſelbſt auch wohnet. Da dieſe Vögel demnach, im ganzen betrachtet, die Geſchlechtscharakter der Falken an ſich haben: ſo wird es hier für unſre Leſer genug ſeyn, wenn ich von der beſondern Abänderungsart derſelben eine umſtändliche Beſchreibung gebe, und dieſe theils aus dem Zorniſchen Vortrage, Petinoth. II. Th. p. 252. wie ihn Hr. D. Martini billig hinten an die Büffonſche Beſchrei-

ſchreibung angehänget hat, theils aus dieſer letztern ſelbſt und den Martiniſchen reichen Anmerkungen hernehme. Der Dorntreter oder kleinſte Neuntödter iſt bey uns etwas weniges größer, als der Aemmerling. Das Männchen hat einen hochſchwarzen Kopf, der Schnabel in Proportion mit andern größern Raubvögeln etwas lang, vorn am Obertheile mit einem ſpitzigen Hacken verſehen, an welchem auf beyden Seiten zwo ſcharfe Erhöhungen, zum Halten und Zerfleiſchen, befindlich ſind. Ueber demſelben an der Stirne ſind eine ſubtile ſchwarze Einfaſſung, auf beyden Seiten aber an den Backen, vom Schnabel bis zu den Ohren, kohlſchwarze breite Streifen. Die aſchblauliche Farbe des Kopfes erſtrecket ſich bis an den Rücken, wo ſie ſich in dem ſchönen hellbraunen Schild verliert, welcher den Rücken und einen Theil der Flügel bedecket. Auf die hellbraune Zeichnung folget, gegen den Schwanz hin, wieder eine aſchblaue Schattirung, wie am Kopfe. Der etwas lange, aus zwölf Federn beſtehende Schwanz iſt ſo beſchaffen, daß die zwo mittlern ganz ſchwarz, die andern alle bis über die Hälfte ſchneeweiß erſcheinen, an den Enden aber einen breiten ſchwarzen Streif haben. Die beyden äußerſten Federn etwas kürzer, als die übrigen. Die Schwingfedern der Flügel ſchwarzbraun, oben bey den Spulen weiße Spiegel; die kürzern gegen den Leib zu mit braun eingefaſſet. Die Deckfedern, vom Kiel an, ſchwarz, an den Enden hellbraun. Das Kinn unten weiß, die Bruſt weiß und roth ſchön vermiſchet, darauf wieder weiß bis unter dem Schwanz hinaus; Füße ſchwarzbraun, ohne ſcharfe Klauen. — Das Weibchen am Kopfe, Rücken, bis zum Bürzel hellbraun, der Bürzel ſelbſt röthlicht. Die Federn am Kopfe und Rücken an den Enden mit ſchwärzlichen Streifen verſehen. Schwanz durchaus braun, ins röthliche ſpielend, deſſen beyde äußerſte Federn eine zarte weiße Einfaſſung haben. Die Schwingfedern der Flügel ſchwarzbraun, die kürzern mit hellbraun eingefaſſet, an den Enden weißlicht. Die Farbe der Deckfedern iſt, wie bey den Rückfedern. Das Kinn dunkelweiß, die Federn an Bruſt, Bauch und unter den Flügeln gegen die Enden mit ſchwärzlichen Streifen bezeichnet. Schnabel und Füße bräunlicht. — Dieſer Dorntreter kömmt im Frühjahre bey uns an, horſtet in Büſchen und Hecken, auf freyem Felde, nicht im Walde, zieht den September wieder weg, und nähret ſich zum Theil von Inſecten, ſtößt aber auch ſehr auf junge Vögel und

andre kleine Thiere. Er findet ſich durch Europa, von Schweden bis Frankreich und weiter hin, zieht vermuthlich aus einem Lande ins andre, und fremde Ausländiſche Gattungen ſind wahrſcheinlich Abänderungen von unſerm Dorntreter und andern bey uns bekannten Neuntödtern. Man trifft ſie in Senegal, auf der Küſte von Afrika an, und das beweißt deutlich ihren Strich. Dieſerwegen hält auch Büffon den rothen ſenegalliſchen Würger, den ihm Hr. Adanſon, zugeſchicket, mit unſerm rothköpfigen europäiſchen Würger, der eine Gattung von dem Dorntreter iſt, für einerley Vogel. Und es kommen auch mit dieſem Dorntreter, oder kleinen bunten Würger, der Philippiniſche, und der kleine Würger aus Luiſiana überein; und Herr Martini zeiget nicht ohne Grund in einer ausführlichen Anmerkung, daß der rothe und gehäubte röthlichbraune Neuntödter, Lanius fuluus criſtatus, aus Bengalen, mit dem ſenegalſchen und philippiniſchen, folglich auch mit unſerm europäiſchen Vogel einerley ſeyn mögen. Uebrigens brütet der Vogel nur einmal, vier bis ſechs Eyer aus, und füttert die Jungen mit Inſecten, Käferchen und allerley Würmern; und nimmt ſchon im Auguſt ſeinen Rückſtrich. Alsdenn läßt er ſeine Jungen noch meiſt ungemauſert, die ſich aber bis zum künftigen Frühjahr ſo ausnehmen, daß ſie alle ausgewachſen und mit ſchönen Farben wiederkommen. Er ahmet den Geſang anderer kleinen Vögel etwas nach, und die mittlere und kleine Art ſingen ganz ſchön. Linnäus hat den Vogel unter die Würger, Lanius, geſetzet n. 3. Collurio und vormals in der Fauna Suec. hieß er ihn n. 180. Ampelis dorſo griſeo, macula ad oculos longitudinali, an welchem Orte er auch eine kurze Beſchreibung der Charaktere deſſelben mittheilet. Boddaert heißt ihn Fänger oder Greifer, Klauwier, welches mit dem Deutſchen Dornkratzer, Würger, Worgengel, wohl übereinkömmt. Noch eins! Friſch ſaget in ſeinem Wörterbuche, der Name Dorndreher komme daher, weil er, nach Ausſage der Vogelfänger, ſich die Inſecten, welche er greift, auf die Dornſpitzen, gleichſam zur Verwahrung, aufdrehe und aufrichte. Der Name ſey alt, und finde] ſich ſchon in alten deutſchen Manuſcripten, Dorndrechſel. Coler nennt ihn in ſeinem Hausbuche Dorndreher. Allgemein hat man angemerket, daß der Name Dornreich und Dorndreher vielen kleinen Singvögeln gegeben wird.

Dorſch.

Dorſch, auch Torſch, Döſch nach

nach dem Müller die zwote Gattung der Cabeljaue, Gadus Callarias, Linn. gen. 154. ſp. 2. ſ. unſ. Art. Bolch, I. 904. Cabbeljau, II. 3. und Pamuchel, Callarias I. Klein.

Dort.

S. Lolch.

Doſen.

Unter den Kammmuſcheln oder Auſtern, Oſtreis, findet ſich ſowohl in Anſehung der Schaalen, als der daran zu bemerkenden Ohren einiger Unterſchied, wie bey Beſchreibung dieſes Geſchlechtes ſoll angegeben werden; hier bemerken wir nur, wie man diejenigen, welche mit gleichen Ohren verſehen ſind, Doſen zu nennen pflege. Zu dieſen gehören vorzüglich die ſo genannten St. Jacobsmuſcheln, und einige andere; wie denn Herr von Linné überhaupt acht Arten bey dieſer Abtheilung verzeichnet. Die Compaßmuſchel iſt bereits angeführet worden, und die Jägertaſche und der Jägermantel werden unter dieſen Namen vorkommen. Hier beſchreiben wir

1) die Jacobiter- oder St. Jacobsmuſchel, Oſtrea Iacobaea Linn. Sie kömmt aus dem Mittelländiſchen Meere; die Schalen ſollen zehn Zoll breit werden, und haben vierzehn eckichte Strahlen, welche der Länge nach geſtreifet ſind; der Deckel iſt gemeiniglich ſchön mit hohen Farben gezeichnet; zuweilen aber fleiſchfarbig, und die untere Schaale ganz weiß.

2) Die Pilgrimsmuſchel. Die Holländer nennen dieſe auch St. Jacobsdoublet, Oſtrea maxima Linn. Sie wird im Canal und andern Gegenden des Europäiſchen Meeres, und öfters über einen halben Schuh breit, gefunden. Die obere Schale iſt platt, die untere bäuchicht; die Strahlen ſind erhaben rund und der Länge nach tief geſtreifet. Man findet ſie roſenfärbig gewölket und bandiret, auch braun oder gelblicht, oder auch ganz weiß. Die Pilgrimme behängen ſich damit auf ihren Wallfarthen; auch dienen die Schalen in den Seeſtädten um die Auſtern darinnen zu braten. Das Thier ſoll ein ſchmackhaftes Eſſen ſeyn.

3) Das Joppedoublet, Oſtrea Zickzack Linn. dieſe kömmt aus Amerika. Die Schalen ſind dünner, als bey den vorigen Arten, die untere viel bäuchichter, und die obere gleichſam platt eingedrücket; daher man ſie auch Neptunusdoſen nennt. Sie ſind inwendig ſchneeweiß, auswendig ſchön hell oder auch braunroth, auf dem Deckel mit ſchönen Zickzackzeichnungen, und am Schloſſe mit einer Stern- oder Feſtung ähnlichen Figur gezieret. Man zählet achtzehn platte Strahlen, die ſich inwendig

wendig am Rande beſſer, als auswendig zeigen. Man findet auch ganz weiße Schalen.

4) Die Schminkdoſe, Oſtrea ſtriatula Linn. Die untere tiefe Schale iſt viel bäuchichter, als die obere platte. Man zählet ſechzehn verloſchene Strahlen, die der Quere nach häufig geſtreifet ſind. Der Rand iſt nicht gekerbet. Inwendig ſind die Schalen weiß, und zwiſchen den Strahlen gelbe.

5) Das Döschen, Oſtrea minuta Linn. Die Schalen ſind nicht größer als eine Haſelnuß, ſehr bäuchicht, am Deckel, welcher auch tief gefalten und bäuchicht iſt, mit zwanzig erhabenen Strahlen verſehen; die Farbe iſt weiß und braun gewölket. Die beyden letztern Arten kommen aus Indien.

Nicht allein bey der Kammmuſchel, ſondern auch bey den Kufferhörnchen, welche unter die Kinkhörner gehören, iſt der Name Doſenſchnecke gebräuchlich; daher wir von den letztern auch

die Doſenſchnecke, Buccinum neriteum Linn. anführen. Die ganze Schale iſt von der Größe einer Erbſe, erhaben rund, ſtumpf und platt, hat faſt das Anſehen einer Nerite, und führet an der Spindel eine ausgebreitete, wenig erhabene Lippe. Die Oeffnung der Mündung iſt hinten ausgerundet, und die Gewinde zeigen ſich nur durch eine violetfärbige Schnirkellinie auf einem blaßfärbigen Boden.

Doſenbaum.

S. Fichte.

Doſten.

Origanum. Dieſem Pflanzengeſchlechte hat Herr von Linne', außer den eigentlichen Arten Doſten, auch den Cretiſchen Diptam und Majoran einverleibet, welches aber Ludwig und einige andere nicht gebilliget, indem in Anſehung des Kelches ein dreyfacher Unterſchied ſich merklich zeiget. Wir zählen demnach hieher nur die eigentlichen Arten Doſten, welche einerley Geſchlechtskennzeichen haben. Dieſe ſind: ein kleiner, fünfmal ausgezackter Kelch, ein Blumenblatt, beſtehend aus der kurzen Röhre und zwo Lippen, davon die obere platt, ſtumpf und eingekerbet, die untere in drey faſt gleiche Lappen zerſchnitten iſt. Von den vier dünnen Staubfäden ſind zween kürzer, und zween etwas länger; der fadenförmige Griffel richtet ſich nach der obern Lippe, und endiget ſich mit zween zarten Staubwegen. In dem Kelche liegen vier eyförmige Saamen. Hieher gehöret alſo:

1) die gemeine Doſte, ſonſt auch Walddoſten, Wohlgemuth, Orant, Coſtenz, wilder Majoran genannt, Origanum vulgare L. Sie wächſt in Hayden und wüſten

hüglich.

hüglichten Gegenden, und blühet im Brach- und Heumonathe. Aus der zäſerichten, dauerhaften Wurzel, treibt ein harter, ſteifer, röthlicher, etwa zween Fuß hoher Stängel, und aus dieſem viele kleine Zweige; die Blätter ſtehen überall gepaaret, ſind klein, eyförmig, doch etwas zugeſpitzet, haaricht und weich anzufühlen. Aus dem Winkel derſelben treibt ein gemeinſchaftlicher kurzer Stiel, auf welchem viele kleine fleiſchfarbene Blümchen dicht bey einander ſitzen, und unter ſich ein Büſchelchen vorſtellen. Zwiſchen den Blümchen befinden ſich kleine Deckblätter, welche etwas länger als der Kelch, beyde aber röthlich braun gefärbet ſind.

Ob dieſes diejenige Pflanze ſey, welche in der heiligen Schrift unter dem Namen Hyſſop vorkömmt, läßt ſich nicht füglich beſtimmen; deſto gewiſſer aber iſt es, daß ſelbige zu den Gewürzen könne gezählet, und zu den Speiſen gebrauchet werden. Das Kraut hat einen angenehmen und ſtarken Geruch, ſchmecket etwas ſcharf, und iſt dem Majoran und Thymian an Beſtandtheilen ziemlich gleich. Es zertheilet, treibt Schweiß und ſtärket. Herr von Linné erzählet, ſ. die Weſtgothiſche Reiſe, S. 227. wie der Probſt Walborg aus dem Kraute einen Thee verfertige, der dem chineſiſchen Theeboy durchgängig ähnlich ſey, und daß derſelbe, wenn man ſich nur ein wenig daran gewöhnete, eben ſo angenehm zu trinken ſey, als der chineſiſche. Die Einwohner daſelbſt pflegen auch das Kraut in die Bierfäſſer zu hängen, wodurch ſolches ſtärker und berauſchender wird. Auch giebt das Kraut eine hochbraune, etwas ins röthliche fallende Farbe. Uebrigens iſt die Doſte eines der beſten Bienenkräuter. Die Blumen geben einen geſunden Honig, welcher die Bienen ſtärket. Herr Gleditſch empfiehlt ſolche zum Anbaue.

2) Die Cretiſche Doſte, Origanum creticum Linn. wächſt im mittägigen Europa und dem gelobten Lande. Bey dieſer ſind die Blätter mehr ſcharf als weich anzufühlen; die Blumen ſtehen in längern Aehren bey einander, und die Deckblätter ſind zweymal länger als der Kelch. Dieſe iſt noch mehr gewürzhaft als jene, und enthält ſchärfere Beſtandtheile; daher auch das unter dem Namen Spaniſch Hopfenöl bekannte, und in den Apotheken befindliche Oel aus dieſer Art verfertiget wird. Der bekannte Gebrauch iſt wider die Zahnſchmerzen; man pflegt Baumwolle damit anzufeuchten, und in den hohlen Zahn zu ſtecken; es beißt faſt heftiger als Nelkenöl und zieht viele Feuchtigkeiten aus. Die Blumenſpitzen werden von einigen unter die ſo genannten Italieniſchen Sallate genommen.

Beyde Arten kann man im Lande erziehen, und durch die Theilung der Wurzel leichtlich vermehren; doch geht die Cretiſche bey ſtrenger Kälte im Winter verlohren, daher man immer einen Topf halten, und ſolchen im Winter in ein gemäßigtes Glashaus ſetzen muß, um den Abgang erſetzen zu können. Sonſt brauchen ſelbige keine beſondere Wartung.

Doſten, Waſſer.

S. Kunigundkraut und Zweyzahn.

Dotterblume.

Dotterblume, nach Planern Schmalzblume, ſonſt auch Wieſenblume, Butterblume, Kuhblume, Mooßblume, Mattblume, Dratblume, Populago, Caltha paluſtris. Iſt die einzige Art von dieſem Geſchlechte. Sie wächſt bey uns in Sümpfen und naſſen Wieſen häufig und blühet im Frühlinge, vom März bis Anfangs May. Die fäſerichte Wurzel treibt viele Blätter, endlich auch einen ganz niedrigen Stängel wechſelsweiſe mit dergleichen geſtielten Blättern und einzeln geſtielten gelben Blumen beſetzet. Die Blätter ſind glatt, dicke, ſaftig, breit, am Umfange faſt rundlich, hinterwärts mit vorragenden Lappen und alſo beynahe nierenförmig. Die Blume hat keinen Kelch, aber fünf große, eyförmige, ausgebreitete Blumenblätter, viele kürzere Staubfäden, und fünf bis zehn länglichte Fruchtkeime, welche ſich, ohne einen merklichen Griffel, nur mit einem Staubwege endigen, und ſo viel kurze, ſpitzige Saamenbehältniſſe verwandeln, welche ſich der Länge nach oberwärts öffnen, und viele kleine Saamen enthalten.

Man hat die Pflanze für ätzend, daher für Menſchen und Vieh ſchädlich gehalten, und in der Arzney ſelten gebrauchet. Einige loben ſolche zu Reinigung der Wunden, und andere in Wein abgekochet wider die gelbe Sucht. Hr. Schröber führet hingegen an, wie man im Magdeburgiſchen behauptete, wenn die Kühe die blühende Pflanze fräßen, dadurch die Butter eine gelbe Farbe erhalte. Sollte man vielleicht eine andere Art, welche auch den Namen Dotterblume erhalten, aber zu dem Geſchlechte der Ranunkel gehöret, mit unſerer verwechſeln? Inzwiſchen legen die Kamtſchadalen im Frühjahre und Herbſte die Wurzeln in hölzerne Tröge, gießen Waſſer darauf und kochen ſie mit glüenden Steinen. Es ſollen auch dieſe Wurzeln mit Fleiſch gekochet, oder in Eſſig und Baumöl geweichet, als ein Sallat ſich gut eſſen laſſen; wie denn auch die noch geſchloſſenen Blumen in Salzwaſſer geweichet, und alsdenn in Eſſig eingeleget, die Stelle der Capern vertreten

vertreten können, auch daher deutſche Capern genannt werden. Die Blumen geben den Bienen gutes Wachs.

In den Gärten findet man die Dotterblume gefüllet, und ſchätzet ſolche billig hoch, zumal ſie keine Wartung verlanget, in feuchten ſchattichten Orten gut fortkömmt und häufige Blumen treibt. Die Vermehrung geſchieht leichtlich durch Theilung der Wurzel.

Dotterblume, S. auch **Löwenzahn**.

Dotterſaamen.

Obgleich dieſer Name mit der vorherſtehenden Dotterblume gleichlautend iſt, haben wir ſolchen doch beybehalten; der andere, auch vom Dietrich angenommene Name, Leindotter, kann Gelegenheit geben, ſelbige mit dem Leine ſelbſt zu verwechſeln. Bey dieſem Pflanzengeſchlechte, Myagrum Linn. beſteht der Kelch aus vier eyförmigen, länglichten, ausgehöhlten, gefärbten und leicht abfallenden Blättchen. Die vier kreuzweiſe geſtellten Blumenblätter ſind am untern Theile ſchmal und ſpitzig, und am obern breiter, rundlich und ſtumpf; von den ſechs Staubfäden ſind viere etwas länger, als die zween übrigen; der dünne Griffel hat einen ſtumpfen Staubweg; das kleine, faſt herzförmige, plattgedrückte Schötchen iſt mit dem ſteifgewordenen Griffel beſetzet, öffnet ſich mit zwo Klappen, iſt einfächericht, und enthält wenige rundliche Saamen. Zuweilen erſcheinen wohl drey Fächer, alsdenn aber ſind die zween obern Fächer ganz leer, und nur das unterſte enthält einen, auch mehrere Saamen. Einige, vom Hrn. von Linne' hieher gerechnete, Arten haben auch ein zweyfächerichtes Schötchen. Von den neun Arten, welche Linnäus anführet, erwähnen wir

1) den gemeinen zahmen Dotterſaamen, Leindotter, Flachsdotter, Finkenſaamen, kleiner Oelſaame genannt, Myagrum ſatiuum Linn. Dieſe jährige Pflanze findet man öfters auf den Getraydefeldern, ſonderlich zwiſchen den Lein wachſen, und blühet im Brachmonathe. Die zäſerichte Wurzel treibet einen, etwan zween Fuß hohen und in einige gerade aufſtehende Aeſte vertheilten Stängel; beyde ſind wechſelsweiſe mit länglichten, ſpitzigen, mehr weich, als rauhen, gezähnten Blättern beſetzet, welche, da ſie platt aufſitzen, und auf beyden Seiten einen vorragenden und die Aeſte umgebenden Abſatz haben, pfeilförmig könnten genennet werden. Oben auf den Zweigen ſitzen kleine, gelblichte Blumen, auf langen Stielen. Das eyförmige, etwas aufgeblaſene, zweyfächerichte Schötchen

enthält viele länglichte, dreyeckichte, gelblichte Saamen. Zuweilen findet ſich eine Abänderung mit einem kleinern Schötchen, auch einigermaaßen rauhen Blättern. Obgleich dieſe Pflanze bey uns ſelten ordentlich ausgeſäet wird, ſo geſchieht ſolches doch an vielen andern Orten, um aus den Saamen ein Oel zu preſſen, und ſolches in der Haushaltung zu gebrauchen. Es dienet dieſes nicht allein zum Brennen, ſondern iſt auch vortrefflich bey den Speiſen zu gebrauchen; wie denn viele ſolches, ſtatt der Butter mit Brod eſſen. Es kann auch in der Arzneykunſt ſtatt anderer ausgepreßter Oele gebrauchet werden. Einige ſammeln den Saamen zum Futter für die Vögel, welchen ſie begierig freſſen.

2) Der beſtändige Dotterſaame, Myagrum perenne Linn. zeiget ſich auch hin und wieder in Deutſchland im Brachmonathe blühend. Die dauerhafte Wurzel treibt äſtige Stängel; die wechſelsweiſe geſtellten und geſtielten, glatten Blätter ſind mehr oder weniger tief ausgezacket, die untern am Rande ausgehöhlet, und die Lappen eingekerbet, die obern aber nur ſägförmig gezähnet; die Blumenfarbe iſt gelb; die Frucht beſteht gleichſam aus zwey mit einander vereinigten, und über einander geſtellten Schötchen; davon das untere dünner, das darüber ſtehende aber größer, weiter und geſtreift iſt. Gemeiniglich liegt in beyden ein Saame, zuweilen iſt auch eines leer.

3) Der dreyſchötichte Dotterſaame, Myagrum perfoliatum Linn. kann nicht füglich nach dem lateiniſchen Namen Durchſtochen heißen, indem die glatten, gleichſam mit blau überzogenen, ſägförmig ausgezackten Blätter, nur wie bey der erſten Art, platt aufſitzen, und mit den vorragenden Lappen den Stängel umfaſſen, mithin gleichfalls pfeilförmig geſtaltet ſind. Die Frucht ſtellet eine umgekehrte Pyramide vor, an deren breiten Theile oberwärts kleine, halbmondförmige Schötchen anhängen, und zwiſchen welchen der ſtehenbleibende ſteife Griffel ſitzet. Dieſe beyden ſind allemal leer, in der mittelſten pyramidenförmigen aber liegt ein einziger Saamen; die kleinen Blümchen ſind gelblicht.

4) Den rauchſchötichten Dotterſaame, Myagrum paniculatum L. findet man zuweilen um die Aecker und hat der Geſtalt nach, eine ziemliche Aehnlichkeit mit der erſten Art. Der Stängel iſt äſtig; die Blätter ſind pfeilförmig, ſpitzig, rauch, und die kleinen Blümchen gelblicht; die Frucht iſt rund, und auf der Oberfläche rauch, und runzlicht, mit dem vorragenden Griffel, und hat zwar zwey Fächer

cher; eines aber iſt leer, und in dem andern liegt nur ein Saame. Tournefort betrachtet dieſe Art als ein beſonderes Geſchlecht, welches auch Hr. von Haller bey- behalten hat. Es führet den Namen Rapiſtrum.

Alle, außer der zwoten Art, ſind jährige Pflanzen, und werden ſel- ten in Gärten gezogen, bedürfen auch gar keiner Wartung, vielmehr werden aus den ausgefallenen Saamen immerfort junge er- wachſen. Wo die erſte, wegen des Oeles gebauet wird, muß man ſolche auf gedüngten Acker im Frühjahr gehörig ausſäen, und mit Einſammlung des Saa- mens nicht zu lange verweilen, indem ſich die Schötchen von ſelbſt öffnen, und den Saamen fallen laſſen.

Dotterſchnecke.

Unter den Neriten oder Schwimmſchnecken finden wir drey Arten, welche obigen Na- men führen, als:

1) Der Eyerdotter, Nerita vitellus L. Die Schaale iſt bäuchigrund, hat ein glattes Na- belloch, und iſt entweder ganz gelb, wie ein Eydotter, oder et- was roſtfärbig, oder etwas weiß gefleckt. Auch der Größe nach gleichet ſie faſt einem Eydotter. Um die Wendungen ſind gemeini- glich eines, auch mehrere weiße Bänder gezogen. Dieſe und die folgenden Arten haben einen eige- nen Deckel. Sie kömmt aus dem Aſiatiſchen Meere.

2) Der geſchobene Eyerdot- ter, das Schleckhorn, Nerita albumen L. Dieſer kömmt aus Oſtindien, iſt etwas größer, aus- wendig blaß, oder braun leber- färbig, inwendig eyweiß. Die Schaale iſt der vorigen faſt ähn- lich, nur iſt die Rundung gleich- ſam gedrücket, und etwas ſeit- wärts geſchoben, und am Nabel zeiget ſich ein platter ausgebrei- teter Fortſatz.

3) Der Warzendotter, Nerita mammilla L. Dieſe Art un- terſcheidet ſich von der vorherſte- henden durch die, am Wirbel walzenförmig in die Höhe ſtei- genden, Gewinde. Die Mündung iſt oval, und der Nabel gedecket. Die Farbe iſt verſchieden. Man findet braune, oder pomeranzen- färbige, auch ſchneeweiße und glänzende; die letztern heißen da- her auch Eyerſchaalen. Von dem Inwohner dieſer Schnecke hat man angemerket, wie ſich ſol- cher beym Auskriechen aus der Schaale ſogleich ausdehnet und aufblähet, daß es ſcheint, als ob ſolcher noch einmal ſo groß ſey. Er ziehet ſich gemächlich wieder zurücke und verſchließt die Mün- dung mit einer Klappe. Die ſchönſten kommen aus Oſtindien.

Doublett.

Dieſes Holländiſche Wort kömmt bey Benennung der zweyſchaaligen Muſcheln öfters vor, und man will dadurch anzeigen, daß das Gehäuße nicht aus einer, ſondern aus zwo verſchiedenen, aber mit einander vereinigten Schaalen beſtehe.

Draban.

S. Dragun.

Drache.

Draco. Unter dieſem Namen verſtund man ehemals gewiſſe große, abſcheuliche Thiere, welche nur zween Füße, einen großen Kopf und einen weiten Rachen haben, in Anſehung des Körpers mit den Eidechſen, in Anſehung des Schwanzes aber mit den Schlangen übereinkommen und am Körper Flügel haben ſollten. Von den ältern deutſchen Schriftſtellern, z. E. von Gesnern, oder vielmehr von dem Ueberſetzer ſeines Schlangenbuchs, wird ihnen auch bisweilen der Name Lindwurm gegeben.

Aelian erzählet, daß man in Aethiopien und Indien Drachen fände, die gemeiniglich zwanzig, bisweilen aber auch vierzig bis achtzig Ellen lang wären, daß dieſe Thiere bey den Mohren keinen eigenen Namen hätten, ſondern blos Elephantentödter genannt würden, weil ſie die Gewohnheit hätten, den Elephanten die Augen auszureißen, und ſie durch Umwickelung ihres Schwanzes zu erwürgen. Von ihrer Geburt findet man in den ältern Schriftſtellern noch lächerlichere Dinge. Einige geben vor, ſie entſtünden aus der Vermiſchung eines Adlers mit einer Wölfinn, welche bey der Geburt allemal berſte. Von dem Adler habe alſo der Drache den Kopf und die Flügel, von der Wölfinn aber den Schwanz und die Füße. Ja um die Drachen noch fürchterlicher und gräßlicher zu machen, ſo hat man nicht unterlaſſen, verſchiedene Erzählungen von vielköpfigen Drachen anzuführen. Sogar beym Seba findet man noch die Abbildung eines Drachen mit ſieben Hälſen und ſieben Köpfen, der von einem herumwandernden Betrüger überaus künſtlich gemachet und für ein wirkliches Thier ausgegeben worden war.

Ohngeachtet man aber heut zu Tage völlig überzeuget iſt, daß es eigentliche Drachen nirgends giebt, ſo hat man doch den Namen beybehalten und damit kleine geflügelte Eidechſen beleget, die einige Aehnlichkeit mit den eingebildeten Drachen haben. Der Ritter von Linné hat ein eigenes Geſchlecht daraus gemachet, deſſen Kennzeichen ein vierfüßiger, geſchwänzter Körper und

abgeſonderte Flügel ſind, nämlich ſolche Flügel, die nicht blos, wie bey den Fledermäuſen und fliegenden Eichhörnchen, in einer Verwachſung der Vörder- und Hinterfüße, vermittelſt einer Haut beſtehen, ſondern, wie die Floßen der Fiſche, aus dem Leibe gewachſen ſind.

Von dieſem Geſchlechte führet der ſchwediſche Naturforſcher nur zwo Arten an, denen er die Namen Draco volans und Draco praepos gegeben hat.

Die erſte Art, Draco volans, von Herr Müllern im Deutſchen die fliegende Eidechſe genannt, unterſcheidet ſich von der andern vorzüglich dadurch, daß die Flügel nicht an die Vörderfüße angewachſen ſind, ſondern ganz frey abſtehen. In Anſehung der Geſtalt und Größe kommen dieſe Thiere größtentheils mit unſern gemeinen Eidechſen überein. Der ganze Körper nebſt dem Kopfe iſt ohngefähr ſo lang wie ein Finger, der Schwanz aber über zweymal länger, als der Körper. Der Kopf iſt zwar mit Höckern, aber nicht mit Hörnern oder Kämmen beſetzet, dergleichen die alten Schriftſteller ihren Drachen zueignen. Die Zunge iſt dick, und fleiſchicht und am Ende rund. Die Haut an der Kehle iſt runzlicht und dehnet ſich in einen ſpitzigen Sack aus, der ſich zur Seiten in zwey Bläschen erweitert und mit ſeiner Spitze bis unten an die Bruſt reichet. Die Haut am Körper iſt mit feinen Schuppen beſetzet. Jeder Fuß iſt mit fünf Zehen verſehen. Der Schwanz hat einige Reihen Schuppen, die mit den Spitzen nach unten zu gekehret ſind, ſo daß es ſcheint, als wenn derſelbe lange Furchen hätte. Die Flügel, welche etwas an die Hinterfüße angewachſen und ausgeſpannt ohngefähr zween und einen halben Zoll breit ſind, beſtehen in einer ſehr dünnen, durchſichtigen und mit kleinen Schuppen beſetzten Haut, welche durch fünf dünne, aus dem Körper hervorkommende Rippen, wovon die hinterſten ſtark nach hinten zu gebogen ſind, ausgeſpannet wird. Der Hinterkopf, der Rücken und die Füße ſind himmelblau; die untere Seite des Kopfes iſt weiß geſprenkelt; der Schwanz und die Füße ſind geſtreift; über die Flügel laufen braune und weiße Striche, zwiſchen welchen die Farbe aſchgrau iſt.

Dieſe Thiere pflegen ſich meiſtentheils auf den Bäumen aufzuhalten und von einem auf den andern zu fliegen. Ihre meiſte Nahrung beſteht in Fliegen und andern Inſecten. Man findet ſie vorzüglich in Afrika und Oſtindien. Doch giebt es auch in Amerika dergleichen fliegende Eidechſen, die vornehmlich in Anſehung

der

der Farbe, von den Afrikaniſchen und Oſtindiſchen unterſchieden ſind. Einige ſind aſchgrau und weiß geſprenkelt, andere ſchwarzbraun gefleckt, und an den Flügeln roſtfärbig, und noch andere braun am Körper und weißlich an den Flügeln.

Bey der zwoten Art, welche vom Herrn von Linné Draco praepos und von Herr Müllern der Amerikaniſche Drache genannt wird, weil man ſie nur in Amerika antrifft, ſind die Flügel an den Vörderfüßen angewachſen, von den Hinterfüßen aber ſtehen ſie ab. Dieſe Thiere, welche noch kleiner ſind, als die vorhergehenden, haben eine röthliche Farbe, und einen langen Schwanz, welcher am dickſten Ende ſtark mit dornenähnlichen Stacheln beſetzt iſt. Die Flügel beſtehen ebenfalls in einer zähen durchſichtigen Haut, welche, wie die Floßen der Fiſche, mit Rippen durchzogen iſt.

Der Name Drache wird auch von den Sternkundigen einem nördlichen Sternbilde gegeben, das zwiſchen dem Herkules, Cepheus und dem kleinen und großen Bäre ſteht. Man findet darinnen neun und dreyßig Sterne, nämlich zween von der andern, zehen von der dritten, dreyzehn von der vierten, neune von der fünften und fünfe von der ſechſten Größe.

Bey den alten Poeten heißt dieſes Sternbild auch Heſperidum Cuſtos und Sidus Mineruae, welche Namen ſich auf den fabelhaften Urſprung deſſelben beziehen, der auf zweyerley Art erzählet wird. Denn nach einigen ſoll dieſes Sternbild den Drachen vorſtellen, durch welchen die Heſperides, d. i. die Töchter des Königes Heſperus, den Garten mit den goldenen Aepfeln bewachen ließen und der von dem Räuber dieſer Aepfel, dem Hercules, umgebracht wurde; daher ihn die Juno, um dem Hercules wieder einen Poſſen zu ſpielen, unter die Sterne verſetzet habe.

Nach andern Poeten aber iſt dieſes der ungeheure Drache, welcher ſich der Minerva in ihrem Streite mit den Rieſen widerſetzte, von ihr aber endlich ergriffen, und mit großer Gewalt an den Himmel geſchleudert wurde, wo er nun zum ewigen Andenken dieſer That hängen bleiben muß.

Der ſogenannte fliegende Drache iſt nichts anders als eine feurige Lufterſcheinung, welche gemeiniglich eine kugelförmige Geſtalt hat, und wenn ſie ſich fortbeweget, einen lichten Streif hinter ſich zeiget, aus welchem die Einbildungskraft einen Schwanz gemachet hat. Wenn ſich eine ſolche feurige Kugel nach und nach ſenket, und hinter einem Gebäude herabfällt, ſo hat es in der Ferne oft das Anſehen, als wenn ſie in einen Schorſtein gefahren wäre,

wodurch einfältige und abergläubiſche Leute auf die Gedanken gebracht worden ſind, daß dieſe fliegende Drachen dienſtbare Geiſter der Hexen und Zauberer wären, und ihnen Schätze und andere brauchbare Sachen zuführeten.

Drachenbaum.

S. Kirſchbaum, und zwar Traubenkirſche.

Drachenblut.

Sanguis draconis, war ſchon den Alten, aber unter dem Namen Zinnober, bekannt. Es iſt eine trockene, leicht zu zerreibende, harzige, dunkel- und wenn ſie gerieben worden, blutrothe Materie, welche ſich im Weingeiſte völlig auflöſet, im Feuer leicht ſchmelzet, ſich auch anbrennen läßt, und alsdenn einen Geruch wie Storax von ſich giebt. Man findet hiervon einige Arten. Die gemeinſte ſind harte Stücke, etwa eines Fingers lang und eines Zolls breit, in lange Blätter eingewickelt; dieſe pfleget man Drachenblutstropfen, Lacrymae ſanguinis draconis, zu nennen; eine andere und ſeltnere iſt weich und zähe, ſchön blutroth, welche jedoch mit der Zeit auch trocken, und der erſtern gleich wird; noch eine Art ſcheint gekünſtelt und eine Zuſammenſetzung verſchiedener Gummien zu ſeyn, welche aber mit dem ächten Drachenblute oder Braſilienholze gefärbet ſind, und dunkelrothe, runde Stücke vorſtellen. Dieſe läßt ſich im Waſſer auflöſen, und nicht anzünden; auch die erſte Art wird öfters mit Arabiſchen Gummi, Bocksblut und andern Sachen verfälſchet. Man erhält ſolches aus den Canariſchen Inſeln, Teneriffa, Jamaika, Madagaſcar und Spanien. Es ſoll das Drachenblut ſowohl durch Einſchnitte der Rinde herausfließen, als auch aus den Früchten zubereitet werden. Die Früchte werden durch den Dampf des kochenden Waſſers erweichet, da ſie alsdenn ihren Saft von ſich geben, welcher durch die Wärme blutroth herausſchwitzet, oder man kochet ſie auch in Waſſer, wodurch dieſes roth gefärbet, und hernach weiter eingekochet und in die Blätter des Drachenbaumes eingewickelt wird. Wenn man die friſchen Früchte von einander ſchneidet, ſoll man dergleichen rothen Saft nicht bemerken können. Es beſitzet eine verdickende und zuſammenziehende Eigenſchaft, und wird von etlichen Granen bis zu einem halben Scrupel innerlich, aber ſelten, in Blutflüſſen, Durchfällen und innerlichen Geſchwüren verordnet. Ehedem gebrauchte man es häufig als ein blutſtillendes Mittel. Jetzo wird es öfters zu den Zahnpulvern geſetzet, und kann vielleicht die wackelnden Zähne wieder befeſtigen. Die Künſtler ge-

brauchen ſolches öfters, ſonderlich zu Verfertigung eines rothen Firniſſes. Woher dieſes Drachenblut eigentlich abſtamme, iſt man lange Zeit zweifelhaft geweſen; nur zu den Zeiten Dioſcoridis glaubte man, daß es getrocknetes Blut von einem Drachen ſey. Obgleich aber ſchon längſt ausgemachet iſt, daß ſolches von einer Pflanze komme, ſo findet man doch in Beſtimmung derſelben verſchiedene Meynungen, welche vielleicht auch alle gelten köñen, indem wahrſcheinlicher Weiſe ſolches nicht aus einer, ſondern mehrern Pflanzen abſtammet, und entweder von ſelbſt, oder durch gemachte Einſchnitte fließt und geſammelt wird. Die bekannteſte und gewöhnlichſte davon iſt der ſo genannte

Drachenblutbaum, Drachenpflanze, Draco arbor, welchen Cluſius 1564. zu Liſſabon gefunden, und zuerſt beſchrieben hat. Wo ſolcher in Oſt- oder Weſtindien eigentlich zu Hauſe gehöre, iſt noch ungewiß; gemeiniglich giebt man die Canariſchen Inſeln für das Vaterland aus. Jetzo findet man ſelbigen in verſchiedenen Luſtgärten Deutſchlands, und Hr. Gleditſch, wie auch Cranz, Vandelli und Berens haben davon umſtändliche Nachricht gegeben. Es hat ſolcher, dem äußerlichen Anſehen nach, mit den Palmen einige Aehnlichkeit, treibt einen runden, geraden Stamm, welcher viele Jahre ohne alle Aeſte bleibt, und von unten auf bis gegen den Wipfel ganz kahl erſcheint, oben aber mit Blättern umgeben iſt. Der Wipfel verlängert ſich jährlich aus ſeinem Mittelpuncte, aus welchem allezeit neue Blätter treiben, wovon ſich aber die unterſten Reihen der ältern Blätter allmählig ablöſen, ſo oft ein neuer Austrieb erfolget. Der Stamm iſt am unterſten Ende zwar rauh, weil ſich die äußere ſchuppicht ſcheinende Rinde davon öfters ablöſet; da ſich aber die blätterichten Ueberbleibſel daran endlich gänzlich verlieren, welche an dem obern Theile noch übrig blieben, ſo bleibt jene immer glätter, als dieſe, die zugleich eine geſchuppte Oberfläche zeiget. Dieſe wird auf eine gewiſſe Zeit durch beſondere blutrothe Adern noch mehr bezeichnet, welche durch den herausdringenden Saft der Rinde entſtehen. Wenn der Stamm älter wird, und der weiche Wipfel wegen eines Zufalles, oder nach der natürlichen Ordnung in ſeinem Wachsthume zurückbleibt, kommen in der Nähe, bey oder unter demſelben etliche einzelne und einfache Zweige hervor, die dem Hauptſtamme völlig gleichen. Wenn dieſes Gewächſe älter wird, erhält das unterſte Stammende eine beträchtliche Härte, wird holzicht und hat einen Kern, der dem Splinte des weichen Holzes gleicht; der obere Theil

hingegen iſt immer weich und ſchwammicht, grünet beſtändig und iſt mit ſehr langen, einfachen, ſpitzigen, völlig ganzen Blättern beſetzet, welche dem Schilfe gleichen, und ohne Stiel mit ihrem breiten Ende den oberſten Theil des Stammes dichte bekleiden, auch einander eben ſo umfaſſen, wie es gemeiniglich bey den Gräſern geſchieht. Meiſtentheils ſtehen die Blätter mehr aus- und aufwärts, als daß ſie niederhangen ſollten; wenn aber die Wurzeln zu trocken oder gar zu naß gehalten werden, pflegen ſelbige unter ſich zu hängen, ſo daß ſich die unterſten Reihen faſt an den Stamm rückwärts legen. In Beſchreibung der Blüthe kommen die meiſten Schriftſteller nicht mit einander überein. Wir wollen ſolche nach Hrn. Gleditſchens, von Herrn Berens in einer beſondern Streitſchrift angeführten, Beobachtungen beſchreiben, und denn kürzlich erwähnen, wie ſolche von andern beurtheilet worden. Aus der Mitte der Blätterkrone entſpringt eine nackende, harte und gleichſam hornartige, weißgrünlichte, glatte, gefurchte Blumenkolbe, welche unterwärts, und etwas mehr auf eine Seite gerichtet iſt, aus welcher ſehr lange, unter ſich hangende Aeſte, ohne beſtimmte Ordnung, treiben. Die ganze Kolbe iſt beynahe fünf Schuh lang. Alle Aeſte tragen zahlreiche, aufrechtſtehende, wechſelsweiſe geſtellte Blumenbüſchel, und die Blumen ſelbſt ſtehen in unvollkommenen Wirteln, und auf kleinen beſondern Stielen, öffnen ſich nach und nach, ſind früh Morgens geſchloſſen, und gegen den Abend völlig geöffnet, und haben einen ſchwachen balſamiſchen Geruch; viele fallen davon zeitig ab, welches von den Blumenſtielen kömmt, die aus zwey Gelenken beſtehen, und in dieſen Gelenken leichtlich abbrechen. Viele pfriemenartige, kleine, welke Blattanſätze umgeben den Blumenbüſchel, wie eine beſondere Hülle. Die Blume hat keinen Kelch; das weißgrünlichte Blumenblatt iſt in ſechs ähnliche, lanzenförmige, an den Spitzen auswärts gebogene Einſchnitte getheilet, und auf dem Boden mit Honigdrüſen beſetzet; es verwelket zwar, fällt aber nicht ab, ſondern umgiebt den Fruchtkeim, wenn ſolcher auch zur Reife gelanget. Den Einſchnitten des Blumenblattes gegen über ſtehen ſechs aufgerichtete, pfriemenförmig zuſammengedrückte Staubfäden. Der Fruchtkeim iſt der Länge nach mit drey Furchen verſehen, und mit einem Griffel beſetzet, deſſen ſtumpfer, dreyeckichter Staubweg drey Lappen zeiget. Die ſaftige, runde, glatte, gelblichte, an Größe einer Kirſche ähnliche Frucht zeiget äußerlich drey bis ſechs Furchen, und innerlich drey Fächer, in deren jedem ein weißlichter Saame liegt.

Die Frucht hat einen ſauern und herben Geſchmack. Herr v. Linné hat dieſe baumartige Pflanze ehedem zu dem Spargelgeſchlechte gezählet, jetzo aber daraus, und einigen andern Gewächſen ein eigenes Geſchlecht gemachet, und ihm den Namen Dracaena gegeben. Die vorbeſchriebene heißt bey ihm Dracaena Draco. Hr. Cranz, welcher die blühende Pflanze in Wien unterſuchet, hat zwey Geſchlechter unter dem Namen Stoerkia und Oedera, aus einer Pflanze gemachet, indem er einmal die bereits verblühten, und das andere mal, im vollkommenen Zuſtande befindliche Blumen unterſuchet, und daraus die verſchiedenen Kennzeichen genommen. Es hat die Pflanze in ihrem ganzen Wachsthume, und ehe ſie blühet, viele Aehnlichkeit mit der großen Yucca, Drachenjucca, Yucca draconis genannt. Da aber dieſe fein und zart eingekerbte Blätter hat, kann man beyde von einander allemal unterſcheiden.

Die Erziehung geſchieht aus den Saamen; und obgleich zuweilen aus dem alten Stamme Aeſte treiben, hat doch Herr Gleditſch durch dieſe die Vermehrung nicht erhalten können. Die jungen Stämmchen ſind weichlich, werden aber von Zeit zu Zeit härter, ſo daß ſie, außer der natürlichen Pflege und Wärme ihres Himmelsſtriches, keiner andern künſtlichen und mühſamen bedürfen. Herr Gleditſch hat dieſes alles genau beſchrieben. S. d ſſen vermiſchte Bemerkungen 1. Th. S. 190. Da man bey uns ſelten reifen und guten Saamen erhalten kann, muß man ſich junge Stämmchen aus andern Gegenden ſchicken laſſen; wobey man ſelten Gefahr läuft, indem die ſaftigen Wurzeln leicht einige Zeit außer der Erde bleiben, auch diejenigen, ſo etwa vertrocknet, abgeſchnitten werden können, und die Pflanze bey einer ordentlichen Pflege bald neue Wurzelkeime hervortreibt. Der Kübel, worein ſolche gepflanzet werden ſoll, wird am Boden mit einer dünnen Lage von groben Flußſande beleget, und darauf gute nahrhafte, aber ſehr lockere Gartenerde gebracht, damit die Wärme leicht durchdringen und das Waſſer gehörig ablaufen könne. Dieſes neu verpflanzte Gewächs iſt im Glashauſe alſo zu ſtellen, daß es ſowohl von der Sonne beſchienen, als von der übrigen Wärme des Hauſes durchdrungen werde. Die Erde wird nicht eher begoſſen, bis man den jungen Trieb der neuen Wurzeln wahrnimmt, hierauf geſchieht das Begießen mit lauen, im Hauſe verſchlagenen Waſſer. Wenn die Krone treibt, giebt man dem Hauſe die nöthige Luft. Gegen den Herbſt und im Winter geſchieht das Begießen gar nicht, oder doch

nur

nur ganz ſparſam. Das Umpflanzen muß nicht zu lange ausgeſetzet werden, ſonſt pflegen die Wurzeln leicht zu faulen, und dieſer verdorbene faule Saft verbreitet ſich geſchwinde durch die ganze Pflanze. Sollte der Wipfel, wie zuweilen geſchieht, ſchadhaft werden, und die Hauptwurzeln wären noch gut, kann jener, ſo weit der Schade geht, abgeſtutzet, und mit dem Brenneiſen geheilet werden, da denn ſeitwärts eine neue Blätterkrone treiben kann.

Außer dieſem eigentlich ſo genannten Drachenblutbaume werden verſchiedene andere angeführet, aus welchen ein ähnliches Harz geſammelt werden kann. Die bekannteſten davon ſind der Drachenrotang und die Flügelfrucht, von welchen wir an ſeinem Orte handeln wollen.

Drachenblut, S. auch Grindkraut.

Drachenfänger.

Drachenfänger pflegen die Einwohner der Inſel Jamaika ein Pflanzengeſchlecht zu nennen, welches im lateiniſchen zu Ehren des Jacob Barelier, einem franzöſiſchen Kräuterverſtändigen, den Namen Barleria erhalten. Der Kelch iſt in zween größere und zween kleinere Einſchnitte getheilet, und das trichterförmige Blumenblatt zeiget fünf, einander faſt ähnliche Einſchnitte, doch iſt einer davon tiefer als die übrigen. Von den vier Staubfäden ſind zween ganz kurz, und dieſe tragen auch unvollkommene Staubbeutel. Der Staubweg des Griffels iſt doppelt. Das trockne, beynahe viereckichte Saamenbehältniß hat die Größe des Kelches, innerlich zween Fächer, zerſpringt in zwo nachenförmige Klappen und enthält zween Saamen. Der Herr von Linné führet zwar ſieben Arten an, welche aber alle in hieſigen Gärten faſt gar nicht, oder doch ſelten vorkommen; daher wir auch ſolche nicht beſonders anführen wollen.

Drachenfiſch.

Draco. Deren giebt es vielerley Arten, vorzüglich in den Amerikaniſchen Gewäſſern; beſonders wird der kleine, Dracunculus, einer Spannen lange, unter dem Arcturo gefangen, und gleicht einem jungen Hay. Richter. Beym Linné machet er ein eigenes Geſchlecht, auch nur mit einer einzigen Gattung aus, Trachinus Draco, gen. 153. welches Müller mit den Holländern Petermännchen, und die Gattung Stachel-drache nennt. Richter, und der deutſche Chomel nach ihm, nennt auch einen Meer- oder Seedrachen; und Bomare merket an, daß der Dragon de mer der Alten, Araneus piſcis, der Franzoſen Vive, ſey, und beſchreibt ihn um-

 ſtändlich,

ſtändlich, ſ. Kleins Helmfiſche, Coryſtion, und beſonders deſſen 9. und 10. Gattung. Aus den Sammlungen A. R. B. XVII. S. 301. zeichnen wir indeſſen ſeine Geſchichte folgendermaßen aus: Der Drachenfiſch iſt ein ſonderlicher Fiſch bey Spitzbergen, vornehmlich wegen ſeiner Floßfedern auf dem Rücken, deren er zwo hat. Die vorderſte davon hat ſehr lange Fäden, die ohne Zwiſchenhaut ſind und von dem Rücken ab etwa ein paar Finger breit erhaben ſtehen. Die hintere Floßfeder des Rückens iſt nicht ſo hoch, doch geht ſie längſt dem Rücken hinab und ohne ſolche Fäden. Er hat keine Ohren, oder wie Martens ſchreibt, Kewen: anſtatt derſelben aber zwey Blaſelöcher im Nacken. Zu beyden Seiten derſelben ſitzen zwo kurze Floßfedern, und unter dieſen an jeglicher Seite eine breitere. Unten am Bauche hat er eine lange, ſehr ſchmale Floßfeder, die bis zu dem Schwanze geht. Der Kopf iſt länglicht, aus vielen Gräten oder Beinen zuſammengeſetzet. Vorn auf der Naſe hat er gleichſam einen erhabenen, ſtumpfen Zacken. Sein Schwanz iſt über einen Zoll breit, vorn ſtumpf, hinten breit; die Größe iſt nicht über eine Spanne. Der Leib iſt lang, ſchmal, rundlich, von Farbe ſilbergrau und glänzend. Seine Geſtalt gleicht einem jungen Hay am allernächſten. Man fängt ihn gemeiniglich zwiſchen dem Bäreneylande und Spitzbergen

Drachenköpfchen.

Drachenköpfchen, iſt eine aſchgraue, geſäumte oder gerändete Porzellanſchnecke, etwas größer als ein Sperlingsey, und in der Mitte mit zwey röthlichbraunen, viereckichten Flecken bezeichnet, welche zuweilen wie ein Drache ausſehen; beym Herrn von Linné heißt ſelbige Cypraea ſtolida. Das Baſtartdrachenköpfchen, Cypraea erronea, iſt dieſer faſt ähnlich, die Schale aber nicht geſäumet, ſondern genabelt, und nur mit einem röthlichen Flecke bezeichnet.

Drachenkopf.

Dracocephalum Linn. iſt ein Pflanzengeſchlecht mit verſchiedentlich geſtalteten, kleinen, röhrenförmigen, ſtehenbleibenden Kelche, und lippenförmigen Blumenblatſe, deſſen enge Röhre ohngefähr ſo lang als der Kelch, der Rachen aber weit geöffnet, die obere Lippe gewölbet, ſtumpf, und die untere in drey ungleiche Einſchnitte getheilet iſt. Die beyden Seiteneinſchnitte ſtehen gerade und ſcheinen aus dem Rachen ſelbſt ihren Urſprung zu haben, der mittlere, rundliche und eingekerbte aber hängt unterwärts, und raget mit dem hintern Theile vorwärts. Die vier Staubfäden liegen unter

der obern Lippe, und zween derſelben ſind kürzer. Der dünne, nach der obern Lippe gerichtete, Griffel hat zween zarte, auswärts gebogene Staubwege. In dem Kelche liegen vier dreyeckichte, länglichte Saamen. Herr von Linné hat mit dieſem Geſchlechte auch die Moldauica des Tourneforts vereiniget; und obgleich dieſe Herr Ludwig und andere als ein beſonderes Geſchlecht beybehalten, ſo kann man doch die Arten nicht füglich unter dieſe beyden Geſchlechter vertheilen, indem der Kelch, woraus man das Unterſcheidungszeichen vorzüglich nehmen wollen, öfters Zweifel erreget. Tournefort hat dem Drachenkopfe einen röhrenförmigen, eingebogenen und mit fünf gleichen Zähnen beſetzten Kelch zugeeignet; hingegen ſoll dieſer bey der Moldauica recht bauchicht, oberwärts zuſammengezogen und in zwo Lippen getheilet, und die obere breitere Lippe in drey, die untere und kleinere in zwey Läppchen zerſchnitten ſeyn. Von dreyzehn Arten, welche zur Zeit bekannt ſind, bemerken wir

1) den dreyblätterichten Canariſchen Drachenkopf, auch Balſam aus Gilead genañt, Dracocephalum Canarienſe Linn. wächſt in den Canariſchen Inſeln, und iſt in hieſigen Gärten nicht ſelten. Es iſt ein immergrünendes, ohngefähr zwo Ellen hohes, in viele Aeſte verbreitetes, dauerndes, feſtes, aber nicht holzichtes Staudengewächs, welches den ganzen Sommer über blühet, auch reiſe Saamen giebt, und aus dieſen, noch leichter aber aus Zweigen vermehret werden kann. Stängel und Aeſte ſind viereckicht, und die Ecken zuweilen eingekerbet, die Stiele haaricht, und jeder mit drey länglichten, ſpitzigen, ausgezähnten und unterwärts haarichten Blättchen beſetzet. Die Aeſte endigen ſich mit einer kurzen Aehre, welche aus einigen, dicht an einander ſtehenden, Wirteln beſteht. Die ſpitzigen Kelcheinſchnitte ſind einander nicht völlig gleich; das Blumenblatt iſt dunkelblau, die Röhre weißlicht, die obere Lippe geſpalten und mit Haaren beſetzet, der mittlere Einſchnitt der untern Lippe zart eingekerbet. Die Blüthe hat einen ſtarken und faſt dem Campfer ähnlichen Geruch. Dieſe Art dauert bey uns nicht im freyen Lande, verlanget jedoch wenig Wartung. Die Stöcke müſſen alle Jahre verſetzet werden, weil ſie viel Wurzeln treiben, verlangen den Sommer über öfteres Begießen, und werden im Winter in einem gemäßigten Glashauſe aufbewahrt.

2) Der Ruyſchianiſche Drachenkopf, Dracocephalum Ruyſchiana Linn. wächſt in Sibirien und Schweden, hat eine dauerhafte Wurzel, blühet im Junius, dauert bey uns im freyen Lande, und

trägt reifen Saamen, läßt ſich aber leichter durch die Theilung der Wurzel vermehren, verlangt auch keine beſondere Wartung. Die Wurzel treibt viele, etwa ein oder anderthalb Fuß hohe Stängel, und dieſe aus den Blätterwinkeln einige Zweige. Die einander gegen über platt aufſitzenden Blätter ſind länglicht, ſpitzig, mit völlig ganzen, doch gemeiniglich umgebogenen Rande. Die Blumen ſind an den Spitzen der Stängel wirtelförmig geſtellet, doch kommen die obern Wirtel nahe an einander, und ſtellen gleichſam eine Aehre vor. Bey den Blumenſtielen ſtehen größere und kleinere Deckblätter; die größern bey den untern Blumen ſind den übrigen Blättern ähnlich, die aber, bey den obern Blumen befindlichen, vertiefet und gleichſam rinnenförmig, ganz ſpitzig, am Rande haaricht. Der obere Einſchnitt des Kelches iſt breiter, als die vier übrigen, einander ähnlichen; das Blumenblatt iſt groß und überall haaricht; die obere Lippe eingekerbet und unterwärts gebogen, und der mittelſte Lappen der untern Lippe herzförmig und punctiret. Die Staubfäden ſind oberwärts haaricht.

3) Der Virginianiſche röthliche Drachenkopf, Dracocephalum Virginianum Linn. wächſt in dem mitternächtigen Amerika, blühet im Auguſt, dauert zuweilen, doch nicht ſicher, im freyen Lande, und wird den Winter über in ein gemein Glashaus geſetzet, treibt jährlich aus der Wurzel, und kann durch dieſe leichtlich vermehret werden. Der geſtreifte, meiſtentheils einfache Stängel wird nicht viel über einen Fuß hoch; die platt einander gegen über anſitzenden Blätter fangen ſchmal an, werden breiter und endigen ſich ſpitzig, ſind dicke, feſt, und auf beyden Seiten, ſonderlich oberwärts mit vertieften Puncten bezeichnet, und am Rande zart ausgezacket. Die Blumen ſtellen mehr eine Aehre, als Wirtel vor; an dem kurzen Stiele ſitzen eyförmige, ſpitzige Deckblätter; der rauchlichte Kelch hat gleich große Einſchnitte; das purpurfärbige, unterwärts mit weißlichten Flecken bezeichnete Blumenblatt hat einen weiten Rachen; die obere Lippe iſt nur eingekerbet; die Staubfäden ſind haaricht. Wir haben bey dieſer Art zuweilen ſechs Staubfäden, zween lange und vier kurze, wie auch vier bis fünf Staubwege wahrgenommen. Die Blumen haben die beſondere Eigenſchaft, daß, wenn man ſie in einem Halbzirkel hin und her wendet, ſo bald man ſie nicht mehr anrühret, bleiben, wo ſie ſind, und die gemachte Stellung behalten.

4) Der unterwärts hangende Drachenkopf, Dracocephalum nutans L. Ein Sommer- oder auch zweyjähriges Gewächs, welches

ches in Sibirien zu Hauſe, jetzo aber in unſern Gärten faſt gemein iſt, zumal ſich ſolches im Miſtbeete und ſonſt von ſelbſt ausſäet. Der Stängel iſt etwan einen Fuß hoch, viereckicht und äſtig; die lang geſtielten, einander gegen über geſtellten Blätter ſind länglicht, und ſtumpf eingekerbet, davon die mittelſten und oberſten der Aeſte meiſtentheils völlig ganz ſind. Viele Wirtel nehmen einen großen Theil des Stängels und der Aeſte ein; jeder beſteht ohngefähr aus zehn geſtielten, unterwärts hangenden Blumen, wobey vier länglichte, ſpitzige, vertiefte, völlig ganze Deckblätter, und bey den Blumenſtielen ſelbſt noch andere zarte und ganz kleine ſitzen. Der obere Einſchnitt des Kelches iſt breit, rundlich, mit einer Granne geendiget, die übrigen viere ſind ſchmäler und ſpitziger. Das Blumenblatt iſt bläulicht, die Röhre länger als der Kelch, der Rachen aufgeblaſen, aber auch zuſammengezogen, die obere Lippe getheilet und zuſammengedrücket. Die ganze Pflanze hat einen ſtarken Geruch.

5) Der ſchildförmige Drachenkopf, Dracocephalum peltatum L. wächſt im Morgenlande, iſt jährig, blühet im Sommer, trägt reifen Saamen, und läßt ſich dadurch ohne Mühe fortpflanzen. Der aufrechtſtehende, äſtige, etwan einen Fuß hohe Stängel trägt einander gegen über geſtellte, ſchmal anfangende, länglichte, ſtumpfe, eingekerbte Blätter, zwiſchen welchen die Blumenwirtel ruhen. Jeder beſteht ohngefähr aus ſechs bis acht geſtielten Blumen, und rundlichen, mit ſpitzigen Zäckchen oder zarten Stacheln beſetzten Deckblättern. Des geſtreiften, aber nicht wollichten Kelches oberer Einſchnitt iſt breiter, und die beyden unterſten ſind am ſchmälſten. Das bläulichte Blumenblatt raget nicht über den Kelch heraus; die obere geſpaltene Lippe iſt der Länge nach zuſammengedrücket, am Rande aber und der Spitze rückwärts geſchlagen.

6) Der ſtaubige graue Drachenkopf, Dracocephalum caneſcens L. wächſt auch im Morgenlande, und iſt gleichfalls jährig. Der niedrige, eckichte Stängel iſt, wie die Blätter, mit einem weißgrauen Ueberzuge bedecket. Die Blätter ſind geſtielt, geſtreifet, länglicht, ausgezacket; die Deckblätter nicht rund, ſondern mehr länglicht, oder verkehrt eyförmig, ausgezacket, und die Zäckchen gleichſam mit Stacheln beſetzet; der Kelch iſt wie bey der vorigen Art, doch auch weißſtaubicht, das Blumenblatt blau, auch weiß, der Rachen aufgeblaſen, die Lippen, wie bey der vorigen Art. Die Blumenſtiele ſind

bey dieſer, wie auch der folgenden Art, platt gedrücket.

7) Der Türkiſche Drachenkopf, fremde oder Türkiſche Meliſſe, Citronkraut, Meliſſa Turcica, Dracocephalum Meliſſa L. wächſt in der Moldau und Türkey, iſt häufig in den Gärten anzutreffen, und wird jährlich aus den Saamen im freyen Lande erzogen. Der Stängel iſt etwan einen Fuß hoch, vierecḱicht und äſtig; die Blätter ſind geſtielt, herzförmig, länglicht, tief ausgezacket, und dieſe Zäckchen ſtumpf, nur die hinterſten davon ſpitzig, und bey den obern Blättern in einen haarförmigen Fortſatz verlängert, und eben ſo ſind die vier lanzenförmigen Deckblätter tief eingekerbet, und jedes Zäckchen mit einem Haare geendiget. Sechs geſtielte, und mit einigen kleinen Deckblättern annoch umgebene Blumen machen jeden Wirtel aus. Der geſtreifte Kelch theilet ſich in zwo Lippen, davon die obere drey, die untere zwo Einſchnitte zeiget. Des blauen oder weißen Blumenblattes Röhre iſt kürzer als der Kelch, die obere Lippe ausgebreitet und eingekerbet, und die untere dreyfache theils mit Flecken, theils am Boden mit zwo Erhebungen gezieret. Der Geruch der ganzen Pflanze iſt ſtark und angenehm. Sie kann füglich ſtatt der Meliſſe gebrauchet, und als ein vortrefflich nervenſtärkendes Mittel angeſehen werden, ſo lange ſelbige noch friſch iſt. Es iſt auch ſelbige eines der vornehmſten Kräuter, welche zu dem Carmeliterwaſſer gebrauchet werden. Die Bienen erhalten davon vielen Vortheil, daher man ſolche um die Bienenſtöcke pflanzen ſollte. Unter allen Arten iſt dem Geruche, und vermuthlich auch der Wirkung nach die Canariſche dreyblättrige die ſtärkſte, und daher ſollte man dieſe billig in der Arzneykunſt gebrauchen.

Drachenkraut.

S. Kunigundkraut.

Drachenſteine.

Draconiti, ſollen Steine von fliegenden Drachen ſeyn. Waller. ſaget Mineralog. S. 520. daß ſie, nach andrer Beſchreibung, runde Steine und durchſichtig wie Cryſtalle ſind; andre ſollen mit verſchiedenen Farben, ſchwarz, roth und weißſpielend ſeyn.

Bisweilen pflegen auch einige eine Art Aſtroiten oder Sternſteine mit dem Namen der Drachenſteine zu belegen; wir halten aber davor, daß dieſe Benennung den Aſtroiten nicht wohl zukomme.

Drachenwurzel.

S. Aron und Iris.

Dragonermütze.

Dieſen Namen führen zwo Arten der Klippkleber; die eine heißt ſonſt auch die Matroſenmütze, bey den Holländern Zotskap Patelle, und deswegen bey Herr Müllern die Narrenkappe Patella vngarica L. Es gehöret ſolche zu derjenigen Abtheilung, welche ſpitzige, gekrümmte Wirbel, und deswegen von Herr Müllern Krummwirbel genannt worden. Ihr Aufenthalt iſt im Mittelländiſchen Meere. Die Schaale iſt nicht gezähnelt, kegelförmig ſpitzig, und der Wirbel, wie ein Hacken, umgebogen. Es giebt weiße und gelblichte, auch, jedoch ſelten, ſolche, die inwendig apfelblüthfärbig roth ſind. Die andere hieher gehörige Art iſt die Moraſtpatelle, Patella lacuſtris L. dieſe trennet Hr. Geoffroi von den Klippklebern, welche im Meere ſich aufhalten, und machet daraus, weil ihr Bewohner durch einige Merkmale ſich von den übrigen unterſcheidet, ein eigenes Geſchlecht, und nennet ſolches Convexe Muſchel oder nach dem Griechiſchen Worte Ancylus. Es iſt ſolche auch unter dem Namen kleine Dragonermütze bekannt. Man findet dieſe kleine Schnecke bey uns in den Flüſſen gemeiniglich an den Binſenſtängeln und andern Waſſerpflanzen feſt anſitzend. Die größten werden etwan einen drittel Zoll lang. Die Schaale iſt glatt, zart, durchſichtig, zerbrechlich, einem platten verlängerten Trichter ähnlich, und der Wirbel oben ſpitzig, und gleichfalls ein wenig übergebogen. Dieſe Schnecken beſteigen ſich unter einander und paaren ſich mit einander.

Dragun.

Dragunkel, Dragoncell, Draban, Zittwerkraut, Bertram, Schlangenkraut, Kayſersſalat, Draco herba, Dracunculus eſculentus, Artemiſia Dracunculus L. kann füglich als eine Art des Beyfußes betrachtet, doch auch, wegen des bekannten Namens, hier beſonders angeführet werden. Es iſt ein Staudengewächſe, welches aus der fäſerichten, dauerhaften Wurzel jährlich neue, und ohngefähr zween Ellen hohe, dünne, aber harte, eckichte, äſtige Stängel treibt. Die Wurzelblätter ſind geſpalten, die an dem Stängel und Aeſten aber völlig ganz, lang, ſchmal, ſchwärzlich grün, glänzend. Am obern Theile der Aeſte ſitzen die Blumen ährenweiſe; die Beſchaffenheit derſelben lehret der Beyfuß. Das Blumenbette iſt nackend, und gemeiniglich findet man ſechs weibliche und zwölf Zwitterblümchen in einem Kelche. Nur ſind hier die Blumenköpfchen ganz klein, und erſcheinen röthlich.

Die

Die ganze Pflanze, ſonderlich die Blätter, haben einen ſcharfen, gewürzhaften und angenehmen Geſchmack; der Gebrauch davon kann die Säfte des Körpers verdünnen, und die Gefäße eröffnen, den Appetit erregen, Blähungen treiben. Es wird an vielen Orten ein Sallat, auch Eſſig daraus bereitet. Es ſoll die Erdflöhe vom Kohl und andern Pflanzen vertreiben, wenn man das Kraut in Waſſer einweichet, und damit die Pflanze begießt. Die Franzöſiſchen Soldaten pflegen im Kriege das Fleiſch mit den Blättern zu reiben, damit es nicht zeitig faule. In Sibirien und der Tartarey wächſt ſelbige wild, dauert daher auch bey uns in freyen Gärten, iſt recht dauerhaft, läßt ſich durch die Wurzel vermehren, blühet aber alsdenn nicht in dem erſten Jahre, und überhaupt, da die Blüthe erſt gegen den Herbſt erſcheint, wird man auch bey alten Stöcken, zuweilen keine wahrnehmen. Oefteres Begießen iſt ihr zuträglich, und wird alsdenn beſſer gedeihen, als wenn man ſolche an feuchte und ſchattichte Oerter ſetzet.

Dragun, wilder, S. Dorant.

Draguncell.

S. Dragun.

Drat.

Fila metallica; hierunter verſteht man metalliſche Faden von verſchiedener Dicke. Man kann aus allen vollkommenen Metallen Drat verfertigen; die gebräuchlichſten aber ſind Gold, Silber, Kupfer, Meſſing und Eiſen oder Stahl.

Vom maſſiven Gold wird nicht leicht Drat gemachet; was man aber Golddrat nennt, iſt eigentlich nur ein vergoldeter Silberdrat. Der Silberdrat wird alſo gemachet: Zuerſt wird das geläuterte Silber geſchmolzen, und in eiſerne Eingüſſe zu länglicht viereckichten Stangen gegoſſen. Dieſe Stangen werden mit gleich ſtarken Hammerſchlägen zu einem Cylinder gebracht, ſo gemeiniglich ein Zahn genennet wird. Dieſer rund gehämmerte Silberſtab oder Zahn, wird zum erſtenmale durch die größten Löcher der Ziehplatte hindurchgezogen, in der Abſicht denſelben rund zu machen und ein wenig auszudehnen. Wenn der Stab hindurch iſt, ſo wird er von neuen durch ein anderes Loch, ſo etwas kleiner iſt, gezogen, und auf dieſe Weiſe muß derſelbe wohl funfzig- bis ſechzigmal durch verſchiedene Zieheiſen, wovon immer eines ein kleineres Loch, als das andere hat. So oft der Stab durch ein Loch hindurch iſt, ſo oft nimmt die Länge deſſelben um etwas zu, die Dicke hingegen ab, und auf dieſe Weiſe muß der Stab durch alle Löcher

des groben Zuges durch, bis derſelbe ohngefähr die Dicke eines kleinen Fingers erhalten hat. Nachmals wird derſelbe wieder auf andre Zugmaſchinen gebracht, welche ebenfalls ihre Zieheiſen mit noch kleinern Löchern haben, da denn der auf dem groben Zuge bis zur Dicke eines kleinen Fingers gebrachte Silberſtab immer ſchwächer und ſchwächer und in dünnere Fäden verwandelt wird.

Auf eben dieſe Weiſe wird der vergoldete Silberdrat verfertiget. Die Vergoldung geſchieht folgendermaaßen: Der Silberſtab wird in einen Schraubeſtock eingeklemmt, und an dem Orte, wo er die Vergoldung erhalten ſoll, rauch gefeilt. Auf den gefeilten Ort werden Goldblätter aufgeleget, welche mit Papierſtreifen umwickelt, und mit Bindfaden dicht überflochten werden. Hierauf wird der Stab in die Eſſe gebracht und erhitzt, bis Papier und Bindfaden verbrannt iſt. Alsdenn wird der heiße Stab in den Schraubeſtock geſpannt, und die Goldblätter werden mit einem Blutſtein ſo lange gerieben, bis alles kalt geworden. Endlich wird der vergoldete Stab, wie der Silberſtab auf dem groben Zuge zuerſt bis zur Dicke eines kleinen Fingers und alsdenn auf andern Ziehmaſchinen immer feiner gemachet. Man pfleget aber nicht allezeit den Drat bis auf das feinſte zuziehen, ſondern läßt denſelben zu verſchiedenen Abſichten bald gröber, bald feiner. Gemeiniglich hat man von ſelbigem zwölf Nummern, davon die erſte die gröbſte iſt, und die nachfolgenden immer feiner ausfallen, ſo daß die letzte die feinſte iſt. Der gröbſten Nummern bedienen ſich die Schwerdtfeger zu Degengewinden, die andern aber werden zu Lahn und Dreſſen verarbeitet, oder von den Gold- und Silberſtickern gebrauchet.

Von Kupfer, vorzüglich aber von Meſſing und Eiſen wird faſt auf gleiche Weiſe Drat verfertiget, welcher gemeiniglich von Meſſing- und Eiſenhämmern herkömmt, woſelbſt er auf dabey angelegten Dratmühlen nach allen Nummern gezogen wird. Wenn der Drat nicht bis auf das feinſte gezogen worden, muß derſelbe auf der Ziehbank durch ähnliche Werkzeuge, wie der Gold- und Silberdrat gemachet wird, nach der verlangten Feinheit gezogen werden. Die Nummern ſind von der Dicke eines kleinen Fingers, bis zur Feinheit eines Haares.

Aus dem Meſſing- und Eiſendrat werden Stecknadeln, Nehnadeln, Spicknadeln, Stricknadeln, Ketten, verſchiedene Arten Hacken, Siebe, Stuhlfedern, Papiermacherformen, Fenſterkörbe, Mäuſefallen, Hecheln, Vogelbauer, Mückengitter und noch

viele andere Sachen verfertiget. Aus dem Kupferdrat, wenn er verſilbert worden, wird der Leonſche Drat gemachet.

Aus dem Tomback, welcher mit dem Meſſing viele Aehnlichkeit hat, und ihm den weſentlichen Beſtandtheilen nach, gleich iſt, wird gleichergeſtalt Drat von verſchiedener Dicke und Feine gezogen, welcher gemeiniglich zu Dreſſen verarbeitet wird.

Dratblume.

S. Dotterblume.

Drattelblume.

Drattelblume nennen wir mit Hr. Planern Soldanella L. welche ſonſt auch Meerwinde heißt; da aber unter dieſem, wie auch unter dem Lateiniſchen Namen in den Apotheken eine ganz andere Pflanze vorkömmt, ſo zu dem Geſchlechte der Winde gehöret, und unter der Benennung Meerwinde beſchrieben werden ſoll, läßt ſich durch den neuen deutſchen, und wegen der Beſchaffenheit der Blumenblätter ſchicklichen, Namen, die Verwechſelung dieſer beyden Pflanzen am beſten vermeiden. Bey Hr. Dycken iſt dieſes Geſchlecht unter Meerkohl angeführet. Die Pflanze wächſt auf den Alpen. Die fäßerichte Wurzel treibt langgeſtielte, dunkelgrüne, rundliche Blätter, und zwiſchen ſelbigen den niedrigen Stängel, welcher ſich mit zween kleinen blauen oder weißen Blumen endiget. Der fünffach getheilte Kelch umgiebt ein glockenförmiges, am Rande vielfach eingeſchnittenes, oder gefranztes Blumenblatt, mit fünf Staubfäden und einen Griffel. Das einfächerichte Saamenbehältniß öffnet ſich oberwärts mit vielen Spitzen. Man hält die Pflanze im Scherbel, ſetzet ſie in feſte Erde, und im Winter in ein gemäßigtes Glashauß. Die Vermehrung geſchieht durch die Wurzel.

Dratwurm.

S. Fadenwurm.

Drechſelwalze.

S. Walze.

Drecklilie.

S. Affodil.

Dreckſack.

S. Ebereſchenbaum.

Drehhals.

Wendehals, Natterhals, Otter- oder Natterwindel, Iynx, Torquilla, iſt ein Vogel, ſo groß wie unſre Feldlerchen, den Klein unſers Bedünkens mit Recht zu den Spechtarten zählet. Er hat demnach vier Zähen, zween vorne, zween hinten. Der Schnabel iſt nicht ganz ſpechtartig, aber das hat, wie Klein behauptet, ſeine ge-

gegründete Urſache, dieweil er nicht ſo viel klettert, auch nicht in das friſche Holz, ſondern nur in das faule hacket, die Würmer vornehmlich an den Wurzeln ſuchet, und alſo nur in der Erde herumſtöhret. Indeſſen machen ihn die Zähen, und hiernächſt hauptſächlich die Zunge ganz den Spechten ähnlich. Denn die Spechtzunge iſt ſehr lang, die längſte unter den Vögeln, vorn mit einem hornichten Pfeile verſehen. Die Zunge des Kuckucks, wohin einige unſern Drehhals haben bringen wollen, iſt nur kurz, und gar mit keinen ſolchen Ränder-Anſatze. Hr. Linnäus ſelbſt hat ihn in der erſten Ausgabe ſeines Syſtems, auch noch in der Fauna Suec 78. unter das Geſchlecht des Kuckucks gebracht; nachher aber ein eigen Geſchlecht unter dem Namen Wendehals, Iynx, zwiſchen dem Kuckuck und dem Specht eingeſchoben, und unſern Vogel unterm Namen Drehhals, Torquilla, dahin geſetzet. Die Geſchlechtscharactere ſind: der Schnabel bohrichtrund, und ſpitzig, die Naslöcher hohl und nacket, die Zunge bohrichtrund, wurmförmig, ſehr lang und ſpitzig auslaufend; zween vorder, und zween hinter Zähen. Das äußerliche anlangend, ſo iſt er auf dem Kopfe, Rücken, Flügeln und Schwanze grau, theils ſchwärzlich, theils röthlich geſtreifet; daher dies einige braun nennen, mit ſchwarz und weiß geflecket, wie Boddaert thut. Die vordern Schwingfedern haben wechſelsweiſe auf einander folgende ſchwärzliche und röthliche Streifen. An Kehle, Hals, Bruſt, und unter den Flügeln hat er faſt das Anſehn der Waldſchnepfe, weißgelb und ſchwärzlich geſchuppet. Am Bauch ſchmutzig weiß. Schnabel und Füße blaulicht, erſterer oben gewiſſer Urſachen wegen zwar nicht ganz ſpechtartig, aber deſto mehr iſt es die Zunge. Die Federn des Schwanzes ſind auch weicher, als an den andern Spechtarten; er kann ſie aber mehr ausbreiten, wenn er klettert und arbeitet. Der Vogel brütet in hohlen Bäumen, doch nicht in dicken Wäldern, ſondern nur in Vorhölzern, im Felde und Gärten. Er trägt kein Geniſt in die Höhle, ſondern leget die Eyer auf das Wurmmehl des faulen Holzes gemeiniglich fünf bis ſieben. Die ausgebrüteten Jungen nähret er, wie ſich ſelbſt, mit allerley Inſecten aus den dicken Hecken. Er klettert nicht ſo viel an den Bäumen wie die Spechte, ſondern hüpfet mehr auf der Erde herum, ſuchet daſelbſt Würmer, Ameiſen und ihre Eyer. Wenn er, welches bald zu Frühlingsanfange geſchieht, zu uns ankömmt, giebt er ſich gleich durch ſein Geſchrey zu erkennen; und außer

dieſem hat er weder Stimme noch Geſang. Der gemeine Mann will daraus auf gutes Wetter ſchließen. Er geht im September wieder von uns; aber die Spechtarten insgeſammt bleiben den Winter über da. Männchen und Weibchen ſind ſchwer zu unterſcheiden. Der Name zeiget ſchon an, daß er ihn vom Wenden des Kopfes bekommen hat. Denn wenn man ihn in der Hand hält, drehet er den Kopf ſehr und windet ihn, welches wie der Balg einer Otter ausſieht, da die Federn am Kopfe und Halſe fein geſtreifet und getüpfelt ſind.

Drehkäfer.

Dieſen Namen giebt Herr Müller in ſeinem vollſtändigen Linnäiſchen Naturſyſtem denjenigen kleinen Inſecten mit ganzen Flügeldecken, welche ſehr ſchnell auf dem Waſſer herumfahren und durch ihre Bewegung allerhand Kreiſe und Ringe bilden; daher ſie auch von den Franzoſen Tourniquets genannt werden. In Deutſchland ſind ſie an verſchiedenen Orten unter dem Namen der Waſſerflöhe bekannt. Der Herr von Linné nennt dieſes Geſchlecht Gyrinus und giebt von ihm folgende Kennzeichen an: keulförmige Fühlhörner, die etwas ſteif und kürzer als der Kopf ſind, und vier Augen, von denen zwey unten und zwey oben ſtehen. Er bemerket davon nur zwo Arten, die vielleicht, wenn man die Sache genau nehmen wollte, nicht einmal als ganz verſchiedne Arten angeſehen werden ſollten.

Die erſte Art, welche bey ihm Gyrinus natator und bey Herr Müllern der Schwimmer heißt, iſt glatt und glänzend ſchwarz, bisweilen auch kupferbraun, und hat ſchwarz geſtreifte Flügeldecken, auf deren Hintertheilen einige Erhöhungen ſtehen, welche herabfallen, ſobald das Thierchen todt iſt. Von den Augen ſtehen die zwey oberſten an dem gewöhnlichen Orte, die andern beyden aber etwas niedriger und rückwärts. Die Füße, welche eine gelbe Farbe haben, ſind breit und zum Schwimmen eingerichtet. Man findet dieſe Inſecten auch in unſern Gegenden auf den Sümpfen und auf ſtillſtehenden Gewäſſern.

Die zwote Art von Drehkäfern, welche bey dem Ritter von Linné Gyrinus americanus und bey dem deutſchen Herausgeber ſeines Naturſyſtems der Ungeſtreifte heißt, weil die Flügeldecken ohne Streifen ſind, kömmt in Anſehung der Geſtalt in den meiſten Stücken mit der vorigen Art überein, nur hat ſie ein haarichtes Maul, und keine Erhöhungen an den Flügeldecken. Die Füße ſind roth, und die Größe beträgt noch einmal ſo viel als bey der vorigen Art. Daß Amerika das Vaterland

terland dieſer Käferchen iſt, erhellet ſchon aus der Linnäiſchen Benennung.

Drehkraut.

Drehkraut, beym Nomenclator Zirmer, auch ſpaniſche Möhren genannt, Tordylium L. ein Doldengeſchlecht, woſelbſt die einzeln Dolden auf ganz kurzen und ungleichen Stielen ſitzen. Die Haupteinwickelung beſteht aus vielen, ſchmalen und langen Blättchen, dergleichen auch bey den kleinen Dolden, aber nur auf der einen Seite, ſitzen. Alle Blümchen ſind Zwitter; die auf der Scheibe haben einander ähnliche, herzförmige, umgebogene Blättchen, bey den Randblümchen aber iſt das äußerſte viel größer und geſpalten. Die breite, runde Frucht iſt am Rande gleichſam eingefaſſet, eingekerbet, oder mit kleinen Erhebungen beſetzet, und theilet ſich in zween ähnliche Saamen. Es hat dieſes Geſchlecht mit dem Klettenkörbel viel ähnliches; da aber bey dieſem, außer den Zwitterblümchen, auch männliche ſich zeigen, ſo kann man beyde gar wohl unterſcheiden. Wollte man einige Arten des Drehkrautes zu dem Klettenkörbel rechnen, würde auch der erhabene ausgekerbte Rand des Saamens ein gar deutliches Unterſcheidungszeichen abgeben, wie Herr Cranz erinnert; denn die letztern Arten des Herrn von Linne' haben dergleichen nicht, oder doch kaum merklich. Herr von Haller hat auch verſchiedene Arten, welche Herr von Linne' bey dem Drehkraute angeführet, zu dem Klettenkörbel gerechnet. Die Dolden dienen faſt alle nicht zur Zierde in den Gärten, ſondern werden nur wegen der Mannichfaltigkeit, oder des Nutzens daſelbſt unterhalten; daher wir auch von dieſem Geſchlechte nur drey anführen wollen.

1) Das Syriſche Drehkraut, Tordylium Syriacum L. Dieſe in allen Theilen rauchlichte Pflanze wird kaum einen Fuß hoch, hat viele Aeſte, ſelten einfache, gemeiniglich geſiederte Blätter, welche aus drey oder fünf rundlichen eingekerbten Blättchen beſtehen; die Hauptdolden ſind mit Blättern umgeben, welche länger als die Dolden ſelbſt ſind; nach dem Verblühen zieht ſich die Hülle und Dolde zuſammen, und machen eine Vertiefung. Die Saamen ſind groß, und der erhabene, eingekerbte Rand ſehr merklich. Wächſt in Syrien wild, und kann bey uns ohne Mühe aus den Saamen erzogen werden.

2) Das Cretiſche Apotheker Drehkraut, Cretiſche Seſel, Tordylium officinale L. wächſt in Italien und Sicilien, iſt auch ein jähriges Gewächs, nicht viel über einen Fuß hoch, mit äſtigen,

geſtreiften, rauchen Stängeln, und gefiederten Blättern, welche aus eyförmigen, eingeſchnittenen, haarichten Blättchen beſtehen. Die beſondern Hüllen an den einzeln Dolden ſind ſo lang, als die Blumen ſelbſt. In den Apotheken iſt der Saame unter dem Namen Seſeli creticum eingeführet, aber gänzlich wieder abgeſchaffet worden. Er ſoll den Urin und die monathliche Reinigung, wie auch die Blähungen treiben.

3) Das Heckendrehkraut, Heckenkörbel, Schaafkörbel, Klettenkörbel, Bettelläuſe, Tordylium anthriſcus, wächſt an den Wegen an gebauten und ungebauten Orten, auch in den Feldhecken um die Dörfer, hat gedrängte Dolden, und gefiederte Blätter, welche aus eyförmig ſpitzigen, wiederum federartig zertheilten Blättchen beſtehen. Der Saame hat kaum einen merklichen Rand, und könnte daher zu dem Klettenkörbel gebracht werden, wie auch Herr von Haller gethan. Die Schaafe lieben die jungen Blätter vor andern Gewächſen.

Dreſcher.

Dreſcher auf Guinea, ein etwa vier Ellen langer Fiſch, ſtreitet beſtändig mit dem Grampus, der doch ungleich größer iſt. Richter. Phillips Reiſe längſt der Küſte von Guinea, in den Sammlungen A. Reiſen, Band III. S. 424. hat dieſes, aber auch ſonſt nichts, zuerſt in folgenden angemerket: Sie hatten viel Vergnügen bey Erblickung eines Fiſches, der Dreſcher genannt, welcher mit den Grampuſſen ſtritt. So viel als man muthmaßen konnte, iſt der Dreſcher vier Ellen lang, aber ſehr geſchlank. Wenn er ſich einläßt, ſo erhebt er ſich mit dem einen Ende aus dem Waſſer, und fällt mit ſolcher Heftigkeit auf den Grampus, daß man auf eine Meile weit das Geräuſch hören, und den Riß in der See ſehen kann, welchen der Stoß machet.

Dreyblatt.

S. Fieberklee und Trillium.

Dreyblatt, dornichtes, S. Fagonie.

Dreyeck.

Dieſen Namen führen einige, unter ſich ganz verſchiedene, thieriſche Körper, davon einer unter den Flügelwürmern, der andere unter den Quallen vorkommen wird. Hier beſchreiben wir dasjenige Geſchlecht von Conchylien, welches Herr von Linne' Donax, und Herr Müller nach der Holländiſchen Benennung Dreyeckmuſchel oder Dreyeckdoublet genennet. Das Thier, welches dieſes Gehäuſe bewohnet, iſt ein Seehaſe, und das Gehäuſe hat eine platte, drey-

dreyeckichte Geſtalt; es iſt ſolches zweyklappig, und an dem vordern Rande ſtumpf abgeſtutzet. Das Schloß hat zwey Zähnchen und der Seitenzahn ſteht etwas entfernet unter dem After. Hr. von Linné führet zehn Arten an, welche von den ältern Schriftſtellern theils unter die Gienmuſcheln, theils unter die Tellinen gerechnet worden. Wir führen ſolche alle unter ihren beſondern Namen an. Die vornehmſten ſind: der Triangel, das Stümpfchen, die Xulaneſiſche Buchſtabenmuſchel, die Dornmuſchel, die Bettler- oder Jrusmuſchel.

Dreyeck, nach dem Müller die zwote Gattung des Geſchlechts der Beinfiſche, Oſtracion Trigonus, Linn. Gen. 236. ſ. Kropffiſch, Crayracion Klein.

Dreyfaltigkeitsblume.

S. Veilchen.

Dreyflügel.

Triopteris L. Der Kelch iſt fünffach getheilet. Die ſechs Blumenblätter ſcheinen gleichſam ſo viel Flügel des Fruchtkeimes abzubilden; zehn Staubfäden umgeben drey Griffel; drey doppelt geflügelte Saamenbehältniſſe machen die Frucht aus. Der obige Name ſchicket ſich nicht allein für dieſe Pflanze, ſondern noch beſſer für die Hiräa, welche Herr von Linné mit dieſem Geſchlechte vereiniget, in der Murrayiſchen Ausgabe aber, wie ſchon zuvor Herr Jacquin gethan, davon getrennet hat; denn bey dieſer iſt die Frucht nur mit drey, bey unſerer Pflanze aber mit ſechs Flügeln beſetzet. Die Pflanze wächſt in Amerika, und gehöret zu den ſeltenſten.

Dreygranne.

Ariſtida L. Wir führen dieſes Graßgeſchlecht nur wegen des Namens an, indem die drey davon bekannt gewordenen Arten bey uns nirgends anzutreffen ſind. Jeder Blumenkelch beſteht aus zween Bälglein, und die darunter befindliche Spelze iſt der Länge nach zuſammengeleget, und mit drey Grannen geendiget. Sonſt ſieht man drey Staubfäden, zween Griffel mit haarichten Staubwegen und einen zarten, dünnen Saamen.

Dreyhorn.

Dreyhorn, die vierte Gattung des Geſchlechts der Beinfiſche nach dem Müller, Oſtracion Tricornis, Linn. gen. 1 6. ſ. Kropffiſch, Crayracion Klein.

Dreyling.

Dreyling will der Nomenclator Triplaris nennen, indem auch der lateiniſche Namen anzudeuten ſcheint,

ſcheint, daß in den Blumenthei- len die gedritte Zahl anzutreffen. Der große Kelch iſt in drey lange, ſpitzige Einſchnitte getheilet, und umgiebt drey Staubfäden, und einen dreyeckichten Fruchtkeim mit drey Griffeln, deren Staubwege dreyeckicht und haaricht ſind. Die Frucht iſt eine dreyeckichte Nuß, und wird von den untern eyförmigen Theile des Kelches eingeſchloſſen. Hr. Jacquin, und mit ihm Herr von Linné hatte auch drey Blumenblätter angegeben, welche aber nach der Murrayiſchen Ausgabe mangeln. Die Pflanze wächſt im mittägigen Amerika, und iſt wenig bekannt.

Dreyſpalt.

S. Tridax.

Dreyſtrahl.

Aus dem Europäiſchen Ocean erhält man dieſe eyförmig platte, faſt glatte, auf einem weißen Grunde mit drey rothen Strahlen bezeichnete, und an der Vörderſeite des Schloſſes runzlichte Tellmuſchel. Tellina faſciata L.

Dreyſtrahl, die dreyzehnte Gattung der Klippfiſche nach dem Müller, Chaetodon Trioſtegus, Linn. gen. 164.

Dreyzack.

Dreyzack, nach dem Müller, Perca trifurca, L. gen. 168. ſp. 36. des Geſchlechtes der Bärſchinge; weil die Schwanzfloße drey Spitzen haben, und alſo von den Holländern Dubbelſtaart eigentlich nicht zu benennen ſey.

Dreyzack, S. auch Salzbinſen.

Dreyzehe.

Dreyzehe iſt der dreyzehichte Specht, deſſen, nach andern Schriftſtellern, Herr Klein in der neueſten Vögelgeſchichte gedenket. Hr. Linnäus hatte ihn ſchon längſt in den Dalekarliſchen Alpen entdecket, Picus pedibus tridactylis, und Meſſerſchmid einen in Sibirien gefunden. Aber Herr Klein ſtand in den erſtern Ausgaben ſeiner Hiſtorie der Vögel noch an, ihn zu den Spechten zu zählen, weil die Anomalie ſo groß war, und ſeiner Charakteriſtik zuwider. Endlich aber bekam Edward auch einen weiß und ſchwarzbunten, dreyzehichten Specht aus der Hudſonsbay; worauf ihn Klein n. 17 in ſeine Hiſtorie nachtrug, unter dem Namen Specht mit außerordentlichen Füßen. Es verhält ſich alles an dieſem Spechte, wie bey andern Spechtarten, nur die Füße ſind ſonderlich, und haben nur drey Zehen, zween vorn und einen hinten, der einen längern Nagel hat. Die Natur hält alſo bey dieſem Vogel das Mittel ſeines Geſchlechts;

ſchlechts; indem ſie ihm doch die zween Vorderzehen allein läßt, und den hintern, weil er nur allein iſt, mit einem deſto längern Nagel verſieht. Herr Linnäus hat ihn in den Schwed. Abhandl. 16. p. 263 der deutſchen Ueberſetzung ausführlich; aber in der Fauna Suec. 84. aus dieſen ganz kürzlich beſchrieben. Die letztern wollen wir mit wenigem hieher überſetzen. Der Vogel iſt wenig größer als ein Sperling. Der Körper ſchwarz, etwas geſprenkelt. Vom Winkel des Mundes geht, zu beyden Seiten, ein weißer Streifen bis ins Genicke, wo er zuſammenläuft, und denn wieder ausgebreitet, über Hals und Rücken bis zum Schwanze geht. Bruſt und Bauch unten ſchwarz und weiß geſprengt. Die Schwungfedern oben ſchwarz, mit drey bis fünf Reihen, weißer ganz kleiner Flecken; unten aſchgrau, mit ſieben bis acht Reihen, dergleichen aber größerer Flecke. Die obern Deckfedern der Flügel gleichfalls ſchwarz. Der Schwanz kurz, ſtarr, mit ſchwarzen Federn, deren die beyden äußerſten weiß geſprenkelt ſind. Der Scheitel des Kopfes ſafrangelb. Der Schnabel eckicht keulförmig, in eine Spitze ausgehend. Drey Zehen an den Füßen, vorn zween gleiche, und der innere etwas weniges kleiner. Hinten einer, aber länger und ſtärker.

Drittfiſch.

Eine Art von Baſtardfiſchchen, welche nach dem Aldrovand, aus der Paarung der Laugelen, Agonen oder Agunen, mit den Rotten und Breitfiſchen, (Leuciſci ſpec. ſecunda Geſn. cum Rutilis aut Rubellis, et cum Scardulis ſ. Cyprinis latis,) entſtehen und als Baſtarte von beyden etwas ähnliches haben; davon Aldrovand p. 234. und Ionſton p. 136. nachzuſehen. S. unſern Artikel Digünen.

Drohnen.

So pfleget man die Brutbienen zu nennen, welche man nur zu gewiſſen Zeiten, nämlich vom May bis gegen den Auguſt, in den Bienenſtöcken antrifft. Sie ſind noch einmal ſo lang und dicke, als die ſogenannten Arbeitsbienen, von denen ſie ſich auch noch überdieſes durch den Mangel des Stachels unterſcheiden, wie bereits in dem erſten Theile dieſes Werkes unter dem Artikel Biene S. 714. ausführlicher gemeldet worden iſt.

Dromedar.

Dieſen Namen giebt man denjenigen Kameelen, welche nur einen Höcker auf dem Rücken haben und bey den alten Schriftſtellern arabiſche Kameele heißen. Nähere Nachricht von dieſen nützlichen

 Thieren

Thieren ſoll unter dem Artikel Kameel folgen.

Droſch.
S. Lein.

Droßel.

Dieſe Vögel machen beym Klein, und auch bey andern, ein eigenes Geſchlecht aus. Bey erſtern iſt es das fünfte in der vierten Familie. Die Charaktere der Droßeln ſind folgende. Die Füße mit vier Zähen, drey vorn, einen hinten. Der Schnabel faſt gerade, der obere Kiefer abgerundet, am Ende in etwas gebogen. Der untere iſt ganz gerade. Der obere hingegen erhebet ſich in der Mitte etwas, fällt bald wieder ab, und leget ſich über den untern mit einem verlornen Hacken. Mit dem Schnabel kann der Vogel ziemlich kneipen, aber nicht ſchneiden, wie die Heher. Die Naſenlöcher eyförmig, nackend, nur bey einigen halb mit Federn, auch mit einem Häutchen bedecket. Die Zunge längſthin ausgehöhlet, auf der Spitze ein wenig geſpalten; der Rachen meiſtens goldgelb. Dieſer Droßeln nun giebt es viele Arten, die auch theils bey den Schriftſtellern, theils im gemeinen Leben, ihnen eigene Namen bekommen. Ich will hier die Arten insgeſammt anführen, und nur bey denjenigen ihre kennbare Charaktere, nebſt andern Eigenſchaften anmerken, denen ich in der Folge keine weitere Beſchreibung, in einem beſondern Artikel, widmen werde. Diejenigen Arten hergegen, die ihren Namen nach gar zu bekannt ſind, und die folglich einen eigenen Artikel verdienen, will ich hier nur mit ein paar Worten berühren. 1) Schnarre, Miſteldroßel, Ziemer, iſt die größte Art. Turdus viſciuorus maximus 2) Wachholderdroßel, Krammetsdroßel, Blauziemer, Turdus pilaris. 3) Zipdroßel, Pfeifdroßel, Weißdroßel, Turdus Iliacus, wird oft mit der folgenden vermenget. 4) Weindroßel, Rothdroßel, Sangdroßel, Turdus muſicus; dieſe ſind insgeſammt beſonders zu beſchreiben. 5) Amſel, ſchwarze Droßel, Merula S. Amſel. 6) Ringdroßel, Schneedroßel, Boddaerts gekraagte, Merula torquata. 7) Golddroßel, Birole, Kirſchvogel, Merula; aurea, Oriolus Iſterus. S. Golddroßel. Dieſer ſind als Abänderungen beyzuzählen: die gelbbunte Droßel, die Merle mit ſchwarzem Barte, die ſchwarzköpfichte Golddroßel, die ſurinamſche rothe Golddroßel, die ſpaniſche bunte, die ſchwarzbärtige, alles Arten unſerer Golddroßel. 8) Blauköpfige rothe Droßel, Blauvogel, Turdus ruber, capite cyaneo. Hals, Rücken und Flügel ſind bunt aus blau und roth, Bruſt,

Bauch und Schwanz pomeranzenfärbig, Füße und Schnabel ſchwarz. 9) Spreedroßel, einſame Droßel, Paſſer ſolitarius, größer als die Amſel, und wie ein Staar ſchwarzweiß getiegert. 10) Weiße Droßel, eine mit wenigen Flecken und faſt ſchneeweiß, eine andere mit braunem Rücken, und häufigern Flecken. 11) Bunte amerikaniſche Sangdroßel, Turdus minor coeruleo albus. 12) Schwarz gefleckte Amſel S. Amſel. 13) Roſtfarbige Droßel. Schnabel ſchwarz, und braune Füße. Von der Kehle bis an die Schenkel weißlicht, mit kleinen braunen, weitläuftigen Flecken. 14) Blauäugige Droßel, der untere Kinnladen blau, der obere nebſt Kopf und Hals, bis auf die Bruſt, ſchwarz gezacket, Schwanz und Flügel ſchwarz, und dieſe mit vier weißen Streifen gezeichnet, der übrige Leib und Rücken zwiſchen den Flügeln gelb, Füße fleiſchfarben. 15) Graue langgeſchwänzte Droßel, Turdus minor cinereo albus non maculatus, oder Turdus polyglottos Linn. trägt den langen Schwanz ſteil in die Höhe. 16) Bleyfarbige Droßel, Turdus plumbus L. Iſt bleyfarbig mit etwas ſchwarz eingeſprenget, an Kehle und Kopf ſchwarz, der Ring um die Augen goldfarben, der Schwanz hoch, die Füße roth. 17) Kleine Caroliniſche Droßel, Turdus minimus. Iſt faſt mit unſrer Weißdroßel zu vergleichen. 18) Zinnoberbrüſtige Droßel, merula indica, pectore cinnobarino. 19) Rothköpfige Droßel, Muſcicapa, corona rubra. Der Unterleib grau, der obere bräunlich, der Schwanz ſchwärzlich, auf dem Wirbel des Kopfes ein rother Strich. Iſt beym Friſch ein Neuntödter. 20) Gelbbrüſtige Droßel, Oenanthe americana pectore luteo. Beym Linné Turdus virens, Farbe ſchwarzgrünlich, oder graugrün, der Unterleib gelb, weiße Augenbraunen, iſt in Amerika. 21) Grauröthliche Droßel, merula fuſca, hat einen pomeranzfarbigen Schnabel, auf deſſen Spitze ein ſchwarzer Strich. Unterm Kinne weiß. Der Oberleib dunkel, der Unterleib lichtgrau, Füße gelb. 22) Schopfdroßel, Turdus crinitus L. Kopf, Hals und Bruſt bleyblau, der Bauch gelblicht, der Rücken grünlicht, die Schwing- und Schwanzfedern oben braun, unten röthlicht, auf dem Kopfe ein Schopf, aus Amerika. 23) Braungelbe Miſteldroßel, Turdus canorus L. Iſt braun bis auf den Schnabel und Füße, welche gelb ſind, unten iſt die Farbe etwas röthlicht, ein weißer Streif läuft an der Seite des Kopfes hin, der Schwanz abgerundet. Heymath Bengala und China, wo er Benjabow heißt. 24) Dro-

ßel mit langem Schwanz und Federbuſch, Plůmanſchwanz, Auis Paradiſiaca Braſilienſis, hålt ſich in den Braſiliſchen Wůſten auf, und wird ſelten gefangen. Der Oberleib und der lange Schwanz caſtanienbraun, die Flůgeldecken goldfarben, Bruſt und Unterleib weißlich, die Augen feuerfarben, der Schnabel röthlich, Kopf und Federbuſch glånzend ſchwarz. Seba hat ihn beſchrieben. 25) Bergamſel, merula Saxatilis, iſt unter Amſel vorgekommen. 26) Seidenſchwanz, Turdus criſtatus, Linn. Ampelis S. Seidenſchwanz. 27) haarzopfige Droßel, Turdus roſeus L. der halbe Schnabel gelb, der Kopf dunkelblau mit rückwårts herabhangenden Zöpfen, Flügel und Schwanz ſchwarz. 28) Purpurdroßel mit bunten Flůgeln, aus Indien. 29) Weiß und ſchwarze Droßel, iſt ebenfalls aus Indien; beym Edward. 30) Bruchdroßel, Turdus muſicus paluſtris, ſiehe oben dieſen Artikel. 31) Rohrdroßel, Rohrſperling, Turdus canorus arundinaceus; ſ. unten bey Rohrdroßel. 31) Goldgekörnte Droßel, iſt die allerkleinſte unter dem Droßelgeſchlechte. Auf dem Kopfe ſchön goldfårbig, über dem Auge ein ſchwarzer Strich, der Oberleib olivenfarben, der Unterleib weiß, mit ſchwarzen långlichten Flecken, wie an andern Droßeln, die Füße gelbbraun; iſt in Penſylvanien zu Hauſe, machet ihr Neſt auf der Erde, an der Mittagsſeite eines Berges, in den trockenen Blåttern, leget fünf weiß- und braungefleckte Eyer. — So weit gehen Hrn. Kleins Arten von Droßeln. Boddaert hat in ſeiner neueſten Vermehrung des Linnåiſchen Naturſyſtems noch eine ganze Parthie anderer, beſonders auslåndiſcher Droßeln, aus dem Bůffon, Briſſon und andern, aus Hrn. Burmanns und von Meulens Cabinettern angeführet, die ich hier bloß nahmhaft machen will, ohne irgend die Beſchreibungen ſelbſt herzuſetzen, unerachtet ſie insgeſammt ſehr kurz ſind. Denn, nicht eben auf den Raum zu ſehen, ſo bleiben die Gegenſtånde, weil es mehrentheils auslåndiſche ſind, dem Leſer jederzeit etwas dunkel, wenn er nicht die Abbildungen vor ſich hat. Es ſind aber folgende Droßeln. 1) Zugſtrichdroßel, migratorius, grau mit fuchsrothem Bauche, in Amerika; 2) glånzende, grüne, mit Violetflügeln; in Angola; 3) ſchöne Droßel, oben goldgrün, unten orangefårbig, auf Senegal; 4) Weißfleck, dunkelolivengrün, mit weißem Flecke auf den Flügeln, unten weiß; in St. Domingo. 5) Grünartige Droßel, auf dem Rücken grünbraun unten gelblicht; in Cayenne. 6) Schwarzkappe, dunkelgrau, der Kopf oben ſchwarz;

auf

auf dem Cap. 7) Goldflügel, braun, Bruſt roth, Flügel violet und goldglänzend; in Madagaſcar. 8·9) Kaffer und Caapſche Droßel, ſchwärzlich, der Bauch gelblicht; auf dem Cap. 10) Schwarzkopf, ebenfalls ſchwärzlich, beſonders am Kopfe, Bauch und Bürzel braunroth, weißen Flecken an den Flügeln; auch auf dem Cap der guten Hoffnung. 11) Palmdroßel, olivengrün, unten aſchgrau; in Cayenne. 12) Caroliniſche Droßel, caſtanienbraun, Hals hinten ſchwarz, die Flügel dunkelpurpur; in Carolina. 13) Orangebauch, Rücken braun, Unterleib orangefarben; in Canada. 14) Graue Droßel, oben dunkelgrau, unten weiß, Schwingfedern braun mit ſchwarzen Puncten; in Cayenne. 15) Droßel von St. Domingo, bräunlicht, unten weiß, auf Domingo. 16) Mohr, ſchwarzglänzend, die vorderſten Schwingfedern roth mit ſchwarzen Tüpfeln; auf dem Cap. 17) Surinamſche, glänzend ſchwarz, Steiß und Bruſt zu den Seiten gelb, in Surinam. 18) Ceylonſche, grün, unten gelb, ſchwarzer Augenſtreif, der nach der Bruſt zuläuft. 19) Orangekopf, grün, und weiß mit ſchwarz geſprenget, Kopf und Genick orangefarben, in Guiana. 20) Schwarzſchnabel; braun, Schnabel, Kehle und Bruſt ſchwarz, mit oranger Einfaſſung, Bauch grüngelb mit ſchwarzen Flecken; auf Domingo. 21) rothe Droßel, Rücken roth, Hals von vorn und zur Seiten ſchwarz mit weißem Rande; in Cayenne. 22) Prächtige; grün, Kehle Seegrün, Bauch violet, Flügel und Schwanz glänzend blau, in Angola. 23) Geſchulpte Droßel; braun, an den Federn weiße Ränder, Kopf und Scheitel braunroth, Steiß roſenroth, Bauch weiß; auf dem Cap. 24) Graue; oben braungrau, unten am Leibe weiß; auf Senegal. 25) Oſtindiſche Droßel; grün, unten etwas bleich; in Oſtindien. 26) Glänzende; braun mit grüner Schattirung, Bauch roth mit ſchwarzbraunen Flecken; auf den Manilliſchen Inſeln. 27) Violette; purpurfarben, Rücken und Flügel grün, Schwanz blau; in Judäa. 28) Palmiſt; gelbbraun, Kopf und Nacken ſchwarz, Hals und Bruſt weiß; in Cayenne. 29) Bordirte; dunkelbraun, mit gelber Einfaſſung an den Federn, Kehle ſchwarz, auf Madagaſcar. 30) Graue; die Deck- und Schwingfedern weiß gerändert; hin und wieder in Europa. 31) Häßliche Droßel; grün, Kopf und Hals ſchwarz, Bauch und Bürzel roth, Schultern und Deckfedern am Schwanze blau, die drey erſten Schwingfedern gelb, der Schwanz übrigens ſchwarz; auf den philippiniſchen Inſeln. 32) Langſterz; dunkelblau, mit goldener Schattirung, der Schwanz ſehr

lang; auf Senegal. 33) Blauflügel; am Rücken grün, am Kopfe braun, Bruſt caſtanienbraun, blaue Deckfedern an den Flügeln; auf den Molukiſchen Inſeln. 34-35) Gekrönte Droßel; grün, am Bauche orange; und Gelbkehle auch grün, an Kehle und Bruſt gelb, beyde in Bengalen. 36) Bunte; ſchwarz und weiß; auf St. Domingo. 37) Braunſchnabel; grün und unten grau; in Oſtindien. 38) Dunkle; am Rücken braun, Kopf und Kehle ſchwarz, der Bürzel gelb; in Senegal. 39) Grünkopf; braun mit weißer Kehle, am Bauche blaßbraun, am Kopfe grün; auf den Philippiniſchen Inſeln. 40) Podobe, ſchwarz mit rothen Flügeln, Schwanz dunkelbraun, etliche Schwingfedern zur Hälfte weiß; in Senegal. 41) Blaukopf, lichtbraun, mit dunkelblauem Kopfe, Schwanze und Schwingfedern; auf dem Cap. 42) Blaubruſt, Rücken rothbraun, Scheitel und Nacken ſchwarz, Bruſt und Schwanz blau, Bauch gelb mit ſchwarzen Streifen; in Guajana. 43) Rothköpfchen; gelbbraun, unten etwas bläſſer.— So weit gehen die Ergänzungen des Hrn. Boddaerts. Was der Droßeln ihre Betragungsart, Nahrung, Begatten und Brüten, u. ſ. w. anlanget, das wird unten bey jeder bekannten Art einzeln angemerket werden. Hier ſind nur einige allgemeine Nachrichten mitzunehmen. Da die Droßeln ſo ſehr zu den menſchlichen Nahrungsmitteln und theils zu den Leckerbiſſen gehören: ſo hat man ihren Fang gar bald zu einem Intereſſe gewiſſer Landgüter und Intraden gemachet, und die Droßeln zu edlen Vögeln und zur Niederjagd gerechnet. Man fängt ihrer mancherley Arten auf den Sangheerden mit Dohnen und Schlingen, auf den Bäumen, wo Miſteln wachſen, u. ſ. w. Viele derſelben niſten bey uns, und bleiben den Winter über da; viele hergegen ziehen in fremde Länder. Wenn im Herbſte der Fang der einheimiſchen Vögel vorbey iſt, ſo kömmt öfters eine unſägliche Menge von Droßelarten mit vollem Heerzuge geflogen: zuerſt die Wein- und Sangdroßeln, nach dieſen die Zugdroßeln, zuletzt die Krammetsvögel mit Schnarrdroßeln untermiſchet. Der Zug dieſer Vögel geſchieht aus den nordiſchen Gegenden, aus Schweden, Rußland, aus Sibirien, längſt der Oſtſee nach den weſtlichen und mittägigen Ländern. Er geht im Herbſte an, währet bis in die Mitte des Octobers, und erſtrecket ſich über den Finniſchen Meerbuſen, über Liefland, Curland, zu dem die Droßeln ſtoßen, die über Litthauen aus Norden und Oſten herkommen. Sie gehen um dieſe Zeit bis zu den Alpen, von da in unglaublicher Menge nach Italien,

wo

wo ſie in den Weingärten Nachleſe halten. Die übrigen, welche nicht ſo weit vordringen, oder nicht umkommen, gehen vermuthlich nach ihrer nördlichen Heimath zurück. Etliche wenige bleiben auch bey uns, und verbergen ſich den Winter über. Denn von Golddroßeln und Amſeln weis man, aus ihrer frühen Frühlingsbruth, und andern Umſtänden, daß ſie den Winter durch bey uns bleiben; wo ſie noch genugſames Futter finden. Bey neblichtem Wetter und wenn es reifet, ziehen vornehmlich die Krammetsvögel und Weindroßeln nicht ſo ſtark fort, als bey hellem. Daher im erſten Falle viele dergleichen Vögel gefangen werden, weil ſie da liegen bleiben, und nicht gern weiter ziehen. Auch wenn ſie noch warme Zeit ſpüren, ziehen ſie nicht ſo bald weg. Man fängt ſie in allen Ländern in unbeſchreiblicher Menge; doch in einem Jahre ihrer mehrere, als im andern. Herr Klein merket an, daß im Jahre 1746. allein in Danzig 30,000 Paar Droßeln ſind hereingebracht und in der Accife angegeben worden; ohne die andern, ſchreibt er, welche heimlich in die Stadt gebracht, oder außer derſelben in Gärten und Wirthshäuſern ſind verzehret worden, welche zum wenigſten dreymal ſo viel betragen. Betrachtet man nun, was in andern Ländern und auf dem ganzen Striche weggefangen wird, ſo muß man billig über den ungeheuern Heerzug dieſer Vögel erſtaunen; denn allein in einem Lande werden ihrer viele Millionen gefangen. Es ſcheint übrigens, daß ſie nur in Europa bleiben, oder höchſtens noch ihren Strich und Wiederſtrich vor und nach Aſien haben. Die meiſten freſſen gern allerhand Beeren, Abräſchen, Wachholder, auch viele Gewürme und Inſecten, die ſie ſich auf der Erde aufſuchen. Sogar im Winter ſuchen ſie ſich bey uns von den Miſtel- Wachholder- Vogel- und Mehlbeeren zu nähren, die in den dicken Wäldern häufig an den Bäumen entweder hängen bleiben, oder herabfallen. Die meiſten dieſer Vögel ſingen etwas, doch mehrentheils iſt es nicht viel. Sie werden auch eingefangen, zahm gemachet, und nehmen in dieſem Zuſtande allerley Manieren an, wozu man ſie angewöhnet.

Droßel, **Meerdroßel**, Turdus marinus, eine Art von Rondeköpfen. Richter. Gesner führet in dieſem Geſchlechte der Krametfiſche oder Troſtlen bis 15. Gattungen auf; Linné mit dem Artedi verſchiedene in dem 166. Geſchlechte, Labrus, Lippfiſche, nach dem Müller, ſ. Droßelmaul, Cicla des **Kleins**.

Droßelbeerſtrauch.

S. Schwelgenbaum.

Droßel-

Droſʒelmaul.

Cicla nennet Klein, Miſſ. V. Faſcic. XI. p. 46. ſein viertes Geſchlecht derer Fiſche, die mit offenen Ohren Athem holen, und nur eine Rückenfloſʒe haben, Monopterorum, und zwar derjenigen, denen eine lange, gleiche und nicht abgetheilte, Rückenfloſʒe zu Theile worden, und die darneben folgenden eigenen Charakter und Unterſcheidungszeichen haben: nämlich, neben dem dichten und gleichſam zuſammengedrückten Leibe und Schwanze, auch außer den ſpitzigen Zähnchen, und der Schönheit und Mannichfaltigkeit der Farben und Zeichnung, einen verlängerten Kopf mit einer ziemlichen Mundſpalte, und vorzüglich einen beweglichen Oberkiefer, der ſich an den Unterkiefer andrücken und anſchließen, ſich aber auch von ſelbigem zurückziehen und den Mund erweitern, kann. Dieſer letztern Aehnlichkeit wegen, die ſich an dem beweglichen Oberkiefer der Droſʒeln oder Krammetsvögel, auch der Amſeln, nebſt dem verlängerten Schnabel, eben ſo befindet, beleget Klein dieſes Geſchlecht mit gleichem Namen, Turdus, oder Griechiſch, Cicla, κίχλη, κιχήλη überaus ſchicklich und unterſcheidend; zumal da bisher keine weſentliche und nicht zweydeutige Kennzeichen und Charaktere derſelben angegeben werden mögen. Denn von der bloßen Verſchiedenheit der Größe und Farben, beſonders von dem buntfarbigen Bauche, niſi qui varium aluum habent, läßt ſich ein ſichres unb beſtändiges Unterſcheidungszeichen gewiß nicht abnehmen, welches des Rondelets und Gesners zwölf bis ſechzehn Gattungen genugſam beſtätigen. Es hat alſo Klein, ſelbſt nach dem Vorgange des Artedi in Append. Syn. p. 112. den alten Namen mit gutem Fuge beybehalten, und den Grund davon, durch die angeführten Beſchreibungen und Zeichnungen eines Catesby, Salviani, Rondelerii, und durch eigene Beobachtungen, gnüglich erläutert und bewähret. Er bringet doch folgende vierzehn Gattungen bey:

1) Droſʒelmaul, Cicla, mit braunem Rücken, weißgrünlichem Bauche, goldfarbigen Kiemengelben, ſchwarz und blau geſprenkelten, After- und Rückenfloſʒen, unter den Augen buntfärbig, mit dicken, runzlichen Lippen, und einem breiten gabelförmigen, roth und ſchwarz gefleckten, Schwanze. Der erſte Krammetsfiſch, Turdus, des Rondelets, der ihn folgendermaaßen beſchreibet: dem Cynaedo, Labrus Cynaedus, Linn g. 166. ſ. 41. dem Mülleriſchen Steinfiſche, aus dem Geſchlechte der Lippfiſche, iſt er eben nicht unähnlich, etwas kleiner, doch

doch breiter; nach der äußerlichen Figur ſeiner Auratae, Sparus Aurata, L. g. 165. ſ. 1. dem Mülleriſchen Goldbrachſem aus dem Geſchlechte der Meerbrachſem, nicht ungleich, mit einwärts gebogenen Zähnen, mit der Lage und Zahl der Floßen, wie die in ſteinigen Gründen wohnende, Fiſche, Saxatiles, und mit großen runden Augen; ein Speiſefiſch von zartem und leicht zu bröſelndem Fleiſche.

2) Droßelmaul, Cicla, ganz goldfarbig, mit einer weißen Seiten- oder Mittellinie von den Augen bis an die Schwanzfloße, und mit einer Bauchfloße; der fünfte Krametsfiſch, Turdus, des Rondelets, welcher dem Gobio flauus, Gobius Paganellus, L. g. 159. ſp. 2. den Mülleriſchen Stindt aus dem Geſchlechte der Grundeln, d. i. den großen Meergropp des Gesners, vorſtellet, außer daß der Krametsfiſch eine von den Augen, bis an den Schwanz fortlaufende weiße Linie hat, und nicht wie der Gobius, mit ſchwarzen Flecken, geſprenkelt iſt, auch ſeine einzige Bauchfloße, nicht, wie bey jenen getheilet hat, und den andern an Zärtlichkeit gleichkömmt, aber der Goldfarbe nach unterſchieden iſt.

3) Droßelmaul, Cicla, mit dem Adlerſchnabel und von den Augen, bis zum Schwanze fortlaufenden blauen Mittellinie; der ſechſte Krametsfiſch des Rondelets; dem vorhergehenden fünften gleich, außer daß die Mittellinie blau, und der Schnabel länger iſt.

4) Droßelmaul, Cicla, mit goldfarbigem Rücken, grünen Flecken, röthlichten, gekrümmten, unordentlichen Linien, weißlichem Bauche, grünen Lippen, blauen Kiemendeckeln, Schwanze und Floßen, großen Theils; Ceris, κηρὶς Athen. und Turdus, ſeptimus Rondel. wird vom Gesner Wächßling genannt.

5) Droßelmaul, Cicla, von Farbe grün und gelblich, mit einer weißen Mittellinie; der neunte Turdus des Rondelet, nach welchem er auch Meneſtrier, Tibicen, weil er, wie die Muſikanten buntſchäckig; nicht weniger Gaian und Bitte genannt wird.

6) Droßelmaul, Cicla, von Farbe grün, mit purpurfarbenen Rändern der Kiemendeckel und der Bauchfloßen, mit purpurweißlichem, nach dem Rondelet und Gesner, weißgülblichem, Bauche, kleinem Maule und Lippen, auch röthlichen Augen nach dem Rondelet; deſſen zehnter Turdus er iſt. Iſt er wohl nach der Kleiniſchen Anfrage, Turdus maior oder der Verdone des Salvians? Artedi hält ihn unter der Benennung Cicla cubitalis in App. davor; und merket an, daß er zu Rom Tordo und Verdone genannt werde. Und Müller vermuthet

muthet aus des Willughby Beſchreibung, daß ſein Grünling aus den Lippfiſchen, Labrus viridis, Linn. g. 166. ſp. 29. für den Verdone des Salvians anzunehmen; wodurch er unſerm Turdus oder Cicla ſehr nahe kommen würde.

7) Droßelmaul, Cicla, mit dem blauen Kopfe und grünlichem Rücken; mit einer zarten grünen Seitenlinie von den Kiemen bis zum Schwanze, und mit einem rundlichen Flecken, bis nahe an demſelben; mit bunten, meiſtens purpurfarbigen Floßen, und einem röthlichen Leibe, daher er vorzüglich unter die Turdos zu rechnen und vom Rondelet mit der allgemeinen franzöſiſchen Benennung der Krametfiſche, Vielle, Engl. the Wraſſe or Old-Wife, auch insbeſondere beleget wird, und die zwölfte und letzte Stelle unter denſelben einnimmt. Bey dem Artedi iſt er Labrus, roſtro ſurſum reflexo, cauda in extremo circulari; beym Linne' Labrus Tinca, g. 166. ſp. 21. und nach dem Müller die Meerſchlange aus dem Geſchlechte der Lippfiſche.

8) Droßelmaul, Cicla, von dem Röthel gleicher Farbe, mit ſchwarzen und falben, bleichgelblichen, Flecken geſprenkelt; mit bleyfarbigem Bauche, und großen Lippen. Der größte unter den Kramtsfiſchen und der zwölfte Turdus des Rondelets; nach welchem er von den Franzoſen Auriol, auch Gaian oder Durdo genennet wird, und ſo groß und dick, wie ein ellichter Lupus, Labrax Klein. oder Perca Labrax Linn. auch wegen der Mannichfaltigkeit ſeiner Farben, von der ſiebenten Gattung unterſchieden ſeyn ſoll.

9) Droßelmaul, Cicla, mit aſchgrauſchwärzlichem Kopfe, Rücken, Floßen, und Seiten, weißlichem Bauche mit falben Flecken; iſt Turdus minor des Salvians, und des Artedi Cicla vix palmaris; welcher mit dem Salvian bemerket, daß der Augenregenbogen goldfarbig, der Schwanz breit und nicht gabelförmig, der Fiſch breitlich, und der Tinca marina, Phycis Rondel. Meergrle des Gesners, (wie denn Oppian die Turdos und Phycides, als in den Geſteinen wohnende Fiſche, einander unmittelbar zugeſellet,) nicht unähnlich und ſelten über einen Werkſchuh groß werde.

10) Droßelmaul, Cicla, welche über und über von, aus Blau ins Schwarze fallender, Farbe iſt; und vom Salvian und andern Merula, vom Willughby Turdus niger, und vom Artedi Labrus caeruleo nigricans, genennet wird. Nach der beygefügten Anmerkung iſt dieſer zehnte Cicla unter den Kramtsfiſchen, was die merula, der ſchwarze

Vogel, Auis nigra, unter den Kramtsvögeln, iſt. Charleton nennet die Tincam marinam der Venetianer Merulam, eine Gattung der Meerſchleyen, Sea-Tenck, ſonſt Cook-Fiſh. Und beym Linné iſt er, Labrus merula gen. 166. ſp. 40. die Seemerle des Müllers, aus ſeinem Geſchlechte der Lippfiſche, mit einem geraden Schwanze, der ſich in den Europäiſchen Gewäſſern findet, doch aber noch nicht, wenigſtens in Anſehung ſeiner Finnen in der Rückenfloße, bekannt genug iſt.

11) Droßelmaul, Cicla, der Turdus oculo radiato, die Meerdroßel mit dem ſtrahlichten Auge des Catesby, p. et tab. XII. Engl. the Pudding-Wife, oder Pudding-Fiſk, nach dem D. Garden, beym Linné Sparus radiatus, gen. 165. ſp. 22. nach dem Müller das Strahlauge des Geſchlechts, ſ. Meerbrechſeme. Die ſchöne Zeichnung des Catesby trifft auch mit ſeiner Beſchreibung, die bey dem Klein und Linné auszugsweiſe befindlich, völlig überein, daher wir ſelbige ganz mittheilen: dieſe Fiſche ſind mannichmal ſechzehn Zoll lang, insgemein aber kleiner. Das Auge, (der Augenring) iſt roth, und an ſeinem Umkreiſe hat es ſieben blaue Strahlen. Am Ende jedes Kiefers ſind, außer der gewöhnlichen Reihe der kleinern, drey große Zähne. Der obere Kiefer iſt, (der Charakter dieſes Geſchlechts) beweglich, und kann, wenn es nöthig iſt, unter den zunächſt daran ſtoßenden beinernen Theil des Kopfes, wie am Saufiſche, Turdus flauus, tab. 11. zurückgezogen werden. Der Körper des Fiſches war mit großen, bräunlichten, olivenfarbenen Schuppen bedecket, deren jede einen blauen Rand hatte; auch waren die Ohren, faſt ſo lang als ſie ſind, mit fünf oder ſechs irregulairen blauen Linien bezogen. Ueber den Rücken hin erſtreckte ſich eine lange, gelbe Floße, die auch mit einer blauen zackichten Linie eingefaſſet war. Am hintern Theile des Bauches ſtund eine andere ſolche gelbe Floße, die auch mit einer blauen zackichten Linie eingefaſſet war; eine andere gelbe Floße aber war unter dem Bauche, ſo vorne eine blaue Einfaſſung hatte, und zwo andere von brauner Farbe ſaßen hinter den Ohren. Von einer dieſer Floßen erſtreckte ſich, quer um den Bauch herum, zu der andern ein breiter Streif, der aus vier, wechſelsweiſe gelben und blauen, Linien beſtund. Der Schwanz wird am Ende ſehr breit, und iſt an der zunächſt am Leibe ſtehenden Hälfte dunkelbraun, am Ende aber röthlich gelb. Linné zählet in den Floßen, der Kiemen ſechſe, des Rückens eilf ſteife von zwey und zwanzig, der Bruſt zwölfe, des

Bauches ſechſe, des Afters drey ſteife von ſechzehn, des Schwanzes ſiebenzehn Finnen, mit der Anmerkung, daß ſein Vaterland Carolina ſey. Wenn Müller ſeine Benennung, Puttinfiſh, von ſeinen bunten Farben ableiten will, ſo dürfe er wohl wahrſcheinlicher von ſeinem aufgeworfenen Maule Powtingfiſh zu nennen ſeyn.

12) Droßelmaul, Cicla, der Turdus flauus, die gelbe Meerdroßel oder Saufiſch, des Catesby, p. et Tab. IX. Engl. the Hog-Fiſh. Der größte dieſer Fiſche, ſo Catesby geſehen, war zweymal ſo groß, als die von ihm gezeichnete Figur, d. i. einer Werkellen lang. Der ganze Fiſch, die Augen und Floßen mit eingeſchloſſen, hatte eine gelblichtrothe Farbe. Der Kopf ſieht einem Schweinskopfe gleich, und hat einen ſpitzigen Rüſſel. Der obere Kiefer iſt an ſeinem Ende mit großen ſcharfen Zähnen bewaffnet, nnd im untern ſtehen zween von gleicher Größe jenen gegen über; die übrigen Zähne ſind klein, ſcharf, und ſtehen dicht an einander. Der obere Kiefer iſt knorplicht, und hat eine ſolche Einlenkung im Kopfe, daß er ihn nach Belieben kürzer und länger machen kann. Auf dem Rücken ſtund eine lange ſtachlichte Floße, zwo andere ſaßen hinter den Ohren, eine unter dem Bauche, und eine hinter dem After, vor welcher drey ſpitzige Beine, oder ungleichlange Stacheln ſtehen. Der Schwanz war ablang viereckicht, oben und unten aber endigte er ſich in zwo Spitzen. Linné machet aus ihm die zwote Gattung ſeines 166. Geſchlechts, Labrus Rufus, mit einem mondförmigen Schwanze und rothgelblichen Leibe; und Müller nennt ihn den Saurüſſel, ſeines Lippfiſchen Geſchlechts, merket aber mit an, daß er weder roth noch röthlich, ſondern gelblich oder löwenfärbig, nach der nach dem Leben gemachten Zeichnung des Catesby, folglich wohl nicht eigentlich Rufus, genennet zu werden verdiene. Er giebt ihm mit dem Linné in den Floßen des Rückens drey und zwanzig, der Bruſt ſiebenzehn, des Bauches ſechſe, des Afters zwölfe und des Schwanzes ſechzehn Finnen, und machet ihn ebenfalls zum Amerikaner.

13) Droßelmaul, Cicla, der Turdus cauda conuexa, die Meerdroßel mit dem runden Schwanze, des Catesby, p. et tab. X. the Yellowfiſh der Engländer; nach deſſen Beſchreibung und Zeichnung folgendes an ihm anzumerken iſt: Einige dieſer Fiſche ſind einen Schuh lang. Dieſer hatte kleine dünne Schuppen von röthlichtgelber Farbe. Sein Rachen war weit, der untere Kiefer länger als der obere, und mit einer gedoppelten Reihe kleiner

Zähne beſetzet; am Ende des obern Kiefers aber ſtunden drey große Zähne, und am Gaumen einige ſehr kleine; die Ringe der Augen waren roth. Er hatte fünf Floßen, eine lange ſtachlichte auf dem Rücken, zwo hinter den Ohren, eine unter dem Bauche, und eine hinter dem After, mit welcher durch eine dünne Haut ein ſehr ſpitziges Bein vereiniget war. Der Schwanz hatte ein rundes Ende. Klein nennt ihn Cicla aurea, Fr. Poiſſon jaune, und malet ſeine Schnauze und Kehle mit dem Catesby purpurfärbig. Nach dem Linné iſt er die 38. Gattung ſeines 166. Geſchlechts, Labrus fuluus, mit dem ganzen Schwanze, und ebenfalls ein Amerikaner; welchen Müller in ſeinem Lippfiſchgeſchlechte mit den Engländern Gelbfiſch nennt, weil der ganze Körper faſt goldgelb ſey, und die Schuppen mit einem hochgelben, zuweilen ins Röthliche fallenden, Glanze ſpielten. Daß aber der untere Kiefer hinter einer gedoppelten Reihe kleiner Zähnchen zugleich große Zähne habe, läßt ſich wenigſtens aus dem Catesby nicht erſehen.

14) Droßelmaul, Cicla, der mit gelben, rothen, blauen, grünen und andern Farben geflecket iſt, welche in dem Körper bald netzförmig, bald gerade, bald ſchräg gezogen und geſprengelt ſind; ſeine Schuppen erſcheinen an ihren Rändern roth, und die Zähne ſind ſehr ſpitzig und unterſcheidend weiß. Er iſt des Bellonius Lepras, Pſorus, der ſelbſt zu verſtehen giebt, daß er ein Cicla ſey, weil ſein oberer Kiefer in den obern Theil des Hirnſchädels, wie der engere Theil eines Seherohres in den weitern, beweglich einzuſchieben ſey, ſo daß es das Anſehen gewinne, als wären zwo fleiſchichte Oberlippen mit einer Falte oder Runzel vorhanden. Geſner nennt ſeinen letzten und rothen Krametsfiſch auch Lepras; Aldrovandus handelt in Libr. I. Cap. V. eigentlich vom Leprade und Pſoro des Bellonius, und iſt mit der Etymologie oder Anſpielung nicht zufrieden, da der ſo ſchöne, buntfärbige, geſunde und wohlſchmeckende Fiſch, mit einer ſchaligen, krätzichten und auſſätzigen Haut im mindeſten nicht zu vergleichen, vielmehr den bunteſten und ſchönſten Krametsfiſchen mit vollkommenſten Rechte beyzugeſellen ſey. Jonſton wiederholet dieſes zum Theil, Artic. III. ſeiner Meerklippfiſche, zeichnet ihn auch Tab. XIII. Fig. 13. aber ſo, daß die Beſchreibung ſelbſt damit nicht einſtimmt.

Drüſchling.

S. Blätterſchwamm.

Drüſe.

Glandula. Ohnerachtet faſt kein

kein Theil eines thieriſchen Körpers, dem erſten Anſcheine nach, leichter zu unterſcheiden, und allgemeiner bekannt zu ſeyn ſcheint, als die Drüſen, ſo iſt doch der eigentliche Begriff derſelben deſto mehrern Schwürigkeiten unterworfen, weil ſie mit andern Theilen des Leibes ſo gar vieles gemein haben. Man verſteht aber hierunter eigentlich kleine, weiche, entweder weißlichte, oder graue, nach Beſchaffenheit der Feuchtigkeit aber, ſo ſie in ſich enthalten, bisweilen auch anders gefärbte Körper, oder körnichte Klumpen, welche ſich mit den Fingern leicht zerreiben laſſen. Ihrer äußerlichen Geſtalt nach ſind ſie bald rund, bald eyförmig, bald plattgedrücket, oder von anderer ungleicher Figur. So verſchieden auch ſonſt ihre Größe iſt, ſo ſind ſie doch, in Vergleichung gegen andere Theile des Körpers, allemal noch von mittelmäßiger Größe, oder auch zuweilen ſehr klein; und in Anſehung ihrer Feſtigkeit weniger ſtark, als zartes Fleiſch, aber etwas mehr zuſammenhaltend, als ein nicht gar zu weiches Stück Fett. Ihr inneres Weſen beſteht vorzüglich aus einem Gewebe und Geſtricke der feinſten pulß- und blutaderichten Gefäße und Nerven, welche ſich alle nicht nur auf eine faſt unaufköͤßliche Art und Weiſe unter einander verwickeln, und verlaufen, ſondern auch durch ein darzwiſchen kommendes ganz beſonderes und eigenes Weſen aufs genaueſte verbunden und zuſammengehalten, und gemeiniglich in einer häutigen Blaſe oder Balg eingeſchloſſen ſind, welches Bälglein ſo gar bisweilen eine beſondere Hohlung hat. Hiernächſt bemerket man an einigen Drüſen einen beſondern Ausführungsgang, ductum excretorium, den man hingegen bey andern entweder wirklich vermiſſet, oder, aller Aufmerkſamkeit und Unterſuchung ohngeachtet, noch nicht hat entdecken können. Der allgemeine Nutzen der Drüſen ſcheint inzwiſchen kein anderer zu ſeyn, als daß ſie vermittelſt gewiſſer ihnen eigener Gefäße, und vermöge ihrer ganz beſondern Bauart, neue Feuchtigkeiten von dem Blute abſondern, die entweder unmittelbar wieder von ihnen abfließen, oder durch die nurgenannten Ausführungsgänge abgeführet werden, und ſich bald in beſondern Behältniſſen ſammlen, bald in größere Höhlen des Körpers ergießen, bald auf andere Weiſe aus dem Körper abgehen. Ueberhaupt theilet man die Drüſen in zwo Hauptclaſſen, nämlich in einfache, ſimplices, und, in zuſammengeſetzte, compoſitas ſ. conglomeratas. Die einfachen Drüſen beſtehen aus einem einzigen, runden, oder eyförmigen, oder platt

gedrückten, oder ſonſt ungleich formirten kleinen Körperchen von oben beſchriebener künſtlichen Bauart. Einige hiervon ſind alſo beſchaffen, daß aus dem Grunde oder Höhle des häutigen Beutels, welcher ſie umſchließet, ein beſonderer Ausführungsgang, ductus excretorius, der ihrer Größe gemäß iſt, herausgehet, welcher die in ihnen enthaltene Feuchtigkeit abführet, und die man deswegen nach der Meynung einiger Zergliederungskünſtler offene Drüſen, Glandulas apertas, nennen könnte. Andere hingegen haben keinen beſondern Ausführungsgang, wodurch der in ihnen enthaltene Saft abgeführet werden könnte, wenigſtens iſt dergleichen an ihnen noch nicht wahrgenommen und entdecket worden, weßwegen man ſie für geſchloſſene Drüſen, Glandulas coecas, ausgiebt. Unter die erſten gehören nun diejenigen, welche gemeiniglich einen ſchmierichten, fettigen und klebrichten Saft von ſich laſſen, der den Theilen, auf welche er ſich ergießt, zu einer ganz beſondern Beſchützung dienet, damit ſie weder von der Luft auf eine beſchwerliche Art zu ſehr ausgetrocknet, noch von andern ſcharfen Dingen gereitzet und verletzet, noch, wenn es ſolche Theile ſind, die durch die beſtändige Bewegung, welche in ihnen vorgeht, ſich oft an einander reiben, dadurch angegriffen, oder abgenutzet werden mögen. Dieſe Drüſen liegen gewöhnlichermaaßen entweder unter den Mäuslein, oder ſie ſind an ſolchen Orten befindlich, die durch den Druck unmittelbar auf ſie wirken können, und ſolchergeſtalt geſchieht es denn, daß der in der Hohlung des häutigen Balges verſchloſſene Saft durch den daſelbſt herausgehenden Ausführungsgang ausgepreſſet wird; ſo wie etwa durch das Zuſammendrücken eines Blaſebalges die Luft aus ihm herausdringt; weßwegen man ihnen den Namen Bälgleinsdrüſen, Glandulae folliculoſae, beygeleget hat. Weil nun aber durch die oben genannten geſchloſſenen Drüſen, Glandulae coecae, an denen man, wie geſaget, noch zur Zeit keinen beſondern Ausführungsgang wahrnehmen können, eine Menge lymphatiſcher Gefäße gerade zu durchgehen; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Lymphe, oder der eigentliche nahrhafte Saft des Körpers, in dieſen bewunderns würdigen drüſichten Behältniſſen, Glandulis conglobatis, noch feiner ausgearbeitet, verbeſſert, und zur letzten Nahrung geſchickt gemachet werde. Die zuſammengeſetzten Drüſen, Glandulae conglomeratae, beſtehen endlich aus einem Klumpen vieler kleiner einfacher Drüſen, welche aber durch ein darzwiſchen kommendes zellich-

tes Gewebe aufs genaueſte und feſt unter einander zuſammenhängen, und mit einer gemeinſchaftlichen Haut umgeben und bekleidet werden, ſo, daß ſie dem Anſehn nach nur einen Körper ausmachen. Ein jedes von dieſen kleinen einfachen Drüschen oder Kügelchen hat ſeinen beſondern Ausführungsgang, welcher einfach aus einer jeden herausgeht, aber alle dieſe kleinern und einzeln Ausführungsgänge laufen in einen größern und gemeinſchaftlichen Ausführungsgang, ductum excretorium communem, zuſammen, woſelbſt die in dieſen Drüſen abgeſonderte Feuchtigkeit hineingebracht, und zuletzt durch ihn an den beſtimmten Ort abgeführet wird. Man kann dieſe zuſammengeſetzten Drüſen am beſten mit einer Weintraube vergleichen, welche aus vielen kleinen Beeren beſteht, wovon zwar jede beſonders an einem kleinen Stielchen hänget, welche aber endlich alle in einen größern Hauptſtiehl oder Traubenaſt zuſammenlaufen, und an ihm befeſtiget ſind. Dieſe zuſammengeſetzten Drüſen ſondern gemeiniglich einen ſehr edlen, ſeifenartigen und auflöſenden Saft von dem Blute ab, welcher nachher in der Verbeſſerung anderer Dinge vorzüglichen Nutzen leiſtet. Sie erhalten von den verſchiedenen Theilen, an welchen, und um welche ſie liegen, wie auch von den verſchiedenen Feuchtigkeiten, welche ſie abſondern, verſchiedene Benennungen, und ſind ohngefähr folgende:

Achſeldrüſen, Glandulae axillares. Dieſe haben von dem Orte ihren Namen; denn ſie liegen unter der Achſel, neben den daſelbſt befindlichen Gefäßen, gleichſam im Fette, vergraben, und gehören zu den einfachen Drüſen.

Augenliederdrüſen, Augenwimperndrüſen, Glandulae ciliares Meibomii; dieſes ſind kleine weißlichte Drüſen, welche zu den zuſammengeſetzten, und beſonders zu denen gehören, die eine talgartige Feuchtigkeit abſondern, weßwegen man ſie auch beſonders talgartige Drüſen, Glandulas ſebaceas, nennet. Sie ſitzen wie lange und gelbe Streifen, in den Furchen, die an der untern oder inwendigen Fläche der Augenliederknorpel, tarſis, vorkommen, reichen aber nur bis an den platten und breiten Rand derſelben, daher ſie auch nicht zu nächſt am innern Augenwinkel angetroffen werden. Ihre Oeffnungen, deren dreyßig bis vierzig ſeyn ſollen, kommen am Rande der Augenlieder nahe bey den Augenwimpern zum Vorſchein, machen kleine runde Löcherchen, aus de-

aus denen eine beſondere klebrichte Feuchtigkeit hervorquillt, wodurch die zarten Augenlieder wider den Druck und das beſchwerliche Reiben der Augenliederknorpel ſelbſt verwahret und beſchützet werden. Wenn dieſe Feuchtigkeit vertrocknet, ſo nimmt dieſelbe eine außerordentliche Härte und Feſtigkeit an ſich. Meibom hat dieſe Drüſen auch bey vielen andern vierfüßigen, theils wilden, theils wiederkäuenden Thieren angetroffen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß eben dieſer klebrichte und zähe Saft, in ſo ferne er ſich etwa mit den Thränen vermiſchet, denjenigen Leim oder Kleiſter ausmache, welcher bey ſolchen Thieren, ſo blind auf die Welt kommen, noch eine geraume Zeit nach ihrer Geburt die Augenlieder ſehr feſt beyſammen, und verſchloſſen erhält, und daß dieſer Zufall nicht, wie man bisher immer gemeynet, von einem beſondern zuſammenſchließenden Häutchen herrühre, dergleichen man wenigſtens weder an Hunden noch Katzen, bey noch ſo großer Aufmerkſamkeit, wahrnehmen können.

Backendrüſen, Glandulae buccales, ſind kleine Drüſchen, welche überall an der inwendigen Fläche der Backen in großer Menge liegen, deren kleine Canäle ſich mit ihren Löchern in den inwendigen Mund öffnen, und einen dünnen, wäßrichten Schleim in die Höhle des Mundes ergießen, um dieſelbe beſtändig naß und feuchte zu erhalten.

Backenzahndrüſen, Glandulae molares. Dieſes ſind diejenigen merkwürdigen zuſammengeſetzten Drüſen, deren eine in jeder Backe zwiſchen dem Käumäuslein, maſſeter, und Trompetermäuslein, buccinator, im Fette verborgen liegt, und welche einen oder mehrere zarte Ausführungsgänge von ſich giebt, die durch die nahe gelegenen Theile hindurch gehen, und deren Oeffnung gegen den letzten Backzahn zum Vorſchein kommt.

Bruſtdrüſe, glandula thymus, S. Bruſtdrüſe.

Brüſte. Euter, Mammae, Vbera. S. Brüſte.

Darmdrüſen, Glandulae inteſtinorum. In der ganzen innerlichen Oberfläche der ſämmtlichen Gedärme trifft man dergleichen kleine durchſichtige Körperchen an, welche an einigen Orten mehr, an andern aber weniger zu bemerken ſind. Am häufigſten finden ſie ſich im Zwölffingerdarme, und in dem leeren Darme, welche deswegen auch zu Ehren ihrer Erfinder beſondere Namen

men haben. Diejenigen, welche im Zwölffingerdarme vorkommen, heißen Brunnersdrüſen, Glandulae Brunneri, und ſind ganz platt, oben aber etwas hervorragend, und in der Mitte durch eine kleine Gruft vertiefet. Sie finden ſich am häufigſten im Anfange des Darmes, gleich unter der unterſten Mündung des Magens, wo ſie faſt klumpenweiſe auf einander liegen, je weiter ſie aber kommen, allmählig von einander abſtehen, und gegen das Ende des Zwölffingerdarmes ziemlich einzeln ausfallen. Ihre Oeffnungen gehen in die innere Oberfläche des Darmes, und können, wenn man ſie nahe genug betrachtet, ziemlich deutlich bemerket werden; ihr unterſter Theil aber ſitzt nach der nervichten Haut zwiſchen dem daſelbſt befindlichen zellichten Gewebe. Mit dieſen kommen die Drüſen des leeren Darmes ziemlich überein, welche von ihrem Erfinder Peyers Drüſen, Glandulae Peyeri, heißen. Sie liegen nicht ſo dichte beyſammen als jene, ohngeachtet ſie an einigen Orten auch haufenweiſe neben einander geſchichtet, und in Form länglichter und platter Trauben, beſonders in der inwendigen Fläche der vordern Krümme, vorkommen. Man will wahrgenommen haben, daß dieſe beyden Arten von Drüſen vornehmlich am häufigſten und in größerer Menge bey den Thieren angetroffen werden, die ſich vom Fleiſche nähren, ohnerachtet ſie auch bey andern zu ſehen ſind. Nicht nur dieſe, ſondern auch alle übrige Darmdrüſen, welche nicht unter beſondern Namen bekannt, geben eine ſchleimichte Feuchtigkeit von ſich, wodurch die Gedärme vor dem Reize und Prickeln ſcharfer Dinge verwahret werden.

Eicheldrüſen, Glandulae odoriferae Tyſonis. Es ſind dieſes kleine einfache Drüschen, welche den Hals der Eichel am männlichen Gliede, die Krone, und die benachbarten Theile umgeben, und weil ſie eine Art von Talgdrüſen ausmachen, eine fette, ſchmierichte und dicke Feuchtigkeit abſondern. Man trifft dieſe Drüſen nicht nur bey vielen andern Thieren an; ſondern es ſind auch einige auf die Muthmaßung gerathen, ob man nicht diejenigen Drüſen, welche man bey den meiſten vierfüßigen Thieren gegen den Hintern herum auf beyden Seiten deutlich wahrnimmt, auch zu dieſen rechnen könnte.

Gaumendrüſen, Glandulae palatinae. Dieſe kleinen Drüſen liegen hin und wieder im Gaumen, abſonderlich an deſſen weichem Theile zerſtreuet, und ſondern daſelbſt eine Feuchtigkeit ab, aber ihre Oeffnungen ſind nicht ſo leicht wie bey andern, ſo etwa um dieſe

Gegend herum vorkommen, wahrzunehmen.

Gelenkdrüſen, Glandulae mucilaginoſae ſ. Hauerſianae. Sie liegen allemal zwiſchen zuſammen verbundenen Knochen, welche das Gelenke ausmachen, folglich allemal zwiſchen der Kapſel, die das Gelenk umgiebt, und haben ihren Sitz, entweder in der Mitte zwiſchen den beyden Knochen, entweder in gewiſſen daſelbſt, und gemeiniglich an dem Knopfe des einen Knochens befindlichen kleinen Gruften, oder am Raude des Gelenkes, in welchem letztern Falle ſie an der innern Fläche des Kopfes befeſtiget ſind, oder an ſolchen Stellen, wo eben nicht der größte Druck der beyden zuſammenliegenden Knochen iſt. Sie ſind mehrentheils ſehr klein, jedoch allemal der Größe des Gelenkes gemäß, wornach ſich auch ihre Anzahl richtet, ſo, daß ſie bald einfach, bald gedoppelt, bald vielfach ſind. Ihre Geſtalt iſt mehrentheils dem Raume angemeſſen, welchen ſie einnehmen, daher ſie bald mehr oder weniger rund, bald platt gedrücket, bald anders ausfallen. Ueberhaupt ſind ſie gemeiniglich mit einer anſehnlichen Menge Fett umgeben, ſo daß man in den kleinſten Gelenken faſt keine ordentliche kennbare Drüſe, ſondern nur ein Stückchen, welches halb wie Drüſe, halb wie Fett ausſieht, antrifft. Beſonders ſind ſie merkwürdig in den Gelenken des Schenkelbeines, und in der Vertiefung der Pfanne, wo ſie am größten erſcheinen. Sie ſondern eine gewiſſe ſchleimichte und ſchmierichte Feuchtigkeit ab, welche man in den Gelenken antrifft, wodurch dieſelben ſchlüpfrig erhalten, vor dem beſchwerlichen Reiben verwahret, und zu einer deſto freyern und leichtern Bewegung geſchickt gemachet werden. Ein gelehrter Engländer, Clopton Havers, hat ſie zuerſt ſehr genau beſchrieben, von dem ſie daher ihren Namen erhalten haben.

Genicksdrüſen, Glandulae ceruicales. Dieſes ſind kleine einfache Drüſen, welche im Genicke gefunden werden, deren eigentlicher Nutzen aber zur Zeit noch nicht genug bekannt iſt.

Gekröſedrüſen, große, Pancreas, ſ. Gekröſedrüſe.

Gekröſedrüſen, kleine, Glandulae meſaraicae, ſ. meſenterieae. Es liegen dieſe Drüſen in großer Menge zwiſchen den beyden Schichten des Gekröſes in einem zellichten Gewebe hin und wieder zerſtreuet, und ſind bisweilen noch mit vielem Fett umgeben. Einige ſind rund, andere eyförmig, andere platt gedrücket, und ihrer Größe nach bald einer Linſe, bald einer Bohne ähnlich, jedoch bey

Kindern allemal etwas größer als bey Erwachſenen. Man trifft ſie häufiger in demjenigen Theile des Gekröſes, welches zum leeren Darme gehöret, als in demjenigen, welches an dem Grimmdarme anhängt. Es gehen nicht nur die Milchgefäße, ſobald ſie aus den Gedärmen hervorgekommen, in dieſe kleinen Drüſen hinein, und aus ihnen wieder heraus, ſondern es kommen auch hier eine große Anzahl lymphatiſcher Gefäße zuſammen; woraus ſich denn mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen läßt, daß in ihnen der Milchſaft theils verdünnet, theils verbeſſert werde. Bey den Hunden ſollen ſie alle nur eine einzige größere ausmachen. Uebrigens rechnet man ſie zu den obengenannten einfachen geſchloſſenen Drüſen.

Harnröhrendrüſen, Glandulae vrethrae. Dieſes ſind beſondere Drüſen, welche um die Harnröhre herumliegen, mit ihren Ausführungsgängen ſich in die innere Oberfläche derſelben endigen, und daſelbſt beſtändig einen ſchmierichten und ſchleimichten Saft abſetzen, wodurch dieſe ſehr empfindliche Röhre, ſowohl vor dem beizenden und ſcharfen Urin, als auch vor dem Reiz anderer prinkelnden Feuchtigkeiten vertheidiget und beſchützet wird. Man rechnet hieher die Schleimdrüſen des Cowpers, Glandulae mucoſae Cowperi, und die ringförmige Drüſe, Glandula Littrii. Von den erſtern zählet man drey. Zwo von dieſen platten Drüſen, welche ohngefähr die Größe einer kleinen Bohne haben, liegen auf jeder Seite, eine zwiſchen der Zwiebel der Harnröhre und den untern Mäuslein der Ruthe; die dritte aber befindet ſich mehr vorwärts an dem Winkel, welchen die Harnröhre bey ihrer Beugung machet, unter dem Schaamknochen, und zwar innerhalb dem ſchwammichten Theile der Harnröhre. Die ringförmige Drüſe aber iſt ein dunkelrother, runder und einförmiger Körper, ungefähr einen Daumen breit und zwo Linien dicke, welche zwiſchen den beyden Häuten der Harnröhre, gleich unter der Saamendrüſe oder Vorſteher liegt. Sie umgiebt die inwendige Haut der Harnröhre, gleichſam wie ein Gürtel, und öffnet ſich daſelbſt mit ganz kleinen und feinen Löcherchen. Man bemerket ſie, wenigſtens die erſtern, bey genauer Unterſuchung auch bey andern Thieren, vorzüglich bey den vierfüßigen und größern.

Hautdrüſen, Glandulae cutaneae, ſ. ſubcutaneae. Dieſe Drüſen ſind zwar überaus klein, aber deſto häufiger anzutreffen, indem ſie beynahe die ganze innere Fläche der Oberhaut einnehmen,

und wo nicht überall, doch gewiß an den mehreſten Stellen des Körpers vorkommen. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Hirſekörnern, und finden ſich auch an manchen Orten ſo dichte zuſammen gehäufet, daß ſie auch hiervon den Namen hirſenkörnichte Drüſen, Glandulae miliares, führen. Uebrigens liegen ſie halb im Fette eingewickelt, und halb in der Oberhaut ſelbſt, deswegen man gemeiniglich daſelbſt kleine eingedrückte Gruften oder Grübchen bemerket. Ihre Ausführungsgänge dringen durch die Oberhaut ſelbſt hindurch, und öffnen ſich auswendig auf der Oberfläche des Körpers, entweder neben einer Hautwarze, oder in derſelbigen. Ihre Feuchtigkeit, welche ſie ausſchwitzen, dienet eigentlich darzu, daß ſie die äußerliche Haut ſelbſt feuchte, gelinde und geſchmeidig erhalten ſoll. Weil aber dieſelbe bald wäſſericht und dünne, bald aber ſo zähe und ſchmiericht wie Talg oder Fett iſt, ſo hat dieſes zu einer doppelten Eintheilung dieſer Drüſen Gelegenheit gegeben, vermöge welcher man einige Waſſerdrüſen, Glandulas ſeroſas, andere aber Talgdrüſen, glandulas ſebaceas, nennt, welche letztern beſonders an den behaarten Theilen des Körpers, an der Stirne, hinter den Ohren, an den Winkeln der Naſe, auf dem Rücken u. ſ. f. wahrgenommen werden.

Kehldeckeldrüſen, Glandulae epiglottidis. Es finden ſich dieſelben an der gewölbten Seite des Kehldeckels, oder des oben auf der Mündung des Kopfes der Luftröhre aufliegenden und zuſchließenden Knorpels, und erſtrecken ſich gegen den Ort, wo derſelbe eigentlich feſt aufliegt. Sie öffnen ſich mit vielen kleinen Löcherchen in die Höhle des Luftröhrenkopfes hinein, und ſetzen daſelbſt ihren abgeſonderten Schleim ab, der die Luftröhre in einer beſtändigen Schlüpfrigkeit erhalten muß.

Kehlendrüſen, Glandulae iugulares. Dieſes ſind ganz kleine Drüſen, welche vorn am Halſe liegen, und im Fette gleichſam vergraben ſind.

Lippendrüſen, Glandulae labiales. Die ganze innerliche Oberfläche ſowohl der obern als der untern Lippe iſt mit dieſen kleinen Drüſen beſetzet, welche hier auch, ſo wie die oben genannten Hirſekörnerdrüſen, in gehäufter Anzahl anzutreffen ſind, und die zur Abſonderung einer dünnen Feuchtigkeit dienen, womit dieſe Theile in beſtändiger Schlüpfrigkeit erhalten werden.

Luftröhrendrüſen, Glandulae bronchiales, Es ſind dieſes kleine, weichliche, unordentlich runde und ſchwärzliche oder blaue Drüſen von verſchiedener Größe, welche

welche daſelbſt anzutreffen ſind, wo ſich die Luftröhre zuerſt in ihre großen Aeſte theilet, und zwar vornehmlich auswendig eben in der Ecke oder Winkel, der eigentlich durch die Trennung und Theilung dieſer großen Aeſte entſteht. An dieſem angegebenen Orte ſieht man vorne und hinten an jedem Aſte, zwiſchen der äußern und zwoten Haut, im zellichten Gewebe verſchiedene dergleichen Drüſen ſitzen, deren einige faſt ſo groß wie die Spitze des kleinen Fingers, andere aber etwas kleiner ſind. Sie finden ſich auch hernach überall, ſo oft ein Zweig von jenen großen Aeſten ſich wieder in kleinere Nebenzweige theilet, da ſie denn gleichſam mit dieſen Nebenzweigen fortlaufen, jedoch eben ſowohl als jene immer kleiner und endlich ganz unſichtbar werden. Einige rechnen ſie zu den einfachen, andere zu den zuſammengeſetzten Drüſen, und verſichern, daß ſie wirkliche Ausführungsgänge hätten. Ohnerachtet ihr eigentlicher und beſtimmter Nutzen zur Zeit noch nicht ausgemachet und ungewiß iſt, ſo hält man doch ſehr wahrſcheinlich dafür, daß ſie eben diejenige Feuchtigkeit und dünnen Schleim abſondern, welcher zur Befeuchtung der innern Fläche der Luftröhre dienen ſoll.

Mandeln, Tonſillae, ſ. Mandeln.

Nebennieren, Glandulae renales, ſ. ſuprarenales, ſ. Capſula atrabilariae, ſ. Nieren.

Ohrendrüſen, Glandulae aurium. Unter den Ohrendrüſen verſteht man eigentlich diejenigen, welche das Auswendige und den erſten Theil des Gehörganges angehen, und dieſe Theile mit ihrer abgeſonderten Feuchtigkeit verſehen. Einige gehören zu den allgemeinen Talgdrüſen der Haut, womit nur die auswendigen Flügel des Ohres oder das knorplichte Oehrlein auf beyden Seiten, abſonderlich aber da, wo daſſelbe am Haupte anliegt, beſetzet ſind, und welche mit jenen einerley Nutzen und Beſtimmung haben. Die andern ſind die ſo genannten Ohrenſchmalzdrüſen, Glandulae ceruminoſae, die ſich in dem vorderſten Theile des Gehörganges befinden, und in den Zwiſchenräumen der netzförmigen Striche in ordentlichen Reihen antreffen laſſen. Sie ſind an ihrer gelben dunkeln Farbe ziemlich deutlich wahrzunehmen, beſonders da, wo der knorplichte Theil des Gehörganges unterbrochen und knöchern wird. Ihre Ausführungsgänge öffnen ſich in der innerlichen Seite des Gehörganges, und ſetzen daſelbſt das bekannte Ohrenſchmalz ab.

Pyramidendrüſe, Glandula arytenoidea. Dieſe liegt an der

vordern Fläche eines jeden, zum Kopfe der Luftröhre gehörigen dreyeckichten Knorpels, in einer unter dem gewölbten Theile des Knorpels daſelbſt befindlichen Vertiefung, und erſtrecket ſich bis an das benachbarte Band, auf welchem ſie zum Theil mit ruhet. Sie ſondert auch, wie die andern, einen befeuchtenden und ſchlüpfrichtmachenden Saft für die Luftröhre ab.

Rotzdrüſen, Glandulae mucoſae narium. Dieſes ſind kleine einfache Drüschen, welche ſich in der Naſenhöhle, beſonders an der Seite, wo dieſe Höhle durch einen darzwiſchen geſetzten platten Knochen in zween Theile getheilet iſt, befinden, und eigentlich unter der ſogenannten Schleimhaut der Naſe verborgen liegen, aber mit ihren Ausführungsgängen ſich äußerlich auf der Oberfläche derſelben endigen, woſelbſt ſie den Rotz oder Naſenſchleim abſetzen, deſſen Nutzen ſich vornehmlich auf die Befruchtung der Nervenwärzchen des Geruchs erſtrecket.

Rückendrüſe, Glandula dorſalis. Dieſe Drüſe findet ſich bisweilen in einer ſehr anſehnlichen Größe, ohngefähr zwiſchen dem fünften Rückenwirbel, und liegt am hinterſten Theile des Magenſchlundes. Ihrer Größe nach fällt ſie verſchieden aus, und hat bald die Größe einer kleinen Bohne, bald einer Mandel; doch trifft man ſie auch zuweilen größer oder kleiner. Man findet ſie auch wohl manchmal gar nicht, oder ſie iſt wenigſtens ſo klein, daß man ſie, aller Aufmerkſamkeit und Unterſuchung ohngeachtet, dennoch nicht entdecken kann. Man bemerket auch öfters anſtatt einer, zwo dergleichen Drüſen, welches einige für den eigentlichen natürlichen und gewöhnlichſten Fall annehmen. Bey einem außerordentlichen und ungewöhnlichen Widerſtande, welcher im Hinunterſchlucken der Speiſen, nicht ſowohl im Gaumen, als eben in dieſer Gegend des Rückens empfunden worden, hat man ſogar den Grund dieſes ſchwer zu entdeckenden Zufalls in einer Verhärtung und außerordentlichen Größe dieſer Drüſe nach dem Tode wahrgenommen. Ihr Nutzen iſt übrigens noch unbekannt.

Saamendrüſe, Glandula proſtrata, ſ. Vorſteher.

Schaamdrüſen, Glandulae proſtatae Bartholini. Der Beyname dieſer Drüſen iſt von ihrem Erfinder entlehnet. Es ſind kleine Drüschen, welche bey dem weiblichen Geſchlechte ſowohl um die Harnröhre, als auch um die Oeffnung der Mutterſcheide herumliegen, und eine ſchleimichte Feuchtigkeit abſondern, welche den Nutzen zu haben ſcheint, daß ſie theils die Mutterſcheide ſchlüpfricht machet, und den Eingang des männlichen

lichen Gliedes zur Zeit des Beyſchlafs erleichtert, theils aber auch die Luſt im Beyſchlafe ſelbſt vermehret, weswegen ſie ſich zu dieſer Zeit häufiger ergießt, und darum auch bey andern Thieren nicht vermiſſet wird.

Schilddrüſe, Glandula thyroidea. Sie iſt wohl die größte Drüſe des Halſes, übrigens aber von feſten Weſen, ziemlich dicke, der Farbe nach etwas weißlicht, und hat beynahe die Geſtalt eines halben Mondes. Ihr Umfang erſtrecket ſich äußerlich über den gewölbten Theil des Kopfes der Luftröhre, ſeitwärts aber neigen ſich ihre Hörner gegen die Seitentheile des ſchildförmigen Knorpels, von welchem ſie ihren Namen hat, und finden daſelbſt ihre Befeſtigung. Beyde Seitentheile liegen auf den Zungenknochenmäuslein des Schildes, und der mittlere oder untere Theil umfaſſet die ringförmigen Mäuslein dieſes Knorpels. Bisweilen entſpringen auch aus dem mittlern oder gewölbten Theile dieſes Knorpels eine Reihe kleiner Drüſen, die von hier nach dem Zungenknochen zu gehen und ſich daſelbſt verlieren. Man hat zur Zeit noch keinen beſondern Ausführungsgang dieſer Drüſen wahrnehmen können, weswegen man ſie zu den gegeſchloſſenen Drüſen rechnen möchte.

Schleimdrüſe, Glandula pituitaria. Dieſe kleine Drüſe, welche zum Gehirn gehöret, iſt ein kleiner, weicher, ſchwammichter, auswendig theils grauer, theils röthlicher, inwendig aber weißlicher Körper, welcher in der am Sattel, Sella turcica, befindlichen Höhle oder Vertiefung lieget, und von den beyden Schichten der dicken Hirnhaut gleichſam eingehüllet wird, wovon die äußere unter ihm weggeht, die innere aber ihn von oben bedecket. Inwendig iſt ſie beſonders gebauet, nämlich weder markicht, noch recht drüſenhaft, ſondern vielmehr ſchwammicht, und hat in der Mitte einen eigenen Gang, der mit dem Trichter fortgeht, und ſich in zween Aeſte theilet, wovon der eine nach der rechten, der andere aber ſich nach der linken Seite zu wendet. Weil dieſe Drüſe keinen ausführenden Gang hat, ſo glauben einige, daß ſie den Schleim aus den Kammern des Gehirns vermittelſt des Trichters in ſich einſauge, und von da etwa unmittelbar ins Blut ſchaffe. Ueberhaupt iſt der Nutzen derſelben noch ſehr unbekannt. Man findet die Schleimdrüſe vergleichungsweiſe im menſchlichen Körper viel kleiner, als bey andern vierfüßigen Thieren. Bisweilen findet ſich auch noch ein beſonderer Anhang daran, von gleicher Beſchaffenheit und Weſen, als die

Drüſe ſelbſt, nur daß derſelbe etwas weicher iſt.

Schlunddrüſen, Glandulae pharyngeae. Dieſe kleinen Drüſen befinden ſich gleich hinter dem Gaumen im Anfange der Speiſeröhre, oder dem ſogenannten Schlundkopfe, und liegen theils zwiſchen den Falten, theils an andern Stellen dieſes Kopfes, und haben daſelbſt ziemlich anſehnliche Oeffnungen.

Speicheldrüſen, Glandulae ſaliuales. Man begreift hierunter drey beſondere Arten zuſammengeſetzter Drüſen, welche ſich theils äußerlich, theils inwendig in der Höhle des Mundes ſelbſt befinden, und einen der edelſten und beſten Säfte des Körpers dahin abſondern. Die anſehnlichſten und vornehmſten ſind die Ohrdrüſen, Glandulae parotides, welche zwo große, weißlichte, länglichte und ungleiche Drüſen ausmachen, deren auf jeder Seite eine zwiſchen dem Ohre, und dem Winkel des unterſten Kinnbackenknochens und unter dem Ohrlappen lieget. Ihr Umfang erſtrecket ſich von vorne zu bis an den jochförmigen Fortſatz, hinten zu aber bis an den zitzförmigen des Schlafbeines, und lieget noch größtentheils auf dem Käumäußlein auf. Aus dem obern Theile dieſer Drüſe entſpringt endlich durch eine Vereinigung vieler kleinen Canäle ein einfacher Gang oder ſogenannter oberer Speichelgang, Ductus Stenonianus, welcher von ſeinem Erfinder Stenonis, der ihn im J. 1660 entdecket hat, alſo genennet wird. Seiner Länge nach ſteht er ohngefähr drey Queerfinger breit von der Drüſe ab, hat die Dicke eines Strohhalms, iſt an Farbe weiß, und aus dicken Häuten zuſammengeſetzet. Er geht von ſeinem Urſprunge an über die Käumuſkel hinweg, durchbohret endlich den Backen oder Trompetermuſkel, und öffnet ſich zuletzt inwendig in dem Munde ſelbſt, wo er gegen den Zwiſchenraum des zweeten und dritten Backenzahns zum Vorſchein kömmt. Die Drüſe ſelbſt iſt bey allen vierfüßigen Thieren anzutreffen. Die zweyte Art der Speicheldrüſen ſind die Kinnbackendrüſen, Glandulae maxillares, welche etwas kleiner als die vorigen, und länglichtrund geſtaltet ſind. Es lieget deren ebenfalls eine auf jeder Seite, und zwar an der inwendigen Fläche des Winkels des untern Kinnbackens. Ihr einfacher Ausführungsgang, oder der ſogenannte untere Speichelgang ductus Warthonianus, welcher auch von ſeinem Erfinder Warthon den Namen führet, entſteht ebenfalls wie der vorige aus vielen einzelnen Zweigen, iſt etwas länger und

dünner

dünner als jener, ſchleichet ſich längſt der innern Fläche der unter der Zunge gelegenen Speicheldrüſe bis an den Rand des Zungenbandes hin, und kömmt endlich bey den Schneidezähnen doppelt, oder auch dreyfach, mit einer kleinen warzenförmigen Oeffnung zum Vorſchein. Man hat dieſen untern Speichelgang ſowohl bey andern vierfüßigen Thieren, als auch bey Vögeln wahrgenommen, weßwegen man denn an der Gegenwart der Drüſen ſelbſt auch bey dieſen Thieren nicht zweifeln kann.

Die dritte und letzte Art ſind die untern Zungendrüſen, Glandulae ſublinguales, welche noch kleiner als die vorigen, ein wenig länglicht und platt, und ihrer Geſtalt nach einer abgeſchälten Mandel ähnlich ſind. Es liegt deren auf jeder Seite unter dem Rande der Zunge eine, und erſtrecken ſich mit dem einen Ende nach vorne zu, mit dem andern hinterwärts nach den Kinnbackendrüſen, die Ränder aber ſind ſchief, nach außen und innen zu gekehret. Sie hat viele kleine Ausführungsgänge, deren Mündungen ſich zwiſchen den Seiten der Zunge und des Zahnfleiſches öffnen und daſelbſt ihren Speichel von ſich geben. Dieſe kleinen Speichelgänge werden von ihren ungewiſſen Erfindern bald ductus Bartholini, bald ductus Riuini genannt.

Außer dieſen gewöhnlichen drey Speicheldrüſen hat Nuck auch die vierte wahrgenommen, welche deswegen unter dem Namen Nucks Speicheldrüſen, Glandulae Nuckianae bekannt ſind. Es liegt deren in jeder Augenhöhle, Orbita, eine, wovon allemal ein Gang abgeht, der ſich nach dem Munde zu erſtrecket, und zuletzt hinter dem Backenzahne des obern Kinnbackens, welcher der nächſte nach dem letztern iſt, mit ſeiner Oeffnung zum Vorſchein kömmt. Es ſind dieſe Drüſen nur bey Hunden und andern dergleichen Thieren, aber niemals bey den Menſchen wahrgenommen worden.

Thränendrüſe, Glandula lacrymalis ſ. innominata. Es iſt dieſes eine weißgraue Drüſe, welche zu den zuſammengeſetzten gehöret. Sie liegt über dem äußern Augenwinkel hinter dem Augapfel in einer, in der Augenhöhle beſonders darzu gemachten, hohlen Vertiefung, wo ſie mit vielem Fett und zellichtem Gewebe umgeben ſind. Ihr Weſen iſt ziemlich feſt, und beynahe mehr als der übrigen Drüſen, ihre äußerliche Geſtalt ein wenig platt, an der obern Fläche gewölbet, an der untern aber hohl, und einigermaaßen in zwo Hälften getheilet, deren einer und zwar der größte Theil ſich beſonders außenwärts

wärts nach den Schläfen zukehret. Sie öffnet ſich mit ſechs bis ſieben einzelnen Ausführungsgängen, welche ſich in der gemeinſchaftlichen Haut des obern Augenliedes fortſchleichen, und ſich am obern Rande des daſelbſt befindlichen Knorpels endigen. Ihr Nutzen und eigentliche Verrichtung erhellet ſogleich aus ihrer Benennung. Man trifft nicht nur die Thränendrüſe auch bey andern Thieren, ſowohl bey den vierfüßigen als Vögeln an, ſondern man bemerket an ihnen ſogar noch eine zwote, abſonderlich bey ſolchen, welche mit einem dreyfachen Augenliede verſehen ſind; die Ausführungsgänge laſſen ſich daher auch bey größern Thieren deutlicher und beſſer unterſcheiden, als bey den Menſchen.

Weichendrüſen, Glandulae inguinales. Sie liegen auf beyden Seiten am untern Theile der Weichen oder Dünnung, ſind in einer beſondern Capſel eingewickelt, und müſſen, da man an ihnen noch keine beſondern Ausführungsgänge wahrnehmen können, zu den geſchloſſenen Drüſen gerechnet werden. Sie ſchwellen bisweilen beſonders in der Venusſeuche auf, werden entzündet, gehen in eine Vereyterung über, oder verhärten ſich gar. Ihr Nutzen iſt unbekannt.

Zapfendrüſen, Glandulae vuulares. Dieſe kleinen einfachen Drüſchen liegen hin und wieder am Zapfen zerſtreuet, und ſondern eine Feuchtigkeit ab, wodurch dieſer Theil ſchlüpfrig und feuchte erhalten wird.

Zirbeldrüſe, Glandula pinealis. Dieſes kleine, weiche, runde, oder auch länglichte Körperchen hat ehedem allen andern Eingeweiden und Theilen des Körpers den Rang ſtreitig gemachet, weil Carteſius und andere in ihm den Sitz der Seele geſuchet und behauptet haben. Es liegt daſſelbe im Gehirne gleich unter der Harfe, und ſitzet auf den vier Zwillingserhöhungen gleichſam oben auf, und mitten innen, beſteht aus einem grauen und ſchwammichten Weſen, und hat ſehr viele Blutgefäße um ſich, die insgeſammt mit einer feinen Haut bekleidet ſind, welche von dem Adergewebe abſtammet. Die Spitze dieſer kegelförmigen Drüſe ſteht nach oben zu, der Grund aber derſelben iſt nach unten zu gerichtet, wo ſie an den Fundamenten der Sehenerven, thalamis neruorum opticorum, theils durch kleine Gefäße, theils durch überaus feine und zarte markichte Stielchen, die aber bey Thieren deutlicher als bey Menſchen wahrgenommen werden, befeſtiget ſind. Man rechnet ſie gemeiniglich zu

der dritten Kammer des Gehirns. Man will ſie bey allen vierfüßigen Thieren gefunden haben, hingegen ſoll ſie den Vögeln, Fiſchen, und andern geringen Thieren fehlen. Ihr Nutzen iſt ganz unbekannt.

Zungendrüſen, Glandulae linguales. Es liegen dieſe Drüſen im hinterſten Theile der Zunge, und ihre Ausführungsgänge gehen in das geſchloſſene Zungenloch, foramen coecum, hinein.

Drüſen, Glandulae, pfleget man auch bey den Pflanzen beſondere Erhebungen oder Warzen zu nennen, welche auf der Oberfläche der Blätter, der Stiele, auch der Blumen ſelbſt ſich darſtellen, und einen beſondern Saft enthalten. Ob dieſes letztere allemal ſtatt habe, wollen wir nicht beſtimmen, da gar viele gefunden werden, welche mehr trocken und hart, als weich und ſaftig ſind, und eher für einen knorpelichten Auswuchs, als Drüſen gehalten werden möchten, und dieſes zeiget ſich vornehmlich an ſolchen, welche mit keinem Ausführungswerkzeuge verbunden, da hingegen alle die, welche dergleichen haben, oder ſich, wie es ſcheint, mit einem Haare endigen, viel eher als Abſonderungswerkzeuge und wahre Drüſen angenommen werden dürften. Denn daß durch die Haare vorzüglich ein Auswurf einer beſondern Feuchtigkeit geſchehe, zeiget das Ladanum auf dem Ciſtusröslein, am beſten aber die einjährige Martynie, an welcher die feinen Haare, womit Blätter, Blumen und Früchte beſetzet ſind, an der Spitze einen durchſichtigen, klebrichten und wohlriechenden Tropfen anhangen haben. Hingegen giebt es auch wahre Drüſen, welche eher vertiefte als erhabene Körperchen vorſtellen. So iſt z. E. bey den verſchiedenen Arten der Calaminthe die obere und untere Fläche der jungen Blätter gleichſam mit unzähligen Löcherchen durchbohret, oder mit vertieften Puncten beſetzet, und wenn man das Vergrößerungsglas zu Hülfe nimmt, erſcheinen in dieſen Löcherchen kleine Drüſen, welche eine balſamiſche Feuchtigkeit enthalten, von welcher der Geruch der Pflanze ſelbſt ihren Urſprung hat. In der Balſamine ſind die Blätter auch durchlöchert, und daſelbſt mit Drüſen beſetzet, woraus die wohlriechende zähe Feuchtigkeit quillt. Bey dem Johanniskraute erſcheinen nicht allein auf den Blättern ſchwarze, gleichſam durchgehende Puncte, ſondern an dem Kelche und den Blumenblättern hängen beſondere Schläuche, mit einem röthlichen Safte erfüllet, u. ſ. f. Dieſe alle ſind wahre Drüſen, und man ſollte daher dieſen Namen auf

ſolche

ſolche Erhebungen oder Vertiefungen einſchränken, wo ſich wirklich eine beſondere Feuchtigkeit zeiget; hingegen wo dieſe gänzlich mangelt, wo dergleichen Erhebungen trocken ſind, und immer alſo bleiben, ſollte man ſelbige lieber Warzen nennen, wie z. E. an den Blätterſtielen des Kirſchbaumes, der Aprikoſen, Mimoſen, u. ſ. w. mithin den Unterſchied, welcher ſich an dergleichen Körperchen in den Blumen leicht wahrnehmen läßt, da einige derſelben wirkliche Honigbehältniſſe und den Drüſen ähnlich ſind, andere aber nur für andere Zierrathen zu achten, auch bey den Drüſen überhaupt einführen. Hr. Guettard hat die Drüſen ſorgfältig unterſuchet, und ſolche in ſieben Claſſen eingetheilet, welche wir kürzlich anführen wollen. 1) Giebt es Hirſendrüſen; dieſe ſcheinen kleine, in Haufen bey einander liegende Puncte zu ſeyn, ſo man paarweiſe, drey und drey, vier und viere bey einander liegen ſieht; dieſe zeigen ſich an der Fichte und Tanne in einer gewiſſen, an den Blättern der Cypreſſe und des Lebensbaumes aber in keiner, Ordnung. 2) Blaſenähnliche; es ſind wirkliche Bläschen, welche durch einen ausgelaufenen Saft gebildet zu ſeyn ſcheinen, wie an den Blättern des Pomeranzenbaumes und der Raute. 3) Schuppige Drüſen; dieſe gleichen kleinen, ſchuppichten, runden oder länglichten Blättchen, und ſtehen in keinen Höhlungen; dergleichen erſcheinen an den Farnkräutern. 4) Kugelförmige; ſie ſind runder, als alle übrigen; die Pflanzen mit Lippenblumen zeigen dergleichen öfters. 5) Linſenförmige, haben die Geſtalt einer Linſe, doch mehr oder weniger länglicht; die jungen Triebe der Bäume zeigen ſolche häufig, beſonders an der Birke und Erle. 6) Becherförmige; dieſe werden deswegen ſo genannt, weil ſie, wenn ſie ſich öffnen, eine Höhle zeigen. Es giebt runde, eyförmige, ſpitzige, oder von der Geſtalt einer gekrümmten Rinne. Man findet dergleichen an den Stielen und bey dem Anfange der Blätter von Pferſich- Aprikoſen- und Kirſchbäumen, oder an den Spitzen von den Zähnen verſchiedener Blätter. 7) Bälglein- oder Bläsleinförmige, welche als kleine Blaſen an den Aloen, der Hauswurzel, afrikaniſchen Feige u. ſ. f. erſcheinen; ob dieſe natürlich ſind, oder vielmehr für eine Krankheit zu halten, ſcheint ſchwer zu beſtimmen. Aehnliche Beobachtungen hat Hr. Guettard mit den Haaren der Pflanzen gemachet, und bemerket, daß Pflanzen von einem Geſchlechte faſt immer auch Drüſen und Haare von einerley Geſtalt hätten.

Ob nun dieſe Drüſen alle auf einerley Art entſtehen, oder nicht, und wie der Urſprung derſelben zu beſtimmen ſeyn möchte, iſt gänzlich

lich ungewiß und unbekannt; doch können uns die Beobachtungen, welche de Sauſſüre über die Rinde des Baumlaubes angeſtellet, hierzu einige Anleitung geben, welche wir auch kürzlich wiederholen wollen. S. Allgem. Magazin, 12. Theil, S. 226 u. f. Die Rinde der Blätter ſcheint unter dem Vergrößerungsglaſe aus einem Netze zu beſtehen, welches mit Drüſen überſäet, und mit einem feinen Häutchen überzogen iſt, welches letztere durchſichtig, doch feſte an das Netz angeleimet iſt, und daher gemeiniglich beyde zugleich abgehen; doch geſchieht es zuweilen, daß das Netz nicht ganz losgeriſſen wird, ſondern ein Theil davon an dem fleiſchichten Weſen des Blattes hängen bleibt. Von der Beſchaffenheit des Häutchens und des darunter liegenden Rindennetzes wollen wir nichts weiter erwähnen, ſondern nur bemerken, wie in dem letztern allemal Drüſen ſich zeigen, welche mit einem Gefäße eingefaſſet ſind, deſſen Geſtalt eben ſo ausſieht, wie der Umkreis der Drüſe; doch liegt ſelbiges niemals unmittelbar auf der Drüſe, ſondern es iſt unter beyden ein merklicher Zwiſchenraum. Die Geſtalt der Drüſe iſt gemeiniglich mehr oder weniger länglicht, eyförmig, zuweilen faſt zirkelförmig, in andern drey- oder viermal ſo lang als breit. Dieſe Drüſen zeigen ſich zuweilen, wenn das Häutchen noch das Rindennetz bedecket, und können alſo durch das Häutchen geſehen werden, doch ſelten, bey den meiſten muß man die Rinde von den Blättern abſtreifen, um die Drüſen, die darinnen hängen, zu beobachten. Sind die Blätter grün und geſund, ſo ſind die Drüſen durchſichtig; wenn aber die Blätter anfangen gelb zu werden, ſo werden die Drüſen weniger und endlich ganz undurchſichtig. Die Rindendrüſen ſind an den Baumblättern mehr auf der untern als obern Fläche zu finden. In den meiſten Pflanzen iſt derjenige Theil des Rindennetzes, welcher unmittelbar auf der Ribbe der Blätter liegt, gänzlich ohne Drüſen, woraus zu folgen ſcheint, daß zwiſchen den Rindendrüſen und den Saft- und Luftgefäßen, welche dieſe Ribben ausmachen, kein unmittelbarer Zuſammenhang ſtatt finde, ſondern die Vereinigung nur vermittelſt des ſchwammichten Weſens geſchehe; und daher kañ man ſchließen, daß die Säfte, welche dieſe Drüſen entweder annehmen oder von ſich geben, zum Theil in das fleiſchichte oder ſchwammichte Weſen gebracht, oder zum Theil durch dieſes den Drüſen überliefert werde, folglich tragen dieſe Drüſen vieles zu Ausarbeitung, vielleicht zu Ausführung der Säfte bey. Dieſe jetzt beſchriebenen Drüſen machen aber nur eine Art derſelben aus, die andern, oben

nach Herr Guettard erwähnten, ſind davon merklich, und beſonders darinnen unterſchieden, daß ſelbige auch auf den Ribben des Netzes gefunden werden, woſelbſt dieſe Rindendrüſen niemals ihren Sitz haben. Noch merken wir an, daß die Blumenblätter, obgleich ſelbige auch eine Rinde, wie die übrigen Blätter haben, dennoch niemals mit Drüſen begabet ſind.

Drüſenblume.

Drüſenblume oder Drüßbeutel, auch Baſtartpfauenſchwanz, Adenanthera L. Der kleine einblätterichte Kelch iſt fünffach gezähnt; fünf lanzenförmige, plattaufſitzende, einwärts erhabene und unterwärts vertiefte Blumenblätter ſtellen unter ſich eine Glocke vor; die zehn pfriemenartigen, aufrechtſtehenden und längern Staubfäden tragen rundliche Staubbeutel, welche an der äußerlichen Spitze mit einer kugelförmigen Drüſe beſetzet ſind; Griffel und Staubweg ſind einzeln. Die Frucht iſt eine lange, zuſammengedrückte Schote, welche viele rundliche Saamen enthält. Herr von Linné beſtimmet zwo Arten.

1) Die glattblätterichte Drüſenblume, Pfauendrüſenblume, Adenanthera pavonica, iſt ein großer Oſtindianiſcher Baum, welcher zweyfach zuſammengeſetzte, weit ausgebreitete, auf beyden Seiten glatte, immergrünende Blätter hat. Der Saame iſt glänzend ſchwarz.

2) Die wollicht-blätterichte oder ſichelförmige Drüſenblume, Adenanthera falcata Linn. wächſt auch in Oſtindien; die Blätter ſind gleichfalls doppelt zuſammengeſetzet, auf der untern Fläche aber filzicht oder wollicht. Die Geſtalt der Frucht iſt faſt ſichelförmig. Aus dem Stamme dieſes Baumes verfertigen die Amboiner ihre Schilde, weil das dürre Holz ſehr leicht und zähe iſt. Dieſe Art findet man wohl ſchwerlich in Deutſchland; auch die erſtere iſt ſehr ſelten anzutreffen, und muß wie andere Indianiſche Gewächſe behandelt werden.

Drüßbeutel.

S. Drüſenblume.

Drüßwurz.

S. Ranunkel.

Drumpelbeere.

S. Heidelbeere.

Druſen.

Druſae, ſind figurirte Bergarten, welche aus Steinmaterien und Salztheilchen entſtanden ſind, und theils als zuſammengewachſene Cryſtallen, theils aber in andern Figuren zum Vorſcheine kommen. Ueberhaupt betrachtet, ſind es cryſtalliſirte Steinarten, welche vermittelſt des Waſſers aus aufgelößten

lößten Salzen und fortgeſchwemmten zarten Steintheilchen entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Man findet 1) Quartzdruſen, Quartzum druſicum; man kann ſelbige bis jetzo für einen zuſammengehäuften Quartz, der verſchiedene Ecken und Knoten von unordentlicher Figur machet, halten. Im Feuer verhalten ſich dieſelben faſt wie der Quartz, und ſcheinen ebenfalls eine dergleichen Erde zum Grunde zu haben. 2) Gypsdruſen, Gypſum druſicum, druſa ſelenitica, ſind an einander gewachſene, länglichteckichte Cryſtallen, von Farbe meiſtentheils gelblicht oder grau, und etwas durchſichtig. Dergleichen Cryſtallen ſind ziemlich weich, ſo, daß ſie zum Theil mit einem Meſſer in Blättchen getheilet werden können. Im Feuer verhalten ſie ſich wie der Gypsſtein, mit dem ſie überhaupt faſt alle übrigen Eigenſchaften gemein haben. Man kann dieſelben als einen cryſtalliſirten und in Figuren angeſchoſſenen Gyps anſehen. Waller. Mineral. S. 72. betrachtet dieſe Druſen ebenfalls ſo; er ſaget, daß, wenn die Gypscryſtallen in Menge in einem Stücke beyſammen gefunden werden, dieſelben alsdenn den Namen der Gypsdruſen bekommen. 3) Spathdruſe, druſa ſpatica, ſpatum druſicum, iſt ein alkaliniſcher Spath, welcher in mancherley Figuren angeſchoſſen gefunden wird. Waller. Mineralog. S. 82. nennt die Spathdruſe auch Spathcryſtalle, Spatum cryſtalliſatum, und Cronſtedt Mineralog. S. 18. ſetzet denſelben nicht ohne Grund unter die Kalchſteinarten, als einen Kalchſtein, welcher aus dem Kalchſpath entſtanden, und in ſeiner Oberfläche verſchiedene Flächen und Seiten angenommen. Da die Spathdruſe ſich im Feuer und auch auf andere Weiſe faſt wie der Kalchſtein verhält, ſo iſt kein Zweifel, daß die Grunderde derſelben die Natur der Kalcherde hat. 4) Endlich können auch die gefärbten, rothen, grünen, violetnen Flüſſe, als der Rubinfluß, der Smaragdfluß, der Amethyſtfluß, der Topasfluß u. ſ. f. unter die Druſen gezählet werden. Sie haben das Anſehen von Cryſtallen, ſind meiſtentheils von ungleichen Seiten; doch giebt es einige, welche vier- andere ſechseckichte Cryſtallen darſtellen. Die Grunderde derſelben iſt der Erde, welche im Quartz befindlich, ähnlich. Lehmann Mineralog. S. 85. ſaget daher nicht ohne Grund, daß die Flüſſe nichts anders, als gefärbte Quartzcryſtallen ſind.

Drutenfuß.

S. Bärlapp.

Oſheren.

Ein vierfüßiges Thier, aus dem Geſchlechte der Antilopen oder Gazellen,

zellen, welches von dem Ritter Linnäus Capra ceruicapra, vom Herrn Pallas Antilope Pygargus, und vom Herrn Gmelin Caprea campeſtris gutturoſa, im Deutſchen aber von einigen Schriftſtellern der Bockhirſch oder die wilde Hirſchantilope genañt wird. Eine Beſchreibung dieſes Thieres haben wir ſchon in dem erſten Theile unſers neuen Schauplatzes der Natur unter dem Artikel Abu S. 161. gegeben.

Duaſingii.

Unter dieſem Namen wird in Chomels überſetzten Wörterbuche ein kleines Gräschen angeführet, welches in Indien wachſen, Sommer und Winter über grün bleiben, und einen himmelblauen Saamen tragen ſoll. Es wird ſolches auch die Luſtſtücke, ſtatt des Buchsbaumes, damit auszuſetzen, angerühmet, und gemeldet, wie die an den Wurzeln hangenden Nüßlein von den Japanern äußerlich bey Kopfſchmerzen gebrauchet würden. Dieſes alles klingt vortrefflich, wenn man nur wüßte, was dieſes für eine Pflanze ſey.

Ducatenröslein.

S. Habichtkraut.

Dudaim.

Ein Gewächs, deſſen im 1 Buch Moſes im dreyßigſten Kapitel gedacht wird. Was dieſes eigentlich für eines ſey, iſt nicht genugſam ausgemachet. Einige haben die Judenkirſchen, andere die Frucht des Alraun, andere die Früchte des Pyſang, andere die Melonen, und andere wieder andere Pflanzen dafür ausgeben wollen. Ludovici behauptet, daß ſolche eine Erdfrucht oder knollichte Wurzel geweſen, ob er gleich die Art derſelben zu beſtimmen, ſich nicht getrauet. Wir wollen uns auch bey dieſen verſchiedenen Meynungen nicht aufhalten, da man doch niemals zu einer völligen Gewißheit gelangen wird.

Düftling.

S. Oſmites.

Düngen.

Düngen heißt ein, durch vielfältiges Fruchttragen oder Ernährung der Pflanzen ermüdetes, und von Nahrungstheilchen entblößtes und ausgezogenes, oder von Natur mageres, und zum gedeihlichen Wachsthume der Gewächſe unfähiges Erdreich durch gewiſſe Materien, ſo dergleichen ſchickliche Nahrungstheilchen in ſich enthalten, oder auf ſonſt eine Weiſe dergeſtalt verbeſſern, daß es dadurch neue Kraft und Fähigkeit bekomme, den Gewächſen gedeihliches Wachsthum zu vergönnen. Alles, was dieſes leiſten kann, es ſey aus dem Mineral- oder Thier- oder Pflanzenreiche, wird mit dem allgemei-

allgemeinen Namen Dünger beleget. Der Dünger wirket alſo überhaupt auf zweyerley Weiſe; entweder ſelbiger enthält wirkliche Nahrungstheilchen, welche in die Pflanzen übergehen können, oder ſelbiger verändert nur die Beſchaffenheit des Erdreichs, und ſetzet deſſen Theile mehr aus einander, oder verbindet ſelbige mehr mit einander, und machet, daß ſolche, da ſie vorher zum Wachsthume der Pflanzen nicht geſchickt waren, füglich dazu angewendet werden können. Wegen des erſtern könnte man wohl fragen, was denn eigentlich für Theilchen zur Ernährung und Wachsthume der Gewächſe erforderlich wären, oder ob die vermehrte Fruchtbarkeit durch eine, in der Erde verurſachte, Gährung, oder durch Aufhalten der Feuchtigkeit vom Thau und Regen, oder ſonſt auf eine Art geſchehe. Allein man kann es nicht füglich beſtimmen; indeſſen ſcheint ſo viel gewiß, daß Waſſer allein dazu nicht hinreichend ſey, ſondern in dieſem aufgelößte andere Theilchen ſich befinden müſſen, wenn ſolches für nahrhaft ausgegeben werden ſoll. Indeſſen hat man doch viele Erfahrungen, welche zeigen, wie das Waſſer allein Pflanzen ernähren, und derſelben Wachsthum unterhalten und befördern könne. Boyle trocknete Erde im Backofen, wog ſie, und ſteckte Kürbiskerne darein; obgleich nun dieſe Erde nur mit Waſſer angefeuchtet wurde, ſo brachte ſie doch eine Pflanze, die bey drey Pfund wog, und ein andermal eine, welche vierzehn Pfund wog, und in beyden Verſuchen hatte die, nachher abermals getrocknete, Erde nichts von ihrem Gewichte verloren. Dergleichen Verſuche haben Vallemont, Eller und Euler mit gleichem Erfolge wiederholet. Daß die Zwiebeln von Hyacinthen und dergleichen, wenn ſie auf Gläſer, ſo mit Waſſer angefüllet ſind, geſtellet werden, Blätter, Stängel und zahlreiche Blumen treiben, iſt allen bekannt, und Hr. Gleditſch und Bonnet haben viele Pflanzen, ohne Erde, im Moos erzogen, der gehörig begoſſen worden, doch haben, nach dü Hamels Erfahrung, Baumwolle und Werg dazu nicht getauget. Unter gewiſſen Umſtänden hat das Moos das Wachsthum beſſer, als die Erde befördert. Ein Gerſtenkorn in der Erde gab zwey und dreyßig, ein anderes im Mooſe gab drey und neunzig Körner. Man hat Nelken im Mooſe erzogen, welche ſtark riechende Blumen getragen. Man hat von Weinſtöcken und Pflaumenbäumen, ſo in Moos gepflanzet, vortreffliche Früchte erhalten. Bonnet hat auch bemerket, daß verfaulter, oder zu Erde gewordener Moos den Pflanzen nicht zuträglicher ſey, als friſcher. Auch dü Hamel hat neue Verſuche angeſtellet.

geſtellet. Er ließ große Bohnen zwiſchen feuchten Schwämmen keimen, und als das junge Würzelchen etwa einen Zoll lang war, ſetzete er ſelbige auf den Hals einer Caraſine, ſo, daß nur die Wurzel in dem Waſſer ſtand, da ſie denn Stängel von drey Schuh hoch mit Blättern und Blumen getrieben. Auf gleiche Weiſe gekeimte, und mit der Wurzel aufs Waſſer gelegte Nüſſe und Caſtanien haben auch wohl getrieben, und ſind das dritte Jahr in den Garten geſetzet worden. Eine Eiche hat acht Jahre im Waſſer ausgedauert, und iſt nur verdorben, weil man vernachläßiget, ſolcher neues Waſſer zu geben. Da aber aus nichts etwas nicht werden kann, und die im Waſſer erzogenen Bäume und Pflanzen alle die Beſtandtheile haben, welche zugegen ſind, wenn ſie in der Erde gewachſen, ſo muß man wenigſtens zugeben, daß in dem Waſſer etwas ölichtes und ſalzichtes ſey, welches die Natur zwar herausbringen, und den Pflanzen mittheilen, obgleich dieſe Materien durch die Kunſt aus dem Waſſer nicht gezogen werden können. Warum findet man in einem Boden, welcher an einem Orte nicht feuchter zu ſeyn ſcheint, als an dem andern, doch beſondere Flecke und Striche, die ſich durch ihre Fruchtbarkeit vor andern unterſcheiden? Es giebt andere Erfahrungen, welche beweiſen, daß die Erde nicht allein von dem Waſſer fruchtbar gemachet werde. Erde, welche von ihren Nahrungstheilchen erſchöpfet iſt, erholet ſich und ſammlet neue Kräfte, wenn man ſie ruhen läßt. Jemehr die Erde der freyen Luft ausgeſetzet iſt, deſto geſchwinder, und mit deſto größern Ueberfluſſe werden die Nahrungstheilchen erſetzet. So wird durch das Pflügen die Erde zerbrochen, umgewandt, und die verſchiedenen Theile derſelben den Einflüſſen der Luft ausgeſetzet. Daß aber das bloße Zerſtoßen der Erde durch die mechaniſche Arbeit des Pflügens nicht, wie Tull verſichert, das einzige Mittel ſey, wodurch die Nahrung der Pflanzen vermehret wird, kann man vorzüglich daraus abnehmen, daß die in Furchen zerſchnittene Erde viel fruchtbarer wird, als wenn ſie ganz eben gepflüget liegen bleibt. Die Luft iſt alſo das erſte Mittel, deſſen ſich die Natur bedienet, die Erde fruchtbar zu machen. Der Thau bewirket ein gleiches; der Schnee befördert auch die Fruchtbarkeit. Regen- und Schneewaſſer faulen eher als Quellwaſſer; folglich müſſen ſie mehr andere, ſonderlich ölichte Theile in ſich halten. Die Ueberſchwemmungen zählet man mit Rechte unter die natürlichen Mittel, wodurch die Erde verbeſſert wird. Egypten erhält von der Ueberſchwemmung des Nils ſeine Fruchtbarkeit. Dieſer

ſer Strohm leget einen köſtlichen Moder, einen fruchtbaren Schlam̃ ab. Deswegen ſind die Thäler fruchtbarer, als die erhabenen Gegenden; weil der Regen von der Höhe immer einen Theil der nahrhaften Materie wegſpühlet, und in den Tiefen liegen läßt. Es giebt alſo gewiſſe Materien, welche man mit Behutſamkeit auf das Land werfen, und daſſelbe dadurch fruchtbar machen kann. Und dieſe alle beleget man mit dem Namen Dünger. Außer dem natürlichen, jetzt angeführten, Dünger, wollen wir die vornehmſten künſtlichen Arten kurz anführen, und dabey das nöthige bemerken. Die erſte Art könnte man diejenige nennen, welche von Pflanzen ſelbſt genommen wird; und es iſt gewiß, daß Säfte von Gewächſen, die durch eine Art von Kochung bereits zugerichtet worden, andern Gewächſen zur Nahrung dienen können; aber es brauchet viele Zeit, ehe ſie zu ſo dünnen und feinen Theilen gebracht werden, daß ſie in die Gefäße der Pflanzen einbringen könnten; dieſes kann am leichteſten durch die Fäulniß geſchehen, welche durch eine innerliche Bewegung die Theilchen der Körper zerſtöret, ihre Verbindung aufhebt, und ſie ſelbſt dadurch feiner gemachet werden. Und hierinn kommen die vegetabiliſchen und thieriſchen Weſen mit einander überein, und beyde werden durch die Fäulniß einander gleich gemachet. Der Miſthaufen iſt daher der beſte, und vielleicht auch der erſte Dünger geweſen, den die Landwirthe gebrauchet haben; ſolcher aber muß gehörig beſchaffen ſeyn, und die Fäulniß daſelbſt durch Feuchtigkeit, Wärme und Zufluß der äußern Luft befördert und unterhalten werden. Die Feuchtigkeit muß die Zäſerchen der Pflanzen erweichen, die Wärme die innerliche Bewegung hervorbringen, und dieſe durch Zugang der äußern Luft vermehret werden. Man muß daher bey Anlegung eines Miſthaufen gewiſſe Umſtände in Betrachtung ziehen. Man hält ſolche öfters zu trocken, und man ſetzet ſie an erhabene Oerter, ohngeachtet ſie doch ſelbſt ſehr hoch ſind. Tiefe Gründe und Löcher, die die Feuchtigkeiten behalten, ſind viel beſſer dazu. Doch iſt allzu viele Feuchtigkeit auch ſchädlich; deswegen man auf der Seite des Miſthaufens Löcher, oder Abzüge machet, damit das Ueberflüßige ablaufe, ſolches aber nach Gutbefinden wieder aufgeſchüttet werden könne. Man ſoll auch verhüten, daß die Säfte des Miſtes nicht durch den Regen weggeſchwemmet werden; denn die Miſtjauche iſt gleichſam der Extract von dem Miſte, und von vorzüglicher Güte. Der Verfaſſer der Berliniſchen Beyträge zur Landwirthſchaft, S. 1 Band 524. S. empfiehlt zur

Miſtſtäte einen ebenen und gleichen Ort, und behauptet, daß an einem ſolchen die aus dem Miſte gezogene Jauche nicht abfließen, und der Miſt nicht trocken werden könne, hingegen an vertieften Oertern das Schnee- und Regenwaſſer ſich allzu häufig ſammele, mit der Miſtjauche ſich vermiſche, und der untere Miſt endlich in bloßes Waſſer zu liegen komme. In dem Waſſer aber faulet das Stroh nicht, oder doch nur ſehr langſam, und das ſchon zu Miſt gewordene, jedoch noch nicht verfaulte Stroh, wenn es eine Zeitlang im Waſſer liegt, verliert ſeine Kräfte und wird zum Düngen untüchtig. Der Miſt kann auch auf der Miſtſtäte durch die Wirkung der Luft, des Windes und der Sonne verändert, und der flüchtigen Salz- und Oeltheilchen beraubet, auch die fernere Fäulniß des Miſtes verzögert werden. Sowohl um das Abſpühlen, als auch das Ausziehen des Miſtes zu verhindern, pflegen einige den Miſthaufen mit einem, an den Seiten offenen, oben aber bedeckten Schuppen zu verſehen. Man wird aber hierbey den gewünſchten Endzweck nicht erreichen. Der Regen wird doch durch die offenen Seiten eindringen, und die Ausdampfung nicht unterbleiben. Andere haben daher den Haufen mit Erde bedecken wollen; wo aber täglich neuer Miſt aufzuwerfen iſt, geht dieſes gar nicht an, überdieß würde man dadurch den Einfluß der Luft ganz verlieren. Daß aber Regen und Schnee düngende Theile bey ſich führen, und dadurch der Miſt ſelbſt verſtärket werden könne, haben wir bereits angemerket, und die Erfahrung beſtätiget ſolches täglich. Und eben ſo bekannt iſt es, daß zu aller Gährung und Fäulniß Wärme und Feuchtigkeit erfodert werden. Zur Winterszeit, wo der Miſt ſonderlich auf dergleichen Stäten aufbehalten wird, kann das Verfliegen der aufgelößten Materie ohne dieß nicht, oder doch kaum merklich vor ſich gehen, indem ſelbige durch die kalte Luft mehr verdicket, und zurück gehalten wird. Indeſſen iſt es doch, ſonderlich was den Schaafmiſt betrift, beſſer gethan, ſolchen den ganzen Winter über in dem Stalle liegen und im Frühjahre auf einmal ausfahren zu laſſen. Man hat dieſes auch bey dem Rindviehmiſte angerathen; es würde ſolcher aber zu ſehr angehäufet werden, und zu hoch zu liegen kommen. Wollte man auch die Ställe höher bauen, als gewöhnlich geſchieht, und die Krippen beweglich machen, auch, um den ſtarken Dunſt zu vermindern, Luftlöcher anbringen, ſo will dieſe Art nicht füglich ſtatt finden. Es wird darzu mehr Stroh erfodert; das Vieh wird

niemals trocken liegen, und durch den Dunſt, oder aus andern Urſachen leiden. Der große Landwirth und Verfaſſer der Berliniſchen Beyträge, welchen wir billig dem Herrn von Münchhauſen an die Seite ſetzen, hat, als derſelbe den ganzen Winter über den Miſt in dem Stalle liegen laſſen, bey aller ſonſt möglichen Vorſorge und Abwartung des Viehes, dennoch wahrgenommen, daß dieſes dabey viel gelitten, und dergeſtalt zurückgekommen, daß es zu Anfange des Frühjahres kaum gehen können, inſonderheit auch bemerket, wie ſolches eine ungeheure Menge von Würmern in der Haut bekommen, und zuletzt ganz kahl und ſchabicht geworden. Dergleichen lang aufbehaltener und eingeſchloſſener Miſt, giebt, wenn er bey dem Ausfahren gerühret wird, einen ſolchen unerträglichen Geſtank von ſich, daß es faſt kein Menſch ausſtehen kann. Man könnte die Miſthaufen im Schatten anlegen, und ſelbige mit Bäumen umgeben.

Es iſt oft viel daran gelegen, daß der Miſt geſchwinde faule, und man nicht genöthiget ſey, dergleichen davon zu nehmen, ehe er völlig faul, und nicht genugſam für die Pflanzen zubereitet iſt. Man nimmt daher ſeine Zuflucht zu ſolchen Dingen, welche die Fäulniß befördern. Die thieriſchen, bereits faulen Sachen, wie der Koth, Urin, und ſo ferner, ſind die wahren faulenden Mittel; doch kann man hierzu auch den Moder und Schlamm in Teichen und Waſſergraben rechnen, weil dieſe Materie aus Erde, und aus Theilen verfaulter Pflanzen beſteht; hingegen iſt auch bekannt, daß verfaulte Körper von einer ſehr flüchtigen Art ſind, und bey einer trocknen und warmen Luft dergeſtalt an Größe abnehmen, daß endlich nichts als etwas Erde zurück bleibt. Wenn alſo die Miſthaufen gehörig gefaulet ſind, ſoll man ſolche nicht länger behalten, und den ausgeſtreuten Miſt bey warmer Witterung nicht lange auf dem Felde liegen laſſen, ſondern bald durch den Pflug unterbringen. Die Landwirthe behaupten zwar, wie der Miſt, wenn er fünf bis ſechs Wochen auf dem Felde gelegen, das Land fruchtbarer mache; und iſt dieſe Erfahrung richtig, ſo ſoll wenigſtens der Miſt im Winter und Frühlinge, und nicht um Johannis aufgefahren und ausgeſtreuet werden. Dieſes gielt auch nur vom Wintermiſte. Der Sommermiſt ſoll nicht allein öfterer aus den Ställen getragen, ſondern auch, wenn es wegen anderer Wirthſchafftsverrichtungen möglich iſt, alsbald auf den Acker gefahren und untergebracht werden. Da zu dieſer Zeit das

Vieh friſche Kräuter frißt, wird es nicht allein häufiger miſten, ſondern dieſer Miſt auch viel geſchwinder in die Fäulniß übergehen, mithin die aufgelößten Theile in Menge verfliegen, wenn dergleichen Miſt lange auf der Miſtſtäte liegen bleiben ſollte.

Miſt kann aus Pflanzen ſelbſt gemachet werden; doch ſind einige hierzu geſchickter, als andere. Saftreiche Gewächſe nähren, die trocknen aber machen mager. Die Mooße und Farnkräuter ſchicken ſich nicht zum Düngen, und ein mit Tannen bewachſener Wald bekömmt keine Verbeſſerung von den abgefallenen Blättern. Hingegen düngen die ſaftvollen Erbſen, Wicken und das Heydekorn die Erde mit ihren ſaftigen Wurzeln, Stängeln und Blättern, und man pfleget dergleichen auf die Aecker zu ſäen, und ſobald ſie erwachſen, den obern Theil davon abzuſchneiden, und zum Futter zu gebrauchen, den Reſt aber unter zu pflügen, und dadurch das Feld zu düngen. In Engelland werden die Aecker mit Rüben beſäet, und nachher als Miſt in die Erde verſcharret. So geben auch die Stoppeln, wenn ſie auf dem Acker ſtehen geblieben, und gleich nach der Erndte, wenn ſie noch einigen Saft haben, untergepflüget werden, einen guten Dünger. So wird auch das Unkraut, Jätegraß, und alles, was ſonſt von Pflanzen muß weggeſchmiſſen werden, zu einem guten Dünger, wenn ſolches unter ſich verfaulet, und mit andern Miſte oder Erde vermiſchet worden. Da nun aber die Düngung auf dieſe Art nicht allenthalben geſchehen kann, und man öfters genöthiget wird, trockne Pflanzen, als Eichen- und Buchenlaub, die Tangeln von Fichten und Küfern, auch wohl gar Mooß, zu erwählen, muß man obige angeführte faulende Materien aus dem Thierreiche damit vermiſchen, und auf ſolche Art Miſt machen. Alle trockne Pflanzen ſind dem Strohe nachzuſetzen. Dieſes mit thieriſchen faulenden Sachen vermiſchet, giebt den beſten Dünger. Den thieriſchen Dünger pfleget man nicht allein mit dem aus dem Pflanzenreiche zu vermiſchen, ſondern auch allein zu gebrauchen, und in beyden Fällen iſt nach Unterſchied des Thieres auch der Miſt gar merklich verſchieden, auch ſchicket ſich nach Beſchaffenheit des Erdreichs eine Art beſſer als die andere. Küh- und Pferdemiſt wird durchgehends für den beſten gehalten, und ſchicket ſich faſt für jeden Boden. Schaafmiſt wird für ſchlechter gehalten, weil er ſeine Kraft gar leicht verliert, und im erſten Jahre zwar dem Kuhmiſte gleich zu achten, auch wohl vorzuziehen iſt, im andern Jahre aber ſeinen Trieb und Kraft meiſtentheils

verloren

verloren hat. Doch ſollen, nach anderer Erfahrungen, im Pferde- und Schaafmiſte mehr ölichte, oder, wie andere vorgeben, mehr ſalzige Theile, als im Kuhmiſte ſtecken. Daher rühret die größere Hitze des Pferdemiſtes; er iſt auch trockner, und liegt dichter über einander. Und da er trockner und ſchärfer iſt, kann er auf einem feuchten thonichten Boden beſſere Dienſte leiſten, als der Kuhmiſt, hingegen iſt er auf einem ſandichten kalkichten Boden ſchädlich; der Kuhmiſt hingegen wird wegen ſeiner wäſſerichten, und mit vielen ſchleimichten Theilen umhüllten, ölichten Salze auf einem thonichten Boden weniger nutzen, weil er die Feuchtigkeiten mehr aufhält und vermehret, und langſamer faulet; im ſandichten und kalkichten wird er beſſer Wachsthum veranlaſſen. Wie der Pferdemiſt durch das Waſſer, welches nach geſchehener Wäſche übrig bleibet, verbeſſert werden könne, lehret das Leipziger Intelligenzblatt 1767. S. 359. Der Kuhmiſt iſt von einem allgemeinen Gebrauche, da er, wenn er nicht allzufeuchte iſt, zu Düngung eines thonichten Bodens, und wenn er feuchte genug iſt, zu Düngung eines ſandichten dienen kann. Der Schaafmiſt iſt auch deswegen vorzüglich nützlich, weil er im Winter im Stalle geſammelt, im Sommer aber ganz friſch von den Thieren ſelbſt auf den Acker gebracht werden kann; letzteres heißt man Pferchen. Dieſes, oder wie man es auch zu nennen pfleget, der Hortenſchlag, wird gemeiniglich in den Brach- und künftigen Winterfeldern angebracht, und hat doppelten Nutzen. Man erſparet dabey das Stroh, und kann diejenigen Ackerſtücke, welche entlegen ſind, ohne Mühe düngen, indem die Schaafe den Sommer über, wenn ſie des Nachts in Horten gehalten werden, ſolche mit dem Miſt ſelbſt belegen. Iſt aber, wie nicht zu läugnen, die Düngung des Schaafmiſtes von kurzer Dauer, ſo wird dieſe, ſo durch das Pferchen geſchieht, noch eher vergehen, als wenn man Schaafmiſt, der in Ställen geſammlet worden, dazu anwendet. Der Schweinemiſt wird von einigen für den fetteſten und beſten gehalten. Für ſich allein aber wird ſolcher doch nicht füglich zugebrauchen ſeyn, und beſſer mit andern Arten von Miſten vermenget, oder mit Kalk und Aſche, um das viele ölichte Weſen mit ſalzigen Theilen zu dämpfen, vermiſchet werden. Taubenmiſt wird ſelten gebrauchet, und man ſoll denſelben nicht leicht anderswo anwenden, als auf kalten und feuchten Lande, weil ſelbiger ſehr hitzig iſt. In den Gärten, ſonderlich bey den Spargelbeeten, iſt ſolcher gut zu nutzen.

nutzen. Gänſemiſt wird für den ſchädlichſten gehalten. Doch will Mortimer behaupten, daß ſolcher ſo gut, als von anderm Federviehe ſey, und in dem Düngerlexicon wird ſolcher noch mehr gelobet als getadelt, S. Oeconom. Nachrichten I. Band. Ferner will man beobachtet haben, daß der Miſt von fetten Thieren beſſer als von magern, dünge; wiederkauende geben beſſern Dünger, weil ſie ihr Futter beſſer mit den ſchleimichten Säften ihres Körpers miſchen. Der menſchliche Auswurf und von allen fleichfreſſenden Thieren iſt ganz und gar mit dem nährenden Weſen angefüllet. Die Wahl und rechte Anwendung der verſchiedenen Arten des Miſtes muß nach der verſchiedenen Natur und Beſchaffenheit des Ackers angeſtellet werden. Der beſte kann der künftigen Frucht ſchädlich, der ſchlechteſte zuweilen nützlich ſeyn.

Außer Koth und Urin ſind auch andere Theile von Thieren geſchickt, eine düngende Materie zu geben, und man hat nicht allein das Blut und die Eingeweide, ſondern auch Hörner, Haare und dergleichen angewendet. Das harte Gewebe der letztern hält zwar die Fäulung auf, doch enthalten ſie viele ſchleimichte und gallerichte Theile, welche den Pflanzen eine gute Nahrung geben. Allerley Schalen von Auſtern und Muſcheln brauchen auch lange Zeit, ehe ſie aufgelöſet werden; wenn aber dieſes nach ſechs oder ſieben Jahren geſchehen, verbeſſern ſie das Land ungemein. Zu dem Dünger, welcher dem Pflanzenreiche zugehöret, kann man auch, wie ſchon angemerket worden, den Teichſchlamm rechnen. Und wenn auch dergleichen nicht allemal viel von aufgelößten Pflanzentheilen in ſich enthält, ſo wird ſolcher doch wegen des mehr ſtillſtehenden Waſſers faulende und zum Wachsthum nützliche Theile enthalten, welche das Waſſer ſelbſt abgeleget hat. Man weis, daß ein Karpfenteich ohngefähr nach ſechs Jahren, ohne alle weitere Beſtellung und Düngung, kann beſäet und darauf die reichlichſte Frucht eingeerndet werden. Der Teichſchlamm iſt von vortrefflicher Güte, erhält ſich länger als anderer Miſt in der Erde, und treibt ungemein. Doch ſoll man ſolchen nicht gleich, wenn er herausgebracht worden, auf den Acker bringen, weil er ſonſt denſelben ſehr unrein machet, und viel Unkraut hervorbringt, vielmehr ſolchen auf Haufen zuſam̃enſchlagen und einige Monathe liegen laſſen.

Der Straßenmiſt, wie ſolcher auf den Gaſſen in den Städten geſammelt wird, iſt dieſem vielleicht noch vorzuziehen, da ſolcher mehr vermiſchter Art iſt. Endlich gehöret hieher auch die Aſche von

ver-

verbrannten Pflanzen, welche allen Gewächſen, ſonderlich dem Graſe, viele Nahrung giebt; auch ſelbſt die in den Seifenmanufacturen und auf Bleichen ausgelaugte und ausgeworfene, weil ſie noch etwas Laugenſalz enthält, und alſo die Feuchtigkeit in der Erde länger zurückhalten, nnd die fruchtbaren Theile der Luft in größerer Menge in den Boden ziehen kann, wird das Feld düngen. In den Berliniſchen Beyträgen wird auch die, in Hinterpommern gebräuchliche, Weitaſche angeführet, und vorzüglich gerühmet. Es iſt dieſe nicht ausgelauget, ſondern durch das Feuer noch mehr verſtärkte Aſche, und dem härteſten Steine gleich, daher ſolche auch nicht anders, als mit großen und mit Eiſen beſchlagenen Keulen zermalmet und klein gemachet werden kann. Es wird dergleichen in Stettin und Kolberg, der Centner ohngefähr vor zween Fl. verkaufet. Der Verfaſſer dieſer Beyträge hat damit ſelbſt Verſuche angeſtellet, woraus dieſer Weitaſche Nutzen augenſcheinlich erhellet. Ein Centner iſt auf zween Berliner Scheffel Ausſaat hinreichend geweſen.

Man pfleget auch die Erdraſen und die Fläche der Erde anzuzünden, damit das Land verbeſſert werde; und da in dergleichen Lande, welches viele Jahre nicht gepflüget und umgearbeitet worden, viele Wurzeln befindlich, und dieſe hierdurch mit verzehret und verbrannt werden, kann das daraus hervorgebrachte Laugenſalz allerdings eine Düngung geben, daher auch die Ackersleute verhindern, daß das Feuer nicht tiefer eindringe, als die Wurzeln gehen. Oder man ſticht den Raſen aus, leget ſolchen auf kleine Haufen, ſo daß unten eine Hohlung bleibt, und ſtecket dieſe Haufen mit Feuer an, und ſtreuet die Aſche davon auf die Aecker.

Noch ein Dünger, den das Feuer aus den Pflanzen ſchaffet, iſt der Ruß; ſeine Wirkungen ſind ſchnell, und laſſen ſich alsbald nach dem erſten Regen bemerken, welches nicht wunder, da ſolcher aus einem flüchtigen Laugenſalze und viel Oel beſteht.

Außer dieſen von Pflanzen und Thieren genommenen Düngerarten hat man noch andere erfunden, welche alle Achtung verdienen, zumal die erſtern nicht allenthalben zu haben, oder die beſondere Beſchaffenheit des Boden eine ganz andere Verbeſſerung erfodert. Mergelerde läßt ſich im Waſſer leicht auflöſen, und kann daher den Abfluß des Waſſers von dem Lande befördern; die lettichte Erde wird durch Beymiſchung des Mergels trocken, und da ſolcher die Feuchtigkeiten in ſich zieht, wird er auch die öhlichte Materie in der Erde, welche

mit

mit dem Schnee und Regen herunterfällt, oder in dem untern Luftkreyße ſich aufhält, an ſich ziehen und aufhalten. Der Mergel aber iſt ſehr verſchieden, und man kann auch leicht andere Erdarten mit dem Mergel verwechſeln. Man unterſcheidet Sand- Stein- und Thonmergel, und die letzte Art iſt nicht ſo leicht von andern Thonarten zu unterſcheiden. Das wahre Kennzeichen eines ächten Mergels iſt, daß ſolcher mit dem Scheidewaſſer, oder einem andern ſauren Weſen aufbrauſe. Wegen Anwendung des Mergels ſind die Landwirthe, zumal die gelehrten, nicht einig. Home rühmet ſolchen als ein beſonderes Verbeſſerungsmittel vor den thonichten Boden; Herr Paſtor Mayer aber giebt den leichten Boden als denjenigen an, auf welchem der Mergel den meiſten Nutzen leiſte. Doch können beyde Recht haben. Ein thonichter Boden läßt wegen ſeiner Feſtigkeit das Waſſer nicht durch; folglich wird dieſer durch den Zuſatz des Mergels verändert und zu bequemer Durchlaſſung des Waſſers geſchickt gemachet. Das allzulockere und ſandige Erdreich hingegen kann der Mergel wegen des beygemiſchten thonichten Weſens binden, und ſelbigem mehr Feſtigkeit geben. Für die naſſen Felder ſchicket ſich der Mergel am beſten. Daß aber der Mergel nur auf vorerwähnte Art nützlich, hingegen gar nicht als eine wahre Düngung zu betrachten ſey, beweiſet ſowohl die Erfahrung, ſonderlich auf hieſigen ſandigen, ſchlechten Aeckern auf dem ſogenannten Fleming, als auch deſſen verhältnißmäßige Vergleichung und Uebereinſtimmung mit dem Kalke.

Der Kalk iſt für feuchtes und lettichtes Land ein vortrefflicher Dünger. Er zertheilet und verdünnet die Erde, machet ſolche locker, hält ſie trocken, und machet ſie zahm. Noch viel kräftiger bezeiget ſich ſolcher auf ſauern Aeckern, und dieſe ſind faſt auf keine andere Art zu verbeſſern. Friſcher, ungelöſchter und gelöſchter haben gleiche Wirkung; der Kalk von alten Häuſern, der gleichſam alle ſeine Kraft verloren hat, kann eben ſoviel, ja noch mehr nutzen, als der ungelöſchte. Der ungelöſchte Kalck zieht die ölichten Theile aus der Luft und Erde ſtark in ſich, löſet ſie auf, und verändert ſie dergeſtalt, daß ſie ſich mit dem Waſſer vermiſchen können. Er erſchöpfet alſo in kurzer Zeit alle ölichte Theile der Erde, wenn man nicht durch Miſt und andere Materien von Thieren dieſen Abgang zu erſetzen ſuchet. Vermenget man dieſe mit friſchen Kalke, werden ſelbige in kurzer Zeit aufgelöſet, und zur Nahrung der Pflanzen geſchickt gemachet; doch muß der mit Kalk ver-

vermiſchte Miſt gehörig durchſtocket ſeyn, weil ſonſt der Kalk die Fäulniß aufhält. Man hat auch wahrgenommen, daß der Kalk ſich tief in die Erde ſetze, und man ſelbigen nach Verlauf weniger Jahre unter dem Pfluge antrifft, welches ſeiner eigenen Schwere zuzuſchreiben iſt. Der Kalk thut in den erſten Jahren auf leichter und lockerer Erde beſſere Wirkung, als auf ſolcher, die feſter und dichter iſt; nach Verfließung dieſer Zeit wird deſſen Wirkſamkeit ſchwächer. Der Kalk iſt wohl die theuerſte Düngung, oder vielmehr Verbeſſerung der Aecker. Zu einem Scheffel Ausſaat ſollen zehn und mehrere Scheffel Kalk erfoderlich ſeyn. Man pfleget auch die Mergelerde zu brennen, und daraus eine Art Kalk zu verfertigen. Dieſer aber iſt viel ſchlechter, als der von Steinen gebrannte Kalk.

Es kann auch eine Erde die andere fruchtbar machen. Ungebaute Erde in der Tiefe eines Schuhes von einem Hügel genommen, der gegen Mitternacht liegt, hält viel Materie in ſich, welche den Pflanzen zu gute gehen kann. Hieher kann man auch die Erde von vermoderten, und wie man zu reden pfleget, verfaulten Holze rechnen, es mag ſolches aus Holzſtällen, oder andern Plätzen, wo dergleichen geſtanden, oder auch aus alten ausgehöhlten Bäumen, ſonderlich den Weiden genommen werden. So wird auch der Gerberloh, wenn ſolcher einige Jahre gelegen, zu einer fruchtbaren Erde, welcher aber vielleicht mehr wegen der lockern Beſchaffenheit, als der wirklichen bey ſich führenden, öhlichten oder ſalzigen Theile dergleichen Nutzen leiſten mag. Durch die Auslaugung hat ſolcher dieſe meiſtentheils, wo nicht gänzlich, verloren, und das übriggebliebene, holzige Weſen wird, wenn auch darinnen von neuen einige Gährung entſtehen kann, dergleichen nicht wieder erhalten. Die Wärme des Lohbeetes giebt den Pflanzen einen ſtärkern Trieb, aber auf dem Lohe wächſt nicht leicht eine Pflanze. Wir haben Gärten geſehen, worinnen die Gänge, ſtatt des Sandes, mit Loh beleget waren, und dieſe wurden niemals grün. Die Sägeſpähne von den Schneidemühlen werden beſſere Wirkung leiſten, nur müſſen ſolche zuvor aufgelöſet, deswegen mit andern Miſte vermiſchet werden, und auf dieſe Weiſe einige Zeit liegen und faulen. Alter Lehm von Gebäuden, ſonderlich Backöfen, iſt auch nützlich, und zu manchen Gewächſen, als den Nelken, vortrefflich.

Endlich hat man auch eine beſondere Art Düngung erfunden, da man ſolche nicht ſowohl dem Boden, ſondern dem auszuſtreuenden

den Saamen mittheilen wollen. Man nennt dieſes eine Dünglauge. Es iſt dieſe ein zubereitetes Waſſer, darinne man die Saamen, ehe ſie in die Erde gebracht werden, behutſam einweichet, und davor hält, daß dieſes die Stelle der Düngung ſelbſt vertreten und der künftigen Pflanze gedeihliches Wachsthum mittheilen könne. Die Bereitung dieſer Lauge iſt von verſchiedenen auf verſchiedene Art angegeben worden. Vallmont rühmet Salpeter in kochender Miſtjauche aufzulöſen, mit Regenwaſſer zu verdünnen, Hörner, Klauen, Leder, Knochen und dergleichen darinne weichen und faulen zu laſſen, und mit dieſer Maſſe den Saamen einzuquellen. Dergleichen Proceſſe findet man bey Kühuholden und andern, welche aber alle billig als unfähig zu verwerfen. In den mehrmals angeführten und gründlichen Berliniſchen Beyträgen wird dieſe Art, den Saamen fruchtbar zu machen und gleichſam zu düngen, als ganz unſchicklich ebenfalls verworfen und bewieſen, daß die, aus einem ſolchen Saamen erzogene Pflanze davon nur ſo lange einigen Nutzen haben könne, als das mehlichte Weſen des Kernes, welches bey den Pflanzen die Stelle der erſten Milch, ſo das Thier von ſeiner Mutter genießt, vertritt, zu ihrem Wachsthume hinreichend iſt; ſo bald aber die Pflanze ihre Wurzel getrieben, und ſich ihre Nahrung aus der Erde verſchaffet, höret dieſe Nahrung auf. Es gefällt uns hierbey ſonderlich die angebrachte Anmerkung von der wunderbaren Uebereinſtimmung des Thier- und Pflanzenreiches. So bald die jungen Thiere ſelber freſſen und ſich ihre Nahrung ſuchen können, wird ihnen die Milch der Mutter entzogen; eben ſo höret auch bey den Pflanzen die, in dem Saamenkorne liegende, Nahrung auf, ſo bald ſie ſich ſolche durch die Wurzel ſelbſt verſchaffen und aus dem Erdreiche an ſich ziehen können.

Das Düngeſalz, dergleichen zu Frankfurth am Mayn und andern Orten verkaufet wird, welches auf die Aecker geſtreuet wird, wird zur Fruchtbarkeit derſelben weniger beytragen, als die andern, oben angeführten, Arten Dünger.

Dünkel.

S. Dinkel.

Dünnbauch.

Eine Gattung der Karpfen, nach dem Müller, Cyprinus Cultratus, Linn. gen. 189. ſp. 28. ſ. Karpfen. Cyprinus.

Dünnribbe.

S. Venusmuſchel.

Dünnſchaale.

An dem Europäiſchen Strande findet man dieſe Tellmuſchel, die ihrer

ihrer Zerbrechlichkeit wegen von den Holländern Brooſche Telline, und vom Hrn. von Linne' Tellina fragilis genannt worden. Die Schaale iſt nicht größer, als das äußere Glied eines Daumens, eyrund, bäuchicht, weiß, am Schloſſe gelblicht, auch zuweilen auf einem grauen Grunde geflecket, fein geribbt und mit krummen Querſtrichen bezeichnet. Der Seehaſe, welcher dieſe Muſchel bewohnet, und als eine angenehme Speiſe gegeſſen wird, ſtrecket aus der längſten Seite einen häutichten Körper aus, welcher ſich in zwo dünne, weiße, an der Spitze gelbe und mit Haaren beſetzte Röhren theilet, ſo inwendig mit einander Gemeinſchaft haben, indem das Waſſer, ſo das Thier mit der einen Röhre einſauget, ſogleich durch die andere mit Gewalt wieder ausgeſpritzet wird.

Eine andere Art Schnecken, welche auch den Namen Dünnſchaale führet, wird unter den Porzellanſchnecken vorkommen.

Dünnſchwänze.

Dünnſchwänze, nach dem Müller ein Linnäiſches Geſchlecht der Kahlbäuche, Trichiurus, gen. 145. deſſen einzige Gattung Trichiurus Lepturus, Spitzſchwanz, von ihm genannt wird, ſ. unſern Artikel Chineſiſcher Aal, I. 11.

Dünnung.

Leiſten, Schaambugen, Schaamſeiten, Weichen, Inguen, Inguina. Unter dieſem Namen begreift und verſteht man gemeiniglich an einem jeden thieriſchen Körper diejenige äußerliche Gegend des Unterleibes, welche zwiſchen der Schaam und dem Schenkelbeine befindlich iſt, und wodurch die untere Gegend des Unterleibes von den nahegelegenen Beinen abgeſondert wird. Sie iſt gemeiniglich etwas eingedrücket, und es befinden ſich daſelbſt unter der Haut die ſo genannten Weichendrüſen. Sonſt wird ſie auch im lateiniſchen Bubo und die daſelbſt zuweilen vorkommenden Geſchwülſte der Drüſen Bubones genannt.

Dünſte.

Die kleinen Theilchen, welche nicht nur von den flüßigen ſondern von verſchiedenen feſten Körpern in die Höhe ſteigen und in der obern Luft eine Zeitlang hängen bleiben, pfleget man Dünſte oder Dämpfe zu nennen. Doch machen die meiſten von den neuern Naturforſchern zwiſchen Dämpfen und Dünſten einen Unterſchied, welcher aber nicht von allen auf einerley Art beſtimmet wird. Einige verſtehen durch Dünſte bloß die wäſſerichten, durch Dämpfe hingegen diejenigen Theilchen, die nicht wäſſericht ſind, die Körper, aus denen ſie kommen, mögen übrigens feſt oder flüßig ſeyn.

ſeyn. Bey andern Naturforſchern heißen Dämpfe ſolche Theilchen eines Körpers, die von ſeiner beſtändigen Materie in die Höhe ſteigen und Dünſte diejenigen, welche zu ſeiner veränderlichen Materie gehören. Noch andere nennen diejenigen aufſteigenden Theilchen Dämpfe, in welche die Körper, und zwar die feſten ſowohl als die flüßigen, durch einen heftigen Grad von Hitze aufgelöſet werden, und Dünſte die kleinen Theilchen des Waſſers oder anderer flüßiger Materien, die bey der gewöhnlichen Wärme der Luft in die Höhe ſteigen.

Die Menge der aufſteigenden Dünſte, und ſonderlich der wäſſerichten Dünſte, iſt ſehr beträchtlich. Nach den Beobachtungen der neuen Naturforſcher beträgt die Ausdünſtung des Waſſers, wenn es an einem Orte ſteht, der weder dem Sonnenſcheine, noch dem Winde ausgeſetzet iſt, binnen einem Jahre ohngefähr acht und zwanzig bis dreyßig Zoll, woraus ſich einigermaßen berechnen läßt, daß von den Gewäſſern der ganzen Erdfläche jährlich über zwey hundert und ſechzig Cubikmeilen Waſſer ausdünſten müſſen. Ein Menſch dünſtet ohngefähr binnen vier und zwanzig Stunden fünf und dreyßig Cubikzoll aus, und folglich muß die Ausdünſtung aller Menſchen auf der Erdfläche, wenn man tauſend Millionen Menſchen annimt, jährlich über 7300000000 Cubikſchuh betragen. Die Pflanzen dünſten ebenfalls ſehr ſtark aus. Denn, nach den Erfahrungen des berühmten Hales, dünſtet nur eine drey und einen halben Schuh hohe Sonnenblume binnen zwölf Stunden wenigſtens ein und ein viertel Pfund aus. Setzet man nun hierzu noch die Ausdünſtung der Thiere, der Erde, und der übrigen feſten Körper, die man nicht ſo leicht beſtimmen kann, ſo läßt ſich hieraus leicht einſehen, daß die Luft beſtändig, wenn ſie auch noch ſo rein zu ſeyn ſcheint, voller Dünſte ſeyn müſſe, die nur wegen ihrer Feinheit nicht ſichtbar ſind, wofern ſich nicht deren viele bey einander befinden.

Das Aufſteigen der Dünſte, welches in dem luftleeren Raume eben ſo wohl, als in der freyen Luft ſtatt findet, wie unter andern aus den Verſuchen erhellet, welche ſich im zweeten Bande der Abhandlungen der Schwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften befinden, wird von den Naturforſchern nicht auf einerley Art erkläret. Einige ſind der Meynung, daß die Theilchen des Waſſers, ohngeachtet daſſelbe über acht hundertmal ſchwerer iſt, als die Luft, deswegen in die Höhe ſteigen und in der obern Luft ſchwimmen könnten, weil ſie auf der Oberfläche des Waſſers durch die Wärme ſo ſtark ausgedehnet würden, daß ſie nunmehr

als hohle Blaſen anzuſehen wären, die einen weit größern Raum einnähmen, als gleich ſchwere Lufttheilchen, und daher eine geringere ſpecifiſche Schwere hätten. Andere hingegen behaupten, daß die Dünſte durch die, in die Höhe ſich bewegenden, Feuertheilchen und Luftbläschen mit in die Höhe genommen und daſelbſt durch die Bewegung der Luft und der Feuermaterie, ohngeachtet ihrer größern Schwere, auf eben die Art eine Zeitlang erhalten würden, wie eine Pflaumfeder, welche zwar von ſchwererer Art iſt, als die Luft, durch die Bewegung des Windes aber nicht nur leicht zum Steigen gebracht, ſondern auch oft einige Stunden lang ſchwebend erhalten wird. Dieſe letztere Meynung hat auch in der That eine größere Wahrſcheinlichkeit, als die erſtere. Denn ob es gleich gewiß iſt, daß die Waſſertheilchen und andere Dünſte durch die Hitze ſehr ausgedehnet werden, indem Hr. Deſaguliers gefunden hat, daß die Dünſte, die aus einem Cubikzoll Waſſer durch Kochen entſtanden waren, einen vierzehntauſendmal größern Raum einnahmen, als das Waſſer zuvor eingenommen hatte, ſo läßt ſich doch das Aufſteigen der Dünſte aus einer ſolchen ſtarken Ausdehnung der Waſſertheilchen durch die Wärme nicht wohl herleiten, weil das Waſſer und ſelbſt das Eis, auch bey der größten Kälte noch ſtark ausdünſtet, und weil es ſich nicht begreifen läßt, wie ſolche hohle und ſo ſehr ausgedehnte Waſſerblaſen ſo lange in der obern kalten Luft ſchwimmen und ausgedehnet bleiben könnten.

Da von den meiſten Körpern, die man auf der Oberfläche der Erde findet, Dünſte in die Höhe ſteigen und ſich in der obern Luft vermiſchen, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß die Eigenſchaften und Wirkungen der Dünſte auch ſehr verſchieden ſeyn müſſen, nachdem nämlich die Körper beſchaffen ſind, aus denen ſie entſtehen. So findet man z. E. in den Steinkohlengruben zweyerley Art von Dünſten, welche unter dem Namen Schwaden bey den Bergleuten bekannt ſind und ganz andere Eigenſchaften haben, als diejenigen Ausdünſtungen, welche in der freyen Luft ſchwimmen, weil es in den Steinkohlengruben viele ſchwefelartige, ſauere und wäſſerichte Theilchen giebt. Einige dieſer Dünſte oder Dämpfe ſind von der Beſchaffenheit, daß ein Licht oder eine glüende Kohle dadurch den Augenblick ausgelöſchet, und Menſchen ſowohl als Thiere plötzlich getödtet werden. Andere hingegen enthalten ſo viele brennbare Theilchen, daß ſie ſich, ſobald ihnen ein brennendes Licht nahe kömmt, den Augenblick mit einem ſtarken Knalle entzünden.

Diejeni-

Diejenigen Dünſte, welche aus warmen Waſſer aufſteigen, haben eine ſehr ſtarke Elaſticität, ohngeachtet das Waſſer ſelbſt keine merkliche Elaſticität beſitzt, und zwar beträgt ihre Elaſticität deſto mehr, je größer die Hitze des Waſſers iſt; daher man in den Eiſengruben und bey andern Anſtalten ſich der ausdehnenden Kraft der Dünſte zu bedienen pfleget, um große Laſten dadurch aufzuheben. Aus den Verſuchen der neuern Naturforſcher erhellet, daß die Wirkung erhitzter wäſſerichter Dünſte noch weit ſtärker iſt, als die Wirkung des entzündeten Schießpulvers. Dünſte, welche aus dreyzehn Gran Waſſer durch ein heftiges Feuer entſtanden waren, hatten, nach Muſſchenbroeks Bemerkung, der ſich hierzu einer beſondern Maſchine bedienete, eine ſolche Gewalt, daß drey Pfund Waſſer dadurch funfzig Schuh hoch getrieben wurden, zu welcher Höhe dreyzehn Gran Schießpulver, womit ein kleiner Mörſer geladen wurde, nur eine Bleykugel von vier Unzen und zwo Drachmen bringen konnten.

Dünenſtaude.

S. Wachholder.

Dürrkraut.

Conyza Linn. Ein Pflanzengeſchlecht mit zuſammengeſetzten Blumen. Der gemeinſchaftliche, längliche Kelch beſteht aus ſpitzigen Schuppen, welche zwar alle über, die äußerlichen aber weniger an einander liegen. Die Blümchen ſind alle röhrenförmig, die meiſten in fünf Einſchnitte getheilet und Zwitter, und nur einige Randblümchen weiblich und dreyzähnicht. Das Blumenbette iſt nackend, und der länglichte Saame mit einer einfachen Haarkrone beſetzet. Ehedem hat man dieſes Geſchlecht mit dem Altmannskraute und der Bacchuspflanze vermiſchet. Herr von Linné zählet viel Arten, davon die wenigſten bey uns vorkommen.

1) Das gemeine Dürrkraut, Dürrwurzel, Flöhkraut, Mückenkraut, Ruhrkraut, Hundsauge, gelbe Münze. Ob dieſe deutſchen Namen alle dieſer Art eigen ſind, oder ob einige vielmehr zu dem Ruhrkraute gehören, läßt ſich nicht beſtimmen, indem beyde Pflanzen gar öfters mit einander verwechſelt werden. Conyza ſquarroſa Linn. wächſt hin und wieder in trocknen Oertern und blühet im Heumonathe; die zweyjährige Wurzel treibt zween bis drey Fuß hohe, aufrechtſtehende, ſtarke, äſtichte Stängel, mit dunkelgrünen, weichwollichten, eyförmig, mehr rundlichen, als ſpitzigen Blättern wechſelsweiſe beſetzet. Die bräunlichtgelben Blumen ſitzen an den Enden der Zweige büſchelweiſe in einer Höhe bey ein-

einander, ſo daß ſie einen flachen Strauß vorſtellen. Die Pflanze hat einen ſchwachen Geruch, und daher wird ihre Kraft in Vertreibung der Mücken und Flöhe, weñ ſie aufgehängt oder angezündet wird, ſehr mäßig ſeyn; wie ſie deñ auch als ein eröffnendes und treibendes Mittel wenig wirken kann.

2) Wurmdürrkraut, Conyza anthelmintica Linn. wächſt in Oſtindien, hat länglicht, eyförmige, rauhe, ſägeförmig eingekerbte Blätter, lange Blumenſtiele mit einzelnen röthlichen Blumen und bittere Saamen, welche die Würmer im Leibe tödten ſollen. Dieſes iſt ein Sommergewächs.

Dürrlitzenbaum.

S. Cornelbaum.

Dürrwurzel.

S. Alant.

Dürrwurzel, Waſſer, S. Zweyzahn.

Duftſtrauch.

Duftſtrauch wird im Nomenclator Dioſma Linn. genannt; ſonſt heißt dieſes Geſchlecht auch Göttergeruch; und weil in den letzten Schriften Herr von Linné mit dieſem auch die Hartogia vereiniget, hat Herr Planer dieſen Namen dem vereinigten Geſchlechte beygeleget; Dyck aber unter dem weniger ſchicklichen Namen Spicepflanze angeführet, und zum Unterſchiede die Spieraeam, Spierſtrauch genannt. Die Geſchlechtskennzeichen ſind ſchwer anzugeben, indem ſelbige in verſchiedenen Arten abwechſeln. Wegen der übereinſtimmenden Geſtalt der Honigbehältniſſe und Anzahl der Saamenbehältniſſe hat Hr. v. Linné die beyden Geſchlechter Hartogia und Dioſma vereiniget, und zuletzt dreyzehn Arten beſtimmet. Die Blume beſteht aus dem fünffach getheilten Kelche, fünf Blumenblättern, fünf, auf den Fruchtkeime ſitzenden Honigbehältniſſen, fünf Staubfäden und einem Griffel. Die Frucht zeiget drey oder fünf vereinigte Saamenbehältniſſe, und die Saamen ſind mit einer beſondern Einwickelung verſehen. Von den Arten bemerken wir nur zwo, da die übrigen wohl nicht leicht vorkommen dürften.

1) Der rauche Duftſtrauch, Dioſma hirſuta Linn. ein ſchöner Strauch, fünf oder ſechs Fuß hoch, die Stängel ſind corallenfärbig, die wechſelsweiſe geſtellten Blätter ſchmal, ſpitzig und haaricht, die, an den Spitzen der jungen Zweige wachſenden, Blumen klein und weiß. Die ganze Pflanze hat den angenehmſten Geruch.

2) Der rothe Duftſtrauch, rubra Linn. wird drey oder vier Fuß hoch, machet eine büſchichte Krone, trägt glatte, ſchmale, ſpitzige, auf der Unterfläche mit zween

oder drey Flecken bezeichnete Blätter, und an den Enden der Zweige kleine blaulichte Blumen.

Beyde wachſen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und können leicht durch Zweige vermehret werden. Die Stöcke wollen vor den Froſt gut verwahret ſeyn, und müſſen den Winter über in einem trockenen luftigen Gewächshauſe aufbehalten werden.

Dujung.

Dujong, Doujong, zu Amboina, die Seekuh; ſ. unſern Artikel Cojumero, II. 187. In den Sammlungen aller Reiſen, B. XVI. S. 131. finden wir ſeine Beſchreibung und Geſchichte folgendermaßen verzeichnet: Herr de la Condamine hat nicht unterlaſſen, in dem Berichte von ſeiner Reiſe auf dem Amazonenfluſſe die Beſchreibung von den ſonderbarſten Thieren zu geben, die er daſelbſt zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Ich habe, ſaget er, zu St. Paul d'Omaguas den größten von den bekannteſten Fiſchen in ſüßen Waſſern, nach dem Leben abgezeichnet. Die Spanier und Portugieſen geben ihm den Namen Pexe-buey, oder Ochſenfiſch, und man muß ihn nicht mit dem Phoca oder Seekalbe vermengen. Derjenige, wovon hier die Rede iſt, nähret ſich von dem Graſe an den Ufern des Fluſſes. Sein Fleiſch und ſein Fett kommen dem von einem Kalbe ſehr ähnlich. Das Weibchen hat Zitzen, die ihm dienen, ſeine Jungen zu ſäugen. Der P. Acunja machet die Aehnlichkeit mit den Ochſen noch vollſtändiger, indem er dieſem Fiſche Hörner beyleget, womit ihn die Natur nicht verſehen hat. Er iſt, eigentlich zu reden, kein zweylebiges Thier, weil er niemals ganz aus dem Waſſer geht, und auch nicht herausgehen kann, indem er nur zwo Floßfedern an der Seite des Kopfes hat, welche flach und rund, in Geſtalt der Ruder, funfzehn bis ſechzehn Zoll lang ſind, die ihm ſtatt der Arme und Füße dienen, ohne daß ſie deren Geſtalt haben, wie Laet nach dem l'Eclûſe fälſchlich vorausſetzet. Er ſtecket nur ſeinen Kopf aus dem Waſſer, damit er das Gras an dem Ufer erreichen könne. Derjenige, den ich abgezeichnet habe, war ein Weibchen. Seine Länge war ſieben und einen halben Fuß, und ſeine größte Breite zween Fuß. Ich habe ihrer noch größere geſehen. Die Augen dieſes Thieres haben kein Verhältniß mit der Größe ſeines Körpers. Sie ſind rund, und haben nur drey Linien im Durchſchnitte. Die Oeffnung ſeiner Ohren iſt noch kleiner, und ſcheint nur ein Loch von einer Stecknadel zu ſeyn. Einige haben geglaubt, dieſer Fiſch ſey dem Amazonenfluſſe beſonders eigen, er iſt aber in dem Orinoko eben ſo gemein. Er findet

det ſich auch, obwohl nicht ſo häufig, in dem Oyapoc und vielen andern Flüſſen um Cayenne, an der Küſte von Guiana und den Antillen. Es iſt eben derſelbe, den man ſonſt Manati genannt hat, und heutigen Tages auf den Franzöſiſchen Inſeln von Amerika Lamentin nennt; (oder Lamantin, nach dem Bomare, der den Condamine angeführet, und die Geſchichte des Fiſches anſehnlich vermehret hat.) Indeſſen glaube ich doch, daß die Art in dem Amazonenfluſſe ein wenig unterſchieden ſey. Man findet ihn nicht auf der hohen See; man ſieht ihn ſogar ſelten an den Mündungen der Flüſſe; man findet ihn aber über tauſend Seemeilen von dem Meere in dem Guallaga, dem Paſtaca, u. a. m. Er wird in dem Amazonenfluſſe nur durch den Pongo aufgehalten, über welchem hinaus man ihn nicht weiter findet. Dieſer Beſchreibung zu Folge iſt die von Kolben in den Sammlungen aller Reiſen B. V. S. 204. und 8. beſchriebene und gezeichnete Seekuh von dem gegenwärtigen Dujung oder Lamentin ganz verſchieden, und mit mehrerm Rechte Flußpferd, Hippopotamus, als Seekuh zu nennen; wiewohl auch dieſe Zeichnung von der Mülleriſchen B. I. Tab. 28. gar ſehr abgeht.

Duk.

Dieſes iſt der Name eines langgeſchwänzten Affen in Cochinchina, welcher auch in Madagaſcar gefunden wird, wo er Sifak heißen ſoll. Nach der Beſchreibung des Grafen von Büffon iſt dieſer Affe beynahe vier Fuß lang, und hat ein rothes Geſicht, welches mit Milchhaaren bedecket iſt, und eben ſo gefärbte unbehaarte Ohren. Die Lefzen ſind ſchwarzbraun, ſo wie auch die Augenränder. Der Hals iſt mit einem dunkel purpurfärbigen Kragen, und die Backen mit einem gelblichtweißen Barte gezieret. Auf dem Kopfe, am Leibe und an den Beinen hat er weißes, oben an der Stirne und am Obertheile der Vörderfüße ſchwarzes, an den übrigen Theilen ſeines Leibes aber dunkelaſchfarbiges und weißgelbes Haar. Der Schwanz, deſſen Länge noch nicht ſo viel beträgt, als die Länge des Körpers, iſt ganz weiß. Das Geſäß iſt überall behaaret und ohne Schwielen. Er pfleget eben ſowohl auf zween Füßen, als auf allen vieren zu gehen.

Dummrian.

S. Alant.

Dungras.

S. Wollengras.

Dunſtkreis.

Wenn ein Körper mit einer flüßigen Materie umgeben iſt, die aus ſubtileren Theilchen beſteht, als

als diejenigen ſind, aus welchen er zuſammengeſetzet iſt, und die mit ihm genau zuſammenhängt, ſo nennt man dieſelbe ſeine Atmoſphäre oder Dunſtkreis. So heißt z. E. die Luft, welche die Erde überall umgiebt und ſich mit ihr fortbeweget, die Atmoſphäre der Erde. Einige Naturforſcher legen allen oder doch wenigſtens den meiſten Körpern eine Atmoſphäre bey und ſuchen ihre Meynung durch folgende Erfahrungen zu beſtätigen. Wenn man dünne, cylindriſche Körper, z. E. eine Tabackspfeife, gegen die Flamme eines brennenden Lichtes hält, ſo ſcheint derjenige Theil derſelben, welcher ſich nahe bey der Flamme befindet, etwas dünner zu ſeyn, als das übrige Stück von der Pfeifenröhre, woraus man ſchließt, es müſſe um die Pfeife eine gewiſſe Atmoſphäre geben, in welcher die Lichtſtrahlen gebrochen würden. Läßt man ferner in einem verfinſterten Zimmer einen Lichtſtrahl nahe bey einem Körper vorbey gehen, ſo bemerket man, daß der Strahl gegen den Körper zu gebogen wird und hernach ſeinen Weg in einer andern Richtung fortſetzet, welches man ebenfalls für eine Wirkung der Atmoſphäre anſieht. An den angeführten Erfahrungen ſelbſt kann niemand zweifeln; allein der daraus gezogene Beweis für die Atmoſphäre der Körper wird dadurch noch etwas zweifelhaft, weil ſich dieſe Erſcheinungen auch aus der Newtoniſchen Attraction erklären laſſen. Unterdeſſen giebt es doch noch andere Gründe, welche die Meynung von der Atmoſphäre der Körper höchſt wahrſcheinlich machen. Von der Atmoſphäre der Sonne, des Mondes und der Planeten findet man ſehr deutliche Spuren in den Beobachtungen der neuern Sternkundigen, und die electriſchen Verſuche beweiſen, daß auch die kleinern Körper, von denen wir eine Kenntniß haben, mit einer feinen, flüßigen Materie, die ſich mit ihnen überall fortbeweget, umgeben ſind.

Was den Dunſtkreis der Erde anlangt, den man allemal durch dieſes Wort zu verſtehen pfleget, wenn man es ohne Zuſatz brauchet, ſo ſoll davon unter dem Artikel Luft gehandelt werden.

Duppelſchnepfe.

So nennet Herr Klein, die größte Art der Bruch- und Wieſenſchnepfen, gallinago paludaria maior, ſcolopax media Aldrou. Der Schnabel iſt faſt zween Zoll lang, an der Wurzel röthlich, am Ende ſchwarzbraun, der Kopf bunt von weißen und ſchwarzen Puncten, nebſt drey langen Strichen, der Unterleib aſchgrau, das übrige gelb und ſchwarzſchuppicht, der Schwanz oberwärts röthlich, mit ſchwarzen Queerſtrichen. Dieſer

ſer Punctirung wegen möchte ſie vielleicht Tüpfelſchnepfe heißen, welches der gemeine Mann etwa in Duppelſchnepfe verwandelt hat. Klein führet an, ſie werde, nach dem Zeugniſſe des Dale, nur im Winter in England geſehen; und alſo könne man daraus lernen, wo ſie bleiben, wenn ſie bey uns nicht mehr zu finden ſey. Sie ziehen folglich nicht aus Europa, ſondern, nach Art der andern Schnepfen, nur über See nach andern Ländern, und vornehmlich nach England. Denn eben Dale behauptet, daß auch die übrigen Schnepfen erſt im Herbſte in England ankommen, und gegen den Frühling wieder wegziehen.

Duranta.

Duranta Linn. Ein Pflanzengeſchlecht zu Ehren des Italieniſchen Arztes, Caſtor Durante, alſo genennet, deſſen einblätterichter, röhrenförmiger Kelch fünfmal ausgezacket iſt, und das Blumenblatt aus einer etwas längern, gekrümmten Röhre, und offen, in fünf beynahe ähnliche Einſchnitte getheilten Rande beſtehet. In der Blumenröhre liegen viere, als zween kürzere, und zween längere Staubfäden, und der Griffel mit dem einzelnen Staubwege. Die rundliche Beere iſt von dem Kelche umſchloſſen, und enthält vier Nüſſe, deren jede zwey Fächer hat. Die Arten, welche Herr von Linné und Herr Miller anführen, wachſen in Amerika und ſind zur Zeit in hieſigen Gärten nicht, oder ſehr ſelten anzutreffen. Wir bemerken nur, wie die Ellisia, welche ehedem Herr von Linné und andere unter dieſem beſondern Namen angeführet, nunmehr auch zu dieſem Geſchlechte gebracht worden.

Durchwachs.

Bruchwurz, Nabelkraut, Stopfloch, Perfoliata Offic. Bupleurum rotundifolium L. Da dieſe Pflanze eine Art des Haſenöhrlein iſt, könnte man ſelbige das durchwachſende Haſenöhrlein nennen. Die zäſerichte Wurzel treibt einen runden, geſtreiften, ohngefähr zween Fuß hohen, äſtigen Stängel, an welchem wechſelsweiſe eyförmige, oder beynahe rundliche, glatte, meergrüne, völlig ganze und durchſtochene, oder den Stängel und die Aeſte cirkelförmig völlig umgebende Blätter ſitzen. Die gelblichten Blumen ſind an Enden der Aeſte doldenförmig geſtellet, haben auch die Beſchaffenheit der Doldenblumen; die beſondere Hülle beſteht aus fünf großen, eyförmigen, ſpitzigen, zuweilen zerſchnittenen Blättchen. Dieſe Art hat keine allgemeine Hülle, und dadurch, wie auch wegen der durchſtochenen Blätter, wird dieſe vor den andern leichtlich kenntlich. Sie

wächſt auch hin und wieder in Deutſchland auf den Feldern und in den Weinbergen, blühet im Sommer, dauert nur einen Sommer über, und wird durch den Saamen, ohne alle Mühe, fortgepflanzet. Die Pflanze hat einigen Geruch, und der Stängel, wenn man ihn zerbricht, äußert etwas gewürzhaftes. Kraut und Saamen pflegen einige zu den Wund- und Bruchpflaſtern zu gebrauchen, auch den abgekochten Trank in gleichen Fällen, und ſonderlich bey Quetſchungen anzurühmen. Es wird aber in allen dieſen Krankheiten wenig oder gar nichts helfen, und die Alten haben ſehr geirret, wenn ſie die Brüche durch dergleichen Kräuter haben heilen wollen. Ob der davon bereitete Umſchlag die Kröpfe vertreibe, wie Dodonäus vorgiebt, oder, nach Bauhins Zeugniß, die Ueberbeine zertheile, ſcheinet auch ſehr zweifelhaft zu ſeyn.

Durio.

Dieſer Name kömmt bey verſchiedenen ältern Schriftſtellern und in Reiſebeſchreibungen vor, und man verſteht darunter einen Baum, deſſen große, melonartige Frucht, mit Stacheln beſetzet, und von Geruch widerlich, von Geſchmack aber angenehm und lieblich iſt, und ſonderlich von den Einwohnern in Siam häufig gegeſſen wird. Herr Adanſon hat ſolchen als ein beſonderes Geſchlecht angeführet, und den Namen Durio beybehalten. Es iſt aber ſelbiger die ſtachlichte Annone, und kann auch füglich ferner bey dieſem Geſchlechte verbleiben.

Durſtnatter.

Den Namen Durſtnatter oder Durſtſchlange, Dipſas, gaben die Alten allen denjenigen Schlangen, welche durch ihren Biß einen ſolchen Durſt verurſachen, daß der Verwundete ſich zu Tode trinken muß, wie bereits im erſten Theile dieſes Werkes unter dem Artikel Aſpis S. 417. bemerket worden iſt. Der Ritter von Linné aber ſchrenket dieſen Namen blos auf eine einzige Schlangenart ein, und verſteht durch Coluber Dipſas nur diejenigen giftigen Schlangen, welche hundert zwey und funfzig Bauchſchilde, und hundert fünf und dreyßig Schwanzſchuppen, übrigens aber meiſtentheils eine bläulichte Farbe, weiß geränderte Schuppen, und eine blaue Nath unter dem Schwanze haben. Man findet dieſe Schlangen, von denen auch einige bräunlich und mit einem gedoppelten Flecken auf dem Rücken bezeichnet ſind, vorzüglich in Amerika und in Oſtindien.

Duttenbaum.

S. Mammeybaum.

Dutzen-

Dutzenblume.
S. Hauſzlaub.

Duyon.

Douyon. Was die Fiſche betrifft, ſo nennet Plinius beynahe keinen einzigen, der nicht in dieſem Meere, an dem Philippiniſchen Eylande, zu finden wäre; ja es hat über dieſelbigen noch einige andere ganz beſondere, als zum Beyſpiele den Duyon, welchen die Spanier Peſce Muger nennen, weil er das Unterſcheidungszeichen und die Brüſte einer Frauensperſon hat. Seine Knochen haben die Kraft, das Blut zu ſtillen, und den Schnupfen zu vertreiben. Das Fleiſch ſchmecket wie Kalbfleiſch. Das Männchen von dieſer Fiſchgattung hat noch niemand geſehen. S. A. R B. XI. S. 429.

E.

Ebbe.

Ebbe und Fluth wird das periodiſche Aufſchwellen und Niederſinken des Waſſers in dem Weltmeere genannt. Nämlich das Aufſchwellen des Meeres heißt die Fluth und das Niederſinken die Ebbe. Sowohl die Ebbe als auch die Fluth, dauert ohngefähr ſechs Stunden und zwölf Minuten, ſo daß binnen vier und zwanzig Stunden funfzig Minuten zweymal Ebbe und zweymal Fluth bemerket wird. Weil ſich nun dieſe Bewegung des Meeres genau nach dem Stande des Mondes und zum Theil auch nach dem Stande der Sonne richtet, ſo iſt es überaus wahrſcheinlich, daß ſie von der anziehenden Kraft des Mondes und der Sonne herrühret, wie unter dem Artikel Meer ausführlicher gezeiget werden ſoll.

Ebenbaum, falſcher.
S. Geißklee.

Ebenholz.

Lignum Ebeni. Iſt von mancherley und ganz verſchiedener Art, indem es ſchwarzes, rothes, und grünes giebt. Ob dieſe Arten von verſchiedenen Bäumen genommen werden, und welches ſelbige ſind, oder ob alle drey Arten von einem Baume abſtammen, iſt nicht gewiß zu beſtimmen; doch ſcheint das erſtere wahrſcheinlich zu ſeyn. Wie denn auch die Schriftſteller einige Bäume anführen, deſſen Holz man mit dieſem Namen zu belegen pfleget.

get. Das ächte Ebenholz ſoll pechſchwarz, ſehr dichte, und wie Helfenbein anzufühlen ſeyn, und auf glüenden Kohlen einen lieblichen Geruch geben. Es hat keinen Splint, auch keine Adern; doch trifft man auch dergleichen an, ſo mit Striefen gezieret iſt.

Das grüne hat im Stamme unter der Rinde ohngefähr zween Zoll weißen Splint, das übrige alles, bis auf das Herz, iſt dunkelgrün, ſo daß es faſt dem ſchwarzen gleichkömmt; manchmal iſt es auch mit gelben Adern vermenget. Das rothe wird auch Granatillenholz genannt.

Es giebt auch ſchwarzes nachgemachtes Ebenholz, indem die Künſtler das Birn- Aepfel- Buchs- und anderes fettes Holz dermaaßen ſchön ſchwarz zu beizen wiſſen, daß es ächten Ebenholze völlig gleich ſieht, und ſich eben ſo gut verarbeiten läßt.

Die alten gebrauchten das ſchwarze zuweilen als eine Arzney, verfertigten daraus Tränke, und verordneten ſolche als ſchweißtreibend bey unreinem Geblüthe, legeten ſolches auch in Wein, und gebrauchten dieſen als ein ſtärkendes Augenmittel. In den neuern Zeiten hat man dieſes Holz den Künſtlern allein überlaſſen, welche es zu allerhand ausgelegter Arbeit gebrauchen, indem es ſchön ſchwarz iſt, und ſich außerordentlich glatt glätten läßt. Wir wollen diejenigen Gewächſe kurz anführen, von welchen man vorgiebt, daß eine, oder die andere Art Ebenholz davon genommen werde.

Das ächte ſchwarze Ebenholz kommt wahrſcheinlich von dem Ebenus cretica Linn. Dieſes drey bis vier Schuh hohe, ſtrauchichte Bäumchen wächſt in Creta, hat zuſammengeſetzte Blätter, ſo aus drey bis fünf lanzenförmigen, rauchen Blättchen beſtehen; die Blumen zeigen ſich in langen dicken Aehren, und haben zwiſchen ſich beſondere Blattanſätze, wodurch ſich dieſes Gewächſe leichtlich von den Kleearten, mit welchen es ſonſt viele Aehnlichkeit hat, unterſcheiden läßt. Der einblättrichte, glockenförmige Kelch endiget ſich mit fünf zarten, einander faſt ähnlichen, haarichten Spitzen. Die Blumenblätter ſind ſchmetterlingsförmig geſtellet, und kaum größer als der Kelch, das Fähnlein rundlich und gerade, die Flügel kaum merklich zu ſehen, und der Kiel mondförmig, mit der Spitze aufgerichtet. Die zehn Staubfäden verwachſen in einer Scheide, ſind aber oberwärts wieder einzeln wahrzunehmen. Der Griffel iſt mit einem ſpitzigen Staubwege geendiget. Die eyförmige Hülſe enthält nur einen Saamen, und aus dieſem muß die Pflanze auf dem Miſtbeete erzogen und in hieſigen Gärten, wie andere ausländiſche, gewartet,

doch

doch nur im Winter in den Glashauſe aufbehalten werden.

Das Bergebenholz hat man zum Andenken der beyden Brüder Johann und Copar Bauhin, Bauhinia genannt. Dieſes Geſchlecht hat einen beſonders geſtallteten Kelch, indem ſolcher auf der untern Seite der Länge nach ſich öffnet, ſich zurückſchlägt, und am Boden in fünf Theile oder Blättchen abſondert, welche oben mit den Spitzen zuſammenhangen. Die fünf lanzenförmigen Blumenblätter ſind am Rande krauſicht, mit den dünnern Spitzen zurückgeſchlagen, und von verſchiedener Größe; die unterſten ſind die größten. Die zehn Staubfäden ſind unterwärts gebogen, und kürzer als die Blumenblätter, einer davon aber merklich länger, als die übrigen, und auf dieſen zeiget ſich auch jederzeit ein Staubbeutel, da hingegen die übrigen ſelten dergleichen tragen. Der Fruchtkeim hat gleichſam einen bebeſondern Stiel, und oben einen unterwärts gebogenen Griffel, mit einem ſtumpfen Staubwege. Die lange, einfächerichte Schote enthält viele rundliche, plattgedrückte Saamen. Von allen Arten, welche Herr von Linné anführet, findet man ſelten eine in hieſigen Gärten. Diejenige Art, welche er, weil die beyden Lappen an den Blättern weit von einander abſtehen, diuaricata genennet, ſoll ein ſehr hartes Holz geben, und in Weſtindien Bergebenholz genennet werden.

Die dritte Art nennet man den Amerikaniſchen Ebenholzbaum; dieſer gehöret nach dem Herrn von Linné zu dem Geſchlechte, welches einige Witſchen, im Lateiniſchen Aſpalathus nennen; dieſer iſt Aſpalathus Ebenus, und in dem mittägigen Amerika zu Hauſe, trägt dicht an einander ſtehende, oder gehäufte, kleine, eyförmige, dem Buchsbaum ähnliche, aber auf der untern Fläche wollichte Blätter; auf jedem Blumenſtiele ſitzen zwo Blumen, deren einblätterichter Kelch in fünf ſpitzige, einander faſt ähnliche Einſchnitte getheilet iſt, doch iſt der obere etwas länger; die ſchmetterlingsförmige Blumendecke zeiget ein zuſammengedrücktes, aufwärts gerichtetes, ſtumpfes, doch mit einer Spitze geendigtes, äußerlich öfters rauches Fähnchen, zween kürzere, ſtumpfe, mondförmige Flügel, und einen ähnlichen, geſpaltenen Kiel. Die zehn Staubfäden ſind in einer Scheide mit einander verwachſen; der Griffel hat einen ſpitzigen Staubweg. Die Fruchthülſe enthält gemeiniglich zween nierenförmige Saamen. Das Holz von dieſem Strauche wird unter dem Namen Ebenholz nach England geſendet; doch iſt ſolches nicht das ächte ſchwarze, es iſt

vielmehr

vielmehr grünlichtbraun, läßt ſich aber ſehr gut glätten, daher es von Inſtrumentmachern ſtark geſuchet und verbrauchet wird. Von den andern Arten dieſes Geſchlechtes erwähnen wir keinen, weil ſolche theils keinen Nutzen haben, theils in unſern Gärten nicht vorkommen; faſt alle wachſen in Aethiopien und dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Falſches Ebenholz nennet Zückert dasjenige Gewächſe, welches Rumph unter den Namen Hebenaſtrum ſ. Lolin beſchrieben, und welches einen großen runden Apfel trägt, welcher Anfangs grün und wollicht iſt, hernach aber gelblicht und glatt wird. Es enthält ſolches ein ſchleimichtes, mehlichtes Fleiſch und viele Saamen. Die Holländer pflegen ſolchen Meelappel zu nennen. Die Einwohner eſſen das fleiſchichte Weſen roh, oder geröſtet, und ſelbiges ſoll wie der Pyſang ſchmecken.

Aethiopiſches Ebenholz kömmt von einem Gewächſe, welches zu den Palmen gerechnet, und von C. Bauhin Palma americana ſpinoſa, ſonſt auch Ayri genennet worden, wächſt in Braſilien und Aethiopien; die Blätter ſind gleich den Palmen; der Stamm iſt mit ſcharfen Dornen beſetzet; das Holz iſt ſchwarz, hart, ſchwer, und ſinket im Waſſer zu Boden. Die Wilden gebrauchen ſelbiges, die Spitzen ihrer Pfeile damit zu beſetzen. Es wird für Ebenholz verkaufet.

Ebenholz, grün, S. Perſimons.

Ebenreiß.

S. Stabwurzel.

Eber.

S. Schwein, wildes.

Types Ebereſchenbaum.

Sorbus. Wir nehmen dieſen zum Geſchlechtsnamen an, obgleich im Deutſchen nur eine Art damit beleget wird; andere nennen dieſes Geſchlecht Sperberbaum, oder mit Planern Speyerlingbaum. Der einblättrige, ſtehenbleibende Kelch, iſt fünffach ausgezacket, und an ſelbigem ſitzen fünf rundliche, vertiefte Blumenblätter, und viele, gemeiniglich bis zwanzig Staubfäden; in der Mitte zeigen ſich ſelten zween, gemeiniglich drey auch vier Griffel mit köpfichten Staubwegen. Die rundliche, oben mit einem Nabel beſetzte Beere, hat nach der Verſchiedenheit der Griffel zwey bis vier Fächer, ja Hr. Cranz will gar fünf derſelben, wahrgenommen haben; in jedem Fache ſollen zween Saamen liegen, aber ſelten werden alle reif. Herr von Haller vereiniget dieſes Geſchlecht nicht unbillig mit der Miſpel. Die Arten hiervon ſind:

1) Der wilde Ebereſchenbaum, Abereſche, Eibiſchbaum, Vogelbeerbaum, Sperbaum, Sperberbaum, Speyerlingbaum, Spierling, Dreckſack, Quitſchbeere, Eſchrößlein, Aeſchrößel, Areßel, Sporbirne, Ebſchen, Eſcheritzen, Maſtbeere, Qualſterbeere, Pihlbeere, Limbaum, oder Limben, Waldeſchen, Adeleſche, Ewiſchbaum, Hanreſchbaum, Quickenbaum, Wielaiſch, Sorbbirne, Agathbaum, Maaßbeere, Gärmſchbaum, Sorbus aucuparia L. Es iſt dieſer Baum ein wichtiges Exempel, wie viele und mancherley Deutſche Namen eine Pflanze erhalten. Verſchiedene darunter hat dieſe Art mit der folgenden gemein; daher man auch nicht allemal erkennen mag, von welcher die Schriftſteller eigentlich reden. Er wächſt in Deutſchland und andern kalten Gegenden Europens in Hecken und Holzungen, aber auch auf dem Berge Libanon. Die gefiederten Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Aeſten, ſind mit Blattanſätzen umgeben, und beſtehn aus neun bis dreyzehn hellgrünen, auf beyden Flächen glatten, etwan anderthalb Zoll langen, und einen halben Zoll breiten, ſpitzigen, eingekerbten Blättchen. Die weißen, wohlriechenden Blumen ſtellen einen platten, breiten Büſchel vor, und erſcheinen im May und Junius. Die kleine, runde, rothe Beere, iſt oben etwas platt gedrücket, und wird gegen den Herbſt reif. Die äußere Rinde iſt bey ältern Stämmen aſchgrau und glatt, bey den jungen Aeſten röthlichbraun. Das Holz iſt hart, feſte und weißlicht, bisweilen mit ſchwärzlichen Stellen gemaſert. Das Laub wird nicht ſelten von Inſecten angefreſſen. Da man dieſe Art mit der folgenden leichtlich verwechſeln kann, ſo bemerken wir noch, wie zwar Herr von Linné in der Oberfläche der Blätter ein Unterſcheidungszeichen angegeben, und bey dieſer beyde Flächen glatt, bey der andern aber die untere rauch angenommen. Man findet aber bey beyden die jungen, hervorgebrochenen Blätter etwas wollicht, welches ſich, wie Miller beobachtet, in der Mitte des Sommers verliert. Herr du Roi hat ein anderes, mehr beſtändigeres Merkmal angegeben. Bey der jetzt beſchriebenen Art äußern die zerriebenen Blätter einen widerlichen Geruch, welcher bey der andern nicht zu bemerken iſt. Auch die Blattanſätze ſind verſchieden, und erſcheinen bey der erſten Art als ein halber gezahnter Zirkel, bey der zwoten aber mehr länglicht. Die Beeren erſcheinen zuweilen ſchwärzlich; ſelbige aber ſind verdorben, und zeigen ſich gemeiniglich alsdenn, wenn die

Bäume zu feuchte ſtehen, und an den Wurzeln faulen, welche gemeiniglich ſehr tief zu gehen pflegen. Die Knoſpen ruhen auf einer vorragenden, winkelartigen Stütze, und unterſcheiden ſich von vielen andern darinnen, daß ſie nicht genau an den Aeſten anliegen, ſondern ſich vielmehr mit ihrem Ende, welches ſpitzig und wie eine Sichel gekrümmet iſt, davon entfernen. Holz und Beeren ſind nützlich. Jenes wird von Tiſchlern, Drechslern und Büchſenſchäftern verarbeitet, und läßt ſich gut glätten, iſt aber doch nicht von der Güte, wie bey der folgenden Art. Die Beeren werden zur Lockſpeiſe beym Vogelfange und auf dem Vogelheerde genommen, indem ſelbige von den Vögeln, ſonderlich den Droßeln, gerne geſpeiſet werden. Sie ſollen auch eine gute Mäſtung für das Rindvieh, für die Schaafe und Hühner abgeben, ſonderlich den jungen Lämmern zuträglich ſeyn. Die Beeren und jungen Zweiglein giebt man in Norwegen den Ziegen, wenn ſie die Raude haben. Die Beeren ſind ſauer und mehlicht, und werden unter die anhaltenden und zuſammenziehenden Mittel gezählet, und in widernatürlichen Ausflüſſen gerühmet. Der eingekochte Saft davon iſt ſcharf, bitter, ſchweißtreibend, und wirket noch ſtärker als der Holundermuß. Man kann auch aus ſelbigen Brandtwein brennen, welches aber kaum die Mühe verlohnen möchte, da ſolche wenig geben. Man rühmet den Saft des Baumes zum Brauen, und giebt vor, daß ſelbiger, wenn er aus dem Stamme durch eine gemachte Oeffnung abfließt und geſammlet worden, gleichſam das Malz ſtärke, und man daher nur die Hälfte Malz nehmen dürfte. Die braune, geſtippelte Rinde iſt bitter, balſamiſch und zuſammenziehend, und giebt im Frühlinge ein kräftiges deſtillirtes Waſſer. In einigen Ländern hat man ſolche ſtatt der Tamariſcenrinde in den Apotheken eingeführet. Mit den Beeren pflegen die Goldſchmiede in Norwegen das alte Silber aufzukochen, und ihm einen neuen Glanz zu geben. Weñ dieſer Baum ſchön blüht, und viele Früchte trägt, hoffen die Bauern ein gutes Kornjahr. Der Baum wächſt geſchwinde, erhält eine dichte Krone, und ſchicket ſich zu Alleen; weil er aber gemein iſt, wird er nicht ſonderlich geachtet. Er vermehret ſich ſelbſt, und ſtark durch die Saamen, welche die Vögel überall umhertragen; daher man leicht junge Stämme haben, und ſolche hinpflanzen kann, wo man es verlanget. Herr Buchhoz führet an, daß man die Beeren von dieſem Baume nicht, wie bey vielen andern geſchieht, ganz,

ſondern die herausgenommenen Saamen ſäen ſolle, aus der Urſache, weil dieſe kleinen Saamen, welche noch mit einer harten Hülle bedecket ſind, mit der Beere zugleich verfaulen würden, zumal wenn man ſelbige, wie doch geſchehen muß, wenn die ganze Beere in die Erde kömmt, etwas tief legen wollte. S. deſſen Briefe, 1 Band, S. 14. woſelbſt auch einige andere, vielleicht übertriebene Umſtände, wegen Erziehung und Verpflanzung dieſes Baumes angebracht worden.

2) Der zahme Ebereſchenbaum, Sorbus domeſtica L. Viele bey der erſten Art angeführte Deutſche Namen werden auch dieſer beygeleget. Der Name Spierbaum ſcheint der gewöhnlichſte zu ſeyn. Dieſer Baum wächſt zwar in den mehr wärmern Gegenden Europens, jedoch auch hin und wieder in Deutſchland. Man kann ſelbigen leichtlich mit dem vorherſtehenden verwechſeln; es ſind aber die Blätter ein wenig breiter, am Rande flacher eingekerbet, auf der untern Fläche mehr wollicht, und geben keinen widrigen Geruch von ſich. Die Blumenbüſchel ſind auch kleiner, und die jungen Aeſte mit einer weißlichen Wolle bedecket; die meiſten Blumen fallen, ohne Früchte nachzulaſſen ab, und daher ſieht man ſolche nur einzeln ſtehen; ſie ſind bald rund, bald länglicht, von der Größe einer kleinen Muſcatellerbirne, gelb mit roth vermiſchet; ſie haben, wie die Birnen, fünf Fächer, und auch ähnliche Saamen; der Geſchmack iſt herbe und zuſammenziehend, doch werden ſie wie die Miſpeln, weich und alsdenn eßbar; du Hamel will ſelbige den beſten Miſpeln vorziehen. Die Vermehrung dieſes Baumes geſchieht durch den Saamen, durch Auslaufer und Oculiren auf wilde Ebereſchen- oder Birnſtämme. Es erreichet ſelbiger auch eine mehrere Höhe, als die erſte Art, zumal wenn er in fettem Erdreiche, und an ſchattigen, der Sonne nicht beſtändig ausgeſetzten Oertern ſteht. Auch iſt das Holz an Güte beſſer, und eines der härteſten, giebt gute Kohlen, und iſt zu Schrauben, Walzen, Kämmen uud vieler andern Arbeit vorzüglich nützlich. Ob das Holz in Kornhaufen geſtecket, die Kornwürmer abhalte, iſt nicht genug dargethan. Aus den Beeren kann eine Art Cider und ſtarker Brandtwein verfertiget werden; doch ſollen nur Bäume, welche ſechzig Jahr alt ſind, reichlich Früchte tragen. Durch den Saamen kann man verſchiedene Abänderungen erhalten, welche ſonderlich in Größe und Geſtalt der Frucht unterſchieden ſind.

3) Der Baſtardebereſchenbaum, Sorbus hybrida L. wächſt in

in Gothland und in Norwegen, hat, wie Herr von Linne' angiebt, den Mehlbaum, Crataegus aria, zum Vater, und den wilden Ebereſchbaum zur Mutter, und man trifft ihn auch nur an ſolchen Orten an, wo dieſe beyden Bäume unter einander wachſen; doch erhält er ſich in ſeiner Art. Die Blätter ſind nur halb gefiedert, und unten wollicht. Die Frucht iſt ſäuerlich ſüße.

Andere, mit dieſem verwandte Bäume, gehören zu einem andern Geſchlechte, und kommen unter dem Namen Elſebeer und Hagedorn vor. Von dieſen allen und der Undeutlichkeit, welche bey den Schriftſtellern wegen dieſer Bäume, ſonderlich in Anſehung der deutſchen Namen vorkömmt, kann man nachleſen Forſtmagazin 8 Band, S. 224. und folgende.

Eberhirſch.

S. Babiruſſa.

Eberraute.

S. Stabwurzel.

Eberwurzel.

Carlina, ein Pflanzengeſchlecht mit zuſammengeſetzten Blumen. Der gemeinſchaftliche, bauchichte Kelch beſteht aus vielen ſpitzigen, locker über einander liegenden Schuppen, davon die innern am längſten, glatt und glänzend ſind, und ſtrahlförmig die Blümchen umgeben. Dieſe ſind alle röhrenförmig und Zwitter, und von den fünf zarten Spitzen derſelben geht die unterſte etwas tiefer, als die übrigen. Der walzenförmige, verwachſene Staubbeutel umgiebt den längern Griffel, deſſen Staubweg nur einfach iſt. Die länglichten, faſt viereckichten Saamen ſitzen auf dem haarichten Blumenbette, und tragen eine lange, doch platt aufſitzende Haarkrone.

1) Die ſtängelloſe Eberwurzel, Carlina offic. Chamaeleon albus, Carlina acaulis L. wächſt auf ſandichten, trocknen, meiſtentheils abhängigen Bergen und Hügeln in Deutſchland, doch häufiger in Italien. Die dicke, zähe, ſchwärzliche Wurzel breitet ſich ſtark aus, und geht tief in die Erde, theilet ſich aber oben in einige ſtarke Aeſte, aus welchen die Blätter und der Blumenkopf hervortreiben. Sie hat nämlich dieſes beſondere, daß der große Blumenkopf entweder auf gar keinem, oder doch nur einem ſehr kurzen Stängel ruhet, und alſo faſt unmittelbar auf der Erde und auf den Wurzelblättern aufſitzt; daher auch dieſe mit dem Blumenkopfe beynahe verwachſen ſind, und ſelbigen gleichſam umſchließen. Dieſe Blätter ſind in viele fingerlange, glatte, harte, gefaltete und am Rande überall mit ſteifen Stacheln beſetzte Einſchnitte, nach Art der gefiederten, zerſchnit-

ſchnitten, liegen platt in einem Cirkel auf der Erde auf, und ragen rund herum über den darauf ſitzenden Blumenkopf hervor. Zuweilen aber, ſonderlich, wenn die Pflanze in einen beſſern Boden, und in den Garten verſetzet wird, treibt die Wurzel einen Stängel, welcher wohl eine bis zwo Spannen erreichet, und alsdenn nimmt derſelbe die Blätter mit ſich fort, ſo daß ſolche theils an dem Stängel ſitzen, theils aber den Blumenkopf gleichfalls umgeben. Die weißglänzenden, feſten, den äußerlichen Rand des Kelches ausmachenden Schuppen öffnen ſich und breiten ſich bey heiterm Himmel aus, bey trüben Wetter aber, wie auch des Abends, richten ſie ſich wieder in die Höhe, und verſchließen die Blümchen. Die Saamen ſitzen ganz dichte bey einander, und die darüber vorragende Haarkrone ſtellet gleichſam eine zarte Bürſte vor; doch liegt zwiſchen jedem Saamen ein kleines Blättchen oder Spelze. Ob die Pflanze, welche die Alten Chamaeleon genannt, mit dieſer Eberwurzel einerley ſey, wollen wir nicht unterſuchen, aber doch bemerken, wie die Blätter ihre Farbe nicht verändern, wenn ſolche auch an verſchiedenen Orten wächſt. Der große dicke Blumenkopf, ſonderlich das Blumenbette iſt voll milchichten Saftes, von Geſchmack angenehm, und den Artiſchocken ähnlich, kann auch daher auf gleiche Weiſe zubereitet und gegeſſen werden, wie ſchon Conr. Gesner gemeldet. Von der Wurzel haben die Alten viel abergläubiſches aufgezeichnet, z. E. wenn man ſolche den Pferden an den Zaum hienge, oder die Menſchen ſolche bey ſich trügen, beyde mehr Stärke erhielten, und nicht leicht ermüdet würden; hingegen aber auch wohl angemerket, daß ſelbige unter die kräftigſten Arzneymittel gehöre. Sie iſt etwa einen Zoll dicke, auch dünner, röthlichbraun, von Geſchmacke etwas bitter, ſcharf und gewürzhaft, auch von einem ſtarken Geruch. Sie enthält ein gar ſonderliches harziges, oder gummöſes Weſen, welches ſich in Menge an die Schachtel anleget, worinnen die zerſchnittene Wurzel aufbehalten wird, und dergleichen ſich bey der Angelice und andern ähnlichen Wurzeln nicht äußert. Sie iſt ein vortreffliches, ſchweißtreibendes, blutreinigendes und die verſtopften Gefäße eröffnendes Mittel, ſchicket ſich auch zu den Vieh- und Pferdepulvern, welche wider die anſteckenden Seuchen gebrauchet werden.

Daß Hunde und Schweine, wenn ſie davon freſſen, getödtet würden, iſt gar nicht wahrſcheinlich; eher könnte Helmonts Vorgeben gelten, daß ſie den Schlaf vertreibe, und daher die Landleute ſonder-

ſonderlich im Würtenbergiſchen, ſolche in der Abſicht den Hunden eingeben, um ſie wachſam und zornig zu machen, auch deßwegen Hundszorn genennet hätten. Da die Wurzel von hitziger Beſchaffenheit iſt, und in gegenwärtigen Tagen die Aerzte mehr kühlende Mittel lieben, wird ſie ſelten gebrauchet, doch bey ſchleimichten Körpern und kalten Naturen billig gelobet, und ſonderlich als ein Trank abgekochet verordnet.

2) Die gemeine Eberwurz, auch Sooddiſtel, Creutzdiſtel und Saudiſtel genannt, Heracantha, Carlina vulgaris L. wächſt auf dürren, ſandigen Hügeln häufig, blühet im Heu- und Erndtemonathe, und läßt ſich von der erſtern Art gar leichtlich unterſcheiden. Sie iſt nur ein Sommergewächſe, treibt einen Schuh langen, manchmal auch kürzern, röthlichen, harten Stängel, welcher der Länge nach wechſelsweiſe mit ganzen, länglichten, ſpitzigen, am Rande ausgezahnten, und mit einer doppelten Reihe Stacheln bewaffneten Blättern beſetzet iſt, und ſich oberwärts in etliche Zweige vertheilet, deren jeder einen Blumenkopf trägt. Doch ſtehen dieſe beynahe in einer Höhe, und ſtellen unter ſich einen platten Büſchel vor. Die Wurzelblätter, auch die untern am Stängel, ſind federartig eingeſchnitten. Die Blumen ſind licht- oder ſtrohgelb, und die Randſchuppen des Kelches weiß. Die Aerzte gebrauchen dieſe Art nicht, und das abergläubiſche, ſo die Alten auch von dieſer aufgezeichnet, findet heut zu Tage keinen Glauben; das bloße Anſchauen ſollte das Soodbrennen vertreiben.

Es giebt auch eine ſogenannte ſchwarze Eberwurzel, welche Chamaeleon niger genannt, vom Herrn Linnäus aber zu dem Geſchlechte des Carthamus gerechnet, und Carthamus corymboſus betitelt worden. Die Wurzel derſelben kömmt mit der erſten Art überein, iſt aber noch viel ſchärfer und wirkſamer. Wie wir denn leſen, daß diejenigen, welche dergleichen Wurzeln in Lemnos und Thracien ausgraben und zerſchneiden, gar leichtlich davon beſchädiget werden, indem, wenn man ſelbige mit feuchten Händen angreift, oder mit den Fingern, womit man die Wurzel zuvor berühret, in das Geſichte ſich wiſchet, alsbald ein heftiges und ſchmerzhaftes Jucken und hernach eine Entzündung entſteht.

Eberwurzel, S. auch Diptam, weißer.

Eberwurzel, große, S. Kugeldiſtel.

Ebriſch.
S. Stabwurzel.

Ebritten.
S. Stabwurzel.

Ebſchen.
S. Ebereſchenbaum.

Echalottengras.
S. Riſpengras.

Echeneis.

Remora, Schiffshalter, iſt und bleibet ein griechiſches Wort, wenn es gleich mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben wird. Ἐχενῆις bedeutet einen Anker, und ein Fiſchlein, welches wie Oppian, nach der lieblichen Fabel der Fiſcher und Schiffer, ſehr ſchöne und treuherzig ſinget, ein mit vollen aufgeblaſenen Segeln mitten im Meere treibendes Schiff, wenn es ſich nur unten dran hänget und anſauget, wie ein Anker auf einmal aufhalten, und in ſeiner ſchnelleſten Flucht hemmen ſoll. Er wird deswegen Hemmfiſch und Schiffſteller genennet, nach dem Ovidius: Parua Echeneis adeſt, mirum, mora puppibus ingens; doch iſt er mit den kleinen Fiſchen, welche die Portugieſen Romeiros, Pilgrimme, nennen, der Aehnlichkeit des Namens wegen, nicht zu verwechſeln. In der Samml. A. Reiſen, B. IV. S. 282. wird er als ein Seefiſch an der Goldküſte aufgeführet, und folgende Geſchichte von ihm erzählet: Dieſer Fiſch, Remora, heißt bey den Franzoſen Sucet, und Arrete net, bey den Engländern der ſaugende Fiſch und die Seelamprete, Suckſtone or Sea Lamprey. Das Obertheil ſeines Kopfes iſt ganz flach, mit zwölf kleinen Einſchnitten, die von einem Ende deſſelben bis zum andern reichen, und damit er ſich, wie die Lampreten, an ein jedes Stück Holz oder Stein befeſtiget, daß der ganze Leib herunterhänge. Der untere Kinnbacken iſt etwas länger als der obere, wornach alſo Bomare, Artikel Remore, zu verbeſſern. Wohl zugerichtet und geſalzen ſind ſie noch zu eſſen, und werden bey völligem Wachsthume etwa drey Fuß lang oder länger. Sie ſcheinen ſich durch eine Begattung, wie die Hayen, zu vermehren. Im Meerbuſen von Guinea folgen dieſe Fiſche oft, des Menſchenkothes wegen, den Schiffen nach; daher die Sklavenſchiffe ordentlich richtig von ihnen begleitet werden. Villault meldet, die Holländer hießen ihn den Unflathfiſch, weil er vom Kothe, der über Bord geworffen würde, lebte. Die Haut iſt ohne Schuppen, und wie eine Aalhaut, von der ſie auch die Fettigkeit und den Geſchmack hat. Er hängt ſich allezeit an den Kiel des Schiffes, vermittelſt einer

Haut auf ſeinem Kopfe, an, die etwa drey Finger breit, und acht Finger lang iſt, und dieß ſo feſt, daß kein Menſch ihn abreiſſen kann. Man findet ihn von dem grünen Vorgebirge bis zur Inſel St. Thomas. Da aber auch dieſe Beſchreibung nicht vollſtändig und zuverläſſig, ſo wollen wir des Sloane ſeine aus dem Catesby p. 26. der auch den Fiſch tab. 26. ſehr ſchön nach dem Leben malet, ſo fort beyfügen: Herr Hans Sloane hält es in ſeiner natürlichen Hiſtorie von Jamaica, Vol. I. p. 28. für unnöthig, dieſen Fiſch zu beſchreiben, weil, wie er ſaget, ſelbiger von den meiſten Scribenten der natürlichen Hiſtorie beſchrieben und vorgeſtellet worden; daher er denn auch nur diejenigen Schriftſteller, ſo deſſelben gedenken, nebſt den verſchiedenen Namen, die ſie ihm beylegen, anführet. Da aber ſelbiger mit ſeinen natürlichen Farben nicht vorgeſtellet worden, ſo wird es nicht unſchicklich ſeyn, wenn ich ihm allhier einen Platz gebe, und einiges hinzuſetze, ſo noch nicht angemerket worden. Er iſt insgemein einen Schuh lang, und ſein Kopf ſo dick als der Leib, welcher gegen den kleinern verjüngten Schwanz zu, immer abnimmt. Er hat ſechs Floßen; zwo ſind hinten an den Ohren angewachſen, zwo unter der Droſſel, ſub gutture, eine lange auf dem Rücken, und eine andere, von gleicher Größe und Form, gegen über am Bauche; ſein Schwanz iſt geſpalten; vielmehr deſſen Floße mondförmig. Das beſonderſte an dieſem Fiſche iſt, daß ſein Kopf oben eine eyförmige platte Fläche hat, durch welche der Länge nach, eine Erhöhung läuft, mit der ſich ſechzehn andere, die ihre Furchen haben, kreuzen. (Auch hier iſt Bomare zu verbeſſern, der dieſe gerippte Platte unten anbringt.) Vermöge dieſer Einrichtung kann ſich der Fiſch an ein Thier, oder etwas anderes anhängen, wie man ſie denn vielmals an den Leibern der Seehunde und anderer großen Fiſche hängen findet. Daß aber dieſer kleine Fiſch ein Schiff in vollen Segeln, oder einen Wallfiſch im Schwimmen, aufhalten ſollte, iſt eine pure Fabel, und er kann nichts mehr thun, als Muſcheln, Corallen, und anderer ſich anhänder Unrath, wodurch ſie im Laufe aufgehalten werden. Wiewohl des Hugo a Linſchotten Rieſenfiſch, der mit ſeinem breiten, und großen Schwanze das Vordertheil des Schiffes umſchloſſen, ſich unter ſelbigem bis zum Hintertheil fortgeſtrecket, ſo daß ſein Kopf noch hinter ſelbigem hervorgeraget, und dadurch das Schiff bey vollen Segeln nicht nur vierzehn Tage aufgehalten, ſondern ſolches ſogar mit ſich zurückgezogen,

gen, nicht minder fabelhaft, und über allem Glauben iſt, wenn gleich die ganze Geſchichte noch ſo ſchön und luſtig abgemalet worden v. Nieremb. H. N. II. 4. Ich habe am Körper eines Seehundes fünf derſelben bekommen, an welchem ſie hin und wieder ſo feſte anhiengen, daß man ſie nicht ohne Mühe loßmachen konnte. Auch habe ich ſie frey und ohne Scheu, um den Rachen eines Seehundes herum, ſchwimmen geſehen, ohne daß er ſolche zu verſchlingen begehret hätte; und ich bin nicht im Stande, die Urſache davon anzugeben. Wir ſetzen hinzu, daß er dem Anſehn nach, auch ein ſehr ſchöner Fiſch ſey. Die eyförmige, glatte Seite der Hirnſchale, welche einem Schilde ſehr gleichet, iſt auf roth, am Rande auf weiß, gerippt. Die Mundſpalte inwendig roth; der Rand der Lippen weißlich; das Auge weiß, mit einem ſchwarzen Ringe, nahe an der Mundſpalte und faſt in der Mitten des Kopfes ſeitwärts; der Kopf und Droſſel ſchwärzlich auf weiß ſchattiret; der Rücken roth, an den Seiten und Bauche bläſſer, und die Floßen röthlich mit weißlichen, ſchwarz geſtrichelten Einfaſſungen. Beym Linne' iſt er in dem 157. Geſchlechte die erſte Gattung, Echeneis Remora; nach dem Müller, der kleine Sauger. ſ. Kleins eigenes Geſchlechte, Stopffiſch, Echeneis; wo wir auch den Iperuquiba und Piraquiba des Marcgravs mit anführen werden; wobey zu gedenken, daß bey dieſer Gattung die Remora des Catesby anzuführen geweſen, nicht bey der zwoten Gattung, Echeneis Neucrates, nach einer überſehenen Verſetzung der Trattneriſchen Ausgabe.

Echo.

Ein Echo oder Wiederſchall entſteht, wenn der Schall von einer unbeweglichen Fläche zurückgeworfen wird. Dieſe unbewegliche Fläche aber muß ſoweit entfernet ſeyn, daß der reflectirte Schall erſt alsdenn in unſer Ohr kömmt, wenn die Empfindung des urſprünglichen Schalls ſchon geendiget iſt, weil wir ſonſt den urſprünglichen und den reflectirten Schall nicht von einander unterſcheiden können. Wenn alſo der Körper, welcher den Schall zurückwirft, nicht wenigſtens ſechzig bis ſiebenzig Schuh von uns entfernet iſt, ſo können wir kein Echo bemerken. Daher trifft man niemals in den Wohnſtuben, aber wohl in ſehr großen Kirchen ein Echo an.

Wenn ſich verſchiedene erhabene Körper, die den Schall zurückwerfen können, in einer nicht zu großen Entfernung von unſerm Ohre, weil ſonſt der Schall zu ſehr geſchwächt und uns unmerklich wird,

wird, hinter einander befinden, ſo entſtehet ein vielfaches Echo, nämlich ein ſolches, wodurch der urſprüngliche Schall mehr als einmal wiederholet wird. Man findet einige, welche einen Hexameter achtmal wiederholen. In England und zwar in der Grafſchaft Oxford, ſoll es ein Echo geben, welches ein Wort bey Tage ſiebenzehnmal und des Nachts zwanzigmal wiederholet. Von dem Echo, welches man zu Simonetta, nicht weit von Mayland antrifft, behaupten einige Reiſebeſchreiber, daß es einen Schall dreyßigmal zurückwerfe. Ja man findet ſogar in den Reiſebeſchreibungen und in phyſikaliſchen Schriften Nachrichten von sechzigfachen Wiederholungen eines Schalls; doch iſt es wohl möglich, daß ein Irrthum im Zählen der Wiederholungen vorgegangen ſeyn kann.

Diejenigen von unſern Leſern, welche begierig ſind, noch andere merkwürdige Echo kennen zu lernen, verweiſen wir auf den zweeten Band des Hamburgiſchen Magazins.

Echiniten.

Seeäpfel, Seeigel, Knopfſteine, Echinites, ſind verſteinerte Schalen von Seeigeln, von welchen Wallerius Mineral. S. 482. ſaget, daß ſie in ihrem natürlichen Zuſtande voll Stacheln und Knoten ſind, ſo man aber ſelten in Stein verwandelt antrifft. Einige von den verſteinerten Schalen ſind über und über voller Löcherchen, andere aber ſind mit Knöpfchen verſehen. Meiſtentheils gleichen ſie den Rockknöpfen, daher ſie auch den Namen Knopfſteine erhalten haben.

Die Stacheln von den Seeigeln findet man bisweilen auch verſteinert; davon diejenigen, welche oval und dicke ſind, Jüdenſteine, Lapides Iudaici, diejenigen aber, welche lang, dünner und oval ſind, Judennadeln heißen. Die verſteinerten flachen Stücke der Seeigel, auf welchen ihre Stacheln feſt geſeſſen, und fünf- oder ſechseckicht ſind, werden Warzenſteine, Steinwarzen, Acetabula Echinorum, genannt.

Eckbeere.

Eckbeere wird Morinda Linn. von Herr Planern, von andern auch Indianiſche Maulbeere genannt. Viele Blumen ſtehen dicht bey einander, und ſtellen ein Köpfchen vor. Solche haben einen kaum merklichen, fünffach eingekerbten Kelch und ein trichterförmiges Blumenblatt, deſſen Röhre ſich in fünf ſpitze Einſchnitte ausbreitet; fünf kurze Staubfäden ſitzen oben an der Röhre; der Fruchtkeim ſteht unter dem Blumenblatte, und der Griffel endiget ſich mit zween Staubwegen.

Die eckichte Beere enthält zween Saamen. Die Arten wachſen in Indien, und dem wärmern Amerika, ſind aber in hieſigen Gärten noch nicht bekannt.

Eckenhalm.

S. Kugelbinſe.

Eckern.

S. Eiche.

Ecktelline.

S. Sonnenſtrahl.

Ecliptik.

Derjenige Kreis am Himmel, welchen die Sonne von Abend gegen Morgen jährlich einmal zu durchlaufen ſcheint, wird die Ecliptik oder Sonnenbahn genannt. Sie durchſchneidet den Aequator in zween Puncten, die um hundert und achtzig Grad von einander entfernet ſind, und zwar unter einem Winkel von drey und zwanzig Grad, acht und zwanzig Minuten nnd zwanzig Secunden, welcher die Schiefe der Ecliptik heißt. Dieſe beyden Durchſchnittspuncte nennt man Aequinoctialpuncte, weil man die Sonne zur Zeit der Nachtgleichen darinnen erblicket, und zwar denjenigen, wo die Sonne beym Anfange des Frühlings ſteht, den Frühlingspunct, punctum aequinoctiale vernale, und den andern den Herbſtpunct, punctum aequinoctiale autumnale, weil ſich die Sonne beym Anfange des Herbſtes darinnen befindet. Die beyden Puncte, welche am weiteſten von dem Aequator und um neunzig Grad von den Aequinoctionalpuncten abſtehen, heißen Sonnenſtandspuncte oder Sonnenwendepuncte, puncta ſolſtitialia. Derjenige Sonnenſtandspunct, welcher über der Ecliptik, d. i. zwiſchen dem Aequator und dem Nordpole liegt, wird der Sommerpunct, punctum ſolſtitiale aeſtiuum, und der andere, welcher unter der Ecliptik, nämlich zwiſchen dem Aeqnator und dem Südpole liegt, der Winterpunct, punctum ſolſtitiale brumale, genannt.

Man theilet die Ecliptik in zwölf Theile oder ſo genannte himmliſche Zeichen, und jedes Zeichen wieder in dreyßig Grade ein. Dieſe Theile haben von den zwölf Sternbildern, neben denen ſie ſich ohngefähr vor zweytauſend Jahren befanden, aber von welchen ſie itzt faſt um dreyßig Grad entfernet ſind, folgende Namen erhalten: Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊, Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍, Waage ♎, Scorpion ♏, Schütze ♐, Steinbock ♑, Waſſermann ♒, Fiſche ♓. Der Anfang des Widders fällt in den Frühlingspunct, der Anfang des Krebſes in den Sommerpunct, der Anfang der Waage in den Herbſtpunct,

punct, und der Anfang des Steinbocks in den Winterpunct.

Edelerz.

Minera metallo diues, bedeutet eben ſo viel, als reichhaltig Erz, welches viel Metall und beſonders Silber in ſich enthält.

Edelſtein.

Edelgeſtein, ächte Steine, Gemmae, ſind ſehr harte Steine, welche ſich ſchleifen und poliren laſſen, und durchſichtig ſind. Sie ſind die härteſten unter allen Steinen. Diejenigen Steine, ſo etwas weniger harte und nur halbdurchſichtig ſind, werden Halbedelſteine genannt. Zu den erſtern gehören 1) der Diamant, 2) der Rubin, 3) der Sapphier, 4) der Topas, 5) der Smaragd, 6) der Chryſolith, 7) der Amethiſt, 8) der Granat, 9) der Hyacinth, 10) der Berill.

Zu den Halbedelgeſteinen können folgende, als die bekannteſten, gezählet werden: 1) der Bergcryſtall, 2) der Carneol, 3) der Chalcedon, 4) der Achat, 5) der Opal, 6) der Onyx, 7) der Sardonix oder Sardachat, 8) der Malachit, 9) der Lazurſtein, 10) der Türkis, 11) der Aſchendrecker oder Tourmalin. Dieſe Steine ſind nur halbdurchſichtig, und weniger hart, als die vorhergehenden, doch aber härter, als alle andere Steine.

Cronſtedt Mineral. S. 45. u. f. zählet die meiſten dieſer Edel- und Halbedelgeſteine unter einerley Geſchlechtart und zwar unter die Kieſelarten. Den Granat S. 75. u. f. ſondert er nach angeführten Gründen von den Kieſelarten ab, und nimmt eine eigene Geſchlechtart, nämlich die Granatarten an. Den Malachit zählet derſelbe S. 185. unter die Erzarten, und zwar als einen verſteinerten, mit Gyps gemiſchten, Kupferkalch. Den Laſurſtein rechnet er S. 112. unter die Zeolitarten, welche er wegen einiger beſonderer Eigenſchaften von andern Steinarten abſondert und als eine beſondere Geſchlechtart annimmt; doch merket er auch zugleich an, daß dieſes Geſchlecht ſich im Feuer faſt wie der Steinmergel verhalte, und beyde Arten nach mehrern angeſtellten Verſuchen in eine Abtheilung kommen möchten. Der Türkis wird von demſelben S. 285. unter den mineraliſchen Verwandlungen und Verſteinerungen, und zwar als ein mit Kupferkalch durchdrungenes Elfenbein, oder andere Elephantenbeine beſchrieben. Den Aſchendrecker oder Tourmalin hat Cronſtedt nicht beſchrieben, weil er vielleicht von ſelbigen noch keine genugſame Kenntniß gehabt hat. Andere Mineralogen ſind in der Beſchreibung der Edel- und Halbedelgeſteine und in der Beſtimmung der Geſchlechtordnungen

gen derſelben etwas verſchieden. Wir halten aber dafür, daß Cronſtedt noch immer Gründe vor ſich hat, die meiſten Edel- und Halbedelgeſteine zu den Kieſelarten zu zählen, weil die bis jetzo mit ſelbigen angeſtellten Verſuche ſolche Eigenſchaften darthun, welche der Kieſelerde eigen ſind, und ſie von andern Erden unterſcheiden. Ob aber alle dieſe Steine eine bloße Kieſelerde zum Grunde haben, oder ob nicht bey einigen eine andere Erdart mit ſelbiger vermiſchet iſt, kann wegen Mangel der Verſuche noch nicht beſtimmet werden. So viel mit dieſen Steinen Verſuche angeſtellet worden, ſo viel läßt ſich doch zur Zeit behaupten, daß in den meiſten dieſer Steine die Grunderde, als eine Kieſelerde zu betrachten iſt. Einige von dieſen Steinen ſtehen im Feuer feſte, andere aber ſchmelzen. Ob es nun ſchon gewiß iſt, daß die reine Kieſelerde, wenn ſie gleich im ſtärkſten Feuer erhalten wird, feſte bleibt und nicht in Fluß kömmt, ſo iſt deswegen, wenn andere dergleichen Steine, wie von dem Amethiſt, Granat, Hyacinth und Beryll geſaget wird, im Feuer ſchmelzen, keinesweges zu ſagen, daß in denſelben die Grunderde nicht kieſelartig ſeyn ſollte. Denn es kann außer der Kieſelerde mit ſelbigen etwas verbunden ſeyn, welches dieſelbe in Fluß bringt; wie denn bekannt iſt, daß die Kieſelerde durch Beymiſchung verſchiedener Subſtanzen in Fluß gebracht, und in Glas verwandelt werden kann. Der Türkis und Malachit können ohne Zweifel nicht zu dieſen Arten gerechnet werden; es ſind ſteinichte Producte von einer beſondern Art.

Die Edel- und Halbedelgeſteine verdienen wohl wegen ihrer Härte und Farbe eine beſondere Achtung, und es iſt nicht zu verwundern, daß, wenn ſie zumal geſchliffen und poliret werden, ſich Liebhaber finden, welche dieſen Steinen vor andern einen Vorzug und beſondern Werth beylegen.

Der Handel mit dergleichen Steinen wird vorzüglich von Juwelirern, Goldſchmieden und Juden betrieben. Die Künſtler ſchleifen und poliren dieſelben, unterlegen ſie mit Folien oder Diamantdinten, und erhöhen auf dieſe Weiſe die Farben und den Glanz derſelben. Die Farben der gefärbten Edelgeſteine ſcheinen von etwas metalliſchen herzukommen. Die Kunſt kann dergleichen nachmachen, dergeſtalt, daß ſie vollkommen den gefärbten Edelgeſteinen ähnlich ſehen, aber ganz und gar nicht derſelben Härte haben. Man nennt dieſelben Flüſſe oder unächte und nachgemachte Edelgeſteine. Durch Scheidewaſſer kann man erfahren, ob der Stein ächt oder unächt iſt; denn

wenn man auf einen gefärbten Stein einen Tropfen Scheidewaſſer bringt, ſo verändert derſelbe, wenn er unächt iſt, ſeine Farbe, welches die ächten nicht thun. Noch iſt von der Farbe der ächten Steine zu merken, daß bey einigen, wie z. E. bey dem Rubin und Smaragd, die Farbe im Feuer beſtändig seyn ſoll. Der Topas verliert ſolche; daher er auch von den Künſtlern in der Abſicht geglühet wird, um ihn anſtatt der Diamante zu gebrauchen.

Zum Schleifen und Poliren der Edelgeſteine bedienen ſich die Künſtler küpferner, bleyerner, zinnerner und hölzerner Scheiben, ingleichen des Tripels und Smirgels, und bey den härteſten Arbeiten, wie bey dem Schleifen und Poliren der Diamante, Sapphire und Rubine, des Demantpulvers oder ſogenannten Demantports. Einige, wie Cronſtedt Mineralog. S. 72. meldet, vermiſchen mit dem Demantpulver etwas Vitriolöl, und gebrauchen ſolches beym Schleifen der Rubine, wie auch der Chryſolithe.

Die Reinigkeit, Klarheit und Größe der Edelgeſteine, wie auch die Mode und das Betragen des Käufers und Verkäufers, machen den Preis dieſer Steine ſehr veränderlich; doch gehen die Diamante und Rubine, wenn ſie mit andern von anderer Art in gleicher Größe genommen werden, allen übrigen vor.

Von dem Preiſe der reinen klaren und wohlſcheinenden Steine hat Wallerius Mineral. S. 168. u. f. eine Anmerkung beygefüget, welche hierinnen einigen Unterricht geben kann, aber doch in vielen Fällen einer Ausnahme unterworfen ſeyn wird, weil der Preis der Edelſteine eine ſolche Sache iſt, welche der Veränderung nur gar zu ſehr unterworfen iſt.

Eelbüt.

Eelbüt, der Holl. nach dem Aldrovand, Hellbüt, Hillbüt, Pleuronectes Hippogloſſus, Linn. g. 163. ſp. 4. eine Gattung der Bütte, Flynder nach dem Pontoppidan, II. 208. ſ. Flünder, Paſſer. 2. des Kleins, und unſern Artikel Botte, I. 420.

Eelpout.

Alput, Muſtela Viuipara, Blennius Viuiparus, Linn. g. 155. ſp. II. ſ. Aalbaſtart, Enchelyopus 12. des Kleins, und unſern Artikel I. 24. Aalmutter.

Effenbaum.

S. Rüſtern.

Egelebaum.

S. Elſebeerbaum.

Egelkraut.

S. Ranunkel, und Weiderich, gelber.

Egle.

Meeregle, Phycis, eine Art Krametfiſche, Blennius Phycis, Linn. g. 155. ſ. 7. nach dem Müller Glattkopf, des Geſchlechtes ſeiner Rotzfiſche. ſ. Parſchbaſtard, Matnas, 6. des Kleins.

Egriſch Salz.

Sal Egranum, iſt ein bitterliches Mittelſalz, welches durch das Verdampfen aus dem Egeriſchen Waſſer erhalten wird. Dieſes Salz beſteht aus dem Vitriolſauren, welches mit einem mineraliſchen Alkali und kalchartigen Erde geſättiget iſt. Es kömmt mit dem Carlsbader, Sedlitzer und andern dergleichen Brunnenſalzen überein, nur mit dem Unterſchiede, daß die Beſtandtheile in etwas andern Verhältniſſe befunden werden. Es wird daſſelbe vorzüglich in der Heilkunſt, als ein gutes abführendes Mittel, das die erſten Wege reiniget, gebrauchet.

Egriſcher Sauerbrunnen.

Egriſch Waſſer, Aquae Egranae, Acidulae Egranae; iſt ein heilſames mineraliſches Waſſer, welches bey Eger in Böhmen zu finden iſt. Es beſteht daſſelbe aus einem elaſtiſchen, mineraliſchen Spiritus, einem bitterlichen Mittelſalz und einer Eiſenerde, welche, ſo lange der mineraliſche Spiritus mit dem Waſſer verbunden iſt, in dem Waſſer aufgelößt und mit den übrigen Beſtandtheilen verbunden bleibt, ſogleich aber ſich zu trennen und niederzuſchlagen pfleget, ſobald der mineraliſche elaſtiſche Spiritus verloren geht. Das Egriſche Waſſer wird mit vielem Nutzen in der Heilkunſt gebrauchet, und kann ſo wohl an dem Orte, wo es quillt, als auch außer demſelben verführet und getrunken werden. Doch iſt der Gebrauch deſſelben, wie bey allen mineraliſchen Waſſern, an dem Orte ſelbſt weit nützlicher; wiewohl es auch gewiß iſt, daß es mit vielem Nutzen außerhalb des Ortes gebrauchet werden kann. Seine vorzügliche Eigenſchaft iſt, daß es die erſten Wege reiniget und abführet, es geht aber auch in das Blut und andere Gefäße, löſet die ſtockenden, ſchleimichten Feuchtigkeiten auf, eröffnet die verſchleimten Eingeweide, führet den Schleim vorzüglich durch die erſten Wege ab, ohne die feſten Theile ſehr zu erſchlappen; ja es ſcheint vielmehr dieſelben ein wenig zu ſtärken, wiewohl die ſtärkende Kraft geringe und bisweilen kaum merklich iſt. Das Egriſche Waſſer iſt unter allen mineraliſchen Waſſern, welche in unſern Gegenden bekannt ſind, und ſich verführen laſſen, eines der beſten, vornehmlich wenn man

darauf merken will, daß mit der abführenden Eigenſchaft zugleich ein mineraliſcher Spiritus und etwas von einer Eiſenerde verbunden iſt.

Ehegürtel.
S. Blätterſchwamm.

Ehelein.
S. Elſebeerbaum.

Ehlen.
S. Elſebeerbaum, und unter den Kirſchen die Traubenkirſche.

Ehre.
S. Ahornbaum.

Ehrenpreiß.

Veronica. Ein ganz bekanntes Pflanzengeſchlecht. Der ſtehenbleibende Kelch iſt in vier ſpitzige Einſchnitte getheilet; das Blumenblatt hat eine kurze, auch längere Röhre, und der Rand theilet ſich in vier eyförmige Lappen, welche nicht von einerley Größe ſind. Der unterſte iſt der ſchmälſte, und der darüber ſtehende obere der breiteſte. An dieſem ſitzen zween Staubfäden und der platt gedrückte Fruchtkeim trägt einen gebogenen Griffel, mit einfachem Staubwege. Das Saamenbehältniß iſt gemeiniglich herzförmig, zweyfächericht, öffnet ſich mit vier Klappen, und enthält viele kleine Saamen. Herr von Haller erwähnet noch einer Honigdrüſe, welche den Fruchtkeim umgiebt. Schon die ältern Schriftſteller, und auch Herr Heiſter haben dieſes Geſchlechte, in andere abgetheilet, und der letzte, nicht allein diejenigen Arten, welche eine längere Blumenröhre, und ein mehr rundlich länglichtes Saamenbehältniß haben, von den übrigen abgeſondert, ſondern auch diejenigen, an welchen die Blumen einzeln ſtehen, von denjenigen getrennet, welche ſolche ährenweiſe tragen. Die Neuern vereinigen billig dieſe alle; und ob wir gleich die Bachbungen unter dieſem Namen angeführet, ſo ſind ſolche doch für wahre Arten des Ehrenpreißes anzunehmen. Die Arten ſind zahlreich, und Herr von Linné führet derſelben vier und dreyßig an. Wir wollen davon die bekannteſten und merkwürdigſten wählen.

1) Der Apothekerehrenpreiß, Grundheil, Heil aller Welt, Schlangenkraut, Wundkraut, Viehwürz, Köhlerkraut, Veronica officinalis Linn. wächſt überall in Wäldern und unfruchtbaren Oertern, blühet im Brach- und Heumonathe, treibt aus der fäſerichten Wurzel etliche ſchwache, niedrige, auf dem Boden kriechende Stängelchen, welche mit paarweiſe ſtehenden, dunkelgrünen, rauchen, eyförmig rundlichen,

chen, und eingekerbten Blättern beſetzet ſind. Aus dem Winkel der Blätter treibet ein nackendes Aeſtchen, welches eine Blumenähre trägt. Das Blumenblatt iſt blaßblau, und ganz flach, beynahe ohne alle Röhre. Das Saamenbehältniß iſt platt und herzförmig. Da die Stängelchen auf der Erde hinkriechen, und leichtlich Wurzel ſchlagen, kann dieſes Pflänzchen zu den fortdauernden gerechnet werden, indem ſelbiges ſich auf dieſe Art gar ſehr vermehret. Man pfleget ſolche, ehe ſie blühet, einzuſammlen, und getrocknet aufzubewahren. Man hat ſolche mit vielen Lobeserhebungen beleget, und bey vielen Krankheiten angerühmet, auch mit dem Chineſiſchen Thee verglichen und dieſem vorziehen wollen. Sie hat etwas bitterliches, doch mehr zuſammenziehendes, welches ſich im Geſchmacke gar deutlich äußert, deßwegen man den annehmlichen Geſchmack, welchen der Chineſiſche Thee dem Waſſer mittheilet, bey dem Ehrenpreißthee vergeblich ſuchen dürfte. Und eben ſo wenig können wir Herr Franken, und Zornen beypflichten, wenn ſie dieſes Kräutlein als eine allgemeine Arzney empfohlen. Alles was man zugeben kann, beſteht in einer austrocknenden, und alſo auch reinigenden, und heilenden Eigenſchaft; die zertheilende iſt ſchon viel geringer, und auch die erſtern Kräfte ſind ſehr eingeſchränket; und obgleich Hofmann und Boerhaave ſolches für ein herrliches Wundkraut ausgeben, wird doch gewiß damit keine Lungen- und Schwindſucht, kein auszehrendes Fieber, keine Verſtopfungen der Drüſen und Leber geheilet werden. Am wenigſten aber darf man auf dieſe Wirkung Rechnung machen, wenn man nur das Kraut als einen Thee, oder das davon abgezogene Waſſer gebrauchet; kräftiger iſt der friſche Saft, welchen Boerhaave täglich zu vier Loth wider die Gicht verordnet; nur ſchade, daß dieſes trockene Kraut ſo wenig Saft giebt. Die Conſerve, oder die mit Zucker eingekochten, friſchen Blätter, könnten noch einigermaaßen wirkſam ſeyn. Aus den Blättern mit Maybutter eine Salbe gemachet, oder ſolche in Waſſer abgekochet, kann bey äußerlichen Schäden und Ausſchlägen der Haut nützlich ſeyn, indem dieſe Pflanze trocknet und zuſammenzieht. Daß die Stöckchen, welche nahe an Eichen wachſen, mehrere Kräfte erhalten, iſt eine Grille. Ob wir nun gleich überhaupt von dieſem Ehrenpreiſe nicht viel beſonderes hoffen, ſo müſſen wir doch noch anführen, wie Herr Scopoli ganz anderer Meynung ſey, und nicht allein vorgiebt, wie der daraus bereitete Trank mit Eſſig vermiſchet und

durch

durch einen Trichter in den Mund gezogen, bey Steckflüſſen nützliche Dienſte leiſtet, ſondern auch behauptet, daß dieſe Pflanze, bey innerlichen Entzündungen gebrauchet, das Blut in mehrere Wallung ſetze, daher er ſich zwar wundert, wie die Aerzte ſolche in Seitenſtechfiebern anrathen können, jedoch auch einen Thee von Ehrenpreis und Klatſchroſen in eben dieſer Krankheit hochſchätzet. Ueberdieß hat auch Herr Cartheuſer angemerket, wie die daraus bereitete Tinctur, wenn man ſolche abrauchen läßt, einen ſtark riechenden Dampf von ſich gäbe. Mit Vitriol kann man aus den Blättern Dinte machen.

Unter denjenigen Arten, welche ſich durch ihre ſchönen Blumenähren von den übrigen unterſcheiden, bemerken wir ferner:

2) den Virginiſchen weißen Ehrenpreis, Veronica virginiana Linn. der feſte, haarichte Stängel wird zween, drey bis vier Fuß hoch; die platt anliegenden, blaßgrünen, haarichten, eyförmig ſpitzigen, und ſpitzig eingekerbten Blätter ſitzen in ordentlichen Zwiſchenräumen an dem Stängel, und zwar allemal mehr als zween beyeinander, gemeiniglich ſtehen drey auch fünfe bey jedem Abſatze, und können mithin ſternförmig genañt werden. Der Stängel ſelbſt, wie auch die, aus dem Blätterwinkel zuweilen hervortreibenden, Aeſte endigen ſich mit langen weißen Blumenähren; Jede Blume ruhet auf einem kurzen Stielchen, und bey dieſem ſteht ein lanzenförmiger Blattanſatz; die Blumenröhre iſt lang, und die Einſchnitte ſind nicht merklich ungleich. Nach Bartrams Berichte, pflegen die Canadenſer die zäſerichte Wurzel mit Milch abzukochen, und dieſe als ein Brechmittel zu trinken. Da ſie in Virginien wächſt, dauert die Wurzel auch bey uns im freyen Lande, und man wird nicht leicht vergeblich im Frühjahre auf den neuen Austrieb hoffen. Sie verlanget auch keine beſondere Wartung, und kann durch Theilung der Wurzel leichtlich vermehret werden.

3) Der dreyblätterichte, gleichförmig ausgezackte Ehrenpreis, großer ſtaudichter weißer Ehrenpreis, Veronica ſpuria L. wächſt auch bey uns auf den Wieſen und blühet gegen den Herbſt. Die dauerhafte Wurzel treibt ſtarke, ohngefähr zween Fuß hohe Stängel und in verſchiedenen Abſätzen allemal drey glatte, länglichte, ſpitzige Blätter bey einander, welche am Rande durchgehends mit ähnlichen ſcharfen Zähnen eingekerbet ſind. Stängel und Aeſte endigen ſich mit einer blaulichten Blumenähre. Der Rand des Blumenblattes ſcheint ſich niemals völlig auszubreiten, und die Staubfäden ragen wenig

über ſelbigen hervor. Die Röhre iſt mit Haaren dicht beſetzet.

4) Der dreyblätterichte, ungleich ausgezackte Ehrenpreis, der am Meerſtrande wachſende Ehrenpreis, Veronica maritima, wird auch bey uns im September in waldichten Gegenden blühend gefunden; iſt der vorigen Art viel ähnlich, die Blätter aber ſind mit Zähnen von ungleicher Größe beſetzet, und bisweilen doppelt eingekerbt, auch ragen die Staubfäden weit über das Blumenblatt hervor.

5) Der große langblätterichte Ehrenpreis, großer ſtaudichter weißer Ehrenpreis, Veronica longifolia L. wächſt auf den Wieſen und den Dämmen unter den Weidenſträuchern, an den Seen und Ströhmen, und blühet im Sommer und frühen Herbſte. Die dauerhafte, zäſerichte Wurzel treibt zween bis drey Fuß hohe, aus dem Blätterwinkel äſtige Stängel. Die untern Blätter am Stängel ſind kleiner, und vergrößern ſich nach oben zu, allemal, nur zuweilen die ganz oberſten ausgenommen, ſitzen zwey Blätter einander gegen über; dieſe ſind geſtielet, lang, lanzenförmig, ſehr ſpitzig, ungleich eingekerbet. Die Blattſtiele, wie auch die Aeſte und der obere Theil des Stängels ſind mit Wolle bedecket; die auf den Spitzen befindlichen blauen Blumenähren ſind lang; bey jeder Blume ſitzt ein ſchmaler Blattanſatz; die Blumenröhre iſt länger, als der Kelch, und mit Haaren beſetzet; die Staubfäden und der Griffel ragen über das Blumenblatt hervor. Die Frucht iſt herzförmig.

6) Der einährichte Ehrenpreis, kleiner Bergehrenpreis, Veronica ſpicata Linn. iſt auf Triften, Hügeln und in den Heiden gemein, wo er noch ſpäte im Herbſte blühend gefunden wird; hat einen einfachen Stängel, welcher ſich auch nur mit einer blauen Blumenähre endiget. Die, gegen einander überſtehenden, Blätter ſind ſtumpf und eingekerbet; die Blume iſt blau.

7) Der wollichte, Sibiriſche Ehrenpreis, Veronica incana L. Gemeiniglich liegen die Stängel mit dem untern Theile auf der Erde, richten ſich hernach in die Höhe, und ſind ohngefähr zween Fuß lang, und von dem anliegenden, wollichten Weſen ganz weiß; die Blätter haben auch dergleichen Ueberzug; dieſe ſtehen einander nicht allemal gegen über, und gemeiniglich erſcheinen die obern nur wechſelsweiſe, ſie ſitzen auch platt auf, die untern aber ſind geſtielet, alle länglicht, ſpitzig eingekerbet. Die Blumenähren ſitzen an den Enden der Aeſte und des Stängels; bey jeder Blume ſteht ein lanzenförmiges Blättchen. Der wollichte Kelch raget mit ſeinen Spitzen weit über die Frucht hervor; die lange Blumenröhre iſt weiß und inwendig

dig haaricht, der Rand blau, der obere Einſchnitt davon breit, und der untere am ſchmälſten. Staubfäden und Griffel ragen über die Blume heraus; wächſt in der Ukraine, hält bey uns im freyen Lande aus, doch verliert er daſelbſt vieles von dem wollichten Weſen, welches er hingegen behält, wenn man ſolchen im Scherbel unterhält, und im Winter in ein gemeines Glashaus ſetzet. Er dauert nur einige Jahre, und da der Saame ſelten recht reif wird, muß man ſelbigen durch Theilung der Wurzeln zu erhalten ſuchen.

8) Der Ehrenpreis mit Quendelblättern, Veronica ſerpillifolia L. An dem niedrigen, anfangs geſtreckten, alsdenn aufrechtſtehenden Stängel ſitzen unten die Blätter paarweiſe, oben aber ſind ſie wechſelsweiſe einander gegen über geſtellet, und mit wenigen Zähnen am Rande beſetzet; die oberſten erſcheinen ſchmäler, ſpitziger und völlig ganz, aus deren Winkel zwar einzelne kurze Blumenſtiele kommen, welche aber unter ſich eine Aehre abbilden. Das Blumenblatt iſt ganz klein, die drey obern Einſchnitte größer und geſtreifet, der untere ganz weiß, der obere blau, die zween zur Seite ſtehenden blaßblaulicht. Die herzförmige Frucht iſt tief geſpalten, das Blumenblatt iſt zuweilen weiß; wächſt in unbebaueten Oertern, blühet im April und iſt nur jährig.

9) Der ſchmalblätterichte Sumpfehrenpreis, Veronica ſcutellata Linn. Der Stängel liegt mit dem untern Theile auf der Erde, und treibt aus den Knoten neue Wurzelfäſerchen, nachher aber richtet ſich ſelbiger auf, und erreichet ohngefähr die Höhe eines halben Fußes. Die paarweiſe geſtellten Blätter ſind ganz ſchmal, kaum hin und wieder etwas weniges eingekerbet und ſpitzig. Aus dem Winkel treiben nackende Aeſtchen mit lockern Blumenſträußchen. Des kleinen Blumenblattes drey größere Einſchnitte ſind mit roſenfärbigen Linien durchzogen, der untere und kleinſte iſt weiß; die Frucht iſt platt und breit. Man findet dieſe Art in Sümpfen häufig im Sommer blühend.

10) Bathengel-Ehrenpreis, großer Erdbathengel, Veronica Teucrium Linn. ſteht an Hecken und Hügeln, auch zwiſchen den kleinen Geſträuchern um die Gärten und Weinberge und blühet im Sommer. Der Stängel iſt bisweilen auf die Erde geſtrecket, bisweilen auch mehr aufgerichtet, etwa einen Fuß lang, hart und äſtig. Die paarweiſe geſtellten Blätter fangen breit an, und umgeben mit dieſem Ende die Aeſte, ſind übrigens eyförmig, mehr ſtumpf als ſpitzig, ausgezacket und zuweilen gleichſam falticht; die obern Blätter ſind ſpitziger. Des großen blauen Blumenblattes oberſter Einſchnitt

iſt gar merklich, der unterſte aber faſt unmerklich mit Linien durchzogen; die Frucht iſt herzförmig eingekerbet.

Dieſe Art haben die Berliniſchen Aerzte unter dem Namen Bathengel, Teucrium, und beſonders den Thee davon als ein kräftiges Auflöſungsmittel bey Verſtopfungen der Eingeweide und verderbter Miſchung der Säfte gelobet. Es wird dieſe aber eben ſo wenig Kräfte haben, als der zuerſt angeführte Ehrenpreis.

11) Der geſtreckte Ehrenpreis, ſchmalblätterichter Bathengel, Veronica proſtata, blühet auf den Sandbergen, Feldhöhen und andern warmen Plätzen in den Heiden, auch auf einigen Triften, ſehr früh und häufig, iſt mit der vorigen ſehr verwandt, und vielleicht nur eine Abänderung davon. Die geſtreckten Stängel ſind haaricht, die Blätter eyförmig länglicht, ausgezacket, und einigermaßen geſtielet, die oberſten ſitzen plattauf, aus deren Winkel die blauen Blumenähren hervorkommen.

12) Der Gamanderleinehrenpreis, kleiner, weißer Bathengel, Schaafkraut, blauer Wieſenehrenpreis, Veronica chamaedrys Linn. iſt faſt überall gemein, außer in ganz tiefen Brüchen, wo ſolcher ſelten, aber auch ſehr verändert, vorkömmt. Der ſchwache rauchlichte Stängel verbreitet ſich oberwärts in Aeſte. Die untern Blätter ſind eyförmig, rauh, eingekerbet, und mit Adern unterwärts durchzogen, die obern größer, herzförmig und ſpitziger, aus deren Winkel die Blumenähren treiben. Die Einſchnitte des Kelches ſind merklich ungleich, das Blumenblatt dunkelblau, die Frucht herzförmig. Auch die Blätter von dieſer Art werden zum Thee empfohlen; die Berliner Aerzte aber wollen dieſe nicht mit No. 10. verwechſeln, und wird daher von ſelbigen Teucrium ſpurium genannt.

Die folgenden Arten tragen in den Winkeln der Blätter einzelne Blümchen.

13) Der blaue, wilde Ehrenpreis, blauer Meyer, Veronica agreſtis Linn. iſt auf den Fruchtfeldern nach einer feuchten Witterung im Frühlinge und Herbſte nicht ſelten. Die geſtreckten, äſtigen Stängel ſind etwa einer Spanne lang; die geſtielten, eyförmigen, ſtumpfen, oder herzförmigen Blätter am Rande ausgezacket, und kürzer, als der daraus entſpringende Blumenſtiel. Die Blumen ſtehen einzeln; das Blumenblatt iſt faſt radförmig, dunkelblau geſtreift, zuweilen auch ganz weiß. Die Frucht beſteht gleichſam aus zwey beſondern Behältniſſen.

14) Der kleine Feldehrenpreis, Veronica arvenſis Linn. blühet vorzüglich auf den Saatfeldern.

feldern. Bey dieſem ſind die herzförmigen, ausgezackten Blätter länger als der Blumenſtiel, ruhen ſelbſt auf langen Stielen, ſind ſaftreich, kühlend und zart, wie bey der vorigen Art. Die ganz niedrigen Stängel treiben viele Aeſtchen. Das Blumenblatt iſt blau.

15) Der Gundermannehrenpreis, rother Meyer, Veronica hederifolia Linn. iſt häufig auf den Fruchtfeldern und andern gebaueten Oertern, um die Dörfer und Vorſtädte anzutreffen. Die herzförmigen Blätter ſind gemeiniglich in fünf Lappen zerſchnitten. Die einzelnen Blumenſtiele lang. Die ſpitzig zulaufenden Kelcheinſchnitte ſtellen gleichſam eine Pyramide vor, wenn ſie ſich ſchließen. Das blaßblaue Blumenblatt iſt mit dunkeln Adern durchzogen.

16) Händlein-Ehrenpreis, Händleinkraut, früher kleiner Feldehrenpreis, Veronica triphylla Linn. erſcheint gleich nach Abgange des Schnees in den erſten Frühlingstagen auf den Frucht- und Saatfeldern. Die äſtigen, aufrechtſtehenden Stängel ſind ſelten eine Spanne lang. Die platt aufſitzenden, paarweiſe geſtellten Blätter ſind dreyeckicht, und in drey oder fünf Lappen zerſchnitten, und gleichſam fingerartig. Die ganz oberſten ſind gemeiniglich völlig ganz. Die einzelnen Blumen ſind groß und dunkelblau. Die Frucht iſt gleichſam aus zwey Behältniſſen zuſammengeſetzet.

Ehrenpreis, Weiblein, S. Löwenmaul.

Ehrenſchwerd.

Ehrenſchwerd, iſt bey Hr. Planern die Ixia Linn. von Hr. Dycken wird ſelbige die Engliſche Schwerdlilie genannt. Zwey Blätter machen die Kelchſcheide aus; die Blume ſelbſt zeiget ſechs länglichte, einander ähnliche Blumenblätter, drey kürzere Staubfäden und einen Griffel mit dreyfachen Staubwege. Die dreyeckichte, dreyklappige, dreyfächerichte Frucht enthält rundliche Saamen. In der Murrayiſchen Ausgabe findet man zwölf Arten, davon einige von andern Schriftſtellern zu andern Geſchlechtern gerechnet werden. Die Chineſiſche, Ixia chinenſis Linn. haben wir bey der Bermudiane angeführet, und wollen hier nur einige, zuweilen in hieſigen Gärten vorkomende, erwähnen.

1) Afrikaniſcher Ehrenſchwerd, Ixia Africana L. Der Stängel bleibt ſehr niedrig, die Blätter ſind ſchmal, mit Adern durchzogen, die kleinen wollichten Blumen ſtehen an der Spitze des Stängels in Geſtalt eines Köpfchens bey einander, und ſind durch

durch zerriſſene Kelchſcheiden unterſchieden.

2) Knollentragender Ehrenſchwerd, bulbifera Linn. Der Stängel wird etwa anderthalb Fuß hoch, jedes Gelenke deſſelben umfaſſet ein ſchmales, langes Blatt, in deſſen Winkel kleine Knollen ſitzen; die wechſelsweiſe an den Enden der Stängel geſtellten Blumen ſind weißlicht oder ſchwefelgelb.

3) Safranfarbiger Ehrenſchwerd, crocata Linn. Die knollichte Wurzel treibt lange, ſchmale, ſchwerdförmige Blätter, und nackende Stängel, welche ſich mit einer einſeitigen Blumenähre endigen. Die Blumenblätter ſind dunkelgelb, und zeigen an ihrer Grundfläche gleichſam durchſichtige oder fenſterartige Flecke.

Dieſe, wie auch die meiſten übrigen Arten wachſen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, können durch die Wurzel vermehret, und wie andere, in dieſer Weltgegend wachſende Pflanzen, gewartet werden.

Ehretia.

Dem berühmten Maler, Dionyſius George Ehret, welcher aus Deutſchland gebürtig, ſich aber lange Zeit in England aufgehalten, und die ſchönſten, vollkommenſten Pflanzenabbildungen zu verſchiedenen Werken verfertiget, zum Andenken, iſt dieſes Pflanzengeſchlecht alſo genannt worden. Der kleine, einblätterichte, glockenförmige Kelch iſt in fünf ſtumpfe Einſchnitte getheilet; des Blumenblattes Röhre iſt länger als der Kelch, und der Rand zeiget fünf platte, eyförmige Lappen; fünf pfriemenartige Staubfäden umgeben den Griffel, welcher unten dünner, und oberwärts dicker, und mit einem ſtumpfen Staubwege geendiget iſt. Die rundliche zweyfächerichte Beere enthält zween Saamen, deren jeder gleichfalls zwey Fächer zeiget. Die vier Arten, welche Herr von Linné anführet, und in Amerika wachſen, ſind zur Zeit in hieſigen Gärten nicht bekannt.

Eibenbaum.

S. Taxbaum.

Eibiſch.

Althaea Linn. Wir behalten dieſen bekannten deutſchen Namen; Herr Planer heißt dieſes Geſchlecht Hemſt. Es gehöret zu der zahlreichen Familie der Pappeln, läßt ſich aber, ſonderlich durch den Kelch, von den nahverwandten Geſchlechtern leicht unterſcheiden. Dieſer iſt doppelt, der äußerliche in neun ſchmale, der innerliche in fünf breitere Einſchnitte getheilet. Beyde bleiben ſtehen und umgeben die Frucht. Das Blumenblatt iſt faſt bis auf den Boden in fünf herzförmige,

gleichſam abgebiſſene Lappen zerſchnitten. Die vielen Staubfäden ſind unterwärts in einen walzenförmigen Körper verwachſen, welcher mit dem Boden des Blumenblattes genau verbunden iſt, oberwärts aber theilet ſich ſolcher in viele Fäden und alle tragen nierenförmige Staubbeutel. Der tellerförmige Fruchtkeim hat einen kurzen Griffel, welcher ſich in viele Staubwege endiget. Die Saamenbehältniſſe ſitzen in der Rundung um den ſäulenförmigen Fruchtträger, öffnen ſich einwärts und jedes enthält einen nierenförmigen Saamen.

1) Der Apotheker Eibiſch, Ibiſch, Heylwurz, Sammetpappel, weiße Pappel, Biſmalua, Althaea officinalis Linn. Die dicke, in viele ſtarke, lange Aeſte getheilte, fäſerichte, weiße Wurzel treibt zween bis drey Ellen hohe, äſtige, ganz wollichte Stängel, an welchen wechſelsweiſe geſtielte, breite, länglichte, ſpitzige, in fünf oder ſieben Lappen mehr oder weniger getheilte, am Rande ausgezackte, weißwollichte Blätter ſitzen. An dem Blattſtiele ſitzt ein ſchmaler, geſpaltener Blattanſatz auf beyden Seiten, welcher zeitig abfällt. Aus den Winkeln der Blätter kommen die Blumen, welche aus dem weißlichten etwas ins röthliche fallen, und deren etliche auf einem Stiele ruhen. Die Pflanze wächſt in Holland, England, Frankreich, auch zuweilen in Deutſchland, an feuchten, ſumpfichten Oertern; blühet im Heumonath, erhält ſich in der Wurzel viele Jahre, und iſt überhaupt in unſern Gärten und im freyen Lande leicht und ohne Wartung zu unterhalten. Man kann die Vermehrung durch die Theilung der Wurzel erhalten, beſſer aber geſchieht ſolche durch den Saamen, welcher in Menge reif wird. Wurzel, Blätter, Blumen und Saamen ſind im Gebrauch, die Wurzel aber am meiſten. Die ganze Pflanze iſt voll von einem zähen und ſüßlichten Schleime, von welchem auch die Kräfte abhängen. Sie erweichet, befördert die Eiterung, verſüßet das Geblüthe und alle ſcharfe Säfte, und lindert die Schmerzen, daher ſelbige in vielen Krankheiten erſprießliche Dienſte leiſtet; als in Nieren- und Blaſenbeſchwerungen, welche von der Schärfe des Urins kommen, in Lungenbeſchwerungen, die dünnen Feuchtigkeiten zu verdicken, die ſpalzigen zu mildern, die rauhen oder rohgewordenen zu überziehen, die ausgetrockneten zu erweichen, und den Auswurf zu befördern: überhaupt auch, wo der natürliche Schleim fehlet, als in der rothen Ruhr, und endlich äußerlich, wo verhärtete Geſchwülſte zu erweichen, und zur Eiterung zu bringen ſind. Bey allen dieſen Umſtänden machet man verſchiedene

dene Zubereitungen. Die Blätter und ſonderlich die Wurzel werden vor ſich allein, oder mit andern verſetzet, in Waſſer gekochet, und dieſer Trank getrunken; oder man verordnet den in Apotheken befindlichen Syrup, oder, ſonderlich bey Bruſtkrankheiten, die aus der Wurzel verfertigten Täfelchen, Paſta de Althaea, welche ſich in dieſen Krankheiten vorzüglich beweiſen; äußerlich bedienet man ſich der Altheſalbe, oder machet, mit Zuſatz anderer erweichenden Mittel, Umſchläge. Wenn man die Wurzel brauchet, und ſelbige ſonderlich zu Tränken kochet, muß man nicht viel davon nehmen, ſolche auch nicht lange kochen laſſen, indem ſonſt der Trank zu dicke, leimicht, und dem Magen beſchwerlich wird. Aus den Wurzeln werden auch Zahnbürſten gemachet, und in Frankreich häufig gebrauchet.

2) Hanfblätterichter Eibiſch, Althaea cannabina Linn. Der rauhe und äſtige Stängel erreichet Menſchenhöhe; die untern und mittlern Stängelblätter ſind in fünf rauhe, eingekerbte Lappen, jedoch die erſtern weniger, die übrigen aber viel tiefer, die oberſten nur in drey, aber faſt bis auf den Stiel zerſchnitten; die Blattanſätze ſind völlig ganz. Aus den Blätterwinkeln kommen lange und äſtige, mit einigen kleinen Blättchen beſetzte Blumenſtiele. Der äußerliche Kelch hat ſieben, acht und neun Einſchnitte. Das Blumenblatt iſt purpurfärbig. Dieſe Art wächſt in Ungarn und Frankreich, dauert bey uns im freyen Lande, blühet im Sommer und trägt reichlich Saamen, durch welchen ſelbige ſich auch leichtlich fortpflanzet; die Wurzel dauert nicht über etliche Jahre. Iſt eine Zierde in den Gärten.

Eibiſch, S. auch Retmie.

Eibiſchbaum.

S. Ebereſchenbaum.

Eiche.

Eiche oder Eichbaum, Quercus, gehöret zu denjenigen Pflanzen, welche männliche und weibliche Blumen auf einem Baume, aber an verſchiedenen Orten tragen. Die männlichen machen ein langes lockeres Kätzchen aus, und jede beſteht aus fünf, acht bis zehn kurzen Staubfäden mit größern Staubbeuteln, und dem einblätterichten, in vier oder fünf ſpitzige, öfters geſpaltene Einſchnitte getheilten Kelche. Die weiblichen ſitzen platt an den Knoſpen auf; der halbkugelförmige, völlig ganze Kelch iſt bey der Blüthe kaum zu erkennen, und der etwas längere Griffel iſt fünffach getheilet. Die Frucht iſt eine länglichte oder eyförmige Nuß, deren lederartige Schale unterwärts abgeſchälet, und

und mit dem vergrößerten Kelche verwachſen iſt. Tournefort hat die Steineiche und den Korkbaum als beſondere Geſchlechter angenommen; hingegen haben die Neuern, weil die erſte nur in Anſehung der Blätter, die letzte aber wegen der ſchwammichten Rinde von der Eiche unterſchieden ſind, alle drey Geſchlechter mit einander vereiniget. Der Korkbaum ſoll unter dieſem Worte vorkommen; von den übrigen Arten bemerken wir, daß noch nicht alle, ſonderlich die in jetzigen Zeiten erſt bekannt gewordenen Amerikaniſchen Sorten gehörig beſtimmet worden und daher manchmal Zweifel übrig bleiben, ob ſolche wirkliche Arten oder nur Abänderungen ausmachen, wie denn Herr von Münchhauſen zwey und zwanzig, hingegen Herr von Linné nur vierzehn, und in der Murrayiſchen Ausgabe nur dreyzehn Arten angeführet. Wie es denn auch in Anſehung der inländiſchen Eiche, dieſes großen, ſtarken, dicken, meiſtentheils geraden, und mit weit ausgebreiteten Aeſten verſehenen Baumes, noch nicht völlig ausgemachet ſcheint, ob ſolche nur eine, oder zwo Arten vorſtelle. Doch folgen wir hierinne Herrn Millern Herrn von Münchhauſen, und Hrn. Hofrath Gleditſchen, und machen daraus zwo Sorten, als

1) Die gemeine Wintereiche, Viereiche, Stein- Truf- oder Teufel- Trauben- Roth- oder Loheiche, Knopereiche, Dürreiche, Eibeiche, Quercus robur Miller, Quercus mas, quae breui pediculo, C. B. P. Die Blätter dieſer Eiche haben eine längliche Geſtalt, ſind an den Seiten tief eingeſchnitten, oben platt, grün und glänzend, unten etwas heller und matter. Sie brechen ſpäter als bey der Sommereiche aus, welches auch von den Blumen gilt, und die Früchte werden erſt im November reif; daher heißt ſie auch Wintereiche; vielleicht aber auch um deswegen, weil die zuſammengeſchrumpfelten und vertrockneten Blätter gemeiniglich den Winter hindurch an den Bäumen hängen bleiben. Die Eicheln ſitzen auf ganz kurzen Stielen, und liegen faſt mehr platt auf; es ſtehen derſelben viere, ſechſe, auch neune und mehrere traubenweiſe bey einander, und daher hat ſie den Namen Traubeneiche erhalten. Sie ſind dunkelbraun, und vom Geſchmacke widerlich zuſammenziehend. Man findet Bäume mit eyförmigen, und andere mit ſpitzigen Früchten. Die äußerliche Rinde bey jungen Aeſten iſt weißlicht und glatt, bey ältern und am Stamme braun, zerriſſen und ausgefurchet. Das röthliche Holz iſt gegen die Sommereiche mürbe und brüchicht, und trägt deswegen, in der Länge geſchnitten, nicht gut; deswegen nehmen es auch

die Stabholzſchläger nicht gerne, weil ſie aus einem gleich dicken Stücke Holze von der Sommereiche eher zween, als aus dieſem einen Stab machen können. Auch die Tiſchler nehmen es nicht gerne. Bey einfallenden frühen Herbſtfröſten iſt die Maſt allemal verlohren.

2) Die gemeine Sommereiche, die Augſt- oder Auſteiche, Früheiche, die Haſeleiche, Stieleiche, Waldeiche, Quercus cum longo pediculo, C. B. P. Quercus femina Miller. Die Blätter treiben früher und die Früchte ſind ſchon im September reif; das Laub hat eine mehr dunkelgrüne Farbe, und iſt vornen nicht ſo breit, als bey der Wintereiche; auch die Stiele ſind kürzer; hingegen die Fruchtſtiele länger, und die Früchte wachſen einzeln, oder doch nur zwo bis drey bey einander. Sonſt iſt die Frucht der vorigen gleich, wie auch die Rinde, das Holz aber weißlicher und zäher, jedoch feſte genug ſchwere Laſten zu tragen. Es giebt das beſte Stabholz, iſt zum Mühlenbaue, Tiſchlerarbeit u. ſ. f. tüchtig und gut. Weil die Eicheln früher reifen, kann man auf die Maſt ſicherer rechnen.

Bey dieſer Art verändern die Blätter zuweilen ihre Farbe, und werden weißgefleckt. Dieſe ſcheckige Eiche, Quercus variegata, iſt aber nur eine Abänderung, welche ſich jedoch durch Pfropfen und Oculiren fortpflanzen läßt.

Dieſe beyden Arten vereiniget Herr von Linné unter dem Namen Quercus robur; ſie ſind aber nach den beſchriebenen Umſtänden wirklich verſchieden, pflanzen ſich durch den Saamen fort, und arten niemals aus. Die Holzliebhaber müſſen auch dieſen Unterſchied wohl merken, indem ſie von verſchiedener Natur ſind. In einem fetten naſſen Boden wächſt die Wintereiche zwar geſchwinde, giebt aber ſchlechtes Holz, und bittere Eicheln. Hingegen kommen im trocknen ſandigen Boden die Sommereichen nicht gut fort, man ſoll daſelbſt Wintereichen ausſäen.

Andere im Deutſchen noch gebräuchliche Namen: als Rotheiche, Firneiche, Hageneiche, ſind nicht beſtimmt genug, vielleicht beyden Arten eigen, oder zeigen nur Abänderungen an. Wie denn auch die Eicheln verſchiedene Namen erhalten; die länglichten werden Dachseicheln genannt, und für ſüßer und zur Maſtung dienlicher gehalten; die kurzen, runden, welche bitter und den Schweinen nicht ſo angenehm ſind, heißen Harzeicheln. Der Eichbaum iſt zu jeder Zeit hochgeſchätzet worden. Er wurde von den alten Griechen und Römern dem Vater der Götter gewidmet, daher man ihm auch geopfert, und über-

überhaupt der eitle Gegenſtand der Ehrerbietung bey den Alten war. Er iſt auch jetzo nicht allein wegen ſeines guten Anſehns, und mannichfaltigen Nutzens, ſondern auch um deßwegen beliebet, weil er bey ſeinem reifen Alter faſt alle andere Bäume an Höhe und Dicke übertrifft. Man findet von ſolchen außerordentlich dicken und hohen Eichen viele Beyſpiele aufgezeichnet. Herr Plütt beſchreibt eine, deren Aeſte, von dem Stamme an gerechnet, vier und funfzig Schuh hoch waren, und dreyhundert und vier Reuter, oder viertauſend dreyhundert und vier und ſiebenzig Fußgänger mit ihren Schatten bedeckten: und Herr Gottſched erwähnet einer, deren Umfang ſieben und zwanzig Ellen betragen haben ſoll, und in deren Höhle ein Reuter mit dem Pferde ſich herumdrehen konnte. Kalm hat in England eine gemeſſen, deren Stamm einige Fuß über der Erde funfzehn Ellen, und die Breite der Aeſte von Abend nach Morgen zu acht und funfzig Ellen geweſen. Das Eichenholz iſt auf alle Art nutzbar. Man kann es zu allen ſolchen Arbeiten gebrauchen, wobey Feſtigkeit, Stärke, Größe und Dauerhaftigkeit erfoderlich iſt. Man behauptet, daß recht trocknes Eichenholz ſich wohl ſechshundert Jahre lang gut erhalten könne, wenn es nur vor übler Luft bewahret werde; im Waſſer bekömmt es eine ſolche Härte, daß es faſt gar nicht verfaulen kann. Zu Gebäuden ſuchet man insgemein die geraden und glatten Eichen und ſolche aus, die einen feinen Kern haben; zu Maſchinen aber wählet man vorzüglich ſolche, die einen dickern Kern haben, und recht hart ſind. Die gewundenen und gebogenen ſind die beſten zum Schifbau; die dicken und knotichten Eichen dienen zu Pfeilern bey Waſſerwerken und Waſſermühlrädern. Drechsler und Tiſchler machen aus den Wurzeln, wenn ſie dichte und knoticht ſind, allerley ſchöne Arbeit. Es dienet zu Preſſen, zu allerley Gefäßen, Eymern, Schaufeln, Kufen, und ſo finden alle, die in Holz arbeiten, die Eiche nützlich. Es giebt die Eiche zwar auch ein gutes Brennholz, doch iſt es ſchlechter als vieles andere Holz, indem es keine rechte friſche Flamme giebt, dabey ſpringet, und praſſelt. Die Kohlen ſind wenig dauerhaft, geben wenig Hitze, und verlöſchen bald, wenn ſie nicht in einem beſtändigen Luftzuge erhalten werden, und aus dieſer Urſache gebrauchen ſolche diejenigen, ſo in Stahl und Eiſen arbeiten. Die Rinde geſtoßen oder gemalen, wird zur Bereitung der Häute von den Gerbern gebrauchet, und iſt unter dem Namen Gerberloh bekannt, und wenn in den Lohgruben

ben die beſte Kraft ausgeſauget worden, wird ſolche entweder in eine Form gedruckt, getrocknet, und unter dem Namen Lohku- chen zur Feuerung gebrauchet, oder auch in die Gärten, ſonder- lich Miſtbeete und Glashäuſer ge- ſchaffet, und ſtatt des Miſtes zum treiben der Gewächſe gebrauchet. Auch die eichenen Sägeſpäne, wollen einige zum Gerben gebrau- chen, und man hat in England aus ſolchen, wenn ſie neu ſind, und nicht naß geworden, einen Trank bereitet, und damit geger- bet, auch vorgegeben, daß die Rin- de dieſem Tranke nachzuſetzen. S. Forſtmagazin 10. Band. S. 338. Es wäre zu wünſchen, daß ſich dieſes wirklich ſo verhielte, indem man die Borke eigentlich in der Saftzeit reißt, und folglich nicht vom recht guten Bauholze, das ſonſt außer der Saftzeit gehauen werden muß, ſondern nur vom Brennholze genommen werden kann. Die eichene Rinde und die Eichelkappen werden mit Nu- tzen zum Schwarzfärben gebrau- chet. Die Eicheln, Eckern oder Aeckern, dienen dem Rothwilde zur Nahrung, und die Schweine freſſen ſolche vorzüglich gerne, und das Fleiſch bekömmt von dieſen einen beſonders guten Geſchmack. Man kann auch das Federvieh mit Eicheln mäſten, doch müſſen ſolche zuvor zerſtoßen und mit an- dern Körnern oder Kleye vermi- ſchet werden.

Und nicht allein in Spanien werden die ſüßen und angenehm ſchmeckenden Eicheln auf den Marktplätzen verkaufet und ge- geſſen, ſondern auch bey uns ha- ben in den letztern theuern Jah- ren viele daraus Brod gebacken, und den Hunger damit geſtillet. Herrn Linnäus Rath, die Eicheln zuvor zu röſten, ehe ſie gemahlen werden, iſt gegründet, und das Brod hat dadurch einen weniger übeln Geſchmack gegeben. Die Eicheln von den äußerlichen Scha- len zu befreyen, den Kern in klei- ne Stückchen zu ſchneiden, dieſe gelinde zu trocknen, hernach zu röſten, und ſtatt des Coffees zu gebrauchen, möchte wohl wenigen gefallen, und der Trank davon wenig Liebhaber erhalten; wofern nicht deſſen Tugenden und Nutzen die Kranken zu dieſem Getränke nöthigen möchte. Herr D. Schrö- der empfiehlt dieſes in Verſtop- fungen der Drüſen, bey der Aus- zehrung der Kinder, in der Gicht, in langwierigen Ausſchlägen, und vorzüglich ſolchen Krankheiten, wo ein ſtarker Schweiß heilſam ſeyn kann. Die künftige Zeit wird lehren, was hierinnen wahr ſey. Alle Theile des Eichbaums haben faſt einerley Arzneykräfte, alle haben eine anhaltende, zu- ſammenziehende Eigenſchaft. Da wir aber viele andere und beſſere Mittel von der Art haben, wer- den dieſe ſelten mehr gebrauchet,

und obgleich einige Aerzte ſolche wider die rothe Ruhr, Blutſpeyen, den weißen Fluß und ſo ferner, angerathen, wollen wir doch den Gebrauch in ſolchen Krankheiten aufrichtig widerrathen; der Schade möchte gewiß ſtatt des Nutzens ſich einſtellen. Am wenigſten können wir denjenigen Beyfall geben, welche das Eichenholz dem Franzoſenholze, und die Rinde der Chinarinde gleichſchätzen, und an deren ſtatt verordnen wollen. Der Unterſchied, ſonderlich in Anſehung des letztern, fällt gar zu ſehr in die Augen, und die Wirkungen werden von beyden ganz unterſchieden ausfallen. Daß eichene Spähne in Waſſer geſotten, und dieſes getrunken, dem Waſſerſüchtigen nützlich ſeyn, und den Urin treiben könne, möchte eher Glauben finden, da dieſe Wirkung, unter gewiſſen Umſtänden, alle zuſammenziehende Mittel leiſten können. Die Nordiſchen Bauern legen die Eichenblätter in Oel, befeuchten damit einen Lappen, und legen ſolchen über die Glieder, wenn ſie Schmerzen darinnen empfinden. Warme eichne Breter können wieder die Colik, bey angelaufenen Füßen, ausgefallenen Maſtdarm u. ſ. f. äußerlich nützlich gebrauchet werden.

Da der Eichbaum ein ſo nützlicher Baum iſt, ſo müſſen wir auch von deſſen Anbaue und Wartung das nöthigſte anführen. Hierüber haben viele geſchrieben, da wir aber bey dem Durchleſen der hieher gehörigen Schriften ſo vielen Widerſpruch und verſchiedene Meynungen gefunden, wollen wir zwar ſolche kürzlich anführen, vorzüglich aber hierbey Hrn. du Roi folgen, welcher theils anderer, theils eigene Erfahrungen angeführet. Die Erziehung der Eichen aus den Saamen iſt die natürlichſte Weiſe. Die erſte Frage aber iſt, zu welcher Zeit, im Herbſte oder Frühjahre, ſoll die Ausſaat geſchehen? Beydes kann mit Gründen beantwortet werden. Indeſſen ſollte man die Herbſtſaat der Frühlingsſaat vorziehen. Wenn die Eichel recht reif iſt, keimet ſie leicht, und die abgefallenen werden zwiſchen dem Laube, Mooß und Graſe, wo ſie nur die nöthige Feuchtigkeit finden, in kurzer Zeit den Wurzelkeim in die Erde ſenken; ihr eigner, gleichſam noch in Bewegung geſetzter Saft wird das Aufgehen befördern; da hingegen, wenn die Eicheln bis zum Frühjahre aufbewahret werden, dieſer ganz ſtille ſteht, ja aller angewendeten Vorſicht ohngeachtet, leicht gar verdirbt. An Mitteln zur Aufbewahrung fehlet es nicht. Einige wollen ganze Säcke voll Eicheln tief unter dem Waſſer den Winter hindurch, oder in der Erde ſelbſt verwahren,

ren, andere laſſen die Eicheln auf Sand breiten, und ſolchen mit dieſen ſchichtweiſe in Tonnen einlegen. Das beſte iſt, die Eicheln in den trockenſten, mit Gerſtenkaaf vermiſchten Sand zu legen, welches auch nützlich beobachtet wird, wenn man ſolche an andere Oerter verſenden will; indeſſen iſt es doch mißlich. Man hat auch beobachtet, daß im beſſern Wuchſe und in der Menge junger Stämme ein, im Herbſte beſäter Platz, einen im Frühjahre beſtellten, merklich übertreffe. Indeſſen iſt doch nicht zu läugnen, daß die Herbſtſaat zuweilen durch den Froſt Schaden leide; der Schade, welchen zu der Zeit die Säue, Mäuſe und dergleichen Thiere anrichten, könnte leichter abgewendet werden. Man ſoll die Eicheln nicht zu dichte, jedoch auch nicht zu weitläuftig ausſäen. Zween neben einander, aus einem Puncte aufgekeimte Stämme, hindern ſich im Wachsthume; doch wachſen dicht bey einander ſtehende Bäumchen raſcher in die Höhe, und treiben nicht viele Nebenäſte. Auf einen Fuß ins viereckige kann man vier bis fünf Eicheln rechnen, und was über dieſe Anzahl ausgeworfen wird, dienet zur Ergänzung derer, die entweder verderben, oder entwendet werden. Man ſoll ſie nicht über einen Zoll tief in die Erde legen.

Daß man zum Ausſäen die ſchönſten, größten und vollkommen reifen Eicheln wählen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, wie auch, daß man das Land, worauf die Ausſaat geſchehen ſoll, vorher durch Pflügen gehörig zurichten müſſe. Eine andere Frage iſt: ſoll man die Eicheln gleich an den Ort ſäen, wo man die daraus erwachſenen Stämme haben will, oder ſoll man ſolche ausheben, und an die beſtimmten Plätze verpflanzen? Herr Gleditſch antwortet hierauf ganz recht, wenn er ſchreibt: warum will man von der natürlichen Vermehrung der Wälder, und beſonders der Eichen abgehen, und erſt ſäen, hernach die jungen Pflanzen wieder herausnehmen, an ihren Wurzeln verletzen, und endlich wieder zum Wachsthume nach beſondern Ein- und Abſichten verpflanzen? Das heißt durch doppelte Koſten und Arbeit die jungen, zum Anpflanzen am geſchickteſten, Eichen von zwey, drey, vier Jahren, in ihrem Wachsthume zurückſetzen. Die Länge der Pfahlwurzel iſt an ſolchen jungen Pflanzen wohl nicht umſonſt ſo anſehnlich, ſie zeiget eine gewiſſe Vorbereitung zu einer künftigen Höhe, und einem nachfolgenden ſtarken Triebe, den man beym wilden Holze nicht ſtören muß, wenn man anders anſehnliche gerade Stämme daraus zu erhalten wünſchet. Nicht

alle Bäume haben eine Pfahlwurzel, und daher können auch einige beſſer als die andern verpflanzet werden. Dieſe iſt bey den Eichen, die ohngefähr fünf bis ſechs Zoll dicke ſind, auf vierdtehalb Fuß lang, und an jungen ſechs bis acht Zoll hohen Saateichen, wird man in lockern Grunde ſelbige ſchon einen bis anderthalben Fuß lang finden, und muß, auch wenn das Aufheben noch ſo behutſam geſchieht, nothwendig beſchädiget werden. Herrn du Hamels Vorſchlag, die Eicheln auſſer der Erde keimen zu laſſen, und den hervorgequollenen Keim abzuſchneiden, und dadurch den Austrieb der Pfalwurzel zu verhindern, iſt theils mühſam, theils ſehr mißlich, allemal aber widernatürlich, da die Eiche dergleichen haben ſoll. Indeſſen kommen doch Fälle vor, wo dergleichen Verpflanzen der jungen Stämme ſtatt finden muß. Will man einen, von aller Huth und Weide nicht gänzlich befreyten Platz, oder einzelne Stellen mit Eicheln beſetzen, fällt die Beſäung weg, und man kann ſeine Abſicht nur allein durch die Anpflanzung der Bäume, oder der ſogenannten Heiſter bewerkſtelligen. Will man ältere und ſtärkere Bäume verpflanzen, ſoll man das Jahr zuvor mit einem ſcharfen Spaden die Wurzeln rund herum abſtoßen, die Pfalwurzel aber unberührt, und den Stamm ruhig ſtehen laſſen. Es werden ſich ſtatt der abgeſtochenen viele neue Haarwurzeln anſetzen, die bey der Verpflanzung nicht befürchten laſſen, daß der Baum verloren gehe. Wenn dieſer Baum alsdenn ausgehoben werden ſoll, ſtößt man die Pfalwurzel tief ab, und ſchneidet ſie mit einer Stoßſäge unter den Wurzeln, die der Stamm an den Seiten herausgetrieben hat, ohngefähr vier Zoll von ihrem Urſprunge ab. Das Abſägen wird dem Abhauen vorgezogen, weil dadurch das Holz nicht leicht reiſſen, die Wunde aber geſchwinde heilen kann. Um zu allen Zeiten junge Eichen zum Verpflanzen vorräthig zu haben, pfleget man eine Baumſchule davon anzulegen. Man erwählet hierzu aus den Eichenkämpen, mit dieſem Namen beleget man diejenigen Oerter, wo man Eicheln zur Zucht ſäet, oder ſtecket, dreyjährige, gerade gewachſene Stämmchen, ſchneidet im Frühjahre mit einem ſcharfen Meſſer die Pfalwurzel, kann dieſe durch behutſames Ausheben geſchonet werden, iſt es deſto beſſer, und die Spitzen der Haarwurzeln ab, und verſetzet ſie in verzogene Graben anderthalb Fuß von einander, ſie werden hierauf vom Unkraute rein gehalten, und nach ſechs Jahren an die gehörigen Stellen gebracht. Herr Hofrath Gleditſch empfiehlt die Herzwurzel

wurzel am Ende nur etwas abzukürzen, damit ſie von neuen Hacken in die Tiefe ſchlagen, und ihre Zweige deſto früher und zahlreicher treiben könne. Aus dieſer müſſen alle übrigen entſtehen. Du Hamel und Herr von Brocken geben den Rath, die jungen Stämmchen, im zweyten Jahre nach der Verpflanzung, dicht an der Erde im Frühjahre abzuſchneiden, und Lohden treiben zu laſſen, noch vor Johannis aber alle, bis auf eine einzige, wieder wegzunehmen. Herr du Roi erinnert hierbey, daß ein jeder abgeſchnittener und wieder ausgetriebener Stamm niemals die Höhe erreiche, zu welcher ein, aus den Saamen erzogener und unverſehrt gebliebener, Baum gelanget. Da nun die Eiche, auch beſonders wegen ihrer Höhe als Nutzholz geachtet wird, kann dieſes nicht füglich ſtatt finden: man müßte denn nur Feuerholz, oder die Maſt verlangen. Das Verpflanzen aus der Baumſchule geſchieht beſſer im Frühjahre, als Herbſte; obgleich letzteres Herr Jacobi behauptet. Bey dem Verpflanzen wird alles dasjenige beobachtet, was bey den meiſten Bäumen erfoderlich iſt. Büchen und Eichen können hierinnne auf einerley Weiſe behandelt werden. Krumme Eichen durch die Kunſt zu ziehen, iſt nicht rathſam. Bey alten geht es gar nicht an, und junge werden zum Krüpel. Wie denn auch von dem Ausſchneiden der Aeſte nicht viel zu halten; den entblößten Oertern wird gar leicht eine, um ſich greifende, Fäulniß zugezogen. Endlich fraget man, welcher Boden iſt für die Eichen der beſte und ſchicklichſte: ein guter lockerer Boden, der weder zu hoch, noch zu niedrig liegt. Im lockern wird die Wurzel tiefer dringen, mehrere Nahrung erhalten, und folglich friſcher wachſen. Auch ſandiger Boden kann dazu dienen, wenn dieſer nur beſſere Erde unter ſich hat. Denn da die Pfalwurzel ſehr tief geht, wird ſie daſelbſt Nahrung finden. Wo aber unten harter, kießiger und felſichter Boden iſt, kann die Würzel nicht eindringen, und der Baum recht wachſen. Auf hohen Gegenden iſt ihr Wuchs allezeit langſam. Indeſſen behaupten viele, daß hohe Gegenden ein feſteres Holz liefern, als tief gelegene naſſe Oerter, woſelbſt die Eiche zwar ſtark treibt, allein bald faulet, und zum Bauen und Feuern ſchlechtes Holz giebt. Dieſes leidet aber eine Einſchränkung. Du Roi verſichert, und nennet einige Gegenden, wo in Thälern, welche einen Theil des Jahres hindurch ſehr naß ſind, die feſteſten Eichen zu Kniehölzern und Schiffbretern gefunden werden. Auf trocknen, mit Moos und Heide überzogenen Höhen kann man die

Eicheln mit Birkenſaamen ausſäen; dieſer geht leicht auf, die jungen Stämme wachſen ſchnell heran, geben den Eichen Schatten, und vertilgen Moos und Graß; und da die Birken mit ihren Wurzeln auf der Oberfläche der Erde hinlaufen, werden ſie den tiefgehenden Wurzeln der Eichen nicht viel Nahrung entziehen. Birken ſchicken ſich beſſer hierzu, als Haber, wie Herr Büffon angerathen. In naſſen Gegenden kann man die Eicheln mit Erlen ausſäen. Iſt der Boden zu thonicht, zu ſtrenge, zu trocken, auch unterwärts mit Steinen vermiſchet, erhält man lauter geringes Buſchholz, das man Eichenquaſt oder Horſeleichen zu nennen pfleget.

Der langſame Wuchs der Eichen wird nicht leicht jemanden von dem Anbaue abhalten, da endlich ſelbige einen ſo vielfachen und großen Nutzen geben. Nach zuverläßigen Nachrichten werden Eichen, in gutem Boden, in ſechzig, achtzig bis hundert Jahren, nur Stämme von ſechs, acht, zehn, höchſtens zwölf bis vierzehn Zoll Dicke im Durchſchnitte erlangen. Eine Eiche, die in der obern Spitze, und in den höchſten Aeſten noch grünet, überdem unten am Stamme keine Fäulniß zeiget, iſt im Holze ohne Fehler; wird ſie oben trocken und dürre, iſt ihr Wachsthum geendiget, und wird hernach leichtlich durch Näſſe und Fäulniß beſchädiget. Wenn die Eichen zu fällen, kann unter dem Artikel Baum nachgeleſen werden.

Es iſt faſt kein Baum, der ſo viele Mißgeburten hervorbringt, als die Eiche. Das Ungeziefer ſuchet in allen Theilen deſſelben ſeine Wohnung und Nahrung; und dadurch werden dieſe auf verſchiedene Art verändert und verunſtaltet. Herr von Röſel nennt dieſe Thierchen überhaupt die Gallenweſpe, Hr. v. Linné aber unterſcheidet, nach den Theilen des Baumes, welche dergleichen Veränderung leiden, dieſes Inſect, und hat mehrere Eichenweſpen angeführet. Herr Hofrath Gleditſch hat gegen funfzig verſchiedene Gattungen von Inſecten an den Eichbäumen bemerket. Es iſt unnöthig alle Auswüchſe oder Veränderungen, welche man an der Eiche wahrgenommen, hier zu erwähnen. Wir gedenken nur einiger. Statt der männlichen Kätzchen erſcheinen zuweilen dünne, lange, unterwärts hängende Fäden, welche mit kleinen rothen Kügelchen beſetzet ſind; oder dergleichen ſitzen an den jungen Aeſten platt auf, welches vielleicht ausgeartete weibliche Blümchen ſeyn mögen. Die Blätter und Aeſte leiden durch den Stich einer Weſpe, und das dahin gelegte Eychen gar öfters eine Veränderung, welche in einer Erhebung oder Aus-

wuchſe beſteht, und Gallåpfel, Glandes Quercuum, oder Gallae genannt wird. Es ſind dieſe von verſchiedener Gröſze, glatt, oder mit ungleichen Zacken beſetzet, ſchwårzlicht, bråunlicht, grünlicht, röthlich, inwendig ſchwammicht und holzicht, nnd meiſtentheils mit Löchern durchbohret. In unſern Gegenden ſind ſie theils nicht ſo håufig, theils nicht von der Güte, welche man verlanget, anzutreffen; daher man ſolche gemeiniglich aus der Türkey und ſonderlich aus Mozaul kommen låßt. Die kleinen und ſchweren ſind den gröſzern und leichtern vorzuziehen. Ihr Gebrauch in der Arzneykunſt iſt nicht ſicher anzurathen, indem ſolche noch ſtårker zuſammenziehen und verſtopfen als die Eichenrinde. Man bedienet ſich ſolcher ſonderlich zur Fårberey. Man machet daraus ſchwarze Dinte, Gerber- und Lederſchwårze, und die Fårber bedienen ſich ſolcher zum Schwarz- Grau- und Braunfårben. Die Gallåpfel werden auch bey den Seidenfårbereyen gebrauchet, nicht ſowohl wegen der Farbe, ſondern vielmehr der gefårbten Seide ein Geråuſche und gutes Anſehen zu geben. Unåchter Carmeſin leidet keinen Zuſatz von Gallåpfeln; denn dieſe zerſtören dergleichen Farbe gånzlich; hingegen bey der åchten kann ſolcher ſtatt haben, und dadurch erhålt die Seide ein Geråuſch. Da man nun durch das Anſehen und Gefühle åcht und unåcht gefårbte Carmeſinſeide nicht unterſcheiden kann, ſo kann man ſicher ſchlieſzen, daß ſolche åcht ſey, wenn ſie ein Geråuſche von ſich giebt. Es vermehret der Zuſatz von Gallåpfeln auch das Gewicht der Seide. Eine Unze davon auf ein Pfund Seide genommen, giebt zwey bis drey Pfund auf hundert mehr. Ja es ſollen die Fårber die Vermehrung der åchten carmeſin gefårbten Seide durch die Gallåpfel ſieben bis acht Pfund aufs hundert zu bringen wiſſen. Es iſt aber dieſer Zuſatz allemal eine Betrügerey. Eine beſondere Art Gallåpfel pfleget man Knopern zu nennen. Dieſe iſt den Fårbern wohl bekannt, und wird zum Fårben für beſſer, als die gemeine Art, gehalten. Man erhålt ſolche aus Ungarn und Måhren. Noch ein anderes Gewåchſe, den Gallåpfeln nicht ungleich, doch von einer mehr unförmlichen Geſtalt und röthlichen Farbe, wåchſt in der Türkey auf den Eichbåumen, und wird zuweilen unter den Aleppiſchen Gallåpfeln gefunden. Die Türken gebrauchen ſolches mit Zuſatz der Cochenille und Weinſtein, eine ſchöne Scharlachfarbe zu verfertigen. Dieſes hat den Namen Bazgendge erhalten. Die Bienen ſollen die jungen Gallåpfel fleiſzig beſuchen, und daraus Nahrung ziehen, hingegen die Blåtter

unbe-

unberührt laſſen. S. Wittenbergſches Wochenbl. 1774. 30. St. In der Scheidekunſt bedienet man ſich der Galläpfel zur Unterſuchung der mineraliſchen Waſſer. Wenn dieſe ein vitrioliſches Salz, oder etwas eiſen- und kupferhaltiges enthalten, werden ſie davon ſchwarzviolet, purpurfarben gefärbet, nachdem ſie mehr oder weniger dergleichen Zuſatz enthalten.

Von den ausländiſchen Eichen wollen wir nur die bekannteſten und nützlichſten anführen.

3) Die Burgundiſche Eiche, Cerreiche, Quercus Cerris Linn. wächſt in Spanien und Oeſterreich, häufiger in Bourgogne. Die Blätter ſind klein, dicke, lederartig, länglicht, oben zugeſpitzet, unordentlich eingeſchnitten, und die Ausſchnitte ſtumpf zugeſpitzet, oberwärts hellgrün, glatt, und ſchön glänzend, unterwärts weißlicht und etwas wollicht. Der Kelch an der Eichel iſt rauh und ſtachlicht. In den vielen, büſchelweiſe zwiſchen den Blättern hervorbrechenden, dünnen, blätterähnlichen Fäden, beſteht das Hauptunterſcheidungszeichen. Sie hält unter unſerm Himmelsſtriche gut aus, hat aber keine beſondern Vorzüge vor unſern Eichen.

4) Die Amerikaniſche rothe Eiche, große Spaniſche Eiche, Quercus rubra Linn. wächſt in Virginien. Die Blätter ſind länglicht eyförmig, mit tiefen, runden Einſchnitten, und die Ausſchnitte ſelbſt mit einer feinen haarähnlichen Spitze geendiget, ober- und unterwärts hellgrün und glatt. Die Früchte ſitzen ohne Stiele an den Seiten der Aeſte, nicht an dem neuen Triebe, ſondern am jährigen Holze; ſie ſind braungelb, länglicht rund, oben mit einer Spitze verſehen, unten platt gedrückt, und bis auf den dritten Theil von einem großen, mit langen, dicht anliegenden Schuppen beſetzten Kelche umſchloſſen. Die Blätter werden im Herbſte roth. Ihr Wuchs iſt ſehr ſchnell, und verdienet deswegen unter allen Amerikaniſchen Eichen nebſt der folgenden Art allein in Menge angezogen zu werden. Herr von Münchhauſen meldet, wie der ſtärkſte zehnjährige Stamm bey einer Höhe von ohngefähr dreyßig Schuhen, unten an der Wurzel beynahe drey Schuh im Umkreiſe, oder eilf Zoll im Durchſchnitte erlanget. Das Holz davon aber hat nicht die Güte, wie von unſern Eichen. Es iſt ſchwammicht und von kurzer Dauer. Die Farbe fällt röthlicher aus. Gegen unſere Winter ſind die Bäume nicht zärtlich; doch muß man die jungen in den erſten Jahren etwas bedecken. Sie iſt nicht mit der Scharlacheiche zu verwechſeln.

5) Die caſtanienblätterichte Eiche, Quercus Prinus Linn. Dieſe iſt vielleicht mit der vorigen ehedem verwechſelt worden, und daher haben auch beyde öfters einerley Namen erhalten. Dieſe unterſcheidet ſich von den übrigen dadurch, daß alle von der Hauptribbe des Blattes abgehende Nebenadern parallel laufen; alle Einſchnitte des Blattes ſind wie am Caſtanienbaume, nur nicht ſo ſpitzig. Die Früchte ſind unter allen Amerikaniſchen die größten, auf anderthalb Zoll lang und einen Zoll breit. Im Hamburg. Magazin 17. Band werden ſolche von der Größe eines Hühnereyes angegeben, wofern anders die daſelbſt erwähnte Weißeiche auf niedrigem Lande die nämliche iſt. Der Baum wächſt auch in Nordamerika, und wird in hieſigen Gegenden ſtark und hoch, und giebt gutes Holz. Mit der Rinde pflegen die Wilden das Leder roth zu färben.

6) Die niedrige rothe Sumpfeiche, die Zwergſumpfeiche mit Caſtanienblättern, Quercus paluſtris. Herr von Münchhauſen hat dieſe zuerſt bekannt gemachet. Die Geſtalt der Blätter kömmt mit Nr. 4. überein, wie denn ſolche auch im Herbſte eine ſchöne rothe Farbe erhalten. Der niedrig bleibende Wuchs und die kleinern Früchte machen einen merklichen Unterſchied.

7) Die weiße Eiche, Quercus alba Linn. Die Blätter kommen ziemlich mit unſerer Eiche überein, ſtehen aber an dem Gipfel der Aeſte auf allen Seiten heraus, und ſind rund herum um den Aſt geſtellet. Die Rinde iſt weißgrünlicht. In Virginien wird das Holz häufig gebrauchet, und als das weißeſte, feinſte und dauerhafteſte Eichenholz ausgegeben. Da ſie aber mehr weichlich iſt, hält ſie unſere Winter nicht aus.

8) Die ſchwarze Eiche, Quercus nigra Linn. kömmt auch aus Nordamerika. Ihre Blätter ſind zuweilen ſehr groß, und kaum zwiſchen einem Bogen Papier einzuſchließen; ihre Geſtalt iſt auch veränderlich, unten ſchmal, oben breit, bisweilen gar nicht, mehrentheils in drey unordentliche Einſchnitte getheilet, oberwärts ſind ſie dunkel- beynahe ſchwarzgrün. Die Frucht iſt kaum einen halben Zoll lang, und mehr gefurchet, als glatt. Die Rinde iſt glatt und ſchwärzlicht. Die Blätter erhalten im Herbſte eine braunrothe Farbe. Das Holz iſt von keinem ſonderlichen Gebrauche, und ihr Anbau nicht zu rathen, ob ſolche gleich dauerhaft iſt.

9) Die Marilandiſche Eiche, Quercus Marilandica. Hr. v. Linné hat dieſe für eine Abänderung der ſchwarzen ausgegeben, Herr von Münchhauſen und du

Roi aber als eine beſondere Art angenommen. Die Blätter weichen ſehr ab, die mehreſten ſind in der Mitte faſt bis an die Hauptader getheilet, und daher dreyfach eingeſchnitten; oft haben ſie auch vier und mehrere Einſchnitte. Sie ſind immer kleiner, als bey der ſchwarzen Eiche, viel dicker und feſter, oberwärts dunkelgrün und glatt, unten aber mit einem wollichten Weſen überzogen, ſo daß ſie wie ein ſchmutziges gelbes Leder in die Augen fallen. Sie hat einen ſchlechten Wuchs, und iſt auf keine Weiſe zu empfehlen.

10) Die Weidenblätterichte Eiche, Quercus phellos Linn. Die Blätter dieſer Nordamerikaniſchen Eiche gleichen den Weidenblättern; ſie ſind lanzenförmig zugeſpitzet, ungezähnt, auf beyden Flächen glatt; die Eicheln klein, völlig rund mit einer kleinen Spitze. Sie verträgt unſere Winter, wächſt aber ſehr langſam, und giebt ſchlechtes Holz.

11) Die Levantiſche Eiche, Quercus aegilops Linn. iſt eine der ſtärkſten und höchſten wachſenden Eichen, welche die rechten Galläpfel giebt, für unſere Winter aber zu zart iſt. Die Blätter ſind eyförmig, länglicht, glatt, ſägeförmig ausgeſchweifet. Die Eichel wird von dem ſcharfen ſchuppichten Kelche gröſtentheils eingeſchloſſen. Die Früchte mit den Schalen werden zum Gelbfärben gebraucht.

Alle dieſe Arten von Eichen laſſen im Winter das Laub fallen; die nachfolgenden behalten hingegen ſolches, und ſind immergrünend.

12) Die immergrünende Stecheiche, Quercus Ilex Linn. Aus dem Saamen erzieht man allerley unbeſtändige Spielarten, welche du Hamel angeführet. Sie wächſt in wärmern Ländern von Europa, nimmt bey uns leicht vom Froſte Schaden, und muß daher den Winter über im Glashauſe aufbehalten werden. Sie iſt dem Pantoffelholzbaume ziemlich ähnlich, nur der Rinde nach zu unterſcheiden. Die eyförmig länglichten Blätter laufen mit einer langen Spitze aus, und die Randzähne ſind nach der Spitze zugerichtet, und endigen ſich ebenfalls in einer Spitze, oberwärts ſind ſie dunkelgrün und glatt. Der Kelch iſt ein wenig höckericht; die Rinde glatt, aſchgrau. Man kann ſolche aus dem Saamen und durch Ableger ziehen. Die Rinde wird in Frankreich zum Gahrmachen des Oberleders gebrauchet, und giebt einen beträchtlichen Handel in den Gegenden um Montpellier.

13) Die Kermeseiche, Steineiche mit Scharlachbeeren, Scharlachbeerbaum, Ilex coccifera, Quercus coccifera Linn. wächſt in der Provence, Languedoc, Italien zu einem kleinen äſtigen

 gen

gen Strauche. Die weit verbreitete Wurzel iſt nach Verſchiedenheit des Erdbodens mit einer ſchwarz oder roth gefärbten Rinde bedecket; die Rinde der Aeſte iſt weißlicht oder aſchgrau. Die Blätter ſind auf beyden Flächen glänzend, eyförmig, ganz, am Rande ausgezacket und ſtachlicht, und ſind überhaupt der Stechpalme ähnlich. Da nun ſolche von denen, vor Zeiten bekannt geweſenen Eichen, ſich merklich unterſcheidet, hat Tournefort ein eigenes Geſchlecht, unter dem Namen Ilex, daraus gemachet, welches von den Neuern billig mit der Eiche vereiniget worden. Außer der ordentlichen Frucht trägt dieſer Strauch auch die ſo genannten Scharlachbeere, Kermes. Da aber dieſe von einem Inſecte hervorgebracht wird, oder vielmehr ſelbſt ein ſolches iſt, wollen wir davon nichts weiter erwähnen, indem die Beſchreibung an ſeinem Orte vorkommen wird. Die Rinde von der Wurzel dieſer Eiche, welche die Franzoſen Ruſque nennen, iſt bey uns nirgends zu haben; in Frankreich wird ſelbige zum Gerben der Leder gebrauchet, und dieſe damit ſchwarz gefärbet.

14) Die Virginiſche immer grüne Eiche, Quercus Virginiana Miller. iſt in Virginien zu Hauſe. Die Blätter ſind länglicht, eyförmig, völlig ganz, dicke und feſte; die Früchte ſchmal, länglicht, zugeſpitzet; ſie haben eine dünne Schale und einen ſüßen Kern, der von den Wilden in Amerika gegeſſen, und auch ein Oel daraus gepreſſet wird. Für unſere Gegenden iſt dieſe Art zu weichlich.

Eichel.

S. männliche Ruthe.

Eichelmuſchel.

Hierunter könnte man die ſo genannten Meereicheln, Balanus oder Lepas verſtehen; dieſe aber werden unter dem Namen Meereicheln beſonders vorkommen. Eine ganz andere, welche nicht aus vielen, ſondern nur aus zwo Schalen beſteht, und zu den Gienmuſcheln gehöret, hat Herr Müller die Eichelmuſchel genannt. Die Schalen ſind länglicht, vorne ſtumpf, etwa ein Fingerglied lang und mit ziegelförmigen Rinnen beſetzet. Selbige iſt des Herrn von Linne' Chama calyculata.

Eicheln.

S. Eiche.

Eichenfarn.

S. Engelſüße.

Eichenmiſpel.

S. Miſtel.

Eichhorn.

Sciurus. Dieſes bekannte vierfüßige

füßige Thier hat ſeinen deutſchen Namen davon erhalten, weil es gemeiniglich auf den Eichen herumſpringt, und in der Ferne das Anſehn hat, als wenn der Kopf ſtatt der Ohren mit Hörnern beſetzet wäre. Der lateiniſche, aus der griechiſchen Sprache abgeleitete Namen iſt daher entſtanden, weil ſich dieſes Thier mit dem Schwanze Schatten zu machen pfleget. Der Ritter von Linné rechnet es als ein beſonderes Geſchlecht unter die ratzenartigen Thiere, Glires; denn es naget eben ſo, wie die Ratzen. Herr Klein ſetzet es unter die Familie der fünfzehigen, weil es an den Hinterfüßen fünf Zehen hat, ob ſich gleich an den Vörderfüßen nur vier Zehen befinden. Als Kennzeichen dieſes Geſchlechtes werden in dem Linnäiſchen Syſtem oben zween keilförmige und unten zween platte Schneidezähne angegeben. Die Ohren ſind an der Spitze mit langen Haaren beſetzet. Der Schwanz enthält ebenfalls ſehr lange Haare, die gleichſam einen Wedel vorſtellen. Die Größe dieſer Thierchen iſt hinlänglich bekannt, aber nicht an allen Orten einerley. In Virginien giebt es Eichhörnchen, die viermal größer ſind, als die unſrigen; hingegen an einigen andern Oertern ſind ſie kaum halb ſo groß. In Anſehung der Farbe trifft man eine noch größere Verſchiedenheit unter ihnen an, als in Anſehung der Größe. Diejenigen Eichhörnchen, welche wir in unſern Gegenden haben, ſind am Kopfe, Rücken und Schwanze fuchsroth, unter der Kehle und am Bauche aber weiß. In den nordiſchen Gegenden ändert ſich dieſe rothe Farbe im Winter und wird graulich. Die Virginiſchen Eichhörnchen haben auch im Sommer eine graue Farbe. In Afrika und in Amerika giebt es weiß geſtreifte, und im letztern Welttheile auch ganz ſchwarze Eichhörnchen mit einem weißen Ringe um dem Hals. Das pomeranzenfärbige Eichhörnchen iſt ſchon unter dem Artikel Coquallin beſchrieben worden.

Der Aufenthalt dieſer Thierchen iſt in den Wäldern und zwar auf den Bäumen. Ihre vornehmſte Nahrung beſteht in Nüſſen, Eicheln, Tannenkernen und Beeren. Sie ſitzen gemeiniglich aufgerichtet, bedecken ſich mit dem Schwanze und bringen ihre Speiſe, wie die Affen, mit den Vörderfüßen zum Munde. Die Art, wie ſie über das Waſſer reiſen, iſt überaus merkwürdig. Nämlich ſie legen einen leichten Span auf das Waſſer, ſetzen ſich alsdenn darauf, und bedienen ſich des aufgerichteten Schwanzes, welchen ſie beſtändig hin und her bewegen, als eines Segels, wie

Herr Klein durch die Ausſage eines Augenzeugen bekräftiget hat.

Das Fleiſch der Eichhörnchen iſt eßbar und ihr Fell giebt das ſchöne Pelzwerk, welches unter dem Namen Grauwerk bekannt iſt.

In Polen, in Rußland und in einigen Amerikaniſchen Gegenden findet man auch fliegende Eichhörnchen, welche an beyden Seiten eine Haut haben, die an den Vorder- und Hinterfüßen verwachſen iſt, ſich ausſpannen und wie Flügel gebrauchen läßt. Sie fliegen damit von einem Baume zum andern, aber nicht leicht über zwanzig Ruthen. In Polen und Rußland heißen ſie Polatuche, unter welchem Namen wir ausführlicher von ihnen handeln wollen; die amerikaniſchen aber werden von den Indianern Aſſapanik oder Quinnihpatlan genannt, wie ſchon in dem erſten Theile dieſes Werkes S. 418. unter dem Artikel Aſſapanik angemerket worden iſt.

Eichhornaffe.

Sciurea L. Ein langgeſchwänzter Affe, welcher wegen ſeiner Aehnlichkeit mit den Eichhörnchen dieſen Namen erhalten hat und in Indien gefunden wird. Er hat eine grünlichtgraue, oder bräunlichgelbe Farbe, roſtfärbige Schenkel, röthlichgelbe Füße, und einen zotigen Schwanz, der noch einmal ſo lang, als der Leib und an der Spitze ſchwarz iſt. Das Maul iſt bläulichbraun und mit einem Barte verſehen.

Den Namen Eichhornaffe giebt Herr Müller auch denjenigen Thieren, welche bey dem Grafen von Büffon Maki heißen, weil ſie ebenfalls mit den Eichhörnchen, ſo wie mit den Affen, eine Aehnlichkeit haben. In dem Linnäiſchen Syſtem wird dieſe Art Catta genannt, und unter die Geſpenſtthiere, Lemures, gerechnet. S. Maki und Geſpenſtthier.

Eichſchälchen.

Patellae mobiles, ſind kleine ſilberne Schälchen, in welchen die Silber oder Goldkörner auf der Probier oder Kornwage gewogen werden.

Eidechſe.

Lacerta. Mit dieſem Namen bezeichnen die neuern Naturforſcher nicht nur das bekannte, kleine Thier, aus der Claſſe der vierfüßigen nacketen Thiere, welches im gemeinen Leben ſo genannt wird, ſondern ſie geben ihn auch einem ganzen Geſchlechte, das ſehr viele Arten unter ſich begreift, die alle einige Aehnlichkeit mit unſern Eidechſen haben. Nur wird dieſes Geſchlecht nicht von allen auf einerley Art beſtimmet. Klein, bey dem daſſelbe in der dritten Ordnung der vierfüßigen

gen Thiere vorkömmt, welche die ohnhaarichten Thiere mit Zehen enthält, verſteht durch Eidechſen diejenigen nacketen, vierfüßigen Thiere, bey denen man ſolche Köpfe, Schnauzen, geſpaltene Zungen und Schwänze, wie bey den Schlangen antrifft, und theilet dieſes Geſchlecht in zwey Untergeſchlechte ab, nämlich in Eidechſen mit glattem, und in Eidechſen mit kammförmigem oder zackichtem Rücken.

Linnäus, welcher dieſe Thiere unter die kriechenden Amphibien rechnet, giebt dem Geſchlechte der Eidechſen noch einen weit größern Umfang und begreift darunter alle vierfüßigen Thiere, die einen geſchwänzten, nackichten Körper haben. Da nun dieſe Kennzeichen, weil ſie ſo allgemein ſind, ſehr vielen Thieren zukommen, ſo machet er aus dieſem Geſchlechte, wovon er allein acht und vierzig Arten anführet, ſechs Abtheilungen. Zu der erſten Abtheilung rechnet er diejenigen Arten, deren Schwanz an den Seiten platt gepreſſet, und deren Körper mit Schuppen bedecket iſt, worunter alſo das Krokodill gehöret. Die zwote Abtheilung unterſcheidet ſich von den übrigen durch Wirbelſchwänze, d. i. durch ſolche Schwänze, welche in Gelenke oder runzlichte Ringe abgetheilet zu ſeyn ſcheinen, dergleichen man bey unſern gemeinen Eidechſen antrifft. Die dritte begreift diejenigen Arten unter ſich, deren Schwanz, wie bey dem Chamäleon, länglichtrund, kürzer als der Körper und mit unter einander geſchobenen Schuppen beſetzet iſt. Die vierte enthält die leguanartigen Eidechſen, d. i. diejenigen, welche, wie der Leguan, ſolche Schwänze haben, die länger als der Körper, übrigens aber wie bey den Eidechſen der vorhergehenden Abtheilung beſchaffen ſind. In der fünften Abtheilung ſtehen diejenigen, welche vier Zehen an den Vörderfüßen und keine Schuppen haben, nämlich die eigentlichen Salamander. Zu der ſechſten Abtheilung, welche nur eine einzige Art enthält, gehören diejenigen, welche einen wurmförmigen Körper und keine Zehen an den Füßen haben, von denen unſern Leſern ſchon in dem erſten Theile dieſes Werkes unter dem Artikel Aaleidechſe Nachricht gegeben worden iſt. Und da wir auch den übrigen Arten, welche angemerket zu werden verdienen, beſondere Artikel beſtimmet haben, ſo ſoll hier nur blos die Beſchreibung der gemeinen Europäiſchen Eidechſe folgen, welche von dem Herrn von Linné Lacerta agilis, und von dem deutſchen Herausgeber ſeines Naturſyſtems der Springer genannt wird, weil ſie einen Sprung thut, wenn man ſie greifen will. Sie iſt ohngefähr

fähr eine Spanne lang, hat einen ſammetgrünen Rücken, braungraue, mit ſchwärzlichen Flecken bezeichnete Seiten und einen weißgelben Bauch. Die Füße haben fünf Zehen, die mit ſcharfen Nägeln verſehen ſind. Der Schwanz iſt geringelt, mit einigen Reihen ſcharfer Schuppen beſetzet, und ſehr brüchig, doch wächſt er bald wieder nach. Die Nahrung dieſer Thiere beſteht in allerhand Inſecten; daher man ſie lange in einer Flaſche mit Erde und feuchten Moos lebendig erhalten kann, wenn man ſie bisweilen mit Inſecten verſorget. Sie gebähren nicht lebendige Junge, ſondern legen häutige Eyer; woher vielleicht der Name Eidechſe entſtanden ſeyn mag.

Von den **fliegenden Eidechſen**, die der Herr von Linne' als ein beſonderes Geſchlecht betrachtet, iſt bereits unter dem Artikel Drache gehandelt worden.

Von den ſogenannten **ſchuppichten Eidechſen**, welche gar nicht unter das Geſchlecht der Eidechſen gehören, kann der Artikel **Schuppthier** nachgeſehen werden.

Eidechſenſchwanz.

Saururus. Ein Pflanzengeſchlecht, wovon zur Zeit nur eine Art bekannt iſt, indem die übrigen beſondere Arten des Pfeffers ausmachen. Der Saururus cernuus L. wächſt in Virginien in ſumpfigen Gegenden. Die ſchwammichte, äſtige Wurzel läuft flach unter der Erde hin. Der Stängel wird ohngefähr einen Fuß hoch, treibt keine Aeſte, und iſt wechſelsweiſe mit geſtielten, herzförmigen, ſtumpfen, völlig ganzen Blättern beſetzet. Die Blüthe ſtellet ein langes, unterwärts hangendes, weißliches Kätzchen vor. Jedes Blümchen beſteht aus einem länglichten, ſtehenbleibenden Kelchblättchen, ſechs bis ſieben Staubfäden, und vier Fruchtkeimen, deren jeder ſich mit einem Staubwege, faſt ohne Griffel, endiget. Die Frucht beſteht aus vier Beeren, und jede enthält nur einen Saamen. Nach Bartrams Berichte wird die Wurzel von den Einwohnern zu Umſchlägen gebrauchet, und beſitzt eine ungemeine Kraft, zu erweichen. Die getrockneten und wie Thee getrunkenen Blätter ſind in Bruſt- und Rückenſchmerzen dienlich. Die Pflanze dauert nicht leicht in unſern Gärten; man muß ſie in Töpfen halten, und den Winter über in ein gemeines Glashauß ſetzen; doch werden ſie auf ſolche Weiſe ſehr ſelten blühen, indem die Wurzeln ſich ungemein vermehren, und faſt jährlich den ganzen Topf anfüllen; ſie wollen auch fleißig begoſſen ſeyn. Sonſt brauchet man keine Wartung,

und

und die Theilung der Wurzel giebt immer neue Stöcke.

Eidechsfiſch.

Eidechsfiſche, nennt Müller das 181. Geſchlecht des Linne', Ellops.

Eidergans.

Eidervogel anſer plumis molliſſimis, wird wegen ihrer weichen Federn alſo genennet, und iſt eine Art kleiner Gänſe, die vornehmlich auf den Feroiſchen Inſeln zwiſchen den Klippen niſten. Ihr Neſt füllet ſie mit dergleichen weichen Federn, oder Eiderdunen an. Einige ſetzen ſie, wie die Gänſe überhaupt, unter das Entengeſchlecht. Ihr Schnabel iſt ganz rund. Sie iſt auch überhaupt im nordlichen Europa nicht unbekannt. Die Gans hält ſich am Meere auf und findet ſich nach Herrn Linnäus, Flor. Suec. 94. auch an den Gothländiſchen Küſten; ſie leget fünf bis ſechs Eyer, und niſtet oft unter den Wachholderſträuchern. Er beſchreibt ſie auch daſelbſt folgendermaaßen: das Männchen iſt meiſtens weiß, außer oben auf dem Kopfe, ſchwarz, Bruſt, Bauch und der untere Hintertheil ſchwarz; Kinn, Bürzel, Schwing- und Schwanzfedern auch ſchwarz; der hintere Theil des Kopfes grünlicht, und der vördere Theil der Bruſt hellfleiſchfarben. Die Größe kömmt nahe die Gänſe. Der Körper des Weibchens iſt ganz wie bey den Schnepfen, mit muſchelrunden, ſchwarzen Flecken, gleichſam wellenförmig gezeichnet. Eine Querlinie auf den Flügeln, ſchmal und weiß. Von dieſer Gans kommen gemeiniglich die weichen Federn, unterm Namen der Eiderdunen, womit Dännemark, aus Island, Grönland und den Faroiſchen Inſeln her, guten Handel treibt. Die Federn ſind theils grau, theils weiß, überaus zart und leicht, ſo daß ihrer drey Pfund in einen Klumpen einer Fauſt groß, können zuſammengepacket werden, nachmals aber durch geſchehenes auflockern, erwärmen und durcharbeiten, ſich zu der Größe und genugſamer Menge eines ganzen Deckbettes ausdehnen. Die beſten dieſer Federn ſind diejenigen, welche ſich der Vogel ſelbſt ausraufet und damit ſein Neſt bauet. Das Pfund Eiderdunen koſtet ſelbſt in Dännemark, rein und gut ſortirt, drey Thaler ſchwer Geld. Ueberhaupt iſt vom Eidervogel die beſte Beſchreibung des Herrn Brünniches nachzuleſen, die er 1760 davon zu Kopenhagen herausgegeben hat.

Eilfſtrahl.

Silurus Vndecimalis, Linn. g. 175. ſp. 7. eine Gattung des Geſchlechts der Welſe nach dem Müller.

Müller. ſ. auch Kleins Welſe, Silurus.

Einäſcherung.

Einäſchern, Incineratio. Unter dieſer Benennung verſteht man, wenn Körper mit einer lichten Flamme verbrannt, und in ein lockeres Pulver oder Aſche verwandelt werden. Dieſe Operation findet eigentlich nur bey den Körpern des Thier- und Pflanzenreiches ſtatt; wiewohl auch einige Körper im Mineralreich gefunden werden, welche ſich mit einer lichten Flamme verbrennen und in ein lockeres Pulver verwandeln laſſen. So kann z. E. der Zinck mit einer lichten Flamme verbrennt und in eine Aſche verwandelt werden.

Durch das Einäſchern gehn die brennbaren Theile eines Körpers größtentheils verloren, und das, was als ein lockeres Pulver übrig bleibt, iſt entweder als eine bloße Erde, oder als eine Erde mit Salztheilchen vereiniget zu betrachten, mit welchen bisweilen noch etwas brennbares verbunden iſt, das aber theils durch das Auslaugen, welches die Salztheile und folglich die mit ſelbigen oft verbundenen brennbaren Theile wegnimmt, theils durch ein darauf folgendes Ausglühen von den erdichten Theilen geſchieden wird. S. Calcination.

Einbeere.

Paris. Es giebt nur eine Art, nämlich die vierblättrige Einbeere, Paris quadrifolia L. ſonſt auch Wolfsbeer, Sternkraut, Pariskraut, Augenkraut genannt. Wächſt bey uns in mooßichten Wäldern; blühet im April und May; treibt aus der dicken fäſerichten, mit Knoten verſehenen, und ſeitwärts auslaufenden Wurzel, einen einfachen, niedrigen Stängel, welcher untenher nackend, oben aber mit vier, ſelten mit fünf Blättern rund umher umgeben iſt; ſie ſind an beyden Enden ſpitzig, in der Mitte breit, völlig ganz, unterwärts glänzend, oberwärts ſchwärzlich; über den Blättern verlängert ſich der Stängel etwas, und endiget ſich mit einer einzigen Blume. Dieſe zeiget vier lanzenförmige, ſpitzige, grünlichte Blättchen, welche alle ſtehen bleiben, und einander ähnlich ſind, wenn man die vier äußerlichen zum Kelche, die vier innerlichen zur Blumendecke rechnet; acht Staubfäden, deren Staubbeutel nicht auf der Spitze, ſondern in der Mitte anſitzen, und einen rundlichen und viereckichten Fruchtkeim mit vier kurzen Griffeln, und ſo vielen einfachen Staubwegen. Die runde, viereckichte, ſchwärzlich purpurfärbige Beere hat vier Fächer, und viele Saamen. Die ganze Pflanze hat einen

nen unangenehmen, ſtinkenden Geruch. Man hat ſelbige ehedem für ein Mittel wider allerley Gift gehalten, ſelbiger auch eine auflöſende und ſchmerzſtillende Eigenſchaft beygeleget; hingegen haben auch einige ſie ſelbſt für giftig gehalten. Obgleich das letzte nicht bewieſen iſt, darf man doch deswegen nicht alles für wahr annehmen, was von den Tugenden dieſer Pflanze aufgezeichnet worden. Es wird niemand leicht den Verſuch machen, und, wie Cäſalpin angerathen, zwanzig Tage hinter einander einen halben Löffel voll von dem Pulver der Pflanze einnehmen, um den Wahnwitz damit zu vertreiben, oder mit Camerarius mit der Wurzel die Colik heilen, oder die Beeren wider die fallende Sucht anrathen. Gewiſſer ſcheinet die ſchlafmachende Wirkung der Beeren, und Tragus hat vielleicht recht geurtheilet, wenn er ſchreibt: ich mag ſie wahrhaftig nicht koſten, damit ich nicht vielleicht ganz und gar einſchlafe. Die Wurzel ſoll, wie Hr. von Linne' anführet, Erbrechen machen. Der äußerliche Gebrauch iſt gewiſſer. Blätter und Beeren werden bey Entzündung, Nagel- und andern Geſchwüren als ein Umſchlag aufgeleget. Das friſche Kraut geſtoßen, oder den ausgepreßten Saft von den Beeren auf die Augen geleget, zertheilet derſelben Entzündung. Die Blätter können in der Färberey gebrauchet werden.

Einblatt.

Vnifolium, Conuallaria bifolia Linn. iſt in den Wäldern eine gemeine Pflanze. Aus der fäſerichten langen Wurzel treibt ein einziges, geſtieltes, herzförmiges, völlig ganzes Blatt; nachher, wenn der niedrige, kaum einer Spanne hohe Stängel, hervorbricht, bringt ſolcher ein ähnliches, zuweilen auch zwey mit ſich. Daher bey der ausgewachſenen Pflanze der Name nicht mehr gelten ſollte. Der einfache Stängel endiget ſich mit einer kurzen weißen Blumenähre. Die Blume hat keinen Kelch, und das Blumenblatt iſt zwar glockenförmig, aber faſt bis auf den Boden in vier zurückgeſchlagene Einſchnitte getheilet, ſo daß auch Hr. Ludwig vier Blumenblätter angenommen; wie ſich denn ſelbige, wenn die Blüthe einige Tage geſtanden, immer mehr ausbreiten und zuletzt in vier Blättchen abfallen. Man ſieht auch nur vier Staubfäden und einen kurzen Griffel mit zween Staubwegen. Die Frucht iſt eine röthliche Beere, welche einen, auch zween Saamen enthält. Herr von Linne' hat dieſe Pflanze für eine Art der Mayblumen angenommen. Das Blumenblatt aber, und die Zahl der Staubfäden unterſcheiden beyde gar merklich. Deswegen auch

Herr von Haller und Ludwig ſolche als ein eigenes Geſchlechte beybehalten. Die Blümchen verdienen wegen ihres gemäßigten und angenehmen Geruchs einen beſſern Gebrauch, als ſie haben. Man hat auch der Pflanze verſchiedene Tugenden bey Wunden, Beulen, u. ſ. f. zugeſchrieben; auch ſoll das Kraut bey gedruckten Pferden ein treffliches Mittel ſeyn. Doch fehlen zur Zeit die nöthigen Erfahrungen.

Einblatt, S. auch Natterzünglein und Parnaſſenkraut.

Einfiſch.

Einfiſch des Zorgdragers, S. 23. deſſen Zeichnung, und S. 115. deſſen Beſchreibung und Geſchichte, Phyſeter Geſn. Balaena Phyſalus, Linn. gen. 38. ſp. 2. the Einfiſh Angl. ſ. Wallfiſch, Balaena edentula, in dorſo pinnata, ore Balaenae vulgar. des Kleins, und unſern Artikel Blaſer, I. 794.

Eingeweide.

Viſcera. Es werden überhaupt unter dieſem Ausdrucke alle innerliche weiche Theile des Körpers begriffen, welche in den drey großen Haupthöhlen, nämlich in der Höhle des Kopfes, der Bruſthöhle, und in der Höhle des Unterleibes und dem Becken befindlich ſind. Doch verſtehet man auch hierunter andere nahe gelegene Theile; ſo wie einige beſonders mit dieſem Namen nur bloß die innerlichen Theile des Unterleibes ausdrücken wollen. Die beſondere Lehre der Zergliederungskunſt, welche ſie abhandelt und beſchreibt, heißt die Splanchnologie, Splanchnologia, oder die Lehre von den Eingeweiden.

Einguß.

Innguß, Infundibulum, Lingo, iſt ein metallenes Inſtrument, welches gemeiniglich und am beſten aus Eiſen verfertiget wird. Es iſt ein länglicht Stück Eiſen, in welchem ſich eine, zwo, oder mehrere cylindriſche Rinnen befinden, welche ſo viel möglich glatt und polirt gearbeitet ſeyn müſſen. Dieſes Eiſen muß überdieß einen eiſernen Griff haben, damit man daſſelbe bey dem Gebrauche halten kann. Dieſes Inſtrument wird bey dem Schmelzen der Metalle gebrauchet, und zwar in dem Falle, wenn man das Silber in einen ſo genannten Zain, welches ein länglicht Stück Silber iſt, gießen will. Bey denjenigen Eingüſſen, welche bey der Probierkunſt gebrauchet werden, ſind die Rinnen einen halben oder ganzen Zoll breit und eben ſo tief, die Länge aber beträgt ſechs oder zehn Zoll. Wenn hingegen eine große Menge Metall ausgegoſſen werden ſoll, ſo ſind die Rinnen ein bis zween

Fuß lang, und etliche Zoll breit und tief.

Einhorn.

Unter dieſem Namen wird von den ältern Schriftſtellern ein vierfüßiges Thier angeführet, welches das Anſehen und die Größe eines Pferdes haben und mitten auf der Stirne ein gerades, weißes und drey Ellen langes Horn führen ſoll. Die neuern Naturforſcher und Reiſebeſchreiber aber haben nirgends ein ſolches Landthier ausfindig machen können, und zählen daſſelbe daher mit Recht unter die erdichteten Geſchöpfe, Das Naſehorn, wie unter dieſem Artikel gezeiget werden ſoll, iſt zwar einhörnig, aber das Horn befindet ſich nicht auf der Stirne ſondern auf der Naſe, und ſeine übrige Geſtalt kömmt auch nicht mit der angeführten Beſchreibung überein. Sonſt wird der Name Einhorn von den neuern Schriftſtellern den Fiſchen und Inſecten gegeben, bey denen man ein Horn antrifft, wie man aus folgenden Artikeln erſehen kann.

Einhorn, Seeeinhorn, ein Zweyzahn, Narwhal, iſt nach dem Klein unter ſeinen Blaſern, ſ. unſern Artikel I. 794. das zweyte Geſchlecht der zweelebigen großen Waſſergeſchöpfe, die eine Lunge zum Athemholen, wie die Landthiere, dabey aber auf dem Kopfe in der Haut ein beſonderes Spritzloch, haben. Artedi nennt ihn Monodon; Linne ſetzt im ſieben und dreyßigſten Geſchlechte Monoceros hinzu; von andern wird er Einhornfiſch, Seeeinhorn, Vnicornu marinum, Rhinoceros marinus, von den Franzoſen und Bomare la Licorne de mer, von den Grönländern Touwack, nach dem Geoffroy mat. med. Tom. VI. Art. Balaena, vielleicht aber Turacca, nach dem Th. Bartholin, de Vnicornu c. 15. p. 125. unſchicklich aber Rohar, genennet, welche Benennung der Seekuh, Roſmarus, eigentlich zukömmt. Sollen ihn die Ißländer Narwhal, von Nar, einem Aaſe, Cadauere, davon er angeblich lebe, nennen, ſo iſt doch auch dabey zu gedenken, daß viele andere Fiſche dergleichen Cadauera aufſuchen, und davon nicht benennet werden. Der bey der Geſchichte dieſes Fiſches vorzüglich zu gebrauchen geweſene, aber auch den meiſten und neueſten ſo gar unbekannt gebliebene, Klein wird uns von ſelbigem, bey ſo verſchiedenen Nachrichten und Meynungen, den zuverläßigſten Unterricht ertheilen. Der Narwhal iſt demnach ein Blaſer, deſſen Kopf, in Vergleichung ſeines übrigen Körpers, ſo klein und unmerklich iſt, daß man ihn, bey dem erſten Anſehn, faſt für einen Fiſch ohne Kopf halten ſollte. Seine

Schnauze oder Rüſſel, iſt nur mit einem einzigen Zahne, auch wohl mit zween ſehr ſchönen und Spindellang hervorragenden Zähnen bewaffnet; daher er wohl Monodon, Einzahn, genennet worden. Unter den Blaſern iſt er von der mittlern Größe, ſelten über achtzehn Fuß lang. Er hat nur einen, ſehr langen, Schraubenmäßig gewundenen, und Hornähnlichen Zahn, welcher in einer tiefen und coniſchen Höle des linken Oberkiefers, ohne Beweglichkeit ſo Nagel feſt ſtecket, als die Zähne bey allen andern lebenden Geſchöpfen zu ſitzen pflegen. Wir nennen, ſaget er, mit dem Wormius und andern dasjenige, was aus dem Maule oder Kinnbacken der Thiere hervorwächſt und raget, einen Zahn; ein Horn aber, was aus der Stirne, den Schläfen, oder andern Theilen der Hirnſchaale, wächßt; daher der Narwhal vom Zahne beſſer, als vom Horne, genennet wird. Ich wollte es nicht wagen, fährt er fort, die Zähne eines Borneoſchweins, Babyrouſſae, oder eines wilden Schweines oder Hauers, welche in der Jägerſprache Waffen heißen, Hörner zu nennen; noch mich erſt lange in den unnützen Streit über die krummen Zähne der Elephanten, ob ſie auch für Hörner zu halten, mengen. Plinius wird wohl mit einem fünfhundert Jahre ältern Herodotus, und mit der noch ältern Gewohnheit, Recht behalten, daß das wilde Schwein, das Nilpferd, Hippopotamus, und der Elephante, hervorragende wahre Zähne haben, welche ein, vom Julius Cäſar zum Triumph nach Rom geführter Mauritaniſcher König, ein ſonſt in der Naturkunde wohl erfahrner und berühmter Juba, immerhin Cornua, Hörner, heißen könne. (Gleichwohl iſt auch hierbey mit anzumerken, daß dieſer Zahn bey dem Einhorne nicht aus der Schnautze und dem gewöhnlichen Sitze der Zähne in dem Kinnbacken, loco alueolorum, ſondern über der Schnautze und Maule, ſelbſt nach der Kleiniſchen Zeichnung, herausſtehe, wie Egede mit Grunde erinnert; mithin die Kleiniſche Vergleichung mit andern, nicht Hörner zu nennenden Zähnen, in ſoferne einigen Abfall wohl leiden möchte.) Doch bey dem einzigen Zahne, hat Klein nachmals einige Erläuterungen in ſeinen Zugaben zu machen, nöthig gefunden; und zwar aus einer Ueberſetzung des Schwediſchen, des Hrn. Roberg, ſo bey der von Winterſteen, im Jahre 1684. ausgegebenen Zeichnung gefüget geweſen: Man berichtet, daß die Einhörner, welche die Grönlandsfahrer vom Wallfiſchfange mit ſich nach Hauſe bringen, von einem Fiſche ſind, der die Länge des Hornes dreymal

hat,

hat, alſo daß wenn das Horn acht Fuß lang, der Körper ſechzehn Fuß halte. Der Speck von dieſen Fiſchen ſoll feiner als von den Wallfiſchen ſeyn. Seine zwo Floßen an der Bruſt, wenn die Haut abgezogen, gleichen der Hand der ſo genannten Seefrauen oder Syrenen, wie ſolche in der Kunſtkammer zu Kopenhagen gezeiget wird. Die Stärke dieſes Thieres iſt im Horne, womit daſſelbe, wie man ſaget, in die Quere, auch auf- und niederwärts, im Waſſer fährt, und alſo ſeinen Fraß, das Meergras aufwühlet, auch alles, womit es ſtreitet, durchbohret. Im Jahre 1684. hat ein Grönlandsfahrer, Dietrich Peterſon, Commandeur des Schiffes, der goldne Löwe genannt, folgenden Fiſch mit zweyen Hörnern, oder vordern Zähnen, wie man ſie nennen will, aufgefangen, und mit andern nach Hamburg gebracht: die Spitzen dieſer Hörner ſtehen an ihren Enden dreyzehn Zoll, beym Kopfe aber nicht mehr als zween Zoll, von einander. Das linke Horn iſt ſieben Fuß, fünf Zoll lang, und der Umfang beym Kopfe machet neun Zoll aus. Das rechte Horn hält genau ſieben Fuß in der Länge und acht Zoll am Kopfe in der Dicke, welcher Kopf zween Fuß lang, und anderthalb Fuß breit iſt; die Hörner ſitzen alle beyde einen Fuß und einen Zoll tief im Kopfe; es beträgt alſo die Länge des linken Hornes mit dem Kopfe neun Fuß fünf Zoll, das rechte aber mit dem Kopfe zuſammen neun Fuß; wobey die dritte Kupfertafel Miſſ. V. nachzuſehen, auf welcher a) den Kopf von oben, b) den Kopf von unten vorſtellet; c) die Löcher auf dem Kopfe oder in der Hirnſchale, durch welche der Fiſch das Waſſer ausſpritzet; und d) ein Junges in natürlicher Größe, ohne Zahn oder Horn, ſo in dieſem Fiſche gefunden worden, wie die Zeichnung ausweiſet, deſſen Länge acht und einen halben Danziger Schuh geweſen, wobey Anderſon S. 203. nachzuſehen. Klein ſchließt demnach: ſo haben wir denn Narwhale mit einem und mit zween Zähnen, wie etwa ein Naſenhorn mit zwey Hörnern; ſ. Danziger Verſuche vom Naſenhorn Part II. und Hans Egede, Gamle Groenlands nye perluſtration, Hafn. 1729. et 1741. Und dieſes wiederholet Klein nicht nur in einem, ſeinem Werke angehängten, Schreiben an Peter Collinſon, ſondern füget auch noch einige, vorher nicht bemerkte, Umſtände bey: Unter den Seefiſchen, die am Kopfe mit beſondern Waffen ausgerüſtet ſind, iſt der erſte und vorzüglichſte der Narwhal oder Einhorn, Vnicornu, nach andern Rhinoceros marinus. Er iſt ein Blaſer, der das eingeſogene Waſſer durch eine beſondere Kopfröhre mit großer Gewalt

wieder von ſich ſpritzet. Er bringt lebende Junge zur Welt, (derglei- chen Embryonem Ruyſch, Th. Anat. IX. tab. 8. fig. 5. zeichnet) und iſt mit Lungen, Eingeweiden, Knochen, ſelbſt den Gehörknochen, nur nicht mit einem äußern Ohre, Auricula, wie andere vierfüßige Thiere, verſehen; benebſt einem horizontal liegenden Schwanze. Er gehöret alſo ganz ungezwei- felt zu den Wallfiſchen, oder wall- fiſchähnlichen Meerwundern. Alle dieſe Fiſcharten haben nun entwe- der ſehr harte und elfenbeinerne Zähne, oder gar keine. Die Narw- halen aber, ſo viel man nun weis, ſind entweder Monodontes, Ein- zähne, oder Didontes, Zweyzäh- ne; (wie denn ein vornehmer Kaufmann und Reeder der Grön- ländiſchen Fiſcherey, (Zorgdrager S. 24.) erzählet hat, daß er einen Kopf von einem Einhornfiſche ganz und ohnabgeſtreift zu Amſterdam im Salze liegen geſehen habe, worinnen zwey Hörner oder viel- mehr Zähne geſtecket, deren einer bey ſechs Schuhen, der andere nur einen lang und alſo abgebrochen war; woraus Oligerius Jaco- bäus, in Muſeo Regio deſcr. Hafn. 1696. fol. 14. vermuthen will, der Narwhal werde wohl meiſtentheils ein Zweyzahn ſeyn; und welche Vermuthung der nur angeführte Egede durch ſeine Be- obachtung beſtätiget, daß ſich auch auf der rechten Seite der Hirn- ſchale oder des Kopfes noch ein anderes kleineres Horn, woſelbſt ſelbiges ebenfalls an der einen Spitze vermittelſt einer Wurzel befeſtiget ſey, finde, aber nicht über die Haut hinaus wachſe; denen Linné in ſo fern beygetreten, daß er ebenfalls zween Zähne zum Ge- ſchlechtsmerkmal der Monodon, faſt ſich ſelber widerſprechend, er- fordert.) Dieſe Zähne nun ſind entweder ſchlänglicht gewunden, oder glatt, (vielleicht glatt gema- chet) oder, nach dem Zorgdrager, etwas gekrümmet und gebogen. Sie kommen alſo aus dem obern Kiefer, linker, oder beyder Seiten, hervor; aber erſt nach der Geburt ſtehen und wachſen ſie über ihre Höhlungen heraus. Ihre Sub- ſtanz iſt zwar beinern, aber ſehr hart, und mehr elfenbein- faſt gar ſteinartig, und von dem knochich- ten Weſen der Kiefern ganz un- terſchieden. Von Backzähnen iſt zur Zeit noch keine Spur entdecket worden. Die Menge der abge- worfenen Zähne machet es wahr- ſcheinlich, daß die alten Zähne von ihren jungen Nachfolgern ausge- ſtoßen werden, welches nicht nur der, in dem Cabinette der Danzi- ger Geſellſchaft bisher aufbehal- tene Milchzahn, der aus einem alten ſehr langen Zahne vermit- telſt einer Säge ausgenommen worden, beweiſt, ſondern auch Jo- hann Fleiſher bey dem Wormius bezeuget, der einen jungen, neuen, dem

dem alten der Geſtalt und Weſen nach ganz gleichen, Zahn, aus dem alten, davon er einen Theil mit der Säge zum calciniren getrennet, nach einigem ohngefähren Rütteln deſſelben heraus ſpringen geſehen. Zorgdrager erzählet eben dieſe Geſchichte, S. 25. mit etwas veränderten Umſtänden, und vermuthet daher, daß die meiſten abgeworfenen Zähne deswegen bis auf den dritten Theil hohl wären; der hierbey belobte Johann Cyprian ſchreibt an den Wolfgang Franzius dieſerwegen ſehr wohl: Aus dem linken Rüſſel raget ein ſehr langer, geſtreifter und ſpitziger Zahn hervor, welcher mit einer großen Menge Schleim mit kleinen eingewickelten Müſchelchen überzogen iſt. Seine linke Wurzel ſtecket in der linken Schnauze auf ſechzehn Zoll tief. Der in der Höhlung ſteckende Theil iſt uneben, rauh und ohne Streifen, und ſtecket ſo feſt in ſeiner coniſchen Höhlung, daß er weder beweget noch wackelnd gemachet und herausgeriſſen werden kann. Wo er aus dem Kiefer heraus ſteht, hat er neun Zoll im Umfange, und von da fangen auch ſeine ſchneckenlinichte Wendungen und Kreiſe an.

Man ſaget von dieſen Narwhalen, daß ſie mit ihren, dem härteſten Elfenbeine nicht weichenden, Zähnen, nicht nur die Wallfiſche angreifen, und das Eis durchbrechen, ſondern auch gleichſam halb blind, auf Schiffe, als auf Wallfiſche Jagd machen, daher ſie denn zum öftern, durch das Anbohren des Schiffes, ihren Zahn verlieren, oder zerbrechen, oder ſelbſt ſtecken bleiben und gefangen werden.

In Anſehung des Spritzloches, der Finnen oder Floßen und der ganzen Geſtalt des Fiſches, ſind die Schriftſteller auch noch nicht einer Meynung. Wormius, der ſelbſt den Fiſch nicht geſehen, malet ihn entweder ſelbſt, als wenn er das Waſſer durch zwo Röhren von ſich ſpritzete, oder hat ihn wenigſtens vom Scalonius, Biſchoffe von Hole, den er ſelbſt ſeinen ehemaligen Schüler nennt, alſo gezeichnet erhalten. Und dieſe Figur hat auch Tulpius in ſeinen Obſeruatt. Medi. IV. 59. Tab. 18. beſonders die zwey Spritzlöcher betreffend, beybehalten, merket aber doch mit an, daß man an dem, im Jahre 1648. bey der Inſel Maja gefundenen Cadaver dieſes Fiſches, weil er vermuthlich zu welk und dieſe Löcher zugefallen geweſen, dieſelben im Nacken nicht gefunden, die aber auch in der Figur faſt am Ende der Schnauze, zwiſchen dem Zahne und den Augen, gezeichnet ſind; und ſetzet hinzu, daß der Biſchoff zu Hole, Thorlac Scalonius, dieſe Zeichnung an den Franzöſiſchen Geſandten, Tuilerie, in Dänemark geſendet habe, die nachmals zu Paris in Kupfer geſtochen wor-

den, und mit ſeiner eignen Zeichnung genau übereinſtimme. Ja ſelbſt dieſer Biſchoff ſcheint vom Wormius abzugehen, da er, nach S. 286. an ihn geſchrieben, daß er, der Fiſch, im Hinterkopfe oder Nacken, ein Luftloch, nicht zwey, reſpiramen, non reſpiramina, habe. Es ſcheint zwar de Vrieſius in ſeinen Anmerkungen zu des Martiniere neuen Reiſen in die Nordländer, Cap. 37. bey der Vergleichung des Kopfes eines Narwhals und eines gemeinen Wallfiſches, beyden zwo Röhren zuzueignen, doch will er augenſcheinlich nur ſo viel ſagen, daß zwo Röhren durch den Kopf, Cranium, in den Mund durchgehen, welche ſich ja wohl bey dem Ausgange aus dem Cranium vereinigen, und in der Haut nur eine Oeffnung und Spritzloch machen können; wie etwa Kolbe in ſeiner Reiſebeſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, S. 205. von dem Balaena Borealis, Nordcaper, meldet: Ueber und hinter den Augen nach dem Rücken zu, hatte ein jeder ein ziemlich großes Loch, welches mir, wie ich oft bey lebendigen geſehen, nicht anders vorkam, als wäre mitten in dem Waſſer ein beſonderer Springbrunnen aufgebauet. Rochefort iſt in ſeiner Hiſt. Natur. des Antilles, mit zwey Luftlöchern nicht zufrieden: Sie haben, ſaget er, drey Oeffnungen in der Geſtalt der Luftlöcher bey dem Anfange des Rückens, durch welche ſie alles überflüßig eingeſogene Waſſer in die Höhe auswerfen; und aus dieſer Beſchreibung hat auch Valentinus in ſeinem Muſeo Muſeor. ſeine Figur hergenommen, und ſchreibt nochmals in ſeiner Hiſt. Simpl. Reform. p. 340. daß der Narwhal, wie andere Wallfiſche, durch zwey Löcher im Nacken, Athem hole, und das Waſſer hoch ausſpritze. Der Verfaſſer der Anmerkung in dem deutſch überſetzten Zorgdrager, S. 26. behauptet kühnlich, dieſe Einhörner hätten, bey dem Anfange ihres Rückens drey Löcher, wodurch ſie das eingeſchluckte Waſſer, wie die Wallfiſche, wieder ausſpyen; da er aber wenige Zeilen darauf den Rochefort anführet, ſo iſt es klar, daß er auch dieſes eben dieſem Schriftſteller nachgeſchrieben habe.

Was die Floßen anbelanget, hat ihm Wormius, ſo fährt Klein fort, zwo Seitenfloßen ganz recht gegeben; ich nenne ſie Seitenfloßen, weil gemeiniglich die Kiemen- und Bauchfloßen nicht genugſam unterſchieden werden, auch wohl einerley Nutzen haben. Aber, daß er, Wormius, dem Fiſche auf dem Rücken ſtatt einer Finne und Floße, drey Hocker, da er doch, nach dem Scalonius nur zwo haben ſollte, und hierüber eine am Bauche gegeben, darinnen weichet er von der Natur ab. Dieſe Hocker

findet

findet man in der Tulpiſchen Zeichnung nicht, und die Figur des Rochefort oder eines andern Autors, ſtimmet auch mit ſeiner eignen Beſchreibung nicht überein, welche in der Zorgdrageriſchen Anmerkung S. 26. ins deutſche überſetzet, folgendermaßen lautet: Dieſe Einhörner haben eine ſchwarze und harte Haut, zwo Floßen an den Seiten, und eine große und breite ſtachlichte Floße auf dem Rücken, welche in der Mitten ſchmäler iſt, und gleichſam einen doppelten Kamm machet, und ihm, das Waſſer zu zertheilen, ſehr dienlich iſt; ſie haben bey dem Anfange ihres Rückens drey Löcher, wodurch ſie das eingeſchluckte Waſſer, wie die Wallfiſche, wieder ausſpeyen. — So giebt ihm auch Anderſon, nach dem Martens, nur zwo Floßen, und einen gleichen Rücken; und in den Kleiniſchen und Quellmalziſchen iſt von Höckern nichts zu ſpüren. Sollten wir, ſchreibt unſer Klein weiter, dem Rochefort blindlings folgen müſſen, (das aber Zorgdrager S. 26. nicht gethan,) ſo würden wir zwo Gattungen des Narwhalfiſches bekommen, wenigſtens außer dem bisher beſchriebenen noch ein Seeeinhorn, welches dem angeblichen Landeinhorne, Vnicornu Terreſtre, ziemlich ähnlich ſey, nämlich einen Einhornfiſch mit einem ſchuppichten Leibe, einem, vermittelſt einer langen Floße ſägeförmigen Rücken, mit einem ſo gar gekrönten Pferdekopfe und mit einem aus der Stirne hervorragenden, langen gewundenen Horne. Aber dieſe ſehr mangelhafte Erzählung des Rochefort, welche er von dem de Montel erhalten, kann wenig Glauben verdienen, obgleich dieſer de Montel den Kopf dieſes ſo wunderbaren Einhornes an dem Standorte einer Soldatenwache aufgeſtecket geſehen haben will; immaßen derſelbe, nach ſeiner Erzählung am Ende, nicht ſowohl ſelbſt ein Augenzeuge geweſen, vielmehr nur als ein Ohrenzeuge anzunehmen. Es können auch beyde de Montel und Rochefort dem Olaus Magnus gefolget ſeyn, der dem Narwhall ein Horn auf der Stirne zueignet. Betrachtet man dieſes Thier ohne Vorurtheil, ſo wird es wohl mit dem Fiſche Utilif, der, nach dem Ambroſius Paräus bey dem Aldrovandus de Ceris, cap. 5. wie der Sägefiſch, Priſtis, eine Säge oder gezähneltes Schwerd auf der Stirne führen ſoll, zu einer und eben derſelben Claſſe, nämlich der erdichteten und fabelhaften Fiſche, zu rechnen ſeyn. Es iſt ja wohl ganz wahrſcheinlich, daß der müßige leichtfertige Soldat auf der Wache einen, an dem Ufer und Strande aufgefundenen, wahren Einhornszahn in einen Pferdekopf hineingeſtecket, ſolchen mit einer ſchönen glänzenden Krone geſchmücket,

ſchmücket, und bey der Wache, als ein Siegeszeichen aufgeſtecket; und wundern wir uns über eine hieraus gemachte Geſchichte um ſo weniger, jemehr die Menſchen gemeiniglich, nicht was ſie geſehen, ſondern was ſie nur etwa gehöret, treuherzig nachzuerzählen pflegen. — Dieſe irrige Muthmaßungen und Meynungen gründlich zu beurtheilen und zu widerlegen, iſt ein geſtrandeter Narwhalfiſch in der Elbe, (in der Weſer) nicht weit von Hamburg, im Februar 1736. glücklicher Weiſe gefangen worden, deſſen Zeichnung und Beſchreibung bald darauf in meine, Kleins, Hände gekommen, worauf ich ihn Miſſ. II. Tab. II. ſub C. bereits im Jahre 1738. in Kupfer ſtechen laſſen. Den ausgeſtopften Fiſch aber habe ich im Jahre 1737. in der Königlichen Naturalienkammer zu Dresden ſelbſt geſehen und genau beobachtet; desgleichen im Jahre 1740. eine ähnliche Abzeichnung des Fiſches in den Transact. Philoſ. Angl. No. 447. gefunden. Die Beſchreibung des Fiſches iſt alſo verfaſſet: die Geſtalt des Körpers war faſt eyförmig; der Kopf klein, kaum von den übrigen Leibe zu unterſcheiden, ſo daß der Fiſch faſt ohne Kopf zu ſeyn ſchien; ſonſt ſoll der Kopf, nach dem Artedi, vielmehr nach dem de Uries, einem Karpfenkopfe ähnlich ſeyn; nach des letztern Anmerkungen cap. XI. ſeines alten und neuen Grönlands, S. 39. das Haupt müſſe man mit Beilen in Stücken hauen, welches beynahe einem Karpfenkopfe ähnlich ſchien. — Das Maul ſtand ungefähr einen Daumen breit unter dem Horne. Vergleichungsweiſe ſcheint er mir (Klein) einem Krötenkopfe ähnlicher: aber wunderbar iſt es doch, daß ihm Sachſe einen länglichten, und Saukopfe ähnlichen Kopf zuſchreibt. Die Länge des Fiſches vom Kopfe bis zum Schwanze war achtzehn Fuß, wie des Tulpius und Sachſius ſeiner. Er hatte nur einen ſechs Fuß langen, gerade geſtreckten, einem gewundenen Horne ähnlichen, und aus dem linken Kinnbacken hervorragenden, Zahn, nebſt einem kleinen Maule. Die Zunge war einer Hand breit, die Haut einen Zoll dicke, glatt, mit weißen und braunen Flecken wie ein Tieger beſprenget; das einzige Spritzloch gieng in der Quere durch die Haut; die Augen waren, vergleichungsweiſe klein; die zwo Seitenfloßen etwa einen Fuß lang und zwo Händebreiten breit. Was aber Wormius auf dem Rücken Hocker, und Rochefort Enpennure, (eine getheilte Floße,) nennt, iſt nichts anders, als eine mit dichtem Specke gefüllte und erhabene Linie in der Haut, (eine Speckfloße,) welche von der Mitten des Rückens an, über drey Zoll hoch, gegen den

Schwanz

Schwanz ſich nach und nach verjünget. Der horizontal liegende Schwanz war anderthalb Fuß breit. Er ſoll, wie das Derſchwein, Orca, und Sägeſchnauze, Priſtis, den Wallfiſch, bloß ſeiner Zunge wegen, verfolgen, und mit ſeinem Zahne oder Horne durchbohren. Zuletzt empfiehlt unſer Klein zum Nachleſen einen Wormius, Willughby, Tulpius, Sachſen, Martens u. Zorgdrager, denen wir vorzüglich unſern Quellmalz beyfügen müſſen, der den im Februar 1736. auf dem Weſerſtrande, nicht am Elbſtrande, nicht weit von Bremen aufgefundenen, ausgeſtopften, erſt nach Hamburg und ſodann zur Leipziger Meſſe gebrachten Einhornfiſch ſelbſt geſehen, und deſſen genauere Beſchreibung und Zeichnung, da beſonders die Hamburgiſche Zeichnung fehlerhaft befunden worden, bereits im May beſagten Jahres in das Commerc. Litterar. Norimb. einrücken laſſen. Hiervon bezeuget unſer, um die Naturgeſchichte ſo wohl verdient geweſener Hr. Bergrath Eilenburg in dem Entwurfe der Königlichen Naturalienkammer zu Dresden, S. 65. daß eine weitläuftige Nachricht und wahre Abbildung von dem Einhornfiſche, in dem von uns nur angeführten Comm. Litt. Nor. ſtehe, dem, als einem großen Kenner, um ſo viel zuverſichtlicher zu glauben, da er kurz vorher von dem im Cabinette befindlichen ausgeſtopften Narwhal angeführet, daß er nur einen Zahn habe, und eben derjenige ſey, welcher im Jahre 1736. nach Hamburg gebracht worden, und in Andersons Nachrichten von Grönland umſtändlich beſchrieben und abgebildet ſtehe; mit der Anmerkung, daß der, nach der Beſchreibung aus dem linken Oberkiefer herausgewachſene Zahn, auf der rechten Seite dieſes Thieres, aus Verſehen des Kupferſtechers vorgeſtellet worden. Hierbey ſetzet der Herr Bergrath von dem Zahne ſelbſt noch folgende merkwürdige Geſchichte hinzu: Bey dieſer Gelegenheit muß ich nothwendig an die vermeinte große Rarität gedenken, wovon Wecke und Beutel folgenden Bericht hinterlaſſen haben: „das vornehmſte hier, nämlich in der ehemaligen Dresdniſchen Kunſtkammer, iſt das ſchöne, glatte, weiße Einhorn, welches an einer großen güldenen Gliederkette hängt: denn es wird als ein aufrechtes auf eine Tonne Goldes geſchätzet. Es iſt an Menſchen und Vieh wider Gift probiret. Denn einem Menſchen iſt auf eine Zeit eine Eidechſe durch den Mund in Leib gekrochen, und hat darinnen einen ganzen Stock junger Eidechſen von ſich gelaſſen. Selbigem Menſchen hat man, etwas von dieſem Horne abgeſchabet, eingegeben, dadurch er den ganzen

„Stock Eidechſen von ſich ge„brochen. So hat man es auch „an zween Hunden probiret, de„nen beyden Gift, und nur einem „darauf etwas von dieſem Einhor„ne gegeben worden, da denn der„jenige, ſo nichts vom Einhorne „bekommen, alsbald verrecket, der „andere aber geneſen. Je ſchänd„licher der Betrug geweſen, den „man ehedem mit dergleichen Na„turalien vorgenommen, deſto ge„gründeter kann man anjetzo ſol„chen Unwahrheiten begegnen, und „von dieſem ſo gar hochgeſchätz„ten Stücke, ohne große Mühe, „wahrnehmen, daß es ebenfalls „ein, wie die andern, gewundener „Zahn des Narwhals geweſen, „den betrügeriſche Hände glatt ge„machet, und einem vierfüßigen „Thiere angedichtet haben, derglei„chen wohl niemals gelebet hat, „noch künftig zum Vorſchein kom„men dürfte. Und vielleicht hat „es mit den glatten und ungewun„denen Zähnen, die Jemand nach „Hamburg gebracht, und die Hr. „Anderſon für eine beſondere Art „von Seeeinhörnern gehalten, „gleiche Beſchaffenheit gehabt.„

Doch wieder ins Gleiß. Die von eben demſelben Bremiſchen Fiſche genommenen Zeichnungen des Klein und Quellmalz unterſcheiden ſich doch in etwas. Nach der Kleiniſchen liegt der Fiſch vorwärts, faſt auf der linken wohl ausgedrückten Seitenfloße, iſt drittehalb Zoll dicke, und ſieben Zoll lang; das Spritzloch in der Quere über ein Viertelzoll, und die halbe Rückenfloße wenig erhaben, wie ein Saum; nach der Quellmalziſchen Figur erſcheint der Fiſch dünner und länger geſtrecket, etwan zween Zoll dicke, und neun Zoll lang; die Seitenfloße kleiner, die Rückenfloße erhabener, nicht eben in der natürlichen Lage; das Auge ziemlich groß, und das Spritzloch klein und rundlich. In der Beſchreibung wird angezeiget, daß er gegen dreytauſend Pfund ſchwer, achtzehn Fuß lang, und zehn Fuß gleicher Dicke geweſen; das ſechs Fuß lange, und den vorhandenen, ähnliche Horn, hätte in der linken Naſenöffnung geſtanden; der kleine, kaum ein Viertel Leipz. Elle weite Mund, ſey ohne Zähne, und die Augen in der Größe einer Muſcatnuß geweſen, und aus dem Spritzloche habe der lebende Fiſch, nach Auſſage der Eigener, Blut und Waſſer weit ausgeworfen. Er habe drey Decken, eine glatte, pergamenähnliche, getiegerte Haut, ſodann ein Zoll dickes Leder, und darunter ein weiches fächeriches Fetthäutchen, überhaupt auch ein ſchmeerartiges Fleiſch, gehabt, daraus auf viertehalb Tonne Thran gewonnen worden; und endlich ſoll das friſche Zeugungsglied dreyßig Pfund ſchwer geweſen, das nun ausgetrocknete

trocknete aber eine Elle lang und Armsdicke befunden worden ſeyn. Die von den Eigenthümern beygebrachten Erzählungen übergehen wir um ſo viel billiger, da in den, der Vorrede dieſes Bandes angehängten, Noten von D. Trumphen bemerket wird, daß es dieſen Nachrichten an Zuverläßigkeit mangele. So iſt es auch mit vielen, vom Anderſon aufgeſammelten, Nachrichten beſchaffen; daher ſowohl Geoffroy, mat. med. T. VI. p. 699. als auch Cranz in ſeiner Hiſtorie von Grönland, dieſem ſonſt verdienten Manne und Sammler mit ſo vieler Zuverſicht wohl nicht folgen ſollen.

Ich beſchließe dieſen Artikel mit der Beſchreibung eines Zahnes oder Hornes dieſes Fiſches, welcher aus meines ſeeligen Großvaters, Rivinus, ehedem gar beträchtlich geweſenen, Naturalienca binette, bisher unverletzet aufbehalten worden: Er iſt ſieben Fuß, zehn und einen halben Zoll, Leipziger Elle lang, ſechs Zoll an der Wurzel, und ſieben und einen halben Zoll, wo er am dickſten, nämlich funfzehn Zoll über der Wurzel, dicke, und das ſpitzige Ende nur anderthalben Zoll; die Oeffnung an der Wurzel, Diameter, einen und dreyviertel Zoll, die Coniugata anderthalben Zoll, die Stärke der ſich nach und nach verdickenden Wände, Laminarum, kaum ein achtel Zoll, die mit einem dünnen Drathe gemeſſene Holung funfzehn Zoll lang, und die Schwere beträgt neun und ein halb Pfund Krahmergewichte. Seine Wendungen, oder ſchlänglichen Furchen gehen von der Wurzel bis auf zween Zoll gegen das Spitzende, Anfangs, und auf ſiebenzehn Zoll, ſoweit er in ſeiner Hölung geſtecket zu haben ſcheint, ganz flach, mit vielen rundlichen, vertieften Plätzchen, bis an einen glättern und breiten, ringförmigen Streif, ſodann mit abwechſelnden, vielen ſchmalen, wenigern breiten und tiefern, gegen das Ende aber breitern und tiefern, Furchen und Rippen. Hierbey iſt wohl das ſonderbarſte, daß in der hohlen Wurzel annoch ein ſieben und einen halben Zoll langes Streifchen, von einer zuſammengetrockneten, unten einen halben Zoll breiten, an der Spitze ein achtel Zoll ſchmalen, äußerlich rauchen, inwendig glättern, und dunkelbraunen, auch nach der Art des Hornes ſelbſt gewundenen, Häutchen und Membranen, gefunden; welches wahrſcheinlich für ein Stück von dem Zahnhäutchen, Perioſteo dentis interno, zu halten, und da ſich dergleichen in Hörnern nicht finden ſollte, einen neuen Grund, dieſen Auswuchs für einen Zahn zu halten, abgeben könnte. Es iſt doch zwanzig Gran ſchwer; und alſo überhaupt

haupt ein höchſt ſeltenes, und deſto angenehmeres Cabinetſtückchen. Eine ſehr ähnliche Abbildung dieſes Riviniſchen Einhornzahns findet ſich in des Besleri Gazophylacio, auf der Kupfertafel, ſo ad Regnum Animale gehöret, beſonders rechter Hand, nur, daß das unſrige länger und nicht ſo ſchnur gerade, ſondern etwas bogichter, iſt. Wegen Seltenheit dieſes Werkes ſetzen wir die Beyſchrift von dieſem Kupfer her: Inter animalia MONOKEPATA palmam praeripit illud, quod procerius eſt pullo equino XXX. menſium in fronte cornu, trium cubitorum longitudine, vbique tereti, et quaſi faſciis ab imo ad ſummum aſcendentibus diſtincto, prominet. Coloris eſt id animal equi muſtellini, caput cervi inſtar, rariſſimaeque iubae, ab altera parte dependentis. Tibias graciles hinnuli inſtar habet, vngulas bifidas, poſteriorum tibiarum pars villoſa; ferum quidem viſu animal, ſed ferocitatem natura ſingulari comitate condiuit. Auf dem Kupferblatte zum Titel iſt dieſes Landeinhornthier, dieſer Beſchreibung gemäß, mit der Beyſchrift: Pello venena procul; gleichfalls abgebildet. Es wird dieſes bey dem Egede, S. 103. der Krünitziſchen Ausgabe, angemerket zu werden verdienen.

Das Einhorn ein Bahamiſcher Fiſch, Vnicornis, Catesb. p. et tab. 19. Baliſtes monoceros, Linn. gen. 135. ſp. I. Müller führet ihn unter den Hornfiſchen mit gleichem Namen. ſ. Kleins Mausbocksmaul Geſchlecht, Capriſcus, die zehnte Gattung; Catesby zeichnet und beſchreibt ihn wie folget. Zuweilen werden dieſe Fiſche drey Schuh lang. Gegenwärtiger ſah der Form nach einem Walcherholze nicht unähnlich, indem er in der Mitte am dickſten war, gegen den Kopf und Schwanz zu aber immer dünner wurde. Das Auge iſt groß, hat einen hellen, gelben, gedoppelten Ring mit einem blauen Kreiße. Jeder Kiefer beſteht aus zwey feſten, weißen Beinen, ſo mit einer dünnen Haut überzogen ſind, und in welchen ſechs Zähne ſtecken, zween in dem obern, und vier in dem untern, welcher etwas länger als der obere war. Doch ſind in der Zeichnung auch nur zween Zähne in dem untern Kiefer ſichtbar, die Geſtalt der Zähne aber, nach ihrer breiten Wurzel und Spitze, ſo, daß er einen Schnabel von einer Schreibefeder vorſtellet, beygezeichnet. Am hintern Theile des Rückens ſteht eine lange ſteife Floße, und gegen dieſer über, iſt am untern Leibe eine andere, in der Figur nicht ſichtbare, welche, vergleichungsweiſe, ziemlich groß angegeben ſind, von

glei-

gleicher Art; zwo aber ſind hinter den Ohren. Die Floße am Schwanze war lang, ſteif und beinern, am Ende ausgezacket und in ihrer Ausbreitung ſehr groß. Die Structur des Fiſches und ſeine übrigen Kennzeichen ſind ſonderbar, und machen ihn von allen andern Fiſchen unterſchieden. Das Merkwürdigſte an ihm iſt das kegelförmige, ſpitzige Bein, ſo oben im Anfange des Rückens, etwas hinter den Augen ſteht, welches er nach Belieben vorwärts und rückwärts bewegen kann, und bis an die Floße reichet, wenn es auf dem Rücken liegt. Dieſes Bein iſt ſehr zerbrechlich, daher man leicht auf die Gedanken kommen ſollte, es könne ſolches nicht ſo wohl zur Gegenwehr dienen, wozu es doch die Natur beſtimmet zu haben ſcheint. Eine braune, olivenfarbene Haut bedeckte den ganzen Fiſch; ſie hatte keine Schuppen, aber viele blaue geſchlängelte Streifen, von ungleicher Länge, wovon einige langen Würmern, Regenwürmern, andere kleinen Maden gleichen, und zwiſchen ihnen zeigeten ſich viele runde, ſchwarze Flecken. Seine Därme waren voll von Madreporen, kleinen Muſcheln, und andern corallenartigen Dingen, welche meiſtens klein zermalmet waren, und hierzu hat ihm die Natur mit ſo harten und ſtarken Kiefern verſehen. Dieſe Fiſche werden nicht verſpeiſet, weil man ſie für giftig hält. Sie halten ſich vornehmlich in ſolchen Gegenden der See, zwiſchen den Bahamiſchen Inſeln auf, wo die Corallen am häufigſten wachſen. Wir können aus der Zeichnung noch hinzuſetzen, daß die rothe, rundlichdicke, Zunge zu ſehen, die Rücken- und Afterfloße, kleine Kämme, und die Schwanzfloße zehn kleine, eingeſchnittene Pyramidchen, vorſtellen, und über der Afterfloße am bogichten Bauche, der hervortretende, erhabene After einem ziemlich großen Nabel gleiche.

Das Einhorn am Himmel, monoceros, iſt ein Sternbild, welches bey den Zwillingen ſteht, und neunzehn kleine Sterne, nämlich zehen von der vierten, ſieben von der fünften und zween von der ſechſten Größe enthält.

Einhorn, S. auch Harfen- und Nadelſchnecke.

Einhornkäfer.

Dieſen Namen führen gewiſſe Käfer mit gehörntem Bruſtſtücke, aber nicht allemal mit Recht, weil man bey einigen, die ſo genannt werden, mehr als ein Horn antrifft. Der erſte, welcher im Deutſchen Einhorn heißt, iſt der Scarabaeus Hercules des Herrn von Linné oder das große fliegende Einhorn des Herrn Müllers.

lers. Den Linnäiſchen Namen hat er wegen ſeiner Größe und Stärke erhalten; denn man findet bisweilen dergleichen Käfer, die ſechs Zoll lang ſind. Auf dem Bruſtſchilde ſteht oben ein ſtarkes, langes und etwas niedergebogenes Horn, welches unten mit kleinen Härchen beſetzet iſt. Der Kopf iſt mit einem vielzackigen Horne bewaffnet, welches etwas kürzer und in die Höhe gebogen iſt. Bey einigen Käfern dieſer Art findet man überdieſes noch zwey andere Hörner auf dem Kopfe, welche aber viel kleiner ſind. In Anſehung der Farbe wird eine große Verſchiedenheit bemerket. Einige ſind braun, andre grünlichgelb und noch andre blasgrün und am Hinterleibe geſprenkelt. Die Fühlhörner ſind keulförmig und haben geſpaltene Köpfchen; die Füße ſind ſtachlicht und mit zwo klauenartigen Spitzen verſehen. Das Vaterland dieſer Art iſt Braſilien.

Der zweete Einhornkäfer wird in dem Linnäiſchen Syſtem Scarabaeus Gideon und von Herr Müllern das kleine fliegende Einhorn genannt, weil dieſer Käfer viel kleiner iſt, als der vorhergehende und nur ohngefähr eine Länge von zween Zoll hat. Er führet ebenfalls ſowohl oben an dem Bruſtſtücke als auch an dem Kopfe ein Horn. Das obere etwas niederwärts gekrümmte Horn aber iſt etwas kürzer, als das untere, welches an dem Kopfe ſteht, und an der Spitze zweyzähnig. Er iſt caſtanienbraun und wird in verſchiedenen Gegenden von Amerika gefunden.

Noch andere Einhornkäfer ſollen unter dem Artikel Nashornkäfer angeführet werden.

Einhornteufel.

Einhornfiſch, nennt Müller in ſeinem Geſchlechte der Seeteufel, den Lophius Veſpertilio, Linn. gen. 133. ſp. 2., den Guacucuia der Braſilianer nach dem Marcgrav, der ſonſt auch Meerteufel, Meerkrot, Seefledermaus, Richter, S. 118. genennet wird. S. Froſchfiſch, Batrachus, 8. des Kleins. Roggeveen gedenket deſſelben in ſeiner Reiſe nach den Südländern, vom Jahre 1722. in den S. A. R. B. XVIII. S. 555. In der Straße le Maire verfolgete uns ein anderer Fiſch, welchen die Holländer Meerteufel nennen, vier ganze Wochen lang. Wir gaben uns alle Mühe von der Welt, ihn zu fangen; es gieng aber nicht an. Er hatte einen überaus breiten Rachen, einen breiten und kurzen Leib, und einen langen Schwanz, wie ein Drache. Von der Seekröte an der Goldküſte, und von dem Seeteufel des Marchais an der Elfenbeinküſte, S. A. R. B. IV. S. 280. und B. III. S. 660.

iſt

iſt derſelbe, nach deren Beſchreibungen unterſchieden.

Einkorn.

Einkorn, iſt zwar ein Name, welcher vielen Pflanzen könnte beygeleget werden, wir verſtehen jedoch darunter mit Herr Planern Phryma L. Die Pflanze wächſt in Amerika; der viereckichte, äſtige Stängel wird etwan einen Fuß hoch; die geſtielten, einander gegenüber geſtellten Blätter ſind eyförmig, zugeſpitzt, und eingekerbet. Die Blumenähren ſtehen auf den Spitzen der Zweige; drey ungleich große Deckblätter umgeben den röthlichen Kelch, welcher ſich in zwo Lippen theilet, die obere und längere iſt dreyfach eingekerbet, die untere ſtumpf und zweyſpaltig. Auch das weiße Blumenblatt hat zwo Lippen, die obere, äußerlich röthliche, iſt kurz, eyförmig und eingekerbet, die untere größer, in drey Theile zerſchnitten, davon der mittelſte der längſte iſt; zween kurze und zween längere Staubfäden liegen unter der obern Lippe; der Griffel hat einen ſtumpfen Staubweg. Es folget ein einziger Saame, der im Kelche eingeſchloſſen liegt. Die Wurzel iſt ausdauernd.

Einkorn, S. auch Dinkel.

Einleger.

S. Ableger.

Eintagsfliege.

So wird das unter dem Namen Hafft und Uferaas bekannte Inſect von einigen Schriftſtellern genannt, weil es in demjenigen Zuſtande, wo es als ein geflügeltes Thier erſcheint, nicht über einen Tag lebet. S. Hafft.

Eintränken.

Imbibere, iſt eine bey dem Schmelzweſen und der Probierkunſt gebräuchliche Benennung. Es heißt ſoviel als ein- oder zuſammenſchmelzen: wenn man nämlich Bley ſchmelzet und ein Silbererz, vornehmlich Glaserz, oder gewachſen Silber in das fließende Bley trägt, damit daſſelbe gleichfalls in Fluß komme, und ſich mit dem Bley verbinde. Bey dem Probiren geſchieht es ebenfalls, daß das Silber in das fließende Bley getragen wird. Die Abſicht hierbey iſt dieſe, daß das Silber von den beygemiſchten Metallen und andern Unarten geſchieden und gereiniget werde. Denn wenn das Silber in das Bley eingetränket oder eingeſchmolzen iſt, ſo werden dieſe Metalle ſo lange im Fluß erhalten, bis das Bley mit den andern Metallen und Unarten ſich verſchlacket hat, und das Silber rein ſtehen bleibt. S. Abtreiben.

Einweichen.

Maceratio. Das Einweichen beſteht

ſteht darinne, daß man feſte Körper mit einer Feuchtigkeit übergießt, oder eine Zeitlang in ſelbige legt, damit dieſelbe in die Zwiſchenräume des Körpers eindringet, und ſolchen zu verſchiedenen Veränderungen geſchickt machet. Der Erfolg, iſt nach Beſchaffenheit der Feuchtigkeit, in welche Körper geleget werden, verſchieden. Bisweilen leiden die Körper keine andere Veränderung, als dieſe, daß die Zwiſchenräume erweitert werden; oft aber geſchieht es, daß der Zuſammenhang der Theile verändert wird, indem entweder die Theile von einander getrennet, oder einige derſelben wohl gar geſchieden werden. Bisweilen wird auch bemerket, daß keine Theile ſich ſcheiden, ſondern andere, die ſich in der Feuchtigkeit befinden, indem ſie mit der Feuchtigkeit in die Zwiſchenräume des Körpers eindringen, ſich mit den Theilen des eingeweichten Körpers verbinden. Oder es geſchieht auch nicht ſelten, daß einige Theile von dem eingeweichten Körper geſchieden, und andere, welche in der Feuchtigkeit ſich befinden, an deren ſtatt mit den übrigen Theilen verbunden werden.

Da durch das Einweichen in den Körpern mehr und weniger Veränderung verurſachet werden kann, ſo kömmt es allerdings auf die Abſicht und die Kenntniß der Materien an, welche auf dieſe Weiſe behandelt werden ſollen. Hat man ſich einige Kenntniß von Körpern und Feuchtigkeiten erworben, ſo kann man im voraus ſo viel wiſſen, ob eine Veränderung in einem Körper durch das Einweichen entſtehen kann oder nicht. Wie groß aber die Veränderung ſey, und was für beſondere Folgen davon zu erwarten, kann bey Körpern, ſo auf dieſe Weiſe noch nicht behandelt worden, nicht genau beſtimmet werden, wiewohl erfahrne Chymiſten, wegen Kenntniß der Miſchungen der Körper, von den Wirkungen einer Feuchtigkeit, in welcher ein Körper geleget worden, manches im voraus ſehen und beſtimmen können.

Einzahn.

Monodon, ſ. Einhorn. S. 511.

Einzige Schnecke.

Bey den meiſten einſchaligen Schnecken drehen ſich die Gewinde von der linken nach der rechten Seite; bey einigen aber findet das Gegentheil ſtatt, und die Gewinde gehen von der rechten nach der linken Seite zu. Von der letztern Gattung hat vielleicht Herr d'Argenville nur eine geſehen, und daher derſelben den Namen der einzigen, l'unique, gegeben. Dieſes iſt die Linkiſche Feye. Man findet aber dergleichen Linksſchnecken

ſchnecken in verſchiedenen Geſchlechtern der einſchaligen Conchylien, und machen daher kein beſonderes aus

Eis.

S. Waſſer.

Eisbeere.

Chiococca Linn. Der fünffach eingekerbte Kelch ſteht über dem Fruchtkeime; das trichterförmige Blumenblatt hat eine lange Röhre, und einen Rand, welcher in fünf gleiche, ſpitzige, rückwärts gebogene Einſchnitte getheilet iſt; fünf zarte Staubfäden umgeben den ähnlichen Griffel mit dem ſtumpfen Staubwege. Die rundliche, plattgedrückte, mit dem Kelche gekrönte Beere enthält zween Saamen. Die traubenartige Eisbeere, racemoſa, wächſt in Jamaika, und iſt wenig bekannt.

Eiſchblen.

S. Elſebeerbaum.

Eisdorn.

S. Seeſtern.

Eisdoublet.

Eisdoublet iſt eine Kammmuſchel und gehöret zu denjenigen, welche ſchiefe Ohren haben und Taſchen genannt werden. Die beyden Schalen ſind einander gleich, bäuchicht und haben zwanzig rauhe Strahlen, deren Zwiſchenräume geſtreifet ſind. Es zeigen ſich auch auf der Oberfläche verſchiedene Ringe, die von dem Anwuchſe der Schalen herſtammen, und deswegen nennt ſolche Herr von Linné Oſtrea faſciata. Wenn dieſe Muſchel recht rein iſt, ſieht ſie vollkommen wie Eis aus. Sie erhält auch den Namen Katzenzunge.

Eiſen.

Ferrum, Mars, iſt ein Metall, das ſich hämmern und ſtrecken läßt. Es hat eine ſchwärzlichtgraue Farbe, ſo in das blaulichte fällt. Es wird vom Magnet angezogen, und kann ſelbſt zum Magnet gemachet werden. Im Feuer glühet es bald, und kann leicht verbrannt werden, da es ſich denn zu einem ſchwarzen ſchuppenartigen Kalche verkalchet, der, wenn er gerieben wird, dunkelroth iſt. Im ſtarken anhaltenden Feuer kömmt es in Fluß; iſt aber unter allen Metallen am ſchwerſten zu ſchmelzen. Wenn es den Glasmaſſen als ein Kalch zugeſetzet wird, ſo giebt es denſelben, nachdem die Menge deſſelben groß oder klein iſt, eine ſchwarzbraune, braune, bräunlichtgelbe und grünlichte Farbe. In der Luft und im Waſſer löſet es ſich zu einem dunkelrothen oder bräunlichtrothen Roſte auf. Außerdem wird es auch von allen Feuchtigkeiten

keiten aufgelöſet. Wird es aus denſelben niedergeſchlagen, ſo hat der Kalch meiſtentheils eine braune oder gelblichtbraune Farbe, wenn er trocken geworden. Iſt aber zum Niederſchlag ein mit einem brennbarrn Weſen vereinigtes Alkali genommen worden, ſo iſt der Präcipitat anfänglich grün, wird aber hernach an der Luft blau. Mit dem Vitriol und Salzſauern läßt ſich das Eiſen zu einem cryſtalliniſchen Salze bringen, welches eine grünlichte Farbe hat. Dieſes Salz läßt ſich nach der Stärke des Feuers in einen weißlichtgrauen, gelblichten, rothgelben, rothen und dunkeln braunrothen Kalch verwandeln.

Das Eiſen hat unter allen Metallen die größte Elaſticität oder Schnellkraft; ferner beſitzt es die größte Härte, vornehmlich wenn es zu Stahl gemachet worden; endlich hat es auch nach dem Golde die größte Zähigkeit; daher man alſo ſehen kann, daß das Eiſen unter allen Metallen das nützlichſte, und wie die Erfahrung lehret, deswegen auch das gebräuchlichſte iſt.

Das Eiſen wird entweder gediegen gefunden, oder aus Erden, Steinen und Erzen durch das Schmelzen mit Kohlen erhalten. Das gediegene Eiſen gehöret zwar unter die Seltenheiten, wird aber doch bisweilen gefunden. Waller. Mineral. S. 329. ſaget, daß das gediegene Eiſen, ob es wohl nicht ſo vollkommen rein ſey, doch zum wenigſten reiner als Gußeiſen befunden werde, und ſich auch hämmern laſſe. Juſti Mineral. S. 52. läugnet zwar das gediegene Eiſen; allein die Urſachen, die er anführet, ſcheinen theils nicht gegründet, theils ſo beſchaffen zu ſeyn, daß ſie zu erkennen geben, er habe dergleichen nie geſehen, folglich nicht unterſuchen können. Am meiſten wird das Eiſen vererzet oder in Form eines Kalches oder Erde gefunden, wovon einige Arten gut auf Eiſen genutzet werden können, andere aber unbrauchbar ſind. Unter die brauchbaren Eiſenerze werden von Wallern Mineral. S. 330. folgende gezählet: 1) Cryſtallförmiges Eiſenerz, Minera ferri cryſtalliſata; 2) weiß Eiſenerz, Minera ferri alba; 3) ſchwarzgrau Eiſennerz, Minera ferri nigricans; 4) Lichtgraues Eiſenerz, Minera ferri griſea; 5) Blaues oder bläulichtes Eiſenerz, Minera ferri coeruleſcens; 6) Spiegelnd Eiſenerz, Eiſenſpiegel, Minera ferri ſpecularis; 7) Blutſteinerz, Blutſtein, Haematites; 8) Magnet, Magnes; 9) Eiſenſand, Arena ferraria; 10) Serrerz, Sumpferz, Minera ferri ſubaquoſa ſeu paluſtris; 11) Ocher, Eiſenocher, Ochra ferri. Unter die unbrauchbaren, wilden und raubenden Eiſener-

ſenerze werden von eben dieſem Mineralogen folgende gerechnet: 1) Schmirgel, Smiris; 2) Braunſtein, Magneſia; 3) Wolfart, Wolfram, Spuma lupi; 4) Eiſenglimmer, Mica ferrea. Außerdem findet man noch verſchiedene Erd- und Steinarten, welche Eiſen enthalten, als z. E. alle Arten von Kieſen, verſchiedene Blenden, viele Silber, Kupfer, Zinn, Zink und Koboltserze, und die meiſten Arten von Erden, welche bey genaueren Unterſuchungen Spuren von Eiſen zeigen.

Die beſten Eiſenerze, woraus ſich ein gutes Eiſen ſchmelzen läßt, ſind: der gemeine Eiſenſtein, das weiße, blaue und grüne Eiſenerz, das Bohnerz und auch der Glaskopf und Eiſenocher. Dieſe Eiſenerze werden vor dem Schmelzen nicht geröſtet, ſondern noch mit Schlacken und Kohlen in den hohen Oefen geſchmolzen und zu einem flüßigen Eiſen gebracht. Das geſchmolzene Eiſen ſammelt ſich in den hohen Oefen zu unterſt in dem Ofenheerde zuſammen, und wird, wenn es geſchmeidiges Eiſen iſt, durch den Schmelzer, der die darzu gehörige, während des Schmelzens aber vermachte, Oeffnung aufgeſtochen, in die vor dem Ofen ſich befindende und mit Kohlen gut ausgewärmte Forme oder Heerd gelaſſen. Ein ſolches Stück Eiſen, das ſich in der Form befindet, und zween bis drey Centner wiegt, wird eine Gans oder Eiſengans genannt, welche, nachdem ſie erkaltet iſt, aus der Hütte geſchaffet, und auf dem Hammer zu Stäben, Schinnen oder Blechen verarbeitet wird. Iſt aber das Eiſen ſpröde, ſo wird aus demſelben nichts als Gußarbeit bereitet. Gemeiniglich geſchieht ſolches an Orten, wo arme oder geringe Eiſenſteine ſind, da ſie denn auch auf nichts, als Gußarbeit eingerichtet ſind. Die Formen zu dergleichen Arbeit ſind darnach eingerichtet, was nämlich daraus werden ſoll. Es werden aber dieſe Formen ebenfalls auch mit Kohlen gut ausgeglühet, und das geſchmolzene Eiſen wird durch die von dem Schmelzer gemachte Oeffnung in die Formen gelaſſen. Iſt die gegoſſene Waare erkaltet, ſo wird ſie herausgenommen, und es werden alsdenn wieder andere Formen vorbereitet, in welche gleichfalls gegoſſene Arbeit eingelaſſen wird; denn der Ofen bleibt indeſſen in ſeinem Feuer, und wird von Zeit zu Zeit mit Schlacken, Kohlen und Eiſenerzen angefüllet.

Gutes Eiſen wird zwar eigentlich aus guten Eiſenerzen oder Eiſenſteinen erhalten, es kömmt aber dem ohngeachtet ſehr viel auf die gute Behandlung derſelben in und bey dem Schmelzen an, indem auch aus ſehr guten Eiſenerzen ein ſehr ſchlechtes Eiſen erhalten werden kann; ſo wie es auch

gewiß iſt, daß aus vielen Eiſenerzen, welche gemeiniglich ein ſpródes Eiſen geben, ein beſſeres erhalten werden kónnte, wenn die Behandlung der Eiſenerze ſorgfáltiger betrieben wúrde. Kalch und Gyps ſind ein paar Zuſátze, welche beym Schmelzen der Eiſenſteine mit vielem Nutzen gebrauchet werden kónnen. Wo alſo dieſe ohne beſondere Koſten zu haben ſind, ſo kónnen und múſſen ſie zugeſetzet werden, weil die Erfahrung lehret, daß ein Theil der unflúßigen unmetalliſchen Erde, welche vorzúglich bey armen Eiſenſteinen am háufigſten, und oft allein die Urſache iſt, daß das Eiſen spróde wird, durch den Zuſatz von Kalch und Gyps mit ſelbigen vereiniget, in Fluß gebracht und geſchieden werden kann. Da aber auch außer dieſer unmetalliſchen Erde oft ſchweflichte und ſaliniſche Subſtanzen mit den Eiſenerzen verbunden ſind, welche ebenfalls auch das Eiſen ſpróde machen, ſo haben auch in ſolchem Falle Kalch und Gyps, vorzúglich der Kalch, einen guten Nutzen, indem vermittelſt deſſelben dergleichen Kórper geſchieden und die metalliſchen erdichten Theile dahin gebracht werden, daß das, aus den Kohlen zu tretende, brennbare Weſen deſto leichter und háufiger mit demſelben verbunden, und dennoch ein gutes Eiſen erhalten werden kann. Der Kalch kann alſo bey allen Eiſenerzen, ſie mógen arm oder reich heißen, in mancherley Betrachtung mit vielen Nutzen gebrauchet werden, und iſt daher denen, die ſich mit dem Schmelzen der Eiſenerze beſcháfftigen, vorzúglich zu empfehlen.

Das meiſte und beſte Eiſen wird in Schweden bereitet, wiewohl auch hin und wieder in Deutſchland gutes Eiſen gemachet wird; vorzúglich iſt das Steyermárkiſche eines der beſten, welchem aber dasjenige oft nichts nachgiebt, welches im meißniſchen Erzgebirge, im Voigtlande und in der Lauſitz verfertiget wird.

Die Eiſenhándler erhalten von den Eiſenhútten das Gußeiſen, z. E. Oefen und Caminplatten, Tópfe, Mórſel u. d. von den Hammerwerken aber das geſchmiedete Eiſen, woſelbſt es aus den ſo genañten Gánſen zu allerhand Stáben geſchmiedet wird, welche von den Grobſchmieden, Schlóſſern, Ságeſchmieden und vielen andern Kúnſtlern und Handwerkern zu faſt unzáhligen Dingen verarbeitet wird. Endlich iſt auch noch anzumerken, daß das Eiſen in der Heilkunſt núzliche Dienſte leiſtet, und ſowohl fúr ſich, wenn es zart gefeilet worden, als auch zur Bereitung verſchiedener Salze und Tincturen gebrauchet werden kann, und úberhaupt betrachtet, einen ſolchen Nutzen leiſtet, als von keinem Metalle erwartet werden kañ. Vom Stahle, ſo aus dem Eiſen

bereitet

bereitet wird, ſoll an ſeinem Orte das nöthigſte angemerket werden.

Alles übrige, was zu dem Eiſen gehöret, und von dieſem Metalle benennet worden, vereinigen wir in folgenden Abſätzen.

Eiſenabgang, Squama Ferri, iſt, was beym Schmieden dem Eiſen abgeht.

Eiſenbergwerke, Eiſengruben, Fodinae ferrariae, ſind die Gruben, in welchen die Eiſenerze oder Eiſenſteine gegraben werden. Die Eiſenſteine halten ſich am nächſten bey der Oberfläche der Erde auf; doch werden auch viele ſehr tief herausgebracht. Im Meißniſchen Erzgebirge wird viel Eiſenſtein gegraben, desgleichen in Schweden. Eine der berühmteſten Gruben in Schweden iſt die Grube zu Fahlun.

Eiſenblume, Eiſenblüthe, Minera Ferri alba germinans, iſt ein ſchneeweißer Stein und gehöret zu den Arten des weißen Eiſenerzes. Es wächſt in Zweigen wie Corallenzinken oder auch in andern Figuren. Waller. Mineralog. S. 330. ſaget: es ſey meiſt gediegen Eiſen, und werde, wenn man es mit einigem Verbrennlichen oder Kohlen ſchmelze, in reines Eiſen ohne Schlacken reduciret. Der Centner ſoll von dreyßig bis neunzig Pfund Eiſen enthalten.

Eiſenerze, Minerae Ferri, Minerae Martis, ſind diejenigen Erd- oder Steinarten, welche entweder reines, oder mit Salzen, Schwefel und andern Subſtanzen verbundenes und durch ſelbige aufgelößtes Eiſen enthalten. Es giebt 1) Eiſenerze, welche nichts als eine aufgelößte Eiſenerde mit einer unmetalliſchen Erde verbunden enthalten; dergleichen ſind die Blutſteinerze, der gemeine röthlichte, gelblichte, ſchwarzgraue, und blaulichte Eiſenſtein; der Magnetſtein; der Smirgel; der Braunſtein; der Eiſenglimmer. 2) Eiſenerze, welche Eiſen oder Eiſenerde mit Kalcherde verbunden enthalten; dergleichen iſt der ſo genannte Stahlſtein oder das weiße Eiſenerz nebſt deſſen Arten. 3) Eiſenerze, welche Eiſenerde mit Thonerde verbunden enthalten; dergleichen iſt das See- oder Sumpferz; der Röthelſtein und einige andere verſteinerte Eiſenochern. 4) Eiſenerze, welche Eiſenerde mit einer unmetalliſchen Erde, Arſenik und gemeiniglich etwas Zinn bey ſich führen, dergleichen der Wolfram oder Wolfarth iſt. Außer dieſen Erzen giebt es noch viele, welche zwar eigentlich nicht zu den Eiſenerzen gezählet werden, aber doch Eiſen oder Eiſenerde enthalten. So enthalten die Atramentſteine Eiſen mit Vitriolſauren verbunden; die Schwefelkieſe beſtehen aus Eiſen und

 Schwefel,

Schwefel, und der Mißpickel enthält Eiſen und Arſenik; auch giebt es viele Erze, welche Eiſen mit andern Metallen zugleich enthalten; ſo haben z. E. faſt alle Zinkerze, vornehmlich aber die Blende und der Rothſchlag oder die rothe Blende Eiſen bey ſich. Unter den Kupfererzen führen vornehmlich die Kupferlazur, das Kupferglaserz, das graue, bleichgelbe und grüngelbe Kupfererz, ingleichen das braune Kupfererz oder Leberbeſchlag, das Weißerz, das figurirte Kupfererz und der Kupfermulin Eiſen mit ſich. Die Zinnerze, Zinnſtein, Zinngraupen und Zwitter enthalten Eiſen, und unter den Silbererzen führen vorzüglich das Rothgüldenerz, das Schwarzgüldenerz und das graue Silbererz Eiſen bey ſich. S. Eiſen.

Eiſenfeil, Limatura Martis, Ferri, iſt dasjenige, was vom Eiſen abgeht, wenn es mit der Feile behandelt wird.

Eiſenglimmer, Mica ferrea, iſt ein Eiſenerz, ſo arſenikaliſch iſt; es iſt leicht zerreiblich, beſteht aus kleinen Schuppen oder dünnen Blättchen, und kann zwiſchen den Fingern zerrieben werden, welche es färbet und glänzend machet. Wallerius Mineral. S. 347. unterſcheidet von ſelbigem zwo Arten, eine graue und eine rothe. Die graue wird Eiſenmann, Mica ferrea liuida ſeu nigra, und die rothe Eiſenram, Mica ferrea rubra, genannt. Der Eiſenmann hat eine ſchwarzgraue Farbe und beſteht aus Schuppen, welche auf dem Waſſer oben ſchwimmen und nicht ſehr abfärben. Der Eiſenram fühlet ſich fetticht an, hat eine dunkelrothe Farbe mit glänzenden Flittern, färbet die Finger roth, und ſinkt meiſtentheils im Waſſer unter. Beyde Arten können nicht wohl auf Eiſen genutzet werden, weil ſie wenig Eiſen und noch darzu Arſenik enthalten; daher ſie auch unter die wilden und räuberiſchen Eiſenerze gezählet werden.

Eiſenhammer, Hammerwerk, Officina ferraria, iſt eine Werkſtadt, wo das Eiſen, welches erſt in große Stücken, in die ſo genannten Gänſe, geſchmolzen und gegoſſen worden, durch große Hämmer, welche von einem Waſſerrade getrieben werden, zu Stäben und Schinen geſchmiedet wird. Außerdem aber werden auch auf den Eiſenhämmern allerley Amboſe, Hämmer, große Anker und andere Dinge, welche ſich im kleinern Feuer nicht wohl fertigen laſſen, verfertiget.

Eiſenocher, Ochra ferri, iſt eine Eiſenerde, welche eine braune, rothe oder meiſtentheils gelbe Farbe hat. Es ſcheint dieſelbe aus einem verwitterten Eiſenerze oder

Eiſenkies entſtanden, und von einer ſolchen Beſchaffenheit zu ſeyn, daß man ſie, woferne keine fremde Erdart beygemiſchet iſt, vermittelſt brennbarer Subſtanzen ganz und gar zu Eiſen ſchmelzen oder zum wenigſten ſechzig bis ſiebenzig Pfund rothbrüchiges Eiſen daraus erhalten kann. Es giebt aber auch verſchiedene ſchlechte Ochern, welche mit Kalcherde vermiſchet ſind, und weniger Eiſen geben.

Zu den Eiſenochern rechnet man nicht allein die rothen, braunen und gelben Ochern, welche die Conſiſtenz einer Erdart haben und die Finger färben, ſondern auch den Röthelſtein oder Röthelkreide, Rubrica fabrilis, ſo ſich fett anfühlet und nichts anders als ein mit Thon vermiſchter und verhärteter Ocher iſt.

Der Eiſenocher wird von verſchiedenen Künſtlern und Arbeitern gebrauchet: bey der Oelmalerey giebt derſelbe, vornehmlich wenn er gebrannt worden, ſehr dauerhafte Farben, und von den Mäurern wird derſelbe zum Anſtriche und von andern Künſtlern und Arbeitern zum Putzen und Abreiben der Spiegel, des Stahls, des Meſſings u. d. gebrauchet.

Eiſenſalz, Sal Martis. Mit dieſem Namen iſt von einigen Chymiſten auch der Eiſenvitriol beleget worden; es können aber auch alle Salze, welche aus Eiſen und einem Sauern in cryſtalliniſcher Geſtalt hervorgebracht werden, den allgemeinen Namen Eiſenſalz erhalten.

Eiſenſand, Arena ferraria, iſt ein Sand, ſo aus feinen Eiſenerzen beſteht. Er hat eine ſchwärzlichte oder braunrothe Farbe, und unterſcheidet ſich von anderm Sande leicht dadurch, daß er vom Magnet angezogen wird. Der ſchwärzlichte ſoll, wie Waller. Mineral. S. 339. meldet, oft über neunzig Pfund Eiſen halten, der braune oder röthlichte aber nicht viel Eiſen geben. Der letztere ſoll, nach Wallers Anmerkung, bisweilen für Goldſand ausgegeben werden, ſo aber leicht entdecket werden kann, wenn er mit Scheidewaſſer behandelt wird, als welches, wenn es Eiſen iſt, braun gefärbet wird, und der Sand weiß zurück bleibt.

Eiſenſchlacken, Scoriae Ferri, ſind die Abgänge vom Eiſen, welche beym Schmelzen oder auch nur beym Glühen des Eiſens zu entſtehen pflegen. Die Eiſenſchlacken ſind nichts anders als verbranntes Eiſen; oder eine des brennbaren Weſens beraubte Eiſenerde, welche mit andern unmetalliſchen Erden durch die Heftigkeit des Feuers in eine halbglaſichte Maſſe verwandelt worden. Sie können zum Theil wieder genutzet und beym Schmelzen des Eiſens gebrauchet

brauchet werden, da denn ein Theil ſich wieder zu Eiſen reduciren läßt.

Eiſentinctur, Tinctura Martis. Jede Eiſenauflöſung, ſie mag nun unmittelbar aus dem Eiſen, oder vermittelſt eines Eiſenſalzes erhalten worden ſeyn, kann eine Eiſentinctur genannt werden. Man pfleget aber gemeiniglich nur diejenigen Eiſenauflöſungen, derer man ſich vorzüglich in der Heilkunſt bedienet, mit dem Namen der Eiſentincturen zu belegen. Die vornehmſten und gebräuchlichſten von ſelbigen ſind folgende:

1) Ludovici Eiſentinctur, Tinctura Martis Ludouici. Es wird dieſelbe aus Weinſteinrahm und Eiſenvitriol gemachet, welche man mit Waſſer bis zur Dicke eines Honigs einkochet, alsdenn mit Zimmetwaſſer vermiſchet, und endlich Weingeiſt zuſetzet.

2) Mynſichts Eiſentinctur, Tinctura Martis Mynſichti. Dieſe Tinctur wird aus den eiſenhaltigen Salmiacblumen, Flor. Sal. Ammon. Martial. gemachet, welche man mit einer hinlänglichen Menge Weingeiſt digeriret. Von einigen wird dieſe Tinctur auch eröffnende Eiſentinctur, Tinctura Martis apertiua, oder Aroph Paracelſi genannt.

3) Die zuſammenziehende Eiſentinctur, Tinctura Martis adſtringens, wird aus Eiſen und Eſſig gemachet. Das Eiſen wird in Eſſig aufgelöſet, die Auflöſung bis auf den vierten Theil abgerauchet und endlich ein deſtillirtes Waſſer oder ein Spiritus zugeſetzet. Boerhaave vermiſchet mit der durch Eſſig gemachten Eiſenauflöſung einen Syrup, und hat bey ihm den Namen ſtärkende Eiſentinctur, Tinctura Martis roborans.

4) Die mit Aepfel- oder Quittenſaft bereitete Eiſentinctur, Tinctura Martis pomata, vel cydoniata. Die Eiſenfeilſpähne werden mit Aepfel- oder Quittenſafte etliche Tage lang digeriret, alsdenn wird die Auflöſung bis zur Hälfte eingekochet, und endlich etwas Weingeiſt zugeſetzet.

5) Die goldfarbige Eiſentinctur, Tinctura Martis aurea, wird alſo bereitet, daß man den gemeinen Eiſenkalch mit Salzſaurem digeriret, und hernach mit Weingeiſt vermiſchet, oder den Eiſenkalch oder auch die Eiſenfeilſpähne mit dem ſo genannten verſüßten Salzſauern, Spir. Sal. dulc. digeriret.

6) Die mit dem Nießwurzelextract bereitete Eiſentinctur, Tinctura Martis elleborata, wird aus Ludovici Eiſentinctur und dem ſchwarzen Nießwurzelextract bereitet.

7) Stahls alcaliſche Eiſentinctur, Tinctura martis alcalina

kina Stahlii. Dieſe wird alſo bereitet, daß man Eiſen in Salpeterſaurem auflöſet, und eine ſo geſättigte Auflöſung machet, daß ein Theil Eiſen unaufgelöſet liegen bleibt. Mit dieſer Auflöſung wird von einer guten alcaliſchen Lauge dreymal ſo viel, als die mit Salpeterſaurem gemachte Eiſenauflöſung beträgt, vermiſchet, da denn anfänglich zwar ein Niederſchlag erfolget, der aber ſich bald wieder auflöſet. Dieſe Tinctur enthält nichts ſaures, ſondern iſt größtentheils alcaliſch und eiſenhaltig, und enthält außerdem noch etwas von einem aufgelößten Salpeter.

Außer dieſen Auflöſungen, welchen allen man den Namen der Tincturen geben kann, können noch mehrere gemachet werden. Man kann z. E. das gefeilte Eiſen in Salmiacſpiritus auflöſen, oder auch mit Weinſteinrahm kochen und auflöſen, oder mit ſäuerlichen Weinen digeriren, und auf dieſe Weiſe verſchiedene in der Heilkunſt nützliche Mittel erhalten. Doch iſt zu merken, daß alle diejenigen Eiſenauflöſungen, welche mit einem Sauern gemachet worden, anders, als wozu ein alkaliſches Auflöſungsmittel gekommen, wirken. So viel iſt gewiß, daß die mit Saurem gemachten Eiſenauflöſungen eine zuſammenziehende Kraft haben, welche aber bey einigen ſtärker, bey einigen ſchwächer und ſicherer iſt. Den mit einem Alkali gemachten Auflöſungen wird man zwar wegen der Eiſentheile die ſtärkende Kraft nicht abſprechen können; ſie werden aber allezeit mit mehrerer Behutſamkeit als jene zu gebrauchen ſeyn, weil es gar leicht geſchehen kann, daß bey der mindeſten im Magen und Gedärmen befindlichen Säure ein ſchädlicher Niederſchlag erfolgen kann. Sonſt aber können dieſe mit Alkali eben ſowohl, wie alle mit einem Saurem gemachten Eiſenauflöſungen bey verſchiedenen Künſten und vorzüglich in der Färbekunſt mit vielen Nutzen gebrauchet werden.

Eiſenbeerbaum.

S. Rheinweide.

Eiſenbrech.

S. Mondkraut.

Eiſenferkel.

S. Coendu.

Eiſenhart.

S. Eiſenkraut.

Eiſenholz.

Eiſenholz auch Yſerholz genannt, iſt ein überaus hartes, dichtes und ſchweres Holz, von röthlicher Farbe, mit einer ſchwarzen Rinde überzogen. Das friſche Holz ſoll hochroth ſeyn, mit der Zeit aber ſeinen Glanz und Farbe verlieren. Wenn es recht getrocknet, iſt es ſo harte, daß die Axt

eher in Stücken zerſpringen ſoll, als daß man von dem Holze einen Spahn abhauen könne. Es wird in Oſt- und Weſtindien, auch Afrika gefunden. Dieſe Beſchreibung iſt freylich ſehr unvollkommen; wir haben aber von dieſem Holze, wie von vielen andern, keine genauen Nachrichten; und ſonderlich iſt nicht mit einiger Gewißheit anzugeben, von welchem Baume ſolches eigentlich genommen werde, oder auch ob von mehrern Bäumen dergleichen Holz dieſen Namen erhalte. Es führet ein beſonderes Geſchlecht den Namen Eiſenholz, Sideroxylon Linn. und Herr Miller berichtet, wie die Arten davon ein ſehr feſtes Holz hätten; indeſſen können wir doch nicht angeben, ob wirklich hiervon das erwähnte Holz genom̃en werde, indem auch andere Bäume, welche zu dieſem Geſchlechte nicht gehören, dieſen Namen erhalten. Wir wollen zuerſt das Geſchlecht, ſo den Namen Eiſenholz führet, und im lateiniſchen Sideroxylon heißt, mit einigen Arten beſchreiben, hernach eines andern Baumes erwähnen.

Das Eiſenholzgeſchlechte hat einen kleinen, ſtehenbleibenden, fünffach getheilten Kelch, ein radförmiges Blumenblatt mit fünf aufgerichteten, vertieften, rundlichen Einſchnitten, und bey jedem Ausſchnitte eine ſpitzige, eingekerbte, einwärts gerichtete Schuppe; dieſe rechnen einige auch zu den Einſchnitten des Blumenblattes und zählen derſelben zehen. Fünf Staubfäden umgeben den Griffel mit einfachen Staubwege. Die Beere iſt oberwärts mit dem Kelche gekrönet, und enthält fünf Saamen. Die Arten ſind

1) das unbewehrte ſtumpfblätterichte Eiſenholz, Sideroxylon inerme Linn. wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; iſt baumartig; die Aeſte ſind obenher mit länglicht eyförmigen, ſtumpfen, grünen, oberwärts glatten, unterwärts etwas haarichten Blättern beſetzet. Aus dem Blätterwinkel treiben viele auf rundlichen Stielen ſitzende Blümchen zugleich hervor, welche gemeininiglich in allen Theilen eine Zahl mehr, als in der zuvor gegebenen Beſchreibung angemerket worden, haben, alſo Kelch und Blumenblatt haben fünf Einſchnitte, fünf Schuppen, fünf Staubfäden.

2) Das unbewehrte ſpitzblätterichte Eiſenholz, Afrikaniſche Vogelkirſche, Sideroxylon melanophleus Linn. hat eben dieſes Vaterland, iſt auch ohne Stacheln, hat aber lanzenförmige, ſtehenbleibende Blätter mit eckichten Blumenſtielen.

3) Das zähe Eiſenholz, Sideroxylon tenax L. wächſt in Carolina in trocknen Gegenden, iſt unbewehrt, hat aber abfallende, lanzenförmige, unterwärts

rauche

rauche Blätter und fadenförmige Blumenſtiele.

4) Stachlichtes, immergrünendes Eiſenholz, Sideroxylon ſpinoſum L. wächſt in Malabarien und iſt an ſeinen Stacheln, und den immergrünenden Blättern leicht zu erkennen. Aus der mit Oel abgeriebenen Rinde pflegen die Einwohner eine Salbe zu verfertigen, und ſolche wider die Gicht zu gebrauchen, auch die reifen Beeren zu eſſen.

5) Stachlichtes, mit abfallenden Blättern beſetztes Eiſenholz, Sideroxylon Lycioides L. Die Blätter ſind eyförmig, glatt, ſteif, ungezahnt, den Lorbeerblättern faſt ähnlich, und fallen im Winter ab. Blumen und Dornen ſtehen in den Winkeln der Blätter. Die Blumentheile ſind, wie bey der erſten Art. Alle Theile dieſes Strauches geben einen milchichten Saft. Wächſt in Canada. Nach du Hamels Nachricht, ſoll dieſe Staude in England unter dem Namen Boerhavensthee bekannt ſeyn; von welcher Benennung aber keine Urſache anzugeben.

Außer dieſen hat auch nach Osbecks Berichte, der Aſparagus terminalis, oder nach der Murrayiſchen Ausgabe, Dracaena terminalis L. den Namen Eiſenholz erhalten; die Chineſer nennen ſolchen Taetſio. Dieſer Baum wird über zween Mann hoch; der Stamm iſt an den Spitzen der Aeſte mit langen ſchwerdförmigen, röthlichen, und am Rande zurückgerollten Blättern beſetzet. Der einblättrige Kelch iſt zweyzähnig, die Röhre des Blumenblattes fadenförmig, und der Rand in ſechs länglichte, runde Ausſchnitte getheilet, von welchen die äußern ein wenig größer, als die drey innern ſind. Die ſechs Staubfäden ſind kürzer als der Griffel.

Demjenigen Baume, welchen Rumph unter dem Namen Metroſideros angeführet, hat Herr Zückert auch den Namen Macaſſariſches Eiſenholz gegeben. Dieſer trägt eßbare, annehmlich säuerliche, bräunliche Früchte.

Eiſenhütlein.

Andere nennen dieſes Geſchlecht Sturmhut, Napellus oder Aconitum. Die Blume iſt ganz beſonders geſtaltet, und leichtlich kennbar. Sie hat keinen Kelch, aber fünf einander unähnliche Blumenblätter. Das oberſte und größte iſt wie eine Mütze geſtaltet, ſo daß der zugemachte Theil von hinten nach oben zu ſich erſtrecket, und der obere Theil ſelbſt rundlich, die Oeffnung vorne unterwärts gerichtet und die Höhle oder Vertiefung, weit und offen iſt; die beyden ſeitwärts geſtellten Blätter ſind viel kleiner, platt, rundlich, und mit ihren Enden gegen einander

gebogen, und die beyden unterſten noch kleiner, länglicht und unterwärts hangend. Mitten aus der Blume kommen zwey beſondere Honigbehältniſſe, welche auf langen Stielen ruhen, oben eine gewundene, unterwärts offene und ausgehöhlte Mütze abbilden, und von dem oberſten Blumenblatte eingeſchloſſen ſind; wo dieſe mit ihren Stielen aus der Blume entſpringen, ſitzen einige kleine Schuppen. Die vielen kurzen und breit anfangenden Staubfäden biegen ſich nach dem oberſten Blumenblatte. In der Mitte ſitzen drey oder fünf Fruchtkeime, deren jeder ſich in einen kurzen Griffel mit einem gebogenen Staubwege verlängert. So viel Fruchtkeime, ſo viel findet man auch trockne Saamenbehältniſſe, welche der Länge nach ſich öffnen, aber nicht in Klappen vertheilen, und viele eckichte, runzlichte Saamen enthalten. Herr von Linné hat ſieben Arten, wovon wir nur viere anführen, da die übrigen bey uns ſelten ſind.

1) Das große blaue Eiſenhütlein, Narrenkappe, Münchskappe, Capuze, Wolfswurz, Fuchswurz, Teufelswurz, Ziegentod, Hundstod, Giftwurzel, Würgling, Napellenkraut, Napellus verus, oder coeruleus, Luparia, Aconitum Napellus Linn. wächſt in der Schweitz, Bayern, Schwaben, Frankreich, blühet im Auguſt. Die Wurzel beſteht aus kleinen, riebenförmigen, bräunlichen, und mit vielen Faſern beſetzten, daurenden Knollen. Die rundlichen, röthlichen, weich anzufühlenden, und mit einem weißlichen Staube beſprengten Stängel werden öfters mannshoch. Die ziemlich großen, dunkelgrünen, am Stängel und den Aeſten befindlichen Blätter ſind in fünf und mehr Lappen, faſt bis an den kurzen Stiel, zerſpalten und die Lappen ſelbſt wieder in kleinere, gleichbreite, und mit einer weißlichen Linie bezeichnete Läppchen abgetheilet. Stängel und Aeſte endigen ſich mit einer langen, lockern, dunkelblauen Blumenähre. Es iſt dieſe Pflanze jederzeit für giftig gehalten worden, und alle Theile derſelben, vorzüglich die Wurzel, haben einen ſcharfen Geſchmack. Jener zum Tode verurtheilte Miſſethäter beym Matthiolus ſaget aus, daß ſie ſo ſcharf wie Pfeffer ſchmecke; und daß ſie Blaſen auf der Haut ziehe, und deswegen bey den Pferden hierzu gebrauchet werde, hat ſchon Galen, und nachher Löſel angemerket. Von der ſchädlichen, ja tödlichen Wirkung finden wir gar viele Beyſpiele in ältern und neuern Zeiten aufgezeichnet, welche anzuführen unnöthig ſeyn dürfte. Doch iſt vor vielen andern dasjenige merkwürdig, ſo Moräus in den Abhandlungen der

der Schwediſchen Academie I. Theil anführet, da ein Feldſcher dieſe Pflanze für das Scharbockskraut angeſehen, und davon gegeſſen, darauf aber in einen ſolchen tiefen Schlaf verfallen, von welchem er nicht mehr aufgewachet; an deſſen Körper haben ſich hin und wieder ſonderlich am Rücken und Halſe blaue Flecke gezeiget, und der Hodenſack iſt geborſten geweſen. Ein anderes noch merkwürdigeres Beyſpiel lieſt man beym Bradley, da ohngefähr aus ſieben, als Salat mit Eſſig, geſpeißten Blumen der Tod erfolget. Eben dergleichen tödliche Wirkung äußert dieſe Pflanze bey den Thieren. Wepfer hat damit einen Wolf getödet, und bey Eröffnung des Körpers die ganze innerliche Haut des Zwölffingerdarms brandicht gefunden. Daher ſie auch von keinem Viehe, weder zahmen noch wilden, außer den Ziegen gefreſſen wird, welche letztern auch davon ſterben. Die Wurzel kennen die heidniſchen Völker des äußerſten Sibiriens dieſer ſchädlichen Eigenſchaft wegen. Sie trocknen ſie an der Luft, ſtoßen ſie zu Pulver, und beſtreichen damit ihre Pfeile, welche davon ſo vergiftet werden ſollen, daß, wenn ein Menſch oder Thier damit verwundet wird, die Wunde ſogleich blau anläuft, die ganze Seite in kurzer Zeit aufſchwillt, und in wenig Tagen der Tod erfolget. In Sibirien miſchen die Einwohner ſolche unter gehacktes Fleiſch, machen Kugeln daraus, und legen ſie in die Wälder für die Wölfe, welche ſich davon zu Tode ſpeyen, und wenn andere Wölfe ſolches ausgeſpeyte wieder freſſen, ſollen ſie ebenfalls davon ſterben. Noch müſſen wir erinnern, daß einige vorgegeben, wie dieſe Pflanze bloß durch das Anrühren, oder längere Anfaſſen eine ſchädliche Wirkung äußern könne, welches wir zwar niemals erfahren, und daher auch kaum glauben, indeſſen doch das Verpflanzen in den Gärten, und die Auszierung mit den Blumen bey den Speiſen und dem Nachtiſche auf alle Art widerrathen, indem doch zuweilen daraus ein Schaden entſtehen könnte. Denn daß dieſe Pflanze, wenn ſie in die Gärten verpflanzet werde, ihre giftige Eigenſchaft ablege, iſt eben ſo wenig zu glauben, als wenn andere behaupten, daß ſie nicht in allen Gegenden dergleichen beſitze, und in manchen Oertern gänzlich unſchädlich ſey. Es berichten ſolches verſchiedene Schriftſteller, und nach Rudbecken ſoll ſolche in Rußland, nach Herrn von Linné in Lappland, und Herrn Bernitz in Pohlen von den Einwohnern unter andere Speiſen gemiſchet und gegeſſen werden. Vielleicht, ſaget Herr von Haller, iſt hierunter eine andere Art dieſes Geſchlechtes zu verſtehen;

ſtehen; und geſetzt auch, dieſes wäre nicht anzunehmen, ſo wollen wir doch, wenigſtens in unſern Gegenden, niemanden rathen, dergleichen Verſuche anzuſtellen. Und doch hat Herr Störk auch dieſes Eiſenhütlein, wie verſchiedene andere verdächtige und giftige Pflanzen, als ein großes und ſicheres Heilungsmittel angeprieſen; bey deſſen Verſuchen hat das Pulver von Blättern und Stängeln nur ein Brennen auf der Zunge, und einen ſtarken Zufluß des Speichels erwecket; und bey einem Krebsgeſchwüre ohne Schmerzen und Brennen die Eyterung befördert, jedoch das wilde Fleich nicht weggefreſſen. Er hat aus dem ausgepreßten Safte ein Extract gemachet, und dieſes auf der Zunge nur ein geringes Kitzeln verurſachet. Aus dieſem Extracte hat er ferner mit Zucker ein Pulver gemachet, und zween Gran Extract mit zwey Quentchen Zucker vermiſchet; zwanzig Gran von dieſem Pulver haben einen ungewöhnlichen Schweiß, in kleinerer Menge aber gar keine merkliche Veränderung erreget. Da alſo dieſes Pulver ſonderlich den Schweiß befördert, hat Herr Störk auch ſelbiges in ſolchen Krankheiten, wo die ſchlimme Materie auf dieſe Art am beſten ausgeführet werden kann, als in hartnäckigen Schmerzen, in harten Geſchwülſten, verhärteten Drüſen, krebsartigen Geſchwüren, Gicht, Unbeweglichkeit der Gelenke u. ſ. f. empfohlen. Er hat mit zehn Granen angefangen, zwey bis dreymal des Tages, und iſt bis auf anderthalb Quentchen den Tag über geſtiegen. Hr. Andrä hat in einer Streitſchrift zu Halle unter dem Vorſitze D. Böhmers, und Herr Reinbold in einer andern zu Straßburg dieſe Verſuche wiederholet und beſtätiget. Ein vernünftiger Arzt kann Gifte als eine Arzney gebrauchen, und doch bleiben ſolche immer Gifte.

2) Das gemeine gelbe Eiſenhütlein, die gelbe Wolfswurz, oder Wolfsgift, Aconitum lycoctonum L. wird auch mit dem oben angeführten Deutſchen, ingleichen dem Lateiniſchen Namen, Luparia, beleget; wächſt auf den Alpen, in Lappland, Schweden, Oeſterreich, und im Thüringiſchen Walde, und blühet im Brachmonathe. Die etwas rauhen Blätter ſind breiter, weil weder die Lappen, woraus ſie beſtehen, gänzlich von einander getrennet, noch ſo tief und zart zerſchnitten ſind. Herr von Linné nennt ſolche handförmig und vielmal getheilet; bey der gelblichten Blume iſt das oberſte Blättchen länger, ſchmäler oder enger, und mehr walzenförmig. In Norwegen giebt es hiervon eine Abänderung mit blaueu Blumen.

Man kann von dieſer Art alle die vorher beſchriebenen Wirkungen erwarten. Der abgekochte Trank tödtet die Fliegen, Wanzen und Läuſe bey den Pferden und dem Rindvieh, und die geſtoßene Wurzel die Wölfe.

3) Das gelbe Pyrenäiſche Eiſenhütlein, Aconitum Pyrenaicum L. Der Stängel wird ohngefähr eine Elle hoch, bleibt einfach, und aus den Winkeln der obern Blätter treiben nur einige kleine Zweiglein hervor. Die blaßgrünen, geſtielten Blätter ſind bis zur Ribbe in fünf lange, ſchmale, eingekerbte, auch tief eingeſchnittene Lappen getheilet. Die Lappen derſelben halten eine unordentliche Stellung, ſie fallen über und wider einander, und drehen ſich auf verſchiedene Weiſe. Die Blumen ſtehen in einer Aehre; ihre Farbe iſt beſonders blaß, oder bleichgelb. Es liebet einen feuchten Boden.

4) Das niedrige zartblättrige Eiſenhütlein, Anthora, Aconitum ſalutiferum, Aconitum Anthora L. Weil man dieſe Art für heilſam und als ein Gegengift der vorigen Arten gehalten, hat ſie auch den Namen Giftheil oder Heilgift erhalten. Sie wächſt auf den Pyrenäiſchen und Schweizeralpen; ihre Wurzel iſt etwa einen Zoll dicke, knollicht und fäſericht; der einfache, haarichte Stängel ſelten einen Fuß hoch, und unterwärts dichte mit Blättern, obenher aber mit einer dicken Blumenähre beſetzet; die Blätter ſind in viele zarte, gleichbreite Läppchen tief eingeſchnitten; die Blume iſt groß, weißlichtgelb, rauch, hat fünf Fruchtkeime, und auch ſoviel Saamenhülſen. Den Namen eines Gegengiftes verdienet ſie gewiß nicht, und kann man ſolche billig, was die innerlichen Beſtandtheile betrifft, mit den vorigen vergleichen, und für eben ſo verdächtig halten; zumal Scopoli angemerket, daß die Blumen, wenn man ſolche auf den Hut oder an die Kleider ſtecke, Kopfſchmerzen verurſachen, wenn man die Pflanze lange in der Hand trage, ſelbige aufſchwelle, und der Trank von der Wurzel die Wanzen und das Pulver davon unter Butter gemiſchet eben ſo gut, als Arſenik die Mäuſe tödte, und doch ſoll die Wurzel, nach Sprögels Erfahrungen, den Thieren keinen Schaden zugefüget haben. Schulze will des Conr. Gesners Tod dieſer Wurzel zuſchreiben, und glaubet, daß derſelbe an dem Tage geſtorben, da er von dieſer Wurzel etwas, um ſolche zu unterſuchen, zu ſich genommen; welchem aber Herr von Haller widerſpricht und beweiſet, daß Gesnern der Genuß dieſer Wurzel nicht geſchadet.

Dieſe vier Arten kann man aus den Saamen erziehen, leichter

aber laſſen ſie ſich durch die Wurzel vermehren; nur die Stöcke der letzten Art pflegen nach dem Verſetzen zu ſchmachten, und ſelten im erſten Jahre zu blühen; wie denn dieſe überhaupt etwas zärter iſt. Die andern aber kommen in jedem Boden fort, vermehren ſich häufig, blühen alle Jahre vortrefflich, und verlangen keine Wartung.

Eiſenkraut.

Wir behalten lieber dieſen Namen als daß wir ſolchen nach dem Nomenclator in Eiſerich verwandeln ſollten, Verbena. Ein Pflanzengeſchlecht, welches wegen der verſchiedenen Anzahl der Staubfäden und Kelcheinſchnitte einige Schwierigkeit äußert, auch daher von einigen in mehrere abgetheilet worden. Der einblättrige, eckichte, röhrenförmige Kelch iſt fünffach ausgezahnet, und der untere Zahn abgeſtutzet; die Röhre des Blumenblattes, ſoweit ſolche der Kelch umgiebt, gerade und walzenförmig, hernach erweitert und krummgebogen, der offene Rand aber in fünf rundliche, einander nicht ganz ähnliche, Einſchnitte abgetheilet. Faſt alle Arten haben in der Blumenröhre vier Staubfäden, zween ganz kurze, und zween etwas längere; bey einigen trägt ein jeder ſeinen gekrümmten Staubbeutel, bey einigen aber nur zween, und die beyden andern halten keinen; der einfache Griffel endiget ſich mit einem ſtumpfen Staubwege. In dem Kelche liegen zween oder vier länglichte Saamen; in hieſigen Gegenden wächſt zwar nur eine Art wild, da aber verſchiedene in hieſigen Gärten zur Zierde gezogen werden, wollen wir von den ſechzehn, welche Hr. v. Linne' anführet, die vornehmſten erwähnen.

1) Das Apotheckereiſenkraut, Iſenkraut, Eiſenhart, Taubenkraut, Hahnenkamm, Reichhard, Verbena officinalis Linn. wächſt allenthalben an den Zäunen und Wegen, und blühet vom Juni bis in den Herbſt; die fäſerichte, dauerhafte Wurzel, treibt einen viereckichten, mit einigen Aeſten beſetzten, ohngefähr anderthalb Schuhe hohen Stängel. Die Blätter ſtehen einander gegen über, und die untern ſind in verſchiedene ausgezackte Lappen tief eingeſchnitten; die obern haben nur drey Lappen, und die ganz oberſten ſind ganz und eyförmig. Die röthlichblauen Blümchen ſtehen in langen, dünnen Aehren an den Spitzen des Stängels und der Aeſte. Der Kelch iſt gemeiniglich mit fünf Zähnen geendiget, davon der oberſte der kleinſte iſt, zuweilen findet man auch ſechſe, da denn viere größer ſind. Bey den Alten war dieſe Pflanze ſehr berühmt, und man findet davon verſchiedenes fabelhaftes

aufgezeichnet, wozu wir auch billig die Kraft rechnen, frühe Geburten zu verhüten, und die rechte zu befördern; wie denn auch daher diejenige Meynung, nach welcher dieſe Pflanze von der Göttin Iſis, welche als eine Göttin der Geburt verehret worden, im Deutſchen den Namen Iſenkraut bekommen, wahrſcheinlicher iſt, als wenn andere angenommen, daß ſolche von der Kraft, das Eiſen härter zu machen, Eiſenkraut genennet worden. Jetzo wird ſie in der Arzneykunſt und Haushaltung wenig genutzet; ſie iſt ohne Geruch, und hat einen ſchwachen anziehenden Geſchmack; daher man ſelbige unter die Wundkräuter zählet, vielleicht auch die von Foreſtus angeprießene Tugend gelten laſſen kann, daß das friſch zerquetſchte Kraut, äußerlich auf die Stirne geleget, bey Kopfſchmerzen Hülfe leiſte. Daß die Chinarinde, mit dem Safte des Krautes vermiſchet, beſſere Wirkung leiſte, als wenn ſelbige allein gegeben werde, iſt nicht gegründet. Das in den Apothecken befindliche, abgezogene Eiſenkrautwaſſer, wird bey Augenkrankheiten gelobet, und von den Wehmüttern bey ſchweren Geburten geordnet. Man kann ſolches billig entbehren. Die Blumen geben den Bienen Honig.

2) Das kriechende Eiſenkraut, Verbena nodiflora L. wächſt in Virginien, dauert in der fäſerichten Wurzel, vermehret ſich aber durch die, auf der Erde hinkriechenden Stängel, welche allenthalben an den Knoten Wurzeln ſchlagen. An den Knoten des Stängels ſitzen paarweiſe länglichte, ſtumpfe, eingekerbte Blätter; aus dem Winkel derſelben treiben einzelne Stiele, welche eine kurze, dichte Blumenähre, in Geſtalt eines Knöpfchens, tragen; dieſe iſt mit einigen eyförmigen Blättchen umgeben, und zwiſchen jeder Blume ſitzet ein ähnliches. Der Kelch ſelbſt beſteht auch aus Blättchen; das weißröthliche Blumenblatt hat oben drey kleinere, und unten zween größere Ausſchnitte, auch vier Staubbeutel, obgleich Herr Miller nur zween geſehen. Es wird bey uns im Scherbel erhalten, und den Winter über in ein gemeines Glashauß beygeſetzet.

3) Das Bonarienſiſche Eiſenkraut, Verbena bonarienſis L. wächſt auf den Aeckern von Buenos, Ayros, iſt ein Sommergewächſe, muß auf dem Miſtbeete erzogen werden; und da es ſpäte zu blühen anfängt, erlanget man öfters keinen reifen Saamen. Der Stängel wird wohl gegen drey Ellen hoch, iſt zwiſchen den Knoten der Länge nach tief ausgefurchet, ſo daß die Furchen und Ecken mit einander abwechſeln, und in Aeſte verbreitet. Die einan-

einander gegen über geſtellten Blätter ſitzen platt auf, ſind lanzetförmig, ausgezacket, und haaricht. An den Enden der Zweige ſitzen einige kurze Blumenähren dicht bey einander. An dem fünffach gezahnten Kelche iſt der oberſte Einſchnitt der kleinſte; des blaurötHlichen Blumenblattes Röhre iſt etwas gekrümmet, und des Randes zween oberſte Einſchnitte ſind die kleinſten, und der unterſte der größte. Der Kelch fällt mit dem eingeſchloßnen Saamen ab.

Eiſenkraut, S. auch Andorn und Wegeſenff.

Eiſenkuchenmuſchel.
S. Lippdoublet.

Eiſenmann.
S. Eiſenglimmer.

Eiſenram.
S. Eiſenglimmer.

Eiſenſtein.
S. Eiſenerze.

Eiſenwurzel.
S. Flockenblume.

Eiſerich.
S. Eiſenkraut.

Eiſerpäthen.
S. Riedgraß.

Eiſewig.
S. Yſop.

Eisfeigenkraut.
S. Ficoiden.

Eisfiſch.
Balaena Glacialis, ein wahres Zahn- und auf dem glatten Rücken, Floßenloſer Wall- und Finnfiſch, davon Klein Miſſ. II. p. 12. nach dem Zorgdrager, drey Arten, den Zud- und Weſt-Eisfiſch, und den Nordkaper, aufführet. ſ. Wallfiſch.

Eiskraut.
S. Ficoiden.

Eiſopen.
S. Iſop.

Eisvogel.
Königsfiſcher, Alcedo, Iſpida. Mit dieſem Vogel hat es eine ganz eigene Beſchaffenheit. Denn die Syſtematiker ſind uneins, zu welcher Claſſe und Geſchlechtsart ſie ihn hinbringen; weil ihm alle vier Zehen, aber einige deren drey vorn und einen hinten, andere zween vorne und zween hinten, beymeſſen. Klein ſetzt ihn in die dritte Familie, ins vierte Geſchlecht, gleich hinter die Spechte und den Guckuck, alſo unter die Vögel mit zween Vorder- und zween Hinterzehen. Linnäus bringt ihn unter ſeinem Elſtergeſchlechte in eine ſolche Claſſe, die drey Zehen vorne und einen hinten haben. Ich will ſehen, was in dieſer Ungewißheit

zu thun ſey, und ob die Meynungen der Autoren unter den vorkommenden Umſtänden nicht zu vereinigen ſind. Guten Theils ſcheinen die Erzählungen der Alten zu dieſem Misverſtändniſſe Anlaß gegeben zu haben. Denn man iſt ungewiß, welches Wort den Geſchlechtsnamen des Vogels andeutet: ob Alcyon, oder Alcedo oder Iſpida. Hr. Linnäus nimmt Alcedo dazu an, und Herr Klein Iſpida. Letzterer iſt ſogar der Meynung, daß Alcedo und Iſpida nicht einerley Vögel anzeigeten. Denn jener habe, nach der Zeichnung und Vorſtellung der vornehmſten Vögelkenner, des Willughby, Catesby, Edwards, Seba, nur einen Zähe hinten, und drey vornen; an dieſem hergegen hat Herr Klein, nach vielfältiger eigener Unterſuchung, nur zween Zähen vorn, und ihrer zween hinten angetroffen. Ferner glaubet er, Alcyon und Alcedo ſey nicht einmal einerley. Jener ſoll, nach Auſſage der Alten, auf dem Meere niſten, ſelten zum Vorſchein kommen, und ganz wunderbare Eigenſchaften haben. Alcedo hergegen ſey ein Vogel, der an Ufern der kleinen Flüſſe niſtet, und ſich vornehmlich von Bienen ernähret. Bey ſo bewandten Umſtänden, dünket mich, hat Klein bereits ſelbſt einen Grund zur Vereinigung in dieſer mancherley Meynung angegeben. Denn die Zähen ſind am Eisvogel ſo geſtellet, daß es unter gewiſſen Umſtänden ſcheinen kann, als gehöre der eine Hinterzähe zu den vördern; denn er rücket nämlich bisweilen ſo herüber, daß er faſt nach den Vörderzähen zu ſitzen kömmt. Dieſes alſo aufzuklären, ſchreibt Herr Klein: Mir iſt dieſer Mangel gar zu gut bekannt, und ich habe von ihm im Bayreuthiſchen Vogelbuche vier Abbildungen gegeben, auch ſeine Füße auf das deutlichſte in meiner Sammlung aufgeſtellet, und in den Geſchlechtstafeln der Vögel in Kupfer ſtechen laſſen. Die zween Vörderzähen ſcheinen gleichſam zuſammen gewachſen, bis an das letzte Glied, welches getheilet, und mit ſcharfen Nägeln verſehen iſt; dadurch wird die Fußſohle ſo ausgeſtrecket, daß die hintern Zähen gleichſam an die Seiten zu ſtehen kommen, deren eine auf die Hälfte kürzer iſt, als die vördern; die letzte aber iſt etwas länger, als dieſe. Wenn der Vogel ſitzt, ſind zween und zween Zähen gegen einander, wie bey den Eulen; wenn er aber den Raub faſſet, ſo kömmt der eine hintere Zähe den beyden vördern zu Hülfe. Dieſer Umſtand, worauf viele Schriftſteller nicht Achtung gegeben, hat verurſachet, daß ſie bey den Füßen der Eisvögel irre geworden, und nicht gewußt haben, was ſie davon ſagen ſollen. — Aus dieſer Erläuterung des Hrn. Kleins läßt ſichs gar wohl begrei-

ſen, wie es zugehen mag, daß in manchen Vögelbüchern die Füße dieſer Vögel, zumal wenn es Zeichnungen von ausländiſchen ſind, mit drey Zähen vorn und einem hinten erſcheinen. Oft ſind die Zeichnungen den Verfaſſern nur zugeſchicket, und ſie haben die Originale nicht ſelbſt geſehen. Oft iſt der Vogel in dem Zuſtande geweſen, darinn er ergriffen und geſtorben, wo er den einen Hinterzähe nach vorne zu gerücket gehabt, und ſo iſt er hernach erſtarret und abgebildet. Oft hat auch einer bloß vom andern abgeſchrieben, und ſich um die Naturkörper ſelbſt nicht bekümmert, wie z. E. Albin vom Willughby, in den Vögeln, gethan hat. In der That, wenn man die bloßen Zeichnungen genau anſieht, ſo ſollte man bey manchem Fuße des Eisvogels irre werden, ob der eine, zur Seiten vorwärts gekehrte Hinterzähe eigentlich nach vorn, oder nach hinten gehöre. Herr Fermin giebt zwar den Eisvögeln auf Surinam ſolche Lage der Zähen, daß daraus erhellet, es ſtünden ihrer drey vorn; aber er beſchreibt doch überhaupt die Verbindung der Zähen unter einander, als ſonderbar. Dieſemnach trete ich Herrn Kleins Meynung bey, daß der Vogel im natürlichen Zuſtande, wenn er ſitzt, auch wenn er ſteht und ſich gelaſſen iſt, nur zween Zähen vorn und eben ſo viel hinten habe; und daß ihn folglich Herr Klein in ſeinem Syſtem an die rechte Stelle gebracht habe. Daß aber bisweilen der eine Hinterzähe nach vorn zu ſtehen komme, das halte ich für einen zufälligen Umſtand, der nur manchmal beym Vogel ſich ereignet. Aber darinn wollte ich lieber dem Linnäus folgen, daß ich Alcedo zum Geſchlechtsnamen annehme und Iſpida zu einer Art deſſelben mache; wiewohl Hr. Klein beſteht auch hierinn nicht ſo ſehr auf dem Worte. Iſpida ſcheint mir eigentlich die inländiſche und bey uns bekannte, oft vorkom̃ende, Art der Eisvögel zu ſeyn. Nun folgen die Arten dieſes Vogels, welche nach Linnäus Beſtimmung darinn übereinkommen ſollen, daß ſie einen dreyeckichten, dicken, geraden, langen Schnabel, den Klein wie einen Brettnagel angiebt, eine fleiſchichte, ſehr kurze, flache und ſcharfe Zunge, auch die mehreſten zween Zähen vorn und zween hinten haben; wenn ſich anders hierinn noch eine Ausnahme der dreyzähichten vorne, finden ſollte. 1) Europäiſcher Eisvogel, Königsfiſcher, gemeiner Eisvogel; dieſer ſcheint der eigentliche Iſpida zu ſeyn. Er hat einen kurzen Schwanz; iſt oben blau, unten gelbroth, mit einem rothen Streife am Schnabel. Dieſer kömmt gar nicht, oder ſelten an die Seen, ſondern wohnet an ſchattenreichen Flüſſen. Er wird fälſchlich zum

Seevogel

Seevogel gemachet. Denn er hält ſich weder daſelbſt auf, noch brütet allda. Eine ſehr gute Beſchreibung davon hat Zorn gegeben, (Petinoth. II. 439.) die wir kürzlich herſetzen wollen, weil von den übrigen Arten nicht viel anzumerken ſeyn wird. Der Europäiſche Eisvogel gleicht der Größe nach einem jungen Kernbeißer, hat einen ſehr kurzen Schwanz, ziemlich großen Kopf, ſtarken Schnabel, der drittehalb Querfinger lang, an den Seiten zugeflächet, vorn aber wie eine Nadel zugeſpitzt iſt, von außen ſchwärzlich, von innen blutroth ausſieht. Seine Zunge ganz kurz, breit, und nur ein wenig aus dem Rachen hervorragend. Die Bruſt breit, Füße kurz, klein und ſchönroth. Der ganze Oberleib blau ins grün ſpielend, nachdem Licht darauf fällt. Die Federn am Kopfe mit etwas dunkeln Streifen geſchuppet. Vor den Augen, über dem Schnabel, geht auf beyden Seiten ein orangegelber Streif, der ſich hinter den Augen über die Ohren hinaus zieht. An beyden Kinnbacken, vom Schnabel an bis zum Halſe, erſcheint ein dunkelblauer Streif, deſſen Federchen an den Spitzen hell und glänzendblau ſind. Auf dem Rücken hinab bis zum Schwanze hochblau und glänzend; Kehle, Bruſt und Bauch orangegelb. Der Vogel bleibt das ganze Jahr bey uns, brütet ſehr früh, ſchon im Januar und Februar, und wählet dazu die Löcher in hohen Ufern am Waſſer, wo er ſein Neſt, vermuthlich der Wärme und Sicherheit halber, über Ellen lang hinein machet, ſechs bis ſieben Jungen zeuget, die er mit kleinen zuvor zerbiſſenen Fiſchchen aufzieht. Dieſerhalb iſt ſein Aufenthalt bloß an Flüſſen, Bächen und Teichen, wo er den Fiſchen von einem Weidenbaume oder anderm am Waſſer ſtehenden Gebüſche aufpaſſet, auf ſie herabſtößt, und ſie ſolchergeſtalt aus dem Waſſer hohlet. Zuweilen ſchwebet er lange überm Waſſer, auf einmal aber ſtößt er auf ſeinen Raub, und ſelten vergeblich. Er brütet zweymal im Jahre, und ſeine Eyer ſind ſehr weiß und durchſcheinend, wie Alabaſter, ja ſo glänzend, als ob ſie mit einem Firniſſe überzogen wären. Einen andern Eisvogel in ſeiner Nähe kann er nicht wohl vertragen, und läßt daher nicht eher nach, bis er ihn von dem Orte ſeines Aufenthaltes vertrieben hat. Männchen und Weibchen ſind nicht gut zu unterſcheiden, unerachtet Herr Linnäus den langen Streifen um die Augen zum Kennzeichen des Männchens angiebt. Da er ganz von Fiſchen lebet, ſo ſieht man ihn an dem Fiſchwaſſer, zumal an Forellenbächen und dergleichen nicht gern.

2) Gehaubter Eisvogel, Alcedo criſtata, mit kurzem Schwanze, gehaubtem Kopfe, ſehr ſchönen Far-

ben, einer blauen mit Schwarz eingefaßten Krone, meergrünen oder ultramarinfarbigen Hals und Rücken, der zugleich ins purpurfarbene ſpielet; die Flügel blaßblau und grünlicht, wie ein Türkis, die Schwingfedern ſchwarz und blau. Dieſe Art hält Seba für der Alten ihren Alcyon; denn ſie ſollen auf den Felſen und Klippen im Meere niſten. Die Sache iſt aber unwahrſcheinlich und zweifelhaft. Er iſt in Oſtindien und den Morgenländern zu Hauſe. 3) Weißſchnabel, Alcedo americana ſ. apiaſtra; ein Vogel, der dem Eisvogel ganz nahe kömmt, und deswegen vom Hrn. Klein, als eine Art derſelben, dahin gezogen wird. Herr Linnäus ſetzet ihn indeſſen unter die Bieneneſſer, merops, weil er ſich, wie Seba behauptet, von Bienen und Weſpen nähren ſoll. Das iſt aber unrecht: deñ an den Ufern, wo er ſich aufhält, findet er wohl keine Bienen; er lebet auch meiſt von kleinen Fiſchen. Der Vogel iſt klein; der Schwanz kurz, Kopf und Hals braunroth mit Purpur untermenget, Bruſt und Bauch ſchwefelgelb, Rücken und Flügeldecken blau, Schwingfedern aſchgrau. Daß übrigens dieſer Vogel zu den Eisvögeln gehöret, zeiget außer den Geſchlechtscharaktеren auch ſeine Lebensart, da er ſich, wie die andern an Flüſſen aufhält, ſo niſtet und von Fiſchen Nahrung hat. 4) Indianiſcher kleiner Eisvogel, kömmt an Farbe und Geſtalt mit dem unſrigen ſattſam überein. Edwards hat ihm zwar die Zähen ſo gezeichnet, daß drey derſelben vorne ſtehen. Aber er hat in ſeiner Beſchreibung der Zähen nicht einmal gedacht, und ſelbſt Klein hält ſich verſichert, daß der eine Seitenzähe zu dem hintern zu ziehen ſey, aus den vorhin gemeldeten Umſtänden. Der Schwanz iſt kurz; oben iſt der Vogel grün, unten roth, mit einem gewölkten Halsbande. Die Flügel haben weiße Flecken, und um die Augen geht ein rother Rand. Er wohnet in Weſtindien. 5) Gelbſchnabel, Alcedo amboinenſis criſtata; Füße gelb, wie der Schnabel; ſonſt iſt der Vogel bunt, aus grün, gelb und blau. Der Schwanz kurz. 6) Rauchkopf, Alcyon, iſt vielleicht der größte unter den kurzſchwänzigen Eisvögeln, und etwa wie ein Staar groß. Der Kopf dick, mit verwirrten blaulichten Federn beſetzet; unter dem Auge eine weiße Linie; auf der Stirne einen weißen Fleck; Hals und Bauch weiß; auf der Bruſt ein blauer und röthlicher Streifen; die erſten Schwingfedern ſchwarz mit weißen Spitzen; der kurze Schwanz blau. Catesby ſtellet ihn auch mit drey Vörder- und einer Hinterzähe vor, aber es waltet dabey der oben angeführte Zweifel ob. Dies iſt der, den Linnäus no. 3. ſeiner

ſeiner Eisvögel ſetzet. 7) Kleiner grüner oranienfarbener Eisvogel. Der Schnabel etwas dunkel, Unterkiefer gegen die Kehle röthlich, ganze Oberleib vom Kopfe bis Schwanze grün, Kehle orangefarfarben, Bruſt grün, Bauch weiß, an den Seiten röthlich oranienfarb. Die grünen Flügel haben oben einen orangenfarbigen Saum; die Schwingfedern ſind dunkelbraun mit hellern Flecken; die Füße fleiſchfarben; in Amerika. 8) Purpurkopf, mit kurzem Schwanze, blauem Rücken, gelbem Bauche, Kopf und Würzel purpur, Kehle und Hals weiß; und noch eine andere Varietät von eben dieſer Art, daran Kopf und Würzel kaſtanienbraun ſind. In Oſtindien. 9) Eisvogel von Madagaſcar; kurzer Schwanz, Körper roth, Kehle gelb; Schwingfedern ſchwärzlich; auf Madagaſcar. 10) Rother Eisvogel mit kurzem Schwanze, Körper roth, der Unterleib gelbbraun, Kopf und Flügelfedern grün, Kehle weiß. In Amerika. Von dieſem ſaget Boddaert ausdrücklich, daß er zween Vörder- und zween Hinterzähen habe. 11) Grüngehaubter, mit kurzem Schwanze, blauem Körper, grünem Schopfe, orangefarbenem Bauche, weißer Kehle und ſchwarzen Schwingfedern. In Senegal. Und dies wären die kurzſchwänzigen Eisvögel. Nun folgen die mit langem Schwanze. 12) Schwarzſchnabel, Perſianer, iſt ſchwarz und weiß, mit langem Schwanze und kreuzweis darüber gelegten Flügeln. 13) Langgeſchwänzter Eisvogel, türkiſcher, iſt in der Größe eines Kramtetsvogels mit goldgelb grünlichem Leibe, rothem Schnabel, und Purpur mit blau vermengten Flügeln und Schwanze. In Aſia und an den Küſten von Afrika. 14) Schwalbenſchwanz, Dea Linn. mit zwo ſehr langen, in der Mitte dünnen Schwanzfedern. Schnabel ſchwarz, Kopf braun, Kehle weiß, Rücken ſchwarzblaulicht, die Bruſt etwas lichter, Füße ſchwarz, Flügel grün, und überhaupt ſpielen die Federn vortrefflich in der Sonne. Auf Surinam. 15) Schöner Eisvogel, ebenfalls mit zwo ſehr langen Schwanzfedern; der Rücken goldgrün; auch von dieſem bekennet Boddaert zween Vörder- und zween Hinterzähen. In Cayenne und Surinam. Noch eine Art 16) mit keilförmigem Schwanze. Der Rücken ebenfalls goldgrün, unten roth, Füße wieder ausdrücklich mit zween Vörder- und zween Hinterzähen. In Braſilien und Cayenne. 17) Langſchwänziger gehaubter Eisvogel, auf dem Rücken blau, Bruſt eiſenfarbig. Ein weißer Fleck vor und hinter den Augen. Es giebt noch einen andern von dieſer Art auf Domingo. Iſt in Amerika zu Hauſe. 18) Eisvogel mit der Krauſe. Langer Schwanz, Körper

per graulichtblau, mit einem weiſſen Halsbande, Schwanz und Flügel weiß geflecket. In Mexiko. 19) Eisvogel vom Cap. Langer Schwanz, aſchfarben blau, von unten gelbroth, Bruſt blaßroth, Schnabel roth. Auf dem Cap. 20) Senegallſcher; langer Schwanz, Körper blau, unten weiß, Kopf grau, die Flügeldecken ſchwarz. Auf Senegall. 21) Weißkopf; ebenfalls langer Schwanz, Kopf blau ſchattiret, Bauch orangegelb, Rücken dunkelblau, Deckfedern der Flügel ſchwarz; auch auf Senegal. 22) Eisvogel von den Bermudiſchen Inſeln; mit langem Schwanze, Kopf goldgrün, Kinn ſchwarz, Kehle weiß, Bruſt und Bauch eiſenroth, der Leib hochroth, mit Goldglanze, Flügel goldgrün; die erſten Schwingfedern ſchwarz. Die Schwanzfedern grünroth, blau und ſchwarz. Auf den gedachten Inſeln. So viel von den mancherley Arten der Eisvögel. Unter den Neuern hat der berühmte Naturforſcher und Mathematiker, Herr Sprenger, Prof. zu Maulbronn im Würtenbergſchen in ſeinen Opuſc. Phyſico-Mathematicis, Hanou. 1753. eine ausführliche Abhandlung vom Eisvogel bekannt gemachet; und darinn beſonders ſeine Erfahrungen von der natürlichen Dauer des Eisvogels nach ſeinem Tode geliefert. Er beſchreibt darinn zuförderſt die Art, welche ſich an Flüſſen aufhält, und ihre natürliche Eigenſchaften; denn den Seeeisvogel hat er nicht geſehen, und vermuthlich hat ihn Niemand geſehen. Die ſeinigen ſind alle ſo groß, wie ein gemeiner Sperling geweſen. Manchmal fallen ſie, wie eine Amſel groß. Erdgewürme will der Vogel nicht gern freſſen. Er brütet im December, auch noch im Februar, vierzehn Tage und bringt bis neun Jungen aus. Das Neſt iu der Erde, im Sande, auch wohl in einer Klippe, oder ſonſt einem Winkel, beſteht aus Fiſchgräten, aus Wolle, Federn und andern weichen Dingen, auch aus Schlamm. Es ſieht einem Beutel ähnlich, oben ſpitzig zu, mit einem Loche, wodurch der Vogel hinein kann. Das Weibchen liebet das Männchen äußerſt zärtlich; daher iſt das Sinnbild der ehelichen Liebe und die Fabel von Verwandlung des Ceyx und ſeiner Gemahlin in Eisvögel, zum Beweiſe der Naturkenntniß der Alten, entſtanden. Ueber die Unverweslichkeit hat Herr Sprenger Verſuche angeſtellet. Er nahm dergleichen Vögel, fütterte ſie, aber ſie verhungerten, weil ſie ihr natürliches Futter nicht bekamen. Er hieng ſie auf, in ein offenes Zimmer, wo alles Ungeziefer hin konnte. Sie vertrockneten dergeſtalt, daß auch die Federn ganz feſte wurden, und ſich nicht ausrupfen ließen. Das Ungeziefer, Fliegen und

anderes Geſchmeiſe wollte nicht daran, auch nicht einmal ſeine Eyer darauf legen. Man ſaget auch, der todte Vogel verändere ſeine Federn, und aufgehangen, drehe er ſich nach dem Winde. Dies alles hat Herr Sprenger, wie vieles dergleichen Vorgeben, ungegründet gefunden. Als er den Vogel am Bindfaden auf hieng, drehete ſich der Bindfaden nach der Seite der Feuchtigkeit, wie ordentliche Hygrometer thun. An der Kette hieng er ganz ſtille. Uebrigens iſt der Vogel ausgetrocknet nachher nicht verdorben, und es iſt richtig, was man von ſeiner Unverweßlichkeit vor Alters angemerket hat.

Den Namen Eisvogel führet auch ein ſchöner Schmetterling aus dem Geſchlechte der Tagvögel, welcher deswegen ſo genannt worden iſt, weil ſeine Farbe, wie bey den Eisvögeln in das blaue und grüne ſpielet. Er wird hin und wieder in Deutſchland, aber nicht häufig gefunden, und iſt wegen ſeiner Größe und prächtigen Farben merkwürdig. Nach der Beſchreibung des Herrn Röſels, welche man im dritten Theile ſeiner Inſectenbeluſtigungen S. 204. u. f. nebſt einer richtigen Abbildung antrifft, hat die obere Fläche der Flügel einen dunkeln erdbraunen Grund. Auf den Vörderflügeln findet man eine ſchmale, auf den Hinterflügeln aber eine breitere, kappenförmige, blaue und ſchwarze Einfaſſung, über welcher erſtlich eine Reihe von mondförmigen, pomeranzengelben Flecken und alsdenn ein breiter weißer Streif geht, der von dunkeln Adern durchſchnitten wird. Die untere Fläche der Flügel, welche eine ſchöne pomeranzengelbe Grundfarbe hat, iſt mit verſchiedenen blauen, ſchwarzen und weißen Flecken gezieret. Die Raupe, aus welcher dieſer Schmetterling entſteht, gehöret unter die Dornraupen, und iſt ebenfalls überaus ſchön gezeichnet, wie unſere Leſer am beſten aus der Röſeliſchen Abbildung erſehen können, welche auf der 31 Tafel des vierten Theiles der Inſectenbeluſtigungen befindlich iſt. Man trifft dieſe Raupe gemeiniglich im Monat May auf den Eſpen an.

Elaſticität.

S. Schnellkraft.

Elaterium.

Elaterium Linn. Die Pflanze, deren Saft in den Apotheken dieſen Namen führet, muß man nicht mit derjenigen verwechſeln, welche Herr von Linné unter dem lateiniſchen Worte verſteht. Jene bringt derſelbe zu dem Balſamapfel, Momordica, und wir werden ſelbige unter dem Namen Spritzgurke beſchreiben. Deswegen können wir auch den deut-

ſchen Namen Spritzen, womit Hr. Planer das Elaterium Linn. beleget, nicht füglich annehmen. Ueberhaupt kann man leichtlich Momordica Elaterium und dieſes Elaterium verwechſeln; daher hätte man, obgleich beyde Pflanzen in Anſehung der Frucht einander ähnlich ſind, dem andern und neuen Geſchlechte nicht den alten Namen beylegen ſollen. Männliche und weibliche Blumen wachſen auf einer Pflanze. Beyde haben keinen Kelch, aber ein Blumenblatt, deſſen walzenförmige Röhre ſich in fünf Einſchnitten verbreitet, welche lanzenförmig, auf dem Rücken ausgehöhlet, und mit einer vorragenden Spitze beſetzet ſind. Die männlichen haben einen Staubfaden mit einem linienartigen, fünfmal gefaltenen Staubbeutel beſetzet, und die weiblichen einen rauchen Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit einem köpfichten Staubwege endiget. Die lederartige, mit ſtachlichten Erhebungen beſetzte, und mit markichten Weſen erfüllte, Frucht öffnet ſich mit einer merklichen Federkraft in zwo Klappen und enthält viele Saamen. In der Murrayiſchen Ausgabe ſtehen zwo Arten: 1) das Carthaginenſiſche Elaterium, welches herzförmige Blätter hat, und 2) das dreyblätterichte, trifoliatum, ſo in Virginien wächſt.

Elbnaſen.

Ein Meernaſen, ein Zert, Capito Anadromus Geſn. Cyprinus Vimba, Linn. gen. 189. ſp. 25. Wimba Suecor. Wimba des Müllers, eine Gattung ſeines Karpfengeſchlechts, Zärte, Zerta, Cyprinus 8. Leskii. ſ. Schwaal, Leuciſcus 3. des Kleins.

Elder. S. Erle.

Elektricität.

Sehr viele Körper auf dem Erdboden haben die beſondere Eigenſchaft an ſich, daß ſie unter gewiſſen Umſtänden, z. E. gerieben, oder genugſam erwärmet, 1) leichte Körperchen anziehen, und nachher wieder zurückſtoßen, 2) ein Licht hervorbringen und leuchten, und 3) bey Annäherung anderer dichter Körper ſogar einen leicht praſſelnden Funken verurſachen. Dieſe Eigenſchaft der Körper nennt man ihre Elektricität, und die damit vorzüglich verſehenen Körper, elektriſche. Eine neue, wenigſtens neu auseinander geſetzte, und zu unzähligen neuen Erfindungen genutzte Sache, bekam einen neuen Namen, und zwar aus dem Griechiſchen, von ἤλεκτρον, Bernſtein, weil der Bernſtein eigentlich derjenige vorzügliche Körper iſt, welcher dieſe Eigenſchaft im großen Grade an ſich hat, und deswegen auch ſchon den Alten bekannt war. Man könnte daher die Elektricität der Körper, wie bereits vorlängſt einige gethan haben, ihre Bernſtein

ſteinlichkeit nennen. Denn guter polirter Bernſtein, an ein Tuch bis zu einiger Wärme ſcharf gerieben, zieht allerley Körperchen an ſich, als Härchen, Spreu, Sandkörnchen, Federn, Metallblättchen, u. ſ. w. riecht ganz merklich und von eigener Art, leuchtet im Finſtern, verurſachet, an die Lippen oder Haut gehalten, die Empfindung eines Lüftchen, und giebt endlich einen kleinen Funken von ſich. Alle dieſe Erſcheinungen äußert der Bernſtein im hohen Grade, nachdem er reiner und polirter, mehr oder weniger gerieben iſt, und nachdem die Körper ſind, welche man an ihn bringt. Inzwiſchen thun daſſelbe, faſt mit gleicher Kraft, auch andere ihm ähnliche Körper: dergleichen ſind beſonders alles Glas, Schwefel, Harze, Gummi, Pech, Wachs, Talg, Demante, Saphire, Amethyſte und verſchiedene andere Edelſteine, alle Seide und die daraus verfertigten Körper, ſo gar Leder und recht trocken Holz, die Haare der Thiere, Katzen, Pferde u. ſ. w. Unter dieſen und andern iſt inzwiſchen das Glas das allerbequemſte, theils wegen der Bequemlichkeit zu reiben, theils wegen der ſtärkern Elektricität, die dadurch vornehmlich erreget wird. Die Körper, welche durchs Reiben und Mittheilen von andern dergleichen Eigenſchaften des Anziehens, Leuchtens und Funkenſpeyens bekommen, heißen unelektriſche; und dahin gehören ſehr viele, beſonders die metalliſchen, die meiſten ſteinichten, die meiſten flüßigen Körper. Und haben ſie gleich im Grunde ein wenig elektriſches Vermögen, denn davon iſt kein Körper ganz bloß; ſo rechnet man ſie ihres geringen unmerklichen elektriſchen Vermögens halber, lieber zu den unelektriſchen Körpern. Aus dieſen Erſcheinungen hat man denn angefangen, ſowohl einen deutlichen Begriff von der Elektricität ſelbſt zu geben, als auch ihre Erſcheinungen begreiflich, und ſo viel möglich natürlich zu erklären. Es iſt demnach die Elektricität nichts anders, als die in den Körpern vorhandene, beſonders aber erregte, elektriſche Kraft; und die elektriſche Kraft derſelben iſt derjenigen ihre Kraft, mittelſt welcher ſie leichte Körperchen anziehen, leuchten, Funken, und zuletzt Erſchütterungen hervorbringen. Daher würde man die Elektricität mit Rechte eine Kraft der Körper nennen, andere leichte anzuziehen, und Licht zu geben. Die elektriſchen Körper haben demnach eine urſprüngliche Elektricität, das heißt, die obberegte Kraft kann in ihnen durchs Reiben erreget werden; hergegen die unelektriſchen ſind nur geſchickt, die in erſtern erregte Elektricität aufzunehmen, ſie fort zu pflanzen, geraume Zeit zu behalten, und dadurch allerley ſonderbare

bare Wirkungen hervorzubringen. Sie haben alſo nur eine mitgetheilte Elektricität. Dieſe Mittheilung kann nicht an elektriſchen Körpern geſchehen, weil dieſe die Elektricität anderer nicht weiter annehmen. Sollen daher die unelektriſchen ihre mitgetheilte Elektricität behalten, fortpflanzen und andern annähernden mittheilen: ſo ſtellet man ſie ganz frey auf elektriſche, das heißt, man iſoliret ſie.

Ehe ich zur Erklärung der elektriſchen Erſcheinungen übergehe, will ich erſtlich die Art, wie wir heut zu Tage die Elektricität gemeiniglich erregen, mit wenigen berühren; ſo denn die ganzen allgemeinen elektriſchen Wirkungen und Erſcheinungen nach ihren Umſtänden vorausſetzen; und dieſe werden mich denn ganz füglich auf die Erklärung ſelbſt leiten. Der gemeinſte Weg, Körper elektriſch zu machen, geſchieht durch unſere bekannte Elektriſirmaſchinen, deren die mehreſten aus ſolcher Vorrichtung beſtehen, daß eine Glaskugel mittelſt angebrachten Rades, oder elaſtiſchen Bogens, ſchnell kann gedrehet, an derſelben ein anderer unelektriſcher, mit der Erde Gemeinſchaft habender, Körper gehörig daran und ununterbrochen gerieben, und die ſolchergeſtalt im und ums Glas erregte Elektricität einem andern unelektriſchen, die Kugel ſanft berührenden Körper mitgetheilet, und durch dieſen von andern damit verknüpften, zumal metalliſchen oder andern dichten Körpern, geſammlet, fortgepflanzet, und zuletzt dahin geleitet werden kann, wo man ihren Ausbruch oder Abfluß verlanget. Gemeiniglich nimmt man reine, dünne, weiße, etwas große Glaskugeln. Ueber oder an derſelben liegt ein weicher metallener Quaſt, der die Elektricität der Kugel aufnimmt, und ſie zu einer in ſeidenen Schnüren hängenden, etwas weiten, metallenen Röhre leitet, welche der Conductor genannt wird. Von dieſem gehen ſodann allerley iſolirte Ketten, ſoweit als man es verlanget. Das iſt das allgemeine der Elektriſirmaſchinen, ohne mich in die Beſonderheiten derſelben einzulaſſen; da einige aus bloßen Glasſcheiben, andere aus Cylindern, andere aus Röhren, andere aus Porcellan- und Schwefelkugeln ſind gefertiget worden. Die Geſtelle, um unelektriſche Körper, welche die Elektricität nicht weiter fortpflanzen ſollen, frey zu ſetzen, hat man aus Pechkaſten, aus Schwefelklumpen, aus Wachſe, aus Brettern und Seſſeln auf ſeidenen Schnüren, u. ſ. w. gemachet, unter welchen allen ich ein einfaches, gehörig eingerichtetes Brett, auf etwas hohen, ſtarken, maſſiven Glasfüßen, am allerbequem-

ſten, reinlichſten, und leichteſten gefunden habe.

Die Erſcheinungen und Wirkungen anlangend, ſo iſt die erſte das Anziehen und Zurückſtoßen. Wenn ein elektriſcher und unelektriſcher Körper in gewiſſer Nähe zuſammenkommen, ſo beweget ſich der leichtere, beweglichere gegen den andern unbeweglichern, dergeſtalt daß eine Anziehung unter ihnen ſtatt hat. Wenn aber gleich ſtark elektriſirte Körper einander nahe kommen, daß ſie auf ſich wirken können, ſo erfolget eine Entfernung des beweglichern, vom unbeweglichern, folglich ein Zurückſtoßen. Dieſes gilt auch, wenn im erſtern Falle der unelektriſche, durch Berührung des elektriſirten, ſelbſt elektriſch geworden iſt: beyde ſtoßen ſich alsdenn zurück, ſo oft der zurückgeſtoßene ſeine Elektricität, durch Berührung eines andern unelektriſchen Körpers, verliert, ſo oft wird er aufs neue angezogen u. ſ. w. Die zwote Erſcheinung. Wenn die Glaskugel im Finſtern gerieben wird, ſo leuchtet ſie, nicht allein da, wo der reibende Körper angehalten wird, ſondern auch wo der Quaſte mit ſeinen Fäden und Blättchen aufliegt; läuft der elektriſirte Körper in Spitzen aus, ſo ſtrömet ein kleiner, von der Spitze an auswärts gehender Lichtkegel, von ſelbſt heraus, ſtreuet um ſich her einen eigenen, ganz empfindlichen, urinöſen, phosphoriſchen Geruch, der auch um die Kugel, nebſt einem merklichen Windſtrome ſtark wahrzunehmen iſt. Dieſes Ausſtrömen des Lichtkegels geſchieht auch im luftleeren Raume; es iſt daſelbſt viel ſtärker, als in der Luft, und erfüllet gleichſam das ganze Vacuum. Hält man gegen die Fläche eines elektriſirten Körpers, die Spitze eines dichten unelektriſirten, ſo fährt auch aus der Spitze dieſes letztern ein dergleichen Lichtpinſel heraus, und ein doppelter, wenn beyde, elektriſirter und nicht elektriſirter Körper ſich nähern. Dritte Erſcheinung, die unmittelbar aus der zwoten entſteht. Wenn ein elektriſirter und unelektriſirter, zumal nicht ſpitzige, Körper zuſammenkommen, ſo entſteht plötzlich zwiſchen ihnen ein heller Funken, mit einem vernehmlichen Quackſen, der an der Haut, wenn er dahin fährt, ein empfindliches Stechen erreget, bald blau, bald weiß, bald röthlich ausſieht, und leicht brennbare Materien, wenn er ſtark genug iſt, wie wir nachher ſehen werden, wirklich anzündet, wie z. E. Weingeiſt, Pulver, Knallgold, rauchenden Lichtdocht, u. ſ. w. Das elektriſche Licht wird ſolchergeſtalt, durch die Verdickung und Anhäufung zu einem wirklichen Feuer und bringt auch dergleichen hervor. Vierte Erſcheinung. Man

wird zwar nicht eben merken, daß der elektriſche Wirbel um die Kugel, oder die Atmosphäre derſelben, einige Wärme bey ſich hätte; wenn man aber ein Thermometer dicht an die geriebene Kugel in dem Wirbel hält, ſo wird daſſelbe bald auf etliche Grade hinaufſteigen. Ich habe es in kurzer Zeit an vier bis fünf Fahrenheitiſche Grade ſteigen geſehen. Ein ſattſamer Beweis, daß die elektriſche Atmosphäre um die Kugel das Queckſilber ausdehne, folglich Wärme verurſache. Man könnte es leicht theoretiſch abnehmen, wo ein Feuer hervorgebracht wird, da müſſe auch wohl Wärme verurſachet werden können.

Hier kann ich denn gleich der elektriſchen Verſtärkung gedenken. Wenn man ein Glas, oder eine Flaſche mit Waſſer, oder anderer feinen metalliſchen Materie meiſtentheils anfüllet, oder auch nur inwendig mit Staniol überleget, ferner ſie von außen ins Waſſer ſetzet, oder auch ſo hoch ſie inwendig gefüllet iſt, mit Feilſpänen, oder andern dichten metalliſchen Materien, mit Staniol, mit Goldblättchen umgiebt, daß ſich die innere und äußere Belegung weder berühren, noch einigen Uebergang der Elektricität veranlaſſen können; wenn man hiernächſt von dem Conductor, und der angebrachten Kette einen Drath in die Flaſche frey hineinläßt, daß ſie die inwendige Materie auch wohl mit einem metalliſchen Quaſte am Ende berühret; wenn man endlich um die äußere belegte Fläche der Flaſche eine Kette zieht, dieſe mit der einen Hand anfaſſet, und mit dem Finger der andern den Conductor anrühret: ſo wird man einen ſehr ſtarken Funken herauslocken, der zugleich in dem Augenblicke eine heftige Erſchütterung durch den ganzen Körper, von einem Arme bis zum andern, und zwar größtentheils in den Gelenken und auf der Bruſt verurſachet. Dieſe Erſchütterung wird überhaupt durch diejenigen Theile des Körpers dringen, welche die Kette von einer und den Conductor, oder ieglichen an ihr gebrachten elektriſirten Körper von der andern berühren. Denn ſolchergeſtalt entſteht der ſogenannte Erſchütterungskreis, als welcher eigentlich derjenige körperliche Raum iſt, der von der äußerſten Belegung der Flaſche, wo die Kette anliegt, durch die Kette und die mit ihr verbundenen Körper, bis an den Punct geht, wo zum letzten der Conductor, oder ein anderer Theil der elektriſirten Vorrichtung berühret wird, und ſich von hier wieder durch die elektriſirte Vorrichtung bis dahin erſtrecket, wo die Belegung die Seite der Flaſche von innen bedecket. Kurz, der Erſchütterungskreis iſt derjenige, wodurch beyde Belegungen

des Glaſes, von innen und von außen, dem kürzeſten Wege nach, in Verbindung geſetzet werden. Denn die Erſchütterung geht allemal den kürzeſten Weg. Die Kette, welche die Flaſche von außen berühret, und die mit ihr verbundenen Körper ſcheinen an ihrer natürlichen Elektricität vermindert, und die Vorrichtung, welche mittelſt des Drathes mit der innern Fläche der Flaſche Gemeinſchaft hat, ſcheint in ihrer natürlichen Elektricität angehäuft zu ſeyn, und mehr davon zu bekommen; daher pfleget man erſtere weniger, oder negativ, letztere mehr, oder poſitiv, zu nennen. Und die Anhäufung der Elektricität in der Flaſche, und der darinnen befindlichen Materie, heißt die Ladung der Flaſche. Man hat vielerley Arten ſolcher Verſtärkung durch naſſe und trockene Materie, von großer Verſchiedenheit; man hat Flaſchen, Gläſer, Porcellan u. ſ. w. man hat auch nur große Glasplatten, die von beyden Seiten, nach übrig gelaſſenem breiten Rande an jeder derſelben, mit Staniol oder Blattgold beleget ſind, und die vortreffliche Wirkung thun. Genug, durch dieſe Verſtärkung wird die Elektricität ſo heftig, daß ein herausgelockter Funke, außer der ſtärkſten Erſchütterung, auch gleich zündet, Löcher durch Pappe und Karten ſchlägt, kleine Thiere tödtet, und einige wollen damit ſo gar Metalle, wiewohl unwahrſcheinlich, in Glas geſchmolzen haben.

Aber nun zur Erklärung, und nicht zwar weitläuftig, was andere hin und wieder, mehr oder weniger wahrſcheinlich angebracht haben; ſondern was ich ſelbſt davon fürs natürlichſte und den übrigen ähnlichen Erſcheinungen gemäßeſten halte. Doch berühre ich nur mit ein paar Worten, daß Nollet eine beſondere elektriſche Materie annimmt, die er mit dem Elementarfeuer und mit der Materie des Lichts für einerley hält. Dieſe Materie, ſaget er, ſtröme aus einem elektriſirten Körper überall heraus, verbreite ſich umher, gleich einem Strome, und verurſache das Zurückſtoßen. Gegentheils dringe aus der Luft, und andern unelektriſirten Körpern die elektriſche Materie überall in den elektriſirten Körper hinein, errege einen andern gegenſeitigen Strom, und verurſache dadurch das Anziehen. In einigen Stücken dieſer Annahme hat Nollet nicht Unrecht. Franklin nimmt auch eine eigene elektriſche Materie an, die ſich allemal in dem elektriſirten Körper, eben durchs Elektriſiren anhäufe, und das nennt er, wie ſchon geſaget, poſitiv, oder wirklich elektriſch. Nähert ſich einem ſolchen Körper ein nicht elektriſirter, ſo treibt erſtere,

rer, nämlich der poſitiv elektriſche, die elektriſche Materie in den letztern zurück; er verliert davon einen Theil mehr oder weniger, und wird alſo überhaupt negativ elektriſch. Kommen ſie beyde zuſammen, ſo geſchieht der Uebergang der Materie aus einem in den andern mit Gewalt und Heftigkeit, und dadurch entſteht das Licht, der Funke, der Schlag und die Erſchütterung durch den ganzen Kreis. Franklin hat auch vieles, das allen Beyfall verdienet, und ſeine Theorie hat beynahe die meiſten Anhänger bekommen. Aber Euler und andere nach ihm, haben ſicherlich die einfachſte Erklärung gegeben. Hier iſt nun das Weſentliche davon; denn ich ſelbſt bin, bis auf wenige Umſtände, dieſer Meynung. Erſtlich wird nicht etwa vorausgeſetzet, ſondern erwieſen, daß alle Wirkungen der Elektricität, Wirkungen des Aethers ſind, die er unter mancherley Bewegungen, Veränderungen, Spannungen, und Umſtänden, worein er geſetzet wird, hervorbringt. Alſo iſt die elektriſche Materie gar keine eigene Materie, und es iſt in der Phyſik immer ungereimt, vielerley beſondere Materien anzunehmen. Die Elektricität kommt wirklich vom Aether her, ja nachdem dieſer in gewiſſe Arten von Thätigkeiten und Activität kömmt. Daß er ganz allein das Licht errege, ſobald er in Bewegung und Vibration kömmt, daran zweifelt wohl Niemand mehr. Hier iſt das Licht auch in der Elektricität. Und daß dies vom Aether erzeugte Licht, bey größern Graden ſeiner Stärke, Wärme und zuletzt Feuer, errege, das iſt auch bereits eine ausgemachte Sache. Laſſet uns daher ſehen, wie dieſer in Bewegung geſetzte Aether Urſache der elektriſchen Phänomenen ſey.

Anfänglich wiſſen wir, daß in allen Körpern eine große Menge feiner ätheriſcher Materie vorhanden, daß auch außer ihnen alles damit angefüllet, und folglich kein wirklich leerer Raum, weder auf dem Erdboden, noch zwiſchen den Himmelskörpern ſey. Nun hat dieſer Aether, als das feinſte flüßige Weſen, welches wir kennen, auch die Eigenſchaften der andern flüßigen Körper an ſich. Er iſt in Ruhe, wenn das Beſtreben aller ſeiner Theile überall gleich ſtark iſt. Er wird in Bewegung geſetzet, wenn dies Gleichgewicht des Beſtrebens der Theile irgendwo unterbrochen wird; und veranlaſſet alsdenn äußerlich allerley Erſcheinungen. Vorzüglich entſteht eine Bewegung nach der Seite hin, wo der Widerſtand am geringſten iſt. Das iſt der erſte Grund, wodurch ſich die elektriſche Kraft veroffenbaret. Daher iſt, meinen Gedanken nach, vorzüglich der Mangel des Gleich-

gewichts ein Beſtreben, zwiſchen dem Aether im elektriſirten Körper, und den umher befindlichen, oder in einem unelektriſirten, die Urſache der Elektricität; nicht aber gerade die Anhäufung oder auch die Verminderung der Quantität deſſelben. Bey der Anhäufung der Elektricität im Körper hätte ich noch nicht ſo viel Bedenkliches, als bey Ausleerung derſelben. Wenn die negative Elektricität die Verminderung des Aethers in einem Körper iſt, warum bringt denn vom umliegenden Aether nicht ſoviel wieder hinein, als darinn ausgeleeret worden. Was hindert dieſen Einfluß? Mehrerer und verdichteter Aeher in einem Körper kann freylich das vorige Gleichgewicht im Beſtreben deſſelben gegen den anliegenden aufheben, und ein Uebergewicht nach der Seite des mehrern veranlaſſen. Denn die Aufhebung des Gleichgewichtes im Beſtreben, kann beym Aether aus zwo Urſachen, herkommen: einmal wenn des Aethers darinnen mehr wird, wo vorher weniger war; denn dadurch wird er verdichtet und bekömmt mehr Elaſticität; zweytens, wenn zwar einerley Quantität Aether im Körper bleibt, aber das Beſtreben der ätheriſchen Theile ſelbſt gegen einander entweder vermehret oder vermindert wird. Und das letzte iſt mir das natürlichſte bey den elektriſchen Kräften. Wird ein Körper, der an ſich viel elektriſches Vermögen hat, ſtark werden, ſo geräth die ganze ätheriſche Maſſe in demſelben in ſtärkere Bewegung und Schwingung, das Gleichgewicht mit dem umliegenden Aether wird aufgehoben, dieſer nimmt unmittelbar Theil daran, und ſo entſteht augenblicklich entweder ein Eindringen des anliegenden Aethers in den elektriſirten Körper, oder ein Ausſtrömen deſſelben gegen den anliegenden. Es erfolget auch ein ſtäter neuer Erſatz von außen, mittelſt des auf der Erde ſtehenden, reibenden Körpers. Solchergeſtalt läßt ſich, durch die Nahrung des Gleichgewichtes im Aether bey elektriſirten, und nicht elektriſirten Körpern, ganz natürlich ein elektriſcher Strom gedenken. Durch dieſen entſteht unmittelbar das Anziehen und Abſtoßen, nach den Geſetzen aller Wirbelbewegungen und Ströme von flüßigen Körpern. Wollte man auch blos bey der vermehrten oder verminderten Vibration des Aethers in einem Körper ſtehen bleiben, ſo ſind auch hier die elektriſchen Wirkungen nicht ſchwer zu begreifen. Wenn der Aether eines Körpers in ſtarker Zitterung und Vibration geräth, ſo theilet er dieſe ſeine Schwingung dem nächſt anliegenden mit, er ſey in Körpern oder in der bloßen Luft. Hierdurch entſtehen

erſt wellenförmige Bewegungen, alsdenn Wirbel, mittelſt denen andere Körper bald mit fortgeriſſen, bald abgeſtoßen werden. Sie verurſachen ferner auf einem andern, gehörig nahen, noch unerſchütterten Körper, einen ſchleunigen und ſtarken Ausbruch dieſer Schwingungen, und eben dadurch das intenſive Licht, den Funken, und die geſammte empfindliche Wirkung der Erſchütterung oder auch der Trennung in den Subſtanztheilen anderer Körper. Sie erregen auch durch dieſe ſchleunige Mittheilung ihrer eigenen Erſchütterung den ſchmerzhaften Schlag, den man im Körper, beſonders in den Nerven, fühlet. Denn dieſer iſt in der That nichts, als das allergeſchwindeſte, in der That aber auch heftigſte, wechſelsweiſe Zuſammenziehen und Ausdehnen der feinſten Nervenfaſern im Körper, nach der Gegend, welche den eigentlichen Erſchütterungskreis ausmachen hilft. Man ſieht hieraus, daß ich die Wirkungen der elektriſchen Kraft nicht dem mehrern oder wenigern in der Quantität des Aethers in einem Körper, als vielmehr dem mehrern und wenigern in ſeiner Bewegung, Erſchütterung und Elaſticität zueigne. Ich bin aber doch nicht in Abrede, daß bey dieſer Stöhrung des Gleichgewichtes in den Kräften deſſelben, unter gewiſſen Umſtänden, bald eine Anhäufung bald eine Verminderung der Quantität von Aether in einem Körper entſtehen könne. Es ſcheint nur, man bedürfe dieſes Anhäufens und Verminderns nicht nothwendig, ſondern habe die Erklärung der elektriſchen Erſcheinungen mehr aus Näherung des bloßen Gleichgewichtes in der Elektricität des Aethers herzuleiten. Und das thut auch Herr Euler, der geſchickteſte Ausleger dieſer Sache. Er neiget ſich aber doch nachher, wenn das Gleichgewicht einmal aufgehoben iſt, zur Anhäufung und Verminderung des Aethers in den Körpern, und leitet das Weſen der elektriſchen und nicht elektriſchen Körper aus der Beſchaffenheit ihrer Zwiſchenräume her, welche bald verſchloſſener, wie bey elektriſchen, bald offener, wie bey unelektriſchen, ſind. Und freylich muß es in der weſentlichen Beſchaffenheit dieſer Körper liegen, warum einige bloß zu Erregung der Elektricität geſchickt und elektriſch, andere hergegen meiſtens zur Annehmung und Fortpflanzung der erregten geſchickt, und unelektriſch ſind.

Dieſe Anwendung der ätheriſchen Wirkung auf die Elektricität, welche man dem ältern und jüngern Herrn Euler vornehmlich zu verdanken hat, war denn ein ein neuer Schritt, die Kenntniſſe der natürlichen Begebenheiten zu erweitern. Man ward inne, daß die Natur alles das im Großen

vornehme,

vornehme, was man von der Elektricität an der Maſchine im Kleinen bemerkete; man überzeugete ſich, daß Donner und Blitz mit allen ihren fürchterlichen Erſcheinungen den wahren Urſprung aus der Elektricität der Luft hernehme. Dieſerwegen ſtellete man Verſuche an, und richtete eiſerne, oder andere metalliſche, ſpitze Stangen iſoliret in der Luft auf, und fand, daß ſie bey annäherndem Gewitter, oft auch ohne daſſelbe, ſehr ſtark elektriſch wurden, und ihre angenommene Elektricität andern frey geſtellten Körpern mittheilten, auch Funken und Schlag mit viel heftigerer Wirkung hervorbrachten, als es durchs Reiben an der Maſchine irgend geſchehen konnte. Die Urſache ergiebt ſich von ſelbſt. Die Luft iſt bis in die oberſten Gegenden voller Aether. Dieſer wird durch den Wechſel von Kälte und Wärme, zur Zeit der Gewitter und nach vorgängiger großer Hitze, in eine gewaltſame Bewegung geſetzet, das Gleichgewicht in der Elaſticität ſeiner Theile wird an vielen Orten unterbrochen. Dadurch entſteht ein gewaltſamer Kampf und Erſchütterung in eben dieſen Theilen ganze große Strecken hindurch; an Stellen, wo die Verdichtungen am ſtärkſten ſind, geſchehen gewaltſame Ausbrüche nach ſolchen Stellen, wo die größte Verdünnung vorgegangen iſt; und dieſer Uebergang wird durch zwiſchen liegende Körper, wie z. E. durch Wolken und Dünſte, befördert, welche zur Annehmung und Fortpflanzung dieſer ungleichen Erſchütterung an ſich geſchickt ſind. Wenn daher das Beſtreben des Aethers, ins Gleichgewicht zu kommen, welches durch Reiben am Glaſe bey der Maſchine geſtöhret und unterbrochen worden, ſchon daſelbſt im Kleinen ſolche empfindliche Wirkungen von Funken und Schlag verurſachet, wie viel mehr wird das nämliche Beſtreben in der freyen offenen Luft, wo ganze große Maſſen Aether von vielen Quadratmeilen aus ihrer Ruhe und Gleichgewicht der Spannung gekommen, die entſetzlichſten und zerſtöhrendſten Wirkungen hervorbringen müſſen. Da iſt das Licht nicht mehr ein bloßer Funke, es iſt ein dichter Feuerſtrahl, der einen weiten Raum durchläuft, Körper, auf die er fällt, ſo fern ſie brennbar ſind, mit Gewalt ergreift, oder ſie zerſchmelzet und ſonſt zerſtöhret. Der Schall dabey, von Erſchütterung der äußern Luft, iſt kein bloßes Knickern mehr; es iſt ein Krachen, das ſich in ein weites murmelndes Getöſe durch die Atmoſphäre verbreitet, ſo weit die ſchwingende Erſchütterung der Luftmaſſe immer geht. Ich ſtelle mir dabey als wahrſcheinlich vor, daß der Aether in der Oberluft, zu Zeiten der Gewitter, durch Ver-

dünnung und durch ſtarke Ausdehnung, worinn er gerathen iſt, weniger Elaſticität haben, als der in der Unterluft und in der Nähe des Erdbodens; daß daher der Trieb der ätheriſchen Bewegung von der Erde mehr aufwärts in die Oberluft geſchehe, und die mehreſten Blitze und Schläge von unten auf nach den Wolken zu verurſachet werden. Eben deswegen ſcheinen ſie mir auch an den Körpern auf dem Erdboden ſo entſetzliche Wirkungen zu äußern; weil ſie an ihrem Entſtehungsorte wahrſcheinlicherweiſe die meiſte Intenſität haben. Ueber dieſe Erregung der Elektricität in der Luft, und Auslockung der Blitze, hat Franklin gewiß die erſten unwiderſprechlichſten Verſuche angeſtellet, dem nachher viele andere gefolget ſind. Man kann ihn in ſeinen Briefen von Wilken vermehret, nachleſen, auch ſeinen elektriſchen Drachen beſonders beſchrieben finden. Ob durch dieſe Anſtalt ein wahres Mittel, die Blitze von beſorglichen Oertern abzuhalten, erfunden ſey, will ich hier nicht ausmachen. Einigermaßen kann es ſeyn, und ich glaube es in gewiſſer Abſicht; ohne ſelbſt derjenige zu ſeyn, der in ſolchen geſicherten Gebäuden unbeſorgt wohnen möchte.

Nachdem nun die elektriſche Kenntniß heut zu Tage ſo weit getrieben iſt, und ſie uns überhaupt unzählige neue Einſichten gewähret hat, ſo entſteht die Frage: ob denn die Alten gar nichts davon gewußt haben, und ob dieſe Erſcheinungen ganz neue Dinge ſind. Man kann kürzlich antworten, das Anziehen und Leuchten der Körper iſt den Alten allerdings bekannt geweſen. Ein Zeugniß davon iſt, was ſie vom Bernſteine erzählen, dem ſie ſogar etwas ausſtröhmendes und Flamme gebendes beylegeten. Sie haben auch die Lichtpinſel an metallenen Spitzen und Stangen gar oft geſehen, und ſie unter ihre wunderſame Erſcheinungen gerechnet. Aber freylich haben ſie weder die wahre Beſchaffenheit dieſer Erſcheinungen, noch auch folglich ihre künſtliche Erzeugung und Hervorbringung gekañt. Denn dies eigentlich iſt eine Folge unſerer neuen Naturkenntniſſe geweſen, wozu Boyle, Guerike, Newton, Hawksbee, und vornehmlich Euler den Grund, durch ihre Unterſuchungen von der Luft, dem Aether, der Anziehung und dem Lichte, geleget, andere Verſuchkenner nachher unter den meiſten europäiſchen Nationen, insbeſondere der Deutſchen, die eigentliche Elektricität nach allen ihren Wirkungen weiter bearbeitet, erkläret, und zu neuen Entdeckungen oder Benutzungen angewendet haben. Man kann die Bemühungen um die Elektricität unter den Franzoſen und Engländern ſchon in den

Jahren von 1730. bis 1740. finden. Aber es war bey allen noch kein rechter Eifer, keine rechte Ausſicht auf neue Erfindungen. Erſt mit dem Jahre 1740. kann man die rechte Periode und das Jahr 1744. als das Normaljahr wichtiger Erfindungen annehmen, wo die elektriſchen Verſuche nicht nur allgemein, ſondern überhaupt mit mehr Anwendung, mit mehr Genauigkeit, mit mehr Erklärung und mit mehr Beweiſen unternommen wurden. Und in allen dieſen Stücken haben es die Deutſchen den übrigen Nationen zuvor gethan. Selbſt die Zufälle waren ihnen günſtig. Denn der ſo berufene, und in der Folge ſo furchtbare Verſuch der elektriſchen Verſtärkung, der ſo lange der Muſſchenbroekiſche und Leydenſche geheißen hat, ward von einem Pommerſchen Herrn von Adel, dem Herrn von Kleiſt, Domdechant in Camin, im Jahre 1745. den 11. Octobr. von ungefähr erfunden, in Berlin und Danzig um eben die Zeit ſchon glücklich nachgemachet; nachdem erſt fünf Monathe hernach, da ſchon Briefe von Danzig an Kaufleute allenthalben nach Holland gegangen waren, derſelbe in Leyden vom Herrn Allaman und Muſſchenbroek angeſtellet, und gleich mit großer Aemſigkeit von da aus, als von ſeinem Erfindungsorte, nach allen Ländern hingeſchrieben und verbreitet wurde. Selbſt um die Zeit machete man ſchon Muſſchenbroeken die Ehre der Erfindung ſtreitig, da es bekannt wurde, daß er den Verſuch vom Hrn. Cunäus, einem Kaufmanne zu Leiden, mitgetheilet erhalten hatte. Nach dieſer Zeit zündete man in Deutſchland mit dem verſtärkten elektriſchen Funken, allerley brennbare Sachen an, welches vorher noch nirgends geſchehen war. Ja um eben die Zeit, als Franklin etwa ums Jahr 1752. ſeine fürchterlichen Unternehmungen mit dem Drachen anſtellete, um die Elektricität der Luft aufzunehmen, auch die Luft- und Gewittermaterien durch aufgerichtete Stangen erforſchete; zu eben der Zeit, da faſt vor Franklinen Richmann in Petersburg, Lieberkühn und Ludolf in Berlin ebenfalls die Gewitterelektricität durch aufgerichtetes Geräthe zu zeigen bemühet waren, erſterer auch darüber das Jahr darauf, 1753. erſchlagen wurde, um eben die Zeit, und in der That noch vor ihnen allen, hat ſchon der Mähriſche Geiſtliche, Procopius Diviſch, die Elektricität der Luft, vornehmlich bey Gewittern, durch Aufſtellung einer eigenen, hierzu ſchicklichen Geräthſchaft, auf beträchtlichen Anhöhen herabgeleitet, und die Gewalt der Wetterſtrahle glücklich gebrochen. Dieſer Mann hatte von ſeinem Vornehmen nicht das mindeſte bekannt werden laſſen, weil er aus

Aberglauben des gemeinen Mannes, nach den Grundſätzen ſeiner Kirche, allerley Ungelegenheiten beſorgete; und erſt ein Jahr nachher, als Franklins, Monniers, Delors und des Romas Verſuche, ums Jahr 1752-53. bekannt wurden, gab man von dieſen vorgängigen Erfahrungen des Diviſch eine nur kurze Nachricht. Dieſes, und mehr andere dergleichen Umſtände zeigen ſattſam, daß die Deutſchen an den wichtigſten Erfindungen in der Elektricität den größten Antheil haben. Wer die Geſchichte der Elektricität, die an ſich viel angenehmes und beſonderes hat, leſen will, den verweiſe ich auf die angefangene Gralathſche Geſchichte der Elektricität, in den Verſuchen der Danziger naturforſchenden Geſellſchaft; noch mehr aber auf die Geſchichte der Elektricität des Herrn Prieſtley, die Herr D. Krünitz überſetzet, und ſie mit ausnehmend ſchönen Ergänzungen bereichert hat. Denn in ausländiſchen Erfindungen wiſſen die Engländer, ſo ſehr ſie auch Compilator, wie Prieſtley ſind, gleichwohl immer nicht viel. Eben der fleißige Herr D. Krünitz hat auch ein vollſtändiges Verzeichniß der Schriften von der Elektricität herausgegeben, welches die Liebhaber mit Nutzen zu Rathe ziehen können.

Endlich hat man auch den Nutzen der Elektricität in Betrachtung gezogen. Der vornehmſte zeiget ſich wohl in der vorzüglichen Erkenntniß, welche dadurch in den meiſten Theilen der Naturlehre iſt verbreitet worden: als in der Lehre vom Lichte und den Farben, von der Anziehung und der Zurückſtoßung, von der Wärme und dem Feuer, vom Aether und der Luft, von den Dünſten, in der Lehre von den Lufterſcheinungen, zumal von den Gewittern, dem Blitze und dem Nordlichte, die in der That nichts anders als elektriſches Licht ſind, in der Lehre von flüßigen und feſten Körpern und vom Magnete. Denn mit dieſem letzten hat die Elektricität die größte Uebereinſtimmung und einerley Urſprung, welches Hr. Etatsrath Aepinus ganz ſinnlich erwieſen hat. Auch hat die Arzneykunde manchen Nutzen daraus ziehen wollen, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſie in einigen Krankheiten, die beſonders Gicht, Lähmungen, und überhaupt die Nerven betreffen, ſehr gute Dienſte, ihrer Erſchütterung, Reizung und Herſtellung der geſchwächten Spannung wegen, leiſtet. Darneben hat man allerley Verſtopfungen, allerley innerliche Krankheiten, ſo gar am Gehör und Geſicht, dadurch heilen wollen, welches alles, wie weit es getrieben worden, zur Gnüge bekañt iſt. Nicht minder hat man im Gewächsreiche guten Nutzen davon zu erhalten geſuchet. Saamenkörner

elektriſiret, ſollen, ſaget man, beſſer treiben, junge Pflanzen durch die Elektricität beſſer wachſen, die Ausdünſtung der Gewächſe, und der Zufluß ihrer Nahrung überhaupt beſſer befördert werden. Auch das Materienreich, nämlich die Kenntniß der unorganiſchen und rohen Körper, hat dadurch einigen Zuwachs bekommen, indem man mittelſt ihrer Geſchicklichkeit zur Elektricität ihre innere Beſchaffenheit einigermaßen näher beurtheilet hat, worinnen z. B. die Unterſuchung der elektriſchen und nicht elektriſchen, der harzichten, ſchweflichten, glasartigen Körper, der Phosphoruſſen, ja der Körper von doppelter, nämlich poſitiver und negativer Elektricität, dergleichen Herr Aepinus am Tourmalin gefunden, u. ſ. w. vieles ins Licht geſetzet hat. Dem ſey aber wie ihm wolle, wenn kein anderer Nutzen der Elektricität vorhanden wäre, als den die Naturlehre und die menſchliche Erkenntniß davon gezogen haben, ſo wäre ſie ſchon für das menſchliche Geſchlecht eine der allglücklichſten Entdeckungen, die ſeit vielen Jahrhunderten ſind gemachet worden, und der in neuern Zeiten gewiß keine gleich kömmt.

Elefantsneuſe.

Acus marina, Hornfiſch, Meernadel, Eſox Braſilienſis, Linn. gen. 180. ſp. 7. Elephantenaſe, nach dem Müller, aus dem Geſchlechte der Hechte; ſ. Wurfſpies, Maſtaccembelus 2. des Kleins.

Element.

Dieſes Wort wird von den Naturforſchern in zweyerley Bedeutung genommen; denn ſie verſtehen dadurch nicht nur die kleinſten, ganz einfachen Theilchen, aus denen die Körper zuſammengeſetzet ſind, und die ſich nicht wieder in andere Theile zergliedern laſſen, ſondern auch die einfachen oder ungemiſchten Körper, nämlich diejenigen, welche aus lauter Theilen von einerley Art beſtehen. Die Elemente in der erſtern Bedeutung kommen nicht ſo häufig bey den Naturforſchern, als bey den Metaphyſikern vor, daher man ſie metaphyſiſche Elemente zu nennen pfleget. Bey den alten Philoſophen findet man ſie gemeiniglich unter dem Namen der Atomen. Die Elemente in der andern Bedeutung aber ſind bloß der Naturlehre eigen und werden daher auch, zum Unterſchiede von jenen, phyſiſche Elemente genannt. Zu dieſen rechnet man insgemein das Feuer, die Luft, das Waſſer und die Erde, und glaubet, daß alle übrigen Körper, die in der Welt gefunden werden, bloß aus der verſchiedenen Miſchung dieſer vier einfachen Materien beſtehen. Allein dieſe Meynung iſt noch nicht durch hinlängliche Gründe unterſtützet

 worden,

worden, und es iſt überhaupt auch nicht möglich, die Zahl der elementariſchen oder einfachen Körper genau zu beſtimmen, weil wir die Elemente nicht nur nirgends in ihrer vollkommenen Reinigkeit antreffen, ſondern ſie auch nicht einmal durch die Kunſt von aller fremden Miſchung völlig reinigen können. Das reinſte Waſſer, wenn es auch noch ſo oft deſtilliret worden iſt, enthält allemal noch etwas Erde, und die reinſte Erde der Chymiſten iſt immer noch mit vielen andern Theilen vermiſchet; daher auch die Meynungen der Philoſophen uud Naturforſcher in Anſehung der Zahl der Elemente ſo verſchieden ſind. Einige glauben, daß es nur zwey Elemente gebe, nämlich die Erde und das Feuer. Das Waſſer halten ſie für eine, durch die Materie des Feuers geſchmolzene und mit derſelben genau vereinigte, reine Erde, und die Luft für eine im hohen Grade vom Feuer aufgelöſetes und mit demſelben genau vereinigtes Waſſer. Von einigen alten Philoſophen wurde nur ein einziges Element angenommen. Thales Mileſius leitete den Urſprung aller Dinge aus dem Waſſer her, und Heraclitus ſoll das Feuer für das einzige Element gehalten haben. Viele Chymiſten nehmen drey Elemente an, nämlich Salz, Schwefel und Mercurius, wozu andere noch das Waſſer und die Erde ſetzen. Alle dieſe verſchiedene Meynungen, deren wir noch mehrere anführen könnten, ausführlich zu erklären und zu prüfen, würde für unſere Leſer von keinem Nutzen ſeyn, da ſie hieraus nichts weiter erſehen würden, als was wir ſchon vorhin angemerket haben, daß man in dieſer Sache nichts gewiſſes beſtimmen könne.

Elementſtein.

S. Opal.

Elemiharz.

Aethiopiſches Oel-Baumharz, Gummi Elemi. Ob wir gleich in unſern Apotheken nur gemeiniglich eine Sorte von dieſem Harze antreffen, ſo beſchreiben die Schriftſteller doch verſchiedene, welche nicht allein dem Anſehen, ſondern auch dem Urſprunge nach, von einander unterſchieden ſind. Es iſt aber allemal ein Harz und kein Gummi, indem es ſich leicht entzündet, und ſich leicht im Oele auflöſen läßt. Das wahre pfleget man das Aethiopiſche zu nennen; es iſt gelblicht oder weißgrünlicht, auswendig feſte, obgleich nicht völlig trocken, inwendig weich und zähe, in länglicht runder Geſtalt, in Blätter vom Indianiſchen Blumenrohre eingewickelt, von Geruch ſtark und angenehm, faſt wie Fenchel. Das unächte nennt man das Amerikaniſche; es iſt bald weißlicht, bald grünlicht, bald gelblicht, durchſichtig,

ſichtig, dem Fichtenharze ähnlich, bald weicher, bald trocken, von einem harzichten und widrigen Geruche; dieſes kömmt aus Braſilien, Neuſpanien und den Amerikaniſchen Inſeln. Es werden auch aus Amerika noch andere gelblichte oder aſchfärbige Harze für das wahre Elemi überbracht; auch das wahre wird zuweilen in den Apotheken mit Fichtenharze und Spicköle verfälſchet. Das durchſichtige, grünlichte, fette, zähe und wohlriechende wird für das beſte gehalten. Es beſteht dieſes Harz, wie faſt alle andere, aus einem feinen, ſauern und ölichten Weſen, wird ſelten innerlich, öfterer äußerlich gebrauchet; es zertheilet die harten Geſchwülſte, reiniget die Geſchwüre, lindert die Schmerzen, widerſteht der Fäulniß, und wird vornehmlich in Wunden und Quetſchungen des Kopfes, der Sehnen und Nerven gebrauchet. Bey dem Wundbalſam des Arcaei machet es den vorzüglichſten Beſtandtheil aus. Man verfertiget auch daraus ein Oel, welches bey gelähmten Gliedern nützlich iſt. Innerlich lobet man ſolches, als ein ſtärkendes und urintreibendes Mittel, und empfiehlt ſolches beym Saamenfluſſe und eingewurzelten weißen Fluſſe. Man kann ſolches am beſten in Pillen verordnen. Es ſoll auch zur Lackirarbeit geſchickt ſeyn. Ob ein, oder mehrere Bäume dieſes Harz ausfließen laſſen, und welche ſolches eigentlich ſind, iſt noch zweifelhaft. Viele nennen den Aethiopiſchen Olivenbaum; und C. Bauhin berichtet, wie die gepfropften und wilden Olivenbäume ein Harz fließen laſſen, ſo dem Elemi ſehr ähnlich wäre, und Andreas Baccius beſtätiget dieſes von den Olivenbäumen in Apulien. Marggraf und Piſo beſchreiben unter dem Namen Icicariba, einen andern, in Braſilien wachſenden, hohen Baum, mit gefiederten Blättern, aus deren Winkel viele, wirtelförmig geſtellte Blumenbüſchel treiben, und Früchte tragen, welche, der Größe und Geſtalt nach, den Oliven ähnlich, aber gelbröthlicht ſind, deſſen Rinde einen ſtarken Geruch, und, wenn ſie geritzet worden, ein Harz giebt, ſo einen ſtarken, dem Fenchel ähnlichen Geruch äußert, grünlicht und blaßgelb gefärbet, und weich anzufühlen iſt. Vielleicht iſt dieſer Baum die Burſera gummifera Linn. und vielleicht kömmt von dieſem die Simaroubenrinde; oder eben derjenige, welcher jetzo als eine Art der Balſamſtaude bekannt und die Amyris Elemifera L. iſt. Es wächſt dieſer auch in Braſilien, Carolina und Neuſpanien, hat gefiederte Blätter, welche aus drey oder fünf, unterwärts wollichten Blättchen beſtehen, und ſich dadurch von den andern Arten dieſes Geſchlechtes, davon wir

die Kennzeichen oben, (ſ. Balſam) angegeben haben, unterſcheidet. Aus dieſem Baume ſoll, nach den neuſten Beobachtnngen, das wahre Elemiharz fließen.

Elend.

Elendthier, Alce, Ceruus Alces Linn. Dieſes vierfüßige Thier gehöret unter das Geſchlecht der Hirſche und kömmt auch, in Anſehung ſeiner Geſtalt, unſern gemeinen Hirſchen ſehr nahe, doch iſt es um ein merkliches ſtärker und größer. Man hat bisweilen Elendthiere erleget, die über ſechs Schuh hoch und zehen Schuh lang geweſen ſind. Der Kopf iſt länglicht und ziemlich zugeſpitzet; die Oberlippe iſt groß, dicke und länger, als die Unterlippe. Die Ohren ſind ebenfalls ſehr lang, und gleichen den Eſelsohren. Im Unterkiefer befinden ſich acht Schneidezähne, die ſo ſcharf ſind, daß dieſes Thier damit die härteſte Rinde zernagen kann. Die Backenzähne ſind wie bey den Ochſen. Die Zunge iſt ſcharf und wie eine Rinderzunge geſtaltet. Das Geweihe hat eine ganz andere Geſtalt, als das Hirſchgeweihe; unten iſt es rund bis zu einer Höhe von ohngefähr vier Zoll, wo es ganz flach und zackicht wird und ſich wie ein ausgedehnter Flügel zu beyden Seiten gegen den Rücken zu ausbreitet. Die kurzen, ſtumpfen, runden Aeſte, welche ſich nach dem Rücken kehren, ſtehen wie Finger hervor. Die Länge des ganzen Geweihes beträgt ohngefähr zween Schuh, die größte Breite beynahe einen Schuh und die Dicke kaum zween Zoll. Es iſt viel dichter und ſchwerer, als das Hirſchgeweihe; daher es von den Drechslern zu verſchiedenen Arbeiten gebrauchet wird. Man findet es aber nur bey den Männchen, welche es jährlich abwerfen. Die Hinterbeine ſind etwas länger, als die Vörderbeine; der Schwanz iſt überaus kurz. Die Haare, welche ohngefähr einen Zoll lang, und ſo dicke wie Schweinsborſten ſind, haben auf dem Rücken und an den Seiten eine ſchwarze, röthliche, oder graulichte, am Bauche und an den Beinen aber eine weißlichte Farbe.

Der Aufenthalt dieſer Thiere iſt in den Wäldern, und zwar meiſtentheils in dicken und moraſtigen Wäldern, aus denen ſie ſich des Nachts auch bisweilen auf die Wieſen begeben, um ſich Futter zu verſchaffen, welches in Moos, Gras, Kräutern, Blättern und Baumrinden beſteht. Sie ziehen haufenweiſe mit einander, und ſchwimmen über die größten Flüße. Ihre größte Stärke beſteht in den Hinterläufen, mit denen ſie ſich auch vorzüglich gegen die Wölfe vertheidigen. Die Zeit der Begattung iſt der Auguſt. Die Weibchen werfen gegen das Ende

des Mays ein, auch zwey, ſelten aber drey Kälber.

Die Elendthiere ſind ſchwer zu jagen. Wegen ihres überaus feinen Geruchs können ihnen die Jäger nicht leicht nahe kommen, und auf ihrer dicken Haut richten die Flintenkugeln nicht viel aus. Man pfleget ſie daher in Wolfsgruben mit Netzen zu fangen, oder man bieget Bäume in Geſtalt der Schlingen, und machet die Einrichtung, daß dieſelben, ſobald ſich das Elendthier ihnen nähert, wieder in die Höhe ſchnellen.

Verſchiedene Schriftſteller behaupten, daß alle dieſe Thiere mit der fallenden Sucht behaftet wären, und eben deswegen den deutſchen Namen Elendthiere erhalten hätten. Dieſe Meynung aber iſt noch nicht hinlänglich erwieſen; denn ſie gründet ſich bloß auf die Beobachtung, daß die Elendthiere, wenn ſie verfolget werden, bisweilen plötzlich niederſtürzen, ohne geſchoſſen noch ſonſt verwundet zu ſeyn; welches aber theils von der Furcht, theils von andern zufälligen Dingen herrühren kann.

Man findet dieſe Thiere nicht nur in verſchiedenen Europäiſchen Gegenden, z. E. in Litthauen, Preußen, Liefland, wo ſie aber heut zu Tage nicht mehr ſo häufig ſind, wie ſonſt, ingleichen in Norwegen, Schweden, Rußland und Siberien, wo ſie noch ſehr zahlreich ſind, ſondern auch in andern Welttheilen, doch nur in nördlichen Ländern; daher es ſowohl in Anſehung der Geſtalt, als auch in Anſehung der Größe einige Verſchiedenheiten giebt, die noch nicht hinlänglich unterſuchet worden ſind. In einigen Gegenden von Amerika, wo ſie unter dem Namen Orignal bekannt ſind, ſollen die Hörner eines Elendthieres bisweilen einen Centner und darüber wiegen, da das Gewicht der Europäiſchen noch nicht einen viertel Centner beträgt.

Das Fleiſch dieſer Thiere iſt ein ſehr wohlſchmeckendes Wildpret. Das Leder, welches man aus Elendshäuten zubereitet, wird nicht, wie anderes Leder durch die Näſſe hart, und läßt auch nicht leicht Flintenkugeln durch, daher es zu ledernen Kollern für die Cavallerie gebrauchet und auf verſchiedene andere Art genützet werden kann. Das Elendsgeweihe wird durch die Kunſt weich gemachet und zu Hirſchfängern und andern dergleichen Dingen verarbeitet. Aus den geraden und langen Knochen der Schienbeine verfertiget man Leuchterſtühle. Mit den Haaren füllet man Sättel und Matratzen aus. Die Klauen werden in den Apotheken gebrauchet und für ein kräftiges Mittel wider die fallende Sucht gehalten. Man kann aber kein Beyſpiel anführen, daß jemand dadurch von

dieſem Uebel befreyet worden wäre.

Elephant.

Elephas, Barrus. Dieſes merkwürdige vierfüßige Thier, welches das größte unter allen Landthieren iſt, ſteht im Linnäiſchen Syſtem in der zwoten Ordnung, welche die Thiere ohne Schneidezähne, Bruta, enthält. Von dem Herrn Klein wird es unter die gehuften Thiere und zwar unter die fünfhufigen geſetzet; denn nach den Unterſuchungen der neuern Naturforſcher hat es zwar an den Vörderfüßen fünf und an den Hinterfüßen vier Zehen, ſie ſind aber alle in einem einzigen, mit fünf oder vier Abtheilungen verſehenen, hufichten Futterale enthalten, welches unten eine hufichte Sohle machet, oben hingegen mit der Haut verwachſen iſt. In dieſen hornartigen Sohlen, welche vorn die kurzen, dicken Zehen umſchließen, bemerket man äußerlich ſo viele Einſchnitte, als die Anzahl der darinnen ſteckenden Zehen beträgt.

Die Kennzeichen dieſes Geſchlechtes, wovon man nur eine einzige Art kennt, bey der man aber einige Verſchiedenheiten in Anſehung der Größe und Farbe antrifft, ſind nach dem Ritter von Linné der Mangel an Vorderzähnen in beyden Kiefern, zween lange, hervorſtehende Hundszähne und ein langer biegſamer Rüſſel.

Der Körper des Elephanten iſt ziemlich unförmlich, und Herr Müller hat nicht Unrecht, wenn er ihm die Geſtalt eines vierfuderichten Weinfaſſes beyleget. Der Kopf, welcher eine anſehnliche Größe hat und dreyeckicht iſt, ſcheint, wegen des kurzen Halses, faſt unmittelbar am Rumpfe zu ſitzen. Die Stirn iſt ganz flach; die Ohren ſehen wie lange breite Lappen aus, welche dicht an dem Kopfe anliegen. Die Augen ſind überaus klein, aber lebhaft. Die Schnautze iſt bey keinem vierfüßigen Thiere ſo wie bey dem Elephanten gebildet. Die Stelle der Oberlefze vertritt ein acht bis neun Fuß langer Rüſſel, welcher nichts anders als eine verlängerte Naſe iſt, in der Mitten eine Scheidewand hat, wie eine lederne, runzlichte, coniſche Röhre ausſieht, und am Ende, wo er die geringſte Dicke und zwo Oeffnungen hat, ſo ſtark wie ein Mannsarm iſt. Dieſer Rüſſel hängt zwiſchen den beyden langen Stoßzähnen herunter, die aus dem obern Kiefer herausgehen, ſich ein wenig aufwärts krümmen und bisweilen über acht Fuß lang, auch oftmals ſo ſtark und ſchwer ſind, daß ein Mann nicht im Stande iſt, einen einzigen fortzutragen. Die untern Backenzähne ſind ebenfalls von beträcht-

licher

licher Schwere, indem bisweilen einer funfzig und mehr Pfund wieget. Die Füße ſind nach Proportion des Körpers nicht groß und ſehen wie runzlichte Säulen aus. Der Schwanz iſt nicht lang, ziemlich dünne, faſt wie ein Kuhſchwanz geſtaltet, und am Ende mit einem Büſchel borſtenartiger Haare verſehen. Die Haut an dem Körper iſt zwar nicht ganz kahl, aber doch nur ſparſam und mit kurzen Haaren beſetzet. Die gewöhnliche Farbe der Elephanten iſt ſchwarzbraun oder aſchgrau; doch findet man auch röthliche und ganz weiße, welche aber ſehr ſelten ſind und von den Indianern göttlich verehret werden. Ein ausgewachſener Elephant erreichet gemeiniglich in ſeinem Vaterlande eine Höhe von eilf bis funfzehn Schuh, eine Länge von zwölf Schuh, und eine Breite von ſieben Schuh. Es giebt aber auch noch größere. Die Schwere beträgt oft über viertauſend Pfund. Man findet ſie nur in Aſien und Afrika, wo ſie ſich theils in ſumpfichten Gegenden und an den Flüſſen, durch welche ſie, trotz ihres ſchweren Körpers, mit vieler Hurtigkeit ſchwimmen, theils auch in den Wäldern aufhalten. Sie freſſen weder Fleiſch, noch Fiſche; ihre Nahrung beſteht blos in Gras, Blättern, grünen Aeſten und jungen Bäumchen, ingleichen in allerhand Früchten und vorzüglich in Reis und Getraide; daher ſie ſo gefährliche Feinde für die beſäten Felder ſind, indem ſie nicht nur eine große Menge Speiſe wegen ihres ungeheuren Körpers nöthig haben, ſondern eine noch viel größere Menge zertreten. Man rechnet auf einen erwachſenen Elephanten über hundert Pfund Speiſe. Der junge Elephant, welcher in Verſailles vom Jahre 1668. bis ins Jahr 1681 erhalten worden iſt, hat in einem Tage achtzig Pfund Brod, zween Eymer gekochten Reiß oder anderes Gemüß, worein vier bis fünf Pfund Brod geſchnitten waren, ein Garbe Korn und zwölf Kannen Wein verzehret, und überdieſes iſt er auch auf die Wieſen geführet worden, ſich am Graſe noch recht ſatt zu freſſen.

Alles, was der Elephant von Speiſe und Trank zu ſich nimmt, packt er, ohne den Körper oder den Nacken zu beugen, mit dem Rüſſel an, deſſen Spitze er umrollt, und mit einem unter ſich gehenden Bogen in den Mund bringt; daher auch der Rüſſel die Hand des Elephanten genannt wird.

Dieſe Thiere brauchen beynahe dreyßig Jahr, ehe ſie ihre völlige Größe erhalten, und leben gemeiniglich über hundert, ja nach einigen Reiſebeſchreibern gegen zweyhundert, und nach den Berichten

richten verſchiedener alten Schriftſteller, gegen fünfhundert Jahr, wenn ſie nicht in ein fremdes Clima gebracht werden; denn diejenigen Elephanten, welche nach Europa gekommen ſind, haben ſelten über zehn Jahre gelebt, wenn ſie auch gleich erſt ein Alter von fünf bis ſechs Jahren bey ihrer Ankunft gehabt haben. Die Dauer ihres Trächtigſeyns wird gemeiniglich auf zwey Jahre geſetzet; allein es läßt ſich hiervon eben ſo wenig, als von ihrer Begattung, etwas gewiſſes ſagen, weil die gefangenen und zahm gemachten Elephanten ſich niemals begatten.

Ueberaus merkwürdig iſt ihre Geſchicklichkeit und Gelehrigkeit, welche man wegen ihres unförmlichen Körpers nicht vermuthen ſollte. Sie laſſen ſich, wenn ſie auch alt gefangen werden, ſehr leicht zahm machen und zu allerley Arbeiten abrichten. Das vornehmſte Werkzeug der Geſchicklichkeit des Elephanten iſt der Rüſſel, welcher aus lauter Häuten, Nerven und Muſkeln beſteht, und von ihm verkürzet, verlängert, gekrümmet und wohin es ihm beliebt, gedreht werden kann. Ein abgerichteter Elephant nimmt damit die kleinſten Goldſtücke von der Erde, er pflücket Kräuter und Blumen damit ab, und ſuchet eine verlangte Blume unter einer anſehnlichen Menge aus; er löſet Knoten auf, die man von Stricken gemachet hat, öffnet und verſchließt die Thüren durch Umdrehen der Schlüſſel, und ſoll ſogar im Stande ſeyn, regelmäßige Buchſtaben machen zu lernen; denn Aelian verſichert, er habe ſelbſt einen Elephanten geſehen, der mit ſeinem Rüſſel, nach Anleitung ſeines Führers, lateiniſche Buchſtaben geſchrieben habe, und dergleichen Erzählungen findet man auch bey dem Plinius und bey andern Schriftſtellern. Der Elephant aber kann nicht nur kleine und leichte, ſondern auch ſchon ziemlich ſchwere und anſehnliche Körper mit ſeinem Rüſſel bewegen. Er reißt damit mittelmäßige Bäume nebſt der ganzen Wurzel aus der Erde, packt den ſtärkſten Menſchen an und ſchleudert ihn einen Steinwurf weit, und dem größten Pferde ſchlägt er damit die Beine entzwey. Außer dem Rüſſel aber dienen ihm auch die beyden langen, hervorragenden Zähne, um damit Laſten in die Höhe zu heben. Er kann eine Laſt von tauſend Pfund blos mit dieſen Zähnen und drey bis vier tauſend Pfund auf dem Rücken tragen. Wenn er nur ſeinen gewöhnlichen Schritt geht, ſo kömmt er eben ſo weit, als ein Pferd, welches trabet, und wenn er ſtark angetrieben wird, ſo kann er in einen Tage über zwanzig deutſche Meilen zurücklegen. Aus

dieſer

dieſer Urſache bedienen ſich die morgenländiſchen Völker dieſer Thiere auf ihrem Reiſen und im Kriege. Man befeſtiget nämlich auf ihrem hohen Rücken einen bedeckten Seſſel, in welchem verſchiedene Perſonen Raum haben. Bisweilen ſpannet man ſie auch vor einen Wagen, welches aber nur ſelten zu geſchehen pfleget. Man regieret ſie weder durch Zügel noch Gebiß, ſondern ihr Anführer, dem ſie ohne wichtige Urſache niemals ungehorſam ſind, ſetzet ſich auf ihren Nacken, auf dem ſie ihn gemeiniglich ſelbſt mit dem Rüſſel zu heben pflegen, und leitet ſie mit einem Hacken, den er an ihrem Rüſſel befeſtiget, und wodurch er ihnen anzeiget, wie ſie ſich wenden ſollen.

In den ältern Zeiten wurden oft die größten Schlachten durch Hülfe der Elephanten gewonnen. Man baute hohe, hölzerne Thürme auf ihren Rücken und beſetzte dieſelben mit dreyßig und mehr Soldaten, die mit Pfeilen auf die Feinde herabſchoſſen; man bewaffnete dieſe Thiere auch bisweilen mit Sicheln, erhitzte ſie alsdenn durch Brandwein oder durch rothe Farbe, welche ſie nicht leiden können, und ließ ſie in voller Wuth unter die Feinde rennen. Seitdem aber die Erfindung und der Gebrauch des Pulvers auch bey den morgenländiſchen Völkern bekannt worden iſt, werden ſie nicht mehr ſo häufig im Kriege gebrauchet. Denn ohngeachtet ſie wegen ihrer ſtarken Haut und harten Knochen die Flintenſchüſſe aushalten können, ſo richten ſie doch nichts gegen die Kanonen aus, und werden auch ſchon durch das losgebrannte Pulver, wenn ſie nicht beſonders hierzu abgerichtet ſind, gemeiniglich in in die Flucht gejaget, weil ſie vor dem Feuer eine große Furcht haben; daher man ſich auch in den älteſten Zeiten des Feuers mehr als einmal mit gutem Erfolg bedienet hat, um eine fürchterliche, feindliche Armee in Unordnung zu bringen. Der große Mogul ſoll unterdeſſen immer noch eine ziemliche Anzahl von abgerichteten Elephanten zum Kriege halten, und dieſelben mit Kanonen, welche ohngefähr ſechspfündige Kugeln ſchießen, beladen laſſen, ſo daß eine Reihe von Elephanten eine lebendige Batterie vorſtellet, die ſich ſowohl der feindlichen Infanterie, wenn ſie nicht mit Kanonen verſehen iſt, als auch der Cavallerie ziemlich nähern kann, weil die bleyernen Flintenkugeln dieſen Thieren keinen Schaden thun, ſondern von ihrer Haut zurückprallen.

Da alſo dieſe Thiere von den Menſchen zu ſo verſchiedenen Unternehmungen abgerichtet und auf ſo vielerley Art genützet werden können, ſo iſt es nicht zu verwundern,

wundern, daß diejenigen Völker, die von den Finſterniſſen des Aberglaubens umnebelt ſind, eine Art von Verehrung gegen ſie haben. Sogar unter den beſten alten Schriftſtellern giebt es einige, die ihnen ſittliche Tugenden, die Beobachtung eines gewiſſen Gottesdienſtes, nämlich die tägliche Anbetung der Sonne und des Mondes, und den Gebrauch des Abwaſchens vor der Anbetung nebſt vielen andern dergleichen Eigenſchaften zuſchreiben, wie man ſonderlich aus dem Aelian und Plinius erſehen kann. Die Indianer, bey denen die Lehre von der Seelenwanderung in ſehr großem Anſehen ſteht, ſind noch heutiges Tages der Meynung, daß ein ſo verſtändiges und majeſtätiſches Thier, wie der Elephant, nothwendig von der Seele eines Fürſten, oder eines andern großen Mannes belebt ſeyn müſſe. Denn, nach den Erzählungen des P. Tachard und anderer Reiſebeſchreiber, welche der Graf von Büffon in ſeiner allgemeinen Hiſtorie der Natur anführet, verehret man zu Siam, zu Pegu und in andern Gegenden von Indien die weißen Elephanten, als die lebenden Schatten der Beherrſcher von Indien. Man giebt einem jeden einen prächtigen Pallaſt, in welchem die Decke zierlich vergoldet iſt, zu ſeiner Wohnung; man läßt ſie durch eine zahlreiche Hofſtaat bedienen, ſchmücket ſie mit Edelgeſteinen und verſchiedenen goldenen Zierrathen, ſetzet ihnen die auserleſenſten Speiſen, und zwar in goldenen Gefäßen vor, und muthet ihnen nicht die geringſte Arbeit zu. Der regierende Kaiſer iſt der einzige, vor dem ſie die Knie beugen, und dieſer Gruß wird ihnen von dem Monarchen erwiedert.

Was das Naturell der Elephanten betrifft, ſo iſt es auch im Stande der Wildheit viel ſanfter, als man es bey ſolchen Thieren vermuthen ſollte. Sie misbrauchen ihre Stärke und Waffen niemals und bedienen ſich derſelben nur alsdenn, wenn ſie genöthiget ſind, entweder ſich ſelbſt zu vertheidigen, oder andern von ihrem Geſchlechte beyzuſtehen, oder den Befehlen ihrer Anführer zu gehorchen. Die Indianer berichten einſtimmig, daß dieſe Thiere niemals einem Menſchen ein Leid zufügen, den ſie von ohngefähr im Walde antreffen, wenn er ſichs nur nicht einfallen läßt, nach ihnen zu ſchießen oder ſie ſonſt auf irgend eine Art zu beleidigen: denn was den Punct der Beleidigung betrifft, ſo iſt wohl kein Thier auf der Erde ſo empfindlich, wie der Elephant. Er geht auf einen Menſchen, welcher ihn bloß verſpottet, mit eben dem Grimme los, womit er denjenigen anfällt, der ihn verwundet hat, und wenn er ihn einhohlet, welches wegen

gen ſeiner großen Schritte ſehr bald geſchieht, geſetzt, daß ſein Gegner auch noch ſo geſchwindfüßig iſt, ſo durchbohret er ihn entweder mit ſeinen langen Zähnen, oder faſſet ihn mit ſeinem Rüſſel und ſchleudert ihn, wie einen Stein, in die Höhe, worauf er ihn endlich unter die Füße tritt und ihn vollends ums Leben bringt. Man ſaget ſogar, daß dieſe Thiere eine angethanene Beleidigung nicht leicht vergeſſen, und ſich bey jeder Gelegenheit zu rächen ſuchen. Sie gehören übrigens unter die geſelligen Thiere, und wenn ſie ihren gewöhnlichen Aufenthalt auf einige Zeit verlaſſen, um die angebaueten Felder, oder andere gefährliche Oerter zu beſuchen, ſo gehen ſie gemeiniglich in großen Haufen. Der älteſte darunter geht zuerſt und führet die übrigen an; die jungen und ſchwachen werden von den andern in die Mitte genommen, und die jüngſten, welche noch nicht gut laufen können, von den Müttern auf dem Rüſſel getragen. In den Wäldern und wüſten Gegenden aber, wo ſie nicht leicht Anfälle zu beſorgen haben, ſchweifen ſie ohne dergleichen Ordnung herum. Sie können weder große Hitze, noch große Kälte vertragen; daher man ſie nur in warmen Ländern, und zwar meiſtentheils an ſehr ſchattichten Oertern und nahe bey Flüßen antrifft; denn ſie baden ſich gern, und füllen öfters, nicht nur um zu trinken, ſondern auch um ſich abzukühlen, ihren Rüſſel mit Waſſer an, welches ſie hernach wieder herauslaufen laſſen, oder auf ihren Körper ſpritzen. Ehe ſie aber trinken, pflegen ſie das Waſſer erſt trübe zu machen. Außer dem Waſſer lieben ſie auch den Wein, Arak, und andere dergleichen geiſtige Getränke.

Wenn ſie ſich paaren wollen, ſo ſuchen ſie ſich die dickſten Gehölze und die abgelegenſten Einöden aus; daher ihnen von einigen Schriftſtellern ein hoher Grad von Schamhaftigkeit zugeſchrieben wird. Weil ſie nun in dem Stande der Sclaverey dieſen Vortheil nicht haben können, ſo begatten ſie ſich in dieſem Zuſtande niemals. Es giebt daher keinen Hauselephanten, der nicht vorher wild geweſen iſt. Die Art ſie zu fangen und zahm zu machen, iſt folgende.

In den Gegenden, wo ſie ſich aufhalten, wird ein Platz mit ſtarken Pfählen eingefaſſet, die ſo weit von einander ſtehen, daß ein Menſch ohne Mühe zwiſchen denſelben durchſchlüpfen kann. Auf der einen Seite dieſes Platzes wird eine große Oeffnung gelaſſen, wodurch der Elephant hineinkommen kann, und wobey eine Fallthüre oder ein Schlagbaum angebracht iſt. Um nun die Elephanten in dieſen Ort zu locken, ſo machen ſich

einige Indianer auf den Weg und ſuchen ein ſolches Thier auf, welches ſie durch eine Beleidigung dahin bringen, daß es ſie verfolget. Hierauf eilen ſie in den mit Pfählen beſetzten Platz, wohin ihnen der Elephant nachkömmt. Sobald er ſich darinnen befindet, wird die Fallthüre oder der Schlagbaum niedergelaſſen und die Indianer entfliehen durch die Zwiſchenräume der Pfähle.

Man bedienet ſich auch der zahmen Elephantinnen zur Zeit der Brunſt, um die Elephanten durch ihr Geſchrey deſto leichter in einen dergleichen Verſchlag zu locken. Sobald der wilde Elephant auf dieſe Art gefangen iſt, wirft man ihm Stricke mit Schlingen zu, und kuppelt ihn zwiſchen zween zahme Elephanten, hinter denen noch ein dritter folget, der zum Nachſchieben gebrauchet wird. Bisweilen bedienet man ſich auch noch eines vierten, der voran gehen, und ihn mit einem Seile nach dem Orte ziehen muß, wohin man ihn führen will. Der eingekerkerte wilde Elephant muß nunmehr fortgehen, er mag wollen oder nicht. Wenn er zu ungebehrdig thut, ſo geben ihm ſeine Begleiter, nämlich die zahmen Elephanten, auf Befehl ihrer Führer, derbe Stöße mit dem Kopfe oder Hiebe mit dem Rüſſel. Durch dergleichen Gewalt, theils aber auch durch Liſt und Liebkoſen bringet man es gemeiniglich binnen vierzehn Tagen dahin, daß er ſo zahm, wie die andern Hauselephanten iſt. In Afrika pfleget man ſie auch folgendergeſtalt zu fangen. Man machet tiefe Gruben, und bedecket dieſelben mit dünnen Bretern, über welche Stroh oder grüne Zweige geſtreuet werden. Wenn nun ein Elephant des Nachts über eine ſolche Grube geht, ſo ſtürzt er hinein, und kann alſo hernach ſehr leicht entweder todt oder lebendig herausgezogen werden. Bisweilen laſſen die Mohren einen, auf dieſe Art gefangenen Elephanten verſchiedene Tage in der Grube, und verſorgen ihn dieſe Zeit über durch Sclaven fleißig mit Futter. Er gewöhnet ſich alsdenn an den Anblick dieſer Sclaven, und wird dadurch oft ohne weitere Zwangsmittel in kurzer Zeit ſo zahm, daß er ſich von ihnen gutwillig fortführen läßt, wohin ſie ihn haben wollen.

Wenn der Elephant einmal gezähmet iſt, ſo wird er von keinem andern Thiere an Sanftmuth und Gehorſam übertroffen. In kurzer Zeit lernet er Töne und andre Zeichen verſtehen. Er läßt ſich ohne viele Mühe zum Niederknieen gewöhnen, um ſeinen Reutern das Aufſteigen bequemer zu machen. Er faſſet zu ſeinem Führer und zu demjenigen, der ihn wartet, gar bald eine beſondere

Neigung, welche er durch Liebkoſen mit dem Rüſſel und auf andre Art anzuzeigen pfleget. Sobald er vollkomne Bekanntſchaft mit ſeinem Führer gemachet hat, läßt er ſich gemeiniglich durch bloßes Zureden regieren. Er zieht und arbeitet lange hintereinander, ohne verdroſſen zu werden, wenn man ihn nur nicht durch Schläge zur Unzeit beleidiget, welches auch ſehr gefährliche Folgen haben kann. Will man ihn zu einer außerordentlich mühſamen und gefährlichen Unternehmung mit leichter Mühe bewegen, ſo darf man ihm nur ein Gefäß mit Wein oder Arak vorhalten und ihm daſſelbe zur Belohnung für ſeine Arbeit verſprechen. Aber hat der Elephant die verlangte Arbeit verrichtet, ſo muß man ſein Verſprechen halten, oder ein Opfer ſeines Unwillens werden.

Nichts iſt dieſen Thieren ſo ſehr zuwider, als der Anblick und das Geſchrey eines Schweines. Der Elephant in der Menagerie zu Verſailles wurde einmal, wie der Graf von Büffon anführet, durch das Geſchrey eines kleinen Schweines in ſo große Furcht geſetzet, daß er ſein Heil in der Flucht ſuchete. Nach den Erzählungen einiger ältern Schriftſteller ſollen die Elephanten auch eine überaus große Furcht vor den Ratten und Mäuſen haben und von dieſen kleinen Thieren bisweilen umgebracht werden. Nämlich man giebt vor, daß die Ratten und Mäuſe des Nachts dem Elephanten, wenn er ſchläft, in den Rüſſel kriechen und ihm auf dieſe Art die Luft benehmen; aber dieſes Vorgeben iſt durch die Beobachtungen der neuern Naturforſcher nicht beſtätiget worden und auch an ſich ſehr unwahrſcheinlich. Sonſt hat der Elephant nicht nur an dem Nashorne, welches ihm in die Weichen zu ſtoßen pfleget, ſondern auch an dem Löwen und Tieger gefährliche Feinde. Dieſe letztern fallen ſonderlich ſeinen Rüſſel an und zerreißen ihn entweder, welches den Tod des Elephanten nach ſich zieht, weil er ohne den Rüſſel weder Speiſe noch Trank in den Mund bringen kann, oder ſie halten denſelben zu, daß der Elephant keine Luft ſchöpfen kann, und folglich erſticken muß.

Die Elephanten nützen den Menſchen nicht nur, ſo lange ſie leben, ſondern auch, wenn ſie todt ſind. Das Fleiſch wird von den Indianern gegeſſen; zur Verdauung deſſelben mag auch wohl ein Indianiſcher Magen nöthig ſeyn. Vornehmlich wird der Rüſſel von ihnen für eine ſehr angenehme Speiſe gehalten. Die langen Zähne geben das eigentliche Elfenbein, wovon das beſte aus Ceylon und aus andern oſtindiſchen Gegenden kömmt. Aus den Backenzähnen und aus den Knochen

der jungen Elephanten werden Doſen und andere dergleichen Dinge gemachet. Aus der Haut wird ein dickes Leder zubereitet, womit man Stühle und Bänke beſchlägt. Der Schwanz wird zu Fliegenwedeln gebrauchet. Den Miſt, welcher zur Düngung nicht geſchickt iſt, weil die verſchiedenen Saamenkörner, welche dieſe Thiere genießen, unverdauet wieder von ihnen gehen und alſo viel Unkraut verurſachen, pflegen die Hottentoten zu dürren und ſtatt des Tabacks zu rauchen, weil er beynahe wie Taback riechen und ſchmecken ſoll.

Elephant in Indien, Antacaeus proboſcide elephantina; Peiegallos, poiſſon coq; Demoiſelle; deſſen Zeichnung Frezier, Voyage de la mer du Sud, planche XVII. giebt; Chimaera Callorynchus, Linn. g. 132. ſp. 2. Müllers Seehahn ſ. Seedrachengeſchlechts; wird von ſeinem Rüſſel benennet, ſcheint aber dem Klein gar verdächtig zu ſeyn, ſ. deſſen Stör, Acipenſer. 10. Doch möchte ſich dieſer Verdacht nunmehr wohl geleget haben, nachdem das Daſeyn dieſes Fiſches, durch zuverläßige und vollſtändigere Beſchreibungen, erwieſen worden. Der Lieutenant Cooks führet an, daß er in Neuſeeland den Fiſch gefunden, den Frezier in ſeiner Reiſe nach dem Spaniſchen feſten Lande in Südamerika unter dem Namen Elephant, Peiegallo oder Poiſſon coq, beſchrieben hat, und den ſie, ob er gleich kein zartes Fleiſch hatte, doch ſehr gern gegeſſen. ſ. Hawkesworth Seereiſen nach dem Südmeere im zweeten Theile; wodurch folgende Geſchichte genugſam beſtätiget wird: Unter den Fiſchen, in den Gegenden um Val paraiſſo, hält ſich Frezier beſonders bey dem Peiegallo, oder Hahnenfiſche, auf, welchen die Franzoſen auf ſeinem Schiffe den Elephanten nenneten, weil er einen wirklichen Rüſſel auf ſeiner Schnauze hatte. Der P. Feuiller, T. I. 219. giebt eine ſehr beſondere Beſchreibung von dieſem Fiſche: Die Indianer, ſaget er, nennen ihn Alca-Achagval-Chalchva; er iſt wohl drey Fuß lang, und in der Mitten auf fünf Zoll dick; er nimmt vom Kopfe an bis mitten am Bauche an Dicke zu, und von da bis an den Schwanz wieder ab, welcher wie eine Sichel gebildet, und nach dem Bauche zu gekrümmet iſt; er hat fünf Floßfedern, viere unter dem Bauche und eine auf dem Rücken, welche dreyeckicht, wie das Seegel einer Barke oder das Beſangsſegel; ſie ſtützet ſich auf eine ſehr ſpitzige Gräte, welche über dem ſcharfen Winkel des äuſſerſten Endes der Floßfeder weggeht, und hinter dem Kopfe ihren

Anfang

Anfang nimmt. Dieſes iſt die einzige Gräte, die man bey dieſem Fiſche antrifft, indem alles andere nur ein Knorpel iſt. Von den vier andern Floßfedern ſind zwo unter dem After, wie Schaufeln gemachet, und die zwo andern, ſehr breiten, nehmen ihren Urſprung unter den Luftröhren. Der Rückgrad iſt eine Schnur, die ſich hinten von dem Kopfe an, wo ſie ihren Anfang nimmt, bis an den Schwanz erſtrecket, wie bey der Lamprete, und nur eine Art von Knorpel iſt, da ſie weder Mark, noch Höhlung, noch Nerven, hat. Der Grund der Augen iſt ſchwarz, und der Umkreis gelb. Der Rüſſel, welchen man an dem äußerſten Ende des Kopfes verlängert ſieht, iſt auch ein Knorpel, der mit einer bläulich grauen Haut bedecket iſt; der Rachen zween Zoll weit; man ſieht darinnen eine Reihe Zähne, wie eine Säge, die aus einem Knorpel beſteht, wie der, welcher ſtatt des Rückgrades dienet. Die Haut iſt glatt, ohne Schuppen, von einer bläulichen Farbe auf dem Rücken, welche nach dem Bauche zu abnimmt und ſilberfarben wird. Sein Fleiſch iſt weiß, von einem ziemlich angenehmen Geſchmack; nur daß es ein wenig zu weichlich ſchmecket. Dieſer Reiſende ſaget auch noch, er habe lange Zeit viele Meere durchſtrichen, ohne jemals einen ſo ſonderbaren Fiſch geſehen zu haben. Er ſah ihn zu Buenos Ayres; er hätte ihn aber nachher in Chili ſehr gemein finden ſollen, weil Frezier verſichert, man fiſche zwo Seemeilen von Valparaiſſo in einer Bucht, worein ſich der Fluß Aconcagua oder Chille ergießt, Corbinen, Tollen, und Pejegallos oder Hahnenfiſche, die man trocknet und nach St. Jago, der Hauptſtadt in Chili, ſchicket, welche ihn auch friſch bekömmt. Er ſetzet hinzu: die Franzoſen nennen ihn Fräulein, Demoiſelle; und die vorderſte Floßfeder an jeder Seite, welche ſich gleichſam in zween Flügel theilet, ſey ein ſo harter, hörnerner Stachel, daß er ſtatt einer Ahle zu Durchſtechung des allertrockenſten Leders gebrauchet werde. S. A. R. B. XVI. S. 151. Müller füget dieſem annoch bey: Man treffe dieſen Fiſch, nach dem Linné, auch im Aethiopiſchen Meere an; auf dem Rücken habe er einen Goldglanz, zu beyden Seiten der Rückfloße kleine Stacheln; der Schwanz habe unten und oben Floßen, und laufe ſpitzig zu; vorne an der Schnauze verlängere ſich die, mit ſehr vielen Näthen geſtreifte, Haut des Kopfes, etwan einen halben Zoll lang, und dehne ſich alsdenn in die Breite, ſo daß ſie am Ende zuſammengedruckt, und von unten als mit vielen Löchern, zwiſchen den äußern Häutlein, durchbohret

bohret zu ſeyn ſcheine. An dieſer Haut hänge ſich in die Quere wiederum ein andres Stück, welches oben ſchmal, unten breit, ausgeſchnitten, und von häutiger Beſchaffenheit ſey. Das Maul ſey gleich unter dieſer Schnauze befindlich, und habe fleiſchige Lippen, davon die untere länger und breiter ſey, und bey Schließung des Mauls über die obere hinſchlage. An jeder Seite des Kopfes, dichte vor den Bruſtfloßen, finde ſich ein einziges ſehr enges Luftloch; vorne am Kopfe unterhalb der Schnauze breite Naſenlöcher, und ziemlich große Augen die Länge hinunter oval.

Der fliegende Elephant iſt ein Käfer mit gehörntem Bruſtſtücke, welcher außer den zwey großen Hörnern, die oben an dem Bruſtſtücke ſitzen, an der Spitze des Kopfes noch ein langes, etwas aufwärts gekrümmtes Horn führet, welches Schwammerdam, von welchem dieſe Benennung herrühret, mit einem Elephantenrüſſel verglichen hat, wie wir bereits im erſten Theile dieſes Werks S. 427. unter dem Artikel Atlas, welches der Linnäiſche Name iſt, angemerket haben.

Elephant, eine Art Sterncorallen, S. Seetrichter.

Elephantenfuß.

Elephantopus Linn. Dieſes Pflanzengeſchlecht hat zuſammengeſetzte Blumen, iſt aber von andern gar merklich unterſchieden. Drey oder vier Blätter, welche den übrigen ähnlich ſind, umſchließen einige Blumenköpfchen, davon jedes aus einem ſchuppichten Kelche, und gemeiniglich aus vier röhrenförmigen, fünffach getheilten Zwitterblümchen beſteht. Die Einſchnitte des Blumenblattes ſtehen nicht, wie ſonſt gewöhnlich, in die Höhe, ſondern ſind nach Art der zungenförmigen, auf die auswärtige Seite gebogen, und einander faſt ähnlich. Durch den walzenförmigen, verwachſenen Staubbeutel geht der Griffel, und raget mit ſeinen zween zarten Staubwegen darüber heraus. Die, mit einer Haarkrone gezierten, Saamen ruhen auf dem nackenden Blumenbette, und ſind von dem Kelche umſchloſſen. Hr. von Linné hat zwo Arten.

1) Der rauhe Elephantenfuß, Elephantopus ſcaber. Die länglichten und rauhen Blätter breiten ſich auf der Erde aus, aus welchen im Frühjahre der, einen Schuh hoher, und in wenig Aeſte getheilter Stängel ſich erhebet, und ſich mit zween blaß purpurfärbigen Blumenköpfen endiget, die hier befindlichen drey Blätter ſind herzförmig. Dieſe Art wächſt in beyden Indien, hat eine dauernde Wurzel, kann auf dem Miſtbeete aus den Saamen erzogen

erzogen, die jungen Pflanzen in Töpfe geſetzet, und den Winter über im Glashauße aufbehalten werden.

2) Der wollichte Elephantenfuß, Elephantopus tomentoſus, iſt der vorigen Art ziemlich ähnlich, nur die Blätter ſind mehr eyförmig, und wie der Stängel, mit wollichten Haaren beſetzet. Wächſt in Amerika.

Elephantenkopf.

Elephas. Alſo hat Tournefort ein beſonderes Geſchlecht genennet, welches Herr von Linné mit der Criſta Galli unter dem Namen Rhinanthus vereiniget, Ludwig aber und auch andere beyde Geſchlechte beybehalten haben. Der einblättrige Kelch iſt gemeiniglich in drey Einſchnitte getheilet, welche zwo Lippen vorſtellen, ſo daß zwey derſelben die untere, und einer, welcher nochmals eingekerbet iſt, die obere ausmachen. Das röhrenförmige, bauchichte Blumenblatt theilet ſich auch in zwo Lippen, davon die obere pfriemenartig, und gleichſam wie der Elephantenrüſſel geſtaltet, die untere aber breiter, und dreyfach eingeſchnitten iſt. Zween kurze, und zween längere Staubfäden umgeben den einfachen Griffel. Die rundliche Saamenhülſe hat einen ſtumpfen Rand, zween Fächer und enthält viele länglichte Saamen. Bey der Criſta Galli oder Glitſch iſt der Kelch in vier faſt gleiche Einſchnitte getheilet, der Rand des Saamenbehältniſſes erhaben, und jeder Saame mit einer beſondern Haut locker umgeben. Tournefort führet zwo Arten an.

1) Der krumme Elephantenkopf, Elephas orientalis Tourn. Rhinanthus orientalis L. Der eckichte, haarichte, und in Aeſte getheilte Stängel, iſt mit platt aufſitzenden, einander gegen über geſtellten, länglichten, eingezackten Blättern beſetzet, aus deren Winkel gemeiniglich einzelne ſafranfärbige Blumen kommen. Der Kelch hat vier Einſchnitte, davon der eine hinter dem Blumenrüſſel, zween ſeitwärts geſtellet, und etwas rückwärts gebogen, der vierte aber gerade und ſtumpf iſt. Die pfriemenförmige Blumenlippe des Blumenblattes iſt einwärts gebogen.

2) Der gerade Elephantenkopf, Elephas italica Tourn. Rhinanthus Elephas Linn. iſt der vorigen Art ziemlich ähnlich, der Kelch aber hat nur drey Einſchnitte, als zween rückwärts gebogene, und einen größern aufgerichteten und gleichſam gefaltenen. Die Oberlippe des Blumenblattes oder der Rüſſel ſteht gerade aufwärts.

Die erſte Art wächſt im Orient, die andere in den ſandigen Gegenden Italiens. Beyde ſcheinen

zweyjährig zu ſeyn, und müſſen daher aus den Saamen erzogen, und im Winter in ein gemäßigtes Glashauß geſetzet werden.

Elephantenlausbaum.
S. Anacardien.

Elephantenſtein.

Bezoar Elephantinum ſoll ein purpurfarbener und ſchalichter Stein ſeyn, und in den Elephanten gefunden werden. Waller. Mineral. S. 527.

Elephantenzahn.
S. Meerzähnchen.

Elexen.
S. bey den Kirſchen die Traubenkirſche.

Elft.

Elft, in der Elbe, Eider, Moſel, ꝛc. Aloſa, Alſen, Elſen; nach dem Schoneveld, daher das Sprichwort entſtanden ſeyn ſoll: Man muß dir einen Elft kochen. Clupea Aloſa, Linn. gen. 188. ſp. 3. Alſe des Müllers, ſeines Heringsgeſchlechts, ſ. Hering, Harengus 6. des Kleins. und unſern Artikel Aloſen, I. 209. Da Richter angemerket, daß der Elft, oder Alſe beſonders auch am Capo, in China, Oſtindien ꝛc. ein Meerfiſch ſey, mit deſſen Roggen in Indien ein ſtarker Handel getrieben würde; ſo kann dieſes unſerm Artikel Caviar, II. 79. beygefüget werden; auch folgendes aus den S. A. R. B. V. S. 204. zur Beſtätigung dienen. In den Capeſeen, vorzüglich in der Tafelbay, fangen ſie einen Fiſch, den die Holländer Elft heißen, etwan dreyviertel Ellen lang, nach Art eines Herings geſchuppt, nur daß die Schuppen gelblicht ſind; der Rücken iſt ſchwärzlich, der Bauch weiß uud ſchwarz geſprenkelt, und die Länge hinunter mit einem ſchwarzen Streife getheilet. Er iſt trocken, voll Gräten, und verlanget eine gute Brühe. Man hält ſeine Eyer an verſchiedenen Orten ſehr hoch. ſ. auch Kolbens Reiſe, B. II. S. 186.

Elſt, Erſle, Orfus, des Gesners, Rutilus, Rubellus; Cyprinus Orfus, Linn. gen. 189. ſp. 18. Müllers Urf, oder Orfe, ſeines Karpfengeſchlechts, ſ. Schwaal, Leuciſcus, 4. des Kleins.

Elgebaum.
S. Elſebeerbaum.

Ellenbogenknochen.
S. Vorderarm.

Ellenbogenröhre.
S. Spindel.

Ellendwurzel.
S. Mannstreu.

Ellern.

S. Erle.

Elliſia.

Ein Geſchlecht, von dem Engliſchen Naturforſcher Johann Ellis alſo genannt; doch ſind eigentlich zwey Pflanzengeſchlechter, welche dieſen Namen erhalten. Es iſt aber das eine, welches Herr von Linné mit dieſem Namen beleget, und nach ihm Brown und Ludwig gleichfalls angenommen haben, wiederum abgeſchaffet, und, vornehmlich nach Herr Jacquins Beobachtungen, mit der Durante vereiniget, hingegen eine andere, und in Virginien wachſende, zuvor Polemonium Nyctelea genañte, Pflanze, unter dieſem Namen vom Hrn. v. Linné beſchrieben worden. Wir laſſen die erſte bey der Duranta, und beſchreiben allhier nur die Virginiſche Elliſia. Der niedrige, krautartige, eckichte, äſtige, ausgebreitete Stängel, hat wechſelsweiſe geſtellte, geſtielte, federartige Blätter, deren ſpitzige Lappen auf beyden Seiten mit einem Zahne beſetzet ſind. Die einfachen, wollichten Blumenſtiele ſtehen den Blättern gegen über. Der einblättrige Kelch iſt über die Hälfte in fünf ſpitzige, ausgebreitete Einſchnitte zerſchnitten, und das trichterförmige Blumenblatt gleichfalls mit fünf ſtumpfen Spitzen geendiget. Fünf kurze Staubfäden umgeben den kurzen Griffel, deſſen Staubweg doppelt iſt. Die runde, haarichte, trockne Beere hat zwey Fächer, und in jedem Fache liegen zween Saamen übereinander. Die ganze Pflanze hat viel ähnliches mit dem Waſſerblatte. Die Pflanze iſt in hieſigen Gärten ſelten anzutreffen.

Elpel.

S. bey den Kirſchen die Traubenkirſche.

Elritze.

Eldritze, auch Elveritze, von den Elven, Strömen, nach dem Pontoppidan; Morella Cyprinus, 9. Lesk. ſ. unſern Artikel Bachbambele und Bitterling, I. 469. 778.

Elritzen.

S. Elſebeerbaum.

Els.

Elſe, S. unſern Artikel Elſt..

Els, S. Wermuth.

Elſe.

S. Clethra und Erle.

Elſebaum.

S. Faulbaum.

Elſebeerbaum.

Elſebeerbaum wurde ehedem für eine Art des Ebereſchenbaumes gehalten, jetzo aber zu dem Weißdorn-Geſchlecht gezählet; wir

wir wollen ihn aber hier beſonders anführen, da er dieſen und andere Namen erhalten. Er heißt auch Aelßbeeren, Elzbeer, Elzenbaum, Elgebaum, Ehle, Egele, Ehelein, Elritzen, Areßel, Eſchrößel, Atlasbeere, wilder Sperberbaum, wilder Speyerlingsbaum, Zirgelbaum, Drachenbaum, Arbern, Arlsbeere, Arkirſche, Eiſchblen, Hörlkebaum, Eyerlingsbaum, Darmbeere, Mellbeere, Adlersbeere, Serſch, Serſebaum, Hörnicke, hat vielleicht noch andere, auch andern Bäumen gemeinſchaftliche, Namen erhalten, und iſt daher bey den Schriftſtellern öfters ſchwer zu erkennen. Sorbus torminalis, Crataegus torminalis Linn. wächſt in Deutſchland, auch Frankreich und England hin und wieder in Wäldern, erreichet im guten ſtarken Boden, den er vorzüglich liebet, vierzig bis funfzig Fuß Höhe, und bildet einen ſchönen Gipfel. Die harte röthliche Wurzel läuft ſtark aus. Die Rinde der jungen Aeſte iſt purpurfärbig und weiß geflecket, das Holz harte und weiß, doch auch öfters braunroth mit ſchwarzen breiten Streifen durchzogen. Die Blätter gleichen den Ahornblättern, ſind ziemlich groß, faſt vier Zoll lang, drey Zoll breit, und in ſieben ausgezackte Lappen getheilet, die beyden hinterſten ſtehen weit auseinander geſperret, oberwärts ſind ſie hellgrün und glänzend, unterwärts etwas wollicht. Im May erſcheinen die Blumen mit wollichten Stielen auf den Spitzen der Aeſte in großen Büſcheln. Die Beſchaffenheit der Blume iſt dem Ebereſchenbaume völlig ähnlich, nur hat ſelbige beſtändig zween Griffel mit rundlichen Staubwegen. Die Blumenblätter ſind weiß. Die Beeren werden im September reif, ſind länglicht rund, haben oberwärts einen Nabel, braunroth und mit einer glänzenden Haut umgeben, welche weiße Puncte zeiget; in dem herben Fleiſche liegen zween, und nach Herrn von Hallers Beobachtung, auch drey bis vier, den Birnenkernen ähnliche, Saamen. Die reifen Früchte kann man im October, wenn ſie weich geworden, gleich den Miſpeln, eſſen. Sie ſind jedoch allemal etwas zuſammenziehend, und dienen als ein Hausmittel wider den Durchfall. Im Hausvater wird gelehret, wie man daraus ein Mus kochen könne, ſo ſtatt eines andern zu Braten gegeſſen wird. Das Holz iſt am nützlichſten, es iſt nicht allein hart, ſondern hat auch die beſondere Eigenſchaft, daß es ſich weniger, als anderes Holz, wirft, und daher zu Fußböden, Schränken, Linealen, Spindeln, Bildhauer- und anderer Arbeit gebrauchet wird. Von den jungen Zweigen können Flöten und Zwergpfeifen

pfeifen verfertiget werden. Die Bauerweiber brechen am Walpurgistage kleine Aeſtlein davon ab, und ſtecken ſolche an die Thüren der Ställe und Häuſer, um, wie ſie dafür halten, alle Zauberey abzuwenden. Weil die Blätter gegen den Herbſt ihre Schönheit zeitig verlieren, auch im Sommer leicht fleckicht werden, wird er ſelten in Alleen, doch an ſolche Oerter gepflanzet, wohin man durch ſeine Früchte im ſpäten Herbſte noch Vögel locken will. Die Erziehung geſchieht am beſten durch den Saamen; wenn der Stamm in Zeiten abgehauen wird, ſchlägt er auch aus dem Stocke wieder aus. Er ſteht am liebſten im Schatten und im tiefen Erdreiche, woſelbſt man auch die dickſten und höheſten Bäume antrifft. Im ſchlechtern Boden bleibt er niedrig; daher auch die Schriftſteller deſſelben Höhe gar verſchiedentlich angegeben haben. Es hat auch ein ganz anderer Baum von einigen den Namen Elſebeer erhalten, welchen wir unter dem Worte Traubenkirſche beſchreiben werden.

Elſenbeer.

S. bey den Kirſchen die Traubenkirſche.

Elsnach.

S. Oelſenich.

Elſterbaum.

S. Erle.

Elte.

Alte, S. unſern Artikel Alat, I. 172.

Elten, Eltfiſche.

S. Alant, unſern Artikel, I. 171.

Elwandu.

S. Lowando.

Elzbeer.

S. Elſebeerbaum.

Elzenbaum.

S. Elſebeerbaum, und bey den Kirſchen die Traubenkirſche.

Email.

Schmelzglas, Encauſtum. Die Email iſt eine unvollkommene, undurchſichtige Glasmaſſe. Die eigentliche Email, welche den Grund von andern gefärbten abgiebt, beſteht aus Zinnkalch, Bleykalch, zart geriebenen calcinirten Kieſeln und einem reinen alkaliſchen Salze, welche mit einander zu einer weißen, undurchſichtigen Glasmaſſe geſchmolzen werden. Die weiße, geſchmolzene Maſſe wird zwiſchen Papier mit einem Hammer in kleine Stücke geſchlagen, alsdenn auf dem Reibeſteine, oder in einer gläſernen Reibeſchale ſo lange mit Waſſer gerieben, bis ſie fein geworden. Das fein geriebene wird getrocknet und zum Gebrauche aufgehoben. Bey dem Gebrauche wird daſſelbe mit Quitten-

ſchleime vermiſchet und vermittelſt eines eiſernen Spatels oder breiten Meſſers auf die Metallplatte getragen, und überall gleich geſtrichen. Endlich wird die mit der Email beſtrichene Platte in eine Muffel geſetzet und eingebrannt.

Auf die weiße eingebrannte Email können mit mancherley Farben Malereyen gebracht werden. Die Farben, derer man ſich hierbey bedienet, ſind einzig und allein in dem Mineralreich zu ſuchen, und werden meiſtentheils aus calcinirten oder auf andere Weiſe durch Auflößen und Präcipitiren behandelten Metalle erhalten. Es werden nämlich aus demſelben mit Glasmaterien bunte und meiſtentheils undurchſichtige Gläſer gemachet, welche hernach ſehr zart gerieben und mit Spicköl aufgetragen und eingebrennt werden.

Aufgelößtes Gold mit Zinn niedergeſchlagen giebt einen Kalch, mit welchem carmeſinartige und andere rothe Farben erhalten werden. Eiſen, nachdem es verſchiedentlich aufgelößt, niedergeſchlagen und calciniret wird, giebt Ziegel oder zinnoberrothe, verſchiedene braune, gelbe und grünlichte, auch ſchwarze Farben. Kupfer giebt, nachdem es verſchiedentlich behandelt wird, lichtblaue, blaugrüne, meiſtentheils aber grüne Farben. Aus dem Kobolt und deſſen Smalte erhält man dunkelblaue und waſſerblaue Farben. Zinnkalch giebt eine weiße Farbe; Bleykalche und Spießglaskalche geben gelbe Farben; und aus dem aufgelößten, niedergeſchlagenen und calcinirten oder verbrennten Zink kann man bräunlichte und blaßgelbe Farben erhalten. Die grauen, rothbraunen, rothgelben, gelbgrünen und andre gemiſchte Farben erhält man, wenn zween oder auch nach Gutbefinden mehrere metalliſche Kalche mit einander vermiſchet werden.

Vermiſchet und ſchmelzet man dieſe Kalche mit einer aus zartgeriebenen, calcinirten Kieſeln und Borax, oder einem alkaliſchen Salze erhaltenen Fritte, wozu man bisweilen auch einen Bleykalch nehmen kann, ſo erhält man verſchiedentlich buntgefärbte, mehr und weniger undurchſichtige Schmelzgläſer, welche man ſowohl bey der Emailarbeit, als auch zu verſchiedenen andern Gebrauch. Z. E. zu Moſaiſcher Arbeit, gebrauchen kann.

Emboa.

Auf der Küſte von Loango fiſchen ſie mit Hacken, und geben auf einen großen Fiſch Achtung, der täglich kömmt am Ufer zu freſſen, und einem Grampus ähnlich iſt. Er treibt eine Menge kleiner Fiſche vor ſich her, die von den Leuten gefangen werden. Manchmal

mal läuft der große Fiſch ſelbſt ans Land; allein die Negern helfen ihm wieder davon ab, daran vier bis fünf Mann zu thun haben; ſo ein gefährlicher Fiſch er auch iſt. Sie heißen ihn Emboa, einen Hund, und ſuchen ihn im geringſten nicht zu beſchädigen. S. A. R. B. IV. S. 664.

Embritze.

Embritze iſt der gemeine Name des Goldammers, der auch ſonſt Gelbling oder Aemmerling heißt, und davon oben bereits geredet iſt, auch unten bey Goldammer noch etwas vorkommen wird.

Emmerling.

S. Kirſchbaum.

Encriniten.

Lilienſteine, Encrini, ſind verſteinerte Gelenke von gewiſſen Seewürmern, ſo man Seeſterne nennet. Die Encriniten beſtehen, nach dem Wallerius Mineral. S. 465. aus mehrern Entrochiten oder Aſterien gleichſam als aus einem Stängel oder Wurzel zuſammengewachſen, gleichen einer Lilie, deren Blätter noch nicht aufgebrochen ſind, welche Lilienform ſich bey einem jeden Abſatze, wenn man ſie von einander abſondert, befindet. Iſt eine Art von Seeſternen, die mit zuſammengezogenen Gliedern verſteinert iſt. Man findet fünfeckichte, ſechseckichte und vieleckichte Enkriniten. S. Entrochiten, Aſterien und Seelilie.

Encubert.

Ein vierfüßiges Thier in Amerika aus dem Geſchlechte der Armadille oder Panzerthiere, welches auch unter dem Namen Tatupeba bey den Schriftſtellern vorkömmt und ſchon im erſten Theile dieſes Werkes unter dem Artikel Armadill S. 384. beſchrieben worden iſt.

Endivie.

S. Cichorie.

Endtenfuß.

S. Becherkraut.

Enes.

S. Anis.

Engelblume.

S. Rheinblume, Ruhrkraut und Trolblume.

Engel = oder Mönchfiſch.

Rhina, machet bey dem Klein ein eigenes Geſchlecht, unter den vier erſten Familien derjenigen Fiſche aus, die durch fünf Oeffnungen der, mit Floßen beſetzten, Seiten in die bedeckten Kiemen Othem holen. Dieſe letzte Gattung hat einen platt niedergedrückten Kopf, und am Ende deſſelben

ſofort

ſofort die Oeffnung der Schnauze. Bey dem Ariſtoteles und Plinius heißt er Ρίνη, und wie letzterer hinzuſetzet, quem Squatum vocamus, d. i. nach dem Iſidorus ein Fiſch, der ſo rauche und ſcharfe Schuppen hat, daß ſogar mit ſeiner Haut das Holz geglättet werden kann; daher Voſſius wohl erinnert, daß Squalus für Squatus nicht zu leſen ſey. Er hat die Oeffnung ſeiner Schnauze am Kopfende; er iſt alſo weder unter die Galeos, Hayfiſche, noch Raias, Rochen, zu zählen. Rondelet ſaget: er hat ſeine offene (vielmehr bedeckte) Kiemen in den Seiten, nicht unter ſich oder an der Bauchſeite, wie die Rochen; denn er ſich durch dieſe beſondere Lage der Kiemen und den Mundſpalt von den übrigen platten Fiſchen wohl unterſcheidet. Die Seitenfloßen ſcheinen Flügel vorzuſtellen; daher der Name eines Engels; bey den Genueſern Peſce Angelo; bey den Engländern the Monk-or Angel-Fiſh. Die knorplichten Anhängſel bey den Afterfloßen der Männchen ſind fünf Zoll lang und walzenhaftig. In dieſem Geſchlechte, finden ſich zur Zeit nur zwo Gattungen:

1) Engelfiſch, Rhina, welche von allen Scribenten Squatina genannt wird; bey dem Artedi: Squalus, pinna ani carens, ore in apice capitis; Kings-ſtone, Squatina eines Ungenannten, Deſcript. of ſome curious and uncommon creatures, omitted in the Deſcription of three hundred Animals, &c. London, 1739. p. 47. allwo die Zeichnung des Männchen befindlich. Klein zeichnet dagegen aus ſeinem ehemaligen Cabinete auf der zwoten Tafel in der fünften und ſechſten Figur ein auf dem Bauche und auf dem Rücken liegendes Weibchen, deſſen Schwanz am obern Theile zweyfiedericht, (floßig) aber die Anhängſel mangeln freylich, die bey den Männchen, wie bey den Rochen, die Zeugungsglieder darſtellen. Artedi nimmt ihm zwar die Afterfloße, die ihm aber doch Willughby und andere wieder geben, mit den Worten des erſtern: unterwärts ein paar Floßen, um dem Ausgange der Auswürfe gelegen. Durch die Hälfte des Rückens geht eine rauhe ſcharfe Linie; wie denn ſeine ganze Haut ſo ſcharf iſt, daß man auch Holz und Elfenbein damit glatt poliren kann. ſ. Io. Rauiſii (Textoris) VII. 41. Die Haut ſeines Rückens iſt dermaßen ſcharf, daß ſie zum Poliren des Holzes und Elfenbeins, nach der Beobachtung eines andern Engliſchen Anonymus, dienet. Das iſt der Chagrin, woraus die Türken und andere Völker, Degen- Säbel- und andere ſagriniſche Scheiden machen. Willughby S. 80. Dieſer Fiſch ſoll bis

bis zur Länge eines Menſchen aus- wachſen, und bis zu hundert und ſechzig Pfund wiegen. ſ. den Willughby und ſeine Zeichnung, Tab. D. 3. welcher aber die Kleiniſche gar ſehr vorzuziehen. Nach dem Artedi, gen. 67. no. 6. kann obiger Beſchreibung noch beygefüget werden: daß er auch wohl die Größe eines Menſchen erreiche; gemeiniglich zu ſechzig Pfund ſchwer ſey, eine dreyfache Reihe Zähne in beyden Kiefern, ungefähr zu hundert und acht Stück, habe; an den Augen und Naſenlöchern ſtachlichte Erhabenheiten, wie auch an dem äußerſten Rande der Bruſt- Bauch- und Rückenfloßen, kurze Stacheln führe. Er hat nämlich am äußerſten Rücken- oder vielmehr Schwanzende weit hinter dem After zwo Floßen; ſodann zwo Bruſt- und zwo Bauchfloßen, ſo beyde breit und groß, ſich auch mehr berühren, und eine horizontale Lage haben, (folglich gar wohl Flügel vorſtellen können.) Der Schwanz iſt wie gabelförmig. (Oberwärts iſt der Fiſchſchwanz geflecket, die Haut des Bauches aber weiß und glatt.) Uud bezeuget Artedi, daß er dieſes alſo ſelbſt geſehen. Linné nennt ihn in ſeinem 131. Geſchlechte der Squalorum ſp. 4. Squalus Squatina, und Müller hat den Namen Meerengel in ſeinem ſo genannten Haayfiſchen beybehalten. Nach den meiſten alten Scribenten ſoll er zweymal des Jahrs, jedesmal ſieben bis acht Junge werfen, ſich auch mit dem Rochen paaren, daraus denn das, dem Ariſtoteles ſchon bekannte, Baſtartgeſchlechte, Rhinobates, Ῥηνοβάτης, ſeinen Urſprung habe; wie er denn auch, dem Rochen gleich, gern im Schlamme wühle, auch ein zähes und übelriechendes Fleiſch habe. Daher die artige Poeſie des Bouſſuet de Squatina, p. 157. mit dem Klein hier ganz ſchicklich anzubringen: Ῥίνη carne quidem dura eſt, reſipitque ferinum, Neſcio quid, — iudicio non renuenda meo. Illa puellarum prohibet grandeſcere mammas, Et laxas ſtabiles efficit eſſe diu. — Sique id reſciſcat femina, pluris ement.

2) Engelfiſch, Rhina, pedata quaſi, der mit Füßen begabet iſt, und einen oberwärts dreyfach gefiederten, oder mit drey Floßen bebrämten, Schwanz hat. Meermägdchen oder Siren des obangeführten Anonymus, S. 43. Er iſt der Rhina, mit den, kleinen Füßchen vorſtellenden, Auswüchſen, am Anfange des Schwanzes: with ſmall Feet. Die Floßen jeder Seite ſind, der Geſtalt nach, den Flügeln eines Cherubim nicht unähnlich; die Rückenhaut iſt rauch und von ſehr dunkler Farbe; das Maul weit, und ſteht an dem Ende des Kopfes, oder dem gewöhnlichen Orte der Schnauze; wie

wie denn berührter Anonymus ſowohl eine ausführliche Beſchreibung, als auch die Zeichnungen des auf dem Bauche und Rücken liegenden Fiſches, mit beybringt. Dieſer Autor will dieſen für die Sirene der Alten annehmen, welcher im September 1737. gefangen, und zu London öffentlich zur Schau ausgeſetzet worden; aber, ich fürchte, ſetzet Klein hinzu, es werden, Gewinnſtes halber, die mentulae, d. i. die knorplichten Auswüchſe am Anfange des Schwanzes, die Zeugungsglieder gar ſehr verdrehet, und ihnen durch Drathfäden die Geſtalt der Füßchen angekünſtelt worden ſeyn. Nach unſerer Beſchreibung kömmt dieſe Gattung mit der vorhergenden meiſtentheils überein, nur, daß der drey gefiederte und gefüßelte Schwanz einen Unterſchied machet.

Wie wir hierbey auf unſern Artikel, Ambize Angulo, I. 241. verweiſen müſſen, ſo ſollen wir auch folgende Beobachtung einer Meerjungfer mit beybringen: Während der Zeit, da ſich Carli zu Kolombo befand, bekamen die Fiſcher einen großen Fiſch, ſo rund als ein Kutſchrad, der in der Mitten zwo Zitzen, und darüber verſchiedene Oeffnungen hatte, durch die er ſieht, höret und ißt. Der Mund war einer Spanne lang, das Fleiſch angenehm, wie weißes Kalbfleiſch. Aus den Ribben dreheten ſie blutſtillende Kügelchen, die aber dem Verfaſſer nichts halfen. Man ſieht leicht, daß der Capuciner von der Meerjungfer redet, ob er ſie gleich nicht nennt. Morella aber erkläret ſich deutlicher: die Meerjungfer wird, ſeinem Vermelden nach, durch den ganzen Fluß Zaire gefunden, und gleicht einem Weibsbilde einigermaßen, wegen ihrer Brüſte, Zitzen, Hände und Aerme; unterwärts aber endiget ſie ſich als ein ordentlicher Fiſch mit einem Gabelſchwanze. Der Kopf iſt rund, das Geſicht wie an einem Kalbe; ſie hat einen großen, häßlichen Mund, kleine Ohren und runde, volle Augen; der Rücken iſt mit einer ſtarken Haut bedecket, die an verſchiedenen Orten durchlöchert, und ihr von der Natur gleichſam als ein Mantel gegeben iſt, den ſie nach Gefallen öffnen und zumachen kann. Die Ribben ſtillen das Blut; die größte Kraft aber liegt in den zween Knochen an den Ohren. Der Verfaſſer hat oft von dieſem Fiſche gegeſſen, der wohlſchmeckend, und dem Schweinefleiſch nicht unähnlich war; auch ſeine Eingeweide gleichen den Schweinen. Die Schwarzen nennen ihn daher Nyulla umaſa, oder die Waſſerſau, die Portugießen aber Piexe molker, d. i. Frauenfiſch. Er hält nur den Kopf aus dem Waſſer, wenn er von den Kräutern am Ufer frißt. Die Fiſcher bekommen ſie ſelten,

außer wenn es regnet, da ſie ihre Annäherung nicht ſo leicht merken. ꝛc. S. A. R. B. V. 95. Eben dieſer Schriftſteller hatte kurz vorher angeführet, es würden in dem großen See Zaire verſchiedene Ungeheuer gefunden, davon die eine Art von dem menſchlichen Geſchlechte, bloß durch den Mangel der Vernunft und Sprache, unterſchieden wäre. Franz von Pavia, ein Capuciner, der in Matamba lebte, wollte ſich dem Anſehn nach, auf keine Art bereden laſſen, daß es in dieſem See dergleichen Ungeheuer gäbe; und ſagte, es wäre ein bloßes Blendwerk, daß ſich die Schwarzen einbildeten. Die Königin von Singa erfuhr dieſes, und lud ihn eines Tages auf einen ſolchen Fiſchfang ein. Kaum waren die Netze geworfen, als ſie auf der Oberfläche des Waſſers dreyzehn entdeckten, doch aber konnten ſie nur ein trächtiges Weibchen fangen. Dieſer Fiſch war von Farbe ſchwarz, hatte ſchwarze lange Haare und breite Nägel an ſehr langen Fingern, welche ihm, nach Merollos Meynung, die Natur zum Behuf des Schwimmens gegeben habe. Es lebte nicht über zwanzig Stunden außer dem Waſſer, und fraß binnen dieſer Zeit nichts, man mochte ihm auch vorwerfen, was man wollte. B. IV. 690. Aber es ſind doch nicht alle Meermägdchen ſo abſcheuliche Ungeheuer, wie dieſe aus dem Zair mitten unter den Schwarzen gebohrne Meerfräuleins. Whitburn iſt weit glücklicher geweſen, und hat ganz andere und ſchönere Waſſernymphen, ortas mari Veneres, einmal über das andere bey nüchternem Gemüthe und Verſtande, geſehen: Als ich in den Hafen St. Johannis an der Seite des Fluſſes hin (Terre neuve, oder Newfoundland) ſpatzierte, bekam ich eine Creatur zu Geſichte, welche ſehr ſchnell auf mich zugeſchwommen kam, und, als ob es ein Frauenzimmer geweſen, mir ſehr frölich in mein Angeſicht hinein ſah. Nach dem Geſichte und Augen, Naſe, Mund, Kinn, Ohren, Hals und Stirne, ſchien es ſehr ſchön und wohlgebildet, hatte viele blaue Striche um das Haupt, wie Haare. Ein anderer von meiner Geſellſchaft, der noch lebet, und nicht weit von mir ſtund, ſah eben daſſelbe ſchnell auf mich zukommen, worauf ich zurücktrat. Denn es war nur in der Länge einer Pike von mir; weil ich beſorgete, es möchte ans Land zu mir ſpringen; wie ich denn gewiß glaube, daß es dieſen Vorſatz hatte. Als es aber ſah, daß ich von ihm weggieng, ſo tauchte es ſich wieder ein wenig unter das Waſſer, und ſchwamm gegen den Ort, wo es erſt landete, und ſah ſich öfters zurück nach mir um, wodurch ich die Schultern und

den Rücken hinab, bis auf das Mittel, weiß und glatt, wie eines Menſchen, ſah. Es kam kurz darauf zu einem Boot in dem Hafen, in welchem mein Diener William Hawkridge, war, der nun Hauptmann über ein Oſtindiſch Schiff iſt. Dieſe Creatur legete beyde Hände an die Seite des Bootes, und beſtrebete ſich, hineinzuſteigen. Aber er, und diejenigen, die bey ihm waren, furchten ſich, und gaben ihr einen derben Schlag auf die Hand, daß ſie wieder hinab ins Meer fiel. Es kam hernach wieder an zwey andere Boote in eben dieſem Hafen, wo ſie am Ufer lagen, da denn die Leute darinnen aus Furcht ans Land flohen. Der Verfaſſer ſetzet hinzu: wenn Whitburn und die andern die Sache als kluge und ehrliebende Leute unterſuchet, und die Wahrheit dieſes Geſichtes auf einem Eyde bezeuget hätten; ſo würde es für die wunderbarſte Erſcheinung paſſiren, die ein Menſch jemals geſehen hat. So aber, wie ſie beſchaffen iſt, kann man ſie für nicht viel beſſer, als eine Schifferzeitung, annehmen. Sollte aber dieſe Begebenheit wohl ſo wunderbar ſeyn, wenn man ſetzete, es wäre eine Indianiſche Weibesperſon geweſen, welche gern mit den Engländern ſich verbinden wollen! Man hat hundertmal angemerket, daß dieſe Weibesperſonen, vollkommen gut ſchwimmen, und untertauchen. S. A. R. beſonders auf den Antillen, B. XVII. S. 654. Aber das heißt auch wohl nodum, ſoluere magis, quam expedire. Eine von ſo vielen Engländern nicht erkannte, nackte, blendendweiße, und doch verſchmähete, gefürchtete, ſo unbarmherzig tractirte, Indianiſche Schönheit, und zwar unter allen übrigen olivenfarbenen und bräunlichen Töchtern des Landes, iſt mir eine eben ſo abentheuerliche Erſcheinung, als die einem Whitburn und ſeinen Cameraden wiederholtermaaßen aufgeſtoßen iſt. Soll es deswegen für eine der wunderbarſten Erſcheinungen paſſiren, weil dieſes Seegeſchöpfe nicht häßlich und ungeſtalltet, ſondern ſchön und menſchlich, ausgeſehen? Giebt es doch Meerengel und Meerteufel; warum denn nicht auch Meergöttinnen?

Engelfiſch, des Catesby, ſ. unſere Artikel, I. 75. und 923. Acarauna und Bottbaſtart, Rhombotides, 2. des Kleins.

Engelsray.

Rhinobatus, ein eigenes Kleiniſches Geſchlecht derjenigen platten Fiſche, die mit Luftlöchern, und Kiemen in der Bruſt, und mit einem glatten Schwanze begabet ſind, wie wir in unſerm Artikel, Brumbeerſchwanz, Daſybatus

ſybatus Klein I. 991. ausführlich angezeiget, und zugleich bemerket haben, wie ſich ſeine nächſten Verwandten, der Krampffiſch, Narcacion, der Glatray, Leiobatus, und der Brumbeerſchwanz, Daſybatus, von unſerm Engelsray, Rhinobatus, unterſcheiden. Sogleich der im Deutſchen und Griechiſchen zuſammengeſetzte Name des Fiſches giebt zu erkennen, daß er ein Baſtartfiſch ſey, und von beyden, der Ρίνη, Squatina, und dem Βάτος, Rubus, Raia, ſeinen Urſprung haben ſoll, als welche, nach dem Ariſtoteles, Plinius, und ſonderlich Fabius Columna, ſich mit einander zu begatten pflegeten; allein dem Klein, und wem nicht heut zu Tage? iſt dieſes eben ſo unwahrſcheinlich, ſo ungegründet, als daß der Leopard von dem Vater, Leo, und Mutter, Panthera, wie den Namen, ſo auch ſein Daſeyn ſelbſt, habe. Zu läugnen iſt wohl nicht, daß der Kopf und die Vördertheile dem Rochen, Raiae, die Hintertheile aber dem Meerengel, Rhinae, Squatinae, mehr ähnlich fallen; wie er denn auch ſein Maul unter der Schnauze, auf der Bruſt- oder Bauchſeite, wie die Rochen, nicht aber an dem Kopfende und gewöhnlichem Orte der Schnauze, wie der Meerengel, hat. Doch bleibt er dabey ein Fiſch ſeiner eigenen Art und Geſchlechts, der auch ſeines gleichen fortpflanzet, ob er wohl gleichſam, wie die zweylebigen Thiere, zweygeſtaltig iſt. Wir haben auch mehr dergleichen ſcheinbare Baſtarte vor uns, als den Luci-Perca, Xant, Zander, Camelo-Pardus, Kameelparder, Tragelaphus und Hippolaphus, Bock- und Roßhirſchen; wie auch Klein zum Theil mit dem Joh. Cajus, einem berühmten, und um die Hiſtorie der Natur wohl verdienten, Engländer, Miſſ. IV. § V. not. d. angemerket. Seine Haut iſt gleichſam mit kleinen Sandkörnchen beſtreuet, und hat er auch, wie der Narcacion, ſein Vordermann, fünf Floßen. Von dieſem Geſchlechte finden ſich auch nur zwo Gattungen bey dem Klein:

1) Engelsray, Rhinobatos, oder Squatino-Raia Fab. Columnae und aller Schriftſteller; Cetola der Neapolitaner, Willughby S. 79. Tab. D. 5. f. 1. des Artedi Raia oblonga, mit einer einzigen Reihe Stacheln mitten auf dem Rücken, und des Linne Raia Rhinobatos, gen. 130. ſp. 9. nach dem Müller Haay-Roche, ſeines Rochengeſchlechts. Er hat eine länglicht zugeſpitzte Schnauze, unter ſelbiger die Mundſpalte und ſtumpfe körnichte Zähnchen; die Haut iſt rauh, der Rücken bräunlich; der Bauch weißröthlicht; der Augenring gelb; die Naſenlöcher groß und länglicht; zwo Stacheln an den Löchern bey den Augen; einen wellenförmi-

gen Saum, der ihn, beſonders bey der Vereinigung des Vörder- und Hintertheils, umgiebt. Er wird zu vier und zwanzig bis dreyßig Zoll lang, und zu zwölf Pfund ſchwer. Um Genua und Neapolis kömmt er öfters zum Vorſchein. Noch merket Müller an, daß die Männchen am Bauche lange Floßen hätten, daher die Meynung entſtanden, ſie hätten Füße wie die Seekälber oder eigentlichen Seehunde.

2) Engelsray, Rhinobatos transparens, der gleichſam durchſichtige Engelsray oder Engelsroche, wenn er gegen das Licht gehalten wird; mit einem kugelförmigen Kopfe; mit dem übrigen Leibe und Floßen aber dem vorigen erſten gleich. Puraque, Acara Pinima, Pira Pixanga des Marcgravs. Torpedo Americana, Peixe Viola, Luſitan. Willughb. p. 80. Tab. D. 5. f. 2. Da aber die Acara Pinima bereits von uns, I. 72. beſchrieben worden, auch die Pira Pixanga eigentlicher unter das Kleiniſche Geſchlecht der Kaulparſche, Percis, ſp. 5. gehört, ſo folget hier nur die Beſchreibung des Puraque, nach dem Marcgrav, deſſen wir zum Theil I. 15. bey dem Meeraal des Bomare, und zum Theil unter dem Artikel Arava Uapebbe, I. 371. gedacht haben. Der Puraque wird alſo bey den Portugieſen Peixe Viola deswegen genannt, weil er einer Cithar, darauf ſie und ihre Nachbarn gern ſpielen, gar ähnlich ſieht. Er iſt ein breiter, knorplichter, nicht dicker Fiſch. In der Länge von des Kopfes Spitze bis an des Schwanzes Ende iſt er etwa einen Fuß und neun Zoll lang; acht Zoll lang von der Schnauzenſpitze bis gegen den Hintertheil hat er die Geſtalt eines Herzens, wie es gemalet wird, deſſen größte Breite ſieben Zoll, und läuft daſelbſt an der Seite in einen floßigen Fettſaum, wie die Roche, aus, iſt auch gegen das Licht faſt durchſichtig. Er hat keine Kiemen, (offene nämlich) der Kopf iſt kegelförmig. Drey und eine halbe Fingerbreiten von der Schnauzenſpitze treten die runden, einen Zoll von einander entfernten Augen, in der Größe einer mäßigen Haſelnuß, mit ſchwarzem Augapfel und gelbem Ringe, hervor. An beyden Augen nach den Hintertheilen zu hat er ein, eine kleine Fingerkuppe weites, hohles Röhrchen, dadurch er Waſſer ausſpritzen kann. Unter den Augen, vielmehr an dem untern Theile des Leibes hat er ſein Maul, den Augen gleichſam gegen über, ſo anderthalb Finger breit, ohne Zähnchen; anderthalb Finger vom Maule nach hinten zu zwey Luftlöcher, und an jeder Seite, wie die Rochen oder Tiburones, Hay oder Jonasfiſch, fünf Einſchnitte; (Kiemenöffnungen). Nach dem vördern

herzförmigen Theile des Leibes iſt der übrige Körper rundlich, etwas platt gedrücket, und etwa drey Finger breit; auf jeder Seite hat er eine weiche, drey Finger lange, und anderthalb Finger breite, Floße; von da wird der Körper bis an die Schwanzfloße ſchmäler, bis er etwa Fingers dicke iſt; die über einen Finger breite Schwanzfloße iſt zwo Fingerbreiten lang, oben länger als unten, wie bey den Hayen. Nach den zwo Seitenfloßen hat er noch auf dem Rücken, gegen den Schwanz zu, in dem Abſtande zwoer Fingerbreiten von einander, noch zwo erhabene, dickhäutichte, dreyanglicht aufgerichtete, zwo Fingerbreiten lange, anderthalb dergleichen breite, Floßen. Er hat eine weiche Haut ohne Schuppen; und am ganzen Unterleibe, und der vördern Hälfte iſt er weiß, in der hintern Fleiſchröthlich auf weiß. Auf dem Rücken oder obern Theile iſt er leimbräunlicht mit braunen Flecken und weißbläulichten Pünctchen unvergleichlich geſprengelt. Die Floßen haben dergleichen Leimfarbe, an den Seiten mit roth verſetzet. Die Kopfſpitze hat eine Knorpelfarbe, woraus er auch beſteht. Das Rückgrad zeiget nach ſeiner ganzen Länge kleine fühlbare Erhabenheiten. Sein friſcher Kopf leuchtet des Nachts. Sein Fleiſch iſt nicht eßbar. Wenn es aber ja genoſſen würde, mache es die Leute, nach der Meynung, auf drey Stunden albern; ſie kämen aber hernach von ſelbſt wieder zu ſich. Die Berührung des Fiſches machet in dem Hand- und Armgelenke ein bald vorüber gehendes Praſſeln; wird er aber in der Mitten berühret, wirket er ein Zittern in den Gliedern. In Regenmonathen und bey ſtürmiſchem Wetter wird er in dem Bibiribifluſſe, nach einer weiten Reiſe vom Lande mit Rochen und Angelrochen, gefangen.

Engelsköpfchen.

S. Ahorn.

Engelstrankwurzel.

S. Fallkraut.

Engelſüß.

Polypodium. Mit dieſem Namen hat man zwar jederzeit ein Geſchlecht der Farnkräuter beleget, jedoch haben darunter einige Schriftſteller, wie Tournefort und Gleditſch, nur eine, und die in Apotheken gebräuchliche Art verſtanden, andere aber, wie die Herren von Linné und von Haller viel mehrere Arten, und beſonders auch diejenigen, ſo man gemeiniglich Farnkraut zu nennen pflegete, darunter begriffen. Ob man aber zwar das lateiniſche Wort zum Geſchlechtsnamen angenommen, will ſich doch das deutſche hierzu nicht füglich ſchicken; daher wir

auch nur die, unter dieſem Namen bekannte, Art hier beſchreiben, die übrigen aber unter dem Worte Farnkraut erwähnen wollen. Der Name Engelſüß iſt jedoch nicht allenthalben gebräuchlich, und unſere Pflanze heißt auch Süßfarn, Roßfarn, Baumfarn, Steinfarn, Eichenfarn, Süßwurzel, wildes Süßeholz, Tropfwurzel, Kropfwurzel, Corallenwurzel, Polypodium vulgare Linn. Es wächſt gern an Eichen und andern alten Stämmen. Die lange, quer hinlaufende, etwa einen Federkiel dicke, auf allen Seiten knotichte, gleichſam knollichte, äußerlich braune, innerlich grünlichte Wurzel iſt mit vielen ſchwärzlichten Schuppen bedecket, und mit vielen ſchwärzlichen, rauchen Zäſerchen beſetzet. Aus dieſer treiben kurze Stängel oder Stiele, deren jeder ein federartiges, einen halben, auch ganzen Fuß langes Blatt trägt. Die Lappen dieſer Blätter ſtehen einander wechſelsweiſe gegen über, ſind lanzenförmig, jedoch ſtumpf, am Rande zart eingekerbet, ſchön grün, und vereinigen ſich gegen die Ribbe des Blattes alle mit einander. Auf der hintern Fläche des Blattes erſcheinen im Sommer die ſo genannten Blüthen in rundlichen Puncten, welche auf jedem Lappen, der Länge des Nerven nach, in doppelter Reihe geſtellet und gelb ſind. Die rundlichen Saamenbehältniſſe ſelbſt ſind ohngefähr ſo groß als ein Mohnſaamen, mit einem ſaffranfärbigen Ringel umgeben, anfangs blaß, hernach gelblicht, und endlich verwandeln ſie ſich ins ſchwarze. Von der Beſchaffenheit dieſer Theile kann man in des Herrn von Gleichen Werke die dritte Tafel nachſehen, und dü Hamels Naturgeſchichte der Bäume I. Theil S. 263. nachleſen. Die Blätter mit ihren Saamen dauern den ganzen Winter, und ſterben erſt ab, wenn im Frühjahre neue hervorkommen.

Die friſche Wurzel hat einen widrigen, ſüßen Geſchmack, und enthält viele gummöſe und wenigere harzige Theile; daher ſelbige auch mehr unter die auflöſenden und zertheilenden, als ausführenden Mittel zu rechnen iſt, obgleich die ältern Aerzte ſolche vorzüglich wegen der laxirenden Kraft empfohlen. Den Saft davon, von einem bis zween Quentchen, hat Boerhaave, wie Herr von Haller angeführet, in der Hypochondrie wirkſam befunden, und den Gebrauch in einem Thee oder Tranke bey Bruſtkrankheiten, welche ſonderlich eine Schärfe zum Grunde haben, bey der reißenden Gicht und Verſtopfung der Eingeweide, beſonders der Leber, viele angerühmet. In Waſſer mit Leinſaamen abgekochet, ſoll ſelbige vorzüglich auf die Urinwege wirken, und bey dem Saamenfluſſe nützlich ſeyn. Weil aber dergleichen

Tränke

Tränke leicht zu Blähungen Gelegenheit geben, pfleget man etwas gewürzhaftes, als Carwe, Fenchel, Anis, und dergleichen damit abzukochen. Die getrocknete Wurzel hält ſich nicht lange, wird leicht ſchwarz, und verliert den ſüßlichen Geſchmack, und da man gemeiniglich ſolche alte verdorbene Waare in den Apotheken findet, wird ſolche ſelten verordnet. Die Wurzel den Schweinen unter das Futter gemiſchet, ſoll ſelbige vor allen innerlichen Zufällen bewahren.

Engelwurzel.

S. Angelike, Bruſtwurzel und Enzian.

Engerling.

Dieſen Namen giebt man den Würmern, aus welchen die Maykäfer entſtehen. S. Maykäfer.

Engliſch Salz.

Sal Anglicum. Das ächte engliſche Salz iſt eigentlich ein Brunnenſalz, und wird aus einem mineraliſchen Brunnen, der ſich an einem kleinen Orte, mit Namen Epſon oder Ebsham, in England befindet, durch das Abdampfen und Cryſtalliſiren erhalten. Dieſes natürliche hat mit dem Carlsbader, Egriſchen und andern dergleichen Salzen viel Aehnlichkeit, von denen es auch in der Wirkung nicht sehr unterſchieden iſt. Das Ebshamer oder natürliche Engliſche Salz wird itzt gar nicht oder ſelten bey uns gefunden, ſondern alles Engliſche Salz, was itzt unter dieſem Namen verkaufet wird, iſt ein durch die Kunſt bereitetes, bitteres Mittelſalz, welches vorzüglich in England und vielleicht auch in andern Ländern gemachet wird. Es wird nämlich die, nach der Cryſtalliſation des Kochſalzes übriggebliebene, Mutterlauge, ſo ſich nicht mehr kryſtalliſiren läßt, mit calcinirtem Vitriol oder mit der nach der Deſtillation des Vitriols übrig gebliebenen Subſtanz, ſo man gemeiniglich Caput mortuum Vitrioli, oder Colcathar nennt, vermiſchet, alsdenn das daher erzeugte Mittelſalz durch das Kochen mit Waſſer herausgezogen, die Feuchtigkeit durchgeſeiget und bis zur Trockne abgedampfet, das trockene Salz calciniret, ſolches von neuen wieder aufgelöſet, durchgeſeiget, abgerauchet und cryſtalliſiret.

Dieſes Salz zieht die Feuchtigkeit aus der Luft, ſehr leichte an ſich, und zerfließt zum Theil; daher es in wohl verſchloſſenen Gefäßen an trocknen Oertern verwahret werden muß. Es wird daſſelbe vorzüglich in der Heilkunſt als ein auflöſendes und abführendes Mittel gebrauchet.

Engliſche Leyer.

Lyra Haruicenſis, pinna dorſali longiſſima, iſt, nach dem Chomel,

mel, ein ſeltſamer Seefiſch, welcher bey Harwick in England gefunden, und in die Raritätenkammer der Königlichen Societät zu London geſchicket worden. Er iſt ganz voll blauer Flecken.

Engliſche weiße Kreide.

Creta bathenſis, Creta cum aqua frigida efferueſcens, iſt eine Kreideart von weißer Farbe. Wallerius Mineral. S. 17. ſaget von ſelbiger, daß ſie dergeſtalt mit kalten Waſſer aufbrauſe, daß man bey der Hitze, welche dieſe Gährung verurſachet, Eyer kochen kann. Es ſoll dergleichen in England gefunden werden. S. Kreide.

Engliſcher Sattel.

S. Tranſparant.

Enif.

Ein Stern dritter Größe, welcher dieſen Namen von den Arabern erhalten hat, und in dem Sternbilde des Pegaſus, nämlich am Munde deſſelben ſteht.

Enjocko.

S. Orang-Utang.

Ente.

Wenn gleich Gans und Ente, unſerer Meynung nach, gar recht vom Herrn Klein in zwo Zünfte oder Untergeſchlechter, aber unter einerley Familie gebracht worden ſind: ſo kann man es doch denjenigen Naturaliſten faſt nicht verdenken, welche beyde unter ein einziges Geſchlecht, nämlich der Enten, anas, gebracht haben. So nahe kommen beyde mit einander überein. Indeſſen giebt es einige wenige Umſtände, worinnen ſie beyde verſchieden ſind. Die Ente iſt kleiner wie die Gans, hat keinen ſo gewölbten Rücken, Körper, Hals und Füße, welche noch dazu näher zum Hintern ſtehen, als bey einer Gans; ſelbſt die Stimme iſt an beyden unterſchieden. Die Ente iſt auch mehr ein Waſſervogel als die Gans. Herr Klein hat Gänſe und Enten unter ein Obergeſchlechte gebracht, nämlich unter die Breitſchnäbler, Platiroſter. Es ſteht dies Obergeſchlecht unter der fünften Familie von ſolchen Waſſervögeln, die vier Zähen haben, drey vorwärts mit einer ſtarken Haut verbunden, und einem hinterwärts. Der Arten von Enten giebt es nun recht viele. Ich werde ſie mit wenigem anführen, und nur ein paar derſelben näher beſchreiben; denn die Arten haben ſelbſt ſo viel wandelbare Merkmale an ſich, daß man ſie nicht alle genau angeben, und gleichwohl nicht daraus eben beſondere Abarten machen kann. 1) Die zahme Ente, Hausente iſt billig die erſte, und uns bekannteſte, anas cicur, domeſtica, anas fuſca. Dieſe ſind an Farbe ſehr ver-

verſchieden; man hat ſie meiſtens grau, doch auch bunt, gelb, weiß, aſchfarben, u. ſ. w. Die andern Kennzeichen: die Männchen haben alle zwo bis drey geringelt rückwärts gebogene Federn überm Bürzel. Der Kopf mehrentheils azurfarben, Rücken röthlicht, der Steiß grünlicht, die mehreſten äußern Schwanzfedern weiß aſchfarben, die mittlern ſchwärzlich und aufwärts gebogen; Bruſt und Bauch aſchfarben, mit wellenförmigen kleinen Streifen durchſetzet. Flügel oben röthlich, unten weiß; die erſten Schwingfedern aſchfarben, die andern röthlich, mit etwas violet untermenget und weißen Spitzen. Sich ſelbſt überlaſſen, halten dieſe Vögel ſich am liebſten an Flüſſen und in Sümpfen auf. Sonſt bleibt ſie auch im zahmen Zuſtande überall auf den Höfen, und gewöhnet ſich ſehr bald an anderes Vieh. Sie halten ſich gut in Gärten und Baumgärten, wo ſie gern die Schnecken und andere Gewürme aufſuchen, und davon leben. Unter dieſen zahmen Enten giebt es eine Verſchiedenheit, die ſich am Schnabel offenbaret. Einige haben kleine Schnäbel, und dieſe ſind von Natur härter, behelfen ſich auch mit wenigerm Waſſer. Aber ſie haben einen am Ende ein wenig aufgeworfenem Schnabel, und dieſe ſollen beſſer zum Eyerlegen ſeyn; unerachtet ſie die Jungen, wie die Enten überhaupt, ſchlecht aufziehen. Noch hat man eine Art, die aus der wilden zahm gemachte Ente. Dieſe iſt ſehr dauerhaft, aber ſie will mehr Waſſer haben, als die gemeine, zahme Ente. Insgemein iſt die Ente ein harter Vogel, den man einigermaßen ſich ſelbſt überlaſſen kann, weil er alles Wetter verträgt, nicht ſo leicht krank wird, wenn er nur ein wenig herangewachſen iſt, und ſich ſein Futter ziemlich ſelbſt auf den Höfen, in Pfützen und Sümpfen ſuchet. Sie brütet des Jahres meiſtens nur einmal, und kann dreyzehn Eyer unter ſich haben; man läßt aber gern die Enteneyer von Hennen ausbrüten, weil dieſe die jungen Enten beſſer, als die eigene Mutter, führen. Eine der beſten Eigenſchaften dieſes Hausvogels beſteht darinn, daß er weniger ſchädlich iſt, als alles andere Federvieh, wenig Wartung gebrauchet, und ſich doch gut nutzen läßt. Dieſer nun füge ich gleich bey: 2) die Türkiſche oder Indianiſche Ente, die wir auch noch auf den Höfen halten, anas indica, turcica, anas moſchata. Es iſt dieſes vielleicht die größere Ente, die aus den Spaniſchen Amerikaniſchen Inſeln nach Europa gebracht worden; iſt größer als unſere gemeine Hausente, am Kopfe und Kehle mit einer blutrothen, fleiſchichten Haut beſetzet, wie die kalekutiſchen Hähne. Nun kommen die wilden und

andere Strich- und ausländiſche Enten. 3) Gemeine wilde Ente, Märzente, Blauente, Spiegelente, Boſchas maior, anas fera, torquata. Iſt genungſam bekannt, und bey uns den ganzen Winter und im ſtärkſten Froſte an offenen Waſſern zu finden. Jedoch iſt es andem, daß ſie umher zieht, und immer die wärmern Oerter und Brücher in unſern Gegenden zu ihrem Winteraufenthalte aufſuchet. An Größe und Farbe iſt ſie beynahe der zahmen gleich, nur etwas geſchlanker und geſchmeidiger. Das Männchen, oder der Antvogel, iſt am Kopfe glänzend ſchwarzgrün; Schnabel gelbgrün, und Bruſt dunkelroth. Ein weißer Ring um den Hals. Bauch aſchgrau, bis zum Schwanze, deſſen ausſtehende Federn völlig ſchwarz ſind. Rückenfedern theils aſchgrau, theils dunkelbraun; auch die Flügel alſo, nur die mittlern Flugfedern glänzend ſchwarzblau. Am Ende des Rückens, gegen den Schwanz zu, erſcheint etwas ſchwarzgrünes, faſt wie am Kopfe. Der Schwanz ſelbſt grau mit weißer Einfaſſung, die mittlern ſchwarz mit ſechs aufwärts gekrümmten und zugeſpitzten Federn. Füße rothgelb. Das Weibchen oder die eigentliche Ente iſt durchaus grau und ſchwarz geſtreifet; hat doch indeſſen die glänzend ſchwarzblauen Federn in der Mitte der Flügel. Sie hält ſich nahe bey Waſſern an erhabenen Stellen auf, am liebſten, wo Rohrſümpfe, hohes Gras, oder ſonſt kleine Gebüſche ſind, und brütet auch daſelbſt. Man hat auch geſehen, daß ſie zuweilen das Neſt auf Bäume, auf die Weidenſpitzen, an den Waſſern, gemachet hat. Sie leget zehn bis zwölf Eyer, und führet die Jungen, bald nachdem ſie ausgekrochen, gleich zum Waſſer. Im Sommer ſieht man dieſe Enten ſehr zerſtreuet, weil ſie ſich in allen Waſſern vertheilen; aber im Herbſte gehen ſie nur den größern, und im Winter den offenen und wärmern nach, und da findet man ſie häufiger. Um Lichtmeſſe vertheilen ſie ſich wieder, und fangen an ſich paarweiſe zu halten. Sie nähren ſich von Fiſchen, Krebſen, Graswurzeln, ſuchen auch Körner, und allerley Gewürme. 4) Mittelente, anas fera media, iſt etwas kleiner, als die vorige; heißt auch an vielen Orten Moßkolbe, hat einen dicken, ſtumpfen Kopf; der Schnabel ſchwarz, etwas breit, ſtumpf, zween Querfinger lang, mit Zacken an den Seiten verſehen. Der dicke Kopf kaſtanienbraun, um den Hals ein ſchwarzgrauer Ring, der nach unten zu weißlicht ausfällt, worauf wiederum ſchwarzes folget, welches den übrigen Hals, den Rücken und den Schwanz einnimmt. Die Federn, fonderlich am Oberleibe, haben graue Einfaſſungen. Die Flügel auch ſo, nur hin und wieder

wieder an den Federſpitzen mit ſchwarzen Fleckchen bezeichnet. Auf der Bruſt ein drey Finger breiter Kragen, deſſen Federn bleyfarbig, mit weißen Spitzen. Der Bauch weiß, bis an die Füße, wo das ſchwärzliche angeht. Füße und Zähen röthlich gelb, die Haut davon ſchwarz, vornehmlich unten. Die Ente kömmt nur ſtrichweiſe zu uns, iſt ein Taucher, und nähret ſich mehrentheils von Fiſchen, von Mooßinſecten und Waſſerwürmern. Männchen und Weibchen ſind wenig unterſchieden. Die Luftröhre iſt auch an dieſer und andern Taucherenten beſonders geſtaltet. 5) Braune Ente, anas fera fuſca, ſonſt Rothhals, Rothkopf, iſt auch noch eine Art der bekannten grauen wilden Enten; iſt aſchgrau, wellenförmig geſtreifet, mit einem braunen Kopfe, ſchwarzen Ringel und Schwanzfedern. 6) Schnarrente, Quackerente, anas fera, ſtrepera, mit ſchwarz gefleckten Flügeln, weiß und roth. 7) Pfeifente, Baumente, anas arborea, fiſtularis, grau, mit einem ganz kleinen Schopfe, der Leib weiß und ſchwarz geflecket. Sie giebt einen ſcharfen Ton von ſich, wie aus einer Pfeife, daher ſie den Namen bekommen hat. Sie hält ſich heerdenweiſe zuſammen. In America. Es giebt auch von dieſen Pfeifenten welche in Europa. 8) Kriechente, ſcheckicht Entchen, Kernel, anas querquedula, mit einem grünen Flecke auf den Flügeln, und einem weißen Streife über den Augen. Der Schnabel ſchwarz, Füße bleyfarben, Scheitel ſchwärzlich, Kehle ſchwarz, Bruſt ſchwarzgrau, Rücken purpurröthlicht. Iſt eine kleine Ente. Es giebt ihrer mehrere Kriechenten, und von mancherley Veränderungen und Farben. Auch gehöret hieher die ſo genannte Fuchsente, welche, gleich der Fuchsgans, unter der Erde niſtelt. Es giebt noch eine braune Kriechente mit weißen Hauptflecken, aus der Hudſonsbay. 9) Moorente, Fliegenente, anas muſcaria, limoſa. Eine kleine bunte Ente, die wie eine Schwalbe überm Waſſer und kurzem Geröhrig fliegt, und die Fliegen erſchnappet. Hat einen gelben Schnabel mit ſcharfen Schneiden, anch gelbe Füße, mit ſchwarzer Haut zwiſchen den Zehen. Mit dieſer läßt ſich die Moorente in unſerer Gegend oder die ſchwarze Schopfente verbinden, A. fuligula, hat einen etwas abhangenden Schopf, ſchwarzen Rücken, Bauch und Flügel weiß geflecket. 10) Löffelente, Breitſchnabel, A. clypeata, latiroſtra; der Schnabel iſt breiter als bey einer mittelmäßigen Ente, und wie ein Löffel geſtaltet, mit einem krummen Häckchen; die Schneiden ſind wie mit kurzen ſcharfen Borten beſetzet. Der Kopf bis

auf die Mitte des Halſes röthlich ſchwarz und glänzend, die Flügel lichtblau und weiß, Bruſt weiß, der Unterleib caſtanienfarben, die Füße zinnoberroth. Das Weibchen ſieht faſt wie die Schnepfen an Farbe aus, hat einen grünen Fleck auf den Flügeln zwiſchen zwo weißen Queerlinien. Es giebt ihrer mehrere Arten. Iſt ein Zugvogel, ſo groß wie die gewöhnliche Märzente. 11) ſchwarze Ente, mit ſchwarzen, rothen und gelben Schnabel, Anas nigra. Der Schnabel eher breit als erhaben; der äußerſte ſtumpfe Theil deſſelben endiget ſich mit einem kurzen Hacken, der hoch oranienfarb oder roth iſt, das übrige citronfarbig und ſchwarz; beyde Kinnladen haben einen ſchwarzen Saum. Die Naſenlöcher ſtehen in der Mitte des Schnabels, ſind hoch gewölbt, und durchſichtig, und haben über ſich ſchwarzes Naſenfleiſch. Die Füße und Zehen ſind ganz roth; die Gelenke derſelben haben ſchwarze Querſtriche, und die Zwiſchenhäute ſind tiefſchwarz. An der Hinterzehe ein häutiger Lappe. Der ganze Leib ſammetſchwarz, mit ſeidenweichen Federn. Die kurzen Flugfedern haben in der Mitte einen weißen zollbreiten Streifen, der nur im Fluge zu bemerken iſt. Es giebt ihrer auch Abänderungen. 12) Schreyer, Goldäuglein, anas clangula; weiß und ſchwarzbunt, an Rücken und Flügeln geſchuppet, mit einem violetfarbigen dicken Kopfe, am Schnabel ein weißer mit ſchwarz eingefaßter Fleck, die Füße gelb. Der Kopf ſelbſt am Männchen groß, faſt ſchopficht, ſchwarz purpurfarben. Der Schwanz ſtumpf, oben und unten ſchwarz. Hals, Bruſt, Unterleib weiß. Das Weibchen röthlich am Kopfe, Rücken, Seiten, Schwanz auch ſo; Flügel weißgrau, Unterleib weiß, Bruſt vorn und zur Seiten aſchfarben mit weißen Streifen. 13) Franzente, Querquedula Franciae, Kopf und Hals eiſenfarbig; die Augen ſtehen in einem ſchwarzen Flecken; vom obern Schnabel läuft ein weißgelber ſchmaler Strich über die Augen und den Nacken bis auf die Bruſt herab. Auf den Flügeln ein grüner Fleck; hält ſich bey den ſüßen Waſſern auf, und iſt in Europa häufig. 14) Spießente, Spitzente, Langſchwanz, Anas caudacuta, mit einem langen ſpitzigen Schwanz, der unten ſchwarz iſt, am Genicke beyderſeits ein weißer Streifen, der Kopf ſelbſt roſtfärbig, an den Ohren purpurroth. Das Weibchen hat keine lange Federn am Schwanze. Mit dieſer verknüpfe ich die Isländiſche Spießente, hat einen keilförmigen Schwanz, die mittelſten Schwanzfedern ſehr lang, faſt neun Zoll. Schläfe, Bruſt, Rücken

cken und Flügel ſchwarz. In Europa und Nordamerika. 15) Krummer Breitſchnabel; hat das Anſehn unſerer Hausente, Schnabel grünlicht. 16) Bahamiſche Ente, kleiner als die Hausente, Schnabel bleyfarben, am Kopfe ein dreyeckichter, orangefarbener Fleck, Kehle und Hals weiß, Nacken und Unterleib gelb, Flügel braun, ihre Schwingfedern aber mitten mit grün, und gelb eingefaſſet, und an Enden ſchwarz. 17) Büffelskopf, Purpurkopf mit weißen Backen, der Kopf ganz dick von Federn. 18) Aufgeworfener Breitſchnäbler; ſchwärzlicher Schnabel, wie ein länglichtes Schild, vorn etwas aufgeworfen, Körper braun, Flügeldecken blau mit weißen Strichen, Füße roth. In Amerika. 19) Plümente, L. ſponſa, Braut; hat auf dem Kopfe zwo lange herabhangende Federn mit haarichten Fahnen, die grün, blau und purpurfarben ſind, mit feinen weißen Linien durchmiſchet. Die kurzen Kopffedern veilchenblau, Kehle weiß, Bruſt roth mit weißen Flecken, über die Deckfedern der Flügel geht ein breiter ſchwarzer Streifen, Rücken und Flügel bunt, Schwanz blau und purpur, Füße braun, Schnabel roth in der Mitte und am Ende ein ſchwarzer Fleck, Naſenfleiſch gelb, Augen gelb, um welche ein purpurfarbiger Zirkel geht. In Nordamerika. 20) Graukopf, eine kleine weiße und braunbunte Ente. 21) Graue Kriechente mit blauen Schultern, Quacula. 22) Blaukopf, weiß gezeichnet; größer als unſere gemeine Kriechente, und über den ganzen Leib gleichſam ſchuppicht; die Deckfedern der Flügel blau, Schwingfedern braun, Schwanzfedern lang. 23) Rothbart, Schnabel blutroth, Hals zinnoberfarben, mit weißen eingeſprenketen Flecken, Körper grau, Füße purpurroth. 24) Gelbſchopf, Anas criſta flaua. Marſigli hat ſie ſonderlich und zuerſt beſchrieben. Iſt einen Schuh lang; Schnabel hochroth, Stirn gelb, Hals und Bruſt dunkelaſchfarb, Rücken lichtgrau, Flügel und Schwanz blaulicht, Schenkel weiß, Füße purpurfarbig. 25) Vieräuglein; ſieht faſt wie der Büffelskopf n. 17 aus. 26) Blumente, mit grünem Kopfe, Anas vireſcens. So bunt als wäre ſie mit Blumen oder Laubwerk geſticket. Rücken purpurfarben, Flügel oberwärts blau, Deckfedern grün, Schwingfedern ſchwarz bleyfarben, Schwanz aſchgrau, Füße röthlich. 27) Sternente; Schnabel hinten ſchwarz, Kopf oben braun, unter den Augen ein großer weißer Stern, Rücken aſchgrau, mit ſchwärzlichen Schwingfedern. 28) Weißzopf, Albellus, mit weißem Zopfe, der unterwärts an den Federn

dern ſchwarz iſt; die Augen ſtehn in einem ſchwarzen eyförmigen Flecke. 29) Weißbauch; Kopf braun, Schnabel ſchwarz, Körper braun mit weißen Strichen. 30) Schwarz und weißbunte; Schnabel ſchwarz, Füße goldgelb. 31) Sineſiſche Ente, Linn. galericulata, gehaubte Ente, hat eine grüne Haube, mit untermengten, purpurfarbigen Federn, weiße Backen; am Rücken hinterwärts ragen einige krumme aufwärts gebogene Federn von beyden Seiten hervor. Hals und Bruſt roth, Bauch weiß. Schnabel und Füße roth, Rücken roth mit himmelblauen Flecken. Auch am Bürzel ſtehen etliche Federn gekrümmet gegen den Kopf. Ein ſchöner bunter Vogel, der in China zu Hauſe iſt. 32) Grauköpfige Ente aus der Hudſonsbay, minuta; grau mit weißen Ohren, die erſten Schwingfedern ſchwärzlich, der rothe Schnabel vorn ſchwarz mit gelbem Naſenfleiſche beſetzet. In der Hudſonsbay und Island. 33) Schwarzplatte; hat nicht nur auf dem Scheitel, ſondern auch in der Mitte des Halſes einen weißen Fleck, und gleichſam einen Ring; die Flügeldecken blau, die Schwanzfedern bläulicht. Es giebt hiervon auch eine braune Art. 34) Weißback mit langen Schwanzfedern; Schnabel oranienfarben, am Schwanze zwo lange hervorragende Federn. Dieſen hat noch Boddaert einige Arten mehr zugefüget. 35) Weißliche, albeola L. Iſt weiß, Rücken und Flügel ſchwarz, Kopf blau, hinten weiß. In Amerika. 36) Winterente, Hiberna L. weiß mit ſchwarzen Rücken und Flügeln, Kopf oben und unten dick und glänzend. In Amerika. 37) Ente von St. Domingo; der Kopf vorn eiſenfarbig, ein ſchneeweißer Fleck an den Flügeln, die Schäfte der Schwingfedern ſehr ſchwarz. In Amerika. 38) Graue Caroliniſche Ente; am Körper braungrau, mit einem weißen Fleck an den Ohren und Flügel. In Amerika. 39) Brillente; ſchwarz mit einem weißen Schopfe und Nacken, und ſchwarzen Flecke hinter den Naslöchern. In Canada. 40) Bräunchen; mit ſchwärzlichem Körper, gewölkter Bruſt, und weißem Streif auf den Flügeln. Hin und wieder in Europa. 41) Eisente, Anas glacialis, mit langem ſpitzigem Schwanze, ſchwarzem Rücken und weißem Bauche. In Terreneuf. 42) Kamtſchatckiſche Ente; weiß mit blaßgrünen Fleck im Nacken, Flügel weiß und ſchwarz. In Kamtſchatcka. 43) Harleckin, Anas hiſtrionica, braun mit weiß und blau, Ohren und Schläfe mit einem doppelten Streif, Hals und Bruſt weiß. In Amerika und Island. 44) Geſchleyerte, Anas viduata, braun, Kopf

vorn weiß, hinten ſchwarz. In Carthagena. 45) Herbſtente, Anas autumnalis, grau mit ſchwarzem Schwanze und Schwingfedern, an den Flügeln ein Fleck roth und weiß. In Amerika. 46) Krummſchnabel, Anas adunca, die mittelſten Schwingfedern krumm, ſo wie der Schnabel auch. In Holland.

Entenadler.

Aquila anataria, iſt der ſogenannte Schelladler, aquila clanga, der oben beym Adler genannt worden. Er iſt braun von Farbe, nicht größer als ein engliſcher Hahn; daher er auch der kleine Adler heißt; vielleicht der einzige, der recht zahm werden kann. Entenadler nennt man ihn, weil er gern auf die Enten ſtößt, und ſie verfolget.

Entenbruth.

S. Entenmuſchel.

Entenfraß.

S. Entengrieß.

Entenfuß.

Fußblatt, Mayapfel, Anapodophyllum Tourn. Podophyllum Linn. iſt ein Pflanzengeſchlecht mit einem großen dreyblättrigen, gefärbten, abfallenden Kelche, neun rundlichen, vertieften, und am Rande gefaltenen Blumenblättern, vielen kurzen Staubfäden, und einen rundlichen Fruchtkeim, ohne Griffel, nur mit einem ſtumpfen, gefaltenen Staubwege geendiget; dieſer erſcheint noch auf der Beere, welche viele Saamen enthält. Es giebt davon zwo Arten.

1) Der ſchildförmige Entenfuß, Podophyllum peltatum L. die weiße, knotichte, und mit vielen Zäſerchen ſeitwärts hinkriechende Wurzel, treibt einige, etwa einen halben Fuß hohe Stängel, auf deren Spitze ein rundliches, ſchildförmiges, in fünf oder ſechs Einſchnitte tief zerſchnittnes Blatt ſitzet. Wenn die Blüthe hervorkommen ſoll, theilet ſich der Stängel, und man ſieht alsdenn zwey dergleichen Blätter, aus deren Winkel der Blumenſtiel entſpringt. Dieſer trägt nur eine große weißlichte Blume; die Frucht iſt gelb. Die Blüthe erſcheint im April, und die Frucht iſt im May reif. Die Wurzel ſoll Erbrechen verurſachen, und in Carolina ſtatt der Ipecacuanha gebrauchet, auch mit dieſem Namen beleget werden. Die Frucht wird von den Kindern in Amerika gern geſpeiſet. Sie wächſt in dem mitternächtigen Theile von Amerika.

2) Der doppeltblättrige Entenfuß, Podophyllum diphyllum L. Dieſer wächſt in Virginien. Aus der Wurzel treiben Stiele, deren jeder zwey völlig

ganze,

ganze, halbherzförmige Blätter trägt; zwiſchen dieſen treibt der Stängel mit einer Blume beſetzet. Die erſte Art findet man zuweilen in den Gärten, dauert auch bey einem mäßigen Winter im freyen Lande, ſonderlich wenn ſie unter Bäumen oder Stauden einigen Schutz erhält. Sie liebet einen leichten Boden; in einem fetten faulet die Wurzel gern.

Entengraß.

S. Schwingel.

Entengrieß.

Entengrieß, von Herr Planern Entengrün, ſonſt auch Entenfraß, Meerlinſen, Waſſerlinſen genannt, Lens, Lenticula paluſtris, Lemna L. Dieſes kleine ſonderbare Gewächſe bedecket im Sommer die Oberfläche der ſtillſtehenden Waſſer, und Herr von Linné hat in Schweden bemerket, wie ſolches mit der Ankunft der Schwalben auf dem Waſſer erſcheine, und ſich mit denſelben wieder unter das Waſſer ſenke. Bey angehenden Winter verſchwindet es ſchnell, und im Frühlinge erſcheinet es ſchnell und häufig wieder, und man behauptet, daß ſolches nicht verderbe, ſondern ſich nur auf den Grund ſenkte, und wieder hervorkomme. Auf dem Waſſer liegen die Blättchen, und aus derſelben untern Fläche treiben einzelne, oder mehrere, zarte, haarförmige Würzelchen, welche am Ende eine beſondere kegelförmige Röhre angeheftet haben, und ſich entweder im Waſſer verlieren, und davon ihre Nahrung ziehen, oder ſich an dem dabey ſchwimmenden Mooße befeſtigen. Daß dieſes Pflänzchen Blumen und Saamen trage, iſt vielen unglaublich vorgekommen, und Herr Ehrhardt hat noch unter den Neuern dieſelben geläugnet, und angenommen, es brauchte dergleichen gar nicht, indem dieſes Gewächſe nach Art der Polypen ſich vermehre, und die Blätterchen an den Seiten immer neuere hervortrieben, ſo daß neben jedem größern zwey und mehrere junge ſich zeigeten, und dadurch häufig vermehreten. Obgleich aber dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo beſchreibt doch Herr von Linné die Blumen, und will Zwitter und weibliche bey einander geſehen haben. Beyde haben einen einblättrigen, ſeitwärts geöffneten Kelch und kein Blumenblatt, die erſtern zween krumme Staubfäden, und einen eyförmigen Fruchtkeim mit einem kurzen Griffel; bey den weiblichen fehlen nur die Staubfäden, und dieſe allein bringen ein einfächerichtes Saamenbehältniß. Daß einige kleine Saamen in dem unterſten Häutchen des Blattes eingewickelt liegen, läßt ſich durch das Vergrößerungsglas leichtlich wahrnehmen. Dieſe Umſtände

und

und Befruchtungstheile hat Valliſneri an dem italieniſchen Entengrieß beobachtet, und deſſen Beobachtungen auch Michelli beſtätiget. Ob aber dergleichen auch bey unſern Arten wahrzunehmen ſeyn möchten, iſt ſehr zweifelhaft. Herr von Haller läugnet ſolches, und unterſcheidet daher auch die italieniſche Art, von der unſrigen, und giebt dieſer den Namen Hydrophace. Lemna iſt beym Herrn von Haller ein anderes Geſchlecht, und begreift den vierblättrigen Entengrieß, welchen Herr von Linne' zur Marſilea gerechnet. Die Hydrophace oder unſer Entengrieß beſteht nach Herr von Hallers Beſchreibung nur aus der doppelten Haut des Blattes und dem dazwiſchen geſetzten höhlichten Gewebe, und alle Vermehrung geſchieht durch die Vervielfältigung der Blätter.

Man hat dieſe Waſſerlinſen wegen ihrer kühlenden Eigenſchaft äußerlich als einen Ueberſchlag bey Entzündungen, rothen Augen u. ſ. f. angerathen; da aber dergleichen Mittel öfters mehr ſchädlich als nützlich ſeyn, ſoll man ſolche lieber gänzlich unterlaſſen. Innerlich will man ſelbigen eine ſtark eröffnende, beſonders urintreibende Kraft zuſchreiben; und D. Bates, ein engliſcher Arzt, hat ſolche mit Wein eingeweichet, und dieſen bey der Gelbſucht als ein bewehrtes Mittel angeprieſen. Der gewöhnliche Nutzen beſteht darinne, daß Enten und Gänſe ſolche gern freſſen; wenn man ſolche mit Kleye vermiſchet, geben ſie auch ein gutes Futter für die Hühner ab. Herr Ehrhardt vermuthet, daß die Wurzelfäſerchen, da ſie lang und zähe ſind, wie Flachs könnten zugerichtet werden. Nicht aller Entengrieß iſt in Anſehung der Blätter und der Würzelchen einander völlig ähnlich, ob aber dieſes veränderte Anſehn beſtändig, oder nach den Umſtänden unbeſtändig ſey, und ob man daher einige, wirklich verſchiedene Arten annehmen könne, ſcheint noch nicht gehörig ausgemachet zu ſeyn. Herr von Linne' beſtimmt vier Arten.

1) Der dreyfurchige Entengrieß, Lemna triſulca. Die lanzenförmigen Blätter ſitzen auf beſondern Stielen, wodurch dieſe Art leicht kennbar iſt. Wo jedes Blatt anfängt, ſitzen ſeitwärts zwey kleinere an, welche an dem Hauptblatte ein Merkmal oder Warze zurücklaſſen, aus welcher die einfache Wurzel abgeht. Das Pflänzchen wächſt, wie die Indianiſche Feige, mit einem ſproſſenden Stamme; das iſt, aus den Blättern entſpringen ſeitwärts neue Blätter, wodurch die Pflanze ſich vermehret.

2) Der kleine Entengrieß, Lemna minor, hat feſt- oder platt aufſitzende Blätter, welche auf

auf beyden Seiten flach, und mit einzeln Wurzeln beſetzet ſind.

3) Der höckerige Entengrieß, Lemna gibba. Die Wurzeln ſtehen einzeln, die Blätter ſitzen auch platt auf, ſind aber auf der untern Fläche halbkugelrund und weißlich.

4) Der wurzelreiche Entengrieß, Lemna polyrhiza L. hat platt aufſitzende Blätter, aus jedem kommen viele Wurzeln.

Entenmuſchel.

Concha anatifera. Dieſe Benennung hat eine Fabel zum Grunde. Im Nordocean fand man einsmalen eine erſtaunliche Menge Enten und Gänſe, und zugleich viele dergleichen, an ſchwimmenden Holze befeſtigte, Muſcheln; man glaubte daher, daß dieſe Vögel aus den Muſcheln, die Muſcheln aber aus dem faulen Holze hervorwüchſen. Um dieſe wunderbare Geburt zu beſtätigen, malete man Bäume, auf welchen dieſe Muſcheln mit lederartigen Hälſen hiengen, und bald einen Flügel, bald einen Kopf von einer jungen Ente herausſtrecketen. Dieſes Abendtheuer iſt längſt verſchwunden, der Name aber übrig geblieben. Dieſe Entenmuſchel iſt eine wahre Art der Meereicheln, Lepas anatifera Linn. auch unter dem Engliſchen Namen Bernacles, oder im Deutſchen Entenbruth, und Tellmuſchel mit einem Stiele, bekannt. Dieſe Muſcheln werden bey anderthalb Zoll lang, ſitzen an einem darmartigen, öfters einen Schuh langen, Fortſatze und niſten in großer Menge beyſammen an ſchwimmenden Holze, Schiffsböden und Felſen in allen Meeresgegenden. Die glatte Schale beſteht aus fünf Klappen, als zwo großen an der Seite, zwo kleinern an der Spitze, und einer über den Rücken, woran die beyden Seitenſchalen ſchließen. Die Schalen ſind bläulicht oder gelblicht weiß, und die Näthe gelb oder braun gefärbet. Der Inwohner iſt platt, und giebt zehn Paar kammartige Aerme von ſich, die ſich wie ein Federbuſch zeigen. Eine andere, dieſer faſt ähnliche, Meereichel nennet man

die Gänſemuſchel, Lepas anſerifera Linn. Sie iſt auch platt gedruckt, aus fünf Schalen zuſammengeſetzet und an einen langen Darm befeſtiget. Sie iſt aber nicht größer als ein Leinſaame und die Schale der Länge nach mit Gruben und erhabenen Rippen verſehen, da die vorherſtehende hingegen ſich glatt zeiget. Beyde erhalten auch wegen des langen Darmes den Namen Langhals. Herr Müller aber nennet eine andere Art Meereichel, nämlich, Lepas aurita L.

Den geöhrten Langhals, welcher ſich von beyden vorherſtehenden dadurch merklich unterſcheidet,

det, daß ein doppelter Köcher oben am Rücken, wie ein paar aufgerichtete Ohren, hervorraget. Die Schaale iſt bäuchig, häutig, an einem langen Darme befeſtiget, und die Oeffnung achtklappig gezähnelt. Man findet dieſe nur in der Nordſee.

Von dieſen Muſcheln wollen wir noch einige Wahrnehmungen des Herrn Needhams anführen. Ihre Fortpflanzung ſcheint mit den Süßwaſſerpolypen etwas ähnliches zu haben. Es hat derſelbe ſechs bis ſieben in einem Haufen gefunden, die mit ihren Enden genau bey einander ſaßen, und die nicht ſowohl aus Mutterleibe, wie Zweige aus dem Stamme kommenden Jungen, ſondern aus einer Wurzel treibenden Sproſſen ähnlich waren. Hr. Paſtor Götze aber hat einige geſehen, welche mit den Enden der Röhre oder des Stieles zuſammenhiengen, und andere, welche an verſchiedenen Oertern ihres Körpers Sprößlinge trieben; wodurch dieſe pflanzenartige Vermehrung noch mehr beſtätiget wird. Der Stiel, oder der darmartige Fortſatz, beſteht aus verſchiedenen in einander eingeſchloſſenen Häuten, die aus lauter, in der Länge heruntergehenden, Fäden zuſammengeſetzet ſind. Dieſe Fäden können ſich gewaltig ausdehnen, ſo daß der Stiel, wenn das Thier lebet, zweymal ſo lang, als ſolcher von Natur iſt, werden kann. Solcher iſt inwendig zwar hohl, hat aber mit dem Thiere ſelbſt keine Gemeinſchaft. Die Klappen des walzenförmigen Gehäuſes können ſich, wenn das Thier lebet, ziemlich von einander geben und zuſammenziehen. Der Kopf des Thieres iſt mit vielen kleinen Hörnern oder Armen bewaffnet, die allmählig kürzer werden, und unter dem Vergrößerungsglaſe gefranzt erſcheinen. Dieſe Armen ſtehen nicht in einem Zirkel um das Maul herum, ſondern ſie kommen alle in der Gegend aus einem Puncte hervor; ziehen dieſe ſich zuſammen, ſo bilden ſie ungleiche Lagen, welche in einander ſtecken. Der Kopf kann ſich nach Belieben in die hohle Schaale einziehen und hervorkommen. Mit den ausgeſtreckten Armen machet das Thier im Waſſer einen Wirbel, wodurch ihm die Nahrung zugeführet wird. Unter dem Maule und zwiſchen dem Buſche der Arme ſitzt ein hohler Rüſſel, der in einer, mit Haaren beſetzten, und durch Gelenke abgeſchnittenen Röhre beſteht. Sie enthält eine lange runde Zunge und dieſe kann aus ihrem Futterale aus und wieder eingezogen werden. Das Maul beſteht aus ſechs Blättchen, die von einander gehen können und an ihrem erhabenen Rande gezähnet ſind. Wenn dieſe Blätt-

chen wechſelsweiſe auf und nieder beweget werden, ſo wirken die Zähne insgeſammt auf das, was ihnen bey dieſer Bewegung vorkömmt; ſie ſchließen dergeſtalt in einander, daß ſie, eine mit Falten beſetzte, Oeffnung bilden. Der Körper hat faſt die Geſtalt einer Auſter.

Herr Needham hat bey einer kleinern Art dieſen beſondern Umſtand bemerket, daß die Schaale mit dem Stiele in einer andern einklappigen Schaale lieget, welche die Geſtalt eines abgeſtutzten Kegels hat, und ſich unten an die Schiffe anhängt.

Eine ganz verſchiedene zweyſchalige Muſchel, welche deswegen von den Enten ihren Namen erhalten, weil ſie von dieſen fleißig aufgeſuchet und gefreſſen wird, kömmt unter den Mießmuſcheln vor.

Entenſchnabel.

Dieſer, auch im Holländiſchen gebräuchliche, Name iſt von der Geſtalt der beyden Schaalen, welche das Muſchelgehäuſe ausmachen, hergenommen. Es wird ſolches auch der ewig dauernde Gaper oder Gaffer genannt, weil es ſich niemals zuſchließt. Die Schalen ſind ſchmutzig weiß, oder grau, durchſichtig, faſt häuticht, mit Haaren beſetzet, und führen am Schloſſe eine ſcharfe Ribbe. Herr von Linne ſetzet ſolche unter die Scheiden, und iſt Solen anatinus.

Unter dieſem Namen führet Hr. Rumph mehrere Arten an, und eine derſelben bringt Herr von Linne unter das Geſchlechte der Korbmuſcheln, und wird von demſelben Mactra lutraria, von Herr Müllern Schlammmuſchel genannt. Die dünnen, ſehr zerbrechlichen, glatten, länglicht eyförmigen Schalen, ſind inwendig weiß, und auswendig gelblichtbraun; ſie werden von dem Thiere durch Bänder geſchloſſen, und in dem Schloſſe jeder Schale befindet ſich eine birnförmige Höhlung, aber kein Seitenzahn. Dieſes iſt vielleicht die andere Sorte, welche Herr Leſſer unter dem Namen Entenſchnabel anführet. Es beſchreibt derſelbe aber auch den großen Entenſchnabel, deſſen Schalen aſchgrau, breit, dicke, und am Rande gleich geſtreifet ſind; ſie ſchließen ſich an der einen Seite nicht völlig zu und ſind etwas auswärts gekrümmet. Die dritte Art iſt nur einen kleinen Finger lang und vom Schloſſe herab nach dem Rande zu geſtreifet. Beyde ſind vielleicht nur Abänderungen der zuerſt beſchriebenen Art aus dem Geſchlechte der Scheiden. Das Thier dieſer Muſcheln wird roh gegeſſen, und ſoll vor den Auſtern den Vorzug haben.

Entomolithen.

Entomolithi. Unter dieſem Namen verſteht man verſteinerte Inſecten, wovon Wallerius Mineralogie S. 460. zwo Claſſen machet: 1) verſteinerte fliegende Inſecten, Entomolithi Pterygii, als verſteinerte Käfer, Hornkäfer, Sommervögel, Jungfern, Fliegen, u. ſ. f. 2) verſteinerte ſchalichte Thiere, verſteinerte Krebſe, Aſtracolithi, wohin das ganze Krebsgeſchlecht gerechnet wird.

Entrochiten.

Entrochi, ſind verſteinerte Glieder von den Seeſternen, welche, wie Wallerius Mineral. S. 463. ſaget, aus mehrern Trochiten, einer über den andern, zuſammengeſetzet ſind; in langer cylindriſcher Geſtalt; im Mittelpuncte entweder hohl, oder mit einer andern Materie ausgefüllet; auf der Fläche mit Querzirkeln abgetheilet, welche den Unterſchied zwiſchen den Trochiten machen. Man meynet, es ſind zuſammengeſetzte Glieder, oder der Rückennerven von den ſo genannten Seeſternen. Man findet breitſtrahlichte und ſchmalſtrahlichte Entrochiten mit abgenutzten Cirkeln und Abſätzen. S. Trochiten.

Enzian.

Gentiana. Ein weitläuftiges und wegen der verſchiedenen Geſtalt der Blume und veränderten Anzahl ihrer Theile, ſchwer zu beſtimmendes Geſchlecht. Die Frucht iſt allein in allen Arten gleichförmig. Der ſtehenbleibende Kelch iſt in fünf länglichte Einſchnitte getheilet. Das Blumenblatt iſt unterwärts röhrenförmig, und der Rand mit fünf Spitzen geendiget, bey einigen Arten glockenbey andern trichterförmig, und noch bey andern radförmig geſtaltet. Gemeiniglich zählet man fünf kurze Staubfäden, zuweilen auch nur viere, und bey dieſen Arten hat der Kelch und das Blumenblatt auch nur vier Einſchnitte; es giebt auch eine Art, wo der Kelch und das Blumenblatt acht Einſchnitte haben. Der länglichte Fruchtkeim iſt ohne Griffel, mit zween Staubwegen beſetzet, und verwandelt ſich in ein länglicht rundliches, zweyzackichtes, einfächerichtes und mit zwo Klappen ſich öffnendes Saamenbehältniß; die vielen kleinen Saamen ſitzen der Länge nach an den Klappen. Die Herren von Linné und von Haller vereinigen mit dem Enzian auch das Tauſendgüldenkraut. Da aber deſſen Frucht zweyfächericht iſt, und der einfache Griffel ſich nur mit einem Staubwege endiget, kann man ſolches füglich als ein beſonderes Geſchlecht beybehalten.

1) Gelber Enzian, Bitterwurzel, Gentiana lutea Linn.

wächſt auf den Schweizer- Oeſterreichiſchen und Pyreneiſchen Gebirgen. Die dauerhafte Wurzel treibt einfache, einen bis zween Fuß hohe Stängel und viele Blätter; dieſe ſtehen am Stängel einander gegen über, ſind glatt, glänzend, länglicht, völlig ganz, und mit drey oder fünf Adern merklich durchzogen; die untern des Stängels ſind geſtielet, die obern aber ſitzen platt an, und umfaſſen ſolchen einigermaßen. Ueber den Blättern ſitzen die Blumen wirtelweiſe, und bey jeder Blume ſtehen zwey kleine Blättchen. Wenn dieſe ſich öffnen, wird der Kelch der Länge nach geſpalten, und ſtellet alſo eine Scheide vor. Das blaßgelbe, jedoch mit dunklern Puncten gefleckte, Blumenblatt iſt zwar glocken- jedoch auch zugleich radförmig und mit fünf Spitzen geendiget; um den Fruchtkeim ſitzen am Boden fünf kleine Erhebungen. Die Aerzte gebrauchen hiervon die Wurzel, und nennen ſolche den rothen Enzian, Gentianae rubrae radix; ſelbige iſt wohl einen Fuß lang, einen oder zween Daumen dicke, äſtig, ſchwammicht, auswendig braun, inwendig röthlicht, und von einem ſehr bittern Geſchmacke. Und nach dieſer Eigenſchaft laſſen ſich ihre Kräfte leicht beurtheilen. Man glaubte ehedem, daß ſelbige dem Gifte widerſtehe, und wollte ſie auch wider den tollen Hundsbiß anrathen; wozu aber ſelbige viel zu unkräftig iſt. Gewiſſer iſt ihre zertheilende und ſtärkende Wirkung, und kann mit Nutzen in Verſtopfung der Eingeweide, vorzüglich der Leber, wie auch bey den Wechſelfiebern, ſchwachen Magen und verminderter Verdauung, wie auch gegen die Würmer gebrauchet werden. Herr Whytt hat ſolche vorzüglich in der Gicht, und Herr v. Linné wider den Stein empfohlen. Man pfleget ſolche mit Wein oder Waſſer abzukochen; doch iſt der Geſchmack faſt zu bitter, und daher ziemlich aus der Mode gekommen. Will man ſolche innerlich gebrauchen, kann man füglich das Extract erwählen. Der Trank von dieſer Wurzel hat das Fleiſch lange Zeit vor der Fäulniß verwahret. Die Wundärzte machen zuweilen Quellmeißel daraus, um die Wunden und Geſchwüre damit zu erweitern. Die Viehärzte gebrauchen ſolche häufig wider die Würmer, und zu Abwendung des kalten Brandes. Dieſe Art iſt in den Gärten ſchwer zu erziehen, und die, aus Saamen erzogenen, Pflanzen brauchen wohl ſechs Jahre Zeit, ehe ſie blühen. Zur Zierde in den Gärten ſind die folgenden Arten beſſer, und kommen auch viel leichter fort.

2) Der blaue Herbſtenzian, Lungenblume, blauer Torant, Gentiana pneumonanthe Linn. wächſt bey uns auf feuchten Wieſen,

ſen, und blühet im Herbſtmonathe. Die fäſerichte, dauernde Wurzel treibt ſchwache, in die Höhe gerichtete, einen bis anderthalb Fuß lange Stängel. Die einander gegen über ſtehenden, ſchmalen Blätter ſind faſt der ganzen Länge nach von einer Breite und ſtumpf geendiget, in deren Winkel eine oder auch mehrere Blumen auf kurzen Stielen ſitzen. Das ſchöne blaue Blumenblatt iſt glockenförmig, fünfmal eingeſchnitten; die Röhre inwendig punctiret, und zwiſchen den Einſchnitten erſcheinen kleine Falten. Die fünf Staubbeutel ſind mit einander verwachſen, und wegen des letztern Umſtandes hat Herr Gleditſch aus dieſer und einigen andern Arten ein beſonderes Geſchlecht gemachet, und ſolches Pneumonanthe genannt. Dieſe hat vielleicht mit der vorigen gleiche Kräfte und S. Pauli vergleicht ſie mit dem Tauſendgüldenkraute.

3) Der großblümichte Enzian, Gentianella, Gentiana acaulis Linn. wächſt auf den Schweizer- und Oeſterreichiſchen Gebirgen und blühet im Frühjahre. Dietrich nennt ſolchen nach dem lateiniſchen Beynamen den ſtammloſen Enzian, welches aber falſch iſt, indem wirklich ein Stängel zugegen, ſelbiger aber nur kurz, auch mit zwey einander gegen über geſtllten Blättern und gemeiniglich rückwärts gebogenen und mit einer einzigen, vorzüglich großen blauen Blume, geendiget iſt. Aus der holzichten und in viele Aeſte getheilten, dauerhaften Wurzel treiben viele ſteife, lanzenförmige, mit drey Nerven durchzogene Blätter. Das große blaue Blumenblatt iſt glockenförmig, inwendig getüpfelt, und zwiſchen den fünf Einſchnitten ragen weißliche Falten hervor.

4) Der Frühlingsenzian, Roßnägel, Brendelblümlein, blaue Junkerblume, Gentiana verna Linn. wächſt auch auf den Schweizer- und Oeſterreichiſchen Alpen, blühet im Frühjahre und hat mit der vorigen viel ähnliches. Die fäſerichte, dünne, dauerhafte Wurzel treibt viele, dicht über einander liegende, eyförmige, ſpitzige, dreynervichte Blätter. Der Stängel iſt etwa einen Finger hoch, niemals in Aeſte getheilet, mit einem, auch zwey Paaren Blättern beſetzet, und mit einer einzigen Blume geendiget. Der Kelch iſt fünfeckicht. Des ſchönen blauen trichterförmigen Blumenblattes Einſchnitte ſind mit dazwiſchen geſetzten Falten, und der einfache Staubweg gleichſam mit Franzen gezieret, rund und ſchildförmig geſtaltet. Dieſe Pflanze iſt gar nicht bitter, die Blume aber eine vortreffliche Zierde der Gärten, zumal ſelbige ohne alle Wartung im freyen Lande häufig zum Vorſchein kömmt. Aus den Blu-

men hat Herr von Haller eine ſchöne blaue Farbe bereitet.

5) Der bartblümichte Enzian, Kälberſchiß, Gentiana amarella Linn. wächſt auf den Wieſen in Deutſchland, und blühet im Herbſte. Die zarte, fäſerichte, dauerhafte Wurzel treibt einen niedrigen, am obern Theile mit vielen, faſt gleich hohen, Aeſten beſetzten Stängel, welchen die, einander gegen über geſtellten, breiten und ſpitzigen Blätter umfaſſen. Der Kelch iſt fünf- auch vierfach zerſchnitten. Das blaulicht purpurfarbige Blumenblatt iſt länglicht glockenförmig, mit vier oder fünf dreyeckichten Spitzen geendiget, deren jede bey ihrem Anfange einen beſondern, in viele Härchen zerſchnittenen bartförmigen Anſatz zeiget.

6) Der Feldenzian, Gentiana campeſtris Linn. iſt, wie Hr. v. Haller angenommen, nur eine Spielart von der vorigen, welches auch Herr von Linne' nicht gänzlich abläugnet. Das Hauptkennzeichen, nämlich der haarförmige Buſch in dem Blumenblatte, zeiget ſich auch hier; nur hat dieſes allemal vier Einſchnitte. Dieſe Spielart hat Herr von Linne' unter den Arzneymitteln angeführet, und ſelbige, in Wein gekochet, wider das Seitenſtechen angerühmet. In Schweden pflegen die armen Leute ſolche ſtatt des Hopfens zum Bierbrauen zu gebrauchen. Vermuthlich kann die Stammart ſelbſt dieſen Nutzen leiſten.

7) Der gefranzte Enzian, Himmelſtängel, Gentiana ciliata L. wächſt auf den Bergen Italiens, auch in Thüringen, blühet im Herbſte, hat eine zarte, fäſerichte Wurzel, und einen Fuß hohen und oberwärts in Aeſte getheilten Stängel. Die Blätter ſind unter einem ſpitzigen Winkel aufwärts gerichtet, lang, ſchmal und ſpitzig. Das blaue Blumenblatt theilet ſich aus einer bauchichten Röhre in vier dreyeckichte Spitzen, welche am Rande mit Haaren beſetzet ſind.

8) Der Creuzenzian, kleiner Enzian, Sperenſtich, Creuzwurz, Engelswurzel, Sibyllenwurzel, Modelgree, auch Himmelſtängel und Lungenblume genannt, Gentiana cruciata Linn. wächſt in der Schweiz auf Bergen und in andern unfruchtbaren Gegenden. Die dauerhafte, weiße Wurzel theilet ſich in viele, unordentlich durch einander laufende, Aeſte. Der dicke, und etwa einer Spannen hohe Stängel iſt mit vielen Blättern dichte und dergeſtalt beſetzet, daß ſolche zwar allemal einander gegen über ſtehen, aber nicht auf eine Seite gerichtet, ſondern creuzweiſe geſtellet ſind; ſie umgeben auch den Stängel genau, ſind länglicht ſpitzig, und mit fünf Nerven durchzogen. Zwiſchen den Winkeln der mehreſten Blätter

ſitzen einige Blümchen auf kurzen Stielen, wirtelförmig. Das Blumenblatt iſt röthlich blau, oder violet; die weite Röhre deſſelben iſt von dem Kelche ganz umſchloſſen, und die vier oder fünf dreyeckichten Einſchnitte ſind unter einem rechten Winkel auswärts gebogen, und mit dazwiſchen befindlichen Falten gezieret. Dieſe Art findet man häufig in den Gärten, dauert in einem ſchattichten, feuchten Boden viele Jahre, und läßt ſich durch die Wurzel vermehren. Die Wurzel kann die Stelle des rothen Enzians vertreten, indem ſie eben ſo bitter iſt.

Außer dieſen und andern, von den Schriftſtellern beſchriebenen, Arten des Enzians finden wir in der Würtenbergiſchen Pharmacopie S. 141. einen Indianiſchen Enzian angeführet und deſſen Wurzel gelobet. Die Portugieſen haben dieſe blaßgelbe, aus Knoten und Cirkeln gleichſam zuſammengeſetzte, und der Jpecacuanha faſt ähnliche Wurzel aus Amerika gebracht; es beſitzt ſelbige einen überaus ſtarken gewürzhaften, bitterlichen, aber nicht unangenehmen Geſchmack, und ſoll, ſonderlich bey eingewurzelten, hartnäckichten Wechſelfiebern vortreffliche Wirkung leiſten; es ſoll ein Scrupel dieſer Wurzel mehr, als etliche Quentchen von der Chinarinde ausrichten, auch ſelbige, weñ man ſie nur kauet, und den Speichel hinterſchlucket, dieſe Wirkung haben. Schade, daß dieſe Wurzel, und von welcher Pflanze ſolche eigentlich abſtamme, weiter noch nicht bekannt iſt.

Aus einigen Arten des Enzians hat Herr von Linné in neuern Zeiten ein neues Geſchlecht gemachet und ſolches Chlora, Herr Planer Biberkraut genannt. Der Kelch iſt achtblätterîcht, das Blumenblatt in acht Einſchnitte getheilet, und mit acht Staubfäden beſetzet. Das einfächerichte Saamenbehältniß öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält viele Saamen.

Der durchſtochene und vierblätterichte Enzian, Gentiana perfoliata und quadrifolia, nebſt der Chironia mit zwölf Staubfäden machen dieſes Geſchlecht aus. Den durchſtochenen Enzian hat ſchon Hudſon als ein eigenes Geſchlecht, unter dem Namen Blackſtonia, angenommen. Da auch dieſe hier vereinigten Arten in Anſehung der Zahl von Einſchnitten des Blumenblattes und der Staubfäden nicht mit einander übereinkommen, ſo ſcheint noch nicht ausgemachet zu ſeyn, in wie ferne ſolche ein eigenes Geſchlecht ausmachen, oder bey dem Enzian gelaſſen werden können.

Endlich müſſen wir noch bemerken, wie in den Apotheken zwo andere Pflanzen, ſo zu dieſem Geſchlechte nicht gehören, mit dem Namen Enzian beleget worden.

Die eine heißt man den ſchwarzen Enzian, ſchwarze Hirſchwurzel, Bergpeterlein, Vielgut, Gentiana nigra offic. bey einigen heißt ſie Ceruaria nigra, und bey dem Herrn von Linné findet man ſelbige unter dem Namen Athamanta ceruaria, angeführet. Dem, aus einigen andern zuſammengeſetzten, Geſchlechte Athamanta hat Herr Planer den Namen Hirſchwurzel beygeleget. Sie gehöret alſo zu den Doldengewächſen. Ihre Wurzel iſt lang, dicke, in Aeſte getheilet, mit einer ſchwarzen Schale bedecket, und am obern Theile mit einem Büſchel Borſten beſetzet. Der geſtreifte Stängel wird zween bis drey Fuß hoch, hat viele Nebenzweige, und iſt bey jedem Gelenke mit einem Blatte beſetzet; die Blätter, ſowohl der Wurzel, als des Stängels ſind groß, im Ganzen betrachtet faſt dreyeckicht, aber in viele Flügel zerſchnitten, oder vielmehr zuſammengeſetzet, gefiedert, indem jeder Flügel wieder federförmig in Lappen getheilet, und dieſe eingekerbet ſind. Die ganze Dolde hat eine gemeinſchaftliche, und die Abtheilungen derſelben gleichfalls eine beſondere Hülle; beyde beſtehen aus haarzarten, langen, rückwärts gebogenen Blättchen, dieſe aus vielen, jene aus wenigen. Die Saamen haben einen geflügelten Rand, wodurch ſie ganz platt erſcheinen. Es wächſt dieſe Pflanze auf den Bergen in der Schweiz, Oeſterreich, blühet im Sommer und erhält ſich in der Wurzel. Dieſe enthält im friſchen Zuſtande viel harzichtes Weſen, und obgleich ſelbige nur von den Viehärzten gebrauchet wird, verdienet ſie doch alle Achtung und einer weitern Unterſuchung.

Die andere wird der weiße Enzian, auch weiße oder große Hirſchwurzel, genannt, Gentiana alba offic. Herr von Linné hat ſolche unter dem Namen Laſerpitium latifolium, breitblätterichtes Laſerkraut, angeführet. Es iſt ſolches eines der größten von den einheimiſchen Doldengewächſen, welches ſowohl mit den anſehnlichſten Blättern verſehen iſt, als auch, wenn es einige Jahre erreichet, und in einem guten lockern, feuchten Boden ſteht, Armes dicke, weiße Wurzeln über zween Fuß tief treibt, und auf ſechs- bis achtfüßigen, ſtarken Stängeln im Sommer die allergrößeſten weißen Blumendolden trägt. Auf Bergen und wo der Grund ſchlecht iſt, bleibt es viel kleiner. Daher Herr von Haller die Höhe des Stängels nur einen bis zween Fuß hoch angiebt. An den Knoten ſitzen große Blätterſcheiden, und die Blätter ſelbſt ſind groß, doppelt gefiedert, und beſtehen aus vier paar Flügeln, und jeder davon aus fünf, oder drey Lappen. Dieſe oder die Blättchen

ſelbſt ſind ſteif, ſchief, blaulicht angelaufen, herzförmig und ſägeförmig eingekerbet; die Randzäckchen laufen gleichſam in eine Granne aus. Der breite Blumenſchirm hat eine allgemeine und beſondere Hülle; jene beſteht gemeiniglich aus acht breiten, lanzenförmigen Blättchen, dieſe aus viel ſchmälern. Die Frucht iſt mit acht, und jeder Saame mit vier erhabenen Flügeln der Länge nach beſetzet. Dieſe Flügel ſind zuweilen glatt, zuweilen kraus, und einige Schriftſteller haben daraus zwo verſchiedene Arten machen wollen. Die Wurzel iſt ſcharf, hitzig, und ſoll eine zertheilende, und die monathliche Reinigung befördernde Kraft beſitzen; wird aber ſelten gebrauchet, obgleich ſelbige alle Achtung verdienet, und in der Vieharzneykunſt billig hochgeſchätzet wird. Man pfleget ſolche auch in den Gärten zu unterhalten, und aus Saamen zu erziehen. Die jungen Stöckchen ſoll man zeitig dahin verpflanzen, wo ſie ſtehen bleiben können, indem ſelbige das öftere Verpflanzen nicht füglich vertragen.

Epeler.

S. **Ahorn.**

Epen.

S. bey den **Kirſchen** die **Traubenkirſche.**

Eperlan.

Schmelt, Köterlein, bey Antwerpen, Richter, Oſmerus I. Arted. Salmo Eperlanus. Linn. gen. 178. ſp. 13. Müllers **Meerſtint** unter ſeinem Salmengeſchlechte, ſ. Kleins **Trutten**, Trutta II. und unſern Artikel **Bachbambele**, I. 471.

Epff.

S. **Peterlein.**

Ephern.

S. **Ahorn.**

Epheu.

Hedera. Die Blumen ſind doldenförmig geſtellet, und jede einzelne Dolde wird von einer kleinen, vielfach ausgezackten, Hülle umgeben; der kleine Kelch iſt mit fünf Zähnen beſetzet, die fünf länglichten, ausgebreiteten Blumenblätter am Ende krumm gebogen, die fünf Staubfäden mit unterwärts geſpaltenen Staubbeuteln beſetzet, und der, vom Kelch umgebene, Fruchtkeim zeiget einen ganz kurzen Griffel mit einem Staubwege, und verwandelt ſich in eine kugelförmige Beere, in welcher gemeiniglich fünf eckichte Saamen liegen. Es ſind zwo Arten davon bekannt.

1) Der ganzblätterige **Epheu**, **Eppich**, **Wintergrün**, **Baumwinde**, **Mauerpfau**, **Mauerewig**, **Iloof**, **Ilaub**, **Klinox**, **Iuen**

Iuenblätter, Lorbeerkraut, Klimmop, Hedera arborea, Hedera helix L. Ein baumartiges Gewächſe von beſonderer Art. In den erſten Jahren treibet ſolches lange ſchwache Ranken, welche auf der Erde hinlaufen, und an allem, was ſie finden, ſonderlich bey Bäumen in die Höhe ſteigen, und mit den kleinen Fäſerchen oder Hacken, welche überall auf der hintern Seite des Stängels hervortreiben, ſich an der Rinde befeſtigen, und wechſelsweiſe geſtellte, geſtielte, lanzenförmige, feſte, dunkelgrüne, glänzende Blätter, aber in dieſem Zuſtande weder Blumen noch Früchte tragen. Nach und nach verändern ſich die Blätter, und zertheilen ſich in fünf Ecken oder vorragende Spitzen, welche aber mit der Zeit, und wenn der Stängel mehr holzicht wird, und die Pflanze gleichſam ihre Vollkommenheit erhalten, ſich wieder vermindern, ſo, daß man gemeiniglich nur drey Spitzen zählen kann; und wenn ſelbige veraltert, erſcheinen die Blätter wieder völlig ganz und eyförmig. Bey allen dieſen Veränderungen der Blätter bleibet der Stamm ſich immer, ſoviel wir wahrgenommen, ähnlich, nämlich ſelbiger liegt an einem andern Körper, ſonderlich an alten Bäumen, und befeſtiget ſich an ſolchen mit ſeinen Hacken, doch ſo, daß der dicke holzige Theil nur an der Mauer anliegt, die ſchwächern Aeſte aber in die Zwiſchenräume eindringen, und dadurch der ganzen Pflanze eine Befeſtigung geben. Wir haben dergleichen von funfzig und mehrern Jahren geſehen, welche an und in der Mauer dem ganzen Umfange nach angeheftet waren, und davon einer noch mit dem unterſten Theile des Stammes in der Erde geſtanden, da hingegen ein anderer gar keinen ordentlichen Stamm zeigete, ſondern etliche Ellen von der Erde entfernet an der Mauer ſeinen Anfang genommen. Beyde treiben jährlich viele junge Ranken mit ungetheilten Blättern und zäßrichten Klammern verſehen, an welchen aber ſelten Blumen erſcheinen, ſondern dieſe kommen aus den ältern, und mit lappigen Blättern beſetzten Aeſten; doch hat ſich auch zuweilen das Gegentheil geäußert, und die blühenden Aeſte ganze, die nicht blühenden ausgezackte Blätter gezeiget. Daß dieſer Epheu ſich mit der Zeit in einen ordentlichen Baum verwandele, und ſich allein aufrechts erhalte, haben wir nicht wahrgenommen, ſcheint auch der Natur dieſes Gewächſes zuwider zu ſeyn. Daß die obern Aeſte verdorren, wenn man den untern Stamm abhauet, kann du Hamel wohl aus Erfahrung behaupten; doch geſchieht dieſes vielleicht nur alsdenn, wenn ſol-

ches zur unrechten Zeit geſchiehet; unſere Bäume grünten beſtändig, und ſtanden außer der Erde nur an der Mauer befeſtiget. Die im September hervortreibenden Blumen ſind grünlicht, und die im April folgenden Jahres reifen Beeren ſchwarz. Es giebt dieſer Epheu eine ſchöne Bekleidung alter Mauern, und hat wegen der immergrünenden Blätter für vielen andern kletternden Pflanzen den Vorzug, nur muß man viele Jahre warten, ehe ſelbiger die nöthige Größe erhält.

In Töpfen unterhält man eine Spielart mit ſcheckigen, gold- und ſilberfärbigen Blättern, welche aber niemals hoch und ſtark wird, ſondern nur aus ſchwachen Ranken beſtehet. Das weiche, weißliche Holz iſt oft mit grauen maſerichen Stellen bezeichnet; es werden daraus kleine Kügelchen gedrehet, und ſelbige in die Wunden geleget, um ſie offen zu erhalten. Wegen dieſer leichten und ſchwammichten Beſchaffenheit des Holzes, hat man daraus Becher gedrechſelt, und dadurch den Wein filtriret. Die hierzu erforderlichen Stücke aber ſind ſelten zu erlangen. Die Blätter pfleget man in Engelland zu ſammlen, und friſch dem Viehe vorzulegen; es ſoll dieſes ſehr begierig darnach ſeyn. Die Blätter im Weineſſig geweichet, und auf die Hühneraugen geleget, ſollen ſelbige verzehren. Zur Blüthzeit ſchwitzen die Blumenkelche einen beſondern Saft aus, wodurch viele Inſecten angelocket werden. In Perſien und den morgenländiſchen Provinzen machet man in den Stamm Einſchnitte, woraus ein Saft quillet, der ſich in ein Harz verwandelt. Gummi Hederae. In der Schweiz ſoll ſelbiges bisweilen von ſelbſt herausfließen. Dieſer glänzende, undurchſichtige, aus dem dunkelgrünen ins braune, oder eiſenfärbig fallende, harte und feſte Harzſaft iſt von innen gelb- oder rothbraun, und giebt beym Verbrennen einen balſamiſchen Geruch von ſich. Da ſolcher von den Säften des menſchlichen Körpers kaum aufzulöſen iſt, wird er innerlich ſelten gebrauchet, außer in Pillen, welche zuſammenziehen ſollen; aber auch dieſe Wirkung wird nicht merklich ſeyn. Es ſchicket ſich beſſer unter die Wund- und andere zuſammenziehende Pflaſter. Dasjenige, ſo gemeiniglich in den Apotheken unter dieſem Namen verkaufet wird, hat eine mehr ſcharfe und freſſende Eigenſchaft, und kömmt vermuthlich von einem ganz andern Baume.

2) Fünfblättriger Epheu, Jungfernwein, Vitis Canadenſis, Hedera quinquefolia Linn. wächſt in Canada. Iſt gleichfalls eine kletternde Pflanze, welche zwar einen holzigen, doch ſchwankenden

kenden Stamm erhält, überall aber häufige, und an andere Körper ſich anklammernde Aeſte treibet, und überhaupt mit dem Weinſtocke viel ähnliches hat; wie denn auch die Befeſtigung durch beſondere äſtige Gäbelchen geſchieht, welche ſich mit ihren platten Enden feſt einſetzen. Jedes Blatt beſteht aus fünf oder ſieben eyförmigen, ausgezackten, oberwärts glänzenden, und dunkelgrünen Blättchen. Im Herbſte werden ſelbige roth, und fallen gegen den Winter frühzeitig ab; die Zahl an den Blumentheilen wechſelt mit viere und fünfe. Man will hier ſtatt der Zwitter, weibliche und männliche Blumen beobachtet haben, auch ſind die Beeren nicht ohne Scheidewand, ſondern in zween Fächer abgetheilet; die jungen Triebe wachſen ungemein ſtark, und Miller berichtet, daß ſie in guten Jahren auf zwanzig Fuß hoch wachſen; daher man dieſe Pflanze zu Lauben und bedeckten Gängen nützlich gebrauchen kann. Bey Bogengängen hat ſie faſt vor allen andern den Vorzug, weil ſich die langen und biegſamen Aeſte nach jeder willkührlichen Ordnung ſchneiden und binden laſſen, auch durch unſere Winter Kälte nicht leiden. Auch kann man alte Mauern damit bekleiden, weil die Gäbelchen ſich gerne in alle Zwiſchenräume einſetzen. Am leichteſten geſchieht die Vermehrung durch die auslaufenden Schößlinge.

Epheu, canadenſiſcher, S. Mondſaamenkraut.

Eppich.

Herr Dietrich nimmt zum Geſchlechtsnamen Waſſermerk, Sium L. Iſt aus der Familie der Doldengewächſe. Sowohl die ganze Dolde, als auch die einzelnen Abtheilungen derſelben haben eine Hülle, welche aus vielen ſchmalen Blättchen beſtehet. Die fünf Blumenblätter ſind einander durchgehends ähnlich, herzförmig, eingebogen, und umgeben fünf Staubfäden nebſt zween Griffeln. Die eyförmig runde, geſtreifte Frucht theilet ſich in zween gleichförmige, auf der einen Seite platte, auf der andern erhabene, geſtreifte Saamen. Zu dieſem Geſchlechte haben die neuen Schriftſteller auch die Zuckerwurzel und das Sichelkraut gebracht, welchen Herr von Haller noch die Cicutam Linn. beygefüget, obgleich bey dieſer die Hauptdolde keine Hülle zeiget. Dieſe Pflanzen, wie auch die Ninſiwurzel, welche hieher gehöret, kommen an ihrem Orte vor; wir bemerken daher nur

1) Den breitblätterichten Eppich, Waſſereppich, Froſcheppich, Merk, Waſſerpeterlein, Sium latifolium Linn. wächſt in kleinen Bächen und an ſumpfichten

Ufern,

Ufern, und blühet im Heumonathe. Die knotichte, kriechende, fäſerichte und dauernde Wurzel treibt einen geſtreiften, hohlen und äſtichten, drey bis vier Fuß hohen, und wegen der breiten anſitzenden Blätterſtiele mit Knoten abgetheilten Stängel. Die gefiederten Blätter beſtehen aus verſchiedenen, paarweiſe geſtellten, länglichten, eingezackten Blättchen, am Ende aber ſteht nur ein einzelnes. Die weißen Blumendolden ſitzen auf den Spitzen der Aeſte. Man hat dieſe Pflanze ehedem zu denjenigen gerechnet, welche wider den Scorbut dienen und eröffnend ſind, in den neuern Zeiten aber eher für ſchädlich, als nützlich gehalten. In Schweden hat man die Wurzel klein gehacket und mit Kleye vermiſchet dem Rindviehe gegeben, um dieſes vor der Viehſeuche zu bewahren, auch nicht bemerket, daß dieſe Wurzel ſchädlich geweſen, ſo lange die zarten Wurzeln, vor Johannis ausgegraben, gebrauchet worden. Doch iſt auch der Gebrauch davon ſchädlich und tödtlich geweſen.

2) Der ſeitwärts an den Knoten blühende Eppich, kleiner weißer Eppich, Scheibring, Sium nodiflorum Linn. wächſt an den Ufern der Flüſſe und in Bächen. Die untern Blätter, welche aus dem Waſſer hervorragen, ſind, wie bey der erſten Art, geſtaltet, die Blättchen aber am Anfange mit einigen ohrförmigen Lappen beſetzet; die an dem Stängel und den Aeſten befeſtigte Blätter hingegen haben allemal bey jedem Blättchen zwey Läppchen, und dieſe ſcheinen daher aus 3 zart eingezackten Lappen von ungleicher Größe zu beſtehen. Die weißen Blumendolden ſitzen auf kurzen Stielen an dem Winkel der Blätter und bey dem Knoten, jedoch endigen ſich die Aeſte auch mit dergleichen. Die gemeinſchaftliche Hülle der Dolde fehlet gemeiniglich. In Anſehung der Kräfte kömmt dieſe Art mit der erſten überein.

Eppich, S. auch Epheu, Oelſenich, Peterlein und Ranunkel.

Erbſe.

Erbiß, Piſum. Das bekannte Geſchlecht von den Schoten tragenden Pflanzen, daher man ſolches auch öfters mit dem gemeinſchaftlichen Namen, Schoten, zu belegen pfleget. Die ſchmetterlingsförmige Blume hat einen fünffach getheilten Kelch, deſſen zween obern Einſchnitte breiter, als die übrigen ſind. Das Helmblättchen iſt breit, herzförmig, gebogen und eingekerbet. Die zween Flügel ſind viel kürzer, rundlich und gegen einander gerichtet, und der kürzere Kiel iſt zuſammengedrücket und halbmondförmig. Von den zehn Staubfäden ſind

neune in eine Scheide verwachſen, der zehnte aber ſteht frey. Der Griffel iſt dreyeckicht, der Länge nach mit einer Furche vertiefet, und der haarichte Staubweg an der obern Ecke befindlich. Die große, lange, rundliche, oder plattgedrückte Schote hat eine vorragende, aufwärts gebogene Spitze, öffnet ſich mit zwo Klappen, und enthält kugelförmige Saamen. Das Geſchlecht, welches Tournefort Ochrus genannt, iſt von den Erbſen nicht unterſchieden, und wird billig darunter gebracht. Die verſchiedenen und bey uns gewöhnlichen Sorten der Erbſen ſind faſt durchgehends nur Abänderungen von der ſo genannten zahmen Erbſe, Piſum ſatiuum Linn. Da jedoch einige davon mit beſondern Beynamen beleget worden, wollen wir auch die vornehmſten anführen.

a) Die gemeine Feld- oder Gartenerbſe, Piſum aruenſe. Die fäſerichte, einjährige Wurzel treibt zarte, biegſame, äſtichte Stängel, welche durch Hülfe der Gäbelchen ſich an den beygeſtellten Stangen in die Höhe ſchlingen, und zwar gegen die rechte Hand zu. Die gefiederten Blätter beſtehen aus paarweiſe geſtellten, länglicht runden, völlig ganzen Blättchen, und der runde Blattſtiel endiget ſich mit einem äſtichten Gäbelchen. Die Blattanſätze ſind nach unten zu abgerundet und eingekerbet. Viele weiße Blumen ſitzen auf einem gemeinſchaftlichen Stiele.

Dieſe läßt ſich wieder in die frühzeitige und ſpäte Art abtheilen. Die letztere wird auf den Aeckern gebauet, und gemeiniglich im Frühjahre, wenn die Fröſte vorbey ſind, im April auf den Brachäckern ausgeſäet. Einige pflegen zwar auch dieſe Erbſen auf friſch gedüngtes Land zu bringen; da aber ſolche alsdenn allzu hoch wachſen, und, ſonderlich wenn viel Regen gefallen, ſich niederlegen, und dadurch das Stroh zur Fäulniß gebracht wird, ſo iſt ſolches nicht nachzuahmen. Da auch dieſe Erbſen ſehr dauerhaft ſind, und die Winterkälte wohl vertragen, könnte man ſolche im December und Januar, wenn offenes bequemes Wetter vorhanden, ausſäen; die im März hervorkeimende Saat wird die Nachtfröſte leicht ertragen, und geſetzt auch, daß ſolche davon einigen Schaden litten, bleibt doch die Wurzel unverletzet und treibt neue Keime hervor. Dieſe Zeit der Beſtellung nun iſt deſto nützlicher, da die Schoten einen Monat eher zur Reife gelangen, folglich der Acker zeitiger umgepflüget, und zum künftigen Gebrauche zubereitet werden kann.

In den Berliniſchen Beyträgen 1 Band S. 674. wird angemerket, wie ein Acker, wenn ſolcher

cher zum Wachsthum der Erbſen ſich auch recht gut ſchicket, vorher aber dergleichen Frucht noch niemals getragen hat, das erſte Jahr nur ſchlechten, oder doch wenigſtens ſehr mäßigen Zuwachs davon liefern werde; daher man mit den Erbſenäckern nicht ſo oft umwechſeln, ſondern die einmal dazu beſtimmten, ſoviel möglich, beybehalten ſollte. Außer andern Urſachen iſt die wichtigſte, weil der Acker durch die Erbſen verwildere. Gerathen die Erbſen, ſo pfleget zwar auch der unmittelbar darauf geſäete Roggen noch ziemlich einzuſchlagen, doch wird er allemal mit vielem Zuſatz und Unkraut vermenget ſeyn; es lohnet auch dergleichen in dem Erbſenlande erzeugter Roggen bey weiten nicht dem andern gleich. Mißrathen die Erbſen, wird der Roggen ebenfalls ſehr geringe ausfallen. Die Gerſte wird in Erbsländern niemals gut gerathen. Mit den Wicken verhält es ſich ganz anders.

Ob es zuträglich, Erbſen mit unter dem Sommergetraide auszuſäen, läßt ſich nicht beſtimmen, es kann ſolches auf eine Art nützlich, auf der andern aber beſchwerlich ſeyn. Man leſe das Wittenbergiſche Wochenblatt 5 B. S. 33. Man muß auch wegen guten Saamens bekümmert ſeyn, und ſonderlich die ſogenannten Stockerbſen ausleſen, als welche gleichſam aus der Art geſchlagen, und braun gefärbet ſind, ſich auch nicht kochen laſſen, ſondern hart bleiben, und einen übeln Geſchmack haben. Man kann dieſe ſchon an ihren purpurfarbigen Blüthen erkennen, da die guten alle weiße Blumen tragen.

Die frühzeitigen Erbſen, Piſum hortenſe minus, ſind den vorigen in allen gleich, und nach der weißen Blume folgen die Schoten, welche nach der Reife runde, hellgelbe Saamen enthalten, und weil ſie zeitig reif ſind, wieder geſtecket, und gegen den Herbſt abermal zur Speiſe gebrauchet werden können. Hierzu muß man die Beete vor dem Winter zurichten, ſolche nicht breiter als fünf Schuh machen, hierzu ſolche Aecker erwählen, welche nach Mittag zu etwas abhängig liegen, auch wohl nach der Mitternachtſeite die Erde mehr in die Höhe werfen, um dadurch das Beet gegen Mittag noch mehr abhängig zu machen. Sobald man im Frühjahre in die Erde kommen kann, werden die Saamen geſtecket, reihenweiſe, vier bis fünf Zoll weit von einander, und zween bis drey Zoll tief. Um dieſe frühzeitige Art beyzubehalten, pfleget man acht zu geben, welcher Stängel hier und da zuerſt anfängt zu blühen, ſolchen zu zeichnen, die Schoten daran zu laſſen, und die Saamen davon aufzuheben. Auch

dieſe frühzeitige Sorte leidet nicht leicht vom Froſte Schaden, und wenn es ja geſchehen ſollte, ſchlagen die Wurzeln doch wieder aus.

b) Die Glunker- oder Klunker- auch Fontanellerbſe genannt, Piſum hortenſe maius, iſt den vorigen meiſtentheils ähnlich. Sie wächſt wohl drey Fuß hoch, brauchet keine Stängel, hängt ziemlich voll beträchtlich langer Schoten, und die Saamen ſind viel größer und übertreffen die vorigen am Geſchmack, indem ſie viel ſüßer und angenehmer ſind. Bey der Holländiſchen Admiralerbſe ſind die Schoten noch größer, und bey der Sichelerbſe krumm. Einige pflegen drey bis fünf Erbſen in ein Loch zu legen, dieſe in einer beliebigen Entfernung von einander anzubringen, und das Land dazwiſchen mit einer Hacke aufzulockern, andere auch ackerweiſe auszuſäen. Sobald die zuerſt gelegten erwachſen ſind, leget man auf einem andern Flecke andere, damit man immerfort junge Schoten zum abpflücken hat. Die Tauben ſollen dieſen Erbſen nicht ſo leicht nachgehen, weil ſolche wegen ihrer Größe beſchwerlich hinterzuſchlucken.

c) Die große holländiſche Zuckererbſe, Piſum ſine cortice duriore. Die Schoten von dieſer Sorte werden einen guten Zoll breit, und fünf bis ſechs Zoll lang, zart und fleiſchicht, und können ganz geſpeiſet werden; daher auch, wenn ſie reif und gelb geworden, man die Saamen mit den Fingern herausklauben muß, indem ſie zu feſte mit der Schale vereiniget ſind. Sie blühet ganz weiß, erlanget fünf bis ſechs Fuß Höhe; daher ſolche geſtängelt werden muß, und um deswillen auch den Namen Stabelerbſe erhalten. Man ſtecket die Saamen in beliebiger Weite von einander, ohngefähr zween Zoll tief in die Erde. Man muß ſie zeitig ſtängeln.

d) Die kleine Zwerg- Franz- oder Zuckererbſe, wächſt nicht höher, als vier bis fünf Zoll, iſt die kleinſte unter allen Sorten, und die platt auf der Erde liegenden Stangel hängen voller Schoten. Man kann ſie, wie die vorherſtehenden, behandeln, ſoll ſie aber vor den Vögeln zu bewahren ſuchen, indem ſie dieſer am meiſten nachſtellen. Es ſchickt ſich dieſe Art am allerbeſten auf die Miſtbeete, weil ſie ganz niedrig bleibt.

e) Büſchelerbſe, Traubenerbſe, Roſen- oder Doldenerbſe, Piſum vmbellatum, bleibt auch niedrig, doch kann es nicht ſchaden, um mehrerer Sicherheit willen, einige Stängel dazu zu ſtecken. Die Schoten treiben nur aus dem obern Theile oder der Krone hervor, ſind aber nicht groß und fleiſchicht, und daher von wenigern Nutzen.

Die Gartenliebhaber unterſchei- den noch mehr Sorten, als die Sichelerbſe, Piſum falcatum, welche wir aber, weil ſie ſich leicht verändern, mit Stillſchweigen übergehen. Die Italieniſchen ſind die kleinſten, die Polniſchen oder Preußiſchen hingegen die größten, aber ungeſtaltet, eckicht, braun und ſchwarz geflecket.

Noch bemerken wir, wie das Einerndten bey den zwo erſtern Sorten bey gutem Wetter geſche- hen ſoll, worauf man ſolche einen oder zween Tage liegen läßt, da- mit die Schoten und das Stroh recht austrocknen, worauf man aber eilen muß, ſolche nach Hauſe zu ſchaffen. Denn wofern ſolche hernach ein Regen trifft, ſpringen die Schoten auf, und die Saa- men fallen aus. Man ſoll auch die Erbſen mit dem Strohe nicht in eine Panſe, ſondern auf die Bö- den bringen, damit ſie luftig lie- gen, und nicht mit dem Strohe vermodern. Es ſind Erbſen ei- ne einträgliche Frucht und werden dem Korne am Werthe gleich ge- ſchätzet, und wer ſolche grün und zeitig zu verkaufen Gelegenheit hat, wird viel dabey gewinnen. Da die unreifen grünen vorzüg- lich geliebet werden, pfleget man ſie auch in dieſem Zuſtande zu trocknen, und als grüne aufzube- wahren, und ſolche ſind zur Win- terszeit was rares. Der Nutzen von Erbſen iſt vielfach. Das Stroh, wenn es auf der Futter- bank geſchnitten worden, giebt ein gutes Futter unter zu mengen für das Rindvieh, ſonderlich für die Kühe, wenn ſie zu kalben anfan- gen. Für die Schaafe, ſonderlich ehe ſie lammen, werden die Bün- del ganz oder zerſtreuet hingewor- fen. Den Pferden iſt ſolches mehr ſchädlich als dienlich. Doch kann man die Saamen, wenn ſie zuvor eingeweichet worden, den Pferden geben, auch damit die Maſtſchweine fett machen. Die unreifen Schoten mit ihren wei- chen Saamen pflegen wir, ſonder- lich von den Zuckererbſen, roh und gekochet zu ſpeiſen, oder die noch unreifen und reifen Saamen allein zu kochen, und auf verſchie- dene Art zuzubereiten, und gehö- ren daher mehr unter die Nah- rungs- als Arzneymittel. Da aber die trockenen Erbſen, wenn ſie auch ſorgfältig zugerichtet wor- den, leichtlich Blähungen verur- ſachen, können ſelbige nicht alle gleich gut vertragen. Tragus hat ſelbige den Epileptiſchen angera- then, und andere empfehlen den Trank davon zu Beförderung der monathlichen Reinigung, den Ab- gang des Urins zu erleichtern und die Verſtopfungen zu heben. Das Erbſenmehl gebrauchen viele ſich damit zu waſchen, und die Haut rein und ſauber zu erhalten.

Die Erbſen zeigen bey dem Ko- chen einen großen Unterſchied, in- dem

dem einige geſchwinde, andre langſam weich und zum eſſen geſchickt werden. Dieſer Unterſchied kömmt ſicher vom verſchiedenen Erdreiche her. Ob aber alle, die auf gedüngtem Lande erwachſen ſind, ſich ſchwerer kochen laſſen, als diejenigen, ſo auf einem magern Acker erbauet worden, oder umgekehret, läßt ſich nicht beſtimmen. Einige behaupten auch, daß die Erbſen härter, und zum kochen ungeſchickter würden, wenn man ſelbige bey dem Mitternachtwinde ausſäete; wie denn auch ſolche wurmſtichicht werden ſollen, wenn die Ausſaat beym Mittagswinde geſchieht. Es iſt hier, ſonderlich was die harte und weiche Eigenſchaft betrifft, noch viel ungewiſſes; wie ſich denn auch wegen Entſtehung der vielen Spielarten nichts beſtimmen läßt.

Außer der zahmen Erbſe und derſelben Abänderungen, giebt es noch einige, wirklich verſchiedene Arten, als:

2) Die wilde Stockerbſe, Piſum arvenſe Linn. welche unter dem Getraide wächſt und ſich von den andern durch die vierblätterichten Blattſtiele, die gekerbten Blattanſätze und einzeln ſtehende Blumen leichtlich unterſcheiden läßt.

3) Die Meerſtranderbſe, Piſum maritimum Linn. Dieſe wächſt am ſandigen Meerſtrande des mitternächtigen Europa und in Canada, hat eckichte Stängel, pfeilförmige Blattanſätze, Blattſtiele, welche vorwärts platt zu laufen, meiſtentheils zuſammengerollte Blättchen, und vielblümichte Blumenſtiele.

4) Die Ochererbſe, Piſum Ochrus Linn. wächſt unter dem Getraide auf der Inſel Creta und in Italien, iſt leicht kenntlich. Die Blättchen ſind nur gedoppelt, oder an jedem Stiele ſitzen nur zween derſelben, welche an dem Stiele ſelbſt ſich herunterziehen, und ſelbigen mit Flügeln beſetzen, hingegen endiget ſich jedes Blättchen mit einem kurzen, äſtichten Gäbelchen. Die röthlicht blaulichten Blumen treiben einzeln aus den Winkeln der Blätter. Auch dieſe Erbſen könnten geſpeiſet werden, ſind aber bitter und ſchwer zu verdauen.

Verſchiedene Muſchel- und Schneckenſchalen erhalten auch von der Erbſe ihre Benennung, als

1) Eine genabelte Mondſchnecke, Turbo ſanguineus L. heißt Herr Müller die rothe Erbſe. Die Schale iſt etwas genabelt, kegelförmig, rund, geſtreifet, glatt, an den Gewinden mit einer kleinen Grube umzogen, blutroth, und ſo groß, wie eine Erbſe.

2) Drey runde Tellmuſcheln. Die eine heißt gleichfalls die rothe Erbſe, ſie iſt ſo groß und ſo

rund als eine Erbſe, inwendig roſenroth, auswendig weiß mit violet und roth gemiſchet. Die Schalen ſind obenher etwas geſtreifet und die Striche biegen ſich vorne in eine ſcharfe Ecke. Dieſes iſt Tellina piſiformis Linn. Die weiße Erbſe, Tellina diuaricata Linn. iſt eben ſo groß und rund, wie eine Erbſe, aber ganz weiß, und mit gabelförmigen, oder von einander gezerrten Strichen beſetzet. Die dritte Art, welche die gefleckte Erbſe genannt wird, iſt den beyden vorigen, der Geſtalt und Größe nach, zwar ähnlich, aber auf dem weißen Grunde wellenförmig roth geflecket, und mit feinen, gleichſam ſpiral gewundenen Strichen gezieret. Da die letztern zierlich gekrümmet um einander laufen, hat Herr von Linné zwiſchen denſelben und den Lineamenten an den Fingerſpitzen eine Aehnlichkeit gefunden, und deswegen dieſe Art Tellinam digitariam genannt.

3) Eine Gienmuſchel, welche auch von der Größe einer Erbſe iſt, wird die Seeerbſe genannt. Die beyden Schalen ſind bäuchicht, der Länge nach mit zwanzig körnichten Ribben beſetzet, und dadurch am Rande gleichſam gezähnelt. Die Angel iſt oben ein wenig gedrehet. Sie ſind nicht rund oder länglicht, ſondern ſchief viereckicht, und deswegen heißt ſolche beym Herrn von Linné Champa trapezia.

4) Aus dem Geſchlechte der Scheiden wird eine Muſchel, welche gleich breite, aber ein wenig gekrümmte Schalen hat, vom Hrn. v. Linné Solen Enſis, und im Deutſchen Polniſcher Säbel, von Müllern aber, gleichfalls wegen dieſer Geſtalt, Erbſenſchote genannt. Bey den Holländern heißt ſelbige Peuldoublet. Sie hält ſich in dem Mittelländiſchen und Engliſchen Meere auf, iſt ohngefähr acht Zoll lang und einen Zoll breit, und grünlicht braun; das Schloß der einen Schale hat zwey Zähnchen, und beyde Enden ſind abgerundet. Das Thier iſt milchichtweiß, glänzet bey Nacht, und wird in Suppen, wie bey uns die Krebsſchwänze, gekochet. Sie graben ſich nur mit einem Ende in den Sand und ragen mit dem andern hervor.

Auch bey den einſchalichten findet man eine Erbſenſchote, welche wir aber unter Nautilus anführen, und eine andere zweyſchalichte, nämlich das ſo genannte Erbſendoublet, unter den Klaffmuſcheln beſchreiben wollen.

Erbſe, indianiſche, rothe, S. Abruserbſe.

Erbſelbeeren.

S. Berberbeeren.

Erbſenbaum, ſibiriſcher.
S. Robinienbaum.

Erdäpfel.

Mit dieſem Namen werden verſchiedene Gewächſe beleget, welche eine knollichte Wurzel haben, ſo wie die Engländer viele knollentragende Pflanzen Battates oder Potaten zu nennen pflegen. Jedoch müſſen wir dieſe Namen dahin einſchränken, daß man nur eßbare knollichte Wurzeln darunter verſtehe, damit nicht ein gefährlicher Irrthum daraus erwachſe; wie denn in Chomels Ueberſetzung 3 Band 1067. S. das Saubrod unter dieſem Namen angeführet, einen, der Sache nicht genugſam Kundigen, leichtlich verführen, und zu Schaden Gelegenheit geben könne. Bey uns ſind ſonderlich zwey Gewächſe unter dem Namen Erdäpfel bekannt, und ob man gleich die eine davon Erdbirne zu benennen pfleget, um beyde von einander zu unterſcheiden, ſo werden doch dieſe Namen in verſchiedenen Gegenden mit einander verwechſelt, und die bey uns genannten Erdäpfel von andern Erdbirnen, und ſo wieder umgekehret genennet. Wir wollen auch hier beyde beſchreiben, damit der Unterſchied deſto deutlicher werde.

Die eine Art gehöret ſowohl wegen ihres Blumenbaumes, als auch in Anſehung des flüchtigen dampfichten Weſens, das ſich in der Vermiſchung mit den übrigen Grundmaterien befindet, zu dem Geſchlechte des Nachtſchatten, und man pfleget ſolche den knollichten Nachtſchatten, Solanum tuberoſum Linn. ſonſt auch Tartuffeln, Kartoffeln, Knollen, Nudeln, Grundbirnen, Grüblingsbaum, zu nennen. Bey den Indianern und Spaniern iſt ſolche durch einen Theil von Amerika unter dem Namen Pape oder Papas bekannt, heißt in Virginien Openanck, und in England Battates. Es ſtammet dieſes Gewächſe urſprünglich aus den fruchtbaren Amerikaniſchen Gegenden von Quito her, und die Deutſchen haben ſolches zuerſt über England aus Virginien, auch zum Theil von den Franzoſen und aus Burgund erhalten. Die erſte, mit lebendigen Farben gemalte, Abbildung hat Caſpar Bauhin im Jahre 1590. von Hr. D. Scholzen bekommen, und dieſes iſt vermuthlich der Zeitpunct, da die Pflanze in Europa bekannt geworden. Die knollichte Wurzel iſt ſowohl der Größe, als Geſtalt und Farbe nach, ſehr verſchieden. Bisweilen zeiget ſie die Größe einer geballten Hand, bisweilen iſt ſie kaum einer welſchen Nuß groß; es giebt ſchwärzliche, röthliche, auch weiße, gemeiniglich iſt ſie rundlich, zuweilen auch länglicht, auf der Oberfläche ungleich und

mit Warzen beſetzet. Außer dieſen Knollen zeigen ſich an dem Orte, wo der Stängel ſeinen Urſprung nimmt, viele weiße, fäſerichte Wurzeln, welche ſich unterwärts in die Erde verbreiten, und an welchen die Knollen ſelbſt anhangen. Dergleichen Knollen von verſchiedener Größe hat Caſp. Bauhin vierzig, und Cluſius funfzig zur Herbſtzeit an einer Pflanze gezählet. Auch der Stängel iſt in Anſehung der Höhe und Stärke unterſchieden. Cluſius hat dergleichen zuweilen von fünf bis ſechs Ellen hoch geſehen. Rajus beſchreibt ſolche von zwo bis drey Ellen. Da hingegen Herr Gouan die Länge nur einen oder anderthalben Fuß angegeben, und Caſpar Bauhin ſchreibt, wie der Stängel zwo bis drey Ellen hoch treibe, und ſich in viele ſchwache Aeſte verbreite, welche auf der Erde hinkriechen, und daher mit Stäben aufwärts erhalten werden müſſen. Auf unſern Aeckern ſind die Stängel gemeiniglich zween bis drey Fuß hoch, die Aeſte ſteif und aufwärts gerichtet, überdieß iſt der Stängel dicke, ſaftig, rundlich, geſtreifet, oder vielmehr von den daran hinlaufenden Blätterſtielen einigermaßen geflügelt, ein wenig rauchlicht, grün, und mit vielen röthlichen Puncten gefleckt. Die Blätter ſtehen einander wechſelsweiſe gegen über auf ihren Stielen, ſie ſind gefiedert, und aus drey oder vier, ſelten mehrern Paaren, und einem einzelnen etwas größern Blättchen zuſammengeſetzet. Dieſe Blättchen ſind eyförmig, ſpitzig, völlig ganz, weich oder rauchlicht anzufühlen, oberwärts dunkelgrün und glänzend. Zwiſchen dieſen paarweiſe geſtellten Blättchen ſitzen noch andere kleinere und mehr rundliche. Die Stängel und Aeſte vertheilen ſich gegen das Ende in viele Blumenſtiele. Dieſe Art Nachtſchatten hat ein großes, äußerlich röthlicht weißes, innerlich purpurfärbiges, oder blaulicht röthliches, zuweilen auch ganz weißes Blumenblatt, und einen angenehmen, der Lindenblüthe ähnlichen Geruch. Auch die Frucht iſt groß, anfangs ſchwärzlichtgrün, hernach dunkelroth, ſelten weiß. Sie blühet vom Juni bis in den Herbſt, kann aber Reif und Kälte nicht vertragen, daher man auch ſelten reife Früchte erhält. Die Vermehrung geſchieht durch die Knollen, welche aber außer der Erde aufbehalten werden müſſen, indem ſolche, wenn ſie den Winter über in der Erde liegen bleiben, gemeiniglich verfaulen. Die Schriftſteller nennen verſchiedene Sorten von dieſen Erdäpfeln, welche alle zufällig, jedoch, in Anſehung des Nutzens, von einander unterſchieden ſind. Die rothen und gelblichten behaupten den Vorzug, und dieſe ſollen jenen noch vorzuziehen

ſeyn. Die ſo genannten Zucker-kartoffeln werden ſich, nach unſerer Erfahrung, nicht ſonderlich empfehlen. Die andere gehöret zu dem Geſchlechte der Sonnenblumen, und wird die

knollichte Sonnenblume, Corona ſolis radice tuberoſa, Helianthus tuberoſus, ſonſt auch Erdartiſchocke, Jeruſalemsartiſchocke genannt. Der Geburtsort iſt Braſilien. Die Wurzeln, welche gleichſam aus dem unterſten Theile des Stängels hervorkommen, ſind dünne, kriechend und auf allen Seiten ausgebreitet; aus der größten von dieſen Wurzeln aber wachſen viele andere knollichte hervor, welche theils an dieſer feſt anſitzen oder an langen Faſern hängen. Eine einzige Wurzel bringt nicht ſelten dreyßig, vierzig bis funfzig dergleichen Knollen hervor. Dieſe ſehen äußerlich braunroth, ſind mit verſchiedenen Erhebungen beſetzet, bisweilen ſo groß als eine geballte Hand, und überhaupt den Knollen vom Nachtſchatten durchgehends ähnlich. Der geſtreifte, rauche, haarichte und ſchon von unten an mit Aeſten vermehrte Stängel iſt gemeiniglich ſechs, auch wohl zwölf Fuß hoch, innerlich mit vielen weißen ſchwammichten Marke erfüllet, und von unten bis oben mit vielen Blättern beſetzet. Die einfachen Blätter ſind ey- oder herzförmig, rauh anzufühlen, und mit drey merklichen Nerven durchzogen. Die gelben, zuſammengeſetzten Blumen treiben aus den Enden des Stängels und der Aeſte, und haben ohngefähr die Größe der gemeinen Ringelblume, ſonſt aber die Beſchaffenheit, wie bey der Sonnenblume ſoll angemerket werden. Bey uns wird man ſelten Blumen ſehen. Gegen den Winter verdorren die Stängel; die knollichten Wurzeln aber bleiben in der Erde liegen, und ſchlagen im folgenden Frühjahre wieder aus. Man bauet dieſes Gewächſe wegen der Knollen, welche von Geſchmack ſüßlicht und angenehm ſind. Sie kommen in Anſehung dieſes nützlichen Gebrauches mit den Knollen des Nachtſchattens überein; doch ſind ſie mehr wäſſericht als mehlicht, und daher werden ſolche meiſtentheils nur gekochet geſpeiſet. Weiter wollen wir davon nichts anmerken, ſondern nur noch kürzlich angeben, was bey Pflanzung derſelben zu beobachten iſt. Sie verlangen ein wohl gegrabenes Land, welches noch einige Düngung in ſich hat. Man nimmt alsdenn die kleinſten Knollen, oder ſo man deren nicht genug haben kann, zerſchneidet man die großen in Stücke, doch alſo, daß an einem jedem Stücke ein Keim oder Knorren bleibt, pflanzet dieſe Reihenweiſe anderthalb Schuh weit von einander und drey Zoll tief, worauf man

weiter dabey nichts nichts zu beſorgen hat, als daß man ſie den Sommer über vom Unkraute rein halte, und zuweilen das Erdreich mit einer breiten Hacke umarbeite. Die Stängel ſoll man nicht abſchneiden, ſonſt werden die Knollen nicht allein klein bleiben, ſondern auch hart und holzicht werden. Im November oder December hebet man ſoviel aus der Erde, als man den Winter über verbrauchen will, leget dieſe in den Keller, und bedecket ſie mit Sand, die übrigen läßt man in der Erde, indem ihnen keine Kälte ſchadet. Sie können vier bis fünf Jahr auf einem Flecke ſtehen bleiben. Sie wuchern häufig und es iſt ſchwer ein Beet, wo ſie geſtanden, davon gänzlich zu befreyen. Verlanget man dieſes, muß man die kleinen Knollen, welche in der Erde geblieben ſind, wenn ſie den Stängel etwan einer Ellen hoch getrieben, ausreißen, und damit fleißig fortfahren, da man denn endlich ſeinen Endzweck erreichen wird. Obgleich aber dieſe Art Erdäpfel nützlich zu gebrauchen iſt, ſo wird doch ſolche bey uns ſelten gebauet, hingegen iſt

Der knollichte Nachtſchatten, ſeit vierzig bis funfzig Jahren, wegen des vielfachen Nutzens und der erſtaunenden Fruchtbarkeit bey uns und unſern Nachbarn faſt einheimiſch geworden, und es ſind ganze Landesſtriche durch den Anbau deſſelben ſo glücklich geworden, ihren Einwohnern und zahmen Thieren ein ganz neues und vorzügliches Nahrungsmittel zu verſchaffen, das nicht allein zur Zeit der Noth die Stelle der übrigen vertreten, ſondern auch außerdem in der Land- und Haußwirthſchaft vielerley Nutzen geben kann. Dieſer Nutzen wird deſto anſehnlicher ſeyn, je größer die Vermehrung der Knollen iſt, oder werden kann; und um dieſe zu befördern, muß man der Natur durch einige Kunſt zu Hülfe kommen. Wir haben ſchon erinnert, daß die Knollen den Winter über in der Erde leicht verfaulen, obgleich zuweilen einige davon, wenn ſie tief in der Erde liegen, aushalten, auch im folgenden Jahre ſich häufig vermehren, ſo iſt doch hieraus nicht zu ſchließen, daß ſie in ihrem wilden Zuſtande, und ohne alle Beyhülfe eben ſo häufig wuchern würden, als bey einer ordentlichen Beſtellung des Landes zu geſchehen pfleget. Eine beſondere Art des Wachsthums und der Vermehrung hat Herr Gleditſch an einer Staude wahrgenommen, bey welcher die angehäufte Erde von den oberſten Wurzeln abgeſpühlet und entblößet worden, da denn einige Wurzeln, welche über der Erde liegen geblieben, zuſehens verlängert, und von Zeit zu Zeit aufgetrieben,

und in Zeit von drey Monathen in der freyen Luft in eben ſo viel Knollen verwandelt worden, die ihrer Größe nach faſt einer geballten Fauſt gleich kamen.

Die Vermehrung der Erdäpfel durch die Wurzel iſt zu ökonomiſchen Abſichten die einzige gebräuchliche Weiſe, und man hat dieſe als die gewiſſeſte, kürzeſte und vor allen übrigen einträglichſte befunden. Andere Vermehrungen hält man für beſchwerlicher, langweiliger und ungewiſſer. Da jedoch bey beſondern Gelegenheiten auch andere Arten der Vermehrung nützlich angebracht werden könnten, hat Gleditſch dieſelben durch Verſuche näher anzugeben und zu beſtimmen, ſich angelegen ſeyn laſſen, zugleich aber auch den gemeinen Anbau in Erwägung gezogen; daher wir das vornehmſte aus deſſen Abhandlung wiederholen. An einem völlig ausgewachſenen Knollen findet man eine beträchtliche Anzahl von Keimen; die Rinde der Knollen iſt zwar bey manchen fein und glatt, bey andern aber ungleich, rauh und höckericht; ſie ſcheint gleichſam mit weit aus einander ſtehenden, zugeſpitzten, ſchuppichten Erhebungen beleget zu ſeyn, unter deren jeden ſich ein einzelnes Auge befindet, das ſich an der Spitze der Schuppe öffnet, und im Frühlinge in ſeinem Keime verlängert wird.

Wenn die Stängel der Erdäpfel zu einer Höhe von drey oder mehr Zollen gelangen, ſo wird man an ihrem unterſten Ende etliche Linien weit über den Knollen, kleine Erhebungen gewahr, die ſich bald in der Ordnung eines einzelnen Ringes um dieſelben, bald ohne dergleichen, befinden, und in beſondere Wurzelkeime verlängert werden; und eben dieſe Keime ſind es, welche hernach ganz oder zum Theil in diejenigen Knollen aufgetrieben werden, welche wir Erdäpfel nennen. So lange dieſe Keime an den Stängeln fehlen, oder zu ihrer Vollkommenheit nicht gelanget ſind, die ſie haben müſſen, um den Nahrungsſaft aus der Erde an ſich zu ziehen, ſo lange nähret die alte Knolle, als die Mutter eines ganzen Stockes, alle aus ihr gebildete Stängel, weñ aber die Keime ſtark genug geworden ſind, und die Nahrung ſelbſt einſaugen können, löſen ſich ſolche von der alten Knolle loß, und man findet dieſe völlig ausgeſauget oder verfaulet, manchmal ſind kaum einige Ueberbleibſel davon wahrzunehmen. Theils hieraus, theils aus folgenden Beobachtungen wird abzunehmen ſeyn, ob es zuträglicher ganze und ſehr große, oder mittlere und kleine, oder in Stücken zerſchnittene Knollen in die Erde zu legen. Denn da der reichliche Zuwachs der Knollen überhaupt auf viele und ſtarke

Stängel ankömmt, welche groſſe Stauden machen, und ihre Wurzeln überall in ein ſolches Land treiben, in welchem ſie in ſehr kurzer Zeit eine freye und überflüßige Nahrung annehmen können; ſo iſt leicht abzuſehen, daß die großen Knollen zwar eine mehrere Anzahl Keime enthalten, und aus ſolchen viele hohe Stängel auftreiben, ſolche aber zu ſchwach bleiben und ganz kleine Knollen anſetzen werden. Höchſtſchädlich iſt auch aus dieſem Grunde, die Stängel über die Hälfte und noch weiter herunter abzuſchneiden, ſo lange das Wachsthum und die Vermehrung dauern ſoll. Auch beweiſt Herr Gleditſch den Vorzug der zerſchnittenen und kleinen, vor den großen Knollen durch eine beſondere Krankheit dieſes Gewächſes, welche ſich bey einigen alsdenn zeiget, wenn die Stängel ihrer Blüthzeit faſt am nächſten ſind, bey einigen aber auch etwas zeitiger, und bey andern kurz nach der Blüthe ausbricht. Die Pflanzen ſehen nämlich halb welk, und die Knollen gleichfalls welk, wie mit heißem Waſſer gebrühet, aus, ihre Stängel aber ſind zum Theil ſchwarz und runzlicht. Die groſſen Knollen, welche ſehr häufige Stängel getrieben hatten, waren eben zu der Zeit, da ſich dieſe von jenen abgelöſet, von einer ungewöhnlichen Menge von Wurzeln und kleinern Knollen, gleich als mit einem Netze, umgeben, und mit der Erde in Klumpen zuſammengeſponnen. In der Mitte der ſchönſten Wurzeln befanden ſich die alten Knollen feucht, weich, von verdorbenen Säften aufgetrieben, und ſchienen der Verweſung nahe zu ſeyn. Die jungen ſchwammichten Wurzeln hatten den faulen, verdorbenen Saft, der aus der verweſenden Knolle die Erde durchdrungen, zum Theil in ſich geſauget, waren aber auch dadurch in eine offenbare Fäulung geſetzet worden. die Fäulung ſelbſt hatte die Knollen einzeln hin und wieder etwas verändert, und viele ſahen welk und verſchrumpfelt aus. Zuweilen hat man nur die Knollen gefunden, ohne alle Faſern, die ſie mit dem Stängel hätten verbinden ſollen. Es hat auch Herr Gleditſch im Sande gekeimte Knollen auf verſchiedene Art in Erde geſetzet und haben ſolche auch gewachſen, doch iſt dabey kein Vortheil zu erlangen geweſen, und die vollkommen holzichten Stängel haben dieſe weit übertroffen. Obgleich aber aus dieſem Verſuche kein Vortheil erlanget worden, ſo hat doch Gleditſch durch die angeſtellten Beobachtungen eine andere nützliche Entdeckung gemachet. Nämlich, ſo bald die, im April, May und Juni eingelegten, Knollen ihre Stauden ſo vollkommen getrieben hatten, daß ſie in der Blüthe ſtunden, ſo fiengen ſich

ihre ſtärkſten und holzichſten Stängel an zu lagern, und alle, die es thaten, zeigeten an denjenigen Theilen, mit denen ſie die feuchte Erde berühreten, als ob ſie daſelbſt ſaftiger und etwas mehr aufgeſchwollen wären, als an andern. Außerdem ſahe man allemal in den Winkeln, die die Blätterſtiele mit den Stängeln machen, unter der Rinde ganz kleine weiße Erhebungen, die anfangs nur durchſchimmern und ſich in beſondere Würzelchen zu verlängern ſcheinen; einige dieſer Stängel waren, ſtatt dieſer neuen Wurzel, zwiſchen den Blättern mit kleinen, harten, ſchuppichten Knollen beſetzet. Durch dieſen Umſtand ſcheint wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ſich dieſes Gewächſe in ſeinem Vaterlande und in natürlichen Umſtänden auf eben dieſe Art zu vermehren pflege. Er hat dahero mit Verpflanzung der Stängel einen nochmaligen Verſuch gemachet, aber nunmehro dazu ordentlich gewachſene, reife und holzicht gewordene Stängel angewendet. Dieſe Stängel hat er im Juli eine Querhand über der Erde abgeſchnitten, die Blumenſpitzen gleichfalls weggenommen, die Blätter aber nur auf die Hälfte abgekürzet, damit an dem obern Theile des Stängels noch etwas Laub erhalten würde. Die Stängel wurden ſchräge in die Erde geleget, alſo, daß ihre, am Rande der Furche hart anliegenden, Spitzen über der Erde ganz ſenkrecht zu ſtehen kamen, welches dadurch erhalten wurde, daß man die, in die Furchen gebrachte, oberſte Erde etwas derb zuſammen trat, und die Stängel ſogleich anhäufete, damit davon nichts weiter, als die obern Seitenſproſſen auf drey Querfinger weit entblößet bleiben möchten. Das Wachsthum gieng gut von ſtatten, und in einigen Tagen fiengen ſchon die Sproſſen an ſich zu verlängern, und nicht dieſe Sproſſen allein verlängerten ſich in Stängel, ſondern die Keime von dem untern Theile des eingelegten Stängels kamen tief aus der Erde und bildeten ſchöne, aber kürzere Stauden, es erreicheten zwar dieſe Stauden keine Blüthen, ſie erlangten auch nicht die Höhe ihrer Mutterſtöcke, doch waren ſie, da man ſie zu Ausgange des Octobers aus der Erde nahm, mit vielen Wurzeln und Knollen wohl verſehen, die den übrigen Erdäpfeln an Größe und Eigenſchaften gleich kamen. Hieraus iſt abzunehmen, daß das Vorgeben ſeine Ausnahme leide, nach welchem man behaupten will, daß die Knollen an den Wurzeln entweder nach der Blüthe entſtünden, oder nicht ohne dieſelbe entſtehen könnten; es iſt vielmehr zu glauben, daß ſie in gewiſſen Boden häufiger entſtünden und ſich dabey anſehnlich vergrößerten, wenn die Spitzen der Stauden zu rechter Zeit eingebrochen,

gebrochen, oder etwas abgekürzet worden, welches auch von vielen geſchieht, indem ſie im Auguſtmonathe das Kraut mit den Füßen niedertreten, oder es mit den Händen umdrehen und zerknicken, ſolches auch wohl mehrmals wiederholen. Dieſe, vom Herrn Gleditſch angeſtellte, Vermehrung durch die abgeſchnittenen und gepflanzten Stängel hat man in Schweden und andern Oertern gleichfalls angeſtellet, aber auch dadurch nicht mehrern Nutzen erhalten; denn obgleich auf dieſe Weiſe die Anzahl der Knollen ſich vermehret, werden ſelbige doch allemal klein. Ueberdieß erfordert dieſer Anbau auch mehr Mühe, und wenn die gepflanzten Stängel nicht gehörig begoſſen werden, leiden ſie leichtlich Schaden.

Die Erdäpfel können zwar in jedem Erdreiche gebauet werden, doch muß ſolches nicht gar unkräftig ſeyn, vielmehr noch einige Düngung in ſich haben. Dieſes wird gepflüget oder beſſer gegraben, und die Knollen im April, oder zu Anfange des Maymonathes Reihenweiſe, etwa zween Schuh weit von einander, und drey Zoll tief gepflanzet. Nach dem Pflanzen iſt weiter keine Arbeit nöthig, bis der Stängel hervorwächſt, da es denn Zeit iſt, ſolche zu jäten und zu behacken, wobey die Erde an den Stängel angehäufet werden muß. Hierbey bewendet es, bis man zur Herbſtzeit ſolche ausgräbt. Die Ausgegrabenen ſoll man vor dem Froſte bewahren; denn wenn ſie gefroren ſind, dienen ſie weder zur Speiſe für die Menſchen, noch zum Futter für das Vieh; man muß ſie daher im Keller oder dazu gemachte Gruben bringen, kann auch wohl Sand dazwiſchen legen, welches jedoch nicht nothwendig, indem ſie ſich vollkommen gut erhalten, wenn ſie auf Haufen über einander geſchüttet werden.

Obgleich dieſe Art Erdäpfel aus dem Geſchlechte der Nachtſchatten iſt, auch einiges dampfiges Weſen in ſeinen Beſtandtheilen enthält, ſo iſt doch ſolche in der Haußhaltung ſehr nützlich und auf mancherley Weiſe mit großem Vortheil zu gebrauchen, zumal dieſe, leicht ſchädliche, Eigenſchaft beym Braten und Kochen der Knollen ſich völlig verliert, mithin ſolche nicht, als bey dem unrechten Gebrauch, ſchädlich ſeyn werden. C. Bauhin berichtet, wie der Genuß der Erdäpfel in Burgund zu ſeiner Zeit deßwegen verbothen worden ſey, weil man geglaubet, daß ſolche den Ausſatz vermehrten, welches jetzo niemand mehr fürchtet. Ob aber das Kraut frey zu ſprechen, und zum Futter für das Vieh nützlich ſeyn dürfte, iſt eine andere Frage. Herr Gleditſch will ſelbiges für kein

kein nützlich Futter für die melkenden Kühe halten, indem dieſes und andere übelriechende, und ſchmeckende Kräuter, nicht eher von dem Hornviehe angerühret werden, als wenn dieſes ſehr hungrig iſt, oder die Gewächſe vom Reife mürbe gemachet worden. Und da wegen itzt bemerkter Eigenſchaft das Erdäpfelkraut mit dem Taback einige Verwandſchaft hat, ſo läßt ſich nicht unwahrſcheinlich ſchließen, daß man jenes auch ſtatt des Tabacks ſonderlich zum Rauchen gebrauchen könne, wie ſolches vor kurzen in Schweden auch zu dieſem Gebrauche empfohlen worden. Den größten Nutzen erhält man von den Knollen. Man pfleget ſolche für Menſchen und Vieh nützlich zu gebrauchen, und zwar als ein Nahrungsmittel, ſelten oder gar nicht als eine Arzney; obgleich C. Bauhin berichtet, daß ſolche mit Pfeffer und fetter Brühe zubereitet, die Abſonderung des männlichen Saamens vermehren, und einen ſtärkern Trieb zum Beyſchlaf erwecken ſollen. Den Schwindſüchtigen würden wir ſolche auch nicht anrathen, wie einige gethan, indem ſie auf alle Art betrachtet eine ſchwere und leicht blähende Speiſe abgeben, welche aber gut und lang ſättiget, wenn ſie wohl verdauet worden. Der gemeine Mann iſſet ſolche mit Begierde, auch wohl täglich, zumal ſie keine mühſame Zubereitung erfodern. Man kochet ſolche mit Waſſer, zieht die äußerliche Schaale ab, und ißt ſie mit Salz oder Butter; ſie werden auch ſtatt eines andern Zugemüſes mit Fleiſchbrühe abgekochet; man pfleget ſolche auch als einen Sallat zuzurichten. Die gekochten und abgeſchälten zerreibet man und bereitet daraus Klößer, man kann auch Brod daraus backen, doch muß einiges Roggenmehl dazu genommen werden. Zu dem Gerſtenmehl ſollen ſie nicht taugen. Durch mehrere Bemühung kann man aus dieſen, ſonderlich den weißen, Erdäpfeln, ein feines Mehl, Stärke und Puder erhalten, und daraus ſchönes weißes Brod, Torten, und anderes Kuchenwerk verfertigen. Um dieſes zu erhalten, zerreibet oder zerſtößet man die geſäuberten Knollen, ſchüttet ſolche in ein Faß, gießt Waſſer darauf, und läßt es einige Tage ſtehen. Alsdenn rühret man den Brey durcheinander, und gießt ihn durch ein Sieb oder Durchſchlag, damit das Mehl mit dem Waſſer ablaufe, und das grobe, zäſerichte zurückbleibe. Man kann auch dieſes mehrmals wiederhohlen, und jedesmal zuvor Waſſer zugießen, auch wieder einige Tage ſtehen laſſen, damit das mehlichte Weſen immer mehr aufgelöſet werde. Was zurückbleibt iſt ein nützlich Futter für

das Vieh. Das mit dem Waſſer durchgegange Mehl ſetzet ſich in dem Gefäße zu Boden, und damit ſolches deſto feiner werde, kann man ſolches ſachte ab- und wieder neues Waſſer daraufgießen, bis ſolches endlich ganz klar über dem Mehle ſtehen bleibet. Wenn nun auch dieſes weggeſchaffet, trocknet man das Mehl in der Sonne oder warmen Stube; da es denn wie Stärke ausſieht, und wenn es klar zerrieben, und durch ein zartes Sieb geſchlagen, kann es zu Puder dienen, oder auch wie Mehl gebrauchet werden. Doch will man behaupten, daß dieſer Puder zu ſchwer ſey, und in den Haaren nicht hafte, hingegen dieſe Stärke eben die Dienſte leiſte, als diejenige, ſo aus Waitzen gemachet wird. Einige pflegen auch die rein abgewaſchenen Erdäpfel an der Sonne zu trocknen, und ſolche auf der Mühle zu mahlen, doch erhält man auf dieſe Weiſe niemals ein ſolches weißes feines Mehl, als wohl geſchieht, wenn man der zuvor beſchriebenen, aber etwas mühſamen, Zubereitung ſich bedienet. Man ſoll die Hälfte Mehl, folglich aus einem Scheffel Erdäpfel einen halben Scheffel Mehl erhalten. Dieſes aber verſteht ſich nur, wenn ſolche gemahlen. Durch das Ausſchwemmen erhält man viel weniger, von einem Scheffel etwa zwo Metzen. Man will auch verſichern, daß man die Erdäpfel zum Brandteweinbrennen nützlich gebrauchen könne, und ſolche ein Drittheil ergiebiger, als Roggen, ſeyn ſollen. Endlich, wenn man die Erdäpfel in Menge hat, kann man ſolche zur Viehmaſt gebrauchen. Man zerſtößt ſolche mit dem Stoßeiſen, oder zerſchneidet ſie in dünne Stückchen, und vermiſchet ſolche mit Schrot, Haber, Mohrüben oder andern Futter. Mit Erdäpfeln allein will die Fütterung nicht füglich angehen, und das Vieh frißt ſolche ſich leicht überdrüßig. Für das Rindvieh ſind ſie am zuträglichſten, auch die Schweine, obgleich Herr von Linné das Gegentheil behauptet, laſſen ſich damit fettmachen. Nur muß man ſolche zuvor kochen und ſtampfen und das Waſſer abgießen; denn wenn dieſes die Schweine ſaufen, bekommen ſie in wenig Tagen einen Ekel vor dieſem Futter. Das Schweinefleiſch erhält durch dieſe Nahrung einen angenehmen Geſchmack, und der Speck wird dabey ganz feſte. Klein geſtoßene, und nicht gekochte, aber mit Schrot vermengte Erdäpfel frißt auch das Federvieh, und kann damit fett gemachet werden.

Erdartiſchocke.

S. Erdäpfel.

Erdbathengel.

S. Ehrenpreiß.

Erdbe-

Erdbeben.

Soweit die Geſchichte hinausgeht, findet man überall aufgezeichnet, daß die Erde an ihrer Oberfläche vielerley Stöße, Erſchütterungen und gewaltſame Zufälle leidet, die man insgeſammt mit dem allgemeinen Namen Erdbeben zu belegen pfleget, darunter mancherley heftige und ſchleunige Bewegungen begriffen werden. Denn bald wird der obere Erdboden ſchleunig in die Höhe geſtoßen, ein- oder etlichemal nach einander, und das nennt man einen Erdſtoß. Zuweilen erhebet ſich der flache Erdboden zu einem Hügel, oder ſinket zu einem Thale nieder und machet alſo die Erdfläche ſchief; dies iſt eine Erdneigung und hat mehrentheils eine andere Erſchütterung zum Grunde, die nicht ausgebrochen iſt. Zu anderer Zeit zittert der obere Erdboden, bekömmt eine bebende Bewegung wie ein hohles Gewölbe, das von einer großen Gewalt geſtoßen wird, und dieſes iſt eine Erderſchütterung. Alle dieſe Begebenheiten haben den gemeinſchaftlichen Begriff, Erdbeben; welches man daher füglich die merkliche Erſchütterung eines ganzen Striches vom Erdboden nennen kann. Dieſer Begriff ſchließt folglich das Einſtürzen ganzer Berge und Erdflächen, die ſogenannten Erdfälle, die Riſſe und Klüfte des Erdbodens, ingleichen andere natürliche Bewegungen des Erdkörpers aus; unerachtet ſie bisweilen als ſchnellere oder langſamere Folgen eines Erdbebens anzuſehen ſind. Bey einem Erdbeben müſſen die obern Theile der Erde, eine ganze Strecke hindurch, außerordentlicherweiſe erſchüttert werden. Mehrentheils fährt dabey die Erdfläche plötzlich auf und nieder, und dieſes verurſachet die erſchrecklichſte und verderblichſte Wirkung beym Erdbeben. Es ſchildern uns ſolche ſchon die Alten ab: Ariſtoteles, Plinius, Seneca, Ammianus Marcellinus nebſt andern. Daraus iſt begreiflich, daß die Erdbeben vorzeiten mit den nämlichen Erſcheinungen verknüpfet geweſen, als ſie heute noch ſind. Man könnte noch itzt kein Erdbeben natürlicher beſchreiben, als es Seneca ſchon zu ſeiner Zeit thut.

Der Lehrart wegen, theilet man die Erdbeben bald nach dem Umfange und Beſchaffenheit der Oerter, die ſie erſchüttern, bald nach der Größe und Stärke der Erſchütterungen, bald in Abſicht auf ihre Wirkungen, verſchiedentlich ein, in ſolche die entweder weit auslaufend, oder eingeſchränkte ſind, die unter der Erde oder unterm Meere entſtehen, die heftig oder gering ſind, die Schaden verurſachen oder nicht. Aber

im

im Grunde nützet dieſe Eintheilung höchſtens zu weiter nichts, als irgend auf die erſtaunenden Kräfte der unterirdiſchen Materien zu ſchließen. Beſſer würde man ſie nach ihrer Richtung eintheilen, wenn darinnen etwas mehreres, als zur Zeit geſchehen, bekannt werden dürfte.

Unſtreitig entſtehen die Erdbeben aus mehr als einer Urſache. Soviel ihrer aber auch zuſammenkommen: ſo könnte man ſie leicht auf etliche wenige bringen, wenn man zumal den innern Bau des Erdbodens zu Hülfe nimmt, ſoweit man ihn zur Zeit in der Nähe unſerer Oberfläche kennt. Ich rechne dahin das urſprüngliche oder ätheriſche Feuer, die Luft und das Waſſer. Dieſe drey Dinge machen die Beſchaffenheit der unterirdiſchen Atmosphäre aus, die daher unter gewiſſen vorwaltenden Umſtänden allemal die nächſte Urſache der Erdbeben abgiebt. Dabey aber ſchließe ich denn die andern Materien, welche die unterirdiſche Atmosphäre verändern, und ſie zur Hervorbringung der Erdbeben veranlaſſen können, nicht aus. Zu Erzeugung dieſer ſchrecklichen Erſchütterungen tragen demnach bey: Die Gewalt der unterirdiſchen Entzündungen, die Macht der zuſammengepreßten und erhitzten Luft und Dünſte, die häufige Menge eingeſperrter und ſchlagender heißer Dämpfe, deren Elaſticität und Gewalt alles übertrifft, was man von der Elaſticität der Luft weis, endlich auch der Einfluß, Zuſammenhang und Wirkung der obern Atmoſphäre auf und in die untere. Dieſe Urſachen ſind vor Alters zum Theil ſchon angegeben, haben bey ſorgfältiger Prüfung und Vergleichung mit den Erſcheinungen immer ihre Richtigkeit auch in neuern Zeiten behalten, und die inwendige Beſchaffenheit des Erdkörpers kömmt ſehr damit überein. Man weicht folglich am wenigſten von der Wahrheit ab, weñ man dieſe Urſachen, einzeln oder in Verbindung miteinander, ebenfalls annimmt, und ſie auf die Erklärung der Erdbeben anwendet, und darnach zwo Hauptarten der Erdbeben annimmt: ſolche, die mit Feuerausbrüchen, und die ohne Feuerausberſtungen geſchehen. Unwiderſprechliche Erfahrungen ſollen dies noch mehr beſtätigen. Alle Länder, wo die mehreſten und ſtärkſten Erdbeben vorgehen, ſind im innern des Erdbodens voller Hohlungen, voller unterirdiſcher Gänge, voller zuſammenhängender Kammern, die ſich weit und breit erſtrecken, und oftmals mit der obern Luft durch einen Ausgang Gemeinſchaft haben. Das Erdreich ſolcher Länder iſt voller Gruben und Adern von Schwefel, Salpeter, Vitriol,

Salz, Erdharze, und anderer verbrennlicher Sachen. So iſt der Boden in ganz Italien, vornehmlich unten in Neapel und Sicilien, ſo iſt er in Jsland, ſo iſt er in den öſtlichen äußerſten Gegenden von Aſien, ſo iſt er in Peru und vielen Orten in Amerika beſchaffen. Dabey iſt dieſer ganze Boden voll brennender und entzündbarer Theile, die in den untern Höhlen in Gährung, endlich in gänzlichen Brand kommen, eine Strecke hin fortbrennen, andere verbrennliche Lagen, wo ſie anſtoßen, ergreifen, ſich ſolchergeſtalt unter einander vereinigen, und zuletzt in einen offenen Schlund, den ſie vorfinden, oder irgendwo machen, ausbrechen. So gehen die Erfolge nach einander in Ländern, wo viele feuerſpeyende Berge ſind. Denn, wenn hier Erdbeben ausbrechen wollen, ſo höret man vorher unterirdiſche Donner in den Höhlen der Erde, als wenn heftige Knalle geſchähen, oder wenn Kanonen brülleten. Eben ſolches Krachen höret man in den feuerſpeyenden Bergen kurz zuvor, ehe ſie ſich aufthun und Flammen auswerfen. Und wenn nach dieſem Gebrülle die Materie eine Oeffnung findet, ſo wird man gewahr, daß Dampf, Rauch, Feuer, und allerley unterirdiſche, geſchmolzene und verbrannte Maſſen aus derſelben mit großer Gewalt herausgeworfen werden. Sobald die Materie einen ſolchen Ausbruch gewinnt, ſo leget ſich auch das Erdbeben. In den Ländern ſolcher Feuerſpeyer hat man daher die gemeine Anmerkung, daß erſt ein unterirdiſches Getöſe entſteht, deñ unmittelbar darauf das Erdbeben erfolget, und nach dieſem die feuerſpeyenden Schlünde anfangen, Feuer auszuwerfen. Und ſo lange dieſe Auswürfe währen, ſo lange iſt von Erſchütterungen nichts zu beſorgen. In Italien und in andern Feuerländern iſt man, dieſem zu Folge ſehr beſorget, wenn die Vulcane lange nicht gewüthet haben. Dies beweiſt die Menge brennbarer Materien und die Gegenwart der unterirdiſchen Feuergewölber ſattſam. Aber auch ihr Zuſammenhang iſt außer Zweifel. Der Veſuv in Italien und die Solfatara, die zwo deutſche Meilen von einander entfernet liegen, hängen unwiderſprechlich zuſammen. Wenn der eine tobet, ſo iſt die Hitze und Gewalt des Brandes im andern ſehr gering, wenn einer zu ſpeyen aufhöret oder anfängt, höret auch der andere auf, oder fängt an. Die ganze Gegend zwiſchen dieſen beyden Feuerſchlünden iſt hohl, und Neapel mitten zwiſchen ihnen, liegt wahrſcheinlicherweiſe auf einem hohlen mit brennenden Mineralien angefüllten Boden. Gleichergeſtalt laufen die ausgebrannten großen Schlunde des Aetna unter dem

Meere

Meere hin, er hat ſicherlich mit dem ſiciliſchen Meerſtrudel und mit den lipariſchen Inſeln Gemeinſchaft; deswegen werfen dieſe oft zugleich mit ihm Feuer aus. Im mittelländiſchen Meere greifen unſtreitig viele unterirdiſche Gänge in einander. Denn die feuerſpeyenden Schlünde dieſes Meeres wüthen mehrmals zugleich und richten ſich gleichſam nach einander. So gehen auch des Veſuvs Feuerſchlünde unter dem Meere weit hinein; davon ganz ſichtliche Erfahrungen vorhanden ſind. Ein ganz ähnliches läßt ſich von andern weit von einander entlegenen Vulcanen beweiſen. In der Südſee auf der Inſel Gillilo und auf Ternate ſind dieſe Beyſpiele an den dortigen Feuerſpeyern bekannt. Und als Lima 1746. durch Erdbeben zerſtöret wurde, ſo brachen, in großen Entfernungen davon, über fünf bis ſechs feuerſpeyende Berge aus. Der Hekla in Island hat mit dem Feuerſpeyer in Grönland durch unterſeeiſche Kanäle Gemeinſchaft. Aber die Berge ſind nicht eben die Behälter und die Magazine dieſer Feuer und Brände; ſie ſind nur Luft- und Rauchlöcher, wodurch das vielleicht weit entfernte, und in einem andern Lande angegangene Feuer ſeinen Ausbruch gewinnt, und wohin es gleichſam ſeinen Zug nimmt. Viele Umſtände, die man von dem Ausbruche des Feuers auf der Erdfläche und den Bergen hat, zeigen deutlich, daß der Heerd dazu in einer großen Tiefe liegen müſſe. Daraus folget denn von ſelbſt, daß die dadurch verurſachten Erdbeben mehrentheils von großem Umfange ſeyn müſſen. Wenn wir nun ſolchergeſtalt einſehen und wiſſen, daß es unterirdiſche und unterſeeiſche Kanäle und weite Höhlen giebt, und in dieſen von ſelbſt ein Feuer entzündet wird, ſo ſetzen wir gelegentlich noch hinzu, was die Erzeugung und den Ausbruch dieſes Feuers, und folglich auch die Erdbeben veranlaſſe. Sind die Höhlen von ſo großem Umfange in der Erde, ſo iſt auch gewiß, daß Luft darinnen vorhanden ſeyn müſſe; daß dieſe ferner mit allerley Dämpfen und Dünſten geſchwängert ſey, und daß zuletzt viele Feuchtigkeit, ja ganze Ströhme von Waſſer ſich in die Erde weit hinunter ergießen; daß ferner nicht nur die Eingeweide des Erdbodens, ſondern vornehmlich die Nachbarſchaften dieſer Hohlungen, ihre Wände und Decken von mancherley auflößbaren und brennbaren Stoffen, von den bekannten ſehr gemeinen Kiesarten, voll ſind, die bey der geringſten andringenden Feuchtigkeit zerfallen, ihre ſchweflichten, flüchtigen Theile fahren laſſen, und ſolchergeſtalt die Atmoſphäre umher mit entzündbaren Zeugen anfüllen.

Die Entzündung ſelbſt iſt durch die bloße Verdickung dieſer Dämpfe, durch ihre Gährung mittelſt des Beytritts der wäſſerichten Dämpfe, durch das innerliche Reiben, durch den irgend ausgebrochenen Luftzug in den Gängen, mehr als zu begreiflich. Es giebt Abgründe und tiefe Erdklüfte, worinn ſich unaufhörlich ganze Ströme Waſſer ſtürzen; es giebt andere Oeffnungen auf dem Erdboden, ſo gar auf feuerſpeyenden Bergen, dergleichen der Buffadore an der Mexikaniſchen Küſte iſt, die das Waſſer mit Gewalt oben ausſpeyen, welches an einem Orte durch einen unterirdiſchen Kanal in ſie hineingedrungen iſt. Es giebt Fälle, da die Menge des eindringenden Regenwaſſers den Vulcan zum Speyen bringt, wie beym Aetna öfters bemerket worden. Dieſemnach ſind auch die Erdhöhlen und Gänge nicht vom Waſſer und wäſſerichten Dünſten frey. Endlich kömmt die Gemeinſchaft mit der äußern Luft. Hier ſcheint vornehmlich die Bewegung unſerer Atmoſphäre etwas dazu beytragen zu können. Wenn dieſe einmal in einen gewaltigen Tumult geſetzet iſt, ſo ergreift ſie zugleich die offenen Rachen der Vulcane, ſtößt an dieſelben von außen und innen an, dringt in ihre entſetzlichen Höhlen ein, und erreget daſelbſt eine gleichmäßige Bewegung der unterirdiſchen Atmoſphäre; denn einige Berge haben zwo Oeffnungen, durch deren eine die Luft eindringt und durch die andere herausfährt, und die ſich daher jederzeit entzünden, nachdem gewiſſe Winde blaſen. Gegentheils iſt der Ausbruch des unterirdiſchen Feuers und der daſelbſt verſchloſſenen Luft gemeiniglich eine Urſache von vielen Zerrüttungen in dem oberirdiſchen Dunſtkreiſe.

Alle wichtige und heftige Erdbeben nehmen einen großen Umfang ein, und erſchüttern einen großen Theil des Erdbodens. Davon hat man zwo Urſachen. Erſtlich den großen Umfang der unterirdiſchen Feuergewölber, die ſich allem Vermuthen nach verſchiedene hundert Meilen weit erſtrecken, und mittelſt der Kanäle ihre Gemeinſchaft unter einander haben. Zweytens den Gegenſtoß, den eine gewaltige Entzündung, die tief in der Erde geſchieht und auf einmal ausberſtet, verurſachet, und ihren Hauptſtoß, der einen kleinen Bezirk allein trifft, augenblicklich weit und breit fortpflanzet. Eine ſolche fortgepflanzte Erſchütterung hatte das Erdbeben im Jahre 1755. an den Spitzen von Europa und Afrika durch ganz Europa. Es iſt auch an ſich ganz natürlich. Wenn ein großes und mächtiges Erdbeben von einer in großer Tiefe in plötzliche Entzündung geſetzten ungeheuern Menge brennbarer Materien und von ihrer heftigen

tigen Ausberſtung herkömmt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß der Stoß unter der Oberfläche des erſchütterten Landes weit um ſich greifen, und daß ein anſehnlicher Theil der anliegenden Oberfläche umher den mächtigen Gegenſtoß empfinden müſſe; und zwar ſo viel ſtärker oder ſchwächer, je näher oder entfernter er dem Mittelpuncte des Erdbebens liegt. Es iſt auch nichts ungewöhnliches, daß ein großes Erdbeben an einem Orte, andere neue Erdbeben in entlegenen Gegenden anrichten kann. Die Unordnung, welche dergleichen Erſchütterung an einem Orte in den Höhlen der Erde und ihrer Structur machet, da von einem nur mäßigen Erdbeben leicht ein baufälliges, unterirdiſches Gewölbe einſtürzen, die Quelle eines Fluſſes verſtopfet, das Waſſer unter der Erde in ſeinen Kanälen erſchüttert und aus ſeiner Lage getrieben, die damit zuſammenhängenden Seen beunruhiget, die erhitzten Materien der heißen Bäder und in andern Erdlagen und Cavernen, in Aufruhr und neue Gährung geſetzet, ein vorhin freyer Luftzug gänzlich verſchloſſen, ſie ſelbſt erhitzet und zur Anſtrengung ihrer Elaſticität äußerſt veranlaſſet, eine ruhige Lage ausgebrannter Maſſe in einem entfernten Lande, durch darauf getriebenes Waſſer, oder dazu geführte neue Feuchtigkeit, in friſche Entzündung gebracht werden können: alle dieſe und mehr andere Umſtände ſind genugſam hinlänglich in andern Ländern neue Entzündungen nach ſich zu ziehen, und mithin neue Erdbeben zu erregen. Aus dem angeführten ſind die Naturforſcher, bey dergleichen Erdbeben, die wirklich und nächſtens von unterirdiſchen Entzündungen herrühren, auf zween merkwürdige Erfahrungsſätze gekommen. Einmal, daß die Erdbeben, wobey zugleich Feuerſchlünde wüthen, und brennende Materien, Flammen, Rauch, Dämpfe und Luft aus ihrem Rachen herauswerfen und ausblaſen, nicht ſo ſchrecklich, nicht von ſo weiten Umfange ſeyn, und nicht ſo lange dauern müſſen, als andere. Zweytens, daß die Erdbeben, wobey man keinen Ausbruch des unterirdiſchen Feuers, der Dünſte und der Luft wahrnimmt, viel heftiger, von viel längerer Dauer, und von einem viel größern Umfange ſeyn müſſen, als jene erſtern. Die feuerſpeyenden Schlünde ſind alſo das einzige natürliche Mittel, dadurch ganze Länder vor den verderblichen Erdbeben bewahret werden können. Aber es ſcheint dabey widerſprechend, wie bereits oben geſaget iſt, daß gleichwohl die Erdbeben nirgends gemeiner ſind, als in Ländern, wo es viele Feuerſpeyer giebt. Auch dieſer Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen iſt natürlich. Allen Wahrnehmun-

gen und Vermuthungen nach, verurſachen die öftern und ſtarken Erdbeben, nebſt den Auswürfen der Vulcane, große Verſtopfungen in den Luftlöchern dieſer Berge, und in den Oeffnungen, wodurch die unterirdiſchen Entzündungen ausbrechen. Dieſergeſtalt wird das untere Feuer eingeſchloſſen, und muß ſich den Ausgang erſt mit Gewalt zuwege bringen. Und das geſchieht durch ein neues Erdbeben, und durch Herauswerfen der Materien, welche die Oeffnungen verſchüttet hielten. Dies iſt die Urſache warum in ſolchen Ländern, unmittelbar vor jeglichem Erdbeben ein unterirdiſches Gebrülle, ein Getobe, wie vom Krachen der Geſchütze vorhergeht. Auf dieſes erfolget das Erdbeben, und zuletzt geht das Feuerſpeyen des Vulcans an; auf welches letztere ſich erſteres gleich verliert.

Und dies waren bisher die Erdbeben mit Feuerausbrüchen, es mochten ſich dieſe entweder in der Nähe, oder in anſehnlicher Entfernung ergeben. Es iſt noch eine andere Art der Erdbeben, von erſterer nicht weſentlich unterſchieden, aber doch in ihren Erſcheinungen anders: nämlich die Erdbeben ohne Feuerausbrüche. Dieſe entſtehen von unterirdiſchen Entzündungen, die allen Gründen nach in ſehr großen Tiefen der Erde geſchehen. Denn eben weil dieſe Entzündungen keinen Ausgang finden, weil ſie die Oberfläche des Erdbodens nicht irgendwo zerreißen oder ſonſt eine Oeffnung in einen andern unterirdiſchen Gang ſo leicht verſchaffen können, ſo müſſen ſie bloß die Erdfläche, aber außerordentlich heftig, erſchüttern, ohne eine Spur der zerriſſenen und aufgebrochenen Oberfläche zu hinterlaſſen. Von dieſen ſaget Herr von Büffon: es giebt eine eigene Art von Erdbeben, die ſich auf eine große Weite ſpüren laſſen, und einen langen Erdſtrich erſchüttern, ohne daß ein feuerſpeyender Berg, oder ein anderer Ausbruch zum Vorſcheine kömmt. Sie erſtrecken ſich allezeit mehr in die Länge als Breite, erſchüttern an verſchiedenen Orten einen Erdſtrich mit mehr oder weniger Heftigkeit, und werden faſt allezeit von einem Geräuſche, als ein ſchnellfahrender Laſtwagen, begleitet. Die erſten hergegen, die mit Ausbrüchen des Feuers verbunden ſind, erſchüttern nur einen kleinen Theil der Gegend, wo der Feuerausbruch geſchieht. Die Tiefe der Entzündungen bey dieſer zwoten Art Erdbeben nimmt Herr von Büffon von einigen hundert Klaftern an. Und weil ſolchergeſtalt die entzündeten Dünſte und erhitzte Luft keinen Ausgang gewinnen könne, ſo breiten ſie ſich in die unterirdiſchen Höhlen aus, wenn ſie dazu gelangen können, gehen von einem Lande ins andere,

dere, machen ſich auch durch ihre Gewalt wohl neue unterirdiſche, horizontale Spalten, durch welche ſich die erhitzten Dünſte und unterirdiſchen Winde die Wege in entfernte Länder bahnen. Der vornehmſte Unterſchied dieſer Erdbeben ohne Feuerausberſtungen von den erſtern, damit verknüpften, beſteht daher bloß darinnen, daß ſie heftiger wirken, daß ſie viel länger dauern, daß ſie endlich einen weitern Umfang haben, und mehrmals ganze Zonen Landes erſchüttern. Man hat zur Urſache dieſer Erdbeben, wie geſaget, meiſtentheils große und tief liegende unterirdiſche Entzündungen angenommen. Denn einmal äußern ſie ihre größte Wuth längſt dem Striche einer Meerküſte und gehen nur mit abnehmender Gewalt nach der Gegend des feſten Landes zu. Hiernächſt iſt die unterirdiſche Gegend in Abſicht auf die Oberfläche des feſten Landes ein tiefes Thal. Wenn ſie nun noch dazu unter dem Meeresboden, in einer Tiefe von etlichen hundert Klaftern entſtehen, ſo ſieht man, daß ihr Erzeugungsort von einer unglaublichen Tiefe ſey, und daß ſie folglich ſo weniger einen Ausgang finden können. Man ſieht auch, daß ſie insgeſammt mit den erſtaunlichſten Waſſerbewegungen vergeſellſchaftet ſind, mit ſolchen, die keine Entzündung in nur geringen Tiefen unter dem Waſſer hervorbringen kann. Deñ dieſe letztere wird allenfalls nur kleine Waſſerſäulen, Wirbel und Waſſerhoſen nach ſich ziehen, nicht aber ſolche erſchreckliche, unregelmäßige, ſchleunige und gewaltſame Bewegungen, welche die allerſcheußlichſten Wirkungen zur Begleitung hat. Die ungeſtümen Bewegungen, dieſe Aufwallungen der Seen, welche ſich überall auf dem Weltmeere, beſonders aber um Amerika, dem Vaterlande der Feuerhöhlen, unter Land und Meere ganz häufig zutragen, haben die Naturforſcher einſtimmig eben dieſen Entzündungen unter der See zugeſchrieben; und es iſt auch keine Urſache davon einleuchtender, als dieſe.

Noch ereignen ſich ganz leichte und geringe Erdbeben, die aber eben die vorgedachten Urſachen, welche es von ihnen ſey, zum Grunde haben. Bloß erhitzte, oder auch aufs äußerſte zuſammengepreßte, Luft in den unterirdiſchen, nicht eben tiefen, Höhlen, kann dergleichen leichte Erſchütterungen zuwege bringen, wenn ſie beym Ausgange, den ſie ſich irgend verſchaffet, einige leichte Stöße und Schläge thut. Ueberhaupt wollen einige alle Stöße der Erdbeben von Schlägen herleiten, welche durch die untern Entzündungen, gleich den Blitzen in der Luft, geſchehen. Zu welchem Ende ſich verſchiedene ſogar auf die Elektricität beziehen,

und dieſer ihren Wirkungen den meiſten Antheil an den fürchterlichen Erſcheinungen der Erdbeben zuſchreiben. Aber was auch immer für welche von den erzählten Urſachen hierbey vorwalten mögen: ſo wird man nunmehr ſich alles erklären können, was bey den Erdbeben für gewaltſame Veränderungen, ſowohl in der Erde ſelbſt, als vornehmlich über derſelben, vorgehen; die fürchterliche Wuth des Meeres, die heftige Erſchütterung der Küſten, des feſten Landes, und der Eingeweide des Erdbodens, den ſchrecklichen Tumult in den gemeinſchaftlichen unterirdiſchen Wind- und Waſſerhöhlen, und in den daſelbſt befindlichen Ströhmen, die Verſchüttung der Gewölbe und Gänge unter der Erde, den veränderten, auch wohl gehemmten Lauf der Flüſſe und ihres Bettes über der Erde, die Verſtopfung der Quellen und Hervorbringung neuer, die Oeffnung großer Klüfte, Entſtehung von Erdfällen, Verſchlingung großer Strecken und Erhebung neuer Inſeln und feſten Landes, Erzeugung neuer Feuerſpeyer, der Durchbruch der Meere, Meerengen und Durchfahrten, die plötzlichen und weitſtreckichten Bewegungen in der obern Atmoſphäre von Winden, Stürmen und Ungewittern, und was dergleichen für gewaltſame Abwechſelungen mehr ſind, deren der Erdboden ſeit der Schöpfung unausſprechlich viele erlitten hat, noch alljährlich leidet, und ihnen vermuthlich den größten Theil ſeiner Beſchaffenheit an der Oberfläche beyzumeſſen hat.

Erdbeerbaum.

Arbutus. Eine Aehnlichkeit der Frucht hat zu dem deutſchen Namen Gelegenheit gegeben, doch iſt ſolche hier eine wirkliche Beere, welche innerlich fünf Fächer, und in jedem verſchiedene Saamen zeiget. Der kleine Kelch iſt fünffach ausgezacket, und das eyförmige, oder wie eine länglichte Glocke gefaltene Blumenblatt, hat fünf kleine, ſtumpfe, umgeſchlagene Einſchnitte; an welchen unterwärts zehn kurze Staubfäden ſitzen. Der rundliche Fruchtkeim iſt am Boden der Blume mit zehn Punkten umgeben, und der Griffel mit einem ſtumpfen Staubwege geendiget. Planer nennet dieſes Geſchlecht Sandbeere. Die bereits angeführte Bärentraube hat Herr von Linne' auch unter dieſes Geſchlecht gebracht; wir bemerken demnach jetzo:

1) Den aufrechtſtehenden Erdbeerbaum, Hagapfelbaum, Meerkirſchbaum, Arbutus vnedo L. wächſt in den Wäldern des mittägigen Europens, und ſoll in Irrland, wie auch in Candien wild, und daſelbſt ziemlich hoch wachſen. Die Frucht wird

gegen den November reif, zu welcher Zeit auch die Blumen der Früchte für das folgende Jahr abfallen, ſo daß ein ganzes Jahr hingeht, ehe die Frucht reif wird. Die wechſelsweiſe an den Aeſten befindlichen Blätter ſind eyförmig, länglicht, hellgrün und glatt, am Rande tief eingekerbet, und fallen nicht ab; die grünweißlichten, oder auch etwas purpurfärbigen, den Mayblümchen ähnlichen Blumen, ſitzen gemeiniglich in herabhängenden Büſcheln bey einander. Die Staubfäden ſind mit einem wollichten Weſen überzogen. Die runde Beere iſt anfangs grün, wird nachher gelb, und endlich roth; ſie ſchmecket ſtrenge und ſauer, doch ſoll ſelbige von den Einwohnern in Minorka als eine Leckerſpeiſe geachtet werden. Die äußere braunrothe Rinde des Baumes iſt jederzeit zerriſſen, und bey den jungen Aeſten mit Haaren beſetzet; das Holz iſt weiß, und ſoll in Frankreich gute Kohlen geben. Die Vermehrung geſchieht am füglichſten durch den Saamen, welchen man bis zum März im trocknen Sande aufbewahren ſoll. Die jungen Pflanzen müſſen gegen die Kälte verwahret werden, wie denn überhaupt in hieſigen Gegenden dieſer Baum nicht leicht im freyen Lande aushält, wenigſtens muß dabey viel Sorgfalt angewendet werden. Sonſt verlanget derſelbe keine beſondere Wartung, wächſt in jeder Erde, und darf im Winter nur in ein gemeines Glashauß beygeſetzet werden. Die Vermehrung durch Einleger iſt etwas langweilig.

2) Der Morgenländiſche Erdbeerbaum, Arbutus Andrachne L. iſt dem vorigen durchgehends ähnlich, nur haben die Blätter einen platten, nicht eingekerbten Rand, und die Rinde iſt nicht zerriſſen, ſondern glatt und ganz. Vielleicht iſt dieſer doppelte Unterſchied zufällig, und nur als eine Spielart des gemeinen Baumes zu betrachten.

3) Der Acadiſche Erdbeerbaum, Arbutus acadienſis L. wächſt in Neuſchottland und andern mitternächtlichen Gegenden von Amerika in ſumpfigen Oertern, iſt niedrig und buſchig, hat einen geſtreckten Stamm, und eyförmig ausgezackte Blätter. Iſt in Deutſchland, vielleicht in ganz Europa, ſelten anzutreffen.

4) Der Alpen Erdbeerbaum, Arbutus alpina L. wächſt in Lappland, Sibirien und der Schweitz. Hat auch einen geſtreckten Stamm, und runzliche ausgezackte Blätter. Iſt in Gärten ſchwer zu erziehen und nirgends bey uns anzutreffen.

Erdbeere.

Fragaria. Der einblättrige, ausgebreitete Kelch iſt in zehn

Einſchnitte getheilet, welche abwechſelnd mehr innerlich und äußerlich geſtellet, und dieſe ſchmäler als die innerlichen ſind; an dieſen ſitzen fünf rundliche, ausgebreitete Blumenblätter und viele Staubfäden; in der Mitte zeiget ſich das erhabene Blumenbette, ganz mit den kleinſten Fruchtkeimchen bedecket, deren jeder, nicht nach der gewöhnlichen Art, oberwärts, ſondern ſeitwärts mit einem Griffel und einfachen Staubwege beſetzet iſt. Das Blumenbette wird nach und nach größer, ſaftiger, röther, und erhält das Anſehn einer Beere, wird auch gemeiniglich alſo genennet, iſt aber wirklich keine, indem die vielen kleinen ſpitzigen Saamen nicht in- ſondern auf derſelben liegen, und daher jetzo mit dem Namen des Saamenträgers beleget werden könnte. Die bekannte Art iſt

1) Die eßbare Erdbeere, Preſſlinge, Bröſſlinge, Knackbeere, Knickbeere, Beſingenkraut, Fragaria veſca L. Die röthlichbraune, fäßerichte Wurzel treibt ganz niedrige, ſchwache, haarichte Stängel, deren oberwärts entſtehende Aeſte entweder Blätter oder Blumen tragen. Die geſtielten Blätter ſind aus drey länglichten, haarichten, eingekerbten, oberwärts grünen, unterwärts weißlichen Blättchen zuſammengeſetzet. Die Blüthäſte theilen ſich in vier, auch mehrere Stiele, und jeder trägt eine weißlichte Blume; die Kelcheinſchnitte ſind gleichſam mit Grannen geendiget, und ſchlagen ſich mit der Zeit zurück. Die rundliche, etwas zugeſpitzte, rothe, ſelten weißliche Frucht, hat einen beſondern angenehmen Geruch, und bekannten Geſchmack. Auch treibet dieſe Pflanze aus der Wurzel, ſonderlich zu der Zeit, wenn die Blüthe ſich zeiget, lange dünne Stängel oder Ranken, welche auf der Erde hinkriechen, und aus dem Orte, wo die Blätter anſitzen, Wurzelfäßerchen hervorbringen, ſo in die Erde dringen, und die natürliche Vermehrung bewerkſtelligen. Sie wächſt allenthalben in Wäldern und andern ſchattigen Oertern, blühet im May und Juni, und die Früchte erlangen nach der verſchiedenen Witterung ihre Reife, welche, ob ſie gleich gut zu eſſen ſind, auch von vielen deßwegen hochgeſchätzet werden, doch niemals eine anſehnliche Größe erhalten, und daher von den auf Wieſen befindlichen Stöcken nicht geſaget werden kann, daß ſelbige Früchte von der Größe einer Pflaume tragen, welches aber wohl geſchieht, wenn die Erdbeeren in Gärten erzogen und beſonders gewartet werden.

Mit der gemeinen Feld- oder Holzerdbeere kömmt die

a) Stets blühende Erdbeere, oder Monatserdbeere, Fragaria, omnium

omnium calendarum, was die Größe und den Wachsthum betrifft, faſt überein, doch iſt die Frucht länger und ſpitziger, und blühet vom Frühjahre bis in den ſpäteſten Herbſt, liefert auch immerfort reife Früchte, jedoch nur einzeln, daher man ſelbige niemals in Menge, wie von den übrigen Sorten, pflücken kann.

b) Die gewöhnliche Gartenerdbeere treibt hingegen doppelt ſo lange Stängel wie die vorigen, hat auch größere, rundere, mehr rauche und gefaltene Blätter, und die Früchte erlangen, wenn die Stöcke gute Art haben, zuweilen die Größe einer mittelmäßigen Pflaume; doch iſt die Größe unbeſtändig. Wenn die Stöcke alt werden, oder in magern Erdreiche ſtehen, ſind die Früchte nicht größer als bey den Felderdbeeren. Am beſten unterſcheiden ſich die Gartenerdbeeren in der Farbe, indem ſie auf der einen Seite weißlicht, auf der andern dunkelroth, bräunlicht und zuletzt faſt ſchwärzlich erſcheinen; auch ſind dieſelben gemeiniglich, wie bey den wilden, eyförmig zugeſpitzet, zuweilen oberwärts mehr rundlich.

c) Eine andere Sorte pfleget man die Virginiſche zu nennen; dieſe hat platte, weniger rauche, oberwärts mehr bläulichte, als grüne, und unterwärts weißlichte Blätter, und eyförmige, tief ausgegrabene Früchte, ſo daß das Fleiſch zwiſchen jeden Saamen hervorzuquellen ſcheint; von Farbe hellponzoroth, aber von Geſchmack mehr wäßricht. Sie reifen wohl acht Tage früher, als die gemeinen Gartenerdbeeren.

d) Die Rieſenerdbeere, die Chiliſche Erdbeere, Fragaria chiloenſis, in Amerika Frutilla genannt, unterſcheidet ſich merklich durch die außerordentliche große Frucht, welche wohl einem kleinen Apfel gleichkömmt. Sie hat dickere und mehr ſaftige, haarichte Blätter, auch ſind die Stiele dicker, raucher, und viel länger; ſie treibt beſonders lange, weit umherlaufende Ranken; die Frucht aber iſt mehlicht, und nicht ſo ſchmackhaft als die übrigen Sorten. Sie trägt ſelten viele Früchte.

e) Die grüne Ananaserdbeere, welche Miller anführet, iſt bey uns nicht bekannt.

Die Gärtner führen noch mehrere Sorten an, und geben ſelbigen auch verſchiedene Zunamen, welche aber wohl füglich alle unter den angemerkten können begriffen werden. Außer dieſen Abänderungen bemerken wir aber noch zwo wirkliche Arten, als:

2) Die zackige Erdbeere, Fragaria muricata L. deren Vaterland unbekannt iſt, ſich aber leichtlich durch den aufrechtſtehenden, ſtaudichten Stängel, die

ganz rauchen Blätter, welche auch zwiſchen den Blumen ſelbſt befindlich ſind, und die gleichſam mit Hacken beſetzten oder zackigen Früchte unterſcheiden läßt. Die Frucht iſt nicht wohl zu eſſen. Dieſe Art vermiſſen wir in der Murrayiſchen Ausgabe, und man kann ſolche auch füglich für eine Spielart annehmen. Hingegen hat in dieſer Ausgabe Herr von Linné eine andere neue angeführet, nämlich:

3) Die einblättrige Erdbeere, Fragaria monophylla. Hr. Ducheſné hat ſelbige in ſeiner Abhandlung von den Erdbeeren zuerſt wahr- und als eine wirkliche Art aufgenommen. Es meldet aber Herr von Linné, daß die Wurzel zuerſt ein dreyblättriges Blatt, wie bey den andern Arten hervortreibe, und die folgenden nur aus einem Blatte beſtünden. Der Stängel wird länger, und die Blumenblätter kleiner, als bey der erſten Art, auch ſind die Einſchnitte des Kelches zerſchnitten.

4) Die trockne oder unfruchtbare Erdbeere, Fragaria ſterilis L. wächſt nicht allein in England und der Schweitz, ſondern auch hin und wieder in Deutſchland. Sie treibt keinen aufrechtſtehenden, ſondern bloß kriechenden Stängel, auch keine beſondern Ranken; die drey Blättchen ſind eyförmig, weich, haaricht, eingekerbet, und unterwärts weiß; aus den Blätterwinkeln entſpringen einzelne, haarichte, einblümige Stiele; die weißen Blümchen ſind nicht unfruchtbar, geben aber keine fleiſchichte Frucht, ſondern dieſe bleibt trocken und platt. Eine andere damit verwandte Art, welche aber nach dem Herrn von Linné zu dem Fingerkraute gehöret, und von ihm das faſt ſtammloſe Fünffingerkraut, genennet worden, hat Herr von Münchhauſen in den Garten gepflanzet, und einige Jahre trockene, endlich aber mehr fleiſchichte Früchte erhalten, welche einer ordentlichen Erdbeere glichen, auch roth gefärbet geweſen. Daher derſelbe auch die Frage aufgeworfen, ob die auswachſende fleiſchichte Frucht an den Erdbeeren etwas zufälliges, oder der trockne Saamenträger in der letzten Art eine Unvollkommenheit ſey, die durch die Wartung geliefert wird. Es iſt wohl keines von beyden, und beydes iſt natürlich; und daher ſollte man billig die trockne Art nicht zu den Erdbeeren rechnen, ſondern ſolche, wie die übrigen, mit Herr von Hallern zu dem Fingerkraut bringen, als von welchem die Erdbeere allein wegen des ſaftigen Blumenbettes unterſchieden iſt. Am füglichſten kann man Herr Cranzen und denjenigen folgen, welche die Erdbeere mit dem Fingerkraute, Tormentille, und andern

dern nahverwandten Pflanzen in einem Geſchlechte vereiniget haben.

Wir kehren zu den eßbaren Erdbeeren zurück, und betrachten deren Tugenden und Wartung.

Die Beeren gehören nicht nur zu unſern Speiſefrüchten, ſondern haben auch, wie die Blätter und Wurzeln, eine Stelle unter den Arzneymitteln erhalten. Es haben ſelbige einen angenehmen weinartigen Geſchmack, und es iſt kaum zu fürchten, daß auch der öftere und häufige Genuß ſchädlich ſeyn dürfte. Denn was einige Schriftſteller von Ohnmacht, Schwindel und dergleichen Zufällen, welche darauf erfolget, angemerket, kann unmöglich dieſer Frucht zugeſchrieben werden, oder ſelbige müßte durch andere Zufälle, Mehlthau, Inſecten u. ſ. f. verunreiniget und gleichſam vergiftet worden ſeyn; daher man auch dieſe Beeren, ehe man ſie ſpeiſet, billig abzuwaſchen und zu reinigen pfleget. Sie haben die allgemeinen Tugenden unſerer weinſäuerlichen Früchte; ſie kühlen, ſtillen den Durſt, erweichen den Leib, treiben den Urin, eröffnen die Verſtopfungen der Eingeweide; beſonders verdienet angemerket zu werden, daß ſie den Weinſtein der Zähne auflöſen, und deßwegen werden ſie auch wieder den Stein und die Gicht empfohlen, Herr von Linné hat ſelbſt gemeldet, wie er ehedem Anfälle der Gicht erlitten, nachher aber, da er jährlich Erdbeere in Menge gegeſſen, gänzlich davon befreyet geblieben. Hofmann preiſet ſolche den Schwindſüchtigen an, und Herr von Swieten führet ein Exempel an, daß ein Raſender, welcher etliche Wochen hindurch täglich gegen zwanzig Pfund Erdbeeren gegeſſen, und wodurch ein Durchfall erreget worden, völlig geneſen.

Man pfleget ſolche mit Zucker beſtreuet, oder in Milch und Wein eingeweichet, zu ſpeiſen. Wegen der Milch könnte einiges Bedenken ſeyn, da ſelbige durch die entwickelte Säure leicht im Magen gerinnen dürfte. Doch eſſen viele Heidelbeeren mit Milch, ohne daß Klagen darüber geführet werden. Wenigſtens werden nur ganz ſchwache Magen dergleichen weiße und rothe Vermiſchung meiden dürfen. Einige wollen auch behaupten, daß der zugeſetzte Wein ſolche unverdaulicher mache, aber gewiß ohne Grund. Auch iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß die kleinen Saamen dieſer Früchte unverändert mit dem Urine abgehen ſollen, ob man gleich zugeben muß, daß ſelbige in dem Magen nicht verdauet werden. Das ſchwärzlichte Weſen, welches ſich auf dem Boden des Gefäßes zeiget, worinnen Erdbeeren mit Wein geweichet ſind, iſt nichts ſchädliches

ches, ſondern ein Theil der verdorreten Griffel der Fruchtkeime. Man pfleget auch auf andere Art dieſe Früchte zuzurichten. Die mit Zucker abgekochten, oder eingemachten, werden nicht viel unwirkſamer, als die friſchen ſeyn. Ob aber das daraus abgezogene Waſſer die Lobſprüche verdiene, welche man bey den Schriftſtellern ließt, tragen wir billig Zweifel. Es ſoll als eine Schminke dienen, und die Flecke im Geſichte wegnehmen, es ſoll das Herz und die Lunge ſtärken, die gelbe Sucht zertheilen, das Blut reinigen, bey böſen Hälſen und Mundgeſchwüren dienlich ſeyn, u. ſ. f. Am wenigſten iſt zu glauben, daß dergleichen Waſſer den Stein im menſchlichen Körper auflößen könne, wie Caſper Hofmann und andere vorgegeben.

Die Wurzel, und ſonderlich die Blätter werden auch für urintreibend und eröffnend gehalten, und bey Verſtopfungen der Eingeweide, der gelben Sucht, und dergleichen Krankheiten angerathen. Man will ſelbiger auch eine gelinde zuſammenziehende Kraft zueignen, und wider die Blutflüſſe, und Durchfälle empfehlen. Und vielleicht aus dem Grunde könnte man die Blätter ſtatt des Chineſiſchen Thees gebrauchen, wie denn wirklich der, daraus mit kochenden Waſſer bereitete Trank, nicht unangenehm ſchmecket, und zugleich etwas ähnliches mit dem rechten Theetrank hat. Aeußerlich ſoll das Erdbeerkraut eine heilende Kraft äußern, und die zerquetſchten aufgelegten Blätter die Geſchwüre reinigen, auch die Froſtbeulen wegnehmen.

Noch müſſen wir von der Wartung der Erdbeere handeln, da dieſe Frucht in den Gärten ſorgfältig gebauet, und daraus ein nicht geringer Vortheil erlanget wird. Ein großer Verdienſt beſteht darinnen, reife Früchte zeitig und ſpät zu erhalten. Die Feld- oder Holzerdbeeren kann man von der Mitte des Juny bis in den September haben; und in den Gärten pfleget man die erſtern hervorbrechenden Blumenſtängel, ehe ſie aufblühen, abzupflücken, damit neue hervorkommen, und die Früchte gegen den Herbſt anſetzen. Beſſer iſt es, die Beete in der kälteſten, und ſchattigſten Gegend des Gartens anzulegen, woſelbſt die Früchte fünf bis ſechs Wochen ſpäter reifen werden. Um frühzeitige zu haben, pflanzet man welche auf die Rabatten an den Mauern, und je näher die Stöcke an die Mauer zu ſtehen kommen, je zeitiger werden die Früchte, und zugleich auch ſchmackhafter. Herr von Münchhauſen giebt den Rath wilde Stöcke mit feuchter Erde in die Fugen, alter, feuchter, gegen Mittag liegender Mauern zu kleben,

ben, da ſich denn ſolche leicht daran ausbreiten, und die Ranken davon, wo ſie Ritze finden, nur Wurzeln ſchlagen werden. Man kann auch im Herbſt auf die alten Miſtbeete Pflanzen ſetzen, und im Frühjahre mit Fenſtern bedecken, da ſie denn ſchon im May mit reifen Früchten prangen werden. Ueberhaupt aber pflegen die, in Gärten gepflanzten, Stöcke nicht ſo reichlich, als die wilden zu tragen, und wofern nicht eine ſorgfältige Wartung darzu kömmt, wird die Erndte ſelten reichlich, auch die Früchte nicht von gewünſchter Güte ſeyn. Das nöthigſte, ſo dabey zu beobachten, beſteht, nach Hrn. von Münchhauſen Vorſchrift, in folgenden. 1) Einmal gepflanzte Erdbeeren pflegen nicht über drey oder vier Jahre gute Früchte zu bringen. 2) Sie erfordern ein friſches, fettes Land; in die alte Erde, woraus dergleichen weggenommen, darf man keine wieder ſetzen, oder man muß ſolches tief umgraben. 3) Auf ordentliche Beete gepflanzet tragen ſie mehr Früchte, als wenn Rabatten damit eingefaſſet werden. 4) Die Stöcke wollen hinlänglich Luft haben; wenn ſie zu dicke ſtehen, erſticket die Blüthe; ſie wuchern auch zu geſchwinde in einander. 5) Zum Verpflanzen taugen keine alten Stöcke; man ſetze junge, ſtarke, einfache Schößlinge aus, welche vier bis ſechs Blätter und eine friſche grüne Farbe haben. 6) Man ſoll ſelbige nicht ausreißen, ſondern ausheben; je weniger die zarte Wurzel beſchädiget wird, deſto beſſer treiben ſie. Auch ſind die Wurzeln nicht abzuſtutzen, und beym Einſetzen nicht umzulegen, ſondern ſo lang, als ſie ſind, einzuſetzen. 7) Auf die abgetheilten Beete gräbt man nach der Schnur, etwa anderthalb Fuß aus einander, Löcher ſpatentief aus, füllet ſolche mit friſcher Erde, und verfaultem kurzem Miſte aus, und ſetzet in jedes Loch einen Stock, ſo, daß ſelbiger in einer Vertiefung von zween bis drey Zoll zu ſtehen komme, welcher rings umher eine Menge Schößlinge treiben und viel Früchte tragen wird. Der Stock ſelbſt wird ſich im kurzen in die Höhe heben und zeitig genug mit der Oberfläche gleich ſtehen. 8) Das Verpflanzen geſchieht am beſten im Herbſte; die im Frühjahre verſetzten pflegen im erſten Sommer wenig Früchte zu tragen. 9) Die Beete, ſonderlich friſch angelegte, müſſen fleißig vom Unkraute, nicht mit der Hacke, ſondern mit der Hand, gereiniget, auch die auslaufenden Ranken abgeſchnitten, aber nicht abgeriſſen werden. 10) Junge Stöcke muß man bey trocknem Wetter begießen, damit ſich die Erde feſt an die Wurzeln ſetze. Nachher hilft das Begießen wenig, wenn nicht das Erdreich ſelbſt

die Feuchtigkeit aufbehalten kann. 11) Im May werden die Pflanzen gereiniget, die Oberfläche aufgelockert, um die Stöcke trockner langer, aber jetzo kein gehackter, Miſt geleget, ſo daß die Stöcke und Blätter nicht mit bedecket werden; ſtatt des Miſtes kann man auch Moos gebrauchen. Dieſe Veranſtaltung hat vielen Nutzen. Die Wurzeln behalten mehr Feuchtigkeit, der Stock wird mit den Früchten mehr in die Höhe gehalten, und dadurch auch zugleich die Würmer von den Früchten abgehalten, auch wird dadurch das Auslaufen der wilden Ranken und das Ausſchlagen der Wurzeln an dem Knoten derſelben verhindert. 12) Im October wird dieſer verrottete Miſt untergearbeitet, und entweder fetter kurzer Miſt, oder der Loh aus dem alten Lohbeete zwiſchen die Stöcke geleget; das trockne Laub und die Stängel weggeräumet; doch ſoll man im Herbſte das grüne Laub nicht abſchneiden, welches dem Stocke eine Nahrung zum künftigen Wachsthume giebt. 13) Im Sommer ſoll man an den Stöcken nicht viel künſteln; das auf- und zubinden ſchadet mehr als es nutzet. Einige pflegen, um größere Früchte zu haben, von den Blumenſträußen die Spitzen mit dem Nagel abzukneipen und nur vier bis fünf Blumen daran zu laſſen. Die Rieſenerdbeere erfriert bey kaltem Wetter leichtlich, daher man ſie mit Laub oder Reißern bedecken ſoll.

Auch bey den Muſcheln, ſonderlich den ſogenannten Herzmuſcheln, findet man Erdbeeren, welche nach der Farbe unterſchieden ſind. Bey der weißen Erdbeere, Cardium fragum Linn. ſind die beyden Schaalen nicht vollkommen gleichſeitig, ſondern einigermaaßen dreyeckig, oder gleichbäuchig, von der Größe einer Welſchennuß, weiß mit rothen Puncten, und die Ribben mit erhabenen mondförmigen Schieferchen beſetzet.

Die rothe, welche auch das rothe Erdbeerdoublet, oder der rothe Apfel, und Cardium vnedo vom Linné genannt wird, iſt noch einmal ſo groß, als die weiße, auch mehr bäuchig, rund und dicker, die Schuppen ſind mit braunrothen Schieferchen beſetzet.

Die gelbe, Cardium flauum Linn. iſt äußerlich gelb, vorwärts weiß, und inwendig öfters etwas röthlich, faſt eyrund, grübig, vorneher rauch und hintenher mit Zähnchen beſetzet. Die Ribben der hintern Seite ſind gleichſam mit Höckerchen gezieret. Alle erhält man aus den beyden Indien.

Mit den beyden erſtern Arten hat die Sägeribbe, Cardium muricatum L. viele Aehnlichkeit, nur ſind die Ribben ſägeförmig gezähnelt,

gezähnelt, oder am Rande ſtachlicht. Dieſe kömmt aus dem Meerbuſen von Campeche.

Erdbeerſpinat.

S. Maulbeermelde.

Erdbirne.

S. Erdäpfel und Erdnuß.

Erdblume.

S. Gallert.

Erdburzeldorn.

S. Burzeldorn.

Erdcaſtanie.

S. Myrrhenkörbel.

Erdcorallenmooß.

Wir führen dieſes kleine Corallenmooß, welches aus einander gegen über geſtellten Zweigen und weißen, kalchichten, rollrunden Gelenken beſteht, an welchen ſeitwärts geſtielte, quergerunzelte Befruchtungstheilchen hangen, vorzüglich deswegen an, weil ſelbiges den Grund zu den Zweifeln des Herrn Pallas geleget, wodurch derſelbe bewogen worden, die Corallen und Corallenmooß, von dem Thierreiche auszuſchließen, und wieder mit dem Pflanzenreiche zu vereinigen. Herr Meeſe hatte ſelbiges auf der Bergumer Heyde, in der Provinz Frießland auf dem trocknen Lande gefunden, und daher wurde auch ſolches von Herr Linne Corallina terreſtris genannt. Es will aber Herr Meeſe nach der Zeit auch dergleichen Corallenmooß in der See gefunden haben, und hält daher dafür, daß dieſes Mooß durch den Sturm vom Strande auf das feſte Land verſchlagen worden, und ſich daſelbſt feſt geſetzet hätte.

Erde.

Terra, wird derjenige trockne, feſte Körper genannt, welcher, wenn er rein iſt, keinen Geruch und Geſchmack hat, ſich im Waſſer nicht auflößen läßt, nur loſe und locker zuſammenhängt, im Feuer beſtändig bleibt, und bey allen ſichtbaren greiflichen Körpern die Grundſubſtanz ausmachet, wodurch dieſelben den Augen als feſte Körper vorgeſtellet werden. Wenn man bey Unterſuchungen der natürlichen Körper die Subſtanzen, ſo man erhält, ſorgfältig und genau betrachtet, ſo wird man aus den meiſten eine feſte Subſtanz erhalten, welche, wenn ſie gehörig gereiniget worden, die itzt beſchriebenen Eigenſchaften zeiget, und dasjenige iſt, was man überhaupt Erde nennet. Bey genauerer Unterſuchung der Erde ſelbſt wird man finden, daß die Erden, ſo man erhält, ob ſie gleich in dem Begriff, den man ſich von der Erde machen muß, alle mit einander übereinkommen, dem ohngeachtet verſchiedene Unterſchiede zeigen, welche daher

che daher die Veranlaſſung verurſachen, daß man die Erden in verſchiedene Claſſen eintheilen und nach den beſondern Eigenſchaften beſonders betrachten und beſtimmen muß.

Soll man jede von den Erden nach ihrer Natur und Eigenſchaften beſtimmen, ſo wird ſolches am beſten durch chymiſche Verſuche und Bemerkungen feſtgeſetzet werden können. Wir finden Erden, welche weder vom Waſſer noch von irgend einer andern Feuchtigkeit eine Veränderung leiden, und im Feuer unverändert bleiben; dieſe Eigenſchaften findet man an der Kieſelerde. Eine andere Art von Erden leidet von den Sauren eine Veränderung, indem ſie mit ſelbigen ein Aufbrauſen erregen, und ſich auflöſen laſſen, außerdem aber in ſehr ſtarkem Feuer für ſich allein ohne Zuſatz in Glas verwandeln; dieſe heißen Kalcherden. Noch eine andere Art von Erden, welche von den Sauren keine Veränderung leiden, werden, nachdem ſie vorher in einem gelinden Feuer gebrennet worden, mit Waſſer zu einem feſten Körper, in ſehr ſtarken Feuer aber verwandeln ſie ſich in ein Glas. Dieſe nennt man Gypserden; dieſe können eigentlich keine beſondere Geſchlechtsart ausmachen, indem ſie nichts anders als eine mit Vitriolſauern verbundene Kalcherde ſind, und daher unter dieſe Klaſſe gehören. Wiederum eine andere Art von Erden läßt ſich mit Waſſer zu einem zähen Teige machen, welcher ſich drehen und formen läßt, und im Feuer ſich hart brennt. Dieſe Eigenſchaften beſitzen die Thonerden. Eine andere Art von Erden, welche ſich von den vorhergehenden durch eine ganz beſondere Eigenſchaft unterſcheiden, ſind die metalliſchen Erden, als welche, wenn ſie mit einem brennbaren Weſen im Feuer behandelt werden, ſich in metalliſche Subſtanzen verwandeln.

Unterſuchet man mehrere Arten von Erden, ſo wird man nicht leicht eine andere finden, welche durch ganz beſondere Eigenſchaften von den jetzt erwähnten Erden ſich unterſcheiden ſollte, indem alle übrigen vorkommenden Erden bey den chymiſchen Verſuchen ſich ſo verhalten, daß man die Eigenſchaften, die man gewahr wird, als ſolche betrachten muß, welche von der Beſchaffenheit zwoer oder mehrerer mit einander vermiſchten Erden herrühren. Wenn demnach, nach allen bisher angeſtellten Verſuchen, keine Erde entdecket werden kann, welche ſich von allen andern durch eine ganz beſondere Eigenſchaft unterſcheiden läßt, ſo wird die nach der Natur und Miſchung zu beſtimmende Eintheilung aller Erden folgende ſeyn: 1) Kieſelerden;

2) Thon-

2) Thonerden; 3) Kalcherden; 4) metalliſche Erden; 5) zuſammengeſetzte Erden, das iſt, Erden, die aus der mehr oder weniger genauen Vermiſchung zwoer oder mehrerer der erſtern fünf Erdarten entſtanden ſind. So ſind z. E. die Tripelerden,Boluserden, Mergelerden, Ziegelerden, Lehmen, einige Walkererden und Seifenerden, Umbererden und Dammerde zuſammengeſetzte Erden, indem man bey der Unterſuchung derſelben findet, daß zwo oder mehrere von den, in den erſten fünf Klaſſen genannten Erden, in dieſen Erden gefunden worden. Es iſt nicht zu läugnen, daß man die meiſten Kieſel- Thon- Kalch- und Gypserden, wie auch die metalliſchen Erden nicht gänzlich rein erhält, indem z. E. die Thonerden gemeiniglich mit Sand oder Kalch, oder auch metalliſchen Erdtheilchen vermiſchet gefunden werden; man wird aber auch bey den Unterſuchungen finden, daß die beygemiſchten Subſtanzen keinen ſo genauen Zuſammenhang mit der Erde haben, als gemeiniglich bey den zuſammengeſetzten Erden wahrgenommen wird. Geſetzt aber auch, daß alle Erden als zuſammengeſetzte betrachtet werden müſſen, ſo würde doch die oben angeführte Eintheilung, nachdem man die Reinigung der Erden vorgenommen, ſtatt finden, indem dadurch dem ohngeachtet die eigentliche Anzahl der Erden, welche in Betrachtung ihrer Natur von einander wirklich verſchieden ſind, beſtimmet, und auf dieſe Weiſe deutliche Begriffe von den Erden feſtgeſetzet, und die Wirkungen derſelben bey dem Gebrauche angezeiget und beſtimmet werden könnten. Uns ſcheint die oben angeführte Eintheilung der Natur der Sache angemeſſen zu ſeyn, obwohl nicht zu läugnen, daß anderer Mineralogen Eintheilungen auch ihren Nutzen haben können. Wenn wir aber der Natur nach die Erden zu betrachten haben, ſo wird wohl die jetzt angemerkte Eintheilung ſo lange ſtatt finden können, als man in den chymiſchen Unterſuchungen keine Erden von beſondern Eigenſchaften entdecket. Es ſind demnach alle Erden entweder als 1) Kieſelerden, 2) Thonerden, 3) Kalcherden, 4) metalliſche Erden, oder 5) als zuſammengeſetzte Erden zu betrachten. Bey noch genauern Unterſuchungen wird man finden, daß die Miſchung einer von den in den fünf erſten Klaſſen namhaft gemachten Erden immer einfacher als die andere iſt, dergeſtalt, daß wie z. E. bey der Gypserde klar und offenbar iſt, dieſelbe als eine aus der Kalcherde entſtandene Erde zu betrachten iſt, welche, wenn das Vitriolſaure ganz von ihr geſchieden werden kann, alsdenn eben die Eigenſchaften zeiget, welche der Kalch-

Kalcherde beſonders zukommen, und dieſelbe von andern unterſcheiden. Bey der Thonerde fällt es ſchon ſo deutlich nicht in die Augen; doch kann man bey den angeſtellten Verſuchen auf die Spur kommen, welche zeiget, daß die Thonerden mit den Kieſelerden in Verwandſchaft ſtehen, und aus denſelben entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Die reinen Kieſelerden hingegen werden in den Unterſuchungen alſo befunden, daß man ſie in Betrachtung anderer Erden für ſehr einfach und für urſprünglich halten muß. Die Kalcherde ſcheint zwar auch eine beſondere Erde und einfacher als die Thonerde zu ſeyn; ob ſie aber, wie die Kieſelerde, gleichfalls für eine beſondere urſprüngliche Erde zu halten, läßt ſich zur Zeit noch mit keiner Zuverläßigkeit beſtimmen, wiewohl die meiſten Verſuche ganz beſondere und von den Eigenſchaften der Kieſelerde unterſchiedene Eigenſchaften entdecken; doch kann man auch bey einigen Verſuchen auf einige Vermuthung kommen, daß ſie vielleicht aus der Kieſelerde entſtanden ſeyn könnte.

Wenn von der elementariſchen Erde die Rede iſt, ſo läßt ſich zwar mit keiner Gewißheit beſtimmen, ob man vermittelſt chymiſcher Verſuche eine wirklich elementariſche Erde ohne das mindeſte von einer beygemiſchten andern Subſtanz erhalten könne, unterdeſſen iſt doch auch nicht zu läugnen, daß man, vermittelſt chymiſcher Unterſuchungen, bey einer Erde Eigenſchaften finden kann, welche man bey der elementariſchen Erde, überhaupt betrachtet, anzunehmen hat. Wir wollen aus den Anmerkungen, die wir den *allgemeinen Begriffen der Chymie* beygefüget haben, dasjenige hier wiederholen, was wir im dritten Theile S. 58. von der elementariſchen Erde angeführet haben. Wir haben daſelbſt folgendes geſaget: „die Erfahrung lehret, daß die Körper, „welche außer den andern Grundſubſtanzen auch Erde enthalten, „von dieſer mancherley Eigenſchaften bekommen. Wir werden gewahr, daß ein Körper, „welcher zugleich ſchwer, feuerbeſtändig und ſtrengflüßig oder „wohl gar unſchmelzbar iſt, mehr „von dieſer Erde, als ein anderer „Körper hat, welcher bey eben der „Größe entweder nicht ſo ſchwer, „oder nicht ſo feuerbeſtändig oder „nicht ſo ſtrengflüßig und nicht ſo „unſchmelzbar iſt. Wir ſehen ferner, daß ein Körper, wenn man „ihm einen Theil von ſeiner Erde „entzieht, etwas von ſeiner feſten „Geſtalt verliert, und daß ſolches „deſto mehr geſchieht, jemehr ihm „entzogen, und jemehr andere „Grundſubſtanzen mit der noch „vorhandenen Erde verbunden „werden. Wir ſehen endlich, daß „die andern Grundſubſtanzen, das „Feuer nämlich, das Waſſer und

„die Luft, deſto mehr figiret wer„den, und daß ſie es deſto weni„ger und endlich gar nicht ſind, „wenn ihnen die Erde entzogen „wird. Kann man alſo nicht „hieraus ſchließen, daß alle ſicht„baren greiflichen Körper von der „Subſtanz, die wir Erde nennen, „die feſte Geſtalt, die Schwere, „die Feuerbeſtändigkeit, die Un„ſchmelzbarkeit haben? Läßt ſich „nicht ferner vermuthen, daß die „ſichtbaren greiflichen Erden, „welche wir durch die Zerlegung „aus den Körpern erhalten, ob „wir ſie ſchon nicht für einfach „halten können, größtentheils „aus einer Subſtanz beſtehen, „von welcher ſie die feſte Geſtalt, „die Schwere, die Feuerbeſtän„digkeit, die Unſchmelzbarkeit und „die Unveränderlichkeit im Feuer „erhalten? Es iſt wohl hierbey „nichts unwahrſcheinliches, und „es iſt zu vermuthen, daß da es „unmöglich iſt, eine Trennung „anzunehmen, welche ins Unend„liche geht, alſo eine Subſtanz „übrig bleiben müſſe, welcher die „angeführten Eigenſchaften we„ſentlich ſind, und die wir alsdeñ „die elementariſche Erde nennen „können. Je ähnlicher ſich nun „eine Erde bey den Zerlegungen „bleibt, und je unveränderlicher „dieſelbe bey den Verſuchen iſt, de„ſto mehr wird man Grund ha„ben, zu muthmaßen, daß ſie der „elementariſchen Erde nahe kom̃e.„

Wenn wir die reinſte Kieſelerde unterſuchen, ſo werden wir finden, daß ſie unter allen Erden die meiſte Feuerbeſtändigkeit, Unſchmelzbarkeit und Unveränderlichkeit im Feuer beſitzet, und daß ſie folglich, ob wir dieſelbe gleich nicht mit völliger Gewißheit für die elementariſche Erde halten können, derſelben doch am ähnlichſten iſt. Die Feuerbeſtändigkeit, die Unſchmelzbarkeit und Unveränderlichkeit im Feuer ſind Eigenſchaften, welche, wenn ſie zugleich in einem Körper angetroffen werden, deutlich zu erkennen geben, daß ein dergleichen Körper einfacher, als andere ſeyn müſſe. Mit der Kalcherde iſt es anders beſchaffen; es leidet dieſelbe im Feuer viel Veränderung, und es wird ſelbige, wenn das Feuer heftig genug iſt, für ſich, ohne einen Zuſatz, ſchmelzbar, zum deutlichen Beweis, daß dieſelbe mit den Erdtheilen etwas verbunden haben müſſe, welches zur Schmelzbarkeit und Veränderlichkeit Gelegenheit giebt. Vielleicht kann man mit der Zeit durch chymiſche Verſuche noch einen Weg entdecken, auf welchem man zu einer nähern Beſtimmung kommen und darthun kann, daß vielleicht die Kalcherde aus der Kieſelerde entſtanden, und daß folglich nur eine einzige Grunderde zu finden, welche für die erdichte Grundſubſtanz aller übrigen Erden zu halten, doch alſo, daß

ſie, nach Beſchaffenheit der beygemiſchten Subſtanzen, ſolche Miſchungen erhält, welche, wegen der beſondern Eigenſchaften, die dadurch verurſachet werden, als beſondere Geſchlechtsarten von Erden angenommen werden müſſen, ob ſie ſchon in der elementariſchen Beſchaffenheit einerley Erde zum Grunde haben.

Man ſetze demnach, daß nur eine einzige Grunderde in der Natur vorhanden, und daß ſolche die reinſte Kieſelerde ſey; man ſetze ferner, daß die Kieſelerde den erdichten Grundtheil der Thon- und Kalcherde ausmache, und daß jede von dieſen beyden Erden ſowohl, wie die reinſte Kieſelerde ſelbſt, die Grundmaſſen von andern mehr gemiſchten oder mehr zuſammengeſetzten Erden ſind, und daß folglich die Kieſelerde entweder unmittelbar oder mittelbar, das iſt, vermittelſt der Thon- und Kalcherde die Miſchung aller Körper, in Betrachtung des erdichten Grundtheils, ausmache, ſo wird dieſes der oben angeführten Eintheilung von den Erden nicht entgegen ſeyn, ſondern vielmehr zur nähern Betrachtung und eigentlichen Beſtimmung der Miſchung aller Erden führen, und dieſes zwar mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit, als wenn man, unter dem Vorwande, mehrerer Deutlichkeit viele weſentlich verſchiedene Grunderden annehmen wollte, welches viel leichter zu unrichtigern und irrigern Begriffen führen würde, geſetzt auch, daß man beyde Meynungen als bloß angenommene und nicht erwieſene Sätze betrachten müßte. Doch man ziehe die chymiſchen Erfahrungen zu Rathe, ſo wird es wahrſcheinlich werden, daß wohl nur eine einzige Grunderde vorhanden, und daß derſelben die reinſte Kieſelerde am ähnlichſten ſey. Muß man aber dieſes nach ſorgfältig geprüften Erfahrungen einräumen, und zugeben, daß der Miſchung, den Eigenſchaften und dem Anſehen nach ganz verſchiedene Erden aus einer einzigen Grunderde entſtehen, ſo hat man demohngeachtet noch keinen Grund, unzählige von einander ganz verſchiedne Erdarten anzunehmen, und ſo viel derſelbeu ſind, auch ſo viele Claſſen von Geſchlechtsarten zu behaupten, ſondern man hat vielmehr Grund darzu, eine beſtimmte und noch darzu kleine Anzahl von Geſchlechtsarten, und zwar die oben angeführten fünf Hauptarten, zu welchen alle gegenwärtig bekannte Erden, als unter eben ſo viel Klaſſen, gebracht werden können, feſtzuſetzen; weil jede von dieſen Haupt- oder Geſchlechtsarten ſolche Charactere und Eigenſchaften hat, nach welchen eine jede zu einer von dieſen Geſchlechtsarten gehörige Erdart ſo betrachtet werden kann, daß man einen deutlichen und der Miſchung derſelben

gemäßen Begriff erlanget, obſchon nicht alle zu einer Geſchlechtsart gehörige Arten nicht vollkommen einerley Miſchung haben, und deshalben in einer Klaſſe bisweilen verſchiedene Unterarten gemachet werden müſſen. Wir wiederholen demnach die oben bereits angeführte Eintheilung und betrachten alle Erden nach folgenden fünf Klaſſen oder Geſchlechtsarten:

1) Kieſelerden; 2) Thonerden; 3) Kalcherden; 4) metalliſche Erden; 5) zuſammengeſetzte Erden.

1) Zu den reinen Kieſelerden kann nur eine einzige bisher bekannte Art gezählet werden, welche Sand, Arena, heißt. Eigentlich findet bey dem reinen Sande keine Eintheilung ſtatt, außer diejenige allenfalls, welche von dem äußerlichen Anſehen hergenommen wird, da man denſelben entweder körnicht oder ſtaubicht findet, und jenen Steinſand, Arena petroſa, letztern aber Staubſand, Arena pulverulenta, nennt. Im Grunde iſt es kein wahrer Unterſchied, indem beyde einerley Natur und Eigenſchaften haben, und der Steinſand nur aus kleinen ſteinichten Körnern, der Staubſand aber aus ſtaubichten Theilen beſteht. Andere Sandarten können unter den reinen Kieſelerden nicht betrachtet werden, ſondern gehören zu den zuſammengeſetzten Erden.

2) Thonerden. Zu dieſer Klaſſe gehören eigentlich alle diejenigen Erden, welche mit Waſſer ſich zu einem Teige machen, alsdenn auf der Scheibe zu allerley Geſtalten drehen und im Feuer hart brennen laſſen. Der gemeine Töpferthon und die Porcellainerde ſind die vorzüglichſten, welche zu dieſer Klaſſe gehören, ob man gleich nicht behaupten kann, daß ſie gänzlich einfach und dem mindeſten Grade nach von aller beygemiſchten Erde fremder Art frey zu ſprechen ſind. Andere dergleichen Erden, von welchen man deutliche Kennzeichen einer beygemiſchten Erde darthun kann, gehören unter die zuſammengeſetzten Erden.

3) Kalcherden. Das allgemeine Kennzeichen dieſer Erden iſt, daß ſie, wenn ſie im mäßigen Feuer gebrannt werden, mit Waſſer vermiſchet erhärten, und im ſtarken Feuer ohne Zuſatz in Glas verwandelt werden. Es gehören hieher 1) die eigentlichen Kalcherden, welche ſich außer den jetzt berührten allgemeinen Kennzeichen dadurch zu erkennen geben, daß ſie mit den Säuern aufbrauſen; 2) die Gypserden, welche nichts anders als Kalcherden ſind, die aber durch die Vereinigung mit dem Vitriolſauren die Eigenſchaft, mit den Sauren aufzubrauſen, verlohren haben; werden dieſe

im mäßigen Feuer gebrannt, und mit Waſſer vermiſchet, ſo erhärten dieſelben geſchwinde; in etwas ſtärkern Feuer verlieren ſie etwas von dem Vitriolſauren, ſo daß ſie hernach mit dem Sauren aufbrauſen, in ſehr ſtarken Feuer aber verwandeln ſie ſich zu Glas: woraus alſo erhellet, daß die Gypserden mit Recht zu den Kalcherden gerechnet werden können. Zu den Kalcherden gehöret die Kreide, Creta, und die Mondmilch, Lac Lunae; zu den Gypserden das ſo genannte Himmelmehl, Farina foſſilis, andere Erdarten, welche bisweilen zu dieſer Klaſſe gezählet werden, ſind faſt als bloße Spielarten der Natur zu betrachten, und ſind von dem Himmelmehle oder auch von der Mondmilch wenig oder gar nicht unterſchieden.

4) Metalliſche Erden. Zu den reinen metalliſchen Erden, welche keine einzige andere Erdart beygemiſchet haben, und die vermittelſt einer zugeſetzten brennbaren Subſtanz ganz und gar in Metall verwandelt werden, können vielleicht keine andern, als eine gewiſſe Art von Eiſenocher und Kupfergrün gezählet werden; es wäre denn, daß man die, durch die Kunſt aufgelößten und niedergeſchlagenen, Metalle, welche alsdenn die Conſiſtenz und Geſtalt eines erdichten Körpers haben, zugleich unter dieſe Erden ſetzen wollte, welches aber die oben angeführte Eintheilung, da wir die Erden nach der Natur betrachten, uns für dießmal nicht verſtattet. Unter den vermiſchten und zuſammengeſetzten Erdarten hingegen findet man eine mehrere Menge metalliſcher Erden, welche nunmehr in der folgenden und letzten Claſſe anzuführen und zu ordnen ſind.

5) Vermiſchte oder zuſammengeſetzte Erdarten. Dieſe Claſſe iſt die weitläuftigſte, und können in ſelbiger folgende Unterabtheilungen ſtatt finden.

a) Vermiſchte Thonerden. Hieher gehören viele Arten vom gemeinen Töpferthon, welche in ſehr ſtarkem Feuer fließen, ingleichen alle Bolusarten, Walkererden, Steinmark, Lehm und Ziegelerde, Bergletten, Trippel und einige Mergelarten, welche letztere aus Thon und Kalch beſtehen, aber mehr Thon als Kalch enthalten.

b) Vermiſchte Kalcherden. Dergleichen ſind einige Mergelarten, und zwar diejenigen, welche mehr Kalch als Thon enthalten, ingleichen einige von Wallerius Mineral. S. 20. u. f. angeführte Kreidearten, als Kalchſtaub, welcher eine mit Staube gemiſchte Kreideerde iſt, ferner Braunröthe und grüne Kreide. Die mit metalliſchen Erden vermiſchte Kalcherde gehöret vielmehr

zu den vermiſchten metalliſchen Erden, als zu dieſer Unterabtheilung.

c) Vermiſchte Kieſel- oder Sandarten. Zu dieſen Arten zählen wir den Triebſand, Thonſand, allen Grusſand, den gefärbten Perlſand und Glimmerſand. Der mit metalliſchen Erden vermiſchte Sand gehöret zur ſechſten Unterabtheilung, nämlich zu den metalliſchen Erden.

d) Brennliche oder mit brennbaren Subſtanzen vermiſchte Erden. Die vorzüglichſten Arten von ſelbigen ſind die Schwefelerden und Bergpecherden.

e) Saliniſche oder mit Salz vermiſchte Erden. Zu dieſen gehören die Vitriolerden, die Alaunerden, die Salpetererden, die Salzerden und die mit alkaliſchen Salz vermiſchten Erden.

f) Metalliſche Erden. Zu denſelbigen können folgende gerechnet werden: 1) Goldſand, oder ſogenanntes Waſchgold; 2) verſchiedene ſilberhaltige Erden, als ſilberhaltige Gilbe, Schmerer3 oder unreifer Silberſchlamm, ſilberhaltiger Mergel, ſilberhaltige Letten u. ſ. f. 3) Zinnſand; 4) verſchiedene mit Kalch und Letten vermiſchte Bleyerden; 5) Kupferhaltige Erden, als Bergblau, Berggrün; 6) Eiſenhaltige Erden, als Eiſenſand, Eiſenglimmer, und verſchiedene Eiſenochern, die ſogenannte Cölniſche Erde und verſchiedene Umbererden, wie auch einige loſe und mürbe Braunſteinsarten; 7) Queckſilbererden, welche mit Queckſilber vermiſchte Thonarten und Letten ſind; 8) Gallmeyerde, welche ein mit Eiſenocher und einer unmetalliſchen Erde vermiſchter Zinkkalch iſt; 9) Arſenikaliſche Erde oder ſogenannter Schwabengift, 10) Einige Kobolterden.

g) Gemeine Erden, oder Fruchterden. Dieſes ſind ſehr zuſammengeſetzte Erden; ſie beſtehen aus zwo, drey und mehrern der in den vier erſten Claſſen angezeigten Erden, mit welchen zugleich verfaulte thieriſche und vegetabiliſche Theile vermiſchet ſind. Je mehr von dieſen letztern, nämlich den thieriſchen und vegetabiliſchen Theilen ſich in einer gemeinen Erde befindet, deſto fruchtbarer iſt dieſelbe, wiewohl auch nicht zu läugnen, daß auf die andern dabey befindlichen Erden auch etwas ankömmt, obgleich dieſelben für ſich betrachtet das Wachsthum eines vegetabiliſchen Körpers, ohne das mindeſte einer beygemiſchten thieriſchen und vegetabiliſchen Materie, ganz und gar nicht verurſachen noch befördern können. Sie dienen gleichſam nur zu einem ſchicklichen und nöthigen Behältniß, in welchem auf eine bequeme Weiſe durch die faulenden und verfaulten thieri-

ſchen und vegetabiliſchen Materien fruchtmachende Kraft in und an die Wurzeln der vegetabiliſchen Körper gebracht, und auf dieſe Weiſe das Wachsthum derſelben verurſachet, befördert, erhalten und vermehret werden könne. Daher alſo auch folget, daß, je ſchicklicher das Behältniß iſt, mit welchem die fruchtbarmachenden thieriſchen und vegetabiliſchen Materien vermiſchet ſind, das Wachsthum eines vegetabiliſchen Körpers mehr und weniger befördert werden kann. Z. E. ein bloßer Sand, ohne eine andre beygemiſchte Erde, kann aus mancherley Gründen, wenn auch noch ſoviel von thieriſchen und vegetabiliſchen Materien mit ſelbigem vermiſchet iſt, für keine ſolche Erde angeſehen werden, welche zum Wachsthum dienlich iſt; ingleichen eine bloße thonichte oder lehmichte Erde mit thieriſchen und vegetabiliſchen Theilen vermiſchet, hat denjenigen Nutzen nicht, den eine aus Thon, Lehm und Sand oder Mergel mit thieriſchen und vegetabiliſchen Materien vermiſchte Erde hat. Es wird aber hiermit nicht behauptet, als wenn zum Wachsthum aller vegetabiliſchen Körper einerley Miſchung von Thon, Lehm, Sand, Mergel u. ſ. f. mit thieriſchen und vegetabiliſchen Theilen verbunden, erfordert werde, welches wider die Erfahrung wäre; ſondern es ſoll hiermit nur ſoviel geſaget und angezeiget werden, daß zu einer recht fruchtbarmachenden Erde mehr als eine Erde nöthig ſey, wiewohl nach Beſchaffenheit der vegetabiliſchen Körper die Miſchung einer fruchtbarmachenden Erde gar mancherley und verſchieden ſeyn kann und auch ſeyn muß. Denn oft iſt eine fruchtbare Erde für einen vegetabiliſchen Körper ſehr fruchtbar, da ſie es hingegen für einen andern nicht iſt, und derſelbe entweder ein ſparſames Wachsthum erhält, oder wohl gar verdirbt, wie ſolches durch die Erfahrung genugſam beſtätiget wird.

Wenn demnach von den fruchtbarmachenden Erden die Rede iſt, ſo wird man vorzüglich nur diejenigen Arten zu betrachten und anzuführen haben, von welchen eigentlich die gemeine Damm-, Garten- oder Ackererde ihre fruchtbare Kraft erhält. In dieſer Betrachtung gehöret zu den fruchtbarmachenden Erden, die Wurzelerde, die Torferde, die Sumpferde und die Thiererde, und aus dieſen mit andern thonichten, lehmichten, ſandichten u. d. gemiſchten Erden, die gemeinen Damm-, Garten- oder Ackererden.

Die Erden machen den Grund zu den Steinen aus, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß alle Steine aus den Erden erzeuget worden, ſondern einige Arten derſelben mit eben dem

Recht

Recht wie die Erden, für urangängliche Steine zu halten, ſo iſt doch auch nicht zu läugnen, daß auch noch zu unſern Zeiten aus Erden Steine erzeuget werden. Läßt ſich alſo mit Gründen darthun, daß die Grundtheile der Steine von den Erden nicht verſchieden ſind, ſo folget, daß man die Steine nach eben den Ordnungen zu betrachten hat, indem die Grundmiſchung von beyden einerley iſt, und nur in Betrachtung der Conſiſtenz und des Zuſammenhanges ein Unterſchied zu finden, wiewohl nicht zu läugnen, daß bey den Steinen Abänderungen vorkommen, welche zwar eine Mannigfaltigkeit der Geſchlechtsarten, aber keine Vermehrung der Claſſen verurſachen. S. Stein.

Erdeichel.

S. Erdnuß und Filipendelwurzel.

Erdeichhorn.

So wird das kleine Eichhörnchen aus Carolina genannt, welches vom Kopfe bis an den Schwanz weiße, braunrothe und ſchwarze Streife hat, die alle gleich lang ſind, weil es nicht wie andere Eichhörnchen auf den Bäumen lebet, ſondern ſich wie die Kaninichen in die Erde vergräbt. Es heißt auch ſonſt der Schweitzer oder das Schweitzereichhorn, nicht deswegen, als wenn es auch in der Schweitz gefunden würde, ſondern weil ſeine Farbe mit der Farbe eines Schweitzerbruſtlatzes einige Aehnlichkeit hat. Die Huronen nennen es Ohihoin.

Erdepheu.

S. Gundermann.

Erdfeige.

S. Erdnuß.

Erdflöhe.

Mordella Linn. Dieſen Namen giebt man den kleinen Käferchen, welche im Frühjahre alle hervorſproßende Keime abnagen, und dadurch den Gewächſen großen Schaden thun. Sie haben einen niederwärts unter den Hals hinunter gebogenen Kopf, keulförmige und ſchief abgeſtutzte Fühlhörner. Die Flügeldecken gehen herunterwärts nach der Spitze zu krumm, und vor den Schenkeln ſitzen am Bauche gewiſſe breite Blätterchen. Dieſe kleine Käferchen können ſo geſchwind ſpringen, daß man ſie kaum erhaſchen kann, und dieſes iſt die Urſache, warum man ſie im Deutſchen Erdflöhe genannt hat, zumal da die meiſten nicht viel größer als die Flöhe ſind. Der Ritter von Linné führet ſechs Arten von dieſem Geſchlechte an, welche theils in Anſehung der Bildung des Bruſtſtücks, theils auch in Anſehung

der Farbe von einander unterſchieden ſind.

Von einigen Schriftſtellern werden auch die ſogenannten Pflanzenflöhe, wenigſtens eine Art davon, Erdflöhe genannt. S. Pflanzenflöhe.

Erdfreſſer.

S. Regenwurm.

Erdgalle.

S. Gnadenkraut und Tauſendgüldenkraut.

Erdkäfer.

Dieſer Name wird von den itzigen Naturforſchern bald in einer weitläuftigern, bald in einer engern Bedeutung genommen. Nach der weitläuftigern Bedeutung verſteht man dadurch alle diejenigen Käferarten, welche ſich nicht im Waſſer aufhalten. So theilet z. E. Herr Röſel die Käfer überhaupt in zwey Geſchlechter ein, nämlich in Erdkäfer und Waſſerkäfer. Die Erdkäfer werden von ihm wieder unter ſieben Unterabtheilungen oder Claſſen gebracht. Die erſte davon enthält die insbeſondere ſogenannten Erdkäfer, unter welchen er diejenigen verſteht, welche den meiſten Theil ihres Lebens, als Wurm und Käfer, in der Erde zubringen. Zu der zwoten rechnet er die Holzböcke oder Holzkäfer, zu der dritten die Blattkäfer, zu der vierten die Rüſſelkäfer, zu der fünften die Springkäfer, zu der ſechſten die Aaskäfer und zu der ſiebenten die Raubkäfer.

Herr Müller giebt blos demjenigen Geſchlechte, welches in dem Linnäiſchen Naturſyſtem Carabus heißt, den Namen Erdkäfer, weil viele Arten davon, welche nicht fliegen können, ſich allezeit in oder auf der Erde aufhalten. Die Fühlhörner bey dieſem ganzen Geſchlechte ſind bürſtenartig, das Bruſtſtück einigermaßen herzförmig, an der Spitze abgeſtutzt und geſäumet, oder mit einem Rande verſehen, den man auch an den Flügeldecken bemerket. Der Wurm dieſer Käfer wird meiſtentheils im Mooß und in verfaultem Holze gefunden. Weil dieſes Geſchlecht nach dem Herrn von Linne drey und vierzig Arten enthält, ſo hat dieſer Naturforſcher zwo Abtheilungen daraus gemachet, wovon die erſtere, welche die großen Erdkäfer enthält, zwölf Arten, die andere aber, in welcher ſich die kleinen Erdkäfer befinden, ein und dreyßig Arten unter ſich begreift. Unter den kleinen Erdkäfern giebt es in Frankreich und Schweden einen, welcher wegen der Art und Weiſe, wie er ſich gegen andere Inſecten zu vertheidigen pfleget, merkwürdig iſt, und in dem Linnäiſchen Syſteme Carabus crepitans heißt, von welcher Benennung gleich die Urſache ange-

angeführet werden ſoll. Der Kopf, das Bruſtſtück und die Füße dieſes Käfers, welcher kaum einen halben Zoll lang iſt, ſind roſtfärbig, die Flügeldecken aber ſchwarzblau. Wenn er von einem feindlichen Käfer oder von einem andern Inſecte verfolget wird und nicht mehr entwiſchen kann, ſo leget er ſich nieder, als wenn er todt wäre. Sobald ihm aber ſein Verfolger ſehr nahe kömt, läßt er einen unangenehmen Dunſt mit einem ſtarken Geräuſche, aus ſeinem After fahren, ſo daß ſein grimmiger Feind darüber erſchrocken zurück weicht. Eben dieſes pfleget er auch zu thun, wenn man ihn in der Hand hält, und ſonderlich wenn man ihn mit einer Stecknadel unter den Flügeldecken kützelt.

Erdkäſten.

S. Erdnuß.

Erdkiefer.

S. Coriskraut und Schlagkraut.

Erdkörper.

Wenn ein zuſammengeſetztes materielles Ding überhaupt ein Körper genannt wird, ſo iſt das in der allgemeinen theoretiſchen Naturlehre ſehr richtig geredet. Aber die Naturhiſtorie, und auch ſchon die praktiſche Betrachtung unſers Erdbodens pfleget die Körper etwas genauer zu nehmen. Einmal ſieht ſie nur auf die körperlichen Dinge dieſes Erdballes, den wir bewohnen. Nachgehends nimmt ſie dieſe Dinge nur in ſo fern, als ſie beweglich ſind und eine eigene äußerliche Bildung haben. Und es iſt nicht zu läugnen, daß man hierinne der Art in der Naturgeſchichte zu reden nachgehen muß. Solchergeſtalt wird z. B. das Stück Granit, welches von einer Felsklippe, woraus die alten urſprünglichen Berge beſtehen, abgeriſſen iſt, ein Naturkörper, ein Erdkörper, die Klippe ſelbſt ein Theil des Erdbodens, und ihrer Oberfläche, nicht aber eigentlich ein Naturkörper genannt. Solchergeſtalt verſtünde man durch das Wort Erdkörper nichts als zuſammenhaltende, bewegliche und äußerlich gebildete Zeugſtücken unſers Erdbodens. Dadurch unterſcheiden ſich die Erdkörper von der Materie im eigentlichen Verſtande, als welche nicht eben zuſammenhaltend ſeyn darf; ferner von den unbewegbaren, ihrer Natur und der Beſchaffenheit des Erdbodens nach, feſt, und unbewegt bleibenden großen Erdtheilen; endlich auch von den unförmlichen Zeugklumpen, welche unter dem genauen Namen der Maſſe zu ſtehen kommen. Daraus erkennet man ſchon, daß man unter der Maſſe der Körper nur ihre Materie, ungebildet aber zu-

ſammenhaltend, wie ſie da iſt, verſteht, nicht aber ihre förmliche Bildung und Figur, als welche ſchon zum eigenen Weſen des natürlichen Körpers gehöret. Dieſe Erdkörper machen nun den ganzen Gegenſtand der geſammten Naturhiſtorie und der Kenntniß aller natürlichen Dinge aus. Denn da finden wir ſie erſtlich als rohe, unorganiſche, ungebauete, äußerlich mehrentheils unordentlich gebildete, bewegliche Stoffe, die ſich nicht weiter in zuſammengeſetzte Werkzeuge zerlegen laſſen. Und dieſes ſind die eigentlichen Materien, die Materialien, welche die Neuern bald unterm Namen der Steine, bald der Mineralien, bald der Foſſilien, u. ſ. w. begreifen, die ich aber mit Fleiß Materien nenne, weil meines Bedünkens auch dahin die flüßigen Körper gehören, die gleichfalls einen Gegenſtand der Naturgeſchichte ausmachen. Zweytens treffen wir die Erdkörper als gebildete, wachsbare Maſchinen, als ordentliche in ihren kleinſten Theilen gebildete Röhrengebäude, die an einer Stelle auf dem Erdboden ſtehen bleiben, und daraus ihre Nahrung ziehen. Dieſe Körper heißen Pflanzen, oder eigentlich Gewächſe. Drittens finden wir dieſe Erdkörper als durch ſich ſelbſt bewegliche, organiſche, wachsbare Werkzeuge, die außer dem Röhrengebäude noch aus allerley Hebe- und Bandzeugen beſtehen; und dieſe führen den Namen der Thiere. Dieſe drey allgemeine Gegenſtände haben gleichſam die Naturbetrachtung in drey Hauptklaſſen getheilet, welche man in neuern Zeiten Naturreiche genaſt, und ihnen die Namen: Mineralien- Pflanzen- und Thierreich beygeleget hat. Das erſte nenne ich gern das Materienreich, weil ich dahin alle lebloſe, unorganiſche oder doch nicht ſichtbar organiſche, wenigſtens nicht wachſende Materien, folglich alle flüßige und feſte, rohe und ungebauete Körper ziehe. Dieſerwegen theile ich die rohen Materien, die unorganiſchen Körper dieſes Reiches 1) in flüßige, 2) in feſte. Die flüßigen ſind der Aether, die Luft, das Waſſer. Beym Aether kann ich, ſo fern es hiſtoriſch angeht, das Licht nach ſeinen mancherley Bewegungen und Wirkungen und das Feuer betrachten, ſowohl das natürliche der Soñe und des Erdbodens, als auch das künſtliche. Die Luft habe ich einmal als feſt und gebunden, wenn es noch dergleichen giebt, nachgehends als flüßig rein, und atmoſphäriſch unrein, anzuſehen; wo ich auf die mancherley Erſcheinungen in derſelben komme. Das Waſſer findet ſich gleich anfangs als gemeines ſüßes, ſowohl Luft- als Erdwaſſer; darneben auch als ſalziges oder mineraliſches Waſſer, dem ein Theil von fremden

aufge-

aufgelößten Stoffen, von Salzen, Erden, Metallen, u. ſ. w. beygemiſchet iſt; endlich auch als Säfte, nämlich als ſolche Feuchtigkeiten, die ihren Urſprung aus den drey Reichen der Natur, aus dem Thier- oder Pflanzen- oder Mineralreiche her haben. Und dieſe ſind theils natürliche, theils künſtliche Säfte, deren man eine große Verſchiedenheit hat. Die feſten Körper, welche eigentlich aus einer derben, harten und zuſammenhaltenden Maſſe beſtehen, unterſcheiden ſich leichtlich nach den Stoffen, die ſie in ſich enthalten, und die aus ihnen gezogen werden können. Man pfleget dieſe Körper unter dem allgemeinen Namen der Mineralien und Foſſilien anzunehmen. Es heißt aber Mineralie oder Miner eine jede rohe, ungebauete Maſſe, aus der ſich ein anderer edlerer Stof entweder durchs Waſſer oder durchs Feuer ſcheiden, und herausbringen läßt. Die Scheidung und Auflößung durchs Waſſer zeiget uns, wie dieſe Körper, bey der Auflößung entweder mit dem Waſſer gleich ſchwer ſind, darinn zergehen und ſich in die Zwiſchenräume deſſelben, mit einem Geſchmacke vertheilen, und dann heißen ſie Salze; oder wie ſie ſchwerer als Waſſer ſind, darinn zu Boden gehen, und daſſelbe ohne allen Geſchmack laſſen, und da bekommen ſie den Namen Erden, wenn ſie leicht zerfallen und ſich zerreiben laſſen, oder Steine, wenn ſie noch feſt zuſammenhalten, und erſt in langer Zeit, oder durch angewandte Hülfsmittel in irdiſchen Staub zerleget werden können. Dieſe Erden und Steine bekommen eine vielfache und weitläuftige Eintheilung, welche hier der Kürze wegen nicht anzubringen iſt. Lößen ſich aber die feſten Körper durchs Feuer auf, ſo gehen ſie entweder mit einer Flamme und im Rauche davon, und werden zerſtöhret, und heißen Schwefel, wenn ſie einen ſauern erſtickenden Dampf auslaſſen; oder Harze, wenn die flüchtigen Theile eine Art von jeglichen andern Geruch umherſtreuen, auch die Körper ſelbſt mehr den conſiſtirenden Oelen näher kommen. Oder wenn ſie nicht durch Flamme und Rauch weggehen: ſo ſchmelzen ſie, und ſetzen nach dem Schmelzen einen glänzenden Fluß zu Boden, der unterm Namen der Metalle vorkömmt. Dieſe letztern ſind alſo insgeſammt Metallmütter und Erztſtufen. Geht man zum Pflanzenreiche und weiter zum Thierreiche, ſo erblicket man daſelbſt eine ganz erſtaunliche Menge, die insgeſammt durch beſtändige, ihnen eigene Kennzeichen, von einander abgehen, und daher zu allerley geſchickten ſcientifiſchen Eintheilungen Gelegenheit gegeben haben. So hat man

die Pflanzen überhaupt in die eigentlichen Meer- und Erdpflanzen, welche letztern insgemein Gewächſe heißen, eingetheilet; weil erſtere bald ſteinartig, bald hornartig, mehrentheils aber hart ausfallen; da im Gegentheil die Erdpflanzen bald holzicht, bald weich und krauticht ſind. Die Eintheilung der Pflanzen nach den Blumen und ihren Fruchttheilen, deren vornehmſter, nicht ſowohl Erfinder, als Bearbeiter und Wiſſenſchaftskünſtler, Herr Linnäus iſt, hat zur Zeit den meiſten Beyfall und die vornehmſten Anhänger gefunden. Die Thiere, als die vorzüglichſten Erdkörper hat man nach den Bewegungswerkzeugen am beſten eingetheilet, in Würmer und Inſecte, in Fiſche, in Vögel und vierfüßige Thiere; denen man, nach den Fiſchen, gern die Zwitterthiere oder Amphibien beygeſellet. Ich dächte aber, die Amphibien können zuletzt gar weggelaſſen, und ſie insgeſammt zu einer von den übrigen Klaſſen gezogen werden, wohin ſie, ihren Bewegungswerkzeugen nach, gehören.

Erdkonten.

S. Erdnuß.

Erdkrebs.

S. Maulwurfsgrille.

Erdleberkraut.

S. Flechte.

Erdmäuſe.

S. Erdnuß.

Erdmandeln.

S. Cyperwurzel.

Erdmaus.

Mus gregarius Linn. Dieſe Maus, welche ihren deutſchen Namen deswegen erhalten hat, weil ſie ſich unter der Erde aufhält, hat einen eyrunden Kopf, eine ſtumpfe Schnauze, ein kleines Maul, welches mit ſchwarzen Borſten beſetzet iſt, und kahle, hervorragende Ohren. Die Haare auf dem Rücken ſind an der Wurzel ſchwarz, in der Mitte roſtfärbig und an der Spitze dunkelgrau. Die Kehle, der Unterleib und die Füße ſind weiß. Der Schwanz iſt um ein drittel kürzer, als der Leib, und etwas haaricht, nämlich weißhaaricht mit ſchwärzlich grauer Spitze. Wenn dieſe Maus frißt, ſo pfleget ſie auf den Hinterfüßen zu ſitzen. Sie wird nicht nur in Schweden, ſondern auch in Deutſchland gefunden.

Erdmilbe.

Weil es ſowohl in dem Waſſer, als auch außer demſelben Milben giebt, wodurch man diejenigen Inſecten verſteht, welche acht Füße, zwey gegliederte, fußförmige Fühlerchen und an den Seiten des Kopfes zwey Augen haben; ſo theilet Röſel dieſe Thierchen in

Erdmilben und Waſſermilben ein. Unter Erdmilben verſteht er nämlich alle die verſchiedenen Arten von Milben, welche ſich nicht im Waſſer aufhalten, und alſo nicht blos diejenigen, welche auf den Feldern und Aeckern, ſondern auch diejenigen, die auf dem Käſe, auf verſchiedenen Inſecten und auf andern Thieren gefunden werden.

Erdnuß.

Dieſen Namen haben verſchiedene Pflanzen erhalten, welche eine knollichte Wurzel haben. Damit man ſelbige um deſto leichter unterſcheiden möge, wollen wir ſolche hier zugleich anführen, obgleich einige nur Arten ausmachen, und zu andern Geſchlechtern gehören.

Das erſte Geſchlecht, welches dieſen Namen führet, auch von Herr Dietrich Erdnuß, von Herr Planern aber Erdkonten, ſonſt auch Erdeichel, Erdkäſten, Saucaſtanie, Schäfernuß genennet worden, iſt Bunium bulbocaſtanum Linn. Es beſteht ſelbiges nur aus einer Art, welche in den Wäldern Deutſchlands, Englands und Frankreichs wild wächſt. Die knollichte, fleiſchichte Wurzel treibt einen geſtreiften Stängel, welcher ſich oben in einige Aeſte theilet; bey jeder Abtheilung ſitzt ein Blatt, welches denen Wurzelblättern gleich, nur zärter zerſchnitten iſt. Dieſe ſind geſtielt, groß, gefiedert und in viele Aeſte abgetheilet, wie denn die letzten Blättchen noch in Lappen zerſchnitten, dieſe aber lanzenförmig ſind. An den Enden der Zweige ſitzen große weiße Dolden, deren allgemeine und beſondere Hülle aus vielen ſchmalen Blättchen beſteht. Die fünf Blumenblättchen ſind einander ähnlich, herzförmig, und an der Spitze einwärts gebogen. Die Staubfäden und Griffel ſind wie bey den übrigen Dolden. Die eyförmige Frucht theilet ſich in zween gleichgeſtaltete, auf der einen Seite platte, auf der andern erhabene, und weñ ſie recht trocken geworden, geſtreifte Saamen. Herr Cranz vereiniget dieſes Geſchlecht mit dem Liebſtöckel. Die Saamen reifen im Brachmonathe, zu welcher Zeit auch die Blätter vergehen, da man denn auch die Wurzeln ſammlen ſoll, indem ſolche nachher, und wenn die Blätter vergangen, ſchwer zu finden ſind. Wenn die Pflanze blühet, ſind die Wurzeln nicht ſo feſte und auch kleiner. Sie läßt ſich ſchwerlich in den Gärten erziehen, ob ſolches gleich zu wünſchen wäre, indem die Knollen einen guten Geſchmack haben und nahrhaft ſind. Man kann ſolche roh eſſen, auch in der glüenden Aſche braten, und mit Butter und Pfeffer würzen, da ſie wie Caſtanien ſchmecken ſollen. Ehedem

hat man ſolche denjenigen empfolen, welchen die natürlichen Kräfte zu dem Liebeswerke mangeln. Man ſoll dieſe Pflanze nicht mit dem knotigen glatten Kerbel verwechſeln, deſſen Wurzel auch knollicht iſt, und geſpeiſet wird.

Das zweyte Geſchlecht, welches auch nur eine Art begreift, und den Namen Erdnuß erhalten hat, wollen wir zum Unterſchiede die Amerikaniſche nennen. Es iſt ſolches Arachis Linn. der Nomenclator will ſelbiges wegen der lederartigen und mit Adern durchzogenen Hülſe, Aderbalg nennen. Die fäſerichte Wurzel treibet viele, acht bis zehn Zoll lange, auf der Erde liegende, röthliche, rauhe, viereckige, knotige, und in Aeſte getheilte Stängel; an den Knoten ſitzen jedesmal vier geſtielte, länglichte, oder eyförmige, oben hellgrüne, unterwärts weißliche Blätter. Die Blumen ſitzen einzeln auf langen Stielen; der Kelch iſt in zwo Lippen getheilet, und die obere wieder dreyfach zerſchnitten, die untere aber ganz ſpitzig und faſt länger. Die gelben, ins röthliche fallenden Blumenblätter ſind nach Art der ſchmetterlingsförmigen geſtellet; das Helmblatt iſt groß, rundlich, platt, unterwärts gebogen, die beyden Flügel ſind kürzer, und der Kiel iſt krumm gebogen und unterwärts geſpalten. Die zehn Staubfäden ſind alle unten mit einander verwachſen, theilen ſich aber oben, und fünfe derſelben tragen rundliche, und die fünf andern länglichte Staubbeutel. Der pfriemenartige Griffel richtet ſich aufwärts, und endiget ſich mit dem einfachen Staubwege. Es ſollen auch männliche und weibliche Blumen auf einer Pflanze gefunden werden. Die länglicht runde, lederartige und mit Adern durchzogene, krumme, einfächerichte Frucht theilet ſich nicht, wie bey andern Schotengewächſen, in zwo Klappen, ſondern bleibt verſchloſſen, und enthält zween länglichte, ſtumpfe, bucklichte Saamen. Wenn die Blüthe anfängt zu vergehen, ergreift der Fruchtkeim oder die junge Schote die Erde, und bleibt auch in derſelben liegen. Daher hat die Pflanze den Namen erhalten. Die Saamen, welche im friſchen Zuſtande röthlich, und nach dem Austrocknen ſchwarz ſind, haben einen weißen, ölichten Kern, faſt ohne beſondern Geſchmack. Die Pflanze wächſt in Surinam, Braſilien und Peru. In dem mittägigen Theile von Carolina ſollen die Einwohner die Saamen röſten und daraus eine Art Chocolade verfertigen, auch aus den Saamen ein Oel preſſen, welches nicht ranzicht wird und zum Speiſen dienet. Es iſt zwar nur ein jähriges Gewächſe, welches auf dem Miſtbeete erzogen

zogen werden könnte, jedoch ſelten in hieſigen Gärten anzutreffen.

Das dritte Geſchlecht, welches Glycine Linn. iſt, und zur Zeit keine deutſche Benennung erhalten, begreift zwar viele Arten unter ſich, welche mit dem Namen Erdnüſſe weder bisher beleget worden, noch beleget werden können; doch findet ſich darunter eine, welche, wegen der Wurzel, von vielen alſo genannt worden, und noch zwey andere, ſo in Anſehung der Frucht der vorigen gleich kommen, und daher auch dieſen Namen führen können; deswegen wir auch dieſe drey hier anführen wollen.

a) Die knollichte Glycine, amerikaniſche Erdnuß, Erdbirne, Süßholzwicke, die ſteigende Canadiſche Knollwicke genannt, Glycine apios Linn. wächſt in Virginien; blühet ſpäte im Sommer; hat knollichte, an langen Faden hangende, weit und breit auslaufende Wurzeln; die Stängel winden ſich, ſteigen hoch in die Höhe und treiben aus den Blätterwinkeln Zweige. Die wechſelsweiſe anſitzenden, geſtielten Blätter ſind gefiedert, und beſtehen aus verſchiedenen Paaren eyförmig ſpitziger, völlig ganzer Blättchen, davon das letzte ungepaaret iſt. An den Zweigen, auch aus den Blätterwinkeln entſpringen kurze nackende Stiele, die eine dichte Blumenähre tragen. Der Kelch theilet ſich in zwo Lippen, davon die obere ſtumpf und eingekerbet, die untere länger und in drey ſpitzige Einſchnitte getheilet iſt. Von den vier braunröthlichen Blumenblättern, welche ſchmetterlingsförmig geſtellet ſind, iſt das Helmblättchen herzförmig, mit den Seitenrändern unterwärts, mit dem vordern Theile aber auf- und durch das anliegende Kielblättchen rückwärts gebogen, und der Kiel zuſammengedrücket, ſichelförmig, aufwärts gerichtet, und gegen den Helm angepreſſet. Die beyden kleinen Flügel ſind unterwärts gebogen. Von den zehn Staubfäden ſind neune unterwärts verwachſen, und an dieſer Scheide liegt der zehnte. Der Griffel iſt ſchraubenförmig gewunden und mit einem ſtumpfen Staubwege geendiget. Die längliche Schote enthält einige nierenförmige Saamen. Dieſe werden von den Einwohnern in Virginien wie die Erbſen zubereitet, auch die knollichten Wurzeln, welche am Geſchmacke den Artiſchocken gleich kommen ſollen, ſtatt des Brodes gegeſſen. Die Vermehrung dieſer Pflanze geſchieht bey uns allein durch die Knollen, indem die Blumen alle, ohne Früchte nachzulaſſen, abfallen. Die Stängel verdorren, die Knollen dauern und wuchern ſtark, laufen in den Rabatten allenthalben aus, daher man dieſer Pflanze kaum einen

nen beſtimmten Ort anweiſen kann; iſt ſonſt ſehr dauerhaft, brauchet keine beſondere Wartung, und läßt ſich leichtlich in Pyramiden ziehen und giebt den Gärten eine Zierde.

b) Die gelbe unterirdiſche Fruchtglycine, Mandubi, oder Manobi. Glycine ſubterranea Linn. Die gebogenen, gekrümmten, gemeiniglich einfachen Stängel liegen auf der Erde geſtrecket und ſind faſt nackend, auf der Wurzel aber ſitzen viele langgeſtielte Blätter, deren jedes aus drey länglichten, ſtumpfen Blättchen beſteht. Die kürzern, unterwärts gebogenen Blumenſtiele tragen zwo platt anſitzende Blumen, deren vierfach getheilter Kelch von zwey Deckblättern umgeben iſt. Die gelbe Schmetterlingsblume iſt der vorigen nicht ganz ähnlich, der eyförmige Helm geſtreift und eingekerbet, der Kiel kegelförmig, und die ſtumpfen Flügelblätter ſind ſo lang als der Helm. Der Griffel iſt auf der obern Seite rauch und der Staubweg ſtumpf. Wenn die Blumen abgefallen, drücket ſich der Stiel in die Erde und verbirgt ſich daſelbſt, wie bey der Arachis. Dieſe jährige Pflanze wächſt in Braſilien und Surinam, und wird in dem letzten Lande in ſandichten, mit etwas Thon vermiſchten Erdreiche unter dem Namen Gobbe gebauet, da ſie denn viel mehrere Schoten trägt, welche unreif, wie bey uns die Erbſen, gekochet, und als eine angenehme Speiſe gegeſſen werden. Sie ſollen aber leichtlich Kopfſchmerzen verurſachen, wenn man viel davon ißt.

c) Die blaulichte unterirdiſche Fruchtglycine, Glycine monoica Linn. wächſt im mitternächtlichen Amerika in feuchten Gegenden. Die Wurzel iſt dauernd, der Stängel haaricht, die Blätter ſind aus drey ſtumpfen Blättchen zuſammengeſetzet, die Blumenſträuße hängen unterwärts. Das Fähnchen oder Helmblättchen iſt blaulicht, die übrigen Blumenblätter ſind mehr weißlicht. Dieſe ſonſt ganz vollkommnen und Zwitterblumen tragen keine Frucht; es ſind aber auch andere unvollkommene zugegen, welche einzeln auf beſondern Stielen ſtehen, und zwar einen Kelch und Staubweg, aber keine Blumenblätter und Staubbeutel haben, und dieſe tragen ihre Schote, die ſich unter der Erde verbirgt.

Endlich hat der Lathyrus tuberoſus Linn. welchen die alten Schriftſteller Terrae glandem nannten, auch den Namen Erdnüſſe, Erdmäuſe, Erdfeigen, Ackereicheln, falſches Saubrod, erhalten. Die knollichten Wurzeln hängen an langen Fäden und breiten ſich ungemein aus. Die ſchwachen Stängel neigen ſich entweder zur Erde, oder verwirren ſich unter einander und richten ſich

mehr in die Höhe. Jedes Blatt iſt doppelt, oder zwey eyförmige Blättchen ſtehen auf einem gemeinſchaftlichen Stiele, welcher ſich mit einem dreyſpaltigen Gäbelchen endiget. Aus dem Winkel treibt ein langer Stiel mit vier und mehrern purpur- oder roſenfarbenen Schmetterlingsblumen beſetzet. Es wächſt dieſer knollichte Lathyrus häufig unter dem Getraide, blühet im Sommer, und vermehret ſich häufig durch die Wurzel. Obgleich ſelbiger auf dem Acker für ein Unkraut zu halten, indem ſich die Gäbelchen der Blätterſtiele um die Stängel der Feldfrüchte winden, und dieſe niederdrücken oder ſonſt beſchädigen, ſo iſt doch ſolche, auf andere Weiſe betrachtet, eine ſehr nützliche Pflanze. Sie iſt ein vortrefflich Futter für allerley Arten Vieh, Pferde, Kühe und Ochſen, Ziegen und Schaafe freſſen ſolches gern, daher man ſolche auf den Wieſen zu bauen, an verſchiedenen Orten angefangen hat. Man darf nur die Knollen etwas tief in die Erde legen, wo ſelbige in kurzer Zeit häufig wuchern. Die trocknen Wieſen ſind hierzu bequemer als die naſſen, doch würde ſelbige auch auf dieſen nicht leicht verderben. Von den Aeckern kann ſie am leichteſten durch die Schweine, welche ſolche gern freſſen, und mit allem Fleiße aus der Erde wühlen, weggebracht werden. Auch werden dieſe Knollen an einigen Orten von den Menſchen aufgeſuchet und gekochet oder in der Aſche gebraten, geſpeiſet, da ſie denn wie die Waſſernüſſe und Caſtanien ſchmecken ſollen. Sonderlich pflegen die Holländer dieſe Wurzeln als eine Speiſe häufig zu gebrauchen. Die Blumen haben einen angenehmen und faſt den Roſen oder Mayblümchen ähnlichen Geruch; man könnte daraus ein ſchönes Waſſer abziehen. Auch müſſen wir hier erwähnen, wie in dem Hannöveriſchen Magazine, 1773. St. 58. die Wurzel dieſes Lathyrus als ein unſchädliches u. ſchlafmachendes Mittel ausgegeben, und zur Einſchläferung der Bienen vorzüglich empfohlen worden. Will man die Bienen einſchläfern, nimmt man dergleichen Knollen, trocknet, ſtößt oder reibt ſie ſo klein als möglich und menget dieſe Maſſe mit etwas Waſſer unter den Honig und läßt die Bienen davon ſaugen. Man nimt nur ſo viel von den zerriebenen Knollen, daß der Honig nicht zu dicke und mehlicht werde, auf jeden Stock etwa zween Knollen, und ſetzet es ihnen zu Ende des Novembers unter das ſogenannte Werk. Sobald die Bienen von dieſem Honig gefreſſen, gerathen ſie in einen vier bis fünf Monath lang anhaltenden Schlaf und gebrauchen gar keine Nahrung, ſo gar, daß ſie auch den bey ſich ha-

benden Honig ungenoſſen ſtehen laſſen. Man kann hierüber das Wittenbergiſche Wochenbl. 1773. S. 301. nachleſen.

Man könnte leicht noch mehrere Pflanzen hier anführen, und ſolche mit dem Namen Erdnüſſe belegen, wenn man alle diejenigen, ſo knollichte Wurzeln haben, hieher rechnen wollte; uns iſt genug, diejenigen bemerket zu haben, welche wirklich dieſen Namen erhalten, und bey den Schriftſtellern unter ſelbigen gemeiniglich vorkommen.

Erdpech.

S. Bergpech.

Erdpfrieme.

S. Genſter.

Erdpin.

S. Schlagkraut.

Erdralle.

Erdralle, braune, iſt eine beſondere Art von dem Rallengeſchlechte, Ralli, die ſehr fett und wegen ihres zarten Fleiſches hochgeſchätzet wird.

Erdrauch.

Fumaria. Ein zwar bekanntes, aber ſchwer zu beſtimmendes Geſchlechte, indem ſowohl die Geſtalt und Größe der einfächerichten Saamenhülſe, und die Anzahl der darinnen enthaltenen Saamen, als auch die Blumenblätter ſelbſt bey den verſchiedenen Arten mit einander nicht völlig übereinkommen. Der Kelch beſteht aus zwey kleinen, einander ähnlichen, ſpitzigen, leicht abfallenden Blättchen. Die vier einander unähnlichen Blumenblätter ſtellen gleichſam eine zweylippige, mit geſchloſſenen Rachen verſehene, oder auch einigermaßen ſchmetterlingsförmige, Blumendecke vor. Die obere Lippe oder der Helm iſt ſtumpf, eingekerbet, platt, an dem Rande rückwärts gebogen, und unterwärts mit einem mehr oder weniger vorragenden Sporne geendiget; die beyden Seitenblätter oder Flügel ſind gegen einander gerichtet und berühren faſt einander mit den Spitzen, wodurch die Blume geſchloſſen wird. Der Kiel ſtellet gleichſam die untere Lippe vor, iſt der obern ähnlich, und bey manchen Arten gleichfalls mit einem ſpornförmigen Honigbehältniſſe beſetzet. Unter der obern und untern Lippe liegt ein breiter, ſpitziger Staubfaden, und jeder Staubfaden trägt drey Staubbeutel; der einfache Griffel endiget ſich mit einem runden, zuſammengedrückten Staubwege. Die beſondere Beſchaffenheit der Frucht und übrigen Umſtände werden wir bey den Arten genau angeben. Hr. von Linné hat derſelben dreyzehn angegeben, davon viele auch bey uns bekannt ſind.

1) Der

1) Der Apothekererdrauch, Taubenkropf, Taubenkörbel, Ackerraute, wilde Raute, Grindkraut, Krätzheil, Fimſtern, Nunnenkraut, Katzenkörbel, Fumaria officinalis Linn. wächſt häufig auf den Aeckern und in den Kohlgärten, fängt ohngefähr im May zu blühen an, und wenn der Saame reifet, vergeht die ganze Pflanze. Aus der zarten, fäſerichten Wurzel treiben viele, meergrüne, ſaftige, vielfach gefiederte Blätter, deren Seitenblättchen eingeſchnitten ſind; dergleichen ſtehen auch wechſelsweiſe an dem ſaftigen, eckichten, und mit vielen ausgebreiteten Aeſten verſehenen Stängel, welcher, wie die Zweige, ſich kaum von ſelbſt aufrecht erhalten können, und ſich gemeiniglich auf die Seite biegen, alle aber mit einer Blumenähre ſich endigen. Jede röthliche, grünlichtgefleckte Blume ſteht auf einem beſondern kleinen Stiele, und werden von einander durch kleine, ſchmal zugeſpitzte Deckblätter abgeſondert. Die untere Lippe iſt von der obern nicht unterſchieden, außer daß ſie ſchmäler iſt, und keinen Sporn hat; die Frucht iſt ein rundes Schötchen, welches einen einzigen rundlichen Saamen enthält.

Ob die, ohne beſondere Gäbelchen ſich windende Pflanze, eine beſondere Art ausmache, ſcheint zweifelhaft. Herr von Linne' hat ſolche ehedem nur als eine Abänderung angemerket, zuletzt aber auch mit Herr Dedern beſonders angeführet, und Fumaria capreolata genannt. Es iſt ſolche der gemeinen Art ganz ähnlich, nur die Blätter und die Abtheilungen ſind viel zärter, und daher geſchieht es, daß die Ribben des Blattſtieles ſich verſchiedentlich drehen, winden, und unter ſich ſelbſt verwickeln. Wir haben alsdenn auch allemal weißlichte Blumen geſehen. Daß ſie, wie in der Onomat. botan. IV. Theil angegeben wird, dauerhaft und aus der Brut der Wurzel zu vermehren ſey, iſt wohl falſch. Wäre dieſes, ſo könnte man dieſe Pflanze gar nicht für eine Spielart annehmen. Im hieſigen akademiſchen Garten dauert ſie nicht länger, als die gemeine, und iſt jährlich aus den Saamen zu erziehen.

So wenig der Apotheker Erdrauch in der Haushaltung bekannt iſt, ſo groß iſt hingegen der Nutzen, den die Arzneykunſt davon zu erwarten hat; doch iſt ſolcher mehr von dem friſchen als trocknen Kraute zu erlangen; denn obgleich ſolches keinen beſondern Geruch hat, ſo wird doch das ſeifenartige Weſen, ſo darinnen, und in den vielen wäſſerichten Theilen aufgelöſet iſt, durch das Trocknen verändert, oder vielleicht mit den wäſſerichten Theilen zugleich weggeführet; daher man vorzüglich den ausgepreßten friſchen Saft ent-

entweder allein oder mit andern dergleichen bittern Kräutern vermiſchet, auch mit Molken gelinde abgekochet, als das beſte Mittel empfehlen muß. Das Extract, ſonderlich wenn es aus der friſchen Pflanze und bey ganz wenigem Feuer bereitet wird, iſt nicht zu verachten; der Syrup und die Conſerve ſind von viel ſchwächerer Wirkung, und das abgezogene Waſſer tauget gar nichts. Die Wirkungen verrichtet dieſer Erdrauch ſonderlich wegen ſeiner ſeifenartigen Miſchung, und wird billig zu den beſten auflöſenden und eröffnenden, wie auch reinigenden Mitteln gezählet. Schon die Alten haben den friſchen Saft zur Abführung der gallichten Schärfe angerühmet; und in allen Krankheiten, welche von einem allzudicken Geblüte und Verſchleimung der Säfte herrühren, ſonderlich der Hypochondrie und Melancholie, wird ſich ſelbiger kräftiger, als viele andere hochgeprieſene Mittel, beweiſen. In Krankheiten der Haut, Krätze, Jucken, Schwinden wird ſolcher gleichfalls nützliche Dienſte leiſten; wie denn überhaupt alles, was von andern bittern Kräutern zu hoffen iſt, von dieſem gewiß erlanget werden kann.

2) Immergrünender Erdrauch, Fumaria ſempervirens Linn. Die zarte fäſerichte Wurzel treibt viele Blätter, und einen aufrechtſtehenden, ohngefähr einen Fuß hohen, äſtigen Stängel; die vielfach gefiederten breiten Blätter beſtehen aus vielen platten in ungleiche ſtumpfe Einſchnitte getheilten Blättchen. Die Blumen ſtellen eine kurze Aehre oder Köpfchen vor, welches ſich, wenn die Früchte reifen, um vieles verlängert; jedes Blümchen hat ſeinen eigenen Stiel und zwo ſchmale Blattdecken. Die Kelch- und Blumenblätter ſind mit verſchiedenen Farben, gelb und roth ſcheckicht. Die Frucht iſt eine lange, dünne, zuſammengedrückte Schote und enthält viele kleine ſchwarze, glänzende Saamen. Dieſe jährige, ſaftige, und gleichſam blaulicht angelaufeue Pflanze wächſt in Canada und Virginien, läßt ſich auf dem Miſtbeete leichtlich erziehen, blühet im Sommer und bringt häufig reifen Saamen. Da die Saamen ſehr klein ſind, muß man ſolche gleichſam nur oben auf ſäen, die jungen Pflanzen in Töpfe pflanzen, und bey fernerm Wachsthume öfters begießen. Man weis davon keinen Nutzen, außer daß die ganze Pflanze das Auge ergötzet.

3) Gelber Erdrauch, Pſeudo-Fumaria, Fumaria lutea, oder Capnoides Linn. iſt, wie die vorigen, eine ſaftige, meergrüne, oder blaulicht angelaufene Pflanze, welche auch langgeſtielte und vielfach abgetheilte Blätter, und einen aufrechtſtehenden, kaum einen

nen Fuß hohen, eckichten, äſtigen Stängel, und eine kurze gelbe Blumenähre zeiget. Die Frucht iſt eine lange, viereckichte Schote und enthält viele ſchwarze Saamen; wächſt in Frankreich und Italien wild, dauert auch bey uns den Winter über im freyen Lande, und behält gemeiniglich die Blätter, wenn aber dieſe ganz vergehen, ſtirbt auch die Wurzel ab, doch finden ſich von den ausgefallenen Saamen immer neue Pflanzen, welche keine beſondere Wartung erfordern, und doch eine Zierde in den Gärten abgeben.

4) Blaſenerdrauch, Cyſticapnos, Fumaria veſicaria Linn. ein zartes, ſaftiges Sommergewächſe, deſſen ſchwache und äſtige Stängel durch Hülfe der Blätter ſich an andere Körper befeſtigen und in die Höhe ſteigen. Die gefiederten Blätter beſtehen, wie bey den übrigen Arten, aus vielen verſchiedentlich zerſchnittenen Blättchen, davon die letzten Lappen ſich in beſondere Gäbelchen verwandeln. Die kleinen Blumenköpfchen ſitzen den Blättern gegen über, und die Blumenblätter ſind mit blau, gelb und röthlicht gefärbet. Die Frucht iſt eine kugelförmige, hohle Blaſe, durch welche mitten eine Säule geht, an welcher auf allen Seiten die kleinen, glänzenden, ſchwarzen Saamen ſitzen. Sie wächſt in Aethiopien, wird bey uns auf dem Miſtbeete aus dem Saamen erzogen, blühet reichlich und bringt auch reifen Saamen. Wenn man ſelbiger nicht in Zeiten einen Stock giebt, daß ſie in die Höhe gehen kann, verfaulet ſie leichtlich, will auch mit dem Begießen wohl in Obacht genommen werden.

5) Der knollichte Erdrauch, Hohlwurz, Frauenſchüchlein, Farnſaamen, Hahnenſporn, Donnerpflug, Fumaria bulboſa L. läßt ſich durch die knollichte, dauerhafte Wurzel, den einfachen, niemals in Aeſte getheilten, und gemeiniglich nur mit zwey gefiederten, in viele Abtheilungen verbreiteten Blättern beſetzten, Stängel, und die Blattdecken, welche ſo lang als die Blumen ſelbſt ſind, wie auch, daß bey dieſer der eigentliche Kelch gänzlich mangelt, gar leichtlich von den übrigen Arten unterſcheiden, ob ſie gleich ſonſt nicht immer einerley Anſehen zeiget, und gleichſam unter veränderter Geſtalt zum Vorſcheine kömmt, daher auch Hr. von Haller zwo unterſchiedene Arten daraus gemachet, und Herr v. Linne', obgleich derſelbe nur eine Art und die andere als eine Abweichung angenommen, dennoch zugeſtehen müſſen, daß ein merklicher, ja beſtändiger Unterſchied ſich zeige, welcher aber nicht, wie die Alten angegeben, ſowohl in der Wurzel, da ſolche entweder feſt und inwendig voll, oder hohl ſey, radice caua, und non caua, ſon-

dern vielmehr in den übrigen Theilen und dem ganzen Wachsthume zu ſuchen und zu finden iſt. Die größere Pflanze hat gemeiniglich am Stängel zwey Blätter, welche gefiedert, oder aus zweymal drey keilförmig ſtumpfen, dreylappigen Blättchen beſtehen; die Blattdecken ſind auch keilförmig, grün, und länger als die Blumenſtiele; der Wurzelknollen iſt eyförmig; bey der kleinern ſitzen die Blätter auf dem eckichten Knollen, der kurze Stängel iſt nackend, die Blattdecken ſind eyförmig. Dieſe blühet viel ſpäter als jene, und gemeiniglich wenn die größere ſchon vergangen iſt. Ob vielleicht die Wurzel, wenn ſie älter geworden, hohl erſcheine, und dadurch zugleich in dem übrigen Wachsthume eine Veränderung erfolge, iſt noch nicht genug beſtimmet. Herr von Haller hat vielmehr dieſe Beſchaffenheit der Wurzel als ein Unterſcheidungszeichen angenommen, und derjenigen, welche hohle Knollen hat, einen einfachen zweyblätterichten Stängel und ganze Deckblätter, hingegen der andern, bey welcher die Wurzel feſte iſt, einen vielblätterichten Stängel und zerſchnittene Deckblätter zugeeignet. Vielleicht hat Herr von Linné die andere und größere Art unter dem Namen Fumaria nobilis in der Murrayiſchen Ausgabe verſtanden. Beyde wachſen an den Hecken und in den Wäldern, blühen im Frühjahre, und die ſchöngefärbte, zuweilen auch weiße Blumenähre verdienet wohl, daß man Stöcke in den Garten ſetze, welche auch an einem ſchattichten und etwas feuchten Orte leichtlich fortkommen. Lobel hat eine beſondere Art mit grünen Blumen erwähnet, es ſoll aber, nach Kalms Meynung, S. deſſen Reiſeb. I. 470. dieſe veränderte Farbe dadurch entſtehen, wenn man die Wurzel tief in die Erde leget, wenn man ſie hingegen höher in der Erde ſtehen läßt, ſollen die Blumen die gewöhnliche Farbe erhalten.

Diejenige Wurzel, welche hohl iſt, findet man in den Apotheken unter dem Namen gemeine runde Oſterlucey, Ariſtolochia rotunda fabacea oder vulgaris, indem man ſolche den Kräften nach, der Oſterlucey gleich geſchätzet, welches aber einen großen Abfall leidet. Und ob man gleich dieſer Wurzel nicht alle Wirkung abſprechen kann, ſo wird ſie doch billig verachtet, und die viel wirkſamere Oſterlucey gebrauchet.

Erdſchaf.

S. Lama.

Erdſcheibe.

S. Saubrod.

Erdſchmidt.

Dieſer Name wird in einigen Gegenden von Deutſchland, wie Röſel

ſel im zweyten Theile ſeiner Inſectenbeluſtigungen bemerket, der ſo genannten Todtenuhr, das iſt, demjenigen Inſecte gegeben, welches ſich in den hölzernen Wänden oder Balken der Gebäude auf hält, und durch ſein Nagen einen ſolchen Laut verurſachet, der mit dem Schlagen einer Taſchenuhr übereinkömmt und von abergläubiſchen Leuten für ein Zeichen eines bevorſtehenden Todesfalles gehalten wird. S. Todtenuhr.

Erdſchnecke ohne Hauß.

Limax L. Man nennet ſelbige auch ſchlechtweg Erd- oder Ackerſchnecke, oder damit man ſolche von andern Erdſchnecken, welche in einem Gehäuße wohnen, und dieſes mit ſich herumtragen, unterſcheide, nackende Schnecke, ob ſie gleich im genauen Verſtande nicht gänzlich nackend oder unbedecket iſt; man giebt ihr daher auch den Namen Schildſchnecke. Einige Naturforſcher haben ſelbige aus der Geſellſchaft der ſchalichten Schnecken ausgeſtoßen und mit den Inſecten vereiniget, andere aber beyderley Arten zugleich verzeichnet. Am beſten hat Herr von Linné und mit ihm Herr Bonnet dieſe Schnecken in der natürlichen Ordnung zwiſchen die Schal- und kriechenden Thiere, oder zwiſchen die Würmer und eigentlichen Schnecken und Muſcheln geſetzet, indem ſie ſowohl zu der einen, als der andern Familie gerechnet werden können.

Man findet zwar von dieſen Erdſchnecken ohne Hauß verſchiedene Arten, welche wir auch zuletzt anführen wollen, alle aber kommen in ihrem Baue und der äußerlichen auch innerlichen Beſchaffenheit mit einander überein; daher wir eine allgemeine Beſchreibung geben wollen, zumal auch die Einwohner der einſchaligen Gehäuße vieles mit dieſen gemein haben, und die, bey Beſchreibung der Schneckenthiere vorkommenden, gebräuchlichen Kunſtwörter hierbey bemerken können. Der Körper iſt länglicht und hat eine ſchleichende oder kriechende Bewegung. An dem vordern Theile, welches der Kopf iſt, bemerket man leichtlich die vier Fühlhörner, davon die beyden obern, größern und längern ſich mit einem Knöpfchen endigen, auf welchem ein ſchwarzer Punkt befindlich iſt, ſo, nach Swammerdams Meynung, die Augen der Schnecken ſind. Herr Müller hält alle vier Stangen nur für Fühlhörner, und die vorragenden Knöpfchen für Befeſtigungspunkte der Nerven und Muſkeln, vermittelſt welcher dieſe Hörner, wie Handſchuhfinger, in ſich ſelbſt eingewickelt, und wiederum hervorgeſtoßen werden können. Gautier hegt faſt gleiche Meynung, und hält ſolche nur für

Stangen, womit die Schnecken den Weg ausforſchen. Unterwärts am Kopfe ſieht man den Mund, die Lippen und Zähne, und an der linken Seite des Halſes eine Oeffnung für die Zeugungsglieder. Den mittlern Theil des Thieres machet das fleiſchige Bruſtſchild, oder beſſer das Rückenſchild, oder nach Hr. Swammerdam ein länglichtes Dach aus, worunter die Schnecke ihren Kopf und ganzen Leib verbergen kann. Auf dem Bruſtſchilde befindet ſich auf der rechten Seite ein Luftloch. Der letztere Theil, oder der Hinterleib läuft in eine ſchwanzartige Spitze aus. Mit den Fühlhörnern pfleget die Schnecke alle vorkommende Sachen zu berühren, und gleichſam zu unterſuchen. Die wunderbaren Bewegungen, welche ſie damit zu machen pflegen, ſind jedermann bekannt. Sie ſtrecken ſolche aus, drehen ſie auf die Seite, richten ſie in die Höhe und unterwärts, und ziehen ſelbige nach Gefallen wieder ein. Wenn die Schnecke das Maul aufmachet, ſieht man mit bloßen Augen den Zahn, durch das Vergrößerungsglaß aber die daran befindlichen Zacken. Da dieſe Zacken alle untereinander verwachſen ſind, ſieht der Zahn wie eine krumme Sichel aus, deren erhabene Seite einwärts, die hohle und vertiefte aber auswärts ſtehet. Andere zählen fünf rothe Zähnchen. Das Schild am Bruſtſtücke iſt gemeiniglich ſchwarz und weiß marmorirt, oder doch anders, als der übrige Körper gefärbet, vorne zu wie ein Lappen, den man aufheben kann, hinterwärts aber iſt ſolches an der Haut feſt angewachſen. Bey den einſchalichten Schnecken findet man an deſſen Stelle den ſogenannten Mantel; das, daſelbſt befindliche Luftloch dienet der Schnecke ſowohl zum Athemholen, als auch ihren Unrath auszuwerfen. Unterwärts ſieht man eine ſtarke, ſchwammichte Haut, durch deren Hülfe die Schnecke ſich wellenförmig bewegen und dadurch fortkriechen kann. Man nennet dieſe den Fuß oder die Sohle. Die Sohle iſt, wie der ganze Körper, mit einem Kleiſter ganz bedecket, welcher aus den Drüſen hervorquillt, und wodurch die Schnecke über alle harte Körper wegſchlüpfen und ſich daran feſt ankleben kann. Ueberdies kann man an der Sohle, oder der Bauchfläche viele Muſceln wahrnehmen, und wenn man die Schnecke über eine Glasſcheibe ſchleichen läßt, und dieſe alsdenn betrachtet, wird man die wellenförmige Fortpflanzung der Bewegung durch alle Muſceln wahrnehmen. Die Schwanzſpitze lieget nicht platt auf der Erde, ſondern etwas ſpitzig, wie ein Hahnen-

nenkamm, und giebt beſonders viel Speichel oder Schleim von ſich. Der Hals und der Leib iſt mit länglicht ſpitzigen, zarten Drüschen beſetzet, und wie Chagrin anzufühlen. Die ganze Haut iſt ein muſculöſes, zur Ausdehnung und Einziehung geſchicktes Gewebe. Die Farbe der Haut iſt verſchieden; man findet ganz weiße, und ganz ſchwarze, auch graue und gelblichte. Von der Beſchaffenheit der innern Theile wollen wir nur das merkwürdigſte anführen. Eine genaue Zergliederung des innerlichen Baues und aller Theile kann man in Swammerdams Naturbibel nachleſen. Wenn man dergleichen bey dieſen Schnecken vornehmen will, muß man ſie zuvor kochen; im friſchen Zuſtande iſt alles zu weich. Unter dem Bruſtſchilde liegt das Herz, welches ſchlägt, aber nur aus einem Ohre und einem Herzbeutel beſteht. Mitten in der Bruſt, oder in dem Rücken liegt ein Steinchen, das Schneckenſteinchen, Bruſt = oder Rückenbein genannt, welches wie eine kleine, länglichte, hohle Muſchel ausſieht; es iſt ſolches rund herum durch verſchiedene Häutchen, und oberwärts durch ein Netzchen, welches vielleicht aus lauter Adern beſteht, und unter dem Bruſtſchilde liegt, genau befeſtiget. Zuweilen iſt ſelbiges nur häutig, zuweilen dicke und ganz ſteinicht, zuweilen aber nur hin und wieder hart. Swammerdam glaubet, daß die Schnecken dieſes Steinchen jährlich einmal verwechſeln, wie bey den Krebſen geſchieht. Man hält dafür, daß ſolches den Muſkeln dieſes weichen Thieres zu einem feſten Wirkungspunkte diene. Die Zeugungsglieder füllen den größten Theil des Bauches aus, doch liegen ſelbige an drey verſchiedenen Oertern; die drey Gänge derſelben aber vereinigen ſich und machen endlich nur eine gemeinſchaftliche Oeffnung. Der eine Gang kömmt von der Ruthe oder dem männlichen Gliede, der zweete von der Mutter, und der dritte von dem ſogenannten Purpurbeutelchen. Dieſes iſt ein länglichtes Beutelchen, ſo zwiſchen dem Herze und der Leber liegt, nnd eine zähe Feuchtigkeit enthält, deren Nutzen noch unbekannt iſt. In dieſem Behältniſſe liegt auch der ſogenannte Venuspfeil, welches ein fiſchgrätenartiges Knöchelchen, und hinterwärts mit einigen Muſkelfaſern verſehen, vorne aber ganz ſpitzig, und drey auch vierzackicht iſt. Es gehören demnach die Schnecken, wie Swammerdam zuerſt gelehret, unter die wahren Zwitter, und ſind auch wirklich dergleichen, obgleich Gautier ſolches läugnet. Dieſer hält ſelbige für Mißgeburthen; ſind die Zwitter nicht alle im

genauen

genauen Verſtande dergleichen? Jede enthält ſowohl die männlichen, als weiblichen, zur Erzeugung nöthigen Werkzeuge; doch kann jede davon allein und für ſich ſelbſt ſich nicht fortpflanzen. Es paaren ſich allemal zwo Schnecken mit einander, beyde aber verrichten wechſelsweiſe die Pflicht eines Männchens und eines Weibchens, und jede einzelne Paarung iſt eine doppelte Befruchtung. Es iſt jedoch die Lage dieſer Theile nicht allemal zu beyden Verrichtungen geſchickt, und alsdenn kommt das dritte Thierchen zu Hülfe; daher man nicht ſelten eine groſze Menge Schnecken auf einem Haufen ſieht, die wie ein Roſenkranz auf einander angereihet ſind. Ehe dieſe Schnecken ſich gegenſeitig beſchwängern, kommen ſie einige Tage näher zu einander, und machen den Anfang mit einem beſondern Vorſpiele. Sobald ſie ſich einander nähern, kömmt der Venuspfeil aus der gemeinſchaftlichen Oeffnung herfür, und der Pfeil des einen ſticht das andere Thier, und bleibt entweder in ſelbigem ſtecken, oder fällt zu Boden. Die gereitzte Schnecke zieht ſich zurück, nahet ſich aber bald wieder und ſchieſzt auf die andere gleichfalls einen Pfeil loſz, worauf alsdenn die Begattung vor ſich geht. Dabey fügen ſie ihre Leiber zuſammen, wie man zwo flache Hände zuſammenleget, berühren einander mit ihren Fühlhörnern öfters, und machen wunderliche Bewegungen; jede füget ihr männliches Glied in die Schaam der andern, hangen einige Tage ſo bey einander, und laſſen endlich den Saamen von ſich gehen. Dergleichen Paarung geſchieht alle vierzehn Tage zu dreymalen hintereinander, und jedesmal geht dabey ein Pfeil verloren. Von den geſchalten Schnecken will der Däniſche Müller beobachtet haben, daſz keine ſich eher zu begatten anfängt, bis ihr Gehäuſe vollkommen gebildet; weil die Materie, welche zuvor zur Bildung der Schale nöthig war, nunmehr auf die Bildung der Liebespfeile verwendet werden kann. Vielleicht gilt dieſes bey den nackenden von dem Schneckenſteinchen. Die Eyer, welche ganz rund, und wegen des anklebenden Schleimes glänzend ſind, legen ſie im Auguſt und ferner bis in den November und December, wenn die Erde ohne Froſt bleibt, auf verſchiedene Art auf und in die Erde, doch ſo, daſz ſie durch die Sonne ausgebrütet werden können. Sie kleben ſolche mit ihrem Schleime feſt an und legen ſie gemeiniglich an feuchte Oerter. Man findet derſelben zuweilen funfzig, achtzig, ja hundert bey einander, zuweilen auch nur einzeln liegen. Die ausgebrüteten Schnecken

wachſen in erſtaunender Geſchwindigkeit. Das Winterlager dieſer Schnecken iſt auch merkwürdig; der Gang hierzu fängt mit einer Oeffnung an, welche mit vielen Schleim umgeben iſt, dann geht der Gang erſt ſchief, hernach ſenkrecht, alsdenn wieder eine Strecke ſchief, bis er zuletzt ſenkrecht in eine kleine Höhle führet, welche mit dem Kleiſter ganz überzogen iſt. Dieſe Wohnplätze findet man nur in der fetten und ſchwarzen Erde, niemals in ſandigen Boden; daher auch die ſandigen Gegenden nicht leicht von der Schneckenplage heimgeſuchet werden. Sie liegen ſo lange in ihren Höhlen, als die Luft kalt iſt, und leben, oder ſchlafen vielmehr darinnen, ohne Nahrung, doch ſterben in dieſer Zeit die meiſten; vielleicht leben ſie ſelten länger, als ein Jahr.

Zuletzt müſſen wir noch derjenigen Verſuche erwähnen, welche der Abt Spalanzini und nachher D. Schäfer veranſtaltet, indem ſie ſelbigen ſowohl den Kopf, als Schwanz abgeſchnitten, und neue ähnliche Theile hervorwachſen geſehen. Es wird dieſer Verſuch nicht leicht mislingen, wenn der Schnitt nur ſcharf und glatt geſchieht. Stirbt die Schnecke, iſt ſolches gewiß zufälligen Urſachen zuzuſchreiben. Wenn man ſie gerade in der Mitte durchſchneidet, iſt der Schnitt allemal tödtlich. Den Kopf von dem Anfange des Rumpfes zu unterſcheiden, hält bey den Schnecken öfters ſehr ſchwer. Es erſtrecket ſich ſolcher ein klein wenig über die Wurzeln der beyden obern Fühlhörner hinaus; geht der Schnitt nicht ſo weit, werden wenig ſterben, und die meiſten einen neuen Kopf bekommen. Es wird auch zur neuen Erzeugung dieſer abgeſchnittenen Theile ein ziemlicher Grad der Wärme erfodert, deswegen man ſolche nicht zu jeder Zeit vornehmen kann.

Dieſe Schnecken leben von Pflanzen. Sie ſuchen ſich in den Gärten den weicheſten Sallat, und auf den Aeckern genießen ſie die zarten Keime des jungen Getraides; das Graß ſcheint vorzüglich zu ihrer Nahrung beſtimmet zu ſeyn. Fehlet dieſes und ihre Anzahl iſt groß, machen ſie ſich an alles grüne, verzehren und verderben alles, und werden alsdenn eine allgemeine Landplage. Nur die Gerſtenſaat ſollen ſie verſchonen. Was aber auch nicht abgefreſſen wird, verdirbet doch durch den zähen Schleim, welchen ſie auf ihren Gängen auf den Saaten zurücklaſſen. Vornehmlich gehen ſie des Abends auf den Raub aus, und freſſen die ganze Nacht über. Iſt die Witterung heiß und trocken, kriechen ſie an feuchte Oerter und legen ſich häufig in die Furchen und weichen Gleiße. Der Schneckenfraß iſt

gewiß

gewiß die Folge von naſſen Jahren, und man darf keine andere Urſachen ausfindig zu machen, bemühet ſeyn, warum dieſe Thierchen manchmal in mehrerer und zu anderer Zeit in weniger Anzahl zugegen ſind. Dem Schneckenſchaden vorzubauen, hat man vielerley Mittel angewendet; die meiſten aber, wo nicht alle, ſind fehlgeſchlagen, oder laſſen ſich nicht füglich anwenden. Die vornehmſten ſind: 1) das Feld mit Aſche, Kalk, Gyps oder Ofenruß zu beſtreuen, oder zu düngen; 2) eine Heerde Enten auf die Felder zu treiben; 3) durch eine gewiſſe Witterung ſolche zu verjagen; und 4) den Saamen mit ſtinkenden und ſalzigen Feuchtigkeiten einzuweichen. Man kann hierüber Schirachs natürliche Geſchichte der Erd-, Feld- und Ackerſchnecken nachleſen, welcher dieſe und viele andere Mittel wohl geprüfet und den Kalch vorzüglich empfohlen hat. Wenn man dieſe Schnecken mit Salz beſtreuet, werden ſie alsbald in einen Schleim aufgelöſet und vernichtet.

Es können dieſe Schnecken vielleicht auch nützlich ſeyn. Ob man ſolche ehedem geſpeiſet, iſt ungewiß, jetzo erwählet man hierzu nur diejenigen Arten, welche Gehäuſe haben, und die nackenden werden nicht geachtet, obgleich ſelbige von einerley Beſchaffenheit ſind; alle können wegen der vielen ſchleimichten Beſtandtheile wenig Nahrung geben. In der Arzneykunſt pfleget man das ſchleimichte Weſen in Milch abgekochet, den Kindern wider den Keichhuſten einzugeben. Es ſollen auch ſchwindſüchtige Kranke dadurch viele Linderung erhalten.

Die bekannten Arten von nackenden Schnecken ſind

1) Die ſchwarze Waldſchnecke, Limax ater L. Sie iſt oben ganz ſchwarz, am Bauche aber blaulicht; der Länge nach zeigen ſich tiefe ungleiche Runzeln, welche den Nacken und den Schwanz ungleich machen. Die Eyer ſind blaßblau, ſo groß wie ein Pfefferkorn. Liſter hat in dieſer Art keinen Schneckenſtein finden können. Man findet ſie außer den Wäldern auch in feuchten Kellern und Wieſen.

2) Die gelbgeränderte Erdſchnecke, Limax albus L. Sie iſt weiß, hat aber einen gelben Rand. Iſt bey uns ſelten anzutreffen.

3) Die kleine braune Bergſchnecke, Limax rufus L. Iſt kleiner als die erſte Art, ruſtfärbig röthlich, und am Fuße der Gebirge ſehr gemein.

4) Die große, gefleckte Buſchſchnecke, Limax maximus Linn. Iſt unter allen die größte, dunkel oder blaßaſchgrau, mit vielen braunen Flecken, ſonderlich auf dem Rückenſchilde bezeichnet; in

den Seiten ſieht man wellenförmige Striche und am weißen Bauche zwo Reihen ſchwarzer Flecke. Sie hält ſich mehrentheils in dicken Gebüſchen auf.

5) Die durchſichtige, geſtreifte Mooßſchnecke, Limax hialinus L. Sie iſt klein, faſt glasartig, durchſichtig, und von den Fühlhörnern, welche kurz ſind, bis an das Rückenſchild mit einem braunen Striche bezeichnet. Sie hat viele Runzeln, die am Bauche abgebrochen ſind. Hält ſich gemeiniglich in den Gärten auf.

6) Die aſchgraue, ungefleckte Ackerſchnecke, Limax agreſtris L. Sie iſt klein, aſchgrau, nicht gefleckt. Sie beſuchet Felder, Gärten, Wieſen, und thut der Winterſaat öfters Schaden.

7) Die durchſichtige, gelbe Erdſchnecke, Bernſteinſchnecke, Limax flauus L. Sie iſt von mittler Größe, gelb, durchſichtig wie Bernſtein, und über und über gefleckt. Man findet ſie zuweilen im Graße.

8) Die Warzenſchnecke, Limax papilloſus L. Iſt nicht größer als ein Reißkorn, oberwärts mit ſpitzigen Wärzchen beſetzet, unterwärts weiß. Dieſe findet man nur in dem Norwegiſchen Meere.

Herr Juſtizrath Müller geht bey Beſtimmung dieſer nackenden Schnecken ſo, wie in vielen andern, die Würmer und Schalthiere betreffenden, Umſtänden von Herrn Linné ab. Er beſchreibt die glatte und die ganz weiße mit ihren Abänderungen, als 1) weiß mit gelben Saum, 2) mit orangenfärbigen Saum, und 3) mit ſchwarzen Fühlhörnern. Von der grauen hat derſelbe 1) aſchfarbige mit fünf weißen Strichen am Bauche, 2) mit abwechſelnden weißen und aſchfarbigen Runzeln, auch einer doppelten Reihe ſchwarzer Flecken am Bauche und 3) mit weißen Rande angemerket, auch verſchiedene ganz neue Arten, als die umwundene, Limax cinctus, geränderte, grünliche u. ſ. f. beſchrieben.

Erdſchocken.

S. Artiſchocken.

Erdſchwalbe.

Erdſchwalbe iſt die gemeine Sand- und Uferſchwalbe, oben grau, unten weiß, bauet ihr Neſt an ſteilen Ufern, und in Sandbergen, wo ſie ſich tiefe Löcher machet, und darinnen überwintert.

Erdſchwamm.

S. Kugelſchwamm.

Erdſchwein.

Unter dieſer Benennung pflegen einige Schriftſteller diejenigen vierfüßigen Thiere aus dem ſüdlichen Amerika zu verſtehen, wel-

che ſonſt unter dem Namen Tamandua und Ameiſenfreſſer bekannt ſind, wie bereits im erſten Theile dieſes Werkes unter dem Artikel Ameiſenfreſſer S. 257. angemerket worden iſt.

Erdſpinne.

So nennen einige die hochrothe Erdmilbe, welche ſich im Frühlinge und Sommer auf den Aeckern und Feldern zeiget. Herr Röſel aber verſteht dadurch eine wirkliche Spinnenart, nämlich diejenigen Spinnen, welche ſich auf den Feldern aufhalten, und dieſelben mit ihrem Geſpinnſte überziehen. Andere Schriftſteller pflegen ſie gemeiniglich Feldſpinnen zu nennen. S. Spinne.

Erdſpinnenkraut.

Erdſpinnenkraut hat man gemeiniglich dasjenige Geſchlecht genennet, welches im lateiniſchen den Namen Phalangium erhalten. Obgleich nachher Linnäus ſolches Geſchlecht Bulbine und zuletzt Anthericum genennet, auch damit einige, von andern Schriftſtellern zu andern Geſchlechtern gebrachte, Arten vereiniget, und Herr Dietrich Zaunblume, Planer aber Spinnkraut, als den Geſchlechtsnamen angenommen haben, wollen wir doch den erſten behalten, und darunter die bekannteſten Arten des Antherici Linnaei anführen; doch erinnern wir, daß das Beinbrechgraß, welches auch zu dieſem gehöret, bereits unter dieſem Worte beſchrieben worden. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechtes ſind ſchwer zu beſtimmen, und eben ſo ſchwer iſt der eigentliche Unterſchied zwiſchen dieſem und der Ackerzwiebel und der Meerzwiebel anzugeben, zumal da nach Herr von Linne' einige Arten glatte, andere haarichte Staubfäden haben, auch ſonſt einigen Unterſchied in der Blume zeigen. Die Blume hat keinen Kelch, ſondern nur ſechs länglichte, ſtumpfe, ausgebreitete Blumenblätter; ſechs pfriemenartige, aufrechtſtehende Staubfäden umgeben den Fruchtkeim, deſſen Griffel mit einem dreyeckigen Staubwege geendiget iſt. Das trockne, eyförmige Saamenbehältniß zeiget äußerlich drey Furchen, innerlich drey Fächer, und öffnet ſich mit drey Klappen, die Saamen ſind eckicht. Herr von Haller eignet denjenigen Pflanzen, welche nach ihm Phalangia ſind, ausgebreitete Blumenblätter zu, und erinnert hierbey, daß ſich ſolche vornehmlich zur Mittagszeit in dieſem Zuſtande befinden, und zur Nachtzeit die Blume ſich ſchließe. Um die Arten deſto leichter zu unterſcheiden kann man ſolche in zwo Abtheilungen bringen.

a) Mit rinnenförmigen Blättern und glatten Staubfäden.

1) Das

1) Das äſtige Erdſpinnenkraut, weißer Wiederthon, Sandlilien, Sandgraßgilgen, Phalangium ramoſum, Anthericum ramoſum L. wächſt in unfruchbaren Gegenden im Flugſande, blühet im May und Brachmonathe, erhält ſich in der länglichtrunden, knollenartigen Wurzel, aus welcher viele, lange, nach und nach ſpitziger zulaufende, völlig ganze, flache, aber in der Mitte mit einer vertieften Linie durchzogene Blätter, und ein dünner, äſtiger, ohngefähr zween Fuß hoher, und mit wenig kleinen Blättern beſetzter, oder nackender Stängel entſpringt. Die weißen Blumen ſtehen in einer lockern Aehre um die Enden des Stängels und der Aeſte. Die Blumenſtiele ſind in Aeſte abgetheilet, und die Blumenblätter ausgebreitet; der Griffel ſteht gerade. Herr Müller hat in den Schriften der Berner Geſellſchaft nach dem verſchiedenen Stande der Blumenblätter die Stunden beſtimmet, oder eine Pflanzenuhr angegeben.

2) Das großblümige Erdſpinnenkraut, Lilienzaunblume, Phalangium non ramoſum, Anthericum Liliago L. iſt der vorigen viel ähnlich, nur ſind die Stängel und Blumenſtiele nicht in Aeſte getheilet, die Blumen größer, und der Griffel unterwärts gebogen. Dieſe findet man ſeltener in hieſigen Gegenden, liebet aber ähnliche Oerter.

3) Das glockenförmige Erdſpinnenkraut, unächte Lilie, St. Brunolilie, Anthericum liliaſtrum Linn. Unter dem letztern Namen hat dieſe Pflanze Tournefort als ein beſonderes Geſchlecht beſchrieben; Herr von Haller und Böhmer haben ſolches Hemerocallis genannt, da zuvor Hr. von Linné dieſes mit der Affodillilie unter dieſem Namen angeführet. Die ſaftige, gelbe, aus vielen, bey einander ſtehenden, rübenförmigen Knollen zuſammengeſetzte Wurzel treibt viele lange, grasförmige, in der Mitte gefurchte, völlig ganze, ſpitzige Blätter, und einen nackenden, etwa einen Fuß hohen, einfachen Stängel, an deſſen obern Theile viele große, weiſſe, wohlriechende Blumen ſitzen, welche eine einſeitige Aehre vorſtellen. Die ſechs Blumenblätter machen unterwärts eine Röhre, und oben einen weiten glockenförmigen Rand. Die ſechs Staubfäden ſind unterwärts gekrümmet. Dieſe Pflanze wächſt auf den Schweitzeriſchen Alpen, kömt aber auch in unſern Gärten im freyen Lande gut fort, verlanget keine Wartung, und läßt ſich durch die Wurzel vermehren.

b) Mit fleiſchichten oder ſaftigen Blättern und haarichten Staubfäden.

4) Strauchartiges Erdſpinnenkraut, Zwiebelblätterichte Aloe, Phalangium capenſe foliis cepitiis Dill. Anthericum fruteſcens Linn. Die knollen- oder rübenförmige, gelblichte Wurzel treibt einen Stängel, ſo mit vielen, dicht an einander ſtehenden, fleiſchichten, rundlichen oder kegelförmigen, langen Blättern durchaus beſetzet, oder vielmehr bedecket iſt. Wenn die Pflanze älter geworden, vertrocknen die untern Blätter, und der Stängel wird nach und nach am untern Theile nackend, treibt aber immer, indem ſolcher fort wächſt, neue Blätter, ſo daß immer viele gegenwärtig ſind. Da die Blätter an dem Stängel feſt anſitzen, oder ſelbigen vielmehr umgeben, ſo bleiben häutichte Ringel an dem nackenden Theile deſſelben gegenwärtig; der Stängel ſelbſt verlängert ſich in einen ſchwachen langen Blumenſtängel, dergleichen auch zuweilen zwiſchen den obern Blättern hervortreibt, welcher untenher nackend, oben mit einer Blumenähre beſetzet iſt. Dieſe iſt anfangs kurz und die Blumen ſtehen dichte bey einander; wie ſolche aber aufblühen, entfernen ſie ſich von einander, und die Aehre wird locker, aber immer länger, und es vergehen viele Wochen, ehe alle Blumen aufblühen. Dieſe ſind gelblicht, die Staubfäden mit vielen Haaren beſetzet, und die Blätter enthalten einen gelblichten Saft. Die Pflanze wächſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; und ob ſolche gleich immer grün bleibt, verlanget ſie doch eben nicht viel Wärme, dauert im Winter in einem mäßigen Glashauſe, und den Sommer über im Scherbel in freyer Luft, treibt viele Wurzeln und zugleich neue Stängel, und kann durch die Zertheilung vermehret werden. Saamen haben wir niemals erhalten. Sie gedeihet in lockerer ſandiger Erde wohl, will im Sommer viel begoſſen und öfters verſetzet ſeyn.

5) Das Aloeartige Erdſpinnenkraut, Phalangium foliis aloeformibus Dill. Anthericum aloides Linn. hat mit der vorigen gleiches Vaterland und faſt einerley Anſehen. Die Blätter ſind nur pfriemenartig und etwas flach.

Erdſtern.

S. Mondkraut.

Erdweiſchel.

S. Kirſchbaum.

Erdweyrauch.

S. Bathengel und Schlagkraut.

Erdwinde.

S. Löwenmaul und Winde.

Erdwolf.

S. Maulwurfsgrille.

Erdwurm.
S. Regenwurm.

Eremit.

Eine Art von Krebskrabben, Cancer Bernhardus Linn. welche, wegen ihres nackten und zarten Schwanzes, die Gewohnheit haben, ſich leere Schneckenhäuſer nach ihrer Größe auszuſuchen und ihren Hinterleib darinnen zu verbergen; daher ſie auch Krebsſchnecken und Schneckenkrebſe genannt werden. S. Krebsſchnecke.

Diejenige Art von Krebskrabben, welche der Ritter von Linné Eremit, wegen ihrer einſiedleriſchen Lebensart, nennt, iſt von der angeführten Art ganz verſchieden, hat rauhe, mit ſechs Spitzen verſehene Scheeren und hält ſich in einem runden, korkähnlichen Seegewächſe auf. Man findet ſie in dem Mittelländiſchen Meere und zwar gemeiniglich an der Italieniſchen Küſte.

Der Name Eremit iſt von dem Ritter von Linné auch noch einem andern Inſecte, nämlich einem ungehörnten Käfer gegeben worden, welcher in den ſüdlichen Gegenden von Europa auf den Weiden gefunden wird, weil er ebenfalls ein einſiedleriſches Leben führet. Das Kopfſtück dieſes Käfers iſt viereckicht und mit einem erhabenen Rande verſehen. Das Bruſtſtück hat der Länge nach zwo erhabene Runzeln und die Schenkel ſind mit Stacheln beſetzet. Er giebt einen Geruch wie Juchtenleder von ſich.

Eren.
S. Ahorn.

Eridanus. S. Flußgeſtirn.

Erle.

Alnus, iſt zu allen Zeiten als ein beſonderes Baumgeſchlechte angenommen, und auch vom Hrn. von Linné ehedem beybehalten, zuletzt aber mit der Birke vereiniget worden. Ob nun zwar beyde in der Blüthe und Frucht viel ähnliches zeigen, ſo kann man doch der alten Gewohnheit noch weiter folgen und beyde für beſondere Geſchlechte annehmen, zumal ſich doch einige Unterſcheidungszeichen angeben laſſen. Die Erle unterſcheidet ſich von der Birke durch die ſtärkern Blumenkätzchen, durch die rundlichen Saamenzapfen und deren Schuppen, welche ſich nur öffnen, aber nicht abfallen, wie auch durch die dickern Blätterknoſpen und größern Blätter. Bey der Erle liegen unter jeder Schuppe zween, bey der Birke aber drey Saamen. Dieſe ſind geflügelt, hingegen bey der Erle nur eckicht; doch behauptet Linnäus, daß dieſer Unterſchied nicht allemal anzutreffen ſey.

Herr von Linné hält alle Erlen für eine Art; andere aber neh-

men drey verſchiedene Arten an, als:

1) Die gemeine Erle, Eller, Elder, Elſen, Elſterbaum, Urle, Aerle, Orlinbaum, Otten- oder Otterbaum, Alnus glutinoſa, Betula Alnus Linn. Die Blätter dieſes bekannten Baumes ſtehen wechſelsweiſe an den Aeſten, ſind ziemlich rund und breit, mit runden Zähnen ausgezacket, ſchwarzgrünlicht, im jüngern Zuſtande klebricht anzufühlen, unterwärts mit vorragenden Adern, und, nach Herrn von Hallers Bemerkung, bey den Winkeln dieſer Adern mit kleinen ſchwammartigen Drüſen beſetzet, aber nicht rauch oder wollicht. Anſtatt der Spitze zeigen ſie öfters einen Ausſchnitt. Die Blüthen erſcheinen zu Ende des Märzes und Anfange des Aprils; der Saamen wird im September und October reif. Die Blätterknoſpen ſind bläulicht, und öffnen ſich im April, nachdem die männlichen Blüthen den Staub fallen laſſen. Bey den jungen Erlen iſt die Rinde bräunlicht, wird nach und nach ſchwärzlicher, bekömmt äußerlich Riſſe, und erhält auf der innern Seite eine rothe Farbe. Das friſche Holz iſt roth; je älter und trockner es wird, je weißlicher erſcheint es. Sie wächſt am liebſten auf naſſen und ſumpfichten Boden, in den Brüchen, doch kömmt ſie auch im trockenen Grunde fort, wenn das Erdreich nicht zu ſandicht iſt, gedeihet aber daſelbſt niemals ſo gut, als auf naſſen Stellen. Die Vermehrung geſchieht durch den Saamen, junge bewurzelte Schößlinge, wie auch Stecklinge oder Aeſte. Man kann den Saamen im Herbſte und auch im Frühjahre ausſäen; die erſte Zeit iſt die beſte, wenn die Gegenden zur Herbſt- und Winterzeit keiner Ueberſchwemmung ausgeſetzet ſind. Hr. v. Brocke giebt den Rath im Juli und Auguſt ſechs Fuß breite Graben, auf acht Fuß von einander entfernet, in gleicher Linie zu ziehen, und aus der ausgegrabenen Erde zwiſchen beyden Graben einen ſo hohen Damm aufzuwerfen, welcher nicht überſchwemmet werden kann, und dieſen im Herbſte mit Saamen zu beſäen. Die hier erwachſenen Stämmchen können in der Folge zu Bepflanzung eines naſſen Platzes angewendet werden. Der Saame ſoll nicht über einen viertel Zoll tief in der Erde zu liegen kommen. Wie die Vermehrung durch die Aeſte oder Setzlinge am füglichſten zu veranſtalten hat Herr von Brocken gleichfalls gelehret. Man ſchneidet dieſe im März, ehe das Laub ausſchlägt, von den Lohden, oder denen, an alten Stämmen ausgetriebenen Seitenäſten, und zwar einen Zoll tief unter dem Ringe, den die Erle vor drey Jahren angeſetzet hat, ſchräge, wie einen Rehfuß ab; das

über dieſem dreyjährigen Ringe befindliche zweyjährige Holz behält man ganz, reiniget es von allen Seitenzweigen, und kürzet endlich den ganzen Setzling einen Zoll lang über dem einjährigen Ringe, ſo, daß noch ein Zoll lang jähriges Holz übrig bleibt. Das Einſetzen geſchieht alſo, daß der dreyjährige Ring, mit dem Zoll langen, ſchräg abgeſchnittenen, dreyjährigen Holze unter dieſem Ringe in die Erde, hingegen der zweyjährige Ring, oder drey bis vier Zoll zweyjähriges und das, einen Zoll lange jährige, Holz außer der Erde zu ſtehen kom̃e. Haben ſolche ein Jahr über geſtanden, werden ſie im Februar oder März einen Finger lang über der Erde abgehauen, damit ſie mehrere Schüſſe treiben und büſchicht werden. Herr von Brocke verſichert, daß auf keine andere Art dieſe Satzellern gedeihen wollen, (ſ. Forſtmagaz. XI. Band, S. 116.) Da jeder Trieb eines Baumes, wo der Jahrwuchs zu Ende iſt, einen merklichen Ring zurückläßt, wird man leichtlich finden können, wo dergleichen Aeſte abzuſchneiden. Die Vermehrung mit bewurzelten Schößlingen hat Herr Bertrand in der Berner Oecon. Geſellſch. 1762. empfohlen. Dü Hamel giebt den Rath, abgehauene Stöcke mit Erde zu bedecken, da denn ſolche in zwey bis drey Jahren viele junge Brut hervortreiben. Man kann auch ſolche einen Mann hoch von der Erde abköpfen, da ein Stamm zehn und mehrere hervortreiben wird. Die Erle wächſt zwar nicht ſehr groß, aber geſchwinde, und kann in zwanzig Jahren zu Brenn- und Nutzholze gehauen werden. Deswegen und weil ſolche an dergleichen Oertern fortkömmt, wo kein anderes Holz erbauet werden kann, iſt dieſer Baum hochzuſchätzen. Das trockne Holz giebt eine helle Flamme und faſt gar keinen Rauch, und iſt dem Werthe nach das Mittel zwiſchen Birken und Küfern. Das Holz giebt gute Kohlen, welche ſonderlich zu Verfertigung des Schießpulvers geſuchet, und dazu leichter gemachet werden. Man machet aus verſchiedener Abſicht harte und ſchwere Kohlen aus halb trockenem Holze, und weiche oder leichte, aus einem Holze, welches ein Jahr zuvor gehauen und recht trocken geworden. Die Erlenſtangen dienen zu leichten Leitern, und werden häufig zu Hopfſtangen gebrauchet. Wo hölzerne Schuhe Mode ſind, pfleget man ſolche aus dieſem Holze, wie auch die Abſätze zu ledernen Schuhen und Leiſten davon zu verfertigen. Das maßrige brauchen die Tiſcher zu ausgelegter Arbeit, indem ſich ſolches ſchöne ſchwarz beitzen läßt. Sonderlich dienet die Eller beym Waſſerbaue und zu Befeſtigung der Ufer. Die Wurzeln gehen im lockern

lockern ſchwammichten Boden weit um ſich, ſaugen das Waſſer ſtark ein, wodurch auch Moräſte nach und nach ausgetrocknet werden können. Es wird dadurch der Grund feſte gemachet, und wenn man an den Ufern einige Reihen Ellern pflanzet, und ſolche alle zehn Jahre ordentlich behauet, können dadurch die Ufer der reiſſenden Flüſſe ziemlich zuſammengehalten, auch dergleichen, zumal die kleinen Waſſer, krebsreich gemachet werden. Die daraus gefertigten Waſſerröhren dauern ungemein lange, nur Schade, daß man nicht immer hierzu ſchickliche Stämme antrifft. Die Färber und Hutmacher gebrauchen die Rinde ſtatt der Galläpfel und verfertigen daraus eine ſchwarze Farbe. Die Schuſter vermiſchen die Rinde mit altem Eiſen, und gebrauchen die Lauge, das Leder zu ſchwärzen. Die reifen Früchte mit etwas Kupferwaſſer vermiſchet, geben eine ſehr ſchöne Dinte. Fettes und klebrichtes Laub in die Kammern ausgeſtreuet, ſoll die Flöhe an ſich locken, daß man dieſe mit den Blättern auskehren kann. Das Holz wird wider die Wanzen gerühmet. Auch größere Thiere werden dadurch verjaget. Ehe das Getraide eingeführet wird, ſoll man auf dem Boden der Scheuer eine Schichte Erlenlaub legen, und darüber her wieder etwas Stroh breiten, und das Laub damit bedecken, hierauf das Getraide darauf legen, auch an den Seiten und Wänden herum Erlenbüſche ſtecken. Da nun Ratten und Mäuſe den Geruch des Erlenlaubes nicht vertragen können, fliehen ſie die Oerter, und bey Ausräumung des Getraides ſoll keine Aehre von dieſen Thieren angefreſſen ſeyn.

In der Arzneykunſt wird die Erle ſelten gebrauchet; man kann ſolche, in Anſehung der Kräfte, mit der Eiche vergleichen. Rinde und Früchte haben eine zuſammenziehende Kraft; daher auch einige, wiewohl höchſt unwahrſcheinlich, ſelbige mit der Chinarinde vergleichen wollen. Die grünen Blätter ſollen zertheilen, und äuſerlich aufgeleget, Geſchwulſt und Entzündungen vertreiben. Die Einwohner auf den Alpen pflegen Säcke mit Erlenblättern zu füllen, ſolche in der Sonne oder am Ofen zu wärmen, gelähmte Perſonen darauf zu legen, und dieſe durch einen erregten häufigen Schweiß zu heilen. Ein Schwediſcher Amerikaner hat Herrn Kalm erzählet, daß er ſich in den Fuß bis auf den Knochen gehauen, und ſich daſelbſt geronnenes Geblüte geſetzet, die Wunde hierauf mit dem abgekochten Tranke von der Erlenrinde fleißig gewaſchen, und bald wieder einen geſunden Fuß erhalten, ob es gleich anfangs ziemlich gefährlich damit ausgeſehen. Die

jungen Aeſte und Blätter dienen auch zum Gerben und zum Futter für das Vieh, ſonderlich für Schaafe und Ziegen. Wenn das Abſtreifen zu früh, als es wegen der Knoſpen ſeyn ſoll, auch viele Jahre hinter einander geſchieht, oder man die grünen Zweige zu oft, und zur unrechten Zeit abhauet, werden die Erlenbüſche großen Schaden leiden, und die Benutzung, ſo aus dergleichen Fütterung zu erlangen iſt, dem Verluſte nicht gleich zu ſchätzen ſeyn.

2) Die Nordiſche weiße Erle, Alnus incana. Dieſe hat Herr von Linné nur für eine Spielart, hingegen Herr von Haller, Gleditſch und nebſt ihm andere neuere als eine beſondere Art angenommen. Die Blumenkätzchen, Saamenzapfen, Rinde und das Holz zeigen einen merklichen Unterſchied, welcher auch in den, aus Saamen erzogenen, Bäumen unveränderlich bleibt, wie du Roi bezeuget. Herr Hofrath Gleditſch hat auch bemerket, wie die Knoſpen zu jeder Zeit kleiner, als an der gemeinen Art ſind. Der junge Trieb zeiget nichts klebrichtes und die Blätter ſind eyförmig, jedoch am Ende ſpitziger, als an der gemeinen Art; der Rand hat auch ſpitzige, und größere, fein gezackte Einſchnitte; die Oberfläche iſt dunkelgrün und glatt, und, nach Hallers Wahrnehmung, mit einer weißen Wolle überzogen; die untere iſt weißgrün, und wollicht, mit erhabenen weißlichten Adern verſehen. Im März und April erſcheint die Blüthe. Die männlichen Kätzchen ſind auf drey Zoll lang, dicker als bey der gemeinen und dunkelgelb; die viel kleinern weiblichen haben ihre Schuppen dicht auf einander liegen, und die beyden Griffel ragen zurückgebogen aus jeder derſelben hervor; der Zapfen ſelbſt iſt auch größer. Die Rinde des Stammes iſt glatt und weiß; gleiche Farbe zeiget auch das Holz; doch nennt man ſie in Norwegen die rothe Erle, da man die gemeine daſelbſt die ſchwarze zu nennen pfleget. Sie ſcheint mehr einen trocknen und ſandichten, als naſſen Boden zu lieben. Die Vermehrung kann, wie bey der erſten Art, angeſtellet werden. Am ſchnellen Wuchſe übertrifft dieſe faſt die unſrige. In Norwegen wird die Rinde zur ſchwarzen Farbe gebrauchet, und die Sprößlinge werden im Frühjahre den Schaafen als ein geſundes Futter vorgeworfen, um von ihnen das Waſſer abzutreiben, welches ſonſt eine Art Waſſerſucht zu verurſachen pfleget.

3) Die ſchmalblätterichte oder runzlichte Erle, Alnus rugoſa americana. Herr du Roi hat ſolche nach Stämmen, ſo aus Nordamerikaniſchen Saamen erzogen, beſchrieben. Die Blätter ſind ſchmäler, als bey den beyden

 andern

andern Arten, eyförmig zugeſpitzet, ſcharf ausgezacket, auf beyden Seiten hellgrün, oben glatt; unterwärts läuft der Länge nach eine weißlichte Ader, welche in ſchräger Linie nach dem Rande zu etwas feinere Nebenäſte paarweiſe einander gegen über treibt, und aus dieſen letzten kleinen Adern kömmt ein Gewebe noch kleinerer Adern, die das Blatt etwas runzlicht bilden. Die Rinde iſt an alten Aeſten dunkelgrau, an jüngern aber grün. Ob dieſe ſonſt einige Vorzüge vor der gemeinen haben dürfte, muß die folgende Zeit lehren.

Erle, ſchwarze, S. Faulbaum.

Ermelblume.

Ermelblume überſetzt Hr. Planer Manulea Linn. Dieſes neue Geſchlecht beſteht aus zwo Arten, welche ehedem zu andern Geſchlechtern gerechnet worden, nämlich der Lobelia cheiranthus, und Selago tomentoſa. Die Geſchlechtskennzeichen ſind ein fünffach getheilter Kelch, ein Blumenblatt mit fünf pfriemenartigen Einſchnitten, von welchen die vier obern näher bey einander ſtehen, zween kurze und zween lange Staubfäden und ein Griffel. Die zweyfächerichte Frucht enthält viele Saamen. Beyde Arten ſind in unſern Gärten unbekannt.

Ernroſe.

S. Pappeln.

Erskruper.

Erskruper, nach dem Pontoppidan Erskraber, Tangſnore, Gaſteroſteus Spinachia, Linn. gen. 169. ſp. 10. nach dem Müller der Dornfiſch, unter ſeinen Stachelbärſchen; nach dem Klein Steinpicker, Erßkruper, Spinochia, ſ. deſſelben Pickenirer, Centriſcus I. und unſern Artikel Dornfiſch, II. 366.

Erven.

Eruum. Ein bekanntes Schotengewächſe mit ſchmetterlingsförmigen Blumen, und zehn Staubfäden, deren neune in eine Scheide verwachſen ſind. Der Kelch iſt faſt ſo lang als die Blumenblätter, und in fünf zarte ſpitzige Einſchnitte getheilet. Das größere, platte Helmblättchen iſt etwas zurückgeſchlagen, das kleine Kielblättchen zugeſpitzet, und die beyden Flügel ſind ſtumpf und halb ſo groß als das Helmblättchen; der einfache Griffel iſt in die Höhe gerichtet, und mit einem nackenden, oder nicht haarichten Staubwege geendiget; die länglichte, ſtumpfe Schote iſt gleichſam wellenförmig, oder der Länge nach durch verſchiedene Erhebungen und dazwiſchen befindlichen Vertiefungen abgetheilet, indem die

die rundlichen Saamen die Schote ſelbſt erheben und dadurch vorragen, zwiſchen ſelbigen aber niedrig und zuſammengezogen bleibt. Es hat dieſes Geſchlecht mit einigen andern eine große Aehnlichkeit. Von der Wicke kann ſelbiges füglich durch den nackenden Staubweg unterſchieden werden, als welcher bey der Wicke mit Haaren beſetzet iſt. Die Küchern erkennet man an der kurzen aufgeblaſenen Schote. Die Linſen ſind am ſchwerſten zu unterſcheiden, daher auch Herr von Linné dieſe bald mit den Erven, bald mit den Küchern vereiniget, und zuletzt abermals von dieſem Geſchlecht getrennet, und zu den Erven gerechnet. Die Saamen und Blätter könnten das beſte Unterſcheidungszeichen abgeben. Bey den Linſen ſind ſie mit Gäbelchen geendiget, welche bey den Küchern und Erven fehlen; und bey jenem ſind die Saamen zwar auf beyden Seiten erhaben, jedoch mehr platt als kugelförmig, da hingegen ſelbige bey den Erven kugelförmig und bey den Küchern eckicht ſind. Außer den gemeinen Erven wollen wir hier einige Arten bemerken, welche Herr von Linné unter dieſem Geſchlechte angeführet.

1) Die gemeine Erve, Eruum Eruilia Linn. Die dünne, ſäſerichte Wurzel treibt viele, ohngefähr einen Fuß hohe, ſchwache, eckichte, äſtige Stängel. Die gefiederten Blätter endigen ſich nicht mit Gäbelchen, ſondern mit einem ungepaarten Blättchen. Aus dem Winkel kommen die Blumenſtiele, deren jeder gemeiniglich zwo purpurfärbige, oder auch weißliche, mit bläulichen Streifen durchzogene Blumen träget. Die herabhängenden, wellenförmig abgetheilten Schoten ſind etwa einen Zoll lang, und die braunröthlichen Saamen kleinen Erbſen ähnlich, zuweilen etwas dreyeckicht. In Spanien und Italien wächſt dieſe jährige Pflanze unter dem Getraide, blühet im May und Juni, und trägt auch bey uns häufig reifen Saamen. In Frankreich pfleget man die Erven zum Futter für das Vieh auf die Felder zu ſäen; bey uns bedienet man ſich lieber der Wicken. Die Saamen hat man in den Apotheken eingeführet, und ſolchen eine zertheilende und eröffnende Wirkung zugeeignet. Man kann aber ſolche füglich entbehren. Man hat auch Brod daraus backen wollen, welches aber einen übeln Geſchmack gehabt. Man könnte die Saamen dem Federvieh, ſonderlich den Tauben überlaſſen, als welche ſelbige gern freſſen und gut davon gedeyhen. Bey den Pferden aber ſollen ſelbige zu einer epidemiſchen Krankheit Gelegenheit gegeben, und vorzüglich eine Schwachheit

in den Knieen verurſachet haben; das Stroh iſt ein gutes Futter für alles Vieh. Die Erve kann wie die gemeine Erbſe gebauet werden; ſie ſchüttet reichlich.

2) Die vierſaamige Erve, kleine glatte Feldwicke, glatte Vogelwicke, Eruum tetraſpermum L. wächſt unter dem Getraide, und auf der Brach, auch auf hohen Triften. Dieſe jährige Pflanze blühet im Brachmonathe. Ihr Stängel iſt viereckicht und zweyſchneidig; die gefiederten Blätter beſtehen gemeiniglich aus zehn wechſelsweiſe geſtellten Blättchen; der Blumenſtiel iſt ganz zart, und trägt eine, oder zwo kleine, rothe oder bläulichte Blumen; die Schote enthält gemeiniglich kugelförmige Saamen; die Pflanze iſt, wie die folgende, ein nahrhaftes Futter für das Vieh.

3) Die rauche Erve, kleine rauche Feld- oder Vogelwicke, Eruum hirſutum L. hat mit der vorigen einerley Geburtsort und Nutzen, jeder Blumenſtiel trägt viele Blumen, und die Schote zween kugelrunde Saamen.

Erven, S. auch Lathyrus und Phaſanenkraut.

Ervenwürger.

S. Schuppenwurzel.

Erze.

Minerae. Hierunter verſteht man erd- und ſteinartige Körper, welche mit veränderten oder unveränderten metalliſchen oder halbmetalliſchen Subſtanzen vermiſchet und vereiniget ſind. Die Metalle und Halbmetalle leiden von Erden, Salzen, Arſenik und Schwefel mancherley Veränderungen, und bisweilen iſt ein Metall gegen das andere ſelbſt die Urſache der Veränderung. Ein Metall oder Halbmetall, das durch eine oder mehrere dieſer Subſtanzen ſeines metalliſchen Glanzes, Klangs, Geſchmeidigkeit und ſeiner Schmelzbarkeit beraubet wird, heißt ein vererztes Metall oder vererztes Halbmetall. Oft iſt ein vererztes Metall oder Halbmetall mit unmetalliſchen Erden und Steinen vermiſchet, und mit ſelbigen mehr und weniger genau vereiniget; bisweilen aber ſind die vererzten Metalle und Halbmetalle mit keinen Erden und Steinen vermiſchet, ob ſie wohl in und zwiſchen denſelben gefunden werden.

Die Lagerſtätte der Metalle und Erze ſind eigentlich unter der Erde, und werden Gänge, Flötze, Neſter, Stockwerke und Geſchütte genennet. Lehmann Mineral. S. 113. giebt von ſelbigen eine ganz deutliche Beſchreibung; er ſagt: „Gänge ſind Adern, „welche mit einer von dem an„dern Geſtein des Gebirges un„ter-

„terſchiedenen Art von Steinen „oder Erzen ausgefüllet ſind, und „das Gebirge bald perpendiculair, „bald diagonal durchſchneiden. „Flötze ſind Erdſchichten, welche „entweder ganz horizontal über„einander liegen, oder wenigſtens „einen ſehr geringen Winkel von „wenigen Graden machen. Ne„ſter ſind mit Erz angefüllte „Klüfte, welche aber nicht als „Gänge in egaler Stunde, oder „in egaler Mächtigkeit fortſetzen, „ſondern ſich wieder verlieren, „und auch ſich wieder anlegen. „Stockwerke ſind viele Lachter „mächtige Gänge, welche weder „hangendes noch liegendes ha„ben. Geſchütte ſind, wenn „Erzte übereinander ſchichtweiſe „liegen, doch ſo, daß immer zwi„ſchen jeder Schicht ſich ander „Geſtein und dergleichen findet.„ Diejenigen Körper aber, welche bey Erzeugung der Metalle dieſelben in ſich nehmen, heißen Metallmütter von welchen Lehmann ebendaſelbſt folgendes ſaget: „die Metallmütter ſind feſte „mineraliſche Körper, welche „ſchon vor Erzeugung derer Me„talle in der Erde ſich befinden, „bey der Erzeugung der Metalle „ſolche in ſich nehmen, und als „Werkzeuge der Vollkommenma„chung derſelben ſich bezeigen. „Hierunter gehören nun Klüffte „und Gänge, die Saalbänder „der Erze, allerley Steine, „Erden, verbrennliche Mine„ralien u. ſ. f.„

Unter den verſchiedenen Meynungen von Erzeugung der Metalle in und unter der Erde, ſcheint diejenige wohl die wahrſcheinlichſte zu ſeyn, wenn man ſaget, daß die Metalle durch die unterirdiſchen Dämpfe erzeuget werden. Ob nun gleich bey den meiſten Erzen Schwefel und auch oft Arſenik gefunden werden, ſo folget doch hieraus noch nicht, daß dieſe beyden Materien zur Erzeugung der Metalle etwas beytragen; man kann vielmehr auf die Gedanken kommen, daß dieſe beyden Subſtanzen, und vorzüglich der Schwefel, vielleicht aus einer ganz andern Urſache mit den Metallen eine Vereinigung erhalten haben. Sie ſcheinen für die erzeugten metalliſchen Subſtanzen, ob dieſe gleich durch ſelbige aus ihrer metalliſchen Geſtalt geſetzet werden, vielmehr ein Verwahrungsmittel zu ſeyn, damit die erzeugten metalliſchen Theile nicht ſo leicht von andern unterirdiſchen Dämpfen aus ihrer Verbindung geſetzet, und die Miſchungen zerſtöret werden, als wodurch, wenn die Miſchung zerſtöret wird, eine metalliſche Subſtanz aufhöret ein Metall zu ſeyn. Obgleich aber ein Metall durch die Vereinigung mit Schwefel und Arſenik oder auch mit einer ſaliniſchen Subſtanz ſein metalliſches Anſehn verliert,

liert, aus ſeiner metalliſchen Geſtalt geſetzet und in ein Erz verwandelt wird, ſo iſt doch hiermit nicht erwieſen, daß die Miſchung eines Metalles zerſtöret oder ſo verändert worden, daß es niewieder zu Metall gebracht werden könne. Denn wofern nicht die Miſchung der erdichten Grundtheile der Metalle zerſtöret wird, ſo kann man noch nicht ſagen, daß die Miſchung einer metalliſchen Subſtanz, welche etwas von dem brennbaren Weſen verloren, zerſtöret worden. Niemand aber wird durch die Erfahrung darthun können, daß die Miſchung der erdichten Grundtheile eines Metalles, wenn es mit Schwefel oder einer andern vererzenden Subſtanz eine Vereinigung erhalten, und dadurch ſein metalliſches Anſehn verloren, auf dieſe Weiſe zerſtöret worden; auch iſt die Meynung, daß die Metalle durch die Vereinigung mit Schwefel ihr brennbares Weſen verloren, nicht von allen Zweifel frey, noch mit überzeugenden Gründen unterſtützet. Denn die Erfahrung, daß die vererzten Metalle durch das Röſten ohne brennbares Weſen erhalten werden, iſt wohl ohne Zweifel und gewiß, dienet aber zu keinem Beweiß, indem durch das Röſten nicht allein Schwefel und Arſenik, ſondern auch brennbares Weſen von den Metallen losgeriſſen und in die Luft gejaget, folglich dadurch noch nicht bewieſen wird, daß die Metalle, bey welchen ſich Schwefel und Arſenik befinden, ohne brennbares Weſen ſind, deſſen Gegenwart vielmehr bey einigen Metallen die Erfahrung ohne Widerſpruch darthut. Geſetzt aber auch, daß die Metalle vermittelſt der, durch Schwefel und Arſenik verurſachten, Vererzung das brennbare Weſen verloren, ſo folget hieraus weiter nichts, als daß ein Metall ſeines metalliſchen Anſehns und der Eigenſchaften, die es als ein wirkliches Metall hat, beraubet worden, ohne in der Miſchung der erdichten Theile eine Veränderung zu leiden, als vermittelſt welchen es durch die Vermiſchung mit einem brennbaren Weſen gar leicht wieder in Metall verwandelt werden kann. In dieſem Fall würden Schwefel und Arſenik demohngeachtet noch als Verwahrungsmittel zu betrachten ſeyn, weil ſie den von dem brennbaren Weſen entblößten erdichten Theilen, als beſchützende Decken, dienen würden, daß andere zerſtörende Dünſte die Miſchung der erdichten Theile nicht angreifen und zerſtören, und folglich das Reduciren oder Wiederherſtellen der Metalle unmöglich machen könnten. Kann man aber im Gegentheil darthun, wie denn ungezweifelte Erfahrungen vorhanden

handen ſind, daß die durch Schwefel und Arſenik vererzten Metalle ihres brennbaren Weſens nicht beraubet worden, noch ſonſt eine dem Weſen eines Metalls nachtheilige Veränderung erlitten, ſo muß man alsdenn auf die Gedanken kommen, daß Schwefel und Arſenik den durch ſie vererzten Metallen vielmehr Nutzen als Schaden bringen. Ob aber dieſer Nutzen darinnen beſteht, daß dieſe Materien, Schwefel und Arſenik, zur Erzeugung der Metalle etwas beytragen, oder zur Vollkommenmachung dienen, wird deswegen hierdurch nicht behauptet. Soviel aber ſcheint doch der Wahrſcheinlichkeit gemäß zu ſeyn, daß Schwefel und Arſenik bey den vererzten Metallen viel eher Verwahrungsmittel, als zerſtörende Körper abgeben, und auf dieſe Weiſe nützlich ſind; wiewohl deswegen noch nicht folget, daß ſie außer dieſem Nutzen nicht noch einen andern leiſten können.

Was die Eintheilung der Erze betrifft, ſo ergiebt ſichs von ſelbſt, daß man ſo viele Abtheilungen von Erzen machet, als es Metalle und Halbmetalle giebt, indem die Erfahrung nunmehr lehret, daß alle Metalle vererzt werden können. Es giebt demnach Erze von Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Bley, Zinn, Zink, Wißmuth, Spiesglas, Kobolt, Arſenik und Queckſilber.

1) Golderze; hierunter kann man ſowohl mineraliſirtes als ſolches Gold verſtehen, welches ohne mineraliſiret zu ſeyn, in andre Erze eingemiſchet iſt. Zur erſtern Art, ſo die eigentlichen Golderze ausmachet, gehöret das in Siebenbürgen bey dem Dorfe Nagiay brechende Golderz, welches ein durch Spießglas mineraliſirtes Gold iſt, ingleichen die in der Gegend von Salatna befindlichen Goldkieſe, welche beyde der Bergrath Delius in ſeiner Abhandlung von dem Urſprunge der Gebirge und der darinnen befindlichen Erzadern. Leipzig 1770. 8. S. 120. und S. 126. deutlich beſchrieben hat. Außer dieſen kann man auch den in Ungarn befindlichen Göldiſchen Zinnober, und die bekannte Schemnitzer Blende, wie auch einige Zinkerze, die vieles güldiſches Silber enthalten, zu den wirklichen Golderzen rechnen. Uneigentliche Golderze ſind diejenigen, wo das Gold ſichtbar eingeſprenget iſt, und dieſe machen den größten Theil des Goldes aus, das in der Welt gebrauchet wird.

2) Silbererze. Das Silber wird entweder auf Quarz, Spath, Hornſtein, Schiefer und Kobolt in groben und zarten Dräten, wie auch in cryſtalliniſcher Geſtalt gewachſen, und in Körnern und Blättchen eingemenget und angeflogen, oder als mineraliſiret und

in Beſchaffenheit eines Erzes gefunden. Man findet nämlich das Silber mineraliſiret: 1) mit Schwefel allein, Glaserz; 2) mit Kochſalzſäure oder Arſenik, Hornerz; 3) mit Arſenik und etwas Schwefel, Rothgüldenerz; 4) mit Arſenik, Schwefel, Kupfer und etwas Bley, Weißgüldenerz; 5) mit Arſenik, Schwefel, Kupfer, Eiſen und Bley, Schwarzerz oder Schwarzgüldenerz; 6) mit Arſenik, Schwefel, Kupfer und Eiſen, vielleicht auch etwas Spießglas, Fahlerz, Grauerz; 7) mit Schwefel und Spießglas, Federerz. Außer dieſen Erzen findet man das Silber in verſchiedenen Erden und Steinen, wie die ſogenannten ſilberhaltigen Gilben ſind, ferner in den Silberſchwärzen u. d. ingleichen in verſchiedenen Bley, Kupfer, Eiſen, Zink, Kobolt, Wißmuth und Spießglaserzen.

3) Kupfererze. Das Kupfer wird vererzt und vermiſchet gefunden: 1) mit Schwefel, bisweilen auch mit etwas Arſenik und Eiſen, Kupferglaserz; 2) mit Arſenik und Eiſen, Weißerz; 3) mit Schwefel und Eiſen, Lebererz, Leberſchlag, braun Kupfererz; 4) mit Schwefel, Arſenik, Eiſen und etwas wenig Silber, Fahlkupfererz, Kupfer, Fahlerz, grau Kupfererz; 5) mit Schwefel und Eiſen, Schwarzerz; 6) mit Schwefel und etwas Eiſen, bisweilen auch mit etwas Arſenik, gelb Kupfererz, Kupfererz, Kupferkießerz, wohin auch die Kupferloſur, Loſurerz gehöret; 7) mit Arſenik, Eiſen und Farbenkobolt, Kupfernikel; 8) mit Kalcherde, Bergblau und Berggrün; 9) mit Kalchſpat, Malachit; 10) mit Thonerde, Kupferſchiefer; 11) mit einer nicht genug bekannten weichen Stein- oder Erdart, Kupfermulm, ſo auch ein in Erde verwandeltes und verwittertes Kupferz ſeyn kann. Ueber dieſes wird auch das Kupfer in verſchiedenen Silber, Bley, Zinn, Eiſen und Kobolterzen, ingleichen in Kieſen, Erden, Sanden und Steinen theils eingemiſchet, theils eingeſprenget und angeflogen, oder als ein auf Eiſen, Stein, Erden und Holz präcipitirtes Kupfer, ſo Cementkupfer genennet wird, oder als ein gediegenes und verſchiedentlich figurirtes Kupfer gefunden.

4) Eiſenerze. Das Eiſen wird folgendermaaßen vererzt gefunden: 1) mit einer unmetalliſchen Erde, wie auch aufgelößter Eiſenerde, Blutſtein, Glaskopf, ingleichen der gemeine röthlichte, gelblichte, ſchwarzgraue und blaulichte Eiſenſtein, der Magnetſtein, der Schmirgel, der Braunſtein, der Eiſenglimmer; 2) mit Kalcherde, Stahlſtein; 3) mit ſelenitiſchen Spat, Weißeiſenerz;

eiſenerz, Eiſenblüthe; 4) mit Schwefel und etwas Arſenik, grau Eiſenerz; 5) mit Thonerde, See- oder Sumpferz; 6) mit einer unmetalliſchen Erde, Arſenik und mit etwas Zinn, Wolfram, Wolfarth. Außer dieſen Erzen findet ſich auch Eiſen in den Atramenſteinen, Schwefelkieſen, Mißpickel, und verſchiedenen Zink, Zinn, Kupfer und Silbererzen und faſt in allen Arten von Erden.

5) Bleyerze. Bley wird vermiſchet gefunden: 1) mit Schwefel und gemeiniglich mit etwas Silber, Bleyglanz; wohin auch das Schattenerz und Glanz- oder Waſcherz zu rechnen, welches letztere ein mit Steinart vermiſchter Bleyglanz iſt; 2) mit Schwefel, Eiſen und Silber, eiſenhaltiger Bleyglanz; 3) mit Schwefel, Spießglas und Silber, Striperz, Stripmalm; 4) mit Schwefel und Arſenik, Bleyſchweif; 5) mit Arſenik, Bleyſpath, weißes Bleyerz, ingleichen grünes Bleyerz, grüner Bleyſpath; übrigens findet man auch das Bley mit Erden vermiſchet, ſo deshalben Bleyerde genennet wird.

6) Zinnerze. Zinn findet man vermiſchet: 1) mit Eiſen und Arſenik, Zinngraupen, Zwitter oder Zinnzwitter, und Zinnſtein, zu welchem letztern auch die ſogenannten weißen Zinngraupen und Zinnſpath gehören.

7) Zinkerze. Zink wird vermiſchet gefunden: 1) mit Schwefel und Eiſen, zuweilen auch mit Bleyglanz, eigentlich ſogenanntes Zinkerz; 2) mit Schwefel, Arſenik und Eiſen, verſchiedene Arten von Blenden, wovon einige bisweilen mit etwas Silber vermiſchet ſind. Außerdem findet man Zinkocher mit Eiſenocher vermiſchet, Gallmey.

8) Wißmutherze. Der meiſte Wißmuth findet ſich, eigentlich gediegen in verſchiedenen Steinarten, gemeiniglich in Hornſtein und Spath, und dieſe Art wird uneigentlich Wißmutherz genannt. Die eigentlichen Wißmutherze ſind, welche Wißmuth mit Arſenik und etwas Schwefel und Kobolt vermiſchet enthalten, dergleichen das graue Wißmutherz und die Wißmuthblüthe oder das taubenhälſige Wißmutherz iſt.

9) Spießglaserze. Spießglas wird vermiſchet gefunden: a) mit Schwefel, ſtrahlichtes Spießglaserz, Spießglasfedererz, ſtahlichtes Spießglaserz; b) mit Schwefel und Arſenik, rothes Spießglaserz.

10) Koboltерze. Man findet Kobolt vermiſchet: a) mit Kalcherde, ſchwarzer, mulmichter Kobolt; b) mit Hornſtein oder auch Quarz, der kürre Kobolt; c) mit Arſenik und metalliſchen Sub-

Subſtanzen, derber ſpeiſiger Kobolt, Schlackenkobolt; d) mit eiſenſchüßiger Ochererde, gelber Kobolt; e) mit vielem Arſenik, geſtrickter Kobolt; f) mit Arſenik, Wißmuth und Eiſen, Glanzkobolt; g) mit Arſenik und einer nicht genug bekannten Erde, weißer Kobolt. Außer dieſen findet man den Kobolt mit Silber- Kupfer- Eiſen- Zinn- und Wißmutherzen, ingleichen mit Quarz, Spath, Letten u. d. vermiſchet.

11) Queckſilbererze. Von dieſen iſt zur Zeit nur ein einziges bekannt, nämlich der Bergzinnober, welcher ein mit Schwefel vermiſchtes Queckſilber iſt. Sonſt aber wird daſſelbe meiſtentheils rein und gediegen in Erden und Steinen gefunden.

Von allen dieſen Erzen iſt noch überhaupt zu merken, daß ſie auf gar mancherley Weiſe brechen, indem einige derb, reich oder arm, ſtreichend oder fallend, andere nierenweiſe, würflicht, körnicht, angeflogen u. ſ. f. brechen, und beym Schmelzen zum Theil leichtflüßig, zum Theil ſtrengflüßig ſich beweiſen.

Was endlich die Benennung der Erze betrifft, ſo wird man zwar die einmal eingeführte Gewohnheit aus mancherley Urſachen nicht ändern können, obgleich nicht zu läugnen, daß dadurch oft zu vielen Irrungen und unrichtigen Begriffen und Mißverſtand Gelegenheit gegeben wird; unterdeſſen wird man es doch keinem Mineralogen und Chymiſten für einen Fehler anrechnen, wenn dieſelben den gewöhnlichen und gemeinen Benennungen bisweilen ſchicklichere, und der Beſchaffenheit gemäßere Namen an die Seite ſetzen. Was denkt man z. E. bey Glaserz, Fahlerz, Röſchgewächſe, Gänſeköthigerz, u. ſ. f. Zu was Ende nutzen die gar zu häufigen und oft wunderſamen Eintheilungen, welche mehr durch eine ausſchweifende Einbildungskraft, als durch die Natur der Sache entſtanden ſind, und nicht ſelten zu Verwirrungen Gelegenheit geben?

Von jedem der obenbenannten Erze werden wir an ſeinem Orte die zu jedem Geſchlechte gehörige Art genauer betrachten.

Erzgänge.

Venae metallicae, werden diejenigen Striche oder Adern in und zwiſchen den Steinen genannt, welche mineraliſirtes Metall oder Erz enthalten. S. Gang.

Eſche.

Eſchbaum, Fraxinus. Unter dieſem Namen vereiniget Herr von Linné einige Bäume, welche in der Blume einen merklichen Unterſchied zeigen. Zwitter und weibliche Blumen findet man gemeiniglich auf verſchiedenen Stämmen,

men, zuweilen auch auf dem weiblichen Stamme einige Zwitter, und umgekehret mit den Zwitterblumen zuweilen einige weibliche vermiſchet. Die Blumen ſelbſt ſind entweder ganz nackend, ohne Kelch und Blumenblätter, oder haben einen kleinen, vierfach getheilten Kelch, und vier ſchmale, lange, ſpitzige, gleichförmige Blumenblätter. In den Zwitterblumen ſieht man zween Staubfäden mit viertheiligen, oder mit vier Furchen durchzogenen Staubbeuteln, und einen Griffel mit doppelten Staubwege. Die Frucht iſt ein länglichter, zungenförmiger Saame. Die weiblichen Blumen ſind dieſen völlig ähnlich, nur daß ſelbige keine Staubfäden haben. Die Blätter an den Eſchen ſtehen an den Aeſten einander gegen über, ſind gefiedert, beſtehen aus vielen, paarweiſe geſtellten, und endigen ſich mit einem einzelnen Blättchen.

1) Die gemeine, nackend blühende **Eſche**, **Aſche**, der **Aeſchbaum**, **Eſchern**, **Steineſchern**, **Aerſchen**, **Langeſper**, **Geisbaumäſche**, **Wundholzbaum**, Fraxinus apetala, Fraxinus excelſior Linn. Dieſer, in Anſehung des Holzes, ſehr nützliche Baum, wächſt in vielen Gegenden Deutſchlands wild, blühet im May und liefert im October häufig reife Saamen. Die äußere Rinde iſt aſchfarbig braun, und bleibt bis in das dreyßigſte Jahr glatt, nachher fängt ſie an Riſſe zu erhalten, welche von Jahren zu Jahren ſtärker werden. Das Holz iſt weiß und feſte, und wenn es verarbeitet wird, mit ſchönen Flammen verſehen. Die Blätter beſtehen aus ſieben, neun, eilf, bis dreyzehn länglicht zugeſpitzten, ausgezackten Blättchen, welche auf beyden Flächen eine ſchöne grüne, jedoch unterwärts eine etwas hellere Farbe und daſelbſt eine weiße, der Länge nach hinlaufende, Ader zeigen. Junge Eſchen zu erziehen, iſt die Ausſtreuung des Saamens das beſte Mittel. Dieſes ſoll gleich nach der Reife deſſelben im October geſchehen; indem die Saamen lange in der Erde liegen, und gemeiniglich erſt im zweyten Frühjahre hervorkeimen. Die Verſuche, junge Bäume aus Zweigen zu erziehen, ſind auch gelungen. Verlanget man ſtarke und hohe Bäume, ſoll man den Saamen an ſolche Oerter ausſtreuen, wo die Bäume immerfort ſollen ſtehen bleiben, will man aber Alleen davon anlegen, kann man ſelbige in der Baumſchule erziehen, und nach Belieben verpflanzen, wobey die Wurzeln ſorgfältig zu ſchonen, und nur die Herzwurzel einige Zoll zu verkürzen iſt. Es liebet dieſer Baum eine leichte gute Erde, worinnen ſolcher in vierzig bis funfzig Jahren ſeine größte Vollkommenheit erreichen wird, in ſchlechten Boden geſchieht das

das Wachsthum ſehr langſam. Im feuchten Lehme, welcher kalt und feſte iſt, gedeihet die Eſche gar nicht; naſſen lockern Grund kann ſie ziemlich vertragen, erhält aber weniger feſtes und dauerhaftes Holz; auf weißen kreidichten Grunde, ſoll ſie außerordentlich gut fortkommen. Sie wächſt eben ſo gut in Wäldern, als wenn ſie frey ſteht und auf allen Seiten Wind und Wetter ertragen muß, erreichet auch eine anſehnliche Höhe, wird von Inſecten mehr und öfterer als andere Bäume beſchädiget. Die Spaniſchen Fliegen kann man im Sommer in Menge davon einſammeln, und die Horniſſe freſſen die äußere Rinde an jungen Stämmen cirkelweiſe um die Zweige ab, wodurch ſelbige gar viel leiden. Die Eſche kann zwar als Schlagholz genutzet werden, welches aber ſelten geſchieht, auch iſt bey uns die Benutzung des Laubes, welche im Hildesheimiſchen eingeführet worden, gar nicht gebräuchlich. Die Bäume werden daſelbſt als Satzweiden gezogen, und nach ſechs bis ſieben Jahren im Auguſt und September geköpfet, die abgeſchnittenen Aeſte in Bündel gebunden, im Schatten getrocknet, und dem Winter über dem Hornviehe, beſonders den Ziegen und Schaafen vorgeleget. Das ganze Verfahren beſchreibt du Roi I. Band 283. S. Miller behauptet, daß durch dieſes Futter Milch und Butter ſtinkend und unbrauchbar gemachet würden. Bey uns pfleget man das Eſchenholz zu Tiſchen, Schränken, Stühlen und ſolchen Geräthe zu verarbeiten, das im trocknen bleiben kann, indem es daſelbſt länger dauert, als wenn es der äußern Luft ausgeſetzet iſt. Nach dem Verarbeiten erhält dieſes Holz ein feines, weißlicht gelbes, geflammtes Anſehen, und zuweilen ſchöne Adern, daß es zu den feinſten Arbeiten gebrauchet werden kann. Die Wagenachſen, Wagenbäume, Klötze zu Rollen und Griffe zu allerley Werkzeugen pfleget man auch daraus zu machen, weil es nicht leicht ſpaltet. Die Böttcher erhalten daraus die beſten Reifen zu den großen Brauböttchen, weil das Holz ſehr biegſam iſt. Es ſoll auch das einzige Holz ſeyn, woraus gute Raqueten zum Ballſchlagen gemachet werden können. Um dieſes vielfachen Nutzens und des ſchnellen Wuchſes wegen iſt der Anbau der Eſche zu empfehlen, nicht aber wegen der Arzneykräfte, obgleich viel übertriebenes davon angeführet wird. Die Blätter ſollen ein Gegengift wider den Biß giftiger Thiere ſeyn, und D. Martin berichtet, ſ. Schwed. Akad. Abhandl. 27 Band 154 S. wie er auf zartes, zerſtoßenes Eſchenlaub Franzwein gegoſſen, und von dem ausgepreßten Safte alle halbe

Stunden

Stunden ein Spitzglas nehmen, zugleich aber auch einen Umſchlag von ausgepreßten Blättern auf die Wunde legen laſſen, überdieß Abends ein Theeköpfchen voll Baumöl, oder ſtatt deſſen einen gehäuften Theelöffel voll Theriak eingegeben; auf welche Art er verſchiedene, welche von giftigen Nattern gebiſſen worden, in vier Tagen wieder hergeſtellet. Da Baumöl und Theriak allein gebrauchet, in dergleichen Fällen wenig bewirken können, könnte man dem Eſchenſafte alle Kraft zuſchreiben. Auch der ausgepreßte Saft allein hat den Vipernbiß geheilet, wie man in Vandermonde Sammlung 6 Band 243 S. nachleſen kann. Das Holz ſoll ſowohl zur Blutſtillung bey Wunden dienlich, als auch dem Franzoſenholze gleich zu ſchätzen ſeyn. Auch die innere weiche Rinde ſoll eine beſondere Kraft wider den Schlangenbiß beſitzen, wenn ſie wie eine Binde ſchneckenförmig über den ganzen vergifteten Theil angeleget wird, man kann aber auch von einer leinewandenen Binde eben dergleichen Wirkung zuweilen erhalten. Auch haben einige dieſe Rinde wider die Wechſelfieber angerühmet und der Chinarinde gleichgeſchätzet, welches wir nicht zugeben können. Das davon abgekochte Waſſer färbet die Auflöſung des Vitriols ſchwarz. In England kochet der gemeine Mann den unreifen Saamen mit Eſſig und Salz, ißt ſolchen als Sallat, bedienet ſich auch dieſes Trankes zu Brühen. Es hat dieſer einen gewürzhaften Geſchmack. Daß der getrocknete Saame, welcher den Namen Vogelzunge erhalten, die Fettigkeit des Körpers vermindere, iſt auch nicht erwieſen, und der daraus verfertigte Trank in der Waſſerſucht noch nicht genugſam geprüfet, obgleich van Swieten dieſes Mittels erwähnet hat. Rupp will auch von dieſer Eſche Manna geſammelt haben; doch findet man hiervon bey andern Schriftſtellern keine Nachricht. Dieſen Saft liefert eigentlich die folgende Art. Daß die Eſche in ältern Zeiten bey den Großen in Anſehen geſtanden, und unter andern zu Spießen und Bogen im Kriege gebrauchet worden, kann man in Ehrhardts Oekon. Pflanzenhiſtorie IV. Band 63 S. nachleſen.

2) Die vollblüthige oder großblümige **Eſche**, **Mannaeſche**, Fraxinus Ornus. Sie wächſt in Italien und andern wärmern, mehr ſüdlichen Gegenden von Europa. Die Blätter beſtehen aus ſieben bis neun kleinern Blättchen, welche ſchmäler als bey der gemeinen Eſche, dunkelgrün, am Rande ausgezahnet, und in ihren Zähnen wellenförmig erhaben ſind. Im May und Juni kommen an den Enden der Aeſte große, dicke, und

von Geruch gleichſam ſüße, unterwärts hangende Blumenſträuße zum Vorſcheine. Die Blumen ſelbſt zeigen vier kleine, grüne Kelche und vier länglichte weiße Blumenblätter; die Staubbeutel übertreffen an Größe die Staubfäden und ragen aus der Blume heraus. Der Saame wird bey uns nicht reif. Ueberhaupt iſt zu merken, daß dieſer Baum unſere Winter zwar vertragen könne, aber bey dem frühen Ausbruche der Blumenbüſchel von den ſpät einfallenden Nachtfröſten öfters der Verluſt des ganzen Baumes zu befürchten ſey. Die Fortpflanzung kann durch den Saamen geſchehen, welchen man aber aus wärmern Ländern erhalten muß; leichter durch das Pfropfen der Reiſer auf die Stämme der erſten Eſche; doch iſt alsdenn ihr Wachsthum langſamer. Es treibt der Baum eine ſchöne Krone, und bleibt von Inſecten faſt gänzlich verſchonet; das Holz kömmt mit der gemeinen überein. Von dem Manna, ſo entweder von dieſer oder der folgenden Art des Eſchbaumes geſammelt wird, ſoll unter dieſem Namen gehandelt werden.

3) Die rundblätterichte Eſche, Mannaeſche, Fraxinus rotundifolia Mill. Ihr Vaterland iſt Calabrien. Die Blätter ſind zwar ebenfalls aus ſieben bis neun kleinern Blättchen zuſam̃engeſetzt, dieſe aber ſind rundlicher und hellgrüner, auch in der Größe weit kleiner, auf beyden Flächen glätter und am Rande tiefer ausgezacket, als bey der zwoten Art, deswegen hat Miller ſolche beſonders angeführet, obgleich Hr. von Linné davon gar nichts erwähnet. Die purpurfärbigen Blumen kommen vor dem Ausbruche der Blätter zum Vorſcheine; der Stamm ſoll niedriger bleiben, und in Italien nicht über ſechzehn Fuß hoch wachſen. Man kann dieſe Art durch Saamen und durch das Pfropfen auf die gemeine Eſche fortpflanzen; doch wollen die Stämme im freyen Lande nicht wohl aushalten. In Italien fließt in den warmen Tagen des Juni und Juli aus den Zweigen und Blättern das Manna.

4) Die Nordamerikaniſche weiße Eſche, Fraxinus Caroliniana Mill. Herr von Linné vereiniget dieſe und die folgende Art unter dem Namen Fraxinus americana. Die Blätter ſind größer, als bey der unſrigen, an beyden Enden zugeſpitzet, unterwärts hängend, oder vielmehr in der Spitze unter ſich gekrümmet, hellgrün und unterwärts etwas weißlicht. Auch der Saame iſt größer. Die Vermehrung geſchieht durch friſch erhaltenen Saamen, auch durch das Pfropfen auf die gemeine Eſche. In Amerika wächſt ſie in niedrigen naſſen

Gegenden, hält auch bey uns den Winter gut aus, und zeiget einen ſchnellen Wuchs. Das Laub wird von den Inſecten häufig angefallen, daher und überhaupt dieſe Amerikaniſche vor der gemeinen keinen Vorzug hat.

5) **Nordamerikaniſche ſchwarze Eſche**, Fraxinus nouae Angliae Mill. Sie unterſcheidet ſich von der vorigen, daß die Blättchen in eine lange Spitze auslaufen und eine dunklere Farbe haben, daß der Saame kleiner iſt, und die Rinde ſchwärzer ſcheint. Im übrigen kömmt dieſe mit der vorhergehenden in dem Wachsthume und der Wartung überein.

Eſche, Aſch, Aeſcher, Thymallus, Vmbra fluuiatilis, ſ. unſern Artikel Aeſche, I. 115.

Eſche, dornichte, S. **Herkuleskeule.**

Eſcheritzen.

S. **Elſebeerbaum.**

Eſchern.

S. **Eſche.**

Eſcherwurz.

S. **Diptam.**

Eſchlauch.

S. **Zwiebeln.**

Eſchröſſel.

S. **Elſebeerbaum.**

Eſchröslein.

S. **Ebereſchbaum.**

Eſel.

Dieſes bekannte vierfüßige Thier aus der Klaſſe der vollhufigen wird von dem Ritter von Linné unter das Geſchlecht der Pferde geſetzet und von einigen Naturforſchern für ein ausgeartetes Pferd gehalten, weil in den heißen Ländern, aus welchen die Eſel urſprünglich herkommen, die Pferde ſehr klein und unanſehnlich ſind und weil ſich Pferde und Eſel mit einander begatten. Doch iſt es merkwürdig, daß die Thiere, welche aus einer ſolchen Begattung entſtehen, nämlich die Mauleſel, ſich nicht weiter fortpflanzen. Daher der Graf von Büffon dieſe Meynung für unwahrſcheinlich hält, zumal da ſich eine ſo große Verſchiedenheit in Anſehung des Naturells und der Sitten zwiſchen den Pferden und Eſeln zeiget. Sollte auch, wie dieſer Schriftſteller im zweyten Theile ſeiner allgemeinen Hiſtorie der Natur mit Recht erinnert, die Gattung des Eſels von der Gattung des Pferdes wirklich herkommen; ſo hätte dieſes nur nach und nach und durch unmerkliche Abänderung geſchehen können. Es würde zwiſchen dem Pferde und dem Eſel eine große Anzahl Mittelthiere gegeben haben, davon ſich die erſtern nach und nach von der Natur

des Pferdes entfernet, und die letztern ſich nach und nach der Natur des Eſels genähert hätten. Da wir aber heut zu Tage keine Nachkömmlinge von dieſen Mittelgattungen, ſondern nichts als die beyden äußerſten Arten ſehen; ſo iſt es viel wahrſcheinlicher, daß die Gattung der Eſel eben ſo alt, wie die Gattung der Pferde ſey.

Die Kennzeichen dieſer Gattung ſind, nach dem Ritter von Linné, ein kahler Schwanz, der nur am Ende einen Büſchel Haare hat, lange Ohren, eine kurze Mähne, ſteife, rauche und etwas krauſe Haare, eine aſchgraue und mauſefahle Farbe und ein ſchwärzlichter Strich auf dem Rücken, mit einem dergleichen Querſtriche, wodurch die Geſtalt eines Kreuzes entſteht. Es giebt aber auch in manchen Gegenden weißlichte, ſchwarze, rothe und braune Eſel. Sonſt bemerket man unter ihnen keine große Verſchiedenheit. In Arabien und Perſien wird eine ſchöne Art gefunden, welche ein glattes Haar, einen hohen, aufgerichteten Kopf und leichte Füße hat, daher man ſich derſelben zum Reuten bedienet. Der Graf von Büffon iſt der Meynung, daß die Eſel überhaupt urſprünglich aus Arabien gekommen, von Arabien nach Egypten, von Egypten nach Griechenland, von Griechenland nach Italien, von Italien nach Frankreich, und von Frankreich nach England, Deutſchland und in andere Gegenden gebracht worden ſind. Die Größe der Eſel hängt von dem Himmelsſtriche ab. Je kälter der Himmelsſtrich iſt, deſto ſchwächer und kleiner ſind dieſe Thiere. In Aſien und Afrika giebt es eine Menge wilder Eſel, welche von den Griechen Onager und im Deutſchen Waldeſel genannt werden. In Amerika findet man ebenfalls hin und wieder wilde Eſel; ſie ſtammen aber von den zahmen Eſeln ab, welche die Spanier aus Europa dahin gebracht haben. Denn vor der Ankunft der Europäer in Amerika waren die Eſel eben ſo wenig als die Pferde in dieſem Welttheile anzutreffen.

Die Größe der Eſel iſt bekannt. Sie wachſen, wie die Pferde, drey bis vier Jahre, und leben auch, wie dieſe, fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre. Die Eſelinnen aber ſollen, wie einige vorgeben, gemeiniglich länger, als die Eſel leben. Nach einem Alter von zwey Jahren ſind dieſe Thiere, deren Zeugungsglieder verhältnißmäßig viel größer, als bey andern vierfüßigen Thieren ſind, ſchon zum Zeugen geſchickt. Die Eſelinn iſt zwölf Monate trächtig und bringt gemeiniglich nur ein Junges zur Welt. Sieben Tage nach der Geburt iſt ſie ſchon im Stande, den Eſel wieder zuzulaſſen. Der Eſel begattet ſich auch mit der

Stute und die Eſelinn mit dem Pferde. Die Mauleſel aber, welche der Eſel mit der Stute zeuget, ſind viel größer und ſtärker, als diejenigen, welche aus der Vermiſchung des Hengſtes mit der Eſelinn entſtehen.

Die Nahrung der Eſel beſteht gemeiniglich in ſchlechtem Graſe, in Diſteln und allerley Geſträuche; daher ſie auch die Natur mit dicken und harten Lippen verſehen hat, damit ſie die Diſteln vertragen können.

Dieſe Thiere ſind übrigens zwar etwas träge und langſam, aber demohngeachtet verdienen ſie die Verachtung nicht, womit ſie überall beleget werden, da ſie den Menſchen mit ſehr geringen Koſten viele Dienſte thun. Unter allen Thieren, welche eben dieſelbe Größe haben, findet man nicht ein einziges, welches eine ſo große Laſt tragen könnte, wie der Eſel, der ſich auch gut zum Reuten ſchicket, weil ſein Gang ſehr ſanft iſt, und weil er nicht ſo leicht wie das Pferd ſtolpert. Die Milch der Eſel iſt eine gute Arzney für die Schwindſüchtigen, und der Miſt dieſer Thiere ein vortrefflicher Dünger für ſchweres und feuchtes Erdreich. Aus dem Eſelsleder, welches ſehr hart und elaſtiſch iſt, verfertiget man den Chagrin, ingleichen auch eine Art von Pergament und noch verſchiedene andere Dinge.

Eſel, der geſtreifte, S. Zebra.

Das Eſelchen, Cypraea aſellus Linn. iſt eine einſchalichte, kleine, etwan einen halben Zoll lange, und ſehr ſchmale Porzelanſchnecke, welche deswegen dieſen Namen führet, weil auf dem weißen Grunde drey caſtanienbraune, bandartige, mit einem gelben Striche eingefaßte Flecke querüberlaufen; dieſe Querbinden vergleichet man mit Säcken, welche ein Eſel trägt. Das blaue Eſelchen iſt nur eine Spielart, mit blaufahlen Grunde und dunkelblauen Querbinden. Inwendig iſt die Schale violetblau. Man erhält dergleichen aus den Maldiviſchen Inſeln.

Eſelsfurz.

S. Wegdiſtel.

Eſelsfuß.

Auch mit den Füßen der Eſel hat man verſchiedene zweyſchalige Muſcheln verglichen, und ſolche Eſelsfuß oder Eſelshuf genennet; jetzo aber ſind ſelbige mehr unter dem Namen Lazarusklappe bekannt; doch müſſen wir hier einer andern, und zwar einſchaligen Schnecke erwähnen, welche in der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und Lande im IX. Theile beſchrieben, und wegen der Geſtalt der Schale, auch Eſelsfuß genennet wird. Im König-

reiche Chili in dem Bay der Empfängniß iſt ſolche gefunden worden. Die Schale iſt dicht und ſchwer, die Oeffnung cirkelrund, und hält im Durchſchnitte gemeiniglich drey Zoll; ſie iſt der Geſtalt nach gewölbet oder erhaben rund, und etwas länglicht, auf der Oberfläche dunkelgrau, rauh, und mit vielen kleinen Erhebungen beſetzet, inwendig weiß, glatt und glänzend. Aus dieſer unvollkommenen Beſchreibung läßt ſich nicht beſtimmen, unter welches Geſchlechte ſolche zu bringen ſeyn dürfte.

Eſelsgurke.

S. Spritzgurke.

Eſelshuf.

S. Huflattig und Lazarusklappe.

Eſelskürbis.

S. Spritzgurke.

Eſelskuh.

Das Amerikaniſche vierfüßige Thier, welches ſchon im erſten Theile dieſes Werkes S. 330 unter dem Namen Anta beſchrieben worden iſt, wird von einigen Schriftſtellern im deutſchen die Braſilianiſche Eſelskuh genannt, weil es ſehr häufig in Braſilien gefunden wird und einige Aehnlichkeit mit unſern Kühen hat.

Eſelsmilch.

S. Euphorbie.

Eſelsohr.

S. Fechter.

Eſelſteine.

Calculi aſinini, ſollen von wilden und auch von Mauleſeln erhalten werden. Von dieſen ſaget man, daß ſie ſchalicht ſind und in dem Magen oder Gedärmen der Mauleſel gefunden werden; jene aber ſollen eine weiße oder gelblichte Farbe haben, ſo groß wie Nüſſe ſeyn, und ſich im Kopfe oder in den Kinnladen der wilden Eſel finden. S. Wallerius Mineral. S. 526. u. f.

Eſelwicke.

S. Hahnenkammklee.

Eſparcette.

S. Hahnenkammklee.

Eſpen.

S. Pappelbaum.

Esquilones.

Esquilones ſind Fiſche zu Kongo an den Afrikaniſchen Küſten; Richter. — Die See längſt der Küſte von Kongo und Angola iſt voll Fiſche. Dapper führet verſchiedene Arten an, beſonders Esquilones; ꝛc. S. A. R. B. V. S. 93.

Eſſaye.

Eſſaye iſt eine Wurzel, mit der man in Oſtindien auf Scharlach

färbet. Die beſte findet man auf der Küſte von Coromandel; ſie ſoll innerlich dunkelroth ſeyn, wie Salpeter ſchmecken, und eine ſo lebhafte Farbe geben, daß man den Glanz durch Beymiſchung einer andern, die nicht ſo lebhaft iſt, vermindern muß. Nähere Kenntniß haben wir davon nicht erhalten können.

Eſſerich.
S. Citrone.

Eſſigaale.
S. Infuſionsthierchen.

Eſſigbaum.
S. Färberbaum.

Eſſigdorn.
S. Berberbeeren.

Eſther.

Antacaeus ſtellatus; Ung. Ieſetra, Richter. Acipenſer Huſo, Linn. gen. 134. ſp. 3. Müllers Hauſen, unter ſeinem Störgeſchlechte, ſ. Kleins Stöhr, Acipenſer, 6.

Eſtrich, italieniſcher.
S. Tiegerſchnecke.

Ethulia.

Ethulia Linn. Stirnband nach dem Planer, iſt ein Pflanzengeſchlecht mit zuſammengeſetzten Blumen; der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus vielen ſchmalen, ausgebreiteten Blättchen; alle Blümchen ſind trichterförmig, am Rande fünfmal eingekerbt, Zwitter und haben demnach einen verwachſenen, walzenförmigen Staubbeutel und einen Griffel mit zween krummen Staubwegen. Die gewundenen, fünfeckigen, und mit fünf Furchen durchzogenen Saamen haben, ſtatt der Haarcrone, einen faſt unmerklich vorragenden Rand, und ſitzen auf dem nackenden, erhabenen, und mit Puncten vertieften Blumenbette. Herr von Linne' führet fünf Arten an, welche aber alle ſelten, und weder ſchön, noch nützlich ſind.

Ettalche.
S. Wachholder.

Euclea.

Euclea Linn. ein Geſchlecht mit männlichen und weiblichen Blumen auf verſchiedenen Pflanzen. Beyde haben einen fünffach eingekerbten Kelch und fünf Blumenblätter; die erſtern funfzehn Staubfäden, die letztern zween Griffel, und dieſe tragen zweyfächerichte Beeren. Die Abbildung hat Herr Burmann unter andern afrikaniſchen Pflanzen Taf. 84. gegeben.

Eule.

Die Eulen, Vlulae, Noctuae, machen in Ordnung der Vögel ein eigenes Untergeſchlecht der Raub-

vögel aus, welche Herr Klein in die vierte Zunft des erſten Geſchlechts der vierten Familie, und alſo an die vierte Stelle der Raubvögel bringt. Dieſemnach müſſen die Eulen drey Zähen vorne und einen hinten, krummen Schnabel und ſtark gekrümmte Fangklauen haben. Es ſind aber dieſe Zähen von der ſonderbaren Beſchaffenheit, daß der äußerſte der drey vördern eher für einen Seiten- als einen eigentlichen Vörderzähe kann gehalten werden: eben ſo, wie es vorhin bereits beym Eisvogel iſt angemerket worden. Sitzt die Eule ruhig an einem Orte, ſo leget ſie dieſe Zähe neben die hintern, und ſolchergeſtalt ſcheinen zween Hinterzähen zu ſeyn. Steht ſie aber auf und ſetzet die Füße in Bewegung oder ergreift einen Raub, ſo bringt ſie dieſe Zähe wieder nach vorne zu den andern. Daher kömmts, daß unterſchiedliche Syſtematiker die Eule unter die Vögel rechnen, welche zween Zähen vorn, und eben ſo viele hinten haben. Und dieſe Irrung hat viel zu ſagen. Es iſt aber ausgemachet, daß der eine bewegliche Zähe zu den vördern gehöre. Denn an allen todten Eulen findet man die drey Zähen nach vorne geſtrecket. Wollte man dieſe Anomalie ſo hoch aufnehmen, ſo müßte man lieber den Eulen ungleichförmige Füße zueignen, als ſie mit zween Zähen vorn, und eben ſo vielen hinten begaben. Außer dieſem obern klaſſiſchen Kennzeichen unterſcheiden ſich nun die Eulen vornehmlich durch ihre äußerliche, wunderliche und faſt lächerliche Geſtalt. Einige ſcheinen Hörner zu haben, bald an den Ohren, bald an den Augen, bald auf der Naſe; welches nichts, als lange, hörnerähnliche Federn ſind. Einige ſcheinen einen Schleyer überm Geſichte zu haben, und noch andere haben ein Geſicht, faſt wie eine alte Frau im Nachtkornetchen. Zu dieſem Anſehen tragen die großen Augen viel bey, welche nicht zur Seite, wie bey andern Vögeln, ſondern mehr vorwärts ſtehen, wie bey Menſchen. Ihre vielen und dicken Federn vermehren dieſe ſonderbare Bildung. Da die Eulen zu Nachtzeit am beſten ſehen, ſo hat man ſie mit dem allgemeinen Namen der Nachtraubvögel beleget. Indeſſen ſehen ſie auch bey Tage etwas, welches neuerlich durch Erfahrungen außer allen Zweifel geſetzet iſt. Ihre Augen ſind jedoch von ſo großer Empfindlichkeit, daß ſie das Tageslicht zu ſtark angreift, und ſie folglich blendet. Dabey aber iſt es auch gegentheils gewiß, daß ſie ohne alles Licht, wenn nämlich die Nächte recht ſtockfinſter ſind, gar nicht ſehen. Viele Eulen ſehen immittelſt bey Tage ziemlich gut, und auf einen beträchtlichen Abſtand; andere aber beſitzen ein ſchlech-

ſchlechteres Geſicht. Alle Eulen haben hiernächſt ein ſehr feines Gehör, vielleicht das feinſte unter allen Thieren, wenigſtens unter den Vögeln. Sie haben nach ihrer Art viel weitere Ohrhöhlungen, als andere Thiere, auch mehr Beweglichkeit und Geſchicklichkeit darinnen, als ſonſt ein anderes Thier. Die Höhle, welche nach dem Gehörgange geht, nimmt im rechten Ohre den unterſten, im linken den oberſten Ort ein, daher die Eule mit den einem Ohre was unter ihr, mit dem andern, was über ihr vorgeht, hören kann. Es können auch alle einzelne Ohrfedern beſonders, auch alle mit einmal zuſammen, beweget werden, um den Schall nach Belieben, entweder ſcharf, oder mäßig aufzunehmen. Am Schnabel ſind beyde Theile, der obere und untere beweglich, wie bey den Papagoyen. Es hat der obere von beyden Seiten ſtarke Muſkeln, die ihn aufheben und niederlaſſen. Dieſerwegen können ſie mit dem Schnabel ſtark klappern. Die Eulen rauben und fangen die ganze Nacht, wenn es nicht äußerſt finſter, oder gegentheils Mondlicht iſt, und zwar allerley kleine Vögel, Krähen, Haſen, Kaninchen, Maulwürfe, Fledermäuſe, Mäuſe, Schlangen, Eidechſen, Fröſche, u. ſ. w. dadurch kömmt ihnen der Name, nächtliche Raubvögel mit gutem Grunde zu. Es unterſcheiden ſich aber dieſe nächtlichen von den Tagesraubvögeln durch mancherley ſehr merkliche Kennzeichen, welche Büffon nach der Reihe durchgeht: durch das Geſicht, welches bey dieſen unſern nächtlichen ſehr ſtumpf zu ſeyn ſcheint. Der Stern im Auge bleibt bey ihnen beſtändig rund, und verengert ſich auch nach dieſer Kreisrundung, wenn er bey andern Nachtthieren eine ſchmale und lange Form annimmt. Ferner durch das Gehör. Denn dieſe Nachtvögel hören ſehr ſcharf, und dazu ſind ihre Ohren auch beſonders eingerichtet. Durch den Schnabel. Er iſt vorwärts überall mit dicken Federn bewachſen, kurz, und an beyden Hälften beweglich. Dadurch können ſie ihn weit aufſperren und große Beute faſſen, zu deren Verſchlingung auch ihr Schlund weit genug iſt. Durch ihre Krallen. Daran haben ſie eine bewegliche Vörderzähe, die ſie zum feſtſitzen und feſthalten, beliebig hinterwärts legen können. Durch ihren Flug. Dieſer iſt ſehr leiſe, ohne das mindeſte Geräuſch, wozu ihnen die weichen Fahnen an den Federn vornehmlich zu dienen ſcheinen. Die Tages- und Nachtraubvögel, ſaget Büffon, haben faſt nichts mit einander gemein, als ihre Waffen, ihre Begierde nach Fleiſch, und ihren Geſchmack am Rauben.

Die Arten der Eulen ſind ziemlich zahlreich, und wir können

uns noch nicht rühmen, ſie alle zu kennen. Mir gefällt beynahe die Eintheilung, welche Büffon von ihnen machet, noch vor der Erzählung, die Klein von ihren Arten anführet. Erſterer theilet ſie nämlich in zwey Hauptgeſchlechter ein, in die Ohr- oder Horneulen, und in glattköpfichte oder ungehörnte Eulen. Die Ohreulen haben insgeſammt an jeder Seite des Kopfes einen ohrförmigen, gerade aufſtehenden Haarbuſch, den ſie willkührlich bewegen können. Die glattköpfigen haben dergleichen nicht, ihr Kopf iſt rund ohne Federbüſche, und ohne hervorſtehende einzelne Federn. Die Ohreulen theilet Herr Büffon in drey Arten: die große, die mittlere und die kleine Ohreule. Die glattköpfige ſetzet er auf fünf Arten. Die gemeine Nachteule, oder große Baumeule, die graue Eule, die Kirch- oder Schleyereule, die große Buſcheule und das Käutzchen. Dieſe Arten werden insgeſammt in Europa angetroffen; und die meiſten in fremden Welttheilen kommen mit dieſen Arten überein. Wir wollen ſie nach der Reihe mit wenigen durchgehen. Die große Ohreule, der Uhu, Schuhu, Vlula, iſt die größte unter den Horneulen, etwas kleiner als der gemeine Adler, auch nach andern Verhältniſſen gebauet, kürzere Beine, kürzern Körper, Flügel und Schwanz größer, und ungeheuren Kopf, dicke Figur und am Kopfe zween heraufſtehende dritthalb Zoll lange Federbüſche. Der Schnabel kurz, ſchwarz, gekrümmet, ſtarre und glänzende Augen, breite, ſchwarze, gelbgeringelte Augäpfel, kurzen Hals, krauſes Gefieder, Farbe röthlicht, ſchwarz und gelb geflecket, der Bauch gelb, ſchwarz geflecket, die Füße ſtark mit Daunfedern bewachſen. Am Geſchreye fürchterlich, um ſo viel mehr wenn bey Stille der Nacht keine Stimme eines andern Thieres gehöret wird. Der Uhu hält ſich vornehmlich auf hohen Felſen und wüſten Thürmen, und oben auf den einſamſten Bergen auf, von wannen er ſelten auf das flache Land herunter kömmt. Er niſtet gern in Klüften hoher alter Mauern, in Felſenhöhlen, ſelten in hohen alten Bäumen. Sein Neſt iſt etwa drey Schuh weit, aus Wurzeln und Reiſern zuſammengeflochten, inwendig mit Blättern gefüttert. Man findet darinn ein bis drey Eyer, von Farbe wie der Vogel. Der Uhu dienet, wie bekannt, den Jägern und andern, die kleinern Vögel herbey zu locken, und ſie, mittelſt ſeiner Aufſtellung, in Haufen zu ſchießen, zu fangen und ſonſt zu berücken. Denn dieſe Vögel verſammlen ſich alle in großen Partheyen um einen Uhu, wenn ſie einen erblicken, mit großem Geſchrey und Lärmen.

Von dieſem Uhu hat Büffon einige Abänderungen: den ſchwarzgeflügelten Uhu, den kahlfüßigen Uhu, den weißen Lappländiſchen Uhu mit ſchwarzen Flecken, der aber ſeine Farbe vermuthlich von der nordländiſchen Kälte hat. Den Hudſonſchen und Virginianiſchen Uhu, bey welchem letztern die Hörner dicht an der Wurzel des Schnabels ſtehen, da ſie beym Europäiſchen neben den Ohren hinaufgehen. Dieſen Unterſchied bemerket Klein ſorgfältig, und Büffon, der ihn darüber tadelt, wird vom Herrn D. Martini, dem berühmten Ueberſetzer und Verbeſſerer der Büffonſchen Werke, mit Grunde zurecht gewieſen, (Naturgeſch. der Vögel III. B. S. 41.)

Die mittlere Ohreule, der kleine Schuhu, Vlula-aſio, otus. Sie hat, wie der große Schuhu, zu beyden Seiten an den Ohren einen aus ſechs vorwärts gerichteten Federn beſtehenden kleinern, nicht über einen Zoll langen Buſch. Der Vogel an ſich iſt auch kleiner, ungefähr ſo ſtark, als eine Krähe, und wiegt in allem nur zwanzig Loth. Die Länge dieſer Eule beträgt von der Schnabelſpitze bis zu den Klauen einen Fuß; die ausgeſpannten Flügel halten drey Fuß. Kopf, Hals, Rücken, Flügel ſind grau, röthlicht und braun geſtreifet. Bruſt und Bauch roth, mit braunen, unregelmäßigen Streifen. Der Schnabel kurz, ſchwarz, die Augen gelb, die Füße bis an die ſtarken Klauen mit rothbraunen Federn bewachſen. Die Zunge iſt fleiſchicht, vorn etwas getheilet, ſehr ſpitzig. Sie wohnet gemeiniglich in alten verfallenen Gebäuden, Felſenhöhlen, hohlen Bäumen und dicken Waldungen auf Bergen. Sie bauen ſelten eigene Neſter, ſondern legen ihre Eyer in die Neſter anderer Vögel, als der Aelſtern, Raben, Weihen, u. ſ. w. Dieſe Art Eulen findet ſich auch in Weſtindien, beſonders in Canada, und in den Nordamerikaniſchen Provinzen. Auch in Südamerika trifft man ſie. Dieſe Eule iſt eigentlich diejenige, deren man ſich am liebſten bedienet, um die Vögel zu dem Vogelheerde herbey zu locken. Die dritte und letzte Art der Ohreulen iſt die kleinſte Ohreule, Baumeule, Waldeule, ſcops, das gehörnte Käutzlein beym Klein, nicht größer als eine Droßel oder Amſel, und hat an den Ohren viel kürzere Federbüſche, die an jeder Seite nur aus einer kleinen Feder beſtehen. Der Kopf iſt, in Vergleichung des Körpers, viel kleiner, als an den andern, auch das Gefieder viel ordentlicher und deutlicher. Der Körper iſt mit roth, grau, braun und ſchwarz artig abwechſelnd. Dieſe Eulen gehen nun ſchon in ganzen Truppen, ziehen im Herbſte in andere Gegenden, und kommen im Frühlinge wieder. Sie gehen

gern

gern nach ſolchen Gegenden, wo es viel Feldmäuſe giebt, auf welche ſie am liebſten jagen.

Unter den ungehörnten Eulen kömmt zuerſt die gemeine Eule, Nachteule, große Baumeule, vlula, ſtrix; ſie iſt die größte von dieſen Arten, vom Schnabel bis an die Klauen funfzehn Zoll lang, die Flügel ausgebreitet, drey Schuh, Kopf ſehr dick rund, das Geſicht ganz in Federn, der Schnabel weißgelb oder grünlicht, der Körper dunkelſtahlgrün, mit ſchwarz und weißen Flecken, am Leibe weiße Federn, an denen der Quere nach ſchwarze Streifen gehen. Den Sommer über hält ſie ſich beſtändig in Wäldern und hohlen Bäumen auf, aber den Winter zieht ſie ſich in die Wohnungen und Gebäude. Sie lebet von kleinen Vögeln, Feldmäuſen; leget auch ihre Eyer in fremde Neſter, und bringt gewöhnlichermaßen drey bis vier Junge aus. Ihr folget die graue Eule, Brandeule, Knarreule, ſtrix ſtridula Linn. iſt nur etwa zwölf Zoll lang, vom Schnabel bis auf die Zähen. Ihre graue Farbe iſt heller, als an der Baumeule, das Männchen bräuner, als das Weibchen. Sie iſt etwa ſo groß, als eine Taube, und hat blaulichte, lebhafte Augen. Friſch hält ſie für eine Abänderung der großen Baumeule. Ihre Stimme ſoll auch nicht ſowohl ein Knarren und Knirſchen, als ein lauter, höhniſcher Ruf ſeyn. Die Schleyereule, Kirch- oder Thurmeule, Vlula, Aluco, unterſcheidet ſich durch die Schönheit ihres Gefieders, iſt etwas kleiner, als die Baumeule, bis dreyzehn Zoll lang, gelb auf dem Körper, mit grauen und braunen Wellen, weißen Flecken, unten weiß und ſchwarz punctiret. Der Regenbogen in den Augen angenehm gelb, Schnabel weiß, der krumme Hacken daran braun, die Füße mit weißen Federchen bedecket. An einigen dieſer Art ändern die Farben etwas. Ihre Gattungen ſind an ſich zahlreich, und nicht nur in Europa, ſondern auch in andern Welttheilen befindlich. Sie haben ein kreiſchendes, ziſchendes Geſchrey, welches einem Blaſen ganz ähnlich iſt. Ihre Eyer legen ſie zu Anfange des Frühlings nicht in Neſter anderer Vögel, ſondern in die Klüfte der Mauern, in hohlen Bäumen, und unter die Dachſparren, ohne alle Form eines zubereiteten Neſtes, an der Zahl fünf bis ſieben, und nähren die Jungen mit Inſecten und dem Fleiſche von Mäuſen; welche ſie in den Kirchen und andern Gebäuden wegfangen. Im Sommer gehen ſie in die benachbarten Wälder, und ziehen ſich zu gleichen Morgen in ihren gewöhnlichen finſtern Aufenthalt zurück. Sie fangen ſich oft in den Schlingen und Sprenkeln der Schne-

pfen und Droſſeln, wo ſie nach den darinn hängenden Vögeln gehen und ſie theils auf der Stelle wegfreſſen, theils mit ſich wegnehmen. Die Steineule, Buſcheule, ſtrix capite laeui, corpore rufo, iſt eine gemeine Eule, die am meiſten in Steinbrüchen, Felſenklüften und andern zerfallenen Gebäuden in abgelegenen Oertern wohnet, und ſich ſelten nach den Gebäuden, und Gehöften zieht. Man findet ſie auch nicht in Wäldern und hohlen Bäumen. Ihre Augen ſind vortrefflich gelb, ihr Körper viel brauner, mit viel größern flammenden Flecken bezeichnet, als bey der Schleyereule, von der man ſie an ſich ſchwer unterſcheiden kann; ſie iſt kleiner als die graue Eule. Ohne Zweifel iſt dieſe Eule keine andere, als die man im Deutſchen großer Kautz zu nennen pfleget. Sie leget und brütet auch im Anfange des Märzes. Iſt in Europa ſowohl, als Amerika häufig. Das Käutzchen, oder der Todtenvogel iſt eine fernere Art der ungehörnten Eulen, noctua parua aucuparia; beynahe ſo groß, als eine Amſel, vom Schnabel bis zu den Klauen ſieben bis acht Zoll lang, von Farbe bunt, mit regelmäßigen weißen Flecken auf den Flügeln, Leibe und Schwanze; der letzte kurz wie bey den Rebhünern. Dies glattköpfige Käutzchen wohnet in abgelegenen, und verfallenen Gebäuden bewohnter Gegenden, in Steinbrüchen, niemals in hohlen Bäumen, und gleichet in ſeinen Gewohnheiten völlig der Steineule. Es fliegt mehrentheils auch bey Tage, wo es vor allen andern Nachtvögeln gut ſehen kann, und den Schwalben und übrigen kleinen Vögeln, in ihrem Fluge nachjaget. Es leget fünf weißgefleckte Eyer, bauet ein flüchtiges Neſt auf den alten Mauern. Man nennt dies Käutzchen den Todtenvogel, weil es um Häuſer herumſchwärmen ſoll, wo Leute auf den Tod liegen, auch ſich in Kirchen und Begräbnißgewölben aufhält. Es iſt aber falſch und dies gilt von der Schleyereule. Hinten in einem Anhange zu Büffons Eulen, (Vögelſchichte III. B. S. 93.) ſtehen noch die bisher angeführten Unterſcheidungsmerkmale dieſer fünf angeführten glattköpfigen ungeohrten Eulen ins kurze gebracht, die man daſelbſt nebſt andern merkwürdigen Umſtänden von dieſen Vögeln nachleſen kann. Unter die ausländiſchen Vögel, welche den Ohreulen und ungehörnten Eulen am nächſten kommen, zählet Herr Büffon noch folgende: die Braſiliſche Ohreule, die kleine Falkeneule, die große weiße Eule, die Cagenniſche Eule, der große Canadenſiſche Kautz, der große Kautz von St. Domingo.

Eulen nennt man auch eine gewiſſe Claſſe von Schmetterlingen aus dem Geſchlechte der Nachtvögel. S. Nachtvogel.

Euphorbien.

Euphorbia Linn. iſt ein weitläuftiges Geſchlecht, nachdem die neuern Schriftſteller in ſelbigem Pflanzen vereiniget, welche in den Geſchlechtskennzeichen mit einander nicht völlig übereinkommen. Der einblättrige, bauchichte, gefärbte und ſtehenbleibende Kelch iſt am Rande vier- auch fünfmal eingekerbet. Auf dieſem, und zwar zwiſchen den Zähnen des Kelches ſitzen vier, auch fünf dicke, abgeſtutzte und gekrümmte Blumenblätter, welche in einigen Arten mit Drüſen beſetzet, in andern mondförmig geſtaltet, oder ausgezacket, in den wenigſten wie eine dünne Haut ausgedehnet ſind; in den meiſten ſitzen ſie gleichſam außer dem Kelche, und daher hat Tournefort den bauchichten Kelch für das Blumenblatt angenommen, auch Ludwig dieſes Geſchlecht unter die einblättrigen Blumen geſetzet, Rivinus aber vier Blumenblätter von ungleicher Geſtalt angenommen. Auf dem Fruchtboden ſtehen zwölf, auch mehrere, über die Blumendecke hervorragende, und nach und nach zum Vorſchein kommende Staubfäden und ein dreyeckichter Fruchtkeim, welcher auf einem beſondern Säulchen ruhet, und drey Staubfäden zeiget, deren jeder wiederum zweyſpaltig iſt, das man alſo ſechs ſtumpfe Staubwege zählet. Die rundliche, doch einigermaaßen dreyeckichte, glatte, oder rauche, oder mit Warzen beſetzte Frucht, hängt an dem mehr verlängerten Säulchen, beſteht gleichſam aus drey mit einander verwachſenen Saamenbehältniſſen, oder iſt dreyfächericht, öffnet ſich mit einer Federkraft, und zeiget drey rundliche Saamen. Euphorbium nennten einige Schriftſteller diejenigen Arten, welche einen eckichten, fleiſchichten und nackenden Stängel hatten, deren Stängel aber mit Blättern beſetzet war, hießen ſie Tithymalus; dieſen Namen hat auch Herr von Haller beybehalten. Den erſten Namen ſoll der Lybiſche König Juba ſeinem Leibarzte Euphorbo zu Ehren angenommen haben. Wo nicht alle, doch die meiſten enthalten einen milchichten, mehr oder weniger ſcharfen Saft. Hr. von Linné hat vier und ſechzig Arten angeführet, und ſelbige in ſieben Ordnungen abgetheilet. In der erſten Ordnung ſtehen die Arten, welche einen ſtaudigen und ſtachlichten, in der zwoten, welche einen ſtaudigen und unbewehrten, in der dritten, welche einen zweytheiligen Stamm haben; die andern blühen doldenförmig; in der vierten Ordnung iſt

iſt die Dolde dreyſpaltig, in der fünften vierſpaltig, in der ſechſten fünfſpaltig, in der ſiebenten vielſpaltig. Von dieſen allen erwähnen wir nur diejenigen, welche wegen ihres Nutzens oder ſonſt auf andere Art merkwürdig ſind.

1) Die ſtachlichte, dreyeckichte Euphorbie, das wahre Euphorbium, Euphorbium verum, Euphorbia antiquorum L. wächſt in Oſtindien. Die weiße, fäſerichte Wurzel treibt einen hohen, dicken, unterwärts holzigen, oberwärts grünen, weichen, mit Gelenken verſehenen, drey- oder ſelten viereckichten Stamm, welcher ſich in viele ähnliche Aeſte vertheilet. Die Ränder der Ecken ſind rundlich eingeſchnitten, und an dieſen knotigen Einſchnitten ſitzen allemal zween ſtarke, ſteife, glänzende, und von einander abwärts gerichtete Stacheln. Man ſieht an den alten Stämmen kein wahres Blatt, und diejenigen blättrichten Theile, welche aus den Vertiefungen der Ecken entſtehen, ſind die, in Aeſte getheilten, und mit Gelenken an einander geſetzten, Blumenſtiele. An den jungen Aeſten aber erſcheint an den Orten, wo die Stacheln entſpringen, ein kleines Blättchen, welches aber zeitig abfällt. Die Blumen entſtehen aus den Einſchnitten der winklichten Ränder, zwiſchen den Stacheln; es ſtehen derſelben gemeiniglich drey auf einem gemeinſchaftlichen Stiele, davon die mittelſte die größte iſt. In der Blume erſcheinen fünf gewundene, gebogene, weißröthlich oder grünlichtgelbe Blättchen.

2) Die ſtachlichte, viereckichte Euphorbie, das Canariſche Euphorbium, Euphorbium Canarienſe L. wächſt auf den Canariſchen Inſeln. Der hohe Stamm bey den alten Stöcken iſt gemeiniglich holzig, ſonſt aber und bey den jungen grün, vollkommen viereckicht, faſt überall gleich dicke; auf den Ecken ſitzen viele Warzen, aus welchen zween rückwärts gebogene, gemeiniglich gekrümmte und von einander abſtehende Dornen entſtehen. In den alten Pflanzen ſind dieſe öfters nicht mehr wahrzunehmen. Die Aeſte ſind dem Stamme völlig ähnlich, jedoch haben ſolche manchmal fünf Ecken. Die ganze Pflanze iſt nackend und ohne Blätter.

3) Die vieleckichte, mit doppelten Dörnern beſetzte Euphorbie, das Apotheken-Euphorbium, Euphorbia officinarum, wächſt in Aethiopien, in dem heißen Afrika. Aus dem untern Theile des Stammes kommen in einer Rundung viele zarte, fäſerige, äſtige Würzelchen. Der Stamm wird drey bis vier Fuß hoch, iſt dicke, und mit unordentlich geſtellten Aeſten beſetzet, welche mit dem Stamme gemeiniglich einen

einen rechten Winkel machen, und im Anfange enge oder dünne ſind, nach und nach dicker werden, und mit einer ſtumpfen Spitze ſich endigen. Die ganze Pflanze hat eine grüne, glänzende Farbe; wenn ſie aber alt iſt, wird ſie weißlich und holzicht. Der Stamm und die Aeſte ſind der Länge nach in viele erhabene Ecken getheilet, deren Anzahl aber nicht beſtändig einerley iſt; meiſtentheils zählet man zehn, bisweilen acht, ſelten nur ſechs Ecken. Sie laufen auch nicht allemal durch den ganzen Stamm oder Aſt, ſondern einige endigen ſich ſchon in der Mitte, und andere nehmen daſelbſt wieder ihren Anfang. Auf den Ecken ſitzen in kleinen Zwiſchenräumen ſteife und ſpitzige Dörner, deren allemal zween aus einem gemeinſchaftlichen Puncte entſpringen, mit den Spitzen aber von einander abſtehen. Auf den Enden des Stammes und der Aeſte kommen aus den Ecken zwiſchen den Dornen die platt anſitzenden Blumen.

4) Die vieleckichte, mit einzelnen Dornen beſetzte Euphorbie, das fackeldiſtelförmige Euphorbium, Euphorbia cereiformis L. wächſt auch in Aethiopien, und iſt, wie die vorherſtehende Art, nackend, ohne Blätter, in viel Ecken der Länge nach abgetheilet; auf den Ecken aber ſitzen in kleinen Zwiſchenräumen einzelne pfriemenförmige Stacheln.

5) Die vieleckichte, mit blühenden Stacheln beſetzte Euphorbie, Euphorbia heptagona L. wächſt in Aethiopien. Man ſieht nicht allemal ſieben, ſondern auch nur fünf und ſechs Ecken. Die ſchwarzen Stacheln kommen einzeln aus den Ecken hervor, und auf den Spitzen der Stacheln ſitzen die Blumen; vielleicht das einzige Exempel in dieſer Art. Der Stamm und die Aeſte ſind ſchwächer, als bey den übrigen Arten, die Pflanze iſt aber auch in der Wartung zärtlicher, als die andern, und kann die freye Luft am wenigſten vertragen.

6) Die mit Stacheln und Blättern zugleich beſetzte Euphorbie, das Oleanderblättrige Euphorbium, Euphorbia Neriifolia, wächſt in Indien. Die Blätter fallen im Winter ab, und kommen auch aus dem nämlichen Orte keine neuen hervor, ſondern der neue Trieb der Aeſte bringt auch neue Blätter mit ſich. Der Stamm iſt mehr rundlich, als eckicht, doch überall mit höckerigen Erhebungen beſetzet. Bey jedem lanzenförmigen Blatte ſitzen zween Stacheln, welche auch ſtehen bleiben, obgleich die Blätter abfallen.

Die folgenden Arten alle haben keine Stacheln.

7) Die

7) Die Schlangeneuphorbie, Meduſenhaupt, Euphorbia Caput Meduſae. Obgleich dieſe Art eine verſchiedene Geſtalt und Wachsthum zeiget, kann man ſelbige doch leichtlich durch die handförmigen, oder in einige Lappen zerſchnittene Blumenblätter erkennen. Der unbewehrte, rundliche, höckerichte, ſchuppichte Stamm, treibt viele eben ſo geſtalltete, ſchwache, unter einander verſchlungene Aeſte, an deren Spitzen kleine, ſchmale, ſaftige, abfallende Blätter ſitzen. Da die Aeſte ſchwach ſind, muß man ſelbige an Stäbe binden. Es giebt hiervon eine beſondere Abänderung mit einem kurzen dicken Stamme, aus welchem viele dünne, lange, herunterhängende Aeſte entſpringen.

8) Die kletternde nackende Euphorbie, Euphorbia viminalis L. wächſt an den Seeküſten von Afrika. Der Stängel erreichet die Höhe von drey bis ſechs Fuß, hat faſt allenthalben einerley Stärke, nämlich die Dicke einer Schreibefeder, treibt viele Aeſte, welche ſich, wie der Stängel, um alles winden, was ſie berühren. Man ſieht nirgends Blätter, ſondern nur einander gegen über geſtellte Narben, als ob die Blätter daſelbſt abgefallen wären.

9) Die fadenförmige Euphorbie, Euphorbia Mauritanica L. hat mit voriger gleichen Geburtsort, auch einen dünnen, ſchwachen, in wenige Aeſte verbreiteten Stamm, welcher ſich aber nicht windet. An den oberſten Aeſten ſtehen wechſelsweiſe lanzenförmige, platt aufſitzende Blätter.

10) Die mit herzförmigen Blättern beſetzte Curaſſaviſche Euphorbie, Euphorbie mit Gelbholzblättern, Euphorbia cotinifolia L. hat einen ſtaudigen Stamm, ausgeſchnittene, beynahe herzförmige Blätter, welche auf Stielen einander gegen über ſtehen. Sie wächſt auf dem Amerikaniſchen Eylande.

11) Die zweytheilige, mit Johanniskrautblättern beſetzte Euphorbie, Euphorbia Hypericifolia L. wächſt in Indien. Die Wurzel iſt jährig; der Stängel niedrig, äſtig, mit glatten, länglichten, eingekerbten Blättern und am Gipfel mit flachen Blumenſträußern beſetzet. Der Saame geht auf dem Miſtbeete leichtlich auf, und ſäet ſich häufig von ſelbſt wieder aus.

12) Die zweytheilige haarichte Euphorbie, Euphorbia hirta L. iſt auch in Indien zu Hauſe, und eine jährige Pflanze. Der Stängel iſt haaricht; die eyförmigen Blätter ſind ſpitzig und eingekerbet; aus den Winkeln treiben Blumenſtiele, und die Blumen ſelbſt ſtellen Köpfchen vor. Dieſe ſoll von den Amerikanern

gegeſſen werden, und unſchädlich ſeyn.

13) Die rundblättrige, dreyſpaltige Doldeneuphorbie, Euphorbia Peplus L. wächſt bey uns in Krautgärten und iſt eine jährige Pflanze. Der Stängel iſt der Länge nach mit vielen gestielten, umgekehrt eyförmigen, völlig ganzen Blättern beſetzet; der Stängel theilet ſich am Ende in drey Aeſte, und jeder davon theilet ſich in zween kleinere, welche mit eyförmigen Blättern beſetzet ſind; zuweilen treibt der Stängel der Länge nach Aeſte, da denn keine ordentliche Dolde erſcheint. Die Blumenblätter ſind mondförmig.

14) Die kleine dreyſpaltige Doldeneuphorbie, Eſula minima, Euphorbia exigua Linn. wächſt hin und wieder auf den Aeckern, und iſt der Cypreſſeneuphorbie ziemlich ähnlich. Die Blätter ſind ſchmal, ſtumpf und gleichſam abgebiſſen. Der Stängel theilet ſich in drey, auch wohl vier und fünf Aeſte, und dieſe ſind wieder zweyſpaltig, und mit lanzenförmigen Blättern beſetzet. Die Blumenblätter ſind mondförmig; die Frucht iſt glatt.

15) Die Springeuphorbie, oder beſſer die vierſpaltige Doldeneuphorbie, Springkraut, Springkörner, Treibkörner, Cataputia minor, Euphorbia Lathyris Linn. wächſt in Italien und Frankreich, blühet in unſern Gärten im freyen Lande, im May und Junius, und vermehret ſich häufig durch den ausfallenden Saamen. Die Wurzel iſt zweyjährig, der Stängel etwa einer Ellen hoch, und dieſer, der ganzen Länge nach, mit gegen über ſtehenden und kreuzweis geſtellten, lanzenförmigen, völlig ganzen, blau angelaufenen Blättern beſetzet. Der Stängel theilet ſich zuletzt in vier, ſelten fünf Aeſte, bey deren Urſprunge vier oder fünf Blätter ſitzen, welche den übrigen ähnlich ſind. Jeder Aſt iſt wiederum zweyſpaltig, und bey dieſer Abtheilung ſitzen zwey breite, herzförmige, zugeſpitzte Blätter. Wenn ſich der Stängel nur in vier Aeſte theilet, ſitzt an deſſen Ende, oder an dem Mittelpuncte, wo die Aeſte entſpringen, eine einzelne Blume; die Blumenblätter ſind mondförmig, und die Frucht iſt glatt. Bey dieſer Art bemerket Herr von Haller, wie man die Blumenblätter für Honigbehältniſſe annehmen könne, indem ſolche wirklich hohl, mit einem Safte erfüllet, und auf beyden Seiten mit einem Hörnchen beſetzet ſind. Der gemeine Mann pfleget die Saamen als ein Purgiermittel zu gebrauchen; ſolche wirken aber zu heftig und ſind daher gar nicht anzurathen.

Bey den folgenden beſteht die Dolde aus fünf oder mehrern Hauptäſten.

16) Die rothblühende ſüße Euphorbie, Euphorbia dulcis Linn. An dem Stängel ſitzen wenige, kurze, lanzenförmige, ſtumpfe, gemeiniglich völlig ganze, oder auch einigermaßen eingekerbte Blätter, und endiget ſich mit vier oder fünf Aeſten, deren jeder zweyſpaltig, und mit kurzen herzförmigen Blättchen beſetzet iſt. Wo die Saamen vereiniget, und die Frucht äußerlich mit Furchen durchzogen iſt, erſcheinen einige Warzen; der übrige Umfang aber bleibt glatt. Wenn die Pflanze getrocknet wird, erhält ſie eine ſchwarze Farbe, woran man dieſe Art leichtlich erkennen kann. Ihre Milch iſt weniger ſcharf, oder gar ſüßlicht.

17) Die Sonneneuphorbie, Eſula ſoliſequa, Euphorbia helioſcopia Linn. wächſt in den Krautgärten wild und blühet im Heumonathe. Sie ſoll ihre Dolde beſtändig der Sonne entgegen kehren. Die jährige Wurzel treibt ſelten mehr als einen, etwa einen Fuß hohen, Stängel, welcher mit wenigen keilförmigen, und welches ſelten in dieſem Geſchlechte vorkömmt, ſägeartig ausgezackten Blättern beſetzet iſt. Am Ende theilet ſich ſelbiger in fünf Aeſte, woſelbſt auch fünf Blätter in der Rundung ſtehen. Jeder Aſt der allgemeinen Dolde iſt dreyfach geſpalten, und mit umgekehrten eyförmigen Blättern beſetzet.

18) Die breitblätterichte Euphorbie, Euphorbia platyphyllos Linn. wächſt auf den Aeckern in Deutſchland. Die lanzenförmigen, eingekerbten Blätter umfaſſen einigermaßen den Stängel; dieſer theilet ſich in fünf Hauptäſte, und jeder wieder in drey andere, und dieſe ſind zweyſpaltig. Die an den Aeſten befindlichen Blätter ſind ey- oder mehr herzförmig. Die Frucht iſt über und über mit Warzen beſetzet.

19) Die Eſelsmilcheuphorbie, auch Eſelsmilch, Teufelsmilch, Wolfsmilch genannt, Euphorbia Eſula Linn. Dieſe wächſt wild und blühet im May. Die Hauptdolde zeiget viele Aeſte, deren jeder zweyſpaltig iſt; an dieſen ſitzen herzförmige Blätter. Die Blumenblätter ſind mondförmig. Die Frucht iſt glatt. Die ganze Pflanze enthält einen ſcharfen Milchſaft. Man hat ehedem die Rinde und Saamen als ein Purgiermittel gebrauchet.

20) Die Cypreſſeneuphorbie, Tithymalus Cypariſſus, Euphorbia Cypariſſias Linn. wächſt auf trocknen Hügeln oder Wegen in Deutſchland, auch auf dem trockenen Sande, welchen ſie mit ihren kriechenden Wurzeln ziemlich bindet. Die dicke, fäſerichte, zuweilen kriechende Wurzel, treibt

Stängel von einer Elle hoch, welche ſich oberwärts in Aeſte vertheilen. Die am Stängel häufig anſitzenden Blätter ſind lanzenförmig, den Leinblättern ähnlich, die aber an den Aeſten, ſind ſchmäler und haaricht. Die Aeſte, als die erſten Abtheilungen der Hauptdolde, ſind wiederum zweyſpaltig, und dieſe mit herzförmigen Blättern beſetzet. Die Blumenblätter ſind mondförmig geſtaltet. Aus der nämlichen Wurzel treiben auch in einiger Entfernung andere Stängel, deren Blätter kürzer, fetter und auf der unterſten Seite mit vielen rothbraunen ſtaubichten Puncten beflecket ſind. Dieſe tragen niemals Blumen, nnd vermuthlich ſind ſolche ein Werk eines Inſectes, welches die Blätter verderbet, und dadurch den fernern Wachsthum aufhält.

21) Die Sumpfeuphorbie, Tithymalus paluſtris, Euphorbia paluſtris Linn. wächſt an Hecken und ſumpfichten Orten wild. Die dauernde Wurzel treibt viele, drey bis vier Fuß hohe, röthliche Stängel, welche mit lanzenförmigen, glatten, wechſelsweiſe geſtellten Blättern bedecket ſind. Die allgemeine Dolde theilet ſich in viele Aeſte, welche mehrentheils dreyfach geſpalten, und mit eyförmigen Blättern beſetzet, die Aeſte aber wiederum getheilet ſind. Die zuerſt hervorkommenden Blumen ſind fünfblätterricht und männlich, die darauf folgenden Zwitter und haben vier Blumenblätter. Die Frucht iſt mit Warzen beſetzt. Bisweilen endiget ſich der Stängel in keine ordentliche Dolde, ſondern aus den Winkeln der Blätter kommen einzelne Aeſte hervor.

22) Die ſtaudichte franzöſiſche Euphorbie, Euphorbia Characias Linn. wächſt in Frankreich, der Schweiz und England. Die röthlichen, fortdauernden Stängel ſind wegen der abgefallenen Blätter am untern Theile mit vielen Narben, obenher mit länglichten, völlig ganzen Blättern beſetzet; ſie theilen ſich in viele Aeſte, davon jeder zweyſpaltig iſt. Die hier befindlichen Blätter ſind gleichſam durchſtochen und eingekerbet. Die Blumen zeigen fünf mondförmige, röthliche Blumenblätter. Man findet nebſt den Zwitterblumen auch männliche.

Der milchichte Saft, welcher häufig aus dieſen Pflanzen herauströpfelt, wenn man ſie nur auf einige Weiſe verletzet, iſt bey allen Arten, nur die zwölfte und ſechzehnte ausgenommen, mehr und weniger ſcharf. Wenn ſolcher nur die Haut unſers Körpers berühret, erreget er einen Schmerz und rothen Fleck, und wenn ſolcher länger darauf liegen bleibt, frißt er unter ſich und machet Geſchwüre; daher die Aerzte deſſelben und der Pflanze ſelbſt ſich ſelten oder gar niemals zu innerlichen Curen bedienen.

dienen. Auch der äußerliche Gebrauch davon iſt jetzo ſeltner geworden, obgleich die Alten ſich dieſes Saftes häufig zu bedienen pflegten. Sonderlich war bey den alten Aerzten das ſo genannte Euphorbium im Gebrauche, welches auch noch jetzo in den Apotheken befindlich iſt. Es beſteht dieſes aus gelblichten, trocknen Stückchen von verſchiedener Größe und Geſtalt, und wird durch das Aufritzen einer, oder mehrerer, von den zuerſt angeführten, ſtachlichten Arten der Euphorbien geſammlet. Einige wollen, daß dieſes der Saft von der dreyeckichten ſey, andere aber ſolches von der vieleckichten, mit doppelten Dornen beſetzten Art herleiten, und Miller behauptet, daß ſelbiges von der Canariſchen genommen werde. Alle ſtachlichte, eckichte Arten enthalten vielen, und gleich heftigen, ſcharfen Saft, und daher kann dergleichen aus verſchiedenen geſammlet, und unter einerley Namen verkaufet werden. Es iſt aber dieſes Euphorbium ein harziges Gummi, und eben ſo ſcharf und brennend als der friſche Saft dieſer Pflanze. Und doch haben die neuern Griechen und Araber ſolches innerlich, als ein Purgiermittel, welches die wäſſerichten Feuchtigkeiten abführet, angerathen. Dieſer Gebrauch aber iſt gar nicht ſicher, und ſollte gänzlich unterbleiben; es beſitzt dergleichen flüchtige und wirkſame Theilchen, daß der bloße Geruch davon Nieſen erreget, und wenn man etwas Pulver davon in die Naſe zieht, entſteht leicht davon Naſenbluten und anderer Schaden. Aeußerlich ſoll es zertheilen und Herrmann lobet das Euphorbium, in Oel aufgelöſet, um die ſcirrhöſen Geſchwülſte zu zertheilen; aber auch dieſes iſt ungewiß, ja unſicher. Es verurſachet Entzündungen und Geſchwüre. Auch der, faſt allgemein angenommene, Gebrauch wider die Fäulniß der Knochen iſt nicht ferner anzurathen. So iſt auch diejenige Pflanze, welche man in den Apotheken unter dem Namen Wolfsmilch, Eſula, aufbewahret, nicht allenthalben die nämliche, und die Apotheker wählen diejenige Art, welche am leichteſten zu haben. Es iſt auch immer einerley, indem ſolche einerley Saft und Wirkung beſitzen. Dieſe iſt von dem Euphorbio nicht viel unterſchieden, und der innerliche Gebrauch gänzlich zu unterlaſſen. Auch ſind die Verbeſſerungen, welche mit beygemiſchten Eſſige oder andern ſauern Säften geſchehen, nicht anzurathen. Und doch gebrauchen zuweilen die Bauern von der Springeuphorbie die Saamen zum Purgiren, nehmen davon, gemeiniglich in ungleicher Zahl, eilf bis funfzehn und mehrere, und obgleich ſelbige ganz verſchlungen werden, erwecken ſie doch

öfters Erbrechen, Bauchgrimmen und häufige Stuhlgänge. Aeußerlich pfleget man die Hüneraugen oder Leichdorne mit dieſem milchichten Safte zu beſtreichen, und zu vertilgen. Dieſer Saft, mit Kühmilch vermiſchet, giebt ſelbiger eine roſenrothe Farbe, und wird alsdenn zur Schminke gebrauchet. Es kann aber dieſe Milch leicht die Haut aufziehen, anfreſſen und Geſchwüre machen. Zu Reinigung der Geſchwüre und Wegbeitzen des wilden Fleiſches könnte der Saft dienen, wenn man nicht beſſere ätzende Mittel hätte. Bey den Geſchwüren an Pferden wird ſelbiger doch öfters gebrauchet. Daß dieſer Saft in einem bleyernen Mörſel mit dem weißen und ſüßen Queckſilberpräcipitat und Bley abgerieben, äußerlich bey Krebsſchäden empfohlen worden, kann man in Cranzens Mat. Med. nachleſen.

In wieferne der Genuß dieſer Euphorbienarten den Thieren ſchädlich ſey, läßt ſich ſchwerlich beſtimmen. Die Cypreſſeneuphorbie ſoll, nach Anzeige der Alten, den Bienen ſehr ſchädlich ſeyn, und doch haben die Blumen einen ganz angenehmen Honiggeruch. Von der Sonneneuphorbie berichtet Hagſtröm, S. Schwed. Abhandl. 12. Band 103. S. daß Kühe, Schaafe, Ziegen ſelbige begierig freſſen, Fleiſch und Milch aber von Kühen und Schaafen einen widrigen Geſchmack erhalten, auch die Schaafe davon einen Durchfall bekommen. Ob bey den Ziegen gleiche Wirkung erfolge, hat derſelbe noch nicht bemerken können.

Die zweytheilichte, haarichte Euphorbie No. 12. wird von den Indianern ohne Schaden gegeſſen, wie Rumpf verſichert, wobey derſelbe die beſondere Anmerkung gemachet, wie die Milch aller derjenigen Pflanzen, welche runzlichte und haarichte Blätter haben, unſchädlich ſey, welches aller Aufmerkſamkeit würdig, und zu genauer Beſtimmung anzuwenden.

Die ſieben erſten Arten haben ein beſonderes und ganz fremdes Anſehen, ſind durchaus ſaftige und weichliche Pflanzen, und verlangen daher auch eine beſondere Wartung. Sie müſſen das ganze Jahr über in dem Glashauſe behalten werden. Im Winter erfordern ſie eine gemäßigte Wärme und kein Waſſer; wenn ſie jedoch ſollten anfangen ſchrumpflicht zu werden, kann man ihnen mit Vorſicht einiges Waſſer geben. Im Sommer kann man ſie in luftigen Häuſern etwas härter gewöhnen. Die Vermehrung geſchieht im Sommer durch Zweige, die man einige Zeit in der Luft liegen läßt, damit ſie, ſonderlich an dem Orte, wo ſie abgeſchnitten worden, mehr austrocknen; ſonſt faulen ſie leichtlich. Man

ſetzet

ſetzet ſelbige, wie auch die alten Stöcke, in kleine Töpfe, und dieſe erfüllet man mit zarter, geſiebter und gemiſchter Erde. Man vermiſchet leichte friſche Gartenerde mit gleichen Theilen Mauerſande, kann auch hierzu etwas Kalkſchutt ſetzen. Die achte, neunte und zehnte Art ſind zwar etwas härtere Pflanzen, müſſen aber doch auf die nämliche Art behandelt werden.

Evaapfel.

S. Citrone.

Everſonfiſch.

Evertxen, ſ. unſern Artikel Braſilien, I. 949. und Sammlung aller Reiſ. B. V. S. 205.

Ewige Blume.

S. Rheinblume.

Ewiger Klaffer.

S. Pholade.

Ewiſchbaum.

S. Ebereſchenbaum.

Exquima.

Unter dieſem Namen wird von Marcgraven ein langgeſchwänzter Affe angeführet, welcher bey dem Herrn von Linne' Diana heißt, unter welchem Namen er von uns ſchon S. 320. beſchrieben worden iſt.

Ey.

Laich, Ouum, Ouulum. Die Fortpflanzung der Geſchlechter in dem Thierreiche pfleget auf eine doppelte Art zu geſchehen, indem einige derſelben ihre Jungen lebendig zur Welt bringen, andere hingegen erſt Eyer legen, und hieraus alsdenn die Nachwelt mit Thieren ihrer Art beſchenken.

Hieher gehören die Vögel, die Amphibien, oder ſo genannten Zwitterthiere, welche ihren Aufenthalt ſowohl im Waſſer, als auf der Erde haben, die Fiſche, die mehreſten Inſecten, und die Gewürme. Es ſind alſo die Eyer allemal die Behältniſſe einer jungen Frucht, oder gleichſam die erſten rohen Abdrücke eines künftigen thieriſchen Körpers, deren nur erwähnte Arten, welche noch allerhand fernere Ausbildungen nöthig haben, die ſie theils durch die Befruchtung, theils durch das Ausbrüten erhalten müſſen, ehe ſie zu ihrer Vollſtändigkeit gelangen, und das eigentlich vorſtellen können, was diejenigen Geſchöpfe, von denen ſie entſproſſen, ſind, und deren ganze Aehnlichkeit und weſentliche Bildung man an ihnen wahrnehmen ſoll.

Die Bruteyer, welche wir hier abhandeln, und welche wir von den Eyern lebendig gebährender Thiere unterſcheiden, befinden ſich alſo ordentlicherweiſe zuerſt in dem

dem Körper der weiblichen Thiere, und hängen vermittelſt eines kleinen Stieles innerlich an dem Eyerſtocke an, wodurch ſie ernähret werden. Sie ſondern ſich erſt nach der Befruchtung von dem Eyerſtocke ab, kommen alsdenn in die Gebährmutter, und werden endlich nach einer gewiſſen Zeit, ausgebracht und geleget. Die eigentlichen Theile eines Eyes, aus welchen es beſteht, ſind die Schale, die Häute, die Feuchtigkeiten, der Hagel, die Narbe, und die Frucht. Die Schale, Cortex, Putamen, machet allezeit den äußerlichen Theil eines Eyes aus, iſt hart, dünne, läßt ſich zerreiben, iſt voller Zwiſchenräume, und doch ſo feſt und widerſtehend, daß man ein Ey der Länge nach mit geballter Fauſt nicht entzweydrücken kann, ohnerachtet es übrigens den kleinſten Hauch der Brutwärme durchläßt. Zuweilen iſt aber auch die Schale, beſonders an den Eyern fetter und verſchiedener kleiner Vögel, ſo dünne als ein Blattpapier; hingegen an manchen z. E. an Straußeyern, ſo hart und dicke, daß man ſogar Trinkgeſchirre daraus verfertigen kann. Sie entſtehet aus dem weißen Bodenſatze in dem Harne der Vögel, und bekommt ihr Weſen in dem Legedarme oder der Gebährmutter wenige Zeit vorher, ehe das Ey geleget wird; übrigens iſt ſie ein wahrer halbdurchſichtiger Firniß, welcher an der Luft hart wird, ſich von der Näſſe nicht auflöſen läßt, und ſelbſt von dem gröſten Grade des Schmelzfeuers nicht zum Fluſſe kann gebracht werden. Hierauf folgen die Häute, Membranae, deren man ohngefähr viere zählen kann. Die erſte iſt ein dünnes Pergamenthäutchen, welches an der ganzen innerlichen Oberfläche der Schale um und um anliegt, und das Eyweiß mit von außen umgiebt. Auf dieſe folget eine andere noch dünnere Haut, welche ſehr leicht zerreiſſet, und worinnen das Eyweiß noch beſonders verſchloſſen iſt. Die dritte Haut leget ſich inwendig um das Eyweiß an, und die vierte enthält die Dotter. Ferner unterſcheidet man an dem Ey die verſchiedenen Feuchtigkeiten, Humores, nämlich das Eyweiß, Albumen, und die Dotter oder das gelbe des Eyes, Vitellum. Das Eyweiß ſelbſt iſt nicht durchgängig von einerley Art und Maſſe, ſondern es beſteht daſſelbe wirklich aus einem doppelten Weſen. Das eine nimmt allemal die äußerliche Stelle ein, iſt dünner und flüßiger, und unter dem Namen des Eyerklares bekannt; das andere, aber oder eigentliche Eyweiß, iſt zäher, und dicker, und wird von dem erſtern bedecket. Dieſes umgiebt den Dotter von allen Seiten, und hat anfangs eine weißliche, nach der

Brütung aber eine mehr gelbliche Farbe. Der Dotter, Vitellum, iſt ein gelber, etwas zäher, dichterer, und feinerer Körper als das eigentliche Eyweiß, an welchem ſich oben und unten gleichſam zwey Schwebebänder oder der ſogenannte Hagel, Chalazae, befinden. Eines von dieſen Hagelbändern iſt gegen die ſtumpfe Eyſpitze, das andere aber gegen das mehr ſpitzige Ende des Eyes zugekehret. Beyde ſind länglichte, feſte, knotige, durchſichtige, jedoch dichtere Körper, als das Eyweiß, und von weißer Farbe, und hängen etwas an der Seite des Dotters vermittelſt eines fäſerichten Weſens an, wodurch die Flüßigkeiten und Häute des Eyes in ihrer Richtung und natürlichen Stellung erhalten werden, ohne daß ſie ſchwanken und in Unordnung gerathen können. Endlich kömmt noch an dem Dotter ſelbſt ein kleiner weißer Kreiß, ohngefähr wie ein, in die Haut der Dotter eingebranntes, Zeichen oder Brandmal zum Vorſchein, welches weiß, und beynahe ſo groß als eine Linſe iſt, und den Namen der Narbe, Cicatricula, führet. In der Mitte dieſer Narbe liegt ein kleines, eyrundes und aſchgraues Säckchen, in welchem ſich das junge Thier entwickelt, und welches eben ſo, wie ohngefähr der Keim in dem Saamenkorne einer Pflanze, anzuſehen iſt. Dieſes iſt die Beſchaffenheit der Theile, und der gewöhnliche Bau derjenigen Eyer, welche das Thiergeſchlecht der Vögel liefert, und welche man allemal als mehr zuſammengeſetzte Eyer anzuſehen hat, da ſie hingegen bey andern eyerlegenden Thieren in gewiſſen zufälligen Dingen bisweilen anders ausfallen, ohnerachtet ſie doch allemal in der Hauptſache mit jenen übereinkommen, und nämlich den Keim der künftigen Frucht in ſich enthalten. Es iſt ſelbſt die äußerliche Geſtalt der Eyer nicht bey allen Thieren einerley. Die Eyer der Vögel haben bald ein ſpitziges und rundes Ende, bald ſind ſie wirklich kugelrund, bald einfarbig, bald hier und da mit allerhand Flecken beſprenget. Die Krokodileneyer ſind beynahe kegelförmig, die Eyer der Frösche und Fiſche rund und kleiner, und einige Inſecteneyer nicht nur ebenfalls kegelförmig, ſondern auch noch darzu mit ausgeſchweiften und gebogenen Hohlkehlen verſehen. Einige haben eine harte, andere eine weiche und nur häutige Schale um ſich, welches ſich ſogar manchmal bey den Hennen aus einem Bildungsfehler zuträgt, daß ſie weichhäutige, klare, und helle Eyer zum Vorſchein bringen, die man Windeyer, hypenemica, Subuentanea, Zephyrica, zu nennen pfleget. Einige ſind ferner mit dem

doppelten Eyweiß und Dotter angefüllet, andere hingegen, als z. E. die Froſcheyer ſchwimmen in ihrem Eyweiß oder Laich, welches äußerlich um ſie herumfließt. Einige legen ihre Eyer einzeln und beſonders, andere aber ganze Klumpen derſelben, und kettenweiſe mit einander verbunden. Aus den Eyern entſtehen nun alſo durch das Brüten, oder durch die Mittheilung eines gehörigen und angemeſſenen Grades der Wärme die jungen Thiere, jedoch mit dem Unterſchiede, daß unter den eyerlegenden Thieren dem Geſchlechte der Vögel allein von der Natur der Vorzug zugeſtanden worden, ihre Jungen ſelbſt auszubrüten; da hingegen die andern Thiere übrigens ganz unbekümmert und ſorgenloß das Ausbrüten der gelegten Eyerchen der Natur und ihrer wärmenden Kraft ſelbſt überlaſſen, und daher ſelbige bald in das Waſſer, bald in den Sand, bald an einen andern freyen Ort abſetzen, damit der Einfluß der wärmenden Natur verſchiedentlich auf ſie geſchehen könne. Eigentlich aber werden durch Brutwärme ſowohl das doppelte Eyweiß, als auch die Dotter oder Gelbe des Eyes flüßig und dünne erhalten, woraus der Nutzen erfolget, daß eben dieſe Feuchtigkeiten von der, in der Narbenblaſe enthaltenen, Frucht füglich eingeſogen, und ſelbige auf ſolche Art eine Zeitlang ernähret werden, und endlich zu ſeiner völligen Reife und Wachsthum gelangen könne.

Der Name Ey kömmt auch bey den einſchaligen Schnecken vor. Die weiße Eyerporzellane iſt gleichſam das Mittel zwiſchen den Porzellanen und Blaſen; bey den erſten iſt die Mündung auf beyden Seiten gezähnelt, bey den letztern ganz glatt. Die Eyerporzellane aber zeiget eine glatte und eine gezähnelte Seite der Mündung. Es hat jedoch Herrn von Linné beliebet, ſolche mit den Blaſen zu vereinigen und Bulla ouum zu nennen. Herr Müller nennt ſolche ſchlechtweg

Das Ey. Die Schale iſt aufgetrieben, blaſenartig rund, an der Seite, wo die Mündung befindlich, gleichſam der Länge nach abgeſchnitten, und an jedem Ende mit einer vorragenden Schnauze verſehen, öfters ſo groß als ein Gänſeey, äußerlich glänzend, ſchneeweiß, die Mündung aber inwendig purpur- oder violetfärbig, jedoch bey einigen die dicke Seite der Mündung gelblicht oder ſchmutzig weiß. Eine mehr dünnſchalige Art, mit einfacher, oder nicht ſo ſehr umgerollter Mündung wird das Weibchen genannt. Der Einwohner des Eyes iſt kohlſchwarz und läßt ſich in ei-

ne ſchwarze Dinte auflöſen. Das Vaterland iſt Indien.

2) Das Geſtreifte Ey gehöret auch zu dem Geſchlechte der Blaſen. Die Schale iſt ſchieflänglich-eyrund, der Quere nach geſtreift und an der Spitze einigermaßen gemalet. Weil ſie holzfärbig iſt, nennt ſolche Herr von Linné Bulla lignaria.

3) Das Kiebitzey iſt auch eine Art von Waſſerblaſen und Bulla ampulla L. Die bunte Zeichnung, die Größe und die leichte, runde, etwas länglichte Schale, hat den Holländern Gelegenheit gegeben, dieſen Namen zu wählen. Es heißt ſolches auch die Meernuß, und das Bläßchen. Man erhält ſolche aus beyden Indien, auch aus Afrika. Ihre Geſtalt, Farbe, und Zeichnung iſt ſehr verſchieden. Man findet längliche, kugelrunde und geſchobene, gefleckte, marmorirte, und bandirte, auch einfärbige, rothe, blaue, gelbe, weiße, braune, roſenfärbige, grünliche, purpur- und pomeranzenfärbige. Alle ſind gleichſam in einander aufgerollet, mit wenigen Wendungen, und einer länglichten weiten Mündung, davon die äußere Lippe länger, als der Körper iſt. Die größte Art hat eine dicke Schale, iſt faſt ſo groß als eine Pflaume und ſchwarz und braun geſprenkelt.

4) Das Taubeney, Bulla naucum Linn. Die Schale iſt weiß, ſehr dünne, und faſt durchſichtig, und hat viele Aehnlichkeit mit einer Waſſerblaſe, daher ſolche auch unter dieſem Namen vorkömmt. Herr Müller aber hat eine andere Art mit dem Namen Waſſerblaſe beleget. In Holland nennet man ſelbige auch das weiße Kiebitzey. Die Schale iſt der Quere nach einigermaaßen geſtreifet, das Gewinde gleichſam ganz eingerollet, die Mündung aber weitſchweifig. Die beyden Enden ſind mit einem Nabelloche eingedrücket.

5) Das rothe Ey iſt hingegen eine wahre Porzellanſchnecke, Cypraea ſuccincta L. Die Schale iſt eyförmig, kleiner als ein Taubeney, röthlich, und mit zwey ſchmalen weißen Bändern gezieret, ſehr dünne und zerbrechlich, die Mündung auf beyden Seiten gezähnelt, und die innere Lippe an beyden Enden abgerändelt. Sie gehöret eigentlich zu denjenigen Porzellanen, welche einen eingedrückten, glatten Nabel haben.

Nicht allein aber ſind die Eyer bey den einſchaligen Schnecken Mode, ſondern es haben auch einige zweyſchalige dieſe Benennung erhalten; wir bemerken demnach

6) Die Eyertelline, Tellina albida L. Die Größe gleichet einem

einem Ey. Die plattovalen Schalen ſind auswendig glatt, röthlichweiß, oder im Umfange mehr weiß und gegen das Schloß roth, daher nennen ſolche die Holländer die blaßrothe Telline. Vor und hinter dem Schloſſe befindet ſich eine Nath mit röthlichen Querſtrichen. Das Schloß hat drey Zähne, und die eine Seite iſt kaum etwas ſpitzig oder umgebogen. Die Lippen an dem Schloſſe ſtehen etwas vor, und dadurch unterſcheidet Herr von Linne' dieſe Art von den übrigen Tellinen.

7) Das gelbe Ey nennt Herr Müller Cardium ſerratum L. Es iſt dieſes eine Art der Herzmuſcheln, in die Quere eyförmig geſtaltet, ganz glatt, aber durchſcheinend, zart geſtreifet, nach dem Schloſſe zu bäuchig, am Rande inwendig fein gekerbet, auswendig gelb oder pomeranzenfärbig, inwendig weiß, doch ſcheint nach dem Schloſſe zu die äußerliche Farbe mit einem großen Flecken durch. Man erhält ſelbige aus den Antillen und dem Mitelländiſchen Meere.

8) Das Oſterey iſt Cardium laeuigatum L. gleichfalls eine Herzmuſchel, und der gelben Erdbeere ziemlich ähnlich. Sie iſt auch der Quere nach eyförmig geſtaltet, und der Länge nach mit ſchwachen Strichen beſetzet, röthlich und mit weißen Flecken, aber nicht gefurchet, wie die Erdbeere. Noch andere Schnecken aus dem Geſchlechte der Schwimmſchnecken, welche gleichfalls von dem Ey ihre Benennung erhalten, S. unter Dotter.

Eyder.
S. Brüſte.

Eydex.

Meereydex, Lacertus peregrinus, vel rubri maris, ein Meerheydox, Saurus Graec. Gesn. Salmo Saurus Linn. gen. 178. ſp. 14. Müllers Seeeydechſe aus ſeinem Salmengeſchlechte, the Sea-Sparrow-Hauk, Angl. ſ. Kleins, Trutten, Trutta dentata, 10. Catesby beſchreibt und zeichnet ihn, pag. et tab. II. unter dem Namen: Saurus ex cinereo nigricans, die aſchgraue, ſchwärzlichte Seeeydexe, folgendermaaßen: dies iſt ein dünner langer Fiſch, mit braunen Schuppen von mittelmäßiger Größe. Sein Auge iſt ſchwarz, und der in ſelbigem befindliche Ring röthlich. Der Mund iſt ziemlich weit, und die beyden Kiefer ſind mit kleinen ſcharfen Zähnen von ungleicher Größe dick beſetzet. Er hat ſechs Floßen: zwo hinter den Ohren; eine unten am Bauche; eine hinter dem After, und eine in der Mitten des Rückens, nebſt noch einer ziemlich kleinen zwiſchen dieſer und dem Schwanze. Der Schwanz iſt

iſt geſpalten. Es wurde dieſer Fiſch an der Küſte von Carolina gefangen, auch iſt er der einige, ſo mir jemalen zu Geſichte gekommen. Die Figur ſtellet ihn in natürlicher Größe, (d. i. vierzehn Zoll lang, und faſt zween Zoll breit) vor.

Eydexe, S. auch Eidechſe.

Eyerblume.
S. Löwenzahn.

Eyercremapfel.
S. Annonenbaum.

Eyerdotter.
S. Dotterſchnecke.

Eyerigel.
S. Seeapfel.

Eyerkugel.
S. Kugelthier.

Eyerlingsbaum.
S. Elſebeerbaum.

Eyerſchale.
S. Dotterſchnecke.

Eyerſchwamm.
S. Blätterſchwamm.

Eyerſtaude.

Eyerbaum, Tolläpfel, Melanzenapfel, Mala inſana, Melongena, kann zwar zu dem Geſchlechte des Nachtſchatten gerechnet werden, doch haben wir ſolche hier beſonders anführen wollen. Die fäſerichte Wurzel treibt einen äſtigen, ohngefähr einen Fuß hohen, und mit Wolle überzogenen Stängel. Die langgeſtielten Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind breit und lang, eyförmig ſpitzig, am Rande nicht eingekerbet, jedoch gefalten, mit einem dünnen wollichten Weſen, als mit Mehl bedecket. Den Blättern gegen über entſpringen die Blumenſtiele, deren jeder gemeiniglich nur eine unterwärts hangende Blume trägt. Die Blumen ſind groß. Der in fünf ſpitzige Einſchnitte getheilte Kelch, iſt mit kleinen röthlichen Stacheln beſetzet. Das weißliche, oder purpurfärbige, radförmige Blumenblatt, iſt in fünf gefaltene Spitzen abgetheilet, auf welchen die fünf, dicht an einander geſtellten, Staubfäden ſitzen, und den einzelnen Griffel umgeben. Die Frucht hat die Geſtalt und Größe eines Hünereys, iſt grünlicht, weiß, auch purpurfärbig, ganz glatt, und unter der harten Schale liegt viel ſaftiges Mark, und in dieſem viele nierenförmige Saamen. Der vergrößerte Kelch umgiebt einen merklichen Theil dieſer Frucht. Obgleich die Geſtalt der Frucht zuweilen ſich verändert, und auch in Anſehung der Stacheln ſich einiger Unterſchied äußert, ſo hat man doch nur eine Art, und hiervon einige

Abänderungen angenommen, und dieſe iſt Solanum Melongena L. jetzo aber will man unter dieſem Namen nur diejenige Art begreiſen, welche an dem Kelche keine Stachel hat, hiervon aber diejenige abſondern, welche ſowohl an dem Kelche, als dem Stängel Stacheln zeiget. Es ſcheint uns aber dieſer Unterſchied nicht hinreichend zu ſeyn, da wir mehrmals aus einerley Saamen Pflanzen gezogen, an welchen die Blumenkelche bewehret und unbewehret geweſen. Ueberhaupt pflegen die Stacheln bey verſchiedenen Arten des Nachtſchattens öfters in Anſehung des Ortes zu ſpielen, und es kann zufälliger Weiſe geſchehen, daß auch einige auf dem Stängel dieſer Art zum Vorſcheine kommen.

An der Frucht iſt kein ſtarker, aber doch etwas widerlicher Geruch zu ſpüren; ſie ſoll ſchlecht, etwas bitter und ſüßlicht ſchmecken, und, wie Sloane berichtet, von den Engliſchen Juden und Arabern gekochet, auch gebraten, gegeſſen werden, jedoch Verſtopfung und dickes Geblüte verurſachen; und daher kann vielleicht zuweilen eine Tollheit verurſachet, und zu dem Namen Gelegenheit gegeben worden ſeyn. Mit Wein und Pfeffer gekochet, ſoll ſie wie Artiſchocken ſchmecken, und den Urin treiben. Sie werden auch mit Eſſig, Honig, und Salzlacke eingeleget. Obgleich aber dieſe Frucht in ihrem Vaterlande, auch in Italien und Spanien, woſelbſt ſie in den Gärten erzogen wird, ohne Schaden gegeſſen wird, ſo iſt doch bey uns ſolcher Gebrauch zu widerrathen, indem daſelbſt die Früchte beſſer von der Hitze gekochet, und reif werden, als bey uns geſchehen mag. Man will ſolche äußerlich in ſchmerzſtillenden und zertheilenden Umſchlägen, bey der güldenen Ader, dem Krebs und andern Schäden anrathen. Da ſie aber nur kurze Zeit friſch zu erlangen, wird man ſie auch ſelten nutzen können. Die Pflanze wächſt, außer Europa, in allen Theilen der Welt, iſt jährig, wird bey uns aus den Saamen auf dem Miſtbeete erzogen, blühet im Sommer, und wenn die Pflanzen in gute Erden und einen geräumlichen Scherbel gepflanzet, öfters begoſſen, und der Sonne ausgeſetzet werden, erhält man auch im Herbſte reife Früchte. Ohne dieſe Wartung wird man wohl im Sommer Blumen ſehen, die Früchte aber werden unreif verwelken.

Eyerſtock.

S. Mutter.

Eyfiſch.

Eggfiſch, nennen die Engländer einen Fiſch nach ſeiner äußerlichen Geſtalt, deſſen wahren Namen man noch nicht ausfinden können. Dieſer eyförmige Leib läuft an beyden

beyden Enden etwas zugeſpitzet ab, und auf dem Rücken laufen nach der Länge, wie Rippchen, erhabene Linien. Er iſt von brauner, faſt ſchwärzlicher, an den Seiten etwas bläſſerer, Farbe. Es fehlet ihm an allen äußerlichen Hülfsmitteln zur Bewegung; er hat weder Floßen, noch Füße, noch ſonſt ein dem etwas ähnliches Maſchinchen. Aus dem Waſſer gezogen, verlohr er nichts von ſeiner Breite, und ſein Kopf ragete etwas ſpitzig hervor, den er aber, nach ausgenommener Angel, in ſich zurück zog, ſo daß an dieſem Orte eine Höhlung entſtand, die eine Fingerſpitze aufnehmen konnte. Nach ſeiner Eröffnung fand ſich eine gleiche Menge von Gedärmen, Waſſer, und einem gelblichten Safte erfüllten Gefäßen, aber nicht das geringſte Merkmal von einem Herzen und anderer Eingeweide. An der innern Fläche der Haut liefen, ein drittel eines Zolles oder Daumens dicke, rothe Fleiſchfaſern; die Haut ſelbſt war ziemlich ſtark, zog ſich aber doch, nach Wegräumung dieſer Faſern, in einige, nachmals ſchwer wieder auszuſtreichende, Falten zuſammen. Seine ganze äuſserliche Fläche war mit einem, immerfort nachquellenden, Schleime überzogen, dadurch er, nach des Beſchreibers Meynung, im Stande ſeyn dürfte, ſich an den Felſen und Geſteinen feſt zu erhalten, ſ. the Gentleman's Magazine for 1752. and 1753.

Eyterneſſel.

S. Neſſel.

F.

Faber und Gallus.

Ein Braſilianiſcher Fiſch des Marcgravs, Abacatuaia genannt; Faber, Meerſchmid, St. Petersfiſch des Gesners; Zeus Faber, Linn. gen. 162. ſp. 3. Müllers St. Petersfiſch, ſ. Spiegelfiſche. Kleins Flünderaff, Tetragonoptrus 9. ſ. unſern Artikel Abacatuaia, I. Theil S. 47.

Fackeldiſtel.

Obgleich der lateiniſche Name Cereus faſt allgemein bekannt iſt, wollen wir doch dieſes Geſchlecht unter dem deutſchen anführen, welcher daher ſeinen Urſprung genommen, weil man in Amerika die trockenen Stängel in Oel eintauchet, und als Fackeln gebrauchet. Von einigen wird es geſtirnt Rohr auch Sonnenfeind genant.

Herr von Linne' hat zwar die Fackeldiſtel mit der Melonendiſtel, der Indianiſchen Feige und der Pereskia in einem Geſchlechte vereiniget, und dieſes Cactus genant, man kann aber wohl füglich Hr. Ludwigen folgen, und wegen des beſondern verſchiedenen äußerlichen Anſehens dieſe Geſchlechter beybehalten, obgleich ſolche in der Blume und der Frucht wenig unterſchieden ſind. Der einblätterichte, röhrenförmig ausgehöhlte Kelch iſt äußerlich mit blätterichten Schuppen, und innerlich mit ſehr vielen breiten und ſtumpfen, nach innen zu vergrößerten, mit den Enden gegen einander gerichteten Blumenblättern beſetzet. Da dieſe in der Röhre des Kelches ſich mit einander vereinigen und verbinden, haben einige Schriftſteller dieſes Geſchlecht zu denjenigen gerechnet, welche nur ein Blumenblatt haben. Der Kelch läßt ſich von dieſem vielfach zerſchnittenen Blumenblatte bey verſchiedenen Arten füglich unterſcheiden, doch findet man einige, woſelbſt die Farbe und Geſtalt der Kelcheinſchnitte mit den Einſchnitten des Blumenblattes übereinkommen. Auch die vielen pfriemenartigen Staubfäden hängen an dem Kelche. Der einfache Griffel iſt gemeiniglich gekrümmet, und endiget ſich mit einem köpfichten, vielfach getheilten Staubwege. Die Frucht iſt eine lange Beere, welche viel kleine Saamen enthält. Von den verſchiedenen, zu dem eigentlichen Fackeldiſtelgeſchlechte gehörigen, und wegen des ſonderlichen prächtigen Anſehens, indem ſie einen nackenden, nicht mit Blättern, ſondern mit Stacheln beſetzten, eckichten Stamm mit dergleichen Aeſten darſtellen, auch wegen der ſchönen Blumen merkwürdigen Arten, bemerken wir vorzüglich diejenigen, welche in unſern Gärten vorzukommen pflegen.

1) Die ſechseckichte Surinamiſche Fackeldiſtel, Cereus Surinamenſis, Cactus hexagonus Linn. Der einfache, faſt durchgehends grüne, Stamm erreichet nach dem Alter eine verſchiedene Höhe, man ſieht dergleichen von ſechs, acht und mehrern Ellen. Wegen der Höhe des Glashauſes muß man ſolchen endlich abſtutzen, wodurch denn auch geſchieht, daß derſelbe, ſonderlich am untern Theile, einige Aeſte hervortreibt. Dieſe, wie auch der Stamm, haben nicht überall gleiche Stärke, richten ſich aber gerade in die Höhe, und ſtehen von ſelbſt aufrechts; der Länge nach ſieht man vertiefte Furchen, und weit vorragende Ecken, deren Anzahl und Größe nicht immer einerley iſt. Die Ecken laufen auch nicht alle von unten bis oben in einem fort; einige fangen unten an, und hören in der Mitte, oder ſonſt unbeſtimt auf, da hingegen andere erſt in

der Mitte ihren Anfang nehmen. Gemeiniglich zählet man ſechs, ſelten über acht Ecken. Die Ecken ſind der Länge nach mit vielen, nicht weit von einander entfernten, kleinen Erhebungen bezeichnet, auf welchen zarte, aber ſteife, wie ein Stern ausgebreitete Stacheln, und zwiſchen dieſen kleine wollichte Haare ſitzen. Die Stacheln ſind anfangs grünlicht, werden nachher braun und endlich ſchwarz. Und ſolchergeſtalt zeiget ſich die Pflanze viele Jahre. Wenn die Blume erſcheinen ſoll, läßt ſich nicht beſtimmen. Es kömmt von ohngefähr. Aus einer Ecke über dem ſtachlichten Sterne erſcheint zuerſt ein rundliches Knöpfchen, welches ohngefähr binnen zwanzig Tagen ſolchergeſtalt wächſt, daß es ſich in die Blume ſelbſt ausbreiten kann. Die Oeffnung der Blume geſchieht niemals am Tage, ſondern wenn die Sonne untergegangen iſt. Sie iſt in der Nacht in dem vollkommenſten Zuſtande, zieht ſich gegen den Morgen ſchon wieder zuſammen, öffnet ſich auch nicht wieder, ſondern verwelket in kurzer Zeit. Sie dauert alſo nur wenige Stunden, hat einen ſtarken, aber nicht ſonderlich angenehmen Geruch. Der Kelch ſitzt platt auf, die Röhre deſſelben iſt wohl drey Finger lang, gelblicht grün und glatt. Dieſe theilet ſich in mehr als vierzig blätterichte Einſchnitte, welche in ſechs Reihen geſtellet, und der Größe, auch Farbe nach verſchieden, theils grünlicht, theils weiß mit röthlich, theils ganz weiß ſind. Alle ſind länglicht, die äußerlichen am Ende ſtumpf, die übrigen mehr ſpitzig, und die innerſten faſt am ganzen Umfange zart eingekerbet. Der Griffel iſt an der Spitze gleichfalls ausgehöhlet, und in zwölf, auch mehrere Staubwege getheilet; die innerliche Höhle der Blume aber mit einer faſt unzählbaren Menge Staubfäden angefüllet, welche alle gelbe Staubbeutel tragen. Auch dieſe ſind gleichſam reihenweiſe geſtellet, die äußerlichen ſind viel höher, alle aber mit ihren Spitzen gegen den Griffel gebogen.

2) Die ſiebeneckichte Fackeldiſtel, Cereus, oder Cactus heptagonus Linn. wächſt in Amerika, und iſt von der vorigen vielleicht nicht wirklich unterſchieden, wenigſtens ſind beyde einander im Wachsthume völlig ähnlich.

3) Die fünfeckichte Fackeldiſtel, Cereus oder Cactus pentagonus Linn. wächſt in Amerika, iſt den vorigen Arten im Wachsthume auch ähnlich, lang, aufgerichtet, hat aber gemeiniglich nur fünf Ecken, und iſt gleichſam durch Gelenke abgetheilet.

4) Die viereckichte Fackeldiſtel, Cereus oder Cactus tetragonus Linn. wächſt in Curacao und dem wärmern Amerika, hat mit der vorigen gleiche Geſtalt, iſt lang

und aufgerichtet, aber im Umfange viel dünner, und mit vier zuſammengedrückten Ecken verſehen.

5) Die achteckichte ausgeſchweifte Fackeldiſtel, Cereus oder Cactus repandus Linn. wächſt aufrecht und lang, iſt im Umfange dünne, und in acht zuſammengedrückte, wellenförmig erhabene Ecken abgetheilet, und dieſe ſind mit Stacheln beſetzet, welche die dabey ſitzende Wolle an Länge übertreffen. Die Frucht iſt auswendig gelb, innerlich ſchneeweiß, mit vielen ſchwarzen Saamen erfüllet. Das wärmere Amerika iſt ihr Vaterland.

6) Die achteckichte, ſtumpfe Fackeldiſtel, die Peruvianiſche Fackeldiſtel, Cereus oder Cactus Peruuianus Linn. wächſt in den dürren Gegenden am Meerſtrande in Jamaika und Peru, erreichet eine große Höhe, und iſt gemeiniglich in acht ſtumpfe Ecken abgetheilet.

7) Die neuneckichte wollichte Fackeldiſtel, Cereus oder Cactus lanuginoſus Linn. iſt in Caracao zu Hauſe, wächſt aufrecht und lang, hat gemeiniglich neun kleine unmerkliche Ecken, deren Stacheln kürzer, als die dabey befindliche Wolle, ſind.

8) Die kriechende, ſechseckichte Fackeldiſtel, großblümichte Fackeldiſtel, Cereus, Cactus grandiflorus Linn. wächſt in Amerika, und Veracrux. Der ſchwache, dünne, etwa einen Finger dicke, und in viele Aeſte verbreitete Stängel muß an der Wand oder einem Geländer in die Höhe gezogen werden, iſt überall der Länge nach mit fünf oder ſechs Furchen und eben ſo viel kleinen Ecken beſetzet, und auf dieſen ſitzen in regelmäßiger Entfernung kleine ſternförmig ausgebreitete Stacheln. Die Aeſte treiben öfters in der Luft Wurzeln. Das Anſehen der Pflanze iſt ſchlecht, aber deſto ſchöner die Blume. Dieſe übertrifft alle Arten dieſes Geſchlechtes, hat einen ſtarken angenehmen Geruch; die innerlichen Abtheilungen des Kelches ſind goldfarbig, die Einſchnitte des Blumenblattes aber ſchneeweiß. Die Blume öffnet ſich Abends, und dauert wenige Stunden.

9) Die kriechende, zehneckichte, rothblühende Fackeldiſtel, rankenförmige Fackeldiſtel, Cereus, Cactus flagelliformis L. wächſt im wärmern Amerika. Aus der fäſerichten Wurzel entſpringen viele Stängel, welche wieder Aeſte treiben; alle ſind nach dem Alter von verſchiedener Länge, zuweilen wohl zwo Ellen lang. Sie haben ohngefähr die Dicke des kleinen Fingers, ſind jedoch hin und wieder enger zuſammengezogen, und niemals durchaus von einerley Stärke; die ganze Oberfläche iſt mit kleinen Erhebungen, regelmäßig und dichte beſetzet, ſo, daß

daß man die eigentlichen Furchen und Ecken kaum wahrnehmen kann, ſondern da dieſe Erhebungen der Länge nach geſtellet ſind, ſcheinen ſelbige die Ecken ſelbſt abzubilden; dergleichen kleine, faſt unmerkliche Ecken kann man gemeiniglich zwölfe zählen. Auf den Erhebungen ſitzen viele kleine, ungleiche, weißlichte Stacheln, aber zwiſchen ſelbige kein wollichtes Weſen. Sie blühet bey uns jährlich und häufig. Die Blume iſt zwar in Anſehung der übrigen Arten klein, aber ſchön hochroth durchaus gefärbet, bleibt Tag und Nacht über geöffnet, und verwelket erſt nach einigen Tagen.

10) Die kriechende dreyeckichte Fackeldiſtel, Cereus oder Cactus triangularis Linn. Die Frucht wird nach Millern die wahre Stachelbirne genannt, wächſt in Braſilien und Jamaika, öfters viele Ellen lang, und beſteht aus lauter dreyeckichten, ohngefähr einer Spannen langen Gliedern, welche durch Gelenke von einander unterſchieden ſind. An den Ecken ſitzen ſternförmige ausgebreitete Stacheln. Gemeiniglich iſt die Pflanze grün, doch erſcheint auch ſelbige zuweilen weißröthlicht oder ſcheckicht; ſie blühet ſelten. Die Blume iſt von anſehnlicher Größe, und kömmt faſt durchgehends mit der, bey der erſten Art beſchriebenen, überein. Sie öffnet ſich auch nur des Abends, und dauert wenig Stunden. Man kann ſelbige am beſten an der Wand in die Höhe ziehen, und an einem Geländer befeſtigen.

Die Fackeldiſtel mit Hirſchzungenblättern, Cereus, ſcolopendriae folio, könnte füglich zu den Arten der Opuntien gerechnet werden. Einige Arten, welche von Jacquin und andern ganz neuerlich beſchrieben worden, übergehen wir, da ſelbige zur Zeit in unſern Gärten nicht vorkommen.

So hoch auch dieſe Arten alle von den Gartenliebhabern geſchätzet werden, ſo haben ſelbige doch weiter keinen Nutzen. Alle kommen aus den wärmern Gegenden, und müſſen daher bey uns in dem Glashauſe verwahret werden. Die neunte Art iſt am wenigſten zärtlich, und kann im Sommer mit ihrem Scherbel in die freye Luft geſetzet werden, welches zwar auch die erſte und einige andere Arten vertragen, doch leiden ſelbige gar leicht, theils von der Näſſe, theils von den kalten Winden. Doch verlangen auch die zärteſten nicht allzuſtarke Wärme; die Näſſe iſt ihr größter Feind. Im Winter ſoll man ſelbige gar nicht, im Sommer aber ſparſam begießen. Sie brauchen überhaupt nicht viel Nahrung, man ſetzet ſolche daher in kleine Töpfe, und in magere, ſandichte Erde.

Sie werden auch alle durch abgeſchnittene Zweige fortgepflanzet; man kann auch, wenn keine Zweige zugegen ſind, den Stamm ſelbſt zerſchneiden, und die Stücke einſetzen. Dergleichen Stücke und abgeſtutzte Stämme treiben hernach lauter Aeſte. Man leget ſolche einige Tage an einen trockenen Ort, damit der abgeſchnittene Theil recht austrocknet, und nicht leicht faulet, wenn er in die Erde kömmt. Dieſe Ableger kann man mit ihren Scherbeln in ein Miſtbeet ſetzen, damit ſie deſto eher Wurzeln treiben.

Fackelholz.

S. Schwelgenbaum.

Fackelkraut.

S. Königskerze.

Fadengras.

Fadengras wird von Herr Planern das neue Geſchlecht Maniſuris Linn. genannt. Zwitter und männliche Blumen ſitzen auf einer Aehre; die männlichen, welche den untern Theil einnehmen, ragen mehr vor, als die übrigen. Bey allen beſteht der Kelch aus zwey Bälglein, davon das äußerliche, ſowohl an der Spitze als den Seiten eingekerbet iſt. Die zwey Blumenblättchen oder Spelzen ſind kürzer als die Bälglein, und umgeben die drey Staubfäden mit dem geſpaltenen Griffel.

Fadenkraut.

S. Ruhrkraut.

Fadenwurm.

Dieſe Benennung zeiget die ganze Geſtalt des Wurmes, welcher einen fadenförmigen, ganz glatten Körper vorſtellet, an dem man keine Erhöhungen oder Glieder wahrnehmen kann. Beym Herrn von Linné heißt ſolcher Gordius. Der Aufenthalt dieſer Würmer iſt verſchieden, und ſie ſelbſt zeigen ſich auf verſchiedene Art. Herr von Linné hat daher fünf Arten angegeben, von welchen der Hautwurm am merkwürdigſten iſt. Von dieſem wollen wir beſonders handeln, hier aber der vier übrigen Arten erwähnen.

1) Der Waſſerfadenwurm, Gordius aquaticus Linn. hält ſich in dem Waſſer auf, iſt lang, glatt, allenthalben gleichförmig und von einerley Dicke, nicht dicker, als ein Pferdehaar und öfters in ſich ſelbſt verwickelt. Dieſe Art nennen andere Schriftſteller auch den Haarwurm, Zwirnwurm, Borſten- oder Bürſtenwurm. Herr Hanow will ſolchen Pferdehaarwurm, oder weil er der Quinte auf der Violine gleicht, Quintwurm nennen. Bey den ältern kömmt er unter dem Namen Waſſerkalb vor, weil ſolcher den Kälbern ſchädlich iſt, wenn ſie ihn mit dem Waſſer einſaufen. Die Farbe mag wohl unterſchieden aus-

ausfallen. Hr. Müller heißt ſolchen unbeſtimmt blaßfarbig, andere beſchreiben weiße, auch ſchwärzliche; derjenige, welchen Herr Hanow unterſuchet, war caſtanienbraun oder faſt ſchwärzlich, und unterwärts mit einer weißen Linie bezeichnet, welche Seite der Wurm ſelten nach oben richtet, wenn er ſich im Waſſer beweget. Man eignet dieſem Wurme ein theilbares Leben zu. Wenn ſolcher in Stücke zerſchnitten wird, lebet jedes für ſich, und wächſt, bis es die Länge eines ganzen Wurmes erhalten. Es muß aber dieſe Vermehrung nicht ſo leicht ſeyn, indem bey Herr Hanows Verſuchen der verſtümmelte Wurm zwar einige Zeit gelebet, aber, ohne neuen Erſatz des verlohrenen, eben ſo, wie die einzelnen Stückchen, geſtorben. Daß dergleichen Würmer, entweder wenn ſie noch ganz klein ſind, oder in ihren unſichtbaren Eyern mit dem Waſſer von Menſchen und Thieren können eingeſchlucket, und dadurch mancherley Zufälle erreget werden, wird niemand zweifeln, und daher iſt die Vorſorge derjenigen, welche das Waſſer durchſeigen, nicht unnütze, und dieſe zuträglicher, als wenn man das Waſſertrinken ganz widerrathen wollte. Es iſt auch das Waſſer nicht in allen Gegenden mit dieſem Wurme beſetzet, und die davon zu befürchtende Gefahr gar nicht allgemein. Es ſoll dieſer Wurm ſich auch in der Thonerde aufhalten, und ſolchen wie der folgende durchbohren. Doch erhält ein anderer den Namen

2) Thonfadenwurm, Gordius argillaceus, welcher dem vorigen gleich, aber etwas größer, gelblicht, am Schwanze etwas ſpitziger und an beyden Enden ſchwarz iſt; dieſer hat ſeine Wohnung allein in dem Thone, durchbohret ſolchen, und ſoll daher zu neuen Quellen Gelegenheit geben.

3) Der Seefadenwurm, Gordius marinus Linn. iſt von dieſen beyden Arten merklich unterſchieden. Man hat dergleichen nur in den Eingeweiden der Seefiſche in Norwegen gefunden. Sie erſcheinen als kleine Wärzchen, aus welchen man aber einen platten, ſpiralgewundenen, einen halben Zoll langen, und nicht ſpitzigen weißen Wurm ziehen kann. Wenn der Menſch viel dergleichen Fiſche ißt, ſoll davon ein Ausſchlag auf der Haut entſtehen.

4) Der Sumpffadenwurm, Gordius lacuſtris Linn. iſt der vorigen Art ziemlich ähnlich, platt, ſpiral gewunden, an beyden Seiten ſpitzig, weiß, glatt, aber noch einmal ſo lang. Er ſoll in der Leber der Hechte ſich aufhalten. Vielleicht ſind nur die in Sümpfen wohnenden Hechte damit angeſtecket.

Fäderkopf.

Hippurus, Lampugo, des Geſners. Coryphaena Hippurus, Linn. gen. 158. ſp. 1. Müllers Goldfiſch des Geſchlechts ſeiner Stutzköpfe, ſ. Schwänzel, Hippurus I. des Kleins.

Färberbaum.

Zween verſchiedene Bäume ſind mit dieſem Namen beleget, auch ehedem zu zwey verſchiedenen Geſchlechtern gerechnet worden. Man kann aber ſelbige billig als zwo Arten eines Geſchlechtes betrachten, und dieſes mit Herrn v. Linne' Rhus nennen. Da aber außer dieſen noch einige andere Pflanzen unter dieſes Geſchlecht gebracht worden, ſo hat man im Deutſchen noch keinen ſchicklichen Geſchlechtsnamen; daher wir zwar hier die allgemeinen Kennzeichen dieſes Geſchlechtes angeben, aber davon nur einige Arten unter obigem Namen anführen, die andern aber unter andern Namen, als Copalbaum und Giftbaum beybringen wollen. Herr Dietrich giebt dieſem Geſchlechte den Namen Sumach, welcher ſich aber auch nicht zu allen Arten ſchicket. Der fünffach getheilte, ſtehenbleibende Kelch umgiebt fünf eyförmige, ähnliche Blumenblätter, fünf kurze Staubfäden und einen rundlichen Fruchtkeim mit drey kleinen herzförmigen Staubwegen. Die Frucht iſt eine rundliche glatte, oder wollichte Beere, welche einen einzigen ſteinartigen Saamen enthält.

1) Der Färberbaum mit einfachen Blättern, Gerberbaum, Gelbholz, Füßel. Dü Roi hat ſolchen den Parückenbaum genannt, weil die Stiele der abgefallenen Blumen, welche vorher glatt waren, mit feinen röthlichen Haaren beſetzet ſind, Cotinus, Coriaria, Rhus Cotinus Linn. wächſt in der Levante, Spanien und Kärnthen. Dieſes niedrige Bäumchen hat an den Aeſten wechſelsweiſe geſtellte, langgeſtielte, dicke und feſte, eyförmige, ſtumpfe, ungekerbte, glatte Blätter mit röthlichten Nerven. Die kleinen gelblichten Blumen kommen im Junius und Julius in kleinen Büſcheln an den Enden der Aeſte hervor. Die kleine Frucht iſt platt zuſammengedrücket. Da bey uns die Saamen nicht reif werden, muß man dieſen Strauch durch Ableger fortzupflanzen ſuchen. Nach dü Hamels Erfahrungen ſollen dieſe erſt im dritten Jahre Wurzeln ſchlagen. Dü Roi hat in einem Jahre neun Stöcke gezogen. Der Strauch iſt nicht zärtlich, leidet bey unſern Wintern im freyen Lande ſelten, nimmt auch faſt mit jedem Boden vorlieb. Das harte, grüngelblichte, braun und ſchön geſtreifte Holz, welches auch unter dem Namen Fuſtet bekannt iſt, ſoll in Servien, wie Herr Cramer

mer verſichert, ſtatt der Chinarinde gebrauchet werden. Es hat, wie die Blätter, eine zuſammenziehende Kraft, und daher können alle Theile zum Ledergerben gebrauchet werden. In Spanien und andern Ländern bedienet man ſich der Rinde und des Holzes zum Gelbfärben, beſonders zu der ſo genannten feuille morte. Wenn dieſes Holz mit Waſſer abgekochet und zum Färben gebrauchet werden ſoll, muß man dieſes nicht eher veranſtalten, als bis man ſich deſſen bedienen will, weil der abgekochte Saft ſich in kurzer Zeit verändert. Er wird ſchleimicht, ſeine Farbe verſchießt, und nimmt eine Olivenfarbe an. Jedoch kann man alten und verdorbenen Saft verbeſſern, wenn man ihn wieder heiß machet.

3) Färberbaum mit gefiederten rauchen Blättern, Hirſchhornbaum, Schlingbaum, Schmack, Eſſigbaum, Gerberbaum, Sumach, Rhus coriaria L. wächſt in dem mittägigen Europa, und wird in Portugall, Spanien und Italien häufig gebauet; wird eben kein hoher Baum, breitet ſich aber mit ſeinen Aeſten weit aus. Jedes Blatt beſteht aus eilf, auch mehrern Blättchen, welche ohne merkliche Stiele paarweiſe einander gegen über ſitzen, und wovon ein einziges das ganze Blatt endiget. Dieſe Blättchen ſind eyförmig, ſtumpf eingekerbet, auf der untern Fläche rauch und weißlicht, auf der obern mehr glatt und hellgrün; auch die jungen Aeſte ſind mit einem wollichten Weſen überzogen, die ältern aber haben dieſes nicht. Die grüngelblichten Blumen erſcheinen in aufgerichteten Büſcheln, an den Spitzen der Aeſte; ſie haben einen ſüßen Geruch. Die Früchte ſtellen gleichfalls aufgerichtete, dichte Büſchel vor, ſind über und über mit rothen Haaren beſetzet, klebricht, und von einem ſauren, ſcharfen Geſchmack. Die Blättr werden, ehe ſie abfallen, ganz röthlich.

Man hat ehedem nur dieſe Art gekannt, in neuern Zeiten aber hat Herr von Linné, und mit ihm andere Schriftſteller, noch einige angemerket, welche aber merklich unter ſich verſchieden ſind. Die eine nennt er 1) Rhus typhinum und du Roi giebt ihr den Namen Virginiſcher großer Sumach, die andere 2) Rhus Iauanicum. Bey dieſer ſind die Blättchen eyförmig, zugeſpitzet, eingekerbet, und unterwärts wollicht, bey der erſten aber lanzenförmig, ſcharf eingekerbet, und gleichfalls unterwärts wollicht. Ob nun dieſer Unterſchied beſtändig und hinreichend ſey, verſchiedene Arten dadurch zu beſtimmen, und ob bey dem No. 2. beſchriebenen Baume allemal die Blättchen eyförmig und ſtumpf eingekerbet erſcheinen,

können wir zwar nicht beſtimmen. Da jedoch alle drey Arten auf der untern Fläche der Blättchen filzig oder wollicht ſind, würde man nicht viel irren, wenn man ſolche lieber für Abänderungen, als wahre Arten ausgeben wollte. Herr du Roi erinnert auch, daß der große Virginiſche Sumach im Wuchſe und den Blättern dem eigentlichen Färberbaume ſehr nahe komme, auch mit ſelbigem gleichen Nutzen hätte. Hat ein beſtändiger Unterſchied ſtatt, ſo ſind die in Deutſchland, auch zuweilen in Bauergärten angepflanzten Bäume, ſo bey uns unter dem Namen Eſſigbaum bekannt ſind, für den großen Virginiſchen anzunehmen. Beſondere Wartung erfodert dieſer Baum nicht, wächſt faſt in jedem Erdreiche, erhält keinen hohen und ſelten einen geraden Stamm, treibt aus der Wurzel viele Schößlinge, und es hält ſchwer einen Platz davon zu reinigen. Blumen und Saamen haben eine zuſammenziehende und kühlende Kraft, doch iſt deren innerliche Gebrauch verdächtig, wie denn auch aus den abgeſchnittenen Aeſten ein klebrichter, milchichter Saft herausquillt. Rinde und Blätter färben die Vitriolauflöſung ſchwarz, und können zum Gerben des Leders gebrauchet werden. In Spanien werden ganze Aecker damit bepflanzet, die jährigen Schößlinge abgehauen, getrocknet, zu Pulver geſtoßen, und der Corduan damit zubereitet, auch damit grün gefärbet, und ſtatt der Galläpfel zu allen den Farben gebrauchet, die man dunkler machen will. Ein mehreres kann man in des Herrn de la Lande Kunſt, Saffianleder zu bereiten, nachleſen. Die Alten bedienten ſich der Früchte ſtatt eines Gewürzes, und es iſt auch bey uns gewöhnlich, aus den frühzeitig geſammleten Früchtbüſcheln einen Eſſig zu verfertigen. Das Holz nimmt ſich fourniret zu kleinen Käſtchen wohl aus. Die Beeren und Saamen werden wider die Fäulniß und das Ablöſen des Zahnfleiſches gelobet; wozu ſich aber faſt alle zuſammenziehende Mittel ſchicken.

3) Färberbaum mit gefiederten glatten Blättern, Nordamerikaniſcher Sumach, Rhus glabrum L. Dieſer Baum wächſt in Nordamerika auf den Aeckern. Die Blätter ſind aus vielen, gemeiniglich mehr als zwanzig länglicht zugeſpitzten, ſcharf eingekerbten, auf beyden Flächen glatten, doch auf der obern dunkel- auf der untern weißgrünen Blättchen zuſammengeſetzet, welche paarweiſe, jedoch einander nicht gerade, ſondern mehr ſchrege über geſtellet ſind. Das letzte am ganzen Blatte iſt einzeln. Die grünlichtgelben kleinen Blumen brechen in lockern aufgerichteten

Büſcheln an den Spitzen der Aeſte im Julius und Auguſt hervor. Die Blumenſtiele glänzen, als ob ſie mit Firniß überzogen wären. Die Frucht iſt hochroth, aber nicht mit Haaren beſetzet, ſondern nur mit einem gefärbten Staube überzogen. Die Aeſte haben eine violetfarbige weiche Rinde, und eine ſtärkere Markröhre, als der vorige. Das Holz iſt dunkler und brauner. Der Saame wird bey uns nicht reif, die Wurzel treibt aber häufige Schößlinge, zumal wenn ſie in einem guten Boden ſteht. Im freyen Lande will der Baum Schutz haben, indem leichtlich die jungen Triebe im Winter wieder abſterben. Es verdienet dieſer vor den vorigen keinen Vorzug. In Amerika werden die Beeren von den Kindern ohne Schaden gegeſſen; ſie ſchmecken ſehr ſauer. Die Indianer ſollen die Blätter ein wenig am Feuer dörren, und ſtatt des Tabacks gebrauchen. Die Beeren können zum Rothfärben gebrauchet werden, und wenn ſie mit Vitriol gekochet worden, geben ſie gleichfalls eine ſchwarze Farbe.

4) Der Canadenſiſche Färberbaum, der Canadenſiſche Sumach, Rhus Canadenſe, wird von Millern und du Roi angeführet, und von den vorherſtehenden unterſchieden. Jedes Blatt iſt gemeiniglich aus eilf eyförmig zugeſpitzten, ein wenig eingekerbten, glatten, oberwärts hellgrünen, unterwärts weißlichen, paarweiſe geſtellten Blättchen zuſammengeſetzet. Auf der untern Fläche laufen ſowohl durch die Mitte, als nach den Seiten große und kleine rothgefärbte Adern, wodurch dieſer niedrige Baum leichtlich kenntlich wird. Er dauert dem Winter über im freyen Lande, und kann durch Ableger und Schößlinge vermehret werden.

Färberbaum, Zeylaniſcher, S. Baumbohne.

Färberblume, gelbe.
S. Genſter.

Färbergraß.
S. Gilbkraut.

Färberkraut.
S. Ochſenzunge, rothe.

Färberkraut, gelbes, S. Zweyzahn.

Färberlappen.
S. Tourneſol.

Färberpfrieme.
S. Genſter.

Färberröthe.
S. Röthe.

Färberſcharte.
S. Schartenkraut.

Fäſchen.

Fäſchen iſt eine Art Mondſchnecken oder vielmehr Schrauben, welche auch den Namen Bienenkörbchen erhalten. Diejenige Mondſchnecke, welche Hr. Müller das Bienenkörbchen genannt, wird unter Wickelkind vorkommen, und damit wegen einerley Namen in den Arten um deſtoweniger keine Verwechſelung ſtatt finde, haben wir auch hier ſtatt Bienenkörbchen das Wort Fäſchen wählen wollen, zumal die beynahe walzenförmige Geſtalt einem Fäſchen und die Windungen den Reifen gleichen. Herr Geoffroi beſchreibt drey Arten.

1) Das große Fäſchen, oder große Bienenkörbchen, Turbo maior. Die Schnecke iſt zwo und eine halbe Linie lang, rothfahl, und ein wenig durchſichtig; ſie endiget ſich nicht mit einer Spitze, ſondern iſt oben ſtumpf und abgerunzelt; die Mündung iſt eyförmig, und mit einem weißen Rande verſehen; mitten in der Mündung zeiget ſich ein blattförmiger weißer Anhang. Man zählet acht oder beynahe neun Windungen. Man findet ſolche in Frankreich unter dem feuchten Moos und den Steinen.

2) Das kleine Fäſchen, oder kleine Bienenkörbchen, Turbo minor. Iſt der vorigen Art völlig ähnlich, nur um die Hälfte kleiner, und zeiget nur ſechs Windungen. Dieſe findet man auch bey uns an bemerkten Oertern. Dieſe Art iſt Turbo muſcorum L. und von Herr Müllern die Moosſchraube genannt worden. Dieſer eriñert auch, wie die Schnecke kaum halb ſo groß als ein Gerſtenkorn und von Farbe grünlichtgelb ſey. Geoffroi giebt die Länge von einer Linie an.

3) Das linksgewundene Fäſchen, Turbo obtuſus peruerſus. Dieſe iſt in Frankreich nicht ſelten, und wird im Mooſe, am Grunde der Mauern und alten Bäumen angetroffen. Die Schnecke iſt drey und eine halbe Linie lang, und kaum über eine Linie breit, gelblich, glatt, walzenförmig, ſtumpf geendiget, und überhaupt der erſten Art ſehr ähnlich. Ihre Windungen aber gehen in gegenſeitiger Richtung, oder von der rechten nach der linken, und die eyförmige Mündung iſt etwas zuſammengedrücket, hat einen weißen dicken Rand, und in der Oeffnung vier weiße Zähne. Wegen der verkehrten Windung könnte man dieſe Art mit der Linkſchale des Müllers Turbo peruerſus L. oder mit der Zahnſchraube, Turbo bidens L. verwechſeln; beyde ſind gleichfalls linksgewundene; die erſte aber hat in der Mündung keine, und die andere zwey Zähnchen. Beyde werden unter den Schrauben vorkommen.

Fäſergewächſe.

S. Aftermoos.

Fagonia.

Tournefort hat dieſes Geſchlecht zum Andenken des D. Fagons, Oberaufſehers der Königlichen Gärten zu Paris alſo genennet. Der Kelch beſteht aus fünf kleinen, abfallenden, lanzenförmigen, aufrechtſtehenden Blättchen, auf welchen die fünf herzförmigen, ausgebreiteten einander ähnlichen Blumenblätter mit ihren langen und zarten Nägeln aufſitzen. Zehn Staubfäden umgeben den fünfeckichten Fruchtkeim, deſſen Griffel ſich mit einem einfachen Staubwege endiget. Das trockne, rundlich zugeſpitzte, fünffächerichte Saamenbehältniß enthält fünf Saamen und öffnet ſich mit zehn Klappen. Herr von Linné führet drey Arten an. Wir erwähnen nur

Die ſtachlichte cretiſche Fagonie, dornichtes Dreyblatt aus Candien, Fagonia cretica, wächſt in Creta; hat eine jährige Wurzel und einen niedrigen fünfeckichten, äſtigen Stängel; die Blätter ſtehen einander gegen über, haben vier ſtachlichte zurückgebogene Anſätze, und beſtehen aus drey lanzenförmigen, flachen und glatten Blättchen. Die einzelnen purpurfärbigen Blumen ſitzen auf kurzen Stielen. Man erzieht ſolche bey uns aus den Saamen, in dem Miſtbeete zur Zierde der Gärten, und hat ſonſt keinen Nutzen. Bringt bey uns ſelten reifen Saamen; kann auch das Verſetzen nicht wohl leiden.

Fahlerz.

Minera argenti griſea, iſt ein derbes, feſtes, ſchweres und graues Silbererz, welches aus Silber, Kupfer, Eiſen, Arſenik und Schwefel beſteht. Das Daliſche Fahlerz, wie Cronſtedt Mineral. S. 169. meldet, ſoll außer dem Silber, Kupfer, Eiſen und Schwefel auch Spießglas enthalten. Dieſes letztere enthält bis ſechs und zwanzig Loth Silber auf jedem Centner, und der Eiſengehalt iſt vier und zwanzig. Das Fahlerz aus den Sächſiſchen Gebirgen, wie auch von der Dorothea zum Claußthal, enthält auf vierzehn Loth Silber. Andere Arten von Fahlerzen, ſo kaum ſechs oder acht Loth Silber geben, gehören unter die Kupfererze. Waller. Mineral. S. 400. nennt dieſe Erzart überhaupt graues Silbererz; er ſaget, daß es dem Weißgülden faſt gleich, doch dunkler, von graulichter Farbe, los und mürbe ſey, und zuweilen zwey bis drey Mark Silber, zugleich Kupfer und Eiſen halte. Er machet von ſelbigem zwo Unterabtheilungen, nämlich 1) Fahlerz. 2) Grauerz. Vom erſtern

ſaget er, daß man es für eine graue Steinart, vielleicht ein in Fahlkupferglas eingeſprengtes und eingemengtes Weisgüldenerz halte; und von dem letztern glaubet er, daß es vielleicht auch von Weißgülden und einigen lichtern Stein oder Erze zuſammengeſetzet ſey. Lehmann Mineral. S. 121. will nur diejenige Art von Fahlerzen für Silbererze erkennen, welche in etliche Mark Gehalt an Silber kommen. Der eigentlichen Beſchaffenheit nach könnte man die Fahlerze, da ſie ärmer an Silber und reicher an Kupfer ſind, eher unter die Kupfer- als Silbererze zählen, doch mit dem Unterſchied, daß man ſie in die Claſſe der ſilberhaltigen Kupfererze ſetze, ſo wie auch einige von den Weißgüldenerzen dahin zu ſetzen ſeyn würden, weil ſelbige oft mehr Kupfer als Silber enthalten.

Fahlkupfererz.

Minera Cupri griſea, iſt ein ſilberhaltiges Kupfererz, welches eine ſchwarzgraue oder graubraune Farbe hat. Der Centner von ſelbigem enthält dreyßig bis vierzig Pfund Kupfer, aber nur etliche Loth Silber; und außer dieſen Schwefel, Arſenik und Eiſen. Waller. Mineral. S. 364. betrachtet es unter dem Weißerz, wovon er zwo Arten angiebt: 1) Weißerz; 2) Fahlkupfererz.

Fahne.

S. Blumenblatt.

Fahrküttel.

S. Schiffsboot.

Fahrten.

Scalae, werden bey den Bergleuten dasjenige genannt, was im gemeinen Leben Leitern heißen, welchen Namen aber die Bergleute, nach ihrer eigenſinnigen Gewohnheit, durchaus nicht leiden wollen. Sie werden gemeiniglich in ganze und halbe eingetheilet, davon jene zwölf Ellen lang ſind, und vier und zwanzig Sproſſen haben; letztere aber betragen ſechs Ellen und haben zwölf Sproſſen. Man bedienet ſich der Fahrten um in den Gruben hinab und heraus zu ſteigen.

Falberſaft.

S. Amberbaum.

Falke.

Dieſe Vögel machen beym Klein die dritte Zunft unter den Raubvögeln aus, die drey Zehen vorne und einen hinten haben. Den Namen Falk, lat. Falco, ſollen ſie von den krummen, ſichelförmigen Klauen, ich wollte faſt lieber von dem ſichelichten Schnabel, haben, womit die mehreſten Falkenarten ganz ſichtlich verſehen ſind. Der Falk iſt an ſich ein bekannter Raub- oder Stoßvogel; aber er wird

wird gleichwohl von vielen mit den kleinern Geyern verwechſelt, und andere geben einigen derſelben den Namen Habicht, ein Name, der eigentlich kein beſonderes Vögelgeſchlecht, oder Vögelart anzeiget, ſondern ein oberer Geſchlechtsname für alle Raub- und Fangvögel iſt. Gleichergeſtalt iſt es ſchwer, die wahren Falken von den Adlern und Geyern zu unterſcheiden; denn Herr Linnäus dehnet den Namen der Falken auch auf die andern Raubvögel aus. Herr Klein bringt in der Kürze die Kennzeichen bey, wie ſich die Falken von den Adlern, Geyern, und Eulen unterſcheiden. Ihr Hals iſt viel kürzer, als der gedachten Vögel ihrer; ihr Schnabel iſt ebenfalls ganz kurz, wird von der Wurzel an ſo fort gekrümmet, und hat einen ſpitzigen Haken; ihre Schenkel ſind zwar befiedert, aber mit ſehr kurzen Federn, daß ſie daher faſt glatt und dünne ſcheinen, und unter den Knieen haben ſie gemeiniglich keine Federn weiter; ihre Füße und Schenkel ſind in Vergleichung ihres Körpers höher, als an andern Raubvögeln; unter den Zehen haben ſie Knötchen. Was ihre Größe anlanget, ſo gehen ſie darinn ſehr von einander ab, auch haben einige längere, über den Schwanz wegragende Flügel, als andere. Die Naturgeſchichte des Falken hat Herr Büffon überaus angenehm entworfen, daraus wir nur die vornehmſten Umſtände entlehnen wollen. Der Falk iſt an ſich ein wilder Vogel und eben ſo ſchwer zu fangen, als zahm, oder vielmehr gelehrig zu machen; denn wirklich zahm wird er niemals. Er hält ſich in den ſteilſten Klippen der höchſten Berge auf, und hier ſuchet er ſich noch die unzugänglichſten Löcher und Klüfte zu ſeinem Aufenthalte aus. Gemeiniglich ſoll er vier Junge im Winter ausbrüten. Sobald die Jungen fliegen können, werden ſie von den Alten aus dem Horſte getrieben, und müſſen für ſich ſelbſt ſorgen. Unter den Stoßvögeln iſt er der allerherzhafteſte. Er ſtößt ſenkrecht mit einer Geſchwindigkeit, die alles übertrifft, und wobey er kaum geſehen werden kann, auf ſeinen Raub, auf Faſanen, als ſeine liebſte Beute, auf andere Vögel, ſogar auf größere, als auf verſchiedene Geyern und Weihen. Daß man ſie ſo häufig auf den hohen Inſeln findet, das ſcheint daher zu kommen, weil die Inſeln nichts anders, als Klippen und hohe Spitzen des Erdreiches ſind, das aus dem Meere hervorraget; vermuthlich aber auch, weil die Inſeln verhältnißmäßig, lange nicht ſo häufig bewohnet, nicht den vielen menſchlichen Geſchäften ſo ausgeſetzet ſind, als das feſte Land, und weil manche unter

ihnen noch dazu höhe Berge nnd Felsklippen haben. Der gemeine Falk iſt etwa ſo groß als eine Henne, das Männchen jedoch kleiner. Da der Falk immer in ſeiner einſamen Freyheit lebet, ſo ſind ſeine Abänderungen nicht ſo mannigfaltig, als man ſich vorſtellet. Die Schriftſteller von der Falknerey, denen auch Hr. Büffon geneigt iſt, theilen die Falkenzunft nur in zwo Hauptgattungen, in den edlen oder deutſchen, und in den fremden oder Wanderfalken. Alle übrige Abänderungen ſollen zu einer von dieſen Arten gehören. Dabey verbeſſert Herr Büffon die neunzehn Gattungen der Falken des Briſſons, und bringt ſie auf viere, nämlich den gemeinen, den Wander- den brittiſchen Falken, und die roſtfarbige Weihe. Und auch unter dieſen finden ſich nur zwo wirkliche Falkengattungen. Der edle Falke muß jung aus dem Neſte genommen und aufgezogen werden; fängt man ſie ſpäter, z. E. im neunten oder zehnten Monath ihres Alters, ſo ſind ſie ſchon zu ſehr an ihre Freyheit gewöhnet, und werden niemals recht folgſam. Die Wanderfalken hergegen werden auf ihrer Reiſe und Zuge, vornehmlich auf Inſeln oder ſteilen Ufern des Meeres gefangen, und ſind viel folgſamer, gelehriger, und geſchickter, als die erſtern. Die Falken haben insgeſammt ein ſehr ſcharfes Geſicht. Ihr Körper hat wenig Fleiſch, aber deſto mehr Sehnen und Nerven. Ihr ganzer Bau iſt hiernächſt ſo beſchaffen, daß ſie ſich in der Höhe aufhalten, ihren Raub von weiten erkennen, ſenkrecht mit entſetzlicher Schnelligkeit auf ihn herabſtoßen, und mit ſich fortführen können. Die Kunſt, ſie abzurichten und ſich ihrer bey der Baize mit mancherley Vögeln zu bedienen, hat viel annehmliches; iſt aber nicht für gegenwärtigen Endzweck. Die Abarten der Falken werden bey den Syſtematikern ſonder Zweifel zur Unzeit gehäufet; worinn wir dem Herrn Büffon allerdings beypflichten. Klein führet ihrer fünf und dreyßig an, und zählet dahin die Würger, die Sperber, nebſt andern Stoßvögeln, deren etliche dem Anſcheine nach unter verſchiedenen Namen doppelt vorkommen. Die vornehmſten ſollen hier angeführet werden, und andere berühren wir unter ihren gewöhnlichen Namen. 1) Der Geierfalk, Gyrfalk, Falco vulturinus. Der Schnabel ſtark, dick und kurz, Rücken und Flügel braun, bey andern aſchgrau ins weiße fallend, mit ſchwarzen Flecken gezieret, die Füße hellblau. Er iſt der vornehmſte unter allen Falken, und der größte; hat die Größe des Taubengeiers. Die Flügel reichen faſt bis an die Spitze des Schwanzes. Er iſt in Island ſehr gemein; doch auch in allen kalten nördlichen

lichen Gegenden Europens und Aſiens zu Hauſe. Nach dem Adler iſt er der ſtärkſte unter allen Raubvögeln, und ſtößt mit gutem Erfolge auf den Storch, Reiger, Kranich und auf die Haſen. Büffon will ihrer drey Arten annehmen, den Isländiſchen, den Norwegiſchen und den weißen Geyerfalken. 2) Der Sackerfalk, heiliger Falk, Falco ſacer, den Herr Büffon nicht gern zu den Falken, ſondern gleich zu, oder gleich nach den Würgern, geſetzet haben will. Er nennt ihn den brittiſchen Falken. Er kömmt dem Geyerfalken am nächſten, iſt etwas kleiner, aber ſtark und ſchnell. Der Kopf aſchgrau, der Leib rothbraun und rauchfarbig, die Füße blau, der Schwanz mit krummen Streifen gezieret, und etwas länger als beym Geyerfalken. Dieſe zwo Arten werden ſonderlich bey der Kranich- und Reigerbaize gebrauchet. Er läßt ſich auch gewöhnen auf Trappen, Faſanen, Rebhühner, Haſen und allerley Wildpret zu ſtoßen. 3) Edler Falk, deutſcher Falk, Wanderfalk, Falco gentilis, Falco migrator. Er iſt eigentlich nichts anders als der gemeine Falke, und nur alsdenn edel, wenn er abgerichtet iſt. Diejenigen, welche hierinn genau unterrichtet ſeyn wollen, geben von dieſem Falken folgende Abänderungen an, woraus ſich in den nachſtehenden Arten manches erklären läßt: den eigentlichen gemeinen Falken, den weißen, den gefleckten, den Isländiſchen, den Brittiſchen, den Pilgrims- und den Bergfalken. 4) Der Barbarfalke, Falco tunetanus, punicus, weiß und geflecket, ſchwarzer Schnabel und gelbe Füße. Urſprünglich aus Afrika und der Barbarey um Tunis. Er iſt nicht groß, aber ſtark und verfolget tapfer ſeinen Raub. 5) Weißer Falk, Falco albus, gelb geflecket, kömmt aus Rußland und Island. 6) Lerchenfalk, Baumfalk, Schwimmer, Falco varius, alaudarum. Iſt unter allen Falken am ſchönſten gezeichnet, inſonderheit am Kopfe und Halſe, mit ſchwarzen, gelben, röthlichten, weißen und grauen Farben. Schnabel blau, die Füße gelb. Die Flügel kürzer als der Schwanz. Er fliegt in der Luft, als wenn er ſchwämme, ſo ſtill und unbeweglich erhält er ſich. 7) Der Sperber, Falco Aeſalon. 8) Taubenfalk, Falco palumbarius. Lang und geſtrecket, hat einen dunkelblauen Schnabel, gelbe Füße, Bruſt und Bauch weiß, mit ſchwarzen wellenförmigen Querſtreifen, Flügel kürzer als der Schwanz. Die Engländer nennen ihn Gänſehabicht. Hieher auch Edwards gefleckter Falk. Iſt nur klein, aber muthig. Kömmt aus Carolina. 9) Bußhart, Mauſefalk, Buteo, ſo groß als ein Faſan, hat

hat lange Schenkel, kürzere, doch ſtarke Beine, und iſt etwas unter den Knieen befedert, Zähen ſind gelb; der hintere Fänger der größte. Tauget nicht zur Jagd. 9) Scheerſchwänzel, Falco cauda forcipata. Iſt ein Waſſerfalk. Hat einen gabelförmigen Schwanz, woran er unter andern Falken zu erkennen iſt. 11) Bergfalk, Falco montanus, aſchfarbig, mit etwas ſchwarz gemiſchet, ſtarke Beine, knotichte Fänger und ſchwarze Nägel. Er iſt eine wilde Art, lebet und niſtet nur auf einſamen Felſen. Außer dieſen vornehmſten Arten, denen wir noch den ſchwarzen Falken beyfügen, hat Herr Klein noch unterſchiedliche Abänderungen, die wir bloß dem Namen nach herſetzen: großer Schlachter, Falco lanarius. Wannenweher, Graukopf, Tinnunculus. Mauerfalk, Falco murorum. Schwalbenfalk, Falco Peruuianus. Buntroſtiger Falk, Falco aeruginoſus. Kalotchenfalk, Accipiter minor. Buntſchwänzel, Caroliniſcher Taubenfalk, Falco Carolinienſis. Blaufuß, aſchfarbener Bergfalk, Falco Cyanopus. Weißköpfichter Blaufuß, Falco piſcator cyanopus. Bleyfalk; Finkenfalk; Goldfuß mit ſchwarzem Schnabel, Falco manibus aureis. Indianiſcher Sperber. Verſchiedene Neuntödter, Lanius maior, minor, minimus; und verſchiedene Würger. Vom Auslernen der Falken, und von der Art ſich ihrer bey der Jagd und bey der Baize zu bedienen, muß man die Schriftſteller hierüber nachſehen. Man wird auch in Herrn Büffons Vögelhiſtorie nach der Martiniſchen Ueberſetzung bereits vielen Unterricht hiervon finden.

Falke, Falcone in Sicilien, ein fliegender Fiſch, eine Meerſchwalbe, Hirundo des Gesners, bey andern Miluus, Miluipira oder Pirapebe, des Marcgravs; Trigla volitans, Linn. gen. 172. ſp. 9. Müllers fliegender Fiſch unter ſeinen Seehähnen, ſ. Kleins Küraſſirer, Cataphractus II.

Fallkraut.

Arnica L. Da dieſer deutſche Name, eben ſowohl als Wollverley, welchen Dietrich angenommen, nur der einen, in der Arzneykunſt gebräuchlichen, Art zukommt, haben wir ſolchen lieber zum Geſchlechtsnamen machen wollen. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus vielen lanzenförmigen, in zwo Reihen übereinander liegenden Blättchen. Die zungenförmigen, langen, am Ende dreyfach eingekerbten Randblümchen ſind zwar weiblich, ſitzen auf dem länglichten Fruchtkeim, und haben einen einfachen Griffel mit einem doppelten Staubwege, zugleich aber auch fünf Staubfä

den

den, woran aber keine Staubbeutel befindlich ſind. Die dicht bey einander geſtellten Blümchen der Scheibe ſind röhrenförmig, fünffach, zuweilen auch nur dreyfach eingekerbet, und Zwitter; der verwachſene, walzenförmige Staubbeutel ruhet auf fünf kurzen Staubfäden, und umgiebt den Griffel mit doppelten Staubwege. Alle Blümchen laſſen einen länglichten Saamen zurück, welcher auf dem nackenden Blumenbette ſitzt und mit einer langen Haarkrone beſetzet iſt. Herr von Linné hat ſieben Arten; wir bemerken davon

1) Das glatte ganzblättrige Fallkraut, Wollverley, Engelstrankwurzel, Johannisblume, Mutterwurz, Bergwegebreit, Laugenkraut, Marienkraut, Schmeerblume, Waldblume, Luciankraut, Aliſma Matth. Arnica officin. Arnica montana L. wächſt auf den Alpen, aber auch bey uns hin und wieder auf erhabenen Wieſen, und blühet im Juli. Aus einer etwas dicken, faſrichten Wurzel erwachſen einige Blätter und ein runder, wenig haarichter, einen bis anderthalb Schuh hoher Stängel, welcher ſich mit einer einzigen goldgelben, anſehnlichen, geſtrahlten Blume endiget. Gemeiniglich bleibt ſelbiger ohne Aeſte, und iſt nur mit zweyen, einander gegenüber geſtellten Blättern beſetzet. Die Wurzel- und Stängelblätter ſind einander völlig ähnlich, dicht und gleichſam hart, blaßgelblicht grün, eyförmig, und am Rande völlig ganz, und mit drey oder fünf Adern der Länge nach bezeichnet. Auf den Staubfäden der Randblümchen haben wir zuweilen wahre Staubbeutel wahrgenommen. Man hat ehedem verſchiedene andere Pflanzen für das wahre Fallkraut ausgegeben, auch geglaubet, daß dieſe nur in Böhmen und bey Plauen im Voigtlande anzutreffen ſey. Sie wächſt aber auch hier um Wittenberg häufig, und in mehrern Orten Deutſchlands. Die vortrefflichen Eigenſchaften derſelben hat man erſt in dieſem Jahrhunderte, ſonderlich durch die Berliniſchen und Breßlauiſchen Aerzte kennen lernen. Wurzel, Blume und Blätter ſind von einerley Wirkung, doch werden gemeiniglich nur die beyden letzten gebrauchet. Daß das Erbrechen, welches zuweilen bey dem Gebrauche erfolget, von dem wollichten Weſen der Fruchtkeime entſtehe, iſt ungegründet. Auch die Blätter können dieſe Wirkung erregen. Die Pflanze hat keinen, oder doch nur ſehr ſchwachen Geruch, aber einen deſto ſchärfern Geſchmack; wie denn auch das Pulver von getrockneten Blumen und Blättern leichtlich Nieſen erreget. Im Journal Oeconomique 1755. wird ſie daher Tabac de Voges

 genannt,

genannt; da ſie auch leicht Eckel, Bangigkeit, und Erbrechen erwecket, iſt der Gebrauch, ſonderlich bey zärtlichen Perſonen, vorſichtig einzurichten. Sie löſet die ſtockenden Säfte auf, und zertheilet das, aus ſeinen Gefäßen gebrachte und ſtockende, Geblüthe kräftig. Und da dieſes ſonderlich nach Stoßen, Schlagen, und Fallen geſchieht, hat ſie auch den Nämen Fallkraut mit recht erhalten. Nicht allein aber in dieſen Fällen, ſondern bey verſchiedenen andern Krankheiten kann ſie nützlich verordnet werden; als bey Verhaltung det monathlichen Reinigung und überhaupt, wo das Geblüthe ſtocket, und in den Gefäßen nicht gehörig beweget wird, ſie treibt auch Urin und Schweiß, wird auch bey der reißenden Gicht und der Lähmung gelobet. Sie wirket, ſo zu reden, auf eine augenſcheinliche Weiſe, indem nicht ſelten dadurch an dem leidenden Orte ſtarke Schmerzen erreget werden. Man bedienet ſich der Blätter und Blumen als einen Thee, oder auch in Waſſer oder Bier gekochet, trinket hiervon wenig auf einmal, und wiederholet den Gebrauch öfters, damit nicht Beängſtigung und Erbrechen entſtehe. In vielen Apotheken wird ſtatt dieſer Pflanze der Ruhralant verkaufet, welcher aber dem wahren Fallkraute gar nicht gleich zu ſchätzen. Die Kühe ſollen dieſes nicht berühren, die Ziegen aber gern freſſen.

2) Das Scorpionartige Fallkraut, Doronicum radice Scorpii, Arnica ſcorpioides L. Die daurende, dicke Wurzel beſteht aus verſchiedenen Gelenken und treibt viele fleiſchichte, gewundene Nebenſchößlinge. Die Wurzelblätter ruhen auf langen Stielen, die am einblümigen Stängel aber befindlichen ſitzen platt auf, und ſind wechſelsweiſe geſtellet. Alle ſind eyförmig, mehr oder weniger eingekerbet, dunkelgrün, weiß, und haaricht anzufühlen, die große Blume iſt gelb. Man ſoll dieſe nicht mit der Gemſenwurzel, Doronicum, verwechſeln. Wächſt in der Schweitz, Oeſterreich und Böhmen, und kann ohne alle Wartung in unſern Gärten erzogen werden. Die übrigen Arten werden bey uns ſelten vorkommen.

Das nahverwandte Geſchlecht, die Gemſenwurzel, unterſcheidet ſich vornehmlich durch die Saamen, indem diejenigen, welche nach den Randblümchen folgen, keine Haarkrone haben, ſondern nur diejenigen, ſo auf der Scheibe ſitzen, mit dergleichen verſehen ſind.

Fallkraut, waſſer, S. Alant.

Faltenblume.

S. Winde.

Faltenklappe.

S. Lazarusklappe.

Faltenſchwamm.

Eluela oder Heluela L. unterſcheidet ſich von andern Geſchlechtern der Schwämme, durch einen unregelmäßigen, aufgeſtülpten, zugeſpitzten, und oben und unten glatten Hut. Herr von Linné hat nur zwo Arten, als

1) Den geſtielten Faltenſchwamm. Dieſer hat die Geſtalt einer Biſchoffshaube, und daher auch den Namen Biſchoffsmütze erhalten, Heluela mitra Linn. Einige nennen ſolche auch Morchelſchwamm, falſche Morchel, und pflegen ſolche friſch und getrocknet zu eſſen. Er ſchmecket aber viel ſchlechter als die wahre Morchel. Er wächſt auf faulen Baumſtämmen.

2) Den ungeſtielten Faltenſchwamm, Heluela Pineti Linn. Wächſt gemeiniglich auf der Tanne und Fichte. Herr Hofrath Gleditſch vereiniget in dem Geſchlechte Eluela alle diejenigen gewundenen, oder ausgehöhlten Schwämme, welche auf der ganzen Oberfläche, nur den Stiel, wenn dergleichen zugegen iſt, ausgenommen, mit den Fruchttheilen beſetzet ſind, und ſieht dabey gar nicht auf die verſchiedene Geſtalt der Schwämme, daher derſelbe hierunter verſchiedene begreift, welche die Herrn Linné und Haller zu andern Geſchlechtern gerechnet haben. Den geſtielten Faltenſchwamm nennet derſelbe einen morchelartigen Schwamm, deſſen herunterwärts gezogene und krausfalticht zerſchnittene Haut ein Hütlein vorſtellet, mit einem hohlen, geſtreiften und riſſichten Stiele, und bemerket davon fünf Sorten oder Spielarten, als 1) mit dunkelgelben Hute und gleichfärbigen Stiele; 2) mit ſchwarzen Hute und weißlichen Stiele; 3) mit braunen Hute und glatten dünnen Stiele; 4) mit dunkelbraunen Hütchen, faſt ohne Stiel, und 5) einen kleinen morchelartigen Schwamm, deſſen getheilte und herunterwärts zuſammengefaltene Haut ein doppelt zugeſpitztes Hütlein vorſtellet, unterſcheidet aber davon als eine wahre Art eine gemeine Morchel oder Maurachen, welche zwar der erſten Art ziemlich ähnlich, dadurch aber verſchieden iſt, daß die gewundene Haut ſich unterwärts breit und gefranzet zeiget, und ein ungleiches Hütchen vorſtellet. Auch dieſe Art wird friſch und getrocknet verkaufet und verſpeiſet, ſoll aber nicht mit den wahren Morcheln verwechſelt werden.

Falx.

Meerhaube, Taenia, ſ. Kleins Aalbaſtart, Enchelyopus, 9 und unſern Artiel I. 36.

Falzblume.

Falzblume iſt nach dem Nomenclator Micropus L. Dieſes Geſchlecht hat mit der Rheinblume oder Ruhrkraut viel ähnliches, daher auch den Namen unächtes Ruhrkraut erhalten. Es gehöret alſo zu den zuſammengeſetzten Blumen. Der gemeinſchaftliche Kelch iſt doppelt; der untere beſteht aus fünf kleinen Blättchen, der innere aber aus fünf großen, der Länge nach zuſammengefalteten Blättern. Am Rande ſtehen fünf nackende weibliche Blümchen, welche von den gefaltenen Kelchblättchen umſchloſſen ſind, und aus dem Fruchtkeime beſtehen, an deſſen innern Seite der Griffel mit ſeinem zarten getheilten Staubwege anſitzet; wie denn auch der darauf folgende Saame von dieſen Kelchblättchen eingewickelt iſt. Auf der Scheibe ſieht man ohngefähr zehn trichterförmige Zwitterblümchen mit ihrem verwachſenen walzenförmigen Staubbeutel und einen Griffel, bey welchen aber der Fruchtkeim unvollkommen iſt, und welche auch keinen Saamen nach ſich laſſen. Das kleine Blumenbette iſt am Rande mit kleinen Spelzen beſetzet, welche aber nur zu den weiblichen Blümchen gehören.

1) Die geſtreckte Falzblume, supinus L. wächſt in Portugall an der See; die jährige Wurzel treibt kriechende Stängel, welche mit kleinen, eyförmigen, ſilberfärbigen Blättern beſetzet ſind. Die kleinen, weißen Blumen kommen aus dem Winkel der Aeſte traubenförmig hervor. Man erzieht dieſes Pflänzchen auf dem Miſtbeete, erhält aber ſelten reifen Saamen.

2) Die aufrechtſtehende Falzblume, erectus Linn. wird bey uns nicht gebauet.

Farbe.

S. Licht.

Farben, mineraliſche.

Colores minerales. Mineraliſche Farben ſind diejenigen färbenden Körper, welche aus dem Mineralreiche erhalten und zur Malerey oder von verſchiedenen andern Künſtlern und Arbeitern zum äußerlichen Anſtrich der Körper und zu vielen andern Arbeiten gebrauchet werden. Dieſe Farben beſtehen entweder aus bloß aufgelößten metalliſchen Theilen, oder aus dieſen und mit andern unmetalliſchen erdichten Theilen vermiſchet.

Die bekannteſten und gebräuchlichſten Erdarten, ſind 1) Röthelerde, Engliſcheerde, welches eine rothe eiſenhaltige thonichte Stauberde iſt; 2) Umber, oder Umbraerde, wohin auch die ſchwarzbraune Cöllniſche Erde gehöret; dieſe iſt eine dunkelbraune fette Erde, welche aus einem, mit Erde und fet-

fettichten Theilen vermiſchten, Eiſenocher beſteht; 3) Braunröthe, Engliſch Braunroth iſt eine braune mit aufgelößten Eiſentheilen vermiſchte Kreidenerde; 4) Veroneſererde, Terreverde, grüne Kreide, ſcheint eine mit aufgelößten Kupfertheilen vermiſchte Kreide oder Kalcherde zu ſeyn; 5) verſchiedene gelblicht, bräunlicht, röthlicht und grünlicht gefärbte Thon- und Bolusarten, ſo größtentheils aus Thonerde mit aufgelößten Eiſen oder auch Kupfer vermiſchet beſtehen; 6) Ultramarin; dieſe koſtbare blaue Farbe iſt zwar keine eigentliche Erdfarbe zu nennen, muß aber doch wegen der vielen bey ſich habenden unmetalliſchen Erdtheile, ſo mit Kupfer genau gemiſchet ſind, eher zu den Erdfarben als metalliſchen Farben gezählet werden; es wird dieſelbe aus dem feinen pulveriſirten Laſurſteine bereitet; 7) das aus dem armeniſchen Steine bereitete Bergblau gehöret auf gleiche Weiſe, wie das Ultramarin zu den Erdfarben, indem der Stein, woraus es bereitet wird, größtentheils aus einer alkaliſchen Erde oder Spat beſteht, ſo mit aufgelößtem Kupfer vermiſchet iſt. Dieſes ächte und koſtbare Bergblau oder Aſurblau iſt von dem gemeinen Bergblau unterſchieden, indem dieſes letztere eine mit aufgelößtem Kupfer vermiſchte Kalcherde iſt. Dieſes Bergblau iſt die gewöhnlichſte Art, und auch von einer andern Art Bergblau unterſchieden, welches faſt nichts anders als ein aufgelößtes niedergeſchlagenes Kupfer iſt, ſo mit etwas wenig Kalcherde vermiſchet iſt.

Unter den metalliſchen Farben, welche aus einer metalliſchen Erde beſtehen, und nur bisweilen etwas weniges von einer unmetalliſchen Erde bey ſich führen, ſind die bekannteſten folgende: 1) das jetzt erwähnte Bergblau, ſo größtentheils aus aufgelößten und niedergeſchlagenen Kupfer beſteht, und bisweilen nur etwas weniges von einer Kalcherde bey ſich hat; 2) Berggrün, ſo durch das Verwaſchen derer mit Kupfergrün beſchlagenen Kupfererze in Ungarn geſammelt wird; 3) Bergzinnober, welcher aus Schwefel und Queckſilber beſteht, und durch das Reiben vorzüglich mit Waſſer eine ſchöne rothe Farbe giebt; 4) verſchiedene gelbe und rothe oder braunrothe Ochers, welche aus bloßen aufgelößten Eiſen beſtehen, und faſt nichts von einer unmetalliſchen Erde bey ſich führen; dieſe Ochers ſind von den gemeinen etwas unterſchieden und kommen nicht ſo häufig vor; 5) Blaue Eiſenerde, natürliches Berlinerblau, iſt ein aufgelößtes und niedergeſchlagenes und mit brennbaren Theilen vereinigtes Eiſen. 6) Operment, Auripigment, iſt eine grünlichtgelbe Farbe, welche aus

Schwefel und Arſenik beſteht; 7) Rauſchgelb, rother Arſenik, iſt eine gelbrothe Farbe, ſo wie die vorhergehende aus Schwefel und Arſenik beſteht, doch etwas mehr Schwefel, als das Operment, hat.

Außer dieſen metalliſchen Farben, zu deren Erzeugung oder Erhaltung die Kunſt, außer dem Reiben und Schlemmen, nichts beyträgt, giebt es noch viele andere metalliſche Farben, welche nicht anders als vermittelſt der Kunſt aus den metalliſchen Subſtanzen erhalten werden. Die bekannteſten ſind; 1) Purpur, welcher aus dem Golde gemachet wird, ſo man in Goldſcheidewaſſer aufloͤſet, und mit dem gleichfalls im Goldſcheidewaſſer aufgeloͤßten Zinn niederſchlaͤgt. Dieſer niedergeſchlagne Goldkalch hat, wenn er getrocknet worden, eine dunkle roͤthlichtbraune Farbe. Er wird vorzuͤglich beym Emailiren gebrauchet, woſelbſt er eine ſchoͤne rothe Farbe giebt. 2) Mennige, iſt ein hellrother Bleykalch; das Bley wird erſt zu Aſche gebrañt, welche bey einem ſtaͤrkern Calcinirfeuer gelb, und endlich bey einem ſtarken Reverberirfeuer roth wird. Sie wird beym Malen, Emailiren und Glasmachen gebrauchet. 3) Bleyweiß, iſt auch ein Bleykalch von einer weißen Farbe. Das Bley wird zu duͤnnen Platten gegoſſen, alsdenn uͤber Eſſig geleget, und vermittelſt deſſelben Dampfes in einen weißen Roſt zerfreſſen. Das Schieferweiß iſt eigentlich mit dem Bleyweiß einerley, und nichts anders als die calcinirte Bleyplatte, welche in groͤßere oder kleinere Stuͤcke zerbrochen iſt. Wird daſſelbe zerſtoßen, mit Waſſer zu einer Maſſe gemachet und getrocknet, ſo heißt daſſelbe Bleyweiß. Ein anderes Schieferweiß wird, wie das Bleyweiß, vermittelſt des Eſſigs aus Zinn gemachet. 4) Bleygelb, Maßicot, iſt ebenfalls ein Bleykalch, und wird erhalten, wenn zu Aſche verbranntes Bley ſo lange in einem Calcinirfeuer erhalten wird, bis es eine gelbe Farbe erhalten. 5) Kuͤnſtlicher Zinnober, giebt, wie der Bergzinnober, mit dem er, den Beſtandtheilen nach, uͤbereinkoͤmt, eine helle rothe Farbe, und wird aus Queckſilber und Schwefel durch die Sublimation gemachet, und alsdenn mit Waſſer zu einem zarten rothen Pulver gerieben. 6) Blaue Farbe, blaue Staͤrke, wird aus calcinirtem Kobolt, Sand und Pottaſche bereitet, welche mit einander geſchmolzen ein dunkelblaues Glas geben, das man zu einem feinen Pulver reibt. 7) Verſchiedene rothe, rothbraune, braune und braungelbe Farben aus Eiſen und Eiſenvitriol. Die Mannichfaltigkeit dieſer Farben beruht auf der Verſchiedenheit der Calcination des Eiſenvitriols, wie auch

auch auf der Verſchiedenheit der Aufloͤſung, des Niederſchlagens und Calcinirung des Eiſens. 7) Gruͤnſpan und andere gruͤne Farben aus Kupfer und Kupfervitriol; den Gruͤnſpan erhaͤlt man, wenn Kupferplatten mit ausgetretenen Weinbeeren feucht bedecket, und ſo lange ruhig bleiben, bis das Kupfer in einen gruͤnen Roſt zerfreſſen iſt. Andere gruͤne Farben erhaͤlt man aus Kupfer, wenn es in verſchiedenen, vornehmlich mineraliſchen Sauren aufgeloͤſet und mit Pottaſche oder einem Alkali niedergeſchlagen wird, ingleichen wenn man Kupfervitriol im Waſſer aufloͤſet und mit einem Alkali oder einer alkaliſchen Erde niederſchlaͤgt, welche letztern, naͤmlich die aus Kupfervitriol erhaltenen gruͤnen Farben, dauerhafter als der Gruͤnſpan ſind. 9) Saffranfarbiger Spießglaskalch, wird durch das Verpuffen aus gleichen Theilen Spießglas und Salpeter erhalten. Die ausgelaugte, getrocknete und klar geriebene Maſſe giebt eine ſafrangelbe Farbe, welche, nachdem ſie verſchiedentlich behandelt wird, ſowohl hoch als licht gelbe Farben giebt. 10) Muſchelgold wird aus den Flittern gemachet, welche bey Bereitung des Blattgoldes abfallen. Auf eben die Art wird auch das unaͤchte Muſchelgold gemachet, welches man bey der Bereitung des aus Meſſing bereiteten Metallgoldes oder unaͤchten Blattgoldes erhaͤlt. 11) Muſchelſilber, wird, wie das Muſchelgold, aus den Flittern gemachet, welche bey Bereitung des Blattſilbers abfallen. Von dem Muſchelgolde und Muſchelſilber iſt 12) das Malergold und Malerſilber unterſchieden; indem jenes aus einer Vermiſchung von Zinn, Queckſilber, Salmiak und Schwefel bereitet wird, welche man der Sublimation unterwirft, da denn dasjenige, was auf dem Boden des Gefaͤßes liegen bleibt, Malergold genannt wird. Das Malerſilber wird aus einer Vermiſchung von Zinn, Wißmuth und Queckſilber bereitet.

Alle dieſe Farben werden theils von den Oel- theils auch von den Email- und andern Malern gebrauchet. Es bedienen ſich aber auch derſelben zum Theil die Toͤpfer und andere Kuͤnſtler und Handwerker, wovon bey jeder Farbe unter dem gehoͤrigen Artikel ausfuͤhrlicher gehandelt wird.

Faren.

Cyprinus Farenus, Linn. gen. 189. ſp. 30. nach dem Artedi eine Gattung von Karpfen, die beſonders in dem großen Schwediſchen See, dem Meler, gefunden werden, ſ. Karpfen.

Farnkraut.

Filix. Unter dieſem Namen be-

greifen die neuern Schriftſteller nicht nur einige Arten, oder ein einziges Geſchlecht, ſondern vielmehr eine ganze Familie von Pflanzen, welche in verſchiedenen Stücken eine große Aehnlichkeit unter ſich haben, von andern aber gänzlich unterſchieden ſind. Sie gehören zwar zu denjenigen, deren Blumen unvollkommen, oder deren Geſchlechter unkenntlich und verborgen ſind, cryptogamiae plantae, haben aber doch ſchon einige Verwandſchaft mit den vollkommnen, indem ſelbige wirklich Saamen tragen, und dadurch fortgepflanzet werden können. Die meiſten Farnkräuter haben folgende Eigenſchaften mit einander gemein. Sie wachſen meiſtentheils an ſchattichten, feuchten Oertern der Wälder, und auf alten Mauern. Aus der Wurzel treibt ein oder mehrere Stiele, welche Blätter von verſchiedener Geſtalt tragen. Der Stiel hat bey dieſen Pflanzen den Namen Stipes erhalten, und könnte im Deutſchen Strunk genannt werden. Es iſt ſelbiger bey vielen dreyeckicht, auf der innerlichen Seite ausgefurchet, und am untern Theile, ſonderlich bey jungen Pflanzen, mit einigen dürren Schuppen beſetzet. Das darauf ruhende Blatt wird Frons genannt, und iſt öfters einfach, ganz oder zerſchnitten, öfters auch zuſammengeſetzet. Wenn dieſe Blätter mit ihren Stielen aus der Erde hervorbrechen, ſind ſie ſchneckenweiſe in einen Knaul gewunden, und dehnen ſich nach und nach aus. Sie ſind mehr trocken als ſaftig, und daher mag es wohl geſchehen, daß ſich dieſe häufiger, als andere Pflanzenblätter in Schiefer abdrucken. Die Befruchtungstheile, oder die Früchte ſelbſt beſtehen aus vielen Köpfchen, welche entweder unter ſich eine beſondere Aehre abbilden, oder, wie bey den meiſten geſchieht, auf der hintern Fläche der Blätter ſitzen, und daher ſind dieſe Pflanzen dorſiferae oder epiphyllospermae genannt worden. Verſchiedene darunter, ſonderlich diejenigen, welche zarte Stiele haben, werden Haarpflanzen, plantae capillares genannt. Dieſe Köpfchen ſtehen entweder einzeln, oder verſchiedene derſelben ſtellen eine Linie vor, oder ſelbige bedecken auch die ganze Fläche des Blattes. Betrachtet man dieſe Fruchtknöpfchen durch das Vergrößerungsglas, ſo erſcheinen ſie rundlich, geſtielet, und öfters mit einer beſondern Einwickelung bedecket, und mit einem Ringe genau umgeben. Dieſer Ring zeiget viele Gelenke, und beſteht aus kleinen, mit einander vereinigten Kügelchen, daher man ſelbigen mit einem Roſenkranze oder Paternoſter zu vergleichen pfleget. Dieſer Ring äußert eine Federkraft, und wenn das Fruchtköpfchen zu vertrocknen anfängt,

anfängt, ſondert ſich ſelbiger von dieſem ab, und äußert ſeine Kraft, ſich aus einem Cirkel in die Länge auszudehnen, worauf das Fruchtknöpfchen entweder der Länge oder Breite nach zerſpringt, und durch die wechſelsweiſe Zuſammenziehung und Ausdehnung des Ringes ausgeleret wird. Nach der Auslerung zieht ſich der Ring wiederum etwas zuſammen, und das Fruchtknöpfchen erhält ſeine vorige Geſtalt. In dieſem liegen entweder einzelne, oder mehrere Saamen, welche aber nur einem Staube ähnlich ſind. Die ganze Einrichtung dieſer Fruchtknöpfchen iſt noch unbekannt. Daß dieſer Staub ein wirklicher Saame ſey, iſt gar nicht mehr zu zweifeln, doch geht ſolcher nur im feuchten Mooße, nicht aber in der gröbern Erde auf; ob aber etwas, den Staubbeuteln und Staubwegen ähnliches hier vorkomme, iſt gar nicht zu beſtimmen. Herr Oeder leget den Naturforſchern eine beſondere Frage vor, S. Einleitung S. 360. Wie, ſchreibt er, wenn in den Arten, wo das Köpfchen mit dem paternoſterförmigen Ringe, oder Reifen umgeben iſt, die Kügelchen des Ringes die Stelle der Staubbeutel verträten, in den Köpfchen ſelbſt aber der Saame enthalten wäre, und die Befruchtung geſchähe, indem die Schale des Köpfchens aufſpringt? und wie, wenn in den andern, wo kein Ring vorhanden iſt, der befruchtende Staub neben den Saamen in dem nämlichen Köpfchen läge? Vielleicht könnte man dieſe Köpfchen mit den Feigen vergleichen, bey welchen die Werkzeuge von beyderley Geſchlechte beyſammen in einem Behältniſſe eingeſchloſſen liegen, und die Befruchtung im verborgenen geſchieht. Geruch, Geſchmack und Wirkung ſind bey verſchiedenen Gattungen merklich verſchieden, faſt alle aber geben, wenn ſie verbrannt werden, viel feuerbeſtändiges Laugenſalz. Außer dem Kannenkraute, welches Herr von Linné unter die Farnkräuter geſetzet, obgleich dieſes mit ſeinen Arten von jenen merklich unterſchieden iſt, gehören hieher verſchiedene Geſchlechter, welche man beſſer nach der Lage und Ordnung der Fruchtköpfchen, als nach der Geſtalt der Blätter, wie ehedem geſchehen, von einander unterſcheidet. Wir wollen dieſe kürzlich hier anführen, von den bekannteſten aber an ſeinem Orte auch beſonders handeln. Bey den vier erſten Geſchlechtern ſitzen die Fruchttheile nicht auf den Blättern, ſondern auf beſondern Stielen, und bilden

1) bey dem Kannenkraute eine einfache Aehre.

2) bey dem Fühlfarn einen zweyzeiligen Büſchel, oder büſchelförmige, zweyzeilige Aehre.

3) bey

3) bey dem Natterzünglein eine einfache, zweyzeilige, mit Gelenken verſehene Aehre.

4) bey dem Traubenfarn eine in Aeſte getheilte Aehre.

Bey den folgenden ſitzen dieſe auf der hintern Fläche des Blattes, nämlich

5) bey dem vollblühenden Farn nehmen ſie das ganze Blatt ein, und bedecken ſolches faſt gänzlich.

6) beym Saumfarn ſitzen ſie linienweiſe an dem Rande.

7) bey dem Ribbenfarn ſitzen ſelbige linienweiſe an der Ribbe des Blattes, und haben mit dieſer gleiche Richtung.

8) bey dem Gitterfarn laufen die Linien unter einander, durchkreuzen ſich, und erſcheinen gleichſam äſtig.

9) Buchtenfarn zeiget auch Linien, welche unter den Buchten des Blattes liegen; da hingegen

10) beym Milzkraute ſelbige in der Mitte des Blattes ſich in verſchiedenen Richtungen zeigen.

11) Engelſüß, zeiget auf den Blättern nur rundliche Puncte.

12) Frauenhaar nur kleine Flecke, welche am Ende des Blattes unter dem eingeſchlagenen Rande deſſelben ſitzen.

13) Knöpfchenfarn treibt aus dem Rande des Blattes ſeine Köpfchen.

Die drey letzten Geſchlechter haben, wie das Kannenkraut, ein anderes Anſehn, unterſcheiden ſich auch durch eine andere Beſchaffenheit der Befruchtungswerkzeuge. Man nimmt männliche und weibliche Blüthen an.

14) Bey dem Marſiliſchen Farnkraute ſitzen die männlichen Blüthen oben auf dem Blatte, und die weiblichen an der Wurzel.

15) Bey dem Pillenfarn, ſitzen die männlichen an der Seite des Blattes, und die weiblichen gleichfalls auf der Wurzel.

16) Bey dem Brachſenfarn, ſitzt die männliche Blüthe innerhalb am untern Theile der innern Blätter, ſo wie hingegen die weiblichen an den äußerlich geſtellten Blättern der nämlichen Pflanze ſich zeigen.

Wir wollen hier noch einige Arten der Farnkräuter beſchreiben, welche unter dieſem allgemeinen Deutſchen Namen überall bekannt ſind, auch in den Apotheken Filix genannt werden.

1) Das große Farnkraut, Jeſus Chriſt Wurzel, Adlerkraut, Filix foemina, Filix ramoſa, gehöret zu dem Geſchlechte, welches Herr von Linne' Pteris, Herr von Haller Filix, und Herr Gleditſch Pteridium, Dietrich aber Flügelfarn, und Planer Saumfarn genannt, und iſt vielleicht die einzige Art deſſelben, welche bey uns anzutreffen iſt, indem

dem die übrigen, welche Herr von Linne' angeführet, in America und andern Ländern wachſen, und nirgends in Gärten gefunden werden. Man könnte alſo dieſe Art den gemeinen äſtigen Flügelfarn nennen. Wenn man die Wurzel ſchief der Quere nach durchſchneidet, erſcheint gleichſam ein Creutz, oder wie ſich andere vorſtellen, das Bild eines Kayſerlichen Adlers, oder auch die Buchſtaben J. C. Es wächſt dieſer überall in den Wäldern, zeiget ſeine Blüthe im Heumonathe, und iſt unter den Farnkräutern, welche bey uns wachſen, das größte. Die dauerhafte, dicke, kriechende Wurzel treibt viele Stängel oder Stiele, welche ein, zween, bis vier Fuß Höhe erreichen, und auf welchen ein, in Aeſte getheiltes, doppelt gefiedertes Blatt ſitzt. Die unterſten Aeſte des Blattes ſind beynahe einen Fuß lang, werden aber nach und nach in einem gewiſſen Verhältniſſe kleiner. Die Theile der Blätteräſte nehmen gleicher Geſtalt an Größe ab, und ſtellen gleichſam ein beſonderes federartiges Blatt vor. Die kleinern Blättchen deſſelben ſind am Rande vollkommen ganz, vereinigen ſich unterwärts mit einander, und bedecken die Ribbe; diejenigen, welche an den äußern Spitzen ſitzen, ſind nur mit kleinen Einſchnitten verſehen, und machen gegen den Boden alle nur ein Blättchen aus.

Die andern gehören zu dem Geſchlechte Polypodium L. wovon bereits unter dem Namen Engelſüß gehandelt worden. Hr. von Linne' hat zwar fünf und ſechzig Arten angegeben, davon aber nur wenige bey uns vorkommen, ſonderlich ſind die beyden bekannt, welche, obzwar ganz falſch, durch Männlein und Weiblein unterſchieden werden.

1) Das Farnkrautmännlein, rundgekerbtblätterichtes Engelſüß, Filix mas offic., Polypodium Filix mas L. wächſt in den Wäldern, und blühet im Auguſt. Die dauerhafte, dichte, aus vielen ſaftigen, mit einander verbundenen Häuten zuſammengeſetzte, fäſerichte Wurzel treibt, wie viele andere Arten, zuſammengerollte Stiele, welche ſich nach und nach in die Höhe richten, und in ein doppeltes gefiedertes Blatt ausbreiten. Die Blättchen ſind ſtumpf eingekerbet, und ganz ordentlich geſtellet, ſo daß ſie an Größe nach und nach abnehmen, und alle zuſammengenommen gleichſam eine Pyramide vorſtellen. Die Blätterſtiele ſind mit Spreu, oder mit vielen kleinen braunen Schuppen beſetzet. Nach dem verſchiedenen Alter hat dieſe Pflanze öfters ein verſchiedenes Anſehn. Man findet junge, ganz niedrige, welche nur ein einfaches

faches gefiedertes Blatt vorſtellen, deſſen Blättchen breit, eingekerbet, und mit dem Stiele ſelbſt verwachſen ſind. Die Einſchnitte der Blättchen ſind bisweilen ſtumpf, gleichſam abgeſtutzet, und drey- oder vierfach ausgezacket.

2) Farnkraut Weiblein, ſchmalblättrig ſpitzgekerbtes Engelſüß, Polypodium Filix foemina L. wächſt häufig in feuchten Gegenden; iſt dem vorigen ſogenannten Männlein ziemlich ähnlich; der Stiel aber iſt gemeiniglich gebogen, und die kleinen Blättchen des doppelt gefiederten Blattes ſind lanzenförmig, und ſpitzig eingekerbet.

Dieſe Farnkräuter könnte man zu dem Unkraute rechnen, und da ihre Wurzeln tief gehen, ſind ſie um deſto ſchwerer auszurotten. Mortimer verſichert, daß er Wurzeln gefunden, welche acht Fuß tief in die Erde gegangen. Das öftere Abſchneiden ſoll doch endlich die Wurzel tödten, und wenn man die Oerter, wo ſolches wächſt, durch den Pflug aufreißt, ſoll eine reichliche Düngung und Aſche ſolche vertilgen. Friſches, noch grünes Farnkraut abgehauen, und auf den Erdboden geleget, ſoll dieſen ungemein verbeſſern. Wenn es verbrannt wird, giebt die Aſche doppelt ſo viel Salz, als viele andere Kräuter, und ſolches wird vorzüglich zum Glasmachen geſuchet. An verſchiedenen Orten in Norden wird das grüne Farnkraut zu Aſche verbrannt, und aus dieſer mit Waſſer Kugeln gemachet, dieſe an der Sonne getrocknet, und zum Waſchen der Leinewand gebrauchet; es ſoll dadurch die Wäſche ſo gut als durch die Seife gereiniget werden. Die Blätter mit den Stielen im Julius geſammlet, wenn ſie noch nicht vom Brande verdorben ſind, können beym Gerben der feinen Häute im naſſen Wege gebrauchet werden. Man pfleget auch das friſche Kraut dem Viehe unterzuſtreuen, um den Miſt zu vermehren, wenn es am Strohe fehlet. Die erſte Art dauert in dem allerſchlimmſten Flugſande, und möchte auch wohl um deßwillen mehrere Aufmerkſamkeit verdienen. Der Biſchoff Gunner meldet, wie in Norwegen und Finnland die Bauern von verſchiedenen Farnkräutern, ſonderlich auch von dem ſogenannten Männlein, zur Herbſtzeit die Wurzeln einſammleten, und mit ſolchen, zumal wenn das Heu mangelt, ihr Vieh, Kühe, Schafe und Ziegen fütterten, auch der getrockneten Blätter ſtatt des Heues ſich bedienten. Die Wurzel von allen dieſen, doch ſonderlich von der erſten Art, hat einen bitterlichen, ſchleimichten, unangenehmen Geſchmack, und wird als ein Arzneymittel wider verſchiedene Krankheiten gelobet,

ſonderlich

ſonderlich wider die Verſtopfung der Eingeweide, der Leber und des Milzes, die Würmer und die Gicht. In Norwegen pfleget man die Wurzel mit Bier abzukochen, und dieſes wider den Stein zu gebrauchen. Der Frau Noufre in der Schweitz geheimes Mittel wider den Bandwurm iſt nunmehr bekannt geworden, und beſteht ſolches in der Radice Polypodii, Filix mas L. davon drey Quentchen auf einmal gegeben, zwey Stunden darauf ein ſtarkes Purgiermittel, als Scammonium und Mercurius dulcis jedes zwölf Gran, und fünf Gran Gummi Guttae mit der Confect. de Hyacintho. Eine große Aufmunterung für die Aerzte, die gemeinen Pflanzen und die von den ältern Schriftſtellern angemerkten Tugenden derſelben mit allen Fleiße zu unterſuchen. Dieſe Wurzel haben ſchon Tragus, Spigel, auch nachher Andry wider den Bandwurm empfohlen.

Der ſchleimichte Saft der Wurzel ſoll bey verbrannten Gliedern nützlich ſeyn. Die friſchen Blätter pflegen einige den Kindern unterzulegen, welche die Engliſche Krankheit an ſich haben. Die jungen aus der Wurzel treibenden Schößlinge kann man kochen und eſſen, um den Leib zu erweichen.

Ueberhaupt aber kann man behaupten, daß die Arzneykräfte dieſer Pflanzen geringer ſind, als die meiſten Schriftſteller angegeben. Daß die Weiber durch den Gebrauch der Wurzel unfruchtbar gemachet würden, iſt auch ungegründet, obgleich das Farnkrautmännlein deßwegen den Namen Hurenkraut erhalten. Es iſt auch nicht bewieſen, daß das Farnkrautmännlein den übrigen Arten in der Arzneykunſt und ſonſt vorzuziehen ſey; wie denn auch des Herrn Biſchoffs Gunners Anmerkung einige Ausnahme leiden dürfte, da derſelbe vorgiebt, wie die nützlichen Arten gleichſam ein freudiges Anſehen, und an den kleinen Blättchen einen völlig ganzen Rand zeigeten, da hingegen bey den ſchädlichen, wie auch bey dem Farnkrautweiblein ein mehr rauhes und verdächtiges Anſehen, und die kleinen Blättchen einen eingekerbten Rand darſtellen. Das letzte Merkmal iſt gewiß ſehr veränderlich und betrüglich.

Man trieb ehedem mit dem Farnkraute und deſſen Wurzeln mancherley Aberglauben, und Hr. Gleditſch hat angemerket, wie die Landſtreicher aus den Wurzeln, wenn ſie mit den jungen Blätterſproſſen bedecket ſind, die ſo genannten Johannishändchen verfertigten, und ſich theuer bezahlen ließen.

Wir erwähnen hier noch zwey andere Geſchlechter von Farnkräutern, nämlich

1) Den Fühlfarn, Onoclea L. iſt dem Traubenfarn ziemlich ähnlich. Die Blüthe ſtellet eine zwozeilige Aehre vor; die einzeln kugelförmigen Körperchen öffnen ſich mit fünf ſpitzigen Klappen, an deren Boden ein beſonderes Säulchen ſitzt, welches mit dem zarten Saamenſtaube bedecket iſt. Herr von Linné beſtimmet zwo Arten, wir haben keine geſehen.

2) Vollblühender Farn, Acroſtichum L. Die Befruchtungstheile ſtehen dicht bey einander, und bedecken die hintere Oberfläche ganz und gar. Herr von Linné hat dreyßig Arten angegeben, davon die meiſten außer Europa wachſen, und überhaupt alle ſelten ſind.

Farnſaamen.

S. Erdrauch.

Faſan.

Faſan machet beym Klein die vierte Zunft des Hühnergeſchlechts aus, das ſich außer den Zähen vornehmlich durch den Schnabel unterſcheidet, der eher kurz als lang, aber ſtark, in beyden Kinnladen etwas gekrümmet, und mit Hacken gleichſam verſehen iſt. Von dieſem Hühnergeſchlechte gehöret nun der Faſan unter die wilden Hühner. Er wird aber vielmals in den Gärten und Gehegen ziemlich zahm. In Böhmen und andern Ländern fliegen die gemeine Faſane noch in großer Menge wild herum. Bey dem Faſan ſind die Backen mit einer nackten glatten Haut bedecket; der Schnabel formiret einen krummen Kegel. Die Füße ſind bey den mehreſten nacket, der Schwanz lang mit ſpitzig auslaufenden Ruderfedern. Der Hahn vom gemeinen Faſan hat überaus ſchöne Farben, beſonders am Halſe und Kopfe; an den Augen finden ſich noch rothe Streifen, die ihn ſchön auszeichnen. Am Halſe und Rücken hat er hochbraune glänzende Federn, die auch über den ganzen Rücken weglaufen. An der Bruſt ſind ſie etwas dunkelröther mit untermengten blauen. Der Schwanz ſehr lang, die mittlern Federn darinn am längſten und zugeſpitzet. Dieſe Federn ſind braun mit dunkeln Querſtreifen. Die Henne iſt durchaus braun, oder vielmehr hell und dunkelbraun untermiſchet, wie das Rebhuhn. Der Hahn hält es mit mehrern Hennen. Der Faſan frißt allerley Körner, und das grüne auf den Feldern. Er nimmt auf den Bäumen ſein Nachtlager. An den Zehen hat er kurze doch ſcharfe Spornen. Die Arten ſind folgende: 1) gemeiner Faſan; bunt und weiß; die mehreſten Hähne davon ſind rothbraun, doch finden ſich zuweilen ſcheckichte darunter. 2) Braſilianiſcher, braun, ſonſt dem gemeinen gleich, aber dunkelbraun und weißlich

weißlich untermiſchet. 3) Blutrother Faſan, kömmt aus China, hat einen Schopf, und iſt überall mit den ſchönſten Farben von goldgelb, citrongelb, hochroth, grün, blau u. ſ. w. gezieret. 4) Weißer Faſan mit abhangenden Kopffedern, hat einen goldenen Ring um die Augen, der Oberleib weiß, gleichſam ſchuppicht, der Unterleib ſchwarzblau, Schnabel gelblicht, Füße roth, mit ſcharfen Sporn, aus China. 5) Faſan mit blauen Flecken; Pfaufaſan. Der obere Kiefer des Schnabels roth; die blauen Flecken, wie Augen an den Pfauſchwänzen, dergleichen auch auf dem Schwanze ſind. Aus China. 6) Japaniſcher Faſan. 7) Gehörnter Faſan. Ueber den Augen hat er zwey rückwärts gebogene blaue abgerundete Hörner. Unterm Kinne einen langen häutichten Bart, bis an die Bruſt lang, der mit goldgelben und einigen ſchwarzen Federn bedecket iſt. Bey dem gemeinen Faſan führet Boddaert wohl noch achtzehn Abänderungen aus allerley Ländern an. Und denn bringt er noch vier bis fünf Arten der Faſane bey, die Linnäus und auch Klein nicht angeführet haben. Es ſind ſolches rothe, grüne, blaue und braune. Die Anlegung der Faſanengehege, und die Luſt, welche große Herren damit haben, findet man in den Büchern vom Jagdweſen und vom Vögelfange.

Faſanenauge.

S. Adonisröslein.

Faſanenkraut.

S. Blaſenbaum, Erven und Phaſanenkraut.

Faſeln.

S. Bohnen.

Faſer.

Faſer oder Fäſerchen, Fibra und Fibrilla, hat bey den Pflanzen eine doppelte Bedeutung. Man verſteht darunter einen mehr einfachen, oder mehr zuſammengeſetzten Theil. Im letzten Verſtande kömmt ſolches Wort ſonderlich bey den Wurzeln vor, und entweder die ganze Wurzel beſteht aus Faſern, oder es hängen doch dergleichen an dem übrigen Theile derſelben; daher man auch die Faſer als den vornehmſten und eigentlichen Theil der Wurzel anſieht. Von dieſen zarten, kegel- oder walzenförmigen, einfachen oder in Aeſte verbreiteten, den Haaren nicht unähnlichen Fäden werden wir bey Abhandlung der Wurzel und deren Unterſchiede weitläuftiger handeln; hier betrachten wir nur die Faſer als einen mehr einfachen Theil, welcher andern und größern Theilen der Pflanzen gleichſam die Grundlage giebt, und aus welchen die übrigen zuſammengeſetzet werden. Alle Theile der Pflanzen laſſen ſich in

in zarte Fäden auflöſen oder zertheilen, oder die mehreſten Theile der Pflanzen beſtehen aus ſolchen Fäden, welche man Faſern zu nennen pfleget; dieſe haben durchgehends die Eigenſchaft, ſich durch eine fremde Gewalt ausdehnen zu laſſen, jedoch dergeſtalt, daß ſie die Ausdehnung zwar verſtatten, jedoch dabey immer derſelben einen mehr oder wenigern Widerſtand leiſten, nachdem ſie härter oder weicher, ſteifer oder biegſamer ſind, und endlich, wenn die ausdehnende Kraft dieſen Widerſtand überwindet, ganz zerreißen; da hingegen, wenn die Kraft, ehe ſolche aufs höchſte ſteigt, und dadurch die Verbindung der Theile, welche die Faſer ausmachet, getrennet wird, nachläßt, ſich die entgegengeſetzte Kraft, nämlich die zuſammenziehende, äußert, und dadurch die Faſer wieder in ihre vorige Größe oder Länge verſetzet wird. Die Faſer kann alſo wechſelsweiſe ſich ausdehnen und wieder zuſammenziehen, da denn in dem letzten Falle die Theilchen derſelben ſich genauer und ſtärker vereinigen, und einander berühren, im erſten aber zwar mehr und weiter von einander getrennet werden, jedoch, ſo lange die völlige Trennung noch nicht erfolget, derſelben Neigung, ſich ſelbſt unter einander vereiniget zu halten, vermehret und dadurch der ſtärkern Ausdehnung und völligen Trennung heftiger Widerſtand geleiſtet wird. Aus dergleichen Fäſerchen beſtehen alle Theile der Pflanzen, und alle Theile derſelben laſſen ſich auch in ſelbige wiederum zergliedern, ſo, daß endlich das erſte und letzte, woraus ein Theil der Pflanze beſteht, eine Faſer iſt, welche aus erdichten oder andern einfachen Theilchen, durch Hülfe eines gallertartigen Weſen, entſtanden, und ſich der Länge nach ausgedehnet hat. Wenn viele dergleichen Faſern mit einander verbunden werden, entſtehen daraus Häute und Gefäße. Dergleichen einfache Faſern, Häute und Gefäße laſſen ſich nirgends in den Pflanzen erkennen, indem auch die kleinſte Faſer, ſo man allein und beſonders betrachtet, aus vielen andern feinern Fäſerchen zuſammengeſetzet iſt. Da wir von den zuſammengeſetzten Theilen, als der Schale, dem Holze und den Gefäßen, beſonders handeln, wird die Verſchiedenheit der Faſern ſich deutlicher zeigen laſſen. Die Faſern, woraus die erſten Theile der Thiere beſtehen, ſind im genauen Verſtande von den Faſern der Pflanzen nicht verſchieden, und zeigen gleiche Eigenſchaften.

Faſtenblume.

S. Primeln.

Das Faß.

S. Schellenſchnecke.

Fatiſch-

Fatiſch-Fetiſch-Fiſche.

Fatiſch-Fetiſch-Fiſche ſind den Götzen in Aſien und Afrika gewidmete Fiſche von unterſchiedener Größe und Gattungen, daher von Heiden zu eſſen verbothen; Richter. Beſonders gebrauchen die Negern und Einwohner von Guinea, anſtatt der Götzen, Dinge, die Fetiſche heißen, und Fetißo wird hauptſächlich in Religionsſachen gebrauchet, und ſie nennen alles ſo, was der Ehre ihres Gottes geweihet iſt. Der Schwerdfiſch und der Bonito ſind ſolche heilige Fiſche; ſ. unſern Artikel Bonito I. 907. In den S. A. R. B. IV. S. 284. wird ein ſolcher Schwerd- oder Degenfiſch folgendermaßen beſchrieben, und auf der 22. Kupfertafel gezeichnet: der Fetiſch-Fiſch wird wegen der Verehrung, die ihm die Schwarzen bezeigen, ſo genannt. Er iſt ſehr ſchön. Seine Haut iſt auf dem Rücken braun und ſchwärzlicht; ſie wird aber nach dem Magen und Bauche zu heller und lichter. Er hat eine gerade Schnauze, mit einer Art von Horne am Ende derſelben, das hart und ſcharf zugeſpitzet, auch etwa drey Spannen lang iſt. Ein anderes kleines gerades Horn befindet ſich oben in ſeinem Munde, (vielleicht unten, nach der Zeichnung.) Die Augen ſind groß und hell, und auf jeder Seite des Leibes, von den Fiſchohren an, gehen vier lange Einſchnitte oder Oeffnungen. Derjenige, von welchem Barbot den Abriß genommen, war ſieben Fuß lang; aber die Schwarzen wollten ihn um keinen Preis verkaufen, ob ſie gleich, ihn abzuzeichnen, erlaubeten. Mit der Kleiniſchen Zeichnung der zwoten Gattung, ſeines Xiphias, Schwerdträgers, Tab. I. Fig. 2. Miſſ. IV. und mit der Mülleriſchen des Xiphias Gladius, Linn. Tom. IV. Tab. IV. Fig. 5. kömmt der Barbotiſche Abriß ziemlich überein; doch unterſcheidet er ſich hauptſächlich, durch drey kleine Stacheln oder Häckchen, auf der Wurzel des degenförmigen Oberkiefers, durch die vier mondförmigen Einſchnitte oder Oeffnungen hinter den Ohren bis in die Hälfte des Bauches, durch die deutlich gezeichneten lanzettenförmigen Bauchfloßen, und durch drey erhabene, den Häckchen der Schnauze ähnliche, Floßſpitzen auf dem Rücken nahe am Schwanze, der Afterfloße gegen über.

Fauſel.

S. Areca.

Faulbaum.

Faulbaum oder Faulbeere, Alnus nigra, oder Frangula hat im deutſchen viele andere Namen erhalten, als Pinnholz, Grundholz, Zapfholz, Beerenholz, Wiede-

baum, Hundsbaum, Lausbaum, Spillbaum, Spargelbeerbaum, Pulverholz, Elſebaum, Spöricken, Sprecken, Spricker, Sprätzer, Knitſchelbeeren, Bechner, Stinkbaum, Grindholz, ſchwarze Erle, Schießbeere. Verſchiedene dieſer Namen ſind auch andern Bäumen beygeleget, und daher gar öfters die Bäume ſelbſt mit einander verwechſelt worden, ſonderlich ſind die Namen Schießbeere und Faulbaum ſolche, welche zu mancherley Verwirrungen Anlaß gegeben; daher bey den Schriftſtellern, welche Bäume unter dieſen Namen anführen, ſorgfältig zu unterſuchen, welchen ſie eigentlich darunter verſtehen möchten. Tournefort und nachher Herr von Haller und Ludwig haben den Faulbaum als ein beſonderes Geſchlecht angenommen, Herr von Linné aber, auch Herr von Haller in der neuen Ausgabe der Schweizeriſchen Pflanzengeſchichte, nebſt andern Bäumen mit dem Creuzdorne vereiniget; und obgleich nicht zu läugnen, daß beyde viel Aehnlichkeit in den Befruchtungstheilen zeigen, ſo könnte man doch den erſtern folgen, zumal die Anzahl der Saamen in dem Faulbaume und Creuzdorne wirklich verſchieden iſt. Bey dem erſten enthält jede Beere zween, bey dem letzten aber vier Saamen. Dieſe zween Saamen bey dem Faulbaume ſind herzförmig, auf der einen Seite platt, auf der andern erhaben, und durch einen Strich getheilet. Die kleine ſaftige Beere iſt anfangs grün, wird hernach roth, und im September ſchwarz. Die Beſchaffenheit der Blume kann man bey dem Creuzdorne nachſehen. Es wächſt dieſer Baum in vielen Orten Deutſchlands an ſchattichten feuchten Stellen, zuweilen mit der Erle vermiſchet auf einem Platze, er erreichet ſelten die Höhe über zehn bis zwölf Fuß, wird auch nicht dicke, ſelten über vier Zoll ſtark. Die Blätter ſind eyförmig, länglicht, völlig ganz, grasgrün gefärbet, und auf der untern Fläche mit einem ſtarken, in viele kleine Nebenäſte verbreiteten Nerven beſetzet; ſie ſtehen auf halbzölligen Stielen wechſelsweiſe an den Aeſten. Die kleinen weißgrünlichten Blumen brechen zwiſchen den Blättern theils paarweiſe, theils in Büſcheln im May hervor. Die Staubbeutel ſind ausgezacket. Die Rinde iſt aſchfärbig ſchwarz mit kleinen weißlichten Puncten beflecket, welche, nebſt der, bey jungen Zweigen beſonders merklichen, orangenfärbigen Markröhre, dieſen Baum leicht kenntlich machen. Die innerliche Rinde iſt gelb gefärbet. Das Holz iſt in ſeinem Kerne röthlich, weich, und bey alten Stämmen hellroth, und iſt dieſes vielleicht der einzige einheimiſche Baum, welcher keine Knoſpen im Winter zeiget,

zeiget, obgleich ſelbiger im Herbſte die Blätter fallen läßt. Und hierdurch kann man ſicher den wahren Faulbaum von andern dafür angenommenen Bäumen unterſcheiden. Durch die Beeren ſäet ſich dieſer Baum von ſelbſt häufig aus. Es verdienet dieſer Baum aus mancherley Urſachen häufiger angebauet zu werden. Er iſt den Bienen ſehr nützlich, und die Blumen geben reichlichen Saft zum Honig. Er blühet lange, zuweilen auch noch ſpäte im Herbſte und zeiget dabey reife und unreife Beeren zugleich. Das Laub iſt von allen Zeiten her ein bekanntes Futter für das Vieh, es vermehret die Milch, reiniget die Säfte, und befördert den Urin. Die von dem Holze gebrannten Kohlen werden, wegen ihrer Leichtigkeit, zu Verfertigung des Schießpulvers allen andern Kohlen vorgezogen. Es giebt aber wenig. Ein Centner Holz ſoll, nach du Hamels Berichte, nur zwölf Pfund Kohlen geben; wobey aber du Roi mit Rechte erinnert, daß die Art und Weiſe, welche du Hamel bey dieſer Verkohlung angegeben, wohl die Urſache dieſes geringen Gewichtes ſeyn dürfte, indem derſelbe ſolche mit hellem Feuer veranſtaltet. Es kann auch das hellrothe Holz zum Fourniren gebrauchet werden; es wird aber mit der Zeit die helle Farbe in eine dunkle ausarten. In Schweden brauchet man die friſche Rinde zum gelb färben, wenn ſie nur mit Waſſer, ohne Salz und Lauge, gekochet wird; mit Lauge, oder trocken giebt ſie eine braune Farbe. Die innere Rinde der Wurzel wird in den Apotheken als ein Purgiermittel aufbewahret; da ſie aber heftig wirket, pfleget man ſelbige ſelten zu gebrauchen. Herr Ehrhardt lobet dieſe Rinde und Blätter gebraten äußerlich wider die Raude der Hunde. Die Beeren purgieren ebenfalls, werden aber auch ſelten gebrauchet. Beſſer bedienet man ſich derſelben wollene und andere Zeuge grün zu färben, wenn ſie zuvor durch Birkenlaub eine grüngelbe Farbe erhalten haben. Aus den Saamenkörnern kann man, nach dem Hrn. von Haller, S. Bomare Diction. ein Oel zum Brennen erhalten, welches aber wohl zu koſtbar fallen möchte.

Faulbaum, S. auch **Rheinweide** und **Traubenkirſche** bey den **Kirſchen**.

Faulthier.

Bradypus Linn. Dieſen Namen giebt man einem Geſchlechte vierfüßiger Thiere wegen der auſſerordentlichen Langſamkeit, womit ſie ſich bewegen. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechtes, welches nur zwo Arten enthält, ſind, nach dem Ritter von Linné, der Mangel an

an Schneidezähnen, ſtumpfe, ſchiefe und einzeln ſtehende Hundszähne, fünf ſtumpfe Backenzähne und ein mit langen Haaren beſetzter Körper. Die beyden Arten ſind: das dreyfingerichte Faulthier, oder der Ai, Bradypus tridactylus Linn. und das zweyfingerichte Faulthier, oder Unau, Bradypus didactylus Linn. S. Ai und Unau.

Faulthieraffe.

S. Geſpenſtthier.

Faunus.

S. Malbruck.

Feberkraut.

S. Helmkraut und Mutterkraut.

Fechdiſtel.

S. Diſtel.

Fecher.

S. Compasmuſchel.

Fecherſchwamm.

S. Meerſchwamm.

Fechtelpalme.

S. Palme.

Fechter.

Fechter, Weiſer, Zeiger, Hahnenkamm oder Kämpfhahn, hat man diejenigen Flügelſchnecken genannt, welche vorne am breiten Flügel einen mehr oder weniger langen vorragenden Fortſatz, wie einen Finger oder Zeiger, haben, und deren Einwohner ein ſchwerdförmiges Beinchen beſitzt, womit er ſich wehret, und andere Schnecken, die man mit ihm lebendig in eine Schüſſel leget, gleichſam durch Fechten herausjaget. Herr von Linné hat zwo Arten unterſchieden. Die eine nennt Herr Müller den Zeiger, die andere den Fechter.

Bey dem Zeiger, Strombus gallus Linn. iſt der, mit dem Wirbel parallel laufende, Fortſatz oder Finger gemeiniglich viel länger als bey dem Fechter, doch findet man ſolchen auch zuweilen kürzer, und bey einigen ſcheint ſolcher ganz zu fehlen. Die Schale iſt braungelb und dunkelbraun marmoriret, manchmal mit dem Zeiger eine Spanne lang, und am breiteſten Ende bey vier Zoll breit; die Mündung iſt gelblicht weiß. Die Gewinde treten in eine hohe, ſcharfe Spitze hervor und hinten geht die Schale in einen, krumm in die Höhe gebogenen, Schwanz aus.

Bey dem Fechter, Strombus auris Dianae Linn. welcher auch das Fechthähnchen, das bucklichte oder geknobbelte Caphorn, und vom d' Argenville Eſelsohr genannt wird, iſt der vortretende Finger glätter, ſchärfer und kürzer. Die Schnecke iſt auch überhaupt kleiner, der Rücken ſcharf, warzicht oder grau geſprenkelt, und der

Schwanz gerade in die Höhe umgebogen; die Mündung blutroth, und die Lippen dicke, weiß. Sie kommen aus Oſtindien. Das Fleiſch wird von den Indianern gegeſſen; ſie bekommen aber darauf einen Schweiß, welcher häßlich ſtinkt. Von der erſten Art erhält man die ſchönſten Stücke aus Amerika.

Feder.

Da die Federn einen der vornehmſten äußern Theile an den Vögeln ausmachen, und zu ihrer Bedeckung und dem Fluge nöthig ſind; auch überdieß eine ſo künſtliche, von der Weisheit des Schöpfers zeugende, Einrichtung haben: ſo ſcheint eine etwas ausführliche Betrachtung derſelben in dieſem Schauplatze der Natur ganz am rechten Orte zu ſtehen. Man wird ſchon den Begriff der Federn haben, wenn man darunter diejenigen äußern Theile an dem Körper eines Vogels verſteht, wodurch ſowohl der Leib bedecket, als insbeſondere das willkührliche Schweben in der Luft vornehmlich verrichtet wird. An den Federn unterſcheiden ſich von ſelbſt zwey Stücke: der Kiel und die Fahne. Jener iſt der längſte und ſtärkſte Theil der Feder, welcher durch die Fahne hindurchgeht; dieſe aber iſt das breite Gewebe, welches zu beyden Seiten des Kiels angewachſen iſt. Der größte und vornehmſte Theil der Feder iſt folglich das Mittelſtück oder der Kiel, daran wiederum das Untertheil und das befahnte Obertheil zu merken ſind. Das Untertheil iſt durchſichtig und faſt auf die Hälfte in Fleiſch und Haut eingewachſen. Man nennt es die Spule; und dieſe beſteht aus einer pergamentartigen, harten, zähen, dünnen, leichten, und doch ſehr feſten und ſtarken Röhre. Am Ende, wo ſie zu innerſt im Fleiſche ſtecket, hat ſie eine kleine Oeffnung, wodurch die Nahrung zu ihrem Wachsthum hineintreten kann. Von dieſer Oeffnung hebet ſich ein durchſichtiges Mark an, welches die Oeffnung füllet, und mitten durch die Spule bis an den obern Kiel geht. Betrachtet man dieſe Spulen in ihrer Vollkommenheit, ſo ſieht man daran ein unnachahmliches Meiſterſtück der Natur. Sie ſind unentbehrlich zum Fluge der Vögel, und befördern denſelben auf die beſte Art. Denn ſie ſind zugleich leicht, und doch vermöge ihrer Verbindung und Figur ſo ſtark, als zu ihrer Bewegung nöthig iſt. Die Figur der Spule iſt ziemlich rund, und die Materie ſo feſt, daß ſie ſich nicht leichtlich zuſammendrücken läßt. In der Spule liegt das Mark; es iſt ſo ſtark, daß es den Kiel inwendig am Flügel feſt halten kann, und doch iſt es dabey ungemein leicht. Es beſteht aus

einer Menge häutiger Trichterchen, und enthält den Nahrungsſaft, der in dieſen Trichterchen zubereitet, verdünnet und vertheilet wird, wodurch die Feder zu ihrer Vollkommenheit kömmt. Denn ſobald die Federn am Vogel wachſen, ſo iſt die Spule an ihnen das erſte, was in der Haut des jungen Vogels zum Vorſcheine kömmt. Betrachten wir den Schaft, ſo iſt er fürs erſte weit länger als die Spule, in großen Federn wohl drey- bis fünfmal, in kleinen faſt zehnmal ſo lang, als dieſe. Nach dem äußerſten Ende wird er immer kleiner, bis er ſich endlich ganz verliert. Er iſt undurchſichtig, viereckicht, beſteht ringsherum nicht aus einerley Materie, ſondern iſt zu beyden Seiten mit einer Fahne beſetzet. Der Rücken oder die Oberſeite des Schaftes iſt von gleicher Materie und Stärcke, von rundlichter Geſtalt, wie die Spule. Aber die Unterſeite, die im Fliegen nach der Erde zu gekehret iſt, hat nur zween Streife von eben der ſtarken feſten Materie. Die mittlere Vertiefung oder Rinne fällt nicht ſo ſtark, viel weniger die beyden übrigen Seiten. Das Mark inwendig im Schafte iſt von einer weißen, leichten und elaſtiſchen Materie zuſammengeſetzet, welche das innere ganz ausfüllet, und die Seiten dermaaßen von einander hält, daß ſie kaum mit den Fingern einzudrücken ſind. Solang die Federn wachſen, iſt dies die Vorrathskammer des Nahrungsſaftes, der dadurch geſeiget und ſo zubereitet wird, wie ihn die übrigen Theile umher erfodern. Ohne dieſen Schaft würde nun keine Fahne ſeyn; denn dieſer muß er Urſprung, Nahrung, Feſtigkeit und Nutzbarkeit geben. Selbſt die Spule muß dem Schafte die Nahrung vorbereiten, und ihm Feſtigkeit, Stärke und Elaſticität verſchaffen. Die Härte, die Glätte und die gewölbte Figur der Oberſeite dienet vortrefflich, den Druck der obern Luft zu vermindern, und die Bewegung der Schwungfedern nach aufwärts zu erleichtern. Die Unterſeite, mit ihren ſtarken erhabenen Rändern, dienet zuweilen zur Wehr, oder zum Schlagen mit den Flügeln; denn dazu ragen dieſe Ränder um die Gegend, wo ihre Stärke am größten iſt, unter der Fahne gar merklich hervor, damit die Fahne beym Schlagen gleich berühret und verletzet werde. Mehrentheils muß dieſe Seite den Widerſtand der untern Luft im Fluge überwinden, und dieſelbe ſowohl in der mittlern Vertiefung in die Enge bringen, als zu den Seiten an die Fahne vertheilen. Im übrigen iſt der Schaft nach den Grundregeln der Werkzeuge des Fluges weislich eingerichtet; er iſt ſo leicht, als es, der erforderlichen

Stärke unbeſchadet, immer mög- lich geweſen. An der Fahne er- blicken wir zwo Seiten: die vör- dere und hintere. Jene iſt die, welche im Fluge nach dem Kopfe zugekehret wird, und immer ſchmä- ler oder kleiner bleibt, als die an- dere hintere, welche im Fluge nach dem Schwanze gerichtet iſt, und die ſtets breiter und größer, als die erſte ausfällt. Die Bildung hat in beyden viel ähnliches; denn ſie beſtehen nicht aus einem Stücke, oder aus einer einzigen Haut, ſon- dern aus vielen, an einander ge- fügten Blättchen, welche dünne, ſteif, und dem Weſen nach kleine Federn ſind. Sie wachſen zu beyden Nebenſeiten des Schaftes nahe an einander, ſind am Schaf- te etwas breiter, aber gegen das Ende immer ſchmäler und ſpitzi- ger. Sie ſind beyderſeits ſo wohl geſchloſſen, daß weder die Luft durchwehen, noch man auch durch- ſehen kann. Hält man die Fah- ne gegen die Sonne, ſo wird ſie kaum dadurch, und zwar unter Re- genbogenfarben, zu ſehen ſeyn. Bläſt man dagegen, ſo wird ſie ſich gleichſam wellenweiſe bewegen; ſie wird alſo die Luft, ſo ſtark ſel- bige auch beweget wird, aufhalten und zurück treiben. Wodurch aber hängen denn die Blättchen der Fahne ſo feſt an einander? Das entdecken vornehmlich die Vergrößerungsgläſer, und man kann es zum Theil mit bloßen Au- gen ſehen. An der untern Seite, mit welcher die Fahne im Fluge gegen die Erde gekehret iſt, ſind dieſe Blättchen dünne, glatt, und liegen ſehr dicht an einander; doch aber bedecket ein feines Häutchen des einen Blättchens immer das nächſt vorhergehende, von unten auf zu rechnen. Dieß läßt ſich mit bloßen Augen erkennen, wenn man von dem äußerſten Ende der Feder nach der Spule zu mit ei- nem Meſſer gelinde darüberfährt, ſo daß die Blättchen am Rande ein wenig von einander gebogen, nicht aber getrennet werden. Fährt man aber von der Spule an nach der Spitze zu, ſo findet man der- gleichen nicht, wenn anders nicht die Blättchen ziemlich weit von einander gedehnet werden. Als- denn nämlich kömmt auch das ſehr dünne Häutchen, welches auf dem folgenden Blättchen gelegen hatte, zum Vorſchein, und iſt ſo klar und durchſichtig, als die Materie, wor- aus die Spule beſteht. Die Spu- le ſelbſt ſplittert auch oftmals, und es läßt ſich eine dünne Haut da- von abſchaben und abziehen; zum offenbaren Beweiſe, daß ſie aus dergleichen Häutchen zuſammen- gewachſen ſey. Die obere Seite der Fahnblättchen iſt breiter, und theilet ſich in zween rauche Rän- der; das kann man gleichfalls mit bloßen Augen ſehen, wenn man ein paar derſelben recht lang- ſam von einander zieht. Den ei-

nen, im Fluge nach des Vogels Leib gekehrten, Rand, kann man den innern; den vom Leibe abwärts gekehrten, zum Unterſchiede den äußern nennen. Jeder Rand hat ſeine eigene beſondere Art von Haaren. Die am äußern Rande ſind unten breit und glatt, die am innern ſchmal und rauch. Dieſe Haare, welche wiederum kleine Federn vorſtellen, haben Bärtchen oder Spitzen, die am innern Rande des Blättchens ganz gerade, am äußern aber gebogen und voll Hacken ſind. Mittelſt dieſer Härchen und Häckchen ſchließen ſich die Häckchen oben dicht in einander; und mittelſt des feinen Häutchens ſchließen ſie unten dicht über einander, daß keine Luft dazwiſchen durch kann. Wenn man alſo ein Blättchen vom andern abbeuget, und von den Spitzen der Blättchen nach ihrer Wurzel am Schafte hinunterſieht, ſo erblicket man an der äußern Seite eine runde Rinne, die nach dem Schafte zu immer breiter wird, und faſt einen halben Zirkel vorſtellet. An der innern aber iſt der darein paſſende, bauchichte halbe Kegel nicht ſo ſichtbar. Weiter ſind beyde Seiten der Fahne ſehr ordentlich gebildet. Die Blättchen ſtehen in einerley Weite von einander, nach Beſchaffenheit ihrer Größe, und endigen ſich auf einerley Art in ein angenehmes Spitzchen. Die Länge der Blättchen hat auch ein geſchicktes Verhältniß gegen einander. Sie ſtellen eine, ihrer Abſicht gemäße, nette Figur vor, die beynahe ausſieht, als wenn ſie immer unter der Scheere eines Künſtlers wäre gehalten worden. So leicht dieſe Blättchen zur Beförderung der Bewegung ſind: ſo ſtark ſind ſie auch, zumal in ihrem Zuſammenhange, der Luft zu widerſtehen; ſie haben überdieß eine elaſtiſche Kraft, der größern Gewalt auszuweichen, und ſich in die vorige Lage wieder herzuſtellen. Da, wo ſie ſich an der Spule anfangen, ſind ſie von beyden Seiten, auch in der Mitte, wo ſie den Schaft bedecken, von anderer Art, als weiter auswärts. Nämlich ſie beſtehen entweder ganz und gar, oder doch zur Hälfte, zuletzt gar nur an der Spitze, aus Flaumfederchen, die voll der feinſten Härchen ſind, und keinen ſteifen Schaft noch Blättchen haben; daher ſind ſie ganz weich anzufühlen, und zur Bedeckung, auch zur Wärme des Leibes, beym Vogel eingerichtet. Zu äußerſt enden ſich beyde Seiten der Fahne in kleine, kurze, und faſt beyderſeits gleiche Blättchen. Anderer Aehnlichkeiten itzt nicht zu gedenken. So ähnlich inzwiſchen beyde Seiten ſind, ſo leuchtet doch auch gewiſſermaßen eine große Unähnlichkeit in ihnen hervor. Die Blättchen der vördern Seite ſind ein Drittel kürzer, als die an der hintern; hergegen

ſind

ſind ſie auch etwas ſteifer und ſtärker als die langen. Ihre Spitzen richten ſich alle niederwärts, und machen daher mit der untern Seite des Schaftes eine ziemliche Höhlung, bis an die Spitze des Schaftes herunter. Die längern haben im Gegentheil eine andere Richtung. Denn an der untern Seite machen ſie zwar auch einige, aber faſt unmerkliche, Höhle mit dem Schafte, bis etwa auf den dritten Theil ihrer Länge. Die zween übrigen Theile aber lenken ſich aufwärts, und machen auf der obern Seite eine ziemlich tiefe Höhlung. Die Schwungfedern der Flügel müſſen im Fliegen alſo unter einander greifen, daß die Luft zwiſchen den zwoen nächſten nicht hindurch kann. Deswegen muß die ſchmale Seite der Schwungfeder unter die breite Seite der andern zu liegen kommen. Dieſes kann man gar eigends bemerken, wenn man den untern breiten Theil der Fahne herabſieht; alsdenn wird man längſt herunter einen weißlichten Strich daran finden, der ungefähr ſo breit iſt, als die ſchmale Fahne. Dieſer Streifen kömmt daher, weil die ſchmale Fahne der nächſten Schwungfeder im Fluge gemeiniglich ſo weit unter ſie hinreichet. Aus eben dieſer Urſache iſt auch das vorher beſchriebene innere Deckhäutchen am Untertheile der Blättchen eben ſo weit am breiteſten und klärſten. Dadurch bekömmt nun dieſer Strich ein weißlicheres und glänzenderes Anſehen, als die zween übrigen Drittheile der breitern Fahne. Hieraus erhellet, daß um deswillen die Spitzen der ſchmalen Fahne niederwärts gebogen, und gegentheils die Spitzen der breiten Seite darum in die Höhe gerichtet ſeyn müſſen, daß jene bequem unter dieſe können gebracht werden, ohne den Zuſammenhang des Gewebes zu trennen; und daß der Widerſtand der Luft durch die Preſſung in der Höhle ſo viel verſtärket würde, damit er von unten, wie der Druck der Luft durch die Verſtärkung in der obern Höhle von oben, die Federn ſo genau an einander hielte, daß keine Luft durchſtreichen könnte. Solchergeſtalt ſind die Flügelfedern geſchickt, bequem über einander geleget zu werden, und den Leib deſto beſſer zu bedecken, wenn ſie der Vogel nicht zum Fliegen gebrauchet. Nunmehr läßt ſichs erklären, wie die Bildung des ganzen Federkieles zum Fluge dienlich ſey. Denn, ſieht man den ganzen Kiel aufmerkſam an, ſo wird ſich aus dem angeführten ergeben, daß alle ſeine Theile das ihrige zum Fluge mit beytragen. Man wird alsdenn noch mehr Dinge an ihm bemerken, die der Flug ebenfalls erfordert. Sieht man an der inwendigen Seite von der Oeffnung der Spule nach dem

Schafte herunter, ſo wird ſichs finden, daß der Schaft nicht nach eben der Richtung fortgeht, in welcher die Spule ſteht, ſondern er weichet um ein ziemliches von der Seite ab; der Federſchaft aus dem rechten Flügel weichet nach der linken Seite ab, welches man gleich ſieht, wenn man die untere Seite nach unten, und die kleine Fahnſeite nach vorne hält. Sieht man von oben ein Ende des Federkiels nach dem andern in gerader Linie hin, oder hält ein Lineal daran, ſo machet eine ſolche Linie die Sehne eines Bogens, den der Schaft und die Spule vorſtellen, daran die Höhe des Bogens beynahe ein Drittel der breiten Fahne beträgt. Nachgehends wird man auch finden, daß der mittlere Theil des Schaftes ſehr merklich gebogen iſt, wenn man nämlich von einem Ende nach dem andern hinſieht. Und dieſe Biegung iſt größer, als die vorige. Denn die Höhe des Bogens oder der Pfeil zwiſchen der Sehne und dem Bogen, dürfte hier wohl die Hälfte der breiten Fahnenſeite ausmachen. Alle beyde Krümmungen dienen aber zur Beförderung des Fluges, weil mittelſt der letztern die Luft unterm hohlen Flügel deſto beſſer kann geſpannet, und mittelſt der erſtern nach hinterwärts getrieben werden. Leget man ferner die Feder dergeſtalt auf den Finger, daß ſie ins Gleichgewichte kömmt, ſo fällt der Mittelpunct ihrer Schwere gerade dahin, wo die Fahne am breiteſten iſt; welches an einer Schwungfeder außer dem Flügel ungefähr den vierten Theil ihrer Länge beträgt. Betrachtet man die Feder als einen Degen oder Gewehr, das ſo weit in der Hand gehalten wird, als ſie im Flügel ſtecket: ſo iſt in der Gegend, wo der Mittelpunct ihrer Schwere hinfällt, ihre größte Stärke. Dieſes kann man ſelbſt finden, wenn man die Feder gedachtermaßen mit einer Hand hält, und mit dem Finger der andern von unten aufwärts, oder auch von oben niederwärts drücket. Eben um dieſe Gegend iſt auch die größte Krümmung der Feder, und hier hat ſie der Luft den ſtärkſten Widerſtand zu thun. Ja wenn ſich der Flügel ſonſt hier wehren ſoll, ſo raget an dieſem Orte der Schaft am meiſten hervor, und verrichtet auch allda ſeine ſtärkſten Schläge. Und gleichwie übrigens ein langes Werkzeug, wenn mans leicht bewegen ſoll, nach vorne zu immer ſo viel dünner und leichter ſeyn muß, ſo viel weiter es vom Ruhepuncte abgeht: ſo iſt auch die Feder, nach eben dieſer Regel, vorn mit großer Weisheit ganz dünn und leicht geſtaltet, damit ſie zur ſchnellen Bewegung im Fluge deſto geſchickter ſey. Dabey iſt aber auch die andere Regel bey dieſer obern Verdünnung beobachtet:

tet: daß ihr nämlich an der erforderlichen Stärke zu ihrer Abſicht nichts abgeht. Dieſes wird man abermals inne, wenn man ſie auf alle Weiſe biegt, und dabey findet, daß ſie, ſo viel nöthig, widerſteht, und in ihre Lage ſogleich wieder zurückſpringt, wenn ſie durch eine äußere Kraft aus derſelben iſt gebracht worden. Eine gleiche Elaſticität findet man auch an den Blättchen, die zu dem Ende von einander geſondert ſind, damit der Vogel, wenn er durchs Rohr oder durch Zweige wegfliegt, nicht etwa ſeine Flügel zerreiſſen, oder unbrauchbar machen möge. Denn dieſe Blättchen laſſen ſich in gedachtem Falle leicht vertheilen, ſpringen auch durch eigene Kraft und durch die ſchnelle Bewegung in der Luft wieder zurück, damit der Flug ungehindert fortgeſetzet werden könne. Und wenn etwas davon noch nicht völlig in ſeine Lage gebracht iſt, das kann durch den Schnabel des Vogels leichtlich wieder eingerichtet werden. Denn wenn man ein paar Blättchen an irgend einer Seite der Fahne von einander reißt, alsdenn aber ſie mit den Fingern wieder zuſammendrücket und herunterſtreifet, ſo thut man daſſelbe, was die Vögel mit dem Schnabel verrichten, wenn ſie die Federn putzen und in Ordnung legen. Und wenn dieſes nicht mehr zulänglich iſt, die Federn tüchtig und ſtark genug zu erhalten, ſo kömmt ihnen die Natur durchs Naudeln zu ſtatten, da ſie die alten unbrauchbaren Federn verlieren, und an deren Stelle neue bekommen. Uebrigens beſtehen die Federn aus einer fetten Materie, die nicht nur ſehr leicht Feuer fängt, brennt, und einen ölichten, ſchwefelichten, übeln Geruch giebt; ſondern die auch geſchickt iſt, das Waſſer abzuhalten, damit ſie nicht leicht naß werden. Nun haben die Vögel gewöhnlichermaaßen in der Luft vom Feuer nichts zu beſorgen, und ſie ſcheuen auch von Natur das Feuer; aber deſtomehr ſind ſie gegen die Näſſe in der Luft und im Waſſer zu verwahren geweſen; und dies iſt durch die Federn geſchehen. Wenn daher gleich Regentropfen auf den Vogel fallen, ſo kann er ſie abſchütteln, ſolchergeſtalt trocken bleiben, und zur Noth im Regen fortfliegen. Die Tropfen hängen ſich indeſſen zum Theil dennoch an die Härchen des Gewebes an, beſchweren die Flügel, und machen ihm den Flug etwas ſauer. Daher geſchiehts, daß ſich die Vögel gern dem Regen zu entkommen, an trockne Oerter, oder in Höhlen und unter die Zweige begeben, auch dieſen trocknen Aufenthalt während des Regens nicht leicht verlaſſen. Die Schwungfedern der Flügel machen aber den Flug allein nicht aus. Denn

wenn

wenn man dem Vogel dieſe allein ließe, und die andern Deckfedern der Flügel ausrupfet, ſo kann er nicht mit Fliegen fortkommen. Daher ſind ihm die übrigen Federn ſowohl zur Bedeckung, zur Bekleidung und zur Feſtigkeit, als auch zum Fluge nöthig. Und dahin gehören zuförderſt alle Federn, die auf dem Flügel über den Schwungfedern in drey oder mehr Reihen liegen. Durch dieſe werden die Zuſammenfügungen der Fahnen in der Mitte bedecket; als über welche ſie weislich hinreichen, und dadurch hindern, daß an den Orten des Flügels, wo die Luft mit den Flügeln zum Fortkommen des Vogels am meiſten geſchlagen wird, ſelbige am wenigſten hindurch kann. Die folgenden Reihen bedecken wiederum dieſe erſte Reihe in gleichmäßig weiſer Stellung; und ſo geht es mit den folgenden Reihen. Dadurch werden denn auch alle Lücken, und Zwiſchenräume, und Blößen bedecket, welche zwiſchen den außerhalb der Haut hervorſtehenden Spulen befindlich ſind. Die Flügel ſind demnach inwendig und auswendig, oberwärts und unterwärts, ſchön bekleidet, und dadurch zur Bewegung der Luft und des Vogelkörpers in derſelben aufs beſte geſchicket. Die Federn am Schwanze oder die Schwanz- und Steuerfedern ſind dem Vogel zur Richtung des Fluges nöthig, damit er ſich aufs kürzeſte und leichteſte dahin bringen könne, wohin er will. Der Schwanz der Vögel liegt horizontal, oder nach dem Waſſerpaſſe, und ſeine Bewegung geht vornehmlich von oben nach unten. Man ſieht auch nicht, daß die Vögel, wenn ſie den Flug nach irgend einer Seite lenken, ihn etwa ſehr ſeitwärts richten, ſondern ſie ſcheinen ihn mehrentheils gerade zu halten. Aber darum iſt es gleichwohl gewiß, daß derſelbe zur Richtung des Fluges bey den Vögeln nöthig ſey. Denn er dienet beſonders dieſen Flug nach oben, nach unten, und nach der wagerechten Ebene zu richten. Will der Vogel in die Höhe fliegen, ſo hebet er den Schwanz in die Höhe, und breitet ihn dazu aus; will er niederwärts, ſo drücket er ſeinen ausgebreiteten Schwanz herunter. Will er aber gerade zu in einer wagrechten Ebene fliegen, ſo hält er Hals, Leib und Schwanz in einer geraden Linie. Wenn der Vogel den ausgebreiteten Schwanz, als einen Wedel, aufwärts in die Höhe ſchlägt, ſo widerſteht ihm die Luft und will ihn wieder nieder-zurücktreiben. Dieweil aber der Schwanz ſtärker wirket, als der Druck der Luft, ſo bleibt er in die Höhe gerichtet, und die Luft drücket den in ihr ſchwimmenden Vogel hinten auf dem Rücken nieder-

derwärts; darum geht das Vörderthheil des Leibes, und ſelbſt der Flug des Vogels aufwärts, wenn er den Kopf ebenfalls dahin ſtrecket. Schlägt aber der Vogel den ausgebreiteten Schwanz niederwärts, ſo drücket er damit viele Luft unter ſich, die ihm, mittelſt ihrer Elaſticität, wie einem Wedel oder Fächer widerſteht, und ihn oberwärts zurückſtößt. Da nun der Schwanz wiederum ſtärker als die Luft wirket, ſo weicht er ihr nicht; es wird folglich der Widerſtand der Luft gegen den Körper des Vogels an dem Orte am ſtärkſten, wo der Schwanz ſich bieget. Derowegen drücket ſie den ſchwimmenden Vogel daſelbſt aufwärts, und alſo kömmt ſein Vörderleib niederwärts; dahin richtet denn auch der Vogel den Hals, und fliegt ſolchergeſtalt niederwärts. Dieſe Erklärung findet man durch die Erfahrung beſtätiget, wenn man auf den Vögelflug genau Achtung giebt. Fliegen die Vögel nach dem Waſſerpaſſe, ſo halten ſie den Schwanz ſcheinbar gerade und breiten ihn auch nicht ſehr aus. Fliegen ſie in die Höhe, ſo breiten ſie den Schwanz mehr aus, heben ihn aufwärts, und zwar um ſo viel mehr, je ſteiler ihr Flug in die Höhe geht; auch richten ſie alsdenn den Hals gar merklich in die Höhe. Fliegen ſie aber nieder, ſo breiten ſie den Schwanz ebenfalls aus, halten ihn aber nebſt dem Halſe niederwärts, und zwar wieder um ſo viel mehr, ſo viel ſteiler ihr Flug herunter geht. Hierdurch ſenken ſie ſich gemächlich herab, ohne auf den Kopf zu ſtürtzen, und können ſich auch bequem niederſetzen. Schneidet man dem Vogel den Schwanz ab, ſo kann er nicht unterwärts fliegen, ſondern fällt, gleichſam herunter; er wird furchtſam und fliegt ohne Schwanz nicht leicht von ſeinem Sitze. Dies iſt ein Mittel, wie man die Tauben der Nachbarn von ſeinen Höfen und Aeckern abhält, wenn man ſie fängt, und ihnen die Schwänze abſchneidet. Was die übrigen Federn an dem Vogelkörper insgeſammt betrifft, ſo ſind ſie gewiſſermaaßen auch zum Fluge, aber weit mehr zur Bedeckung und Erhaltung des Vogels nöthig: denn einmal könnte er gar nicht fliegen, wenn er nicht die nöthigen Mittel zu ſeiner Bekleidung und Wärme in der obern kältern Luft, folglich die Mittel zu Erhaltung ſeiner Kräfte und ſeines Lebens, guten theils in den Federn fände. Nachgehends iſt die Lage aller Federn ſo eingerichtet, wie ſie der Flug erfodert. Die am Halſe und Leibe liegen alle von vorne nach hinten zu, und ſchließen dicht über einander, weil der Flug jederzeit vorwärts geht. Diejenigen aber, welche nach den

Flügeln gehen, liegen nach auswärts, zur Verſtärkung der Schwung- und Flugfedern, welche ſie decken. Denn jede Feder hat ihre eigene Elaſticität; und wenn ſie ſolche mit den übrigen vereiniget, ſo wird der geſammte Trieb und gemeinſchaftliche Bewegung deſto ſtärker. Dieſes war auch um ſo viel ſchicklicher, weil die Flügel, zur Zeit, da der Vogel ruhet, an die Seiten zuſammengeleget werden, und alsdenn alle Federn ihre Richtung einförmig nach hinten zu haben. Stünden die Federn anders, wären ſie z. E. nach vorwärts gerichtet, ſo würde ſolches den Vogel im Fluge durchaus hindern. Dieſes erſieht man ſchon aus dem Fluge ſelbſt, der, ſo viel möglich, nach dem Winde gerichtet iſt; und der Vogel ſich bald umwendet, wenn ihn der Wind von hinten zu die Federn aufſträubet. Er ſitzet ſo gar allemal gegen den Wind, daher man, bey mäßigem Winde, aus dem Sitzen der Vögel ſchon abnehmen kann, woher er kömmt. Endlich ſo ſind auch die Federn beydes ſo leicht und ſo ſtark, daß keine bequemere und zum Fluge dienlichere Kleidung für die Vögel zu finden geweſen iſt. Dieſe Federn können ſich daher auch im mittelmäßigen Winde gut zuſammenhalten, und verhindern, daß derſelbe nicht zwiſchen ſie eindringe. Wenn demnach die Vögel in der Luft kreuzen, oder auch mit dem Winde fliegen, ſo ſträuben ſich doch die Federn, wegen ihrer Dichtigkeit auf einander, nicht leichtlich. Säßen ſie aber dem Fluge zuwider, ſo würden ſie deſto mehr durch den Wind geſträubet werden, jemehr die Flügel ſelbſt durch ihr Schlagen ſchon eine ſtarke Bewegung in der Luft machen. Auch gereichen die Federn den Vögeln zur beſondern Zierde und zum Unterſchiede. Wie mancherley ſind nicht ihre Farben, und welcher Maler kann ſie ſo ſchön miſchen, daß er eine völlige Aehnlichkeit mit dem erreiche, was ſich bewundernswürdiges in ihrem Anblicke äußert. Wie vortreffliche und mancherley rothe, grüne, weiße, ſchwarze, blaue, gelbe, gemiſchte, bunte und glänzende Farben giebt es nicht bey vielen Vögeln, wenn ſie in ihrem vollkommenen Schmucke erſcheinen? Es ſtecken darinn ſo viel Meiſterſtücke der Weisheit und Kunſt, daß ein Maler das Lob eines recht großen Künſtlers verdienet, wenn er nur das meiſte davon ausdrücken und nachahmen kann; unerachtet er niemals die wahre natürliche Schönheit, die eigentliche Zierde und den natürlichen Glanz erreichet. Und was iſt denn das Schattenwerk des Künſtlers, gegen dieſe Schönheit der Natur? Aber weit bewundernswerther iſt das prächtige, lebendige

Urbild vor der mangelhaften, lebloſen Copey, und dem unvollſtändigen Abriſſe? Mannichfaltigkeit, Vervielfältigung, Miſchung und Veränderung der Farben an den Vögelfedern zeugen von einem Urheber, der alle Kunſt unendlich übertrifft, und auch durch dieſen Unterſchied die Kenntniß der Geſchlechter und Arten der Vögel dem Menſchen hat erleichtern wollen. Selbſt in vielen Arten derſelben iſt die Pracht und der Vorzug der Federn bey dem Männchen weit ausfallender, als bey dem Weibchen. Eben dieſe Schönheit der Farben in den Federn helfen das Künſtliche und Weiſe in ihrer Einrichtung und Subſtanz mit beſtätigen. Es iſt bekannt, daß die verſchiedene Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, als die Quelle der Farben, von der verſchiedenen Art und Fügung der Theile eines Körpers herrühret. Wie beſonders mannichfaltig muß denn nicht die Beſchaffenheit und innere Verfaſſung der Federn ſeyn, da ſie ſich durch ſo gar merklichen Unterſchied in den Farben empfindlich machet; wenn gleich, dem genauen Anſehen nach, auch mittelſt der beſten Vergrößerungsgläſer, die Materie und Fügung der Federn, die Beſchaffenheit ihrer Theile und Lage einerley zu ſeyn ſcheinen? Wie groß muß nicht die Einſicht, die Güte, die Macht, die Weisheit des herrlichen Meiſters ſeyn, der hierinnen unverbeſſerliche und unergründliche Proben ſeiner Vollkommenheit in unzähliger Menge, allenthalben vor Augen leget? Ich ſage, die Einſicht: denn, wem iſt es bekannt, was eigentlich für Materie zu den Federn zu nehmen, wie viel davon in der Natur möglich und vorhanden, wie vielfältig deren Verſetzung, Verbindung und Einrichtung ſeyn könne? Gehöret dazu weniger, als ein unendlicher Verſtand? Die Güte, welche dem Geſchöpfe, ohne Verdienſt, ſo viel von Schönheit und Vortrefflichkeit, als es immer fähig iſt, zu ſeinem und anderer vielfachem Nutzen mittheilet. Ich meyne, die Federn ſchmücken, decken, kleiden, erhalten nicht nur die Vögel, ſondern ſie kommen auch den Menſchen zu mancherley Bequemlichkeit zu Gute. Die Macht, als welcher alles, was möglich iſt, und was die Weisheit ihrer Abſicht gemäß befunden, gleichſam auf den erſten Wink von ſelbſt zu Gebothe ſteht. Die Weisheit, welche zu Ausführung ihrer Abſichten die beſten Mittel zu wählen, und unverbeſſerlich, unerforſchlich auszuführen weis. Denn wo iſt jemand, der ſich rühmen könnte, das Weſen und die Subſtanz der Federn einzuſehen? wo iſt ein Künſtler, der nur eine Art derſelben völlig natürlich nachzumachen wüßte? Endlich ſo iſt der Nutzen der Federn, außer den Vögeln, auch

den Menſchen ſehr erheblich. Anfänglich iſt der gemeine Gebrauch davon ſchon ſehr groß, den man in Betten, Polſtern, Mützen u. ſ. w. machet, und der mit nichts ähnlichem, gleich leichten, lockern, warmen, elaſtiſchen, reinlichen, dauerhaften, auch gleich wohlfeilen erſetzet werden kann. Darneben gebrauchet man ja die größern Schwungfedern zum Schreiben, zum Zeichnen, an deren ſtatt man abermals nichts ſo bequemes, leichtes und ſo wohlfeiles hat. Und nächſt dieſem nützet man ſie zu vielen andern geringen Abſichten im menſchlichen Leben, zu Pinſeln, Zahnſtochern, zu Härtung des Stahles, Federballen, Pfeilen u. ſ. w. Der Landmann machet davon Arten von Wedeln und Fegen, das Getraide damit zu reinigen und von der Spreu abzuſondern, auch die Senſenſpieße zu befiedern. Zu geſchweigen anderer Benutzungen derſelben, in den Clavieren, in den Zierrathen an Köpfen der Manns- und Frauensperſonen, der Müffe u. ſ. w. Mehr will ich anitzt von den Federn nicht anführen. Denn die Lage, die Stellung, die Anzahl, der Unterſchied der Federn in den Flügeln und im Schwanze, ſo fern ſie zur Charakteriſtik des Vogels gehören, ſetze ich hier gänzlich bey Seite, und werde ihrer im Artikel Vogel, ſo viel nöthig iſt, Erwähnung thun. Hier hatte ich nur das phyſikaliſche und das abſichtsmäßige der Federn bey den Vögeln, und in der Natur, zu entwerfen.

Feder. Dieſer Name kömmt auch bey den Schnecken vor, und die Biſchoffsmütze wird wegen der, auf dem weißen Grunde befindlichen, rothen oder pomeranzenfärbigen, viereckigen Flecken, die Orangenfeder oder Straußfeder, auch Federbuſch genannt; dieſe wird bey der Mönchskappe vorkommen. Hier beſchreiben wir

Den Federbuſchträger, oder die mit Federn gezierte Nerite, welche Herr Geoffroi zuerſt entdecket, genau beſchrieben, und mit dieſem Namen beleget hat, le Porte-Plumet. Die Schale iſt etwas erhaben, eine Linie lang und anderthalb Linien breit, von dunkler durchſichtiger Farbe, ſie machet drey Wendungen und unten iſt ſie, gegen die Mitte, von einem kleinen Nabel durchbohret, und die etwas weite Mündung durch einen gewundenen Deckel verſchloſſen. Der Einwohner iſt beſonders beſchaffen; wenn dieſer in einem Glaſe Waſſer herumſchwimmt, ſieht man am Kopfe, außer den zwey Fühlhörnern, ein drittes Fühlhorn an der einen Seite, welches viel länger und zärter als die beyden andern, aber gleichfalls ſehr beweglich iſt. Ueberdieß

berdieß ſitzt an der rechten Seite des Kopfes ein großer Federbuſch, der noch länger iſt als die Fühlhörner und welcher von beyden Seiten wellenförmige Zäſerchen zeiget. Dieſen Federbuſch kann das Thier ausſtrecken und zurückziehen. Es ſtellet dieſer die Fiſchohren vor, welche bey vielen andern Schnecken unter dem Mantel verſtecket liegen. In den Teichen und kleinern Flüſſen Frankreichs hat Herr Geoffroi dieſe Schnecke gefunden.

Feder, eine Thierpflanze.

S. Seefeder.

Federalaun.

Alumen natiuum plumoſum, iſt ein gediegener Alaun, welcher wie Wolle wachſend gefunden wird. Es iſt derſelbe nicht mit dem Federweiß zu verwechſeln, welches bisweilen auch, obwohl falſch, Federalaun, und vornehmlich in den Apotheken Alumen plumoſum genannt wird. S. Federweiß.

Federball.

S. Säuſamkraut.

Federbinſen.

S. Wollengraß.

Federbuſch.

S. Löwenſchwanz.

Federerz.

Minera argenti plumoſa, iſt ein Silbererz, welches aus Silber, Arſenik, Schwefel und Spießglaß beſteht. Es fällt daſſelbe nicht oft vor; wird in Sachſen bey Freyberg gefunden, und ſoll auf jeden Centner vier bis acht Loth Silber, ſelten aber mehr halten. Es hat eine weißgraue oder ſchwärzlichte Farbe, und iſt ſtrahlicht und faſericht gewachſen, und beſteht aus kleinen Spitzen, daher vermuthlich der Name Federerz entſtanden.

Federgraß.

Stipa L. Es wird dieſes Geſchlecht auch Pfriemengraß und Spartograß genannt. Die zwey Bälglein, welche den Kelch ausmachen, umgeben nur eine Blume; die zwo Spelzen ſind zwar von einerley Länge, die innerliche aber iſt ſtumpf, und die äußerliche mit einer ſehr langen, gewundenen, unterwärts mit einem Gelenke verſehenen Granne geendiget, wodurch ſich dieſes Geſchlecht gar leicht von andern Gräßern unterſcheiden läßt. Die drey zarten Staubfäden, und die zween haarichten, mit wollichten Staubwegen geendigte Griffel, hat dieſes mit vielen andern gemein. Der Saame iſt länglicht. Herr von Linne' hat ſieben Arten, wir bemerken davon

1) Das zähe Federgraß, Stipa tenaciſſima L. trägt fadenförmige Blätter, eine ährenförmige

mige Blüthriſpe, und am untern Theile haarichte Grannen. Es iſt dieſes Graß das wirkliche Spartum der Lateiner, und wird auch, wie Löfling meldet, in Spanien Sparto genannt. Die erſte Nachricht davon hat Herr Cluſius gegeben, und neuerlich Herr Löfling ſolches umſtändlich beſchrieben; in dem Schauplatze der Künſte und Handwerke iſt im IX. Bande ein Kupfer befindlich, welches aber ſchlecht gerathen, und Cluſii Abbildung demſelben billig vorzuziehen. Es ſoll dieſes Graß aus Syrien nach Spanien gekommen ſeyn, und ſich daſelbſt ſehr vermehret haben. Es wächſt daſelbſt nunmehr auf ſandigen Heiden und Hügeln, vornehmlich um Granada und Carthagena, das beſte um Valenzia. Es iſt ſonderlich deswegen merkwürdig, weil die Geiſtlichen und andere Einwohner in den Gebirgen von Spanien ehedem Schuhe getragen haben, auch noch jetzo dergleichen ſich bedienen ſollen, welche Calcei Spartei genannt worden, an welchen die Sohle ganz und gar aus Schnuren oder Fäden beſtehen, ſo von dieſem Graße geſponnen werden. Man behandelt ſolches ohngefähr wie den Hanf, trocknet das Graß und ſpinnet ſolches; aus dieſen Schnüren oder Fäden werden nicht allein die Sohlen zu den Spartillen, womit auch, da ſolche für die Einwohner warmer Länder, welche ſandige und ſteinige Wege zu gehen haben, ſehr bequem ſind, ein Handel nach Indien und andern Ländern getrieben, ſondern auch in Spanien Matten, Körbe, Seile und Taue verfertiget.

2) Das langgrannichte Federgraß, Straußfedergraß, Reyhergraß, Sandfeder, Marienflachs, Stipa pennata L. Es wächſt dieſes ſchöne Graß auf hohen Bergen, wo Steinklippen ſind, hin und wieder in Deutſchland, auch in den allerunfruchtbarſten Heiden, es ſchlägt tiefe Wurzeln und machet feſte Raſenbüſche. Die Granuen ſind weiß, wohl anderthalb Spannen lang, und durchaus haaricht, oder gleichſam gefiedert, welche dieſes Graß leicht kenntlich machen. Bey einer abwechſelnden ſchwachen, oder ſtärkern Bewegung der Luft geben dieſe Grannen im May und Juni ein ſchönes glänzendes ſilberhaftes Anſehn von ſich. Der Saame wird durch Hülfe ſeiner Federn weit fortgetrieben, und iſt des baldigen Einwurzelns halber merkwürdig.

3) Das Nadelfedergraß, Nadelhafer, Sandpfriemenhaber, Nadeltwalch, Stipa iuncea L. machet überaus anſehnliche Raſenſtöcke, mit tief eingreifenden Wurzeln; die Pflanze hat ein feines Anſehn, zieret die Sandhügel, und hat außer dem langen

und

und glatten Saamen, mit der vorherſtehenden Art gar nichts gemein; die Grannen ſind ganz nackend. Im guten Grunde will es nicht wohl ausdauern. Es ſtünde zu verſuchen, ob dieſe beyden Arten, welche bey uns häufig genug wachſen, nicht eben zu dergleichen Nutzen, wie die erſte Art, angewendet werden könnten.

Federhyacinth.

S. Hyacinth.

Federknopf.

S. Ammey.

Federkraft.

S. Schnellkraft.

Federkraut.

S. Säuſamkraut.

Federn.

S. Haare.

Federträger.

S. Pteronie.

Feigbohnen.

S. Lupinen.

Feigen.

Feigenbaum, Ficus. Die Früchte dieſer Pflanze haben eine ganz beſondere und wunderbare Beſchaffenheit. Sie ſind wirklich nicht dasjenige, für was man ſie ausgiebt. Dieſer birnenförmige, große, fleiſchichte, oberwärts durch einige Schuppen zugeſchloſſene Körper, welcher gleich anfangs zum Vorſchein kömmt, und nach und nach wächſt und ſaftiger wird, iſt das allgemeine Blumen- und Saamenbehältniß, und man könnte es für den gemeinſchaftlichen Kelch, oder beſſer für das allgemeine Blumenbette halten; indem an den Seiten der innerlichen Aushöhlung deſſelben allenthalben die Blümchen anſitzen, und davon gänzlich eingeſchloſſen ſind. Die Blümchen ſelbſt ſind niemals Zwitter, ſondern man ſieht männliche und weibliche, jedoch mit dem Unterſchied, daß ein ſolches gemeinſchaftliches Behältniß entweder lauter männliche, oder lauter weibliche Blümchen, oder auch beyde Arten zugleich enthält. In dem letzten Falle nehmen die männlichen, deren eine geringe Anzahl iſt, den obern, die vielen weiblichen aber den untern Theil dieſes Behältniſſes ein. Jedes Blümchen ſitzt auf einem Stielchen. Bey den männlichen ſind drey Staubfäden und ein unvollkommener Griffel, von drey aufgerichteten, lanzenförmigen Blättchen umgeben, welche man lieber für den beſondern Kelch als Blumenblätter anzunehmen pfleget. Bey den weiblichen iſt dieſer Kelch in fünf zugeſpitzte, aufrechtſtehende Einſchnitte getheilet, und umgiebt einen eyförmigen Fruchtkeim, auf deſſen Spitze ſeit-

wärts ein gekrümmter Griffel mit zween auswärts gebogenen Staubwegen von ungleicher Länge erſcheint, und welcher in einen rundlichen, zuſammengedrückten Saamen verwandelt wird. Obgleich dieſe verſchiedenen Blumen verſchiedentlich an den Bäumen vertheilet ſind, ſoll man doch daraus keine Unterſcheidungszeichen nehmen, noch viel weniger aber mit Pontedera verſchiedene Geſchlechte machen, und denjenigen Feigenbaum, welcher lauter weibliche Blümchen trägt Ficum, den mit männlichen begabten Caprificum, und welcher männliche und weibliche zugleich in einem Behältniß darſtellet, Erinoſycen nennen; indem aus einerley Saamen Stämme erwachſen, welche bald dieſe, bald jene Art Blumen vereiniget oder getrennet hervorbringen. Wo weibliche und männliche in einem Behältniſſe vereiniget ſind, kann die Befruchtung der erſtern durch die letztern leichtlich geſchehen; wenn ſie aber in eigene Behältniſſe abgeſondert und eingeſchloſſen ſind, kann dieſes nicht füglich ſtatt finden; indeſſen kann doch das äußerliche Behältniß der weiblichen wachſen und gleichſam reif werden, obgleich die darinnen befindlichen Saamen unreif oder unfruchtbar bleiben. Da aber die weiblichen und männlichen Blümchen gar öfters in beſondern Behältniſſen angetroffen werden, und der Blumenſtaub von den männlichen aus ſeinem Behältniſſe nicht herausgehen, und in dasjenige eingehen kann, welches die weiblichen einſchließt, hat der weiße Schöpfer, damit ſolches dennoch geſchehe, und die Fruchtkeime von dem Blumenſtaube des männlichen geſchwängert werden möchte, eine ganz beſondere und wunderbare Verfügung getroffen. Ein gewiſſes Inſect, welches zu den Galläpfelwürmern, Cynips, gehöret, und welches die Alten Pſenes genennt haben, bringt die Früchte des zahmen Feigenbaums zu einer mehrern Größe, und trägt, wie einige glauben, den männlichen Feigenſtaub von den wilden, zu den weiblichen Blumen des zahmen und befruchtet dieſe mit jenem. Dieſes Verfahren wird die Caprification genannt, und auf den Inſeln des Archipelagus jährlich von den Einwohnern mit vielem Fleiß veranſtaltet; zumal hierdurch nicht allein die Frucht oder vielmehr die Saamen zu ihrer Vollkommenheit gelangen, ſondern auch die Früchte ungemein vermehret werden. Ein Baum, der ſonſt kaum fünf und zwanzig Pfund reife und zum trocknen taugliche Feigen geben würde, giebt durch dieſe Beyhülfe mehr als zweyhundert und achtzig Pfund. Die Caprification war ſchon dem Ariſtoteles

bekannt,

bekannt, und in neuern Zeiten haben Tournefort S. deſſen Reiſebeſchreibung, Saint Laurent S. Allgemeines Magazin 9 Theil, du Hamel und andere davon geſchrieben; ſo daß jetzo dieſe Sache in ein völliges Licht geſetzet worden. Man unterſcheidet im Archipelago zwo Sorten von Feigenbäumen, die eine iſt zahm und bringt Früchte, die andere aber wächſt wild; die letztere wird Caprificus, und in dem Lande ſelbſt Ornos genannt. Auf dieſem wohnen die Inſecten, welche den Früchten des zahmen Feigenbaumes ihre gehörige Reife geben. Der wilde trägt in einem Jahr dreymal Früchte, welche von den Einwohnern mit verſchiedenen Namen beleget werden. Die erſten, fornites genannt, zeigen ſich im Auguſt und fallen im folgenden Monathe, ohne reif zu werden, wieder ab; die zwote, cratitires, erſcheinen zu Ende des Septembers, und bleiben auf dem Baume bis zum Maymonath, alsdenn kommt die dritte Art zum Vorſchein, ſo orni heißen, und die vorigen an Größe übertrifft. Keine von dieſen Früchten werden reif, es erzeugen ſich aber in allen zarte kleine Maden, die von dem Stiche gewiſſer Mücken entſtehen, die ihre Eyer in dieſelben legen, und die nur allein um dieſe wilden Feigenbäume herumzufliegen pflegen; da zu der Zeit im May und Juni, wenn der zahme Feigenbaum zu blühen anfängt, auch die Orni auf den wilden erſcheinen, oder vielmehr ſchon einige Zeit geſtanden haben, und die Mücken aus den Ornis herauskriechen wollen, ſammlen die Bauern ſelbige, und tragen ſie auf die zahmen Feigenbäume; wodurch, als das vornehmſte Geſchäfte der Caprification, die Früchte des zahmen Feigenbaums vollkommener gemachet werden, wird ſolches unterlaſſen, bleiben ſolche größtentheils geringe und ſchlecht. Die Mücken von den Ornis kriechen am obern Theile in die zahmen Feigen, welche zu der Zeit etwa die Größe einer Nuß haben. Wenn zu verſchiedenen Zeiten dergleichen Feigen geöffnet werden, kann man die Mücken darinnen herumkriechen ſehen, und nachher wahrnehmen, daß ſelbige die Saamenkörner anfreſſen, und ſich darinn verbergen; wenn dieſe, bald zur Reife gelangten, Feigen geöffnet werden, kriechen die Mücken aus den Körnern hervor, und nachdem ſie ihre Flügel abgetrocknet haben, fliegen ſie davon. Herr Godehen, welcher auf der Inſel Maltha Beobachtungen angeſtellet, S. du Hamels Abhandlungen von Bäumen, hat bemerket: 1) daß es zahme Feigenbäume gebe, welche, wie auch bey uns geſchieht, in einem Jahre zweymal Früchte

 tragen,

tragen, bey welchen auch die erſtern, ohne Beyhülfe der Caprification, zur Reife gelangen, die andern aber ſelbiger nicht entbehren könnten; 2) daß es Bäume gebe, die er wilde nennet, die nur zu einer gewiſſen Jahreszeit Früchte tragen, und die Caprification nothwendig erfoderten, und 3) daß die Caprification die Bäume ſchwäche, und ſelbige im folgenden Jahre weniger Früchte trügen. Ob die Orni lauter männliche Blumen tragen, und die daraus kriechenden Mücken den männlichen Blumenſtaub mit ſich nehmen, hingegen die zahmen Bäume lauter weibliche Blumen tragen, und dieſe durch den männlichen Blumenſtaub, welchen die Mücken zu und in ſelbigen bringen, befruchtet werden, iſt wohl noch nicht gänzlich erwieſen. Vielleicht iſt die Muthmaßung, welche ſchon Tournefort, und neuerlich du Hamel geäußert, nicht ungegründet, da ſie die caprificirten Feigen, mit andern von Würmern geſtochenen Früchten, vergleichen. Birnen, ſo von Inſecten geſtochen werden, und wo die Würmer, ſo aus den Eyern hervorkriechen, in der Frucht wohnen und ſich davon nähren, werden viel geſchwinder groß, als andere, und fallen ab. Es fraget du Hamel: kömmt etwa die Vermehrung der Größe daher, weil nunmehr die Nahrungsſäfte häufiger in das Fleiſch der Frucht bringen, wenn der Wurm den Kern oder die Theile, die zu ſolchen gehen, zerſtöret hat? Wenn anders wahr iſt, daß man, ſtatt des Inſectes von dem wilden Feigenbaume, auch das nämliche Inſect von dem Scolymo Caeſalpini ſamlen, auf die zahme Feigen bringen, und dadurch dieſe vollkommen machen könne, ſo ſcheint die letztere Meynung mehrere Wahrſcheinlichkeit zu erhalten, indem kaum zu glauben, daß etwa durch den Blumenſtaub des ſcolymi, welcher dieſen Fliegen ankleben könnte, die Befruchtung der weiblichen Feigenbäume bewerkſtelliget werden dürfte. Die caprificirten Feigen ſchmecken zwar gut, wenn ſie friſch ſind; die Sonnenhitze allein aber kann ſolche nicht gehörig austrocknen, um ſie einige Zeit gut zu erhalten; daher, vielleicht aber auch deswegen, damit die Eyer der Mücken zum Ausbrüten untüchtig gemachet, und die Früchte nicht weiter dadurch angefreſſen werden, pfleget man ſie in den Backofen zu bringen, dadurch aber erhalten ſolche einen unangenehmen Geſchmack. Ueberhaupt ſind dergleichen Feigen niemals ſo gut, als diejenigen, ſo in der Provence, Italien und Spanien, ja in unſern Gärten ohne Caprification erzeuget worden; wie denn dieſe, wenn anders dadurch die Befruchtung der weiblichen Blümchen geſchehe,

ſchehe, bey uns gar nicht nöthig iſt, da der gemeinſchaftliche Kelch zugleich männliche und weibliche Blümchen umſchließt.

Von den verſchiedenen Arten des Feigenbaumes, welche Hr. v. Linné und Miller anführen, bemerken wir nur fünfe, als:

1) den gemeinen Feigenbaum, Carica offic. Ficus Carica Linn. wächſt in Aſien, auch in verſchiedenen Theilen des mittägigen Europens. Die zähe, gelbe, fäſerichte, äſtichte Wurzel treibt einen ſchwachen Stamm drey bis vier Ellen hoch, deſſen Rinde nicht glatt, ſondern, wenn er alt iſt, rauh anzufühlen, das Holz aber weich, weißlicht und markicht iſt. Die Aeſte ſind ausgebreitet, grün, mit vielen weißlichten Puncten beflecket, und über dem Orte, wo die Blätter anſitzen, mit einer ringförmigen Linie bezeichnet. Die Blätter ſitzen auf rundlichen, rauhen Stielen, fallen bey uns im Herbſte ab, bleiben aber unter dem warmen Himmelsſtriche auch im Winter ſtehen, ſie ſind auf beyden Flächen grün, rauh anzufühlen, und am Rande ſtumpf eingekerbet, die untern herzförmig und ungetheilet, die mittlern aber in drey, und die obern gemeiniglich in fünf Lappen, nach Art der handförmigen, zerſchnitten. Den Blattſtiel umgeben zween ſpitzige Blattanſätze, welche aber zeitig abfallen. In dem Blätterwinkel ſitzen auf kurzen Stielen die birnenförmigen ſo genannten Feigen, oder gemeinſchaftliche Blumen- und Fruchtkelche, welche bey uns ſowohl im Frühjahre als Herbſte hervor brechen. Sie ſind anfangs klein und grün, werden nach und nach größer, weicher, und entweder weiß, oder röthlich, oder violet gefärbet. Der Baum enthält in allen ſeinen Theilen, auch in den unreifen Früchten einen milchichten Saft. Man ſchätzet ſelbigen ſonderlich wegen der Früchte, welche man ſowohl friſch, als getrocknet zu gebrauchen pfleget. Die Trocknung geſchieht alſo: wenn ſie bald reif ſind, werden ſie mit den Aeſten abgeſchnitten und aufgehängt, wenn ſie ſolchergeſtalt an der Sonne gehörig getrocknet, werden ſie entweder in Körbe von Binſen und Palmblättern mit untergelegten Roßmarie oder Lorbeerblätter, oder in Küſten und Fäſſern verſendet; daher man ſelbige auch in Korb- Roßmarin- Laub- und Faßfeigen einzutheilen pfleget. Korbfeigen werden aus Italien, Spanien und Frankreich zu uns gebracht, davon die letztern die beſten ſind, und am längſten dauern, von welchen aber diejenigen wieder den Vorzug behalten, welche über Marſeille kommen. Die Faßfeigen kommen aus Spanien, auch häufig aus Cypern, daher man ſie auch trockne Cypriſche Feigen zu nennen pfleget. Es werden

auch die getrockneten in weiße und violet blaue eingetheilet. Auſſer dieſen Sorten unterſcheidet man noch viele andere Sorten, als:

1) Die weiße runde iſt die beſte von allen, ſie ſetzet häufig an, hat ſüßes Fleiſch, und den angenehmſten Geſchmack.

2) Die weiße lange iſt der vorigen faſt gleich zu ſchätzen, nur ſetzet ſie weniger im Frühjahre, deſto häufiger aber im Herbſte an. Die Geſtalt der Frucht iſt länglicht.

3) Die lange Violette iſt ſchlechter als jene, ſie trägt ſelten im Frühjahre und im Herbſte werden die Früchte nicht leicht reif. Sie iſt ſonſt nicht ſo zärtlich als die weiße, und hier zu Lande die gewöhnlichſte.

4) Die braune oder caſtanienfärbige Iſchiafeige iſt ſehr groß, kurz und rund, äußerlich caſtanienbraun, inwendig purpurroth, hat große Körner und ein ſüßes, wohlſchmeckendes Mark.

5) Die ſchwarze Genueſiſche Feige iſt lang, oben ſehr dicke, unten ſehr zart, dunkelpurpurroth oder beynahe ſchwarz, mit einem purpurrothen Mehle beſtäubet, inwendig hellroth und das Fleiſch hochgelb, iſt von einem herben Geſchmacke und reifet zeitig.

6) Die Maltheſerfeige iſt klein, blaßbraun, oben ſehr zuſammengepreſſet, und, beſonders wenn ſie lange auf dem Baume ſtehen bleibt, bis ihre Haut runzlicht wird, von einem ſüßen, wohlſchmeckenden Fleiſche.

Viele andere dergleichen angenommene Sorten übergehen wir.

In den Ländern, wo die Feigen häufig wachſen, wird von den abgefallenen ein guter Eſſig bereitet; auch wird, ſonderlich in Indien, aus den beſten Früchten mit Mandeln und Gewürze der ſo genannte Feigenkäſe verfertiget und als ein herrliches Confect zu Stärkung des Magens angeprieſen. Der friſchen und getrockneten Feigen bedienen ſich die Einwohner auf den Inſeln des Archipelagus als ein Nahrungsmittel. Die friſchen verderben zwar leicht den Magen, machen Blähungen und geben zu Durchfällen Gelegenheit. Vielleicht aber geſchieht dieſes nur bey uns, die wir dergleichen Speiſen nicht gewohnt ſind. Galen verſichert, daß er ſich alles Obſtes enthalten, reife Feigen und Roſinen aber ohne Nachtheil gegeſſen habe. Wir bedienen uns öfterer der getrockneten als friſchen. Sie ſind bey den Beſchwerungen der Bruſt und der Lunge, dem kurzen Athen und dem Huſten zuträglich; ſie eröffnen, vermittelſt ihres Honigſaftes, den Leib, führen die dicken zähen Feuchtigkeiten aus der Bruſt ab, befreyen die Nieren vom Grieß, und lindern die Schmerzen der Blaſe. Milch oder Waſſer mit Feigen abgekochet, zeitiget

die Geſchwülſte und Geſchwüre in dem Munde und Halſe, wenn man ſich oft damit gurgelt; die trockenen Feigen entweder gebraten oder in Milch gekochet, und äußerlich auf harte Geſchwülſte geleget, zeitigen und öffnen die Eytergeſchwüre. Außer den Früchten hat der Feigenbaum in ſeinen übrigen Theilen wenig Nutzen. Der milchichte Saft iſt zwar ſeifenartig, aber ſcharf. Wenn man damit auf Papier ſchreibt, ſind zwar die Buchſtaben unſichtbar, werden aber ſichtbar und ſchwarz, wenn man das Papier über das Feuer hält. Beſtreicht man damit die Haut, und wäſcht den Saft wieder ab, wird ſolche von aller Unſauberkeit gereiniget. Dieſe Milch auf Baumwolle getröpfelt, reiniget die faulen Zähne, lindert die Schmerzen derſelben, heilet auch die Geſchwüre.

Die Wartung dieſes Feigenbaumes erfordert nicht viel beſonderes. Man pfleget ſolche auf Rabatten und an Geländer zu pflanzen, im Herbſte die Wurzel etwas locker zu machen, den Stamm nieder zu biegen, umher mit Erde und langen Miſte zu bedecken; auf ſolche Weiſe werden ſie nicht leicht erfrieren. Doch iſt am ſicherſten, ſolche entweder gegen den Herbſt in Käſten zu ſetzen, oder beſtändig in ſolchen zu erhalten, öfters zu verſetzen, und den Winter über im Keller oder einer Kammer zu verwahren. Es iſt beſſer dieſen Baum als einen Zwergbuſchbaum zu ziehen, als an Geländern anzulegen; man erhält mehrere und beſſere Früchte. Man muß alle Schößlinge an der Wurzel fleißig abnehmen, und dieſe im Sommer fleißig und ſtark begießen; wird das letztere verſäumet, ſo treiben nur magere Zweige, und ſetzen keine Früchte an, oder ſie bleiben klein und trocken. Der Baum treibt zweyerley Aeſte; einige haben kleine, platte, weit von einander abſtehende Knoſpen, und dieſe tragen nicht und müſſen abgeſchnitten werden; andere ſind ſelbſt größer, und tragen größere Knoſpen, welche man ſorgfältig ſchonet. Er verträgt das Beſchneiden nicht gut, indem er wenig ſperhafte Aeſte machet, und viel Mark hat, ſich auch leicht nach dem Beſchneiden verblutet; im Herbſte tröpfelt am wenigſten Saft heraus; alsdenn kann man das ſchlechte Holz wegſchneiden, und an den guten Reiſern nur die oberſten Knoſpen wegbrechen, indem aus dem jungen Holze die Früchte kommen, und wenn die Spitzen abgebrochen werden, mehrere Nebenzweige treiben; das nach Johannis getriebene Holz ſetzet kleine Früchte an, welche zu Anfange des künftigen Sommers reif werden. Die im Frühjahre getriebenen Reiſer treiben Früchte, welche noch in dem nämlichen Herbſte zur Reife kommen.

men. Wenn dieſe Früchte zu ſpät hervortreiben und im Herbſte erſt halbwachſend ſind, ſoll man ſie abbrechen, weil ſie doch im Winter oder folgenden Frühjahre von ſelbſt abfallen, unterdeſſen aber dem Baume viele Nahrung entziehen. Die Reife der Feigen zu beſchleunigen, giebt du Hamel den Rath, die Frucht oben an dem geſchloſſenen Kelche mit einem Tröpfchen Baumöl zu beſchmieren. Sand oder Laugenaſche an die Wurzel geleget, ſoll auch, wie Hr. Dyck verſichert, die Zeitigung der Frucht befördern. Die Vermehrung geſchieht leicht durch die, von der Wurzel auslaufende, Nebenſchößlinge, da aber dieſe gern wieder dergleichen austreiben, und dadurch dem Stamme viel Kraft entzogen wird, erwählet man lieber die Abſenker. Man kann ſtärkere Zweige in die Erde biegen, oder um ſolche einen Spalttopf hängen; der eingelegte Zweig, wenn er gehörig eingeſchnitten, wird im folgenden Frühjahre Wurzel haben.

2) Der Pharaoniſche Feigenbaum, Aegyptiſche Feige, Adamsfeige, Sycomorus, Ficus Pharaonis, Ficus Sycomorus Linn. wächſt in Egypten, der Stamm wird hoch und alt, theilet ſich in viele Aeſte, an welchen herzförmige, rundliche, völlig ganze, große Blätter ſitzen. Die Früchte ſtehen an dem Stamme und den größern Aeſten. Die Milch, welche aus dem geritzten Baume fließt, wird innerlich und äußerlich wider den Schlangenbiß gerühmet. Das Holz widerſteht der Fäulniß viele Jahrhunderte, deswegen die alten Egyptier zu ihren Mumien Behältniſſe daraus verfertigten. Die Früchte ſind kleiner, als bey den übrigen Arten, aber von gutem Geſchmacke. Auch bey dieſer ſoll die Caprification ſtatt finden. In unſern Gärten wird man ſelten dergleichen antreffen.

3) Der heilige Feigenbaum, religiöſe Feige, Indianiſcher Gottesbaum, die Gärtner pflegen ſolchen auch den Teufelsbaum zu nennen, Ficus religioſa Linn. Oſtindien iſt ſein Vaterland. Der hohe, holzichte Stamm treibt viele zarte Aeſte. Die immergrünenden, langgeſtielten, hellgrünen, herzförmigen, länglichten, völlig ganzen und mit einer langen Spitze geendigten Blätter machen dieſe Art leichtlich kenntbar. Die Früchte ſind klein und rund. Die Indianer träumen von dieſem Baume, daß ihr Götze, Viſten genannt, unter ſelbigem gebohren ſey, und denſelben ſeiner Blume beraubet habe, daher ſie um ſelben eine Mauer bauen und ihn anbeten. Dieſer iſt zuweilen in Gärten anzutreffen. Man kann ihn aus Zweigen vermehren. Verträgt nicht füglich die freye Luft, und muß im Winter an einem

warmen

warmen Orte aufbehalten werden.

4) Der Bengbaliſche Feigenbaum, Ficus benghalenſis Linn. Dieſer immergrünende Baum wächſt auch in Oſtindien, wird zehn bis zwölf Fuß hoch, treibt am untern Theile des Stängels viele Wurzeln aus der Erde; die Blätter ſind ſteif, hart, eyförmig, ſtumpf, völlig ganz; die Frucht iſt rund und klein. Wird durch Ableger und Zweige vermehret, und in den Glashäuſern erhalten. Im Sommer kann man ſelbigen eine kurze Zeit und bey recht warmen Wetter an die freye Luft ſetzen. Er will fleißig in gute friſche Erde verſetzet ſeyn.

5) Indianiſcher Feigenbaum, Ficus Indica Linn. iſt in beyden Indien zu Hauſe. Der Stamm wird bis dreyßig Schuh hoch; die Aeſte breiten ſich weit aus, biegen ſich gegen die Erde, treiben überall Wurzeln und werden zu neuen Stämmen, ſo daß ein einziger Baum gleichſam einen kleinen Wald vorſtellet. Die geſtielten Blätter ſind oberwärts glatt und dunkel, unterwärts hellgrün und adericht, lanzenförmig, völlig ganz. Die kleinen Früchte ſitzen bey einander. Einige wollen glauben, daß unſere erſten Eltern nach dem Falle ſich unter dieſem Baume verborgen. Es iſt auch wahrſcheinlich derjenige, welchen Tavernier unter dem Namen Banjanbaum erwähnet, und unter welchem die Banjanen zu kochen, und ihre Andacht darunter zu halten pflegen. Die Perſianer nennen ſolchen Lul.

Auch einige Schnecken haben von den Feigen ihre Benennung erhalten: die eigentliche Feigenſchnecke, welche Herr Müller ohne Zunamen die Feige, die Holländer aber die Spaniſche Feige, auch die Birnſchnecke, andere die Retorte, Seeflaſche und Laute nennen, hat Herr von Linné ehedem unter den Stachelſchnecken, zuletzt aber unter den Blaſen angeführet, und iſt Murex oder Bulla ficus L. Die Schale iſt eyförmig rund, ſchief, keulförmig geendiget, dünne, netzförmig geſtreifet, und etwa zween Zoll lang, die Mündung läuft unten in eine länglicht gedrehte Rinne aus. Es giebt aſchgraue, gelbe und ſchöne geſprenkelte, einige ſind glatt, bandiret, und marmoriret. Man erhält dergleichen aus Amboina. Alle von Herrn Leſſern angeführte Arten ſcheinen nur Spielarten zu ſeyn. Man findet aber noch zwo andere, von dieſer ganz verſchiedene, Schnecken, welche auch den Namen Feige führen; beyde ſind wahre Spindel- oder Stachelſchnecken. Eine heißt

Die gezackte Feige, ſonſt das Aruaniſche Kinkhorn, oder Trompete genannt. Murex aruanus L. Die Geſtalt iſt von der vorigen

Feige gänzlich unterſchieden. Man erhält ſolche aus Aru in Oſtindien. Die Schale iſt ſehr dicke, ſchwer und groß. Rumph ſetzet die Länge über einen halben Schuh, und die Höhe auf eine Spanne; Herr Müller giebt die Länge anderthalb Schuh an. Sie iſt trichterförmig, langgeſchwänzt, in der Mitte ſehr bäuchig, am Wirbel kräuſelartig, zugeſpitzt, mit kielförmigen Gewinden, welche nach oben zu den kielförmigen Schnirkel mit Knöthchen oder Zacken beſetzet haben. Die Farbe iſt verſchieden weiß, gelblichtbraun, oder pomeranzenfärbig, auch wohl geſtreifet. Der Deckel iſt dünne, länglicht, ſchwarzbraun, und wird von den Maleyer hochgeſchätzet und zu Salben und Räucherpulver gebrauchet. Die andere heißt

Die Linkiſche Feige, Murex peruerſus L. Die Schale iſt trichterförmig, mit einer weitklaffenden Mündung geſchwänzt, am Wirbel ganz platt, doch einigermaaßen gekrönet, und links gewunden. Herr D' Argenville nennt ſelbige l' Vnique, die einzige. Sollte derſelbe keine andere linksgewundene Schnecke geſehen haben? Man erhält dieſe Art aus Amerika.

Feigen, afrikaniſche und hottentottiſche.

S. Ficoiden.

Feigen, indianiſche.

S. Feigendiſtel.

Feigenbaum, falſcher.

S. Azedarach.

Feigendiſtel.

Indianiſche Feigen, Stachelfeigen, Wurzelbaum, Ficus indica, Opuntia Tourn. Daß dieſes Geſchlecht der Blume und Frucht nach mit der Fackeldiſtel übereinkomme, haben wir bereits angemerket, durch das äußerliche Anſehn laſſen ſich jedoch beyde leichtlich unterſcheiden. Die Feigendiſtel beſteht nur allein aus dicken, ſaftigen, mehr oder weniger breiten Blättern; das erſte und älteſte davon machet ſo zu reden den Stamm, treibt unterwärts fäßrichte Wurzeln, und aus dem Rande, niemals aus der Oberfläche, neue Blätter, aus deren Rande nach und nach mehrere hervorkommen. Dieſe Blätter ſind an beyden Enden viel ſchmäler als an dem übrigen Umfange, und wo das eine aufhöret und das andere anfängt, zeiget ſich eine vertiefte Cirkellinie, ſolchergeſtalt, daß man ſagen kann, die Blätter werden unter einander durch Gelenke verbunden. Die Blätter ſind gemeiniglich der Länge nach geſtellet, und man kann an ſolchen nicht ſowohl die obere und untere, als vielmehr die vordere und hintere Seite unterſcheiden.

den. Die Frucht hat einige Aehnlichkeit mit den Feigen, iſt aber mit vielen kleinen Stacheln beſetzet. Die Geſtalt dieſer Blätter, welche jedoch auch veränderlich iſt, und die darauf befindlichen Stacheln beſtimmen die Arten; die vier erſtern ſind zwar unterſchieden, laſſen ſich aber ſchwerlich durch deutliche Kennzeichen beſtimmen, deſto leichter kann man die zwo letztern erkennen.

1) Die gemeine Feigendiſtel, Opuntia herbariorum, Cactus Opuntia L. hat, wie die folgenden, Amerika zu ihrem Vaterlande, wächſt aber auch in Spanien und Portugall, beſteht in Vergleichung mit den folgenden aus kleinern Blättern, welche faſt rundlich oder eyförmig, und allenthalben mit borſtigen Stacheln beſetzet ſind. Die Verbindung der Blätter iſt ganz locker; daher ſelbige nicht von ſelbſt aufrechtſtehen, ſondern ſich mehr über der Erde ausbreiten, oder durch eine Stütze aufgerichtet werden müſſen.

2) Die Indianiſche Feigendiſtel, Cactus Ficus indica L. beſteht aus größern, eyförmig länglichen und mit borſtenartigen Stacheln beſetzten Blättern.

3) Die Tuna Feigendiſtel, Cactus Tuna L. beſteht auch aus größern, eyförmig länglichten Blättern, welche aber mit pfriemenartigen Stacheln beſetzet ſind.

4) Die Cochenilltragende Feigendiſtel, Cactus cochinillifer L. beſteht auch aus eyförmig länglichten Blättern, welche entweder mit gar keinen, oder nur wenigen und weichen Stacheln beſetzet ſind. Denn man kann die kleinen Erhebungen der Blätter nicht für ganz nackend halten, indem ein weiches wollichtes Weſen, oder zarte Haare daſelbſt ſitzen, welche leicht abgehen, und auf der Haut ein Jucken erregen.

5) Die Curaſſaviſche Feigendiſtel, Opuntia curaſſauica minima, Cactus curaſſauicus L. wächſt in Curacao. Die Blätter ſind überhaupt viel kleiner als bey den vorigen Arten, auch viel länger als breiter, faſt walzenförmig, jedoch auf beyden Seiten etwas platt gedrücket, und am mittlern Theile dicker als an den Enden, überall mit kleinen, aber feſten, ſpitzigen Stacheln dicht beſetzet.

6) Die ausgeſchweifte Feigendiſtel, Cereus Scolopendrii fol. Cactus phyllanthus L. hat gar keine Stacheln, jedoch mehr ähnliches mit dieſem Geſchlechte, als der Fackeldiſtel, zumal auch bey dieſer alle Arten mit Stacheln beſetzet ſind. Sie wächſt in Braſilien und Surinam; beſteht aus weniger ſaftigen, plattgedrückten, ſchwerdförmigen und ſägeartig ausgeſchweiften Blättern, und treibt ihre Blumen zwiſchen den Ein-

Einſchnitten dieſer Blätter hervor.

Die Frucht dieſer Feigendiſteln iſt innerlich blutroth, voll ſüßen, jedoch eben nicht angenehmen Fleiſches, und gehöret eigentlich nicht unter das eßbare Obſt. Es iſt auch wegen der kleinen, kaum merklichen Stacheln etwas gefährlich dieſe Frucht zu koſten; denn wenn man ſelbige nicht ſorgfältig abwiſchet, ſo ſetzen ſich ſelbige eben ſo leicht, wie die kleinen Stächelchen, welche neben den größern auf den Blättern ſtehen, an die Zunge und Finger, und dringen dergeſtalt durch die Haut, daß ſolche mit vieler Mühe kaum wieder herauszubringen. Wenn man dieſe Früchte ißt, wird dadurch der Urin roth gefärbet und gleichſam blutig. Von der Cochenill, welche allein von der vierten Art geſammlet wird, iſt an ſeinem Orte gehandelt worden.

Alle dieſe Arten werden ohngefähr wie die Fackeldiſteln gewartet. Die erſte iſt die dauerhafteſte, kann auch ziemliche Kälte, aber keine Näſſe vertragen; die Curaſſaviſche hingegen die zärteſte, daher ſelbige auch im Sommer in dem Glashauße bleiben ſoll. Die Vermehrung geſchieht durch die Blätter ſelbſt, welche man an den Gelenken abſchneidet, und einige Tage an einem trocknen Orte liegen läßt, damit der verwundete Theil heile und in der Erde nicht faule.

Vielleicht iſt die Frucht, welche in Chomels Ueberſetzung 7 Band 56. S. unter dem Namen Nuchtli beſchrieben worden, keine andere, als dieſe Feigendiſtel.

Feigenmooß.

Herr von Linne' hat dieſe Seepflanze Corallina opuntia genennet, indem die Blätterchen derſelben, und ihre Verbindung unter einander einige Aehnlichkeit mit der Feigendiſtel haben. Es iſt dieſes Corallenmooß aus flachen, nierenförmigen, oder vielmehr runden fecherförmigen, durch viele Faſern mit einander verbundenen Gliedern, von der Größe einer Linſe, zuſammengeſetzet, und dieſe Glieder gehen von unten an bis oben hinaus, und verbreiten ſich in viele Aeſte, wodurch die Pflanze eine ganz anſehnliche Größe, aber gleichſam verwirrte Geſtalt erhält; denn wollte man ſolche auf Papier auflegen, ſo finden die Aeſte keinen Platz, ſondern legen ſich übereinander, und laſſen ſich nicht neben einander ausbreiten. Die Aeſte halten jedoch allemal die dreyfache Stellung, und die erſte Reihe ſolcher Glieder geht in drey Reihen aus, und jede davon wieder in drey andere und ſo ferner. Die Pflanze iſt kalchartig weiß, auch wohl grün angelaufen.

Feigwarzenkraut.

S. Braunwurz, Frauenflachs und Schöllkraut, kleines.

Feile.

Feile, oder Terpuk, iſt ein Kamtſchathkaiſcher Fiſch, wird von ſeinen ungleichen Schuppen, welche ſich oben in kleine ſehr ſcharfe Zähne endigen, alſo genennet. Nach Stellers Beſchreibung gleichet er unſern Parſchen. Sein Rücken iſt ſchwärzlich, und ſeine Seiten fallen ins Rothe, mit untermiſchten, runden, ovalen und viereckichten Silberflecken. S. A. R. B. XX. S. 279.

Feile.

S. Venusherz.

Feitamadoublet.

S. Carthagodoublet.

Fekra.

Fekra nennen die Ruſſen zu Aſtracan und Tambul den Caviare, den ſie aus dem Stöhr oder Belluga machen, die in Sibirien zu einer ungeheuren Größe anwachſen, und zu hundert und funfzig bis zweyhundert Pfund Roggen geben, ſ. unſern Artikel II. 79. Caviar.

Felber.

S. Weide.

Felbinger.

S. Weide.

Felch, Felchen.

S. unſern Artikel Baal, I. 465.

Feldbacillen.

S. Sichelkraut.

Feldcypreſſe.

S. Schlagkraut.

Feldhopfen.

S. Johanniskraut.

Feldhuhn.

Unter dieſem Namen kömmt das gemeine Rebhuhn, perdix cinerea, zu ſtehen, davon unter dieſem Artikel ein mehreres angebracht werden ſoll.

Feldkätzlein.

S. Ruhrkraut.

Feldkauſch.

S. Baldrian.

Feldkerze.

S. Königskerze.

Feldkropp.

S. Baldrian.

Feldkümmel.

S. Quendel.

Feldlattich.

S. Baldrian.

Feldlauch.

S. Knoblauch.

Feldmarder.
S. Marder.

Feldmaus.

Mus terreſtris Linn. Dieſe Maus, welche auch von einigen die kleine Feldratte und von dem Grafen Büffon Campagnol genannt wird, unterſcheidet ſich von der gemeinen Hausmaus, welcher ſie ſonſt an Größe gleich kömmt, durch einen dickern, haarichtern Kopf, kürzere Ohren und einen kleinen, ſelten über einen Zoll langen, und mit einigen Haaren beſetzten Schwanz. Der Rücken iſt bräunlicht, der Unterleib etwas bläſſer. Man findet aber auch Mäuſe dieſer Art, welche eine aſchgraue und gelblichte Farbe haben. Die Nahrung dieſer Thiere, welche ſich nicht nur auf den Feldern, ſondern auch in den Wäldern und Gärten aufhalten, beſteht in Getraide, Eicheln und Haſelnüſſen, womit ſie die Löcher, welche ſie ſich in die Erde graben, anzufüllen pflegen; daher ſie den Feldern ſehr ſchädlich ſind, wenn ſie in großer Menge zum Vorſchein kommen. Fehlt es ihnen an Nahrung, ſo freſſen ſie einander ſelbſt auf.

Feldmaus, die große, S. Hamſter.

Feldnarden.
S. Bacchuspflanze.

Feldpfau.

So nennen einige den gemeinen Kybitz, Gauia, pauo ſylueſtris, wegen des Schopfes den er auf dem Kopfe hat.

Feldquendel.
S. Quendel.

Feldſpat.

Spatum ſcintillans, iſt ein Felsſtein, ſo eine weiße, graue oder röthlichte Farbe hat, mit Stahl Feuer ſchlägt, mit Scheidewaſſer nicht brauſet und meiſtentheils in glatte geradſeitige Würfel bricht.

Feldſperling.

Der Name des gemeinen Sperlings, worunter die ganze Zunft der Sperlinge zu ſtehen kömmt. Einige belegen auch den Rothſperling mit dieſer Benennung. Das Nöthige hievon kömmt unten unter dem Artikel Sperling vor.

Feldſteine.

Saxa fruſtulacea, Fruſta lapidum compoſitorum, ſind die auf den Feldern liegenden loſen Steine, welches Stücken von Felsſteinen ſind, ſo durch allerley Zufälle loßgeriſſen und überall herumgeſtreuet ſind. Sie haben gemeiniglich eine röthlichtgraue, ſchwärzlichtgraue und graue Farbe, ſind von unbeſtimmter Figur und Größe, und faſt überall auf der Oberfläche glatt. Dieſe glatte

Beſchaf-

Beſchaffenheit ſcheinen ſie durch das Herumwälzen, welches durch die Waſſerfluthen und andere Zufälle verurſachet wird, zu erhalten. Die eigentlichen Pflaſterſteine beſtehen gemeiniglich aus Feldſpat, Quarz und Glimmer, und haben eine ziemliche Härte. Die nicht gar zu großen werden vorzüglich zum Pflaſtern der Wege und Straßen gebrauchet; ſonſt aber können ſie auch zu Mauren, und die großen vorzüglich zu Gründen der Häuſer angewendet werden. Andere Arten von Feldſteinen, ſo nicht ſo zuſammengeſetzet ſind, und gemeiniglich kleiner, als die gemeinen Pflaſterſteine zum Vorſchein kommen, ſind ebenfalls loßgeriſſene Stücken von andern Steinen, welche durch Waſſer und andere Zufälle herumgeführet werden.

Fellriß.

S. Siegmarskraut.

Fels.

Saxum, Petra, nennt man diejenigen Gebirge, welche aus bloßen Geſtein beſtehen, ſo von verſchiedener Art zu ſeyn pfleget. S. Felsſtein.

Felsagath.

Unreifer Agath, Petroſilex ſemipellucidus, iſt nach des Wallerius Mineral. S. 127. eine Art von Felskies, welche, wenigſtens in dünnern Stücken, einigermaßen halbdurchſcheinend iſt; ſieht etwas ſchuppicht, beynahe wie eine Kalchart aus; bricht in ungewiſſe Figuren, und ſpaltet ſich ungleich; läßt ſich zu einem angenehmen Glanze poliren. Man findet weißlichten, röthlichten, bräunlichten, aderichten und buntgefärbten Felsagath. S. Felskies.

Felſendoublet.

Felſendoublet gehöret unter die Gienmuſchel und iſt Chama gryphoides Linn. Die Schale iſt ſehr dicke, rund, ſtachlicht, die eine platt, die andere mehr bäuchicht, und dieſe läuft am Schloſſe in einen krummen Angel aus. Der untere ſchließt mit einem dicken Zahne in das Grübchen der obern. Man findet ſolches gemeiniglich auf andern Conchylien und den Felſen an der afrikaniſchen Küſte und am Senegalliſchen Ufer angewachſen. Es giebt dergleichen, die ſtatt der Stacheln nur Runzeln haben, und der Farbe nach ſind ſie ſehr verſchieden, roth, gelb, pomeranzenfärbig und violet. Das Thier ſieht einer geſpannten, gelbgeſprenkelten Haut ähnlich.

Felſenkräutchen.

S. Orſeille.

Felſenkriecher.

Felſenkriecher aus dem Lippfiſchgeſchlechte des Müllers, Labrus Rupeſtris,

Rupeſtris, Linn. gen. 166. ſp. 27. wird alſo genannt, weil er ſich an den felſichten Stranden in Norwegen aufhält. Beſonders hat er an dem obern Rande des Schwanzes einen braunen Fleck.

Felſenneſſel.

S. Seeneſſel.

Felſenroſen.

S. Ciſtenrößlein.

Felſenſchwalbe.

Felſenſchwalbe aus China, Hirundo Sinenſis, nido eduli, iſt eine kleine zweyfarbicht bunte Schwalbe, die ihr Neſt aus einer feſten klebrichten Materie, gleich der Hauſenblaſe, an die Felſen um Coromandel bauet, in der Größe eines der Länge nach geſpaltenen Hühnereyes. Dieſe Neſter werden nach Europa gebracht, und in allerhand Fiſchbrühen als eine gute Nahrung verſpeiſet. Sie ſollen dieſe Neſter aus dem Seeſchaume, den ſie mit einer zähen Feuchtigkeit zu vermengen, und wie einen Leim zu machen wiſſen, zubereiten und geſchickt an den Stein ankleben. Klein hält dieſes Vögelchen, das ſo klein iſt, um in der Hand verborgen zu werden, für das vom Rumpf beſchriebene Vögelchen, Sarougburong, welches allerdings zu den Schwalbenarten gehöret.

Felſenſtrauch.

S. Beerheid und Mayblumenbuſch.

Felskies.

Bergkieſel, Petroſilex. Mit dieſem Namen bezeichnet Wallerius Mineral. S. 124. eine ganze Geſchlechtsart. Die Eigenſchaften und Kennzeichen von dieſer Art werden von ihm folgendermaßen angegeben: 1) dem äußerlichen Anſehen nach ſind dieſe Steine eben ſo, wie man ſie inwendig findet; 2) die kleinern Theile dieſer Steinarten ſind mehrentheils ſichtlich, und ſehen die Steine entweder ſchuppicht oder körnicht, niemals aber glatt aus; 3) im Bruche ſind dieſe ſelten oder niemals gleich und glänzend, ſpalten ſich auch nicht in erhabene und vertiefte, ſondern viel leichter in ungewiß beſtimmte Stücke; 4) ſie ſind auch ſo hart nicht, wie der Kieſel und deſſen Arten: ſie ſchlagen auch nicht gerne am Stahle Feuer; doch ſind dieſe Felskiesarten in Anſehung der Härte von großer Verſchiedenheit. Sie nehmen auch eine Politur, aber keinen ſtarken Glanz an; 5) ſie werden im Feuer zu Glaſe, erfordern wohl ein ſtark Feuer, zerſpringen aber nicht gerne; 6) man findet ſie entweder in feſten Klüften oder Gängen, oder ſie machen auch wohl Felſenbrüche. Einzeln findet man ſie nicht auf dem Felde; es möchte

denn durch einen Zufall geſchehen; 7) in der Luft verwittern ſie nicht, ſondern behalten allezeit auch unter dem bloßen Himmel ihre Farbe; 8) ihre eigenthümliche Schwere iſt ſehr veränderlich.

Wallerius giebt von ſelbigen zwo Hauptarten an: A) grobe Felskieſe, welche inſonderheit Felskieſe, Petroſilex, ſilex gregarius, heißen. Dieſe Art iſt von einer groben und dicken Farbe und beſteht aus groben Theilen, läßt ſich auch nicht zu einigen vollkommenen Glanze poliren. Als Unterarten werden angegeben: 1) Felskies, Horngeſtein, Petroſilex opacus; 2) Felsagath, unreifer Agath, Petroſilex ſemipellucidus; 3) Sandartiger Porphyr, Petroſilex arenaceus.

B) Hochgefärbte Felskieſe, welche eigentlich Jaſpis, Iaſpis, Petroſilex iaſpideus, genannt werden. Dieſe Art iſt von hoher und lieblicher Farbe, obgleich ganz undurchſichtig, und läßt ſich zu einem vollkommenen ſchönen Glanze poliren. Als Unterarten werden angeführet: 1) Einfärbichter Jaſpis, Iaſpis vnicolor; 2) Grüner Jaſpis, Iaſpis viridis; 3) Laſurſtein, Lapis Lazuli; 4) Sprenklichter Jaſpis, Iaſpis variegata; 5) Jaſponyx, Iaſponyx; 6) Porphyr, Porphyr.

Die Felskieſe ſind nach unſerer Meynung als zuſammengeſetzte Steine zu betrachten, welche durch eine bindende Materie mit einander genau vereiniget ſind. Dieſe Materie ſcheint bald eine Thonerde, bald eine Eiſenerde, bald ein Sand, und zum Theil auch eine nicht genug bekannte Erde zu ſeyn. Die meiſten derſelben können zu Zierrathen verarbeitet werden, wiewohl die Bearbeitung ſchwer und koſtbar iſt.

Felsſteine.

Saxa, Petrae, werden diejenigen Steine genannt, welche aus allerley Arten von Erden und Steinen zuſam̃engeſetzet ſind, und aus welchen gemeiniglich die Gebirge und Felſen beſtehen. Man nennt ſie auch Wacken; bey den Mäurern heißen ſie Bruchſteine, und von den Bergleuten werden ſie Knauer genannt. Lehmann Mineral. S. 96. ſaget nicht ohne Grund, daß es unmöglich ſey, die Felsſteine in gewiſſe Klaſſen einzutheilen, weil ſie wegen der überaus mannichfaltigen Zuſammenſetzung ſich ſo häufen würden, daß man faſt zu jedem dieſer Art Steine eine beſondere Klaſſe machen müßte. Dieſe Steine beſtehen meiſtentheils aus Spat, Quarz, Glimmer, metalliſchen Theilen, Thonerden, Mergel, u. ſ. f. wovon einige aus zwo oder drey Arten von ſelbigen, andere aus mehrern zuſammengeſetzet ſind. Nachdem die Art der Zuſammenſetzung iſt, nachdem iſt auch die Feſtigkeit derſelben be-

ſchaffen; daher einige bald härter, andere bald weicher gefunden werden. Von dieſen Felsſteinen kommen die meiſten auf den Feldern liegenden loſen Steine her, welche gemeiniglich Feldſteine und auch Pflaſterſteine genaṅt werden.

Wallerius Mineral. S. 196. ſetzet vier Ordnungen von Felsſteinen: 1) Einfacher ganzer Felsſtein; 2) grauer Fels; 3) dunkelgrauer Fels; 4) zuſammengekitteter klarer Fels.

1) Einfacher grauer Felsſtein, Saxum ſimplex, Petra ſimplex. Die Arten deſſelben ſind: a) Spathvermiſchter Kalchberg, Saxum ſimplex calcareo ſpathoſum, beſteht aus Spat und Kalch; b) mit Quarz vermiſchter Spathfelsſtein, Saxum ſimplex ſpataceum, beſteht aus Feldſpat mit eingemengten Quarzkörnern; c) mit Glimmer vermiſchter Schieferfelsſtein, Saxum ſimplex fiſſili micaceum, beſteht größtentheils aus einem ſchiefrichten Steine mit eingemengten Glimmer; d) mit Glimmer vermiſchter Sandfelsſtein, Saxum ſimplex coraceum, beſteht aus Sandſteine mit eingemengten Glimmertheilchen; e) mit Glimmer vermiſchter Quarzfelsſtein, Saxum ſimplex quarzoſum, beſteht aus Quarz/ oder einer Kieſelart, mit eingemiſchten Glimmertheilchen; f) mit Quarz vermiſchte Hornart, Saxum ſimplex apyrum, beſteht aus einem feuerfeſten Steine mit eingemengten Sand- oder Quarzkörnern.

2) Grauer Felsſtein, grober grauer Stein, Saxum mixtum, Petra mixta, dieſe Art beſteht aus dreyerley Steintheilen, aus Feldſpat, Quarz und Glimmer. Es werden zu ſelbiger folgende gezählet: a) Feldſpatartiger grauer Fels, Saxum miſtum ſpatoſum, bey dieſem hat der Feldſpat die Oberhand; b) Quarzartiger grauer Fels, Saxum mixtum quarzoſum, in dieſem machet der Quarz den mehreſten Theil aus; c) Glimmerartiger grauer Fels, Saxum mixtum micaceum, hier haben die Glimmertheilchen den Vorzug; d) gleichvermiſchter grauer Fels, Saxum mixtum anaticum, dieſer enthält vom Feldſpat, Quarz und Glimmer faſt gleiche Theile.

3) Dunkelgrauer Fels, Saxum griſeum. Dieſe Felsart beſteht aus eben den Steintheilen, wie die vorhergehende, von welcher ſie aber darinne unterſchieden iſt, daß die Theile ſo fein zuſammen vermiſchet ſind, daß ſie mechaniſch nicht getrennet werden können. Die hieher gehörigen Arten ſind folgende: a) Feldſpatartiger dunkelgrauer Fels, Saxum griſeum ſpatoſum; b) Quarzartiger dunkelgrauer Fels, Saxum griſeum quarzoſum; c) Glimmerartiger dunkelgrauer Fels, Saxum griſeum

griſeum micaceum; d) gleichgemiſchter dunkelgrauer Fels, Saxum griſeum aequaliter mixtum. Die Benennung jeder von dieſer Art zeiget zugleich an, was für eine Art der erwähnten Steintheile die Oberhand hat, oder ob dieſelben gleich gemiſchet ſind.

4) Zuſammengekitteter klarer Fels, Saxum petroſum, Saxum concretum; dieſe Felsart wird alſo beſchrieben, daß ſie aus einfachem Felsſtein, grauen und dunkelgrauen Fels, und andern zuſammengekittet ſeyn, und daher in einander verwachſen ausſehen ſoll. Die hieher gehörigen Arten heißen: a) Feldſteinſtücken, Saxum petroſum fruſtulaceum, iſt ein Felsſtein, ſo aus großen Steinen zuſammengekittet, und zuſammengewachſen iſt; b) Kieſelſtein, Saxum petroſum ſiliceum, beſteht aus Kieſelſteine und kleinen Hornſchieferſtücken; c) Kieſeläugichter Sandſtein, Saxum petroſum arenaceum, beſteht aus Sandſtein, in dem kleine Kieſelſteine eingemiſchet ſind; d) Steinvermiſchung, Saxum concretum, iſt ein aus verſchiedenen Steinen zuſammengekitteter Felsſtein. Cronſtedt Mineral. S. 234. theilet die Felsſteine in zwo Hauptarten ein; 1) in zuſammengeſetzte Felsſteinarten; 2) zuſammengeleimte Felsſteinarten.

1) Zuſammengeſetzte Felsſteinarten, Saxa compoſita, ſind, deren Theile, die ungleicher Natur ſind, ſo genau in einander paſſen, daß keine Zwiſchenräume oder die bindende Materie in denſelben geſehen werden können. Als Unterarten von ſelbigen werden folgende angegeben: 1) Ophit, beſteht aus kalchichten und thonichten Theilen; 2) Geſtellſtein, aus quarzichten und glimmerichten Theilen; 3) Murkſtein, aus Glimmer, Quarz und Granat; 4) Wetzſtein, aus Glimmer, Quarz und vielleicht auch in einigen Arten aus eiſenhaltigen Thon; die feinſte Art von ſelbigen iſt der Levantiſche Schleifſtein; 5) Schneideſtein, aus Speckſtein und Glimmer; 6) Porphyr, aus Jaſpis und Feldſpat, bisweilen aus Glimmer und Boſalt; 7) Trapp, aus weichem eiſenhaltigen Jaſpis mit weißem eingeſtreueten Feldſpat; 8) Mandelſtein, aus eiſenhaltigem Jaſpis, welcher elliptiſche Drüſen von Kalchſpat und Serpentin hat; 9) Grünſtein, aus Glimmer und Hornblende; 10) Granit, aus Feldſpat, Quarz und Glimmer.

2) Zuſammengeleimte Felsſteine, Saxa conglutinata, ſind, deren Theile durch eine bindende Materie, die ſelten ſichtbar, und oft die Zwiſchenräume aller Theile nicht ausgefüllet hat, abgenutzt und ohne beſtimmte Figur geweſen zu ſeyn ſcheinen. Als Unterarten von dieſen Felsſteinen werden

 folgende

folgende angeführet. 1) Breccia, beſteht aus größern oder abgebrochenen Stücken bloßer Bergarten, und zwar aus a) Kalchſtein durch Kalch, Breccia calcarea; b) aus Jaſpisdrüſen durch Jaſpiserde, Breccia Iaſpidea; c) aus Kieſeln durch Jaſpiserde, Breccia ſilicea, Puddingſtone Anglorum; d) aus Quarzdrüſen durch eine unbekannte bindende Materie, Breccia quarzoſa; e) aus allerley Felsſteindrüſen, Breccia ſaxoſa; 2) Sandſtein, Lapis arenaceus, aus den Körnern allerhand Felsſteine und aus Sand, wovon die bindende Materie iſt. a) Thon; b) Kalch; c) ein unbekannter Leim; d) Eiſenroſt. 3) Sanderz, Minerae arenaceae, beſteht aus Bergarten und Erzen, und zwar ſind dieſelben zuſammengeſetzet aus groſſen Stücken, grobes Sanderz, ferner aus kleinen Stücken, feines Sanderz.

Dieſe, von Wallerius und Cronſtedt gegebenen, Beſchreibungen der in Norden befindlichen und bekannten Felsſteine ſind auf eine der Abſicht dieſer berühmten Mineralogen gemäße Art, unterſcheidend genug abgefaſſet, dergeſtalt, daß auch wir in unſern Sächſiſchen Gegenden einen Gebrauch davon machen können; es will aber demohngeachtet aus dieſen ſonſt richtig abgefaßten Beſchreibungen noch immer ſchwer fallen, eine vollkommene und überall geltende Eintheilung der Felsſteine in gewiſſe Claſſen feſt zuſetzen, weil ſelbſt in unſern Gegenden die Mannigfaltigkeit der Zuſammenſetzungen dergeſtalt beſchaffen iſt, daß einige Arten von den Felsſteinen nicht wohl in eine von den angeführten Claſſen geſetzet werden können. So befinden ſich z. E. ohnweit Meißen, in dem ſogenannten Tribiſcher Thale ganze Felſen von dem ſeit einigen Jahren bekannt gewordenen Pechſtein, welcher von allen bisher beſchriebenen und bekannten Steinarten, ſowohl ſeinem äußerlichen wie Pech glänzenden Anſehn nach, als der Feſtigkeit, und anderer Eigenſchaften wegen, verſchieden iſt, obwohl die mit ihm angeſtellten Verſuche darthun, daß derſelbe, der Miſchung nach, dem mit einem zart aufgelößten Eiſen genau gemiſchten Feldſpat ähnlich iſt.

Femel.

S. Hanf.

Fenchel.

Fönchel, Foeniculum, iſt nach Tournefort uud Ludwigen ein eigenes Doldengeſchlecht, welches bey der Hauptdolde niemals und nur zuweilen bey den kleinen eine Einwickelung zeiget. Die fünf Blumenblätter ſind ungeſpalten und einander völlig gleich, die

Griffel

Griffel kurz, und die länglichten Saamen geſtreifet und gekrümmet. Herr von Linne' hat dieſes Geſchlecht gänzlich ausgerottet, und die Arten deſſelben theils unter die Dille, theils unter das Seſelkraut vertheilet. Unſer gemeiner Fenchel läßt ſich von der Dille, wohin ſolche Herr von Linne' gerechnet, leichtlich den Saamen nach unterſcheiden; es iſt ſelbiger mit keinem vorragenden, häutigen Rande beſetzet, dergleichen man an dem Dillſaamen wahrnimmt. Die mit dem Schellkraute vereinigten Arten kommen in unſern Gärten ſelten vor, daher erwähnen wir nur

Den gemeinen Fenchel, Foeniculum officin. Anethum Foeniculum L. Die langgeſchwänzte, dauerhafte Wurzel treibt einen ſtarken, geſtreiften, zwo bis drey Ellen hohen, und in viele Aeſte verbreiteten Stängel. Der Blattſtiel verbreitet ſich am untern Ende in eine bunte Haut, welche den Stängel umgiebt, und trägt große, in etliche gepaarte Flügel getheilte Blätter, deren Blättchen ſchmal und haarförmig ſind. Die Dolden ſitzen an den Spitzen der Aeſte, ſind groß, und die Blümchen gelb. In Frankreich und der Schweitz wächſt derſelbe wild, bey uns wird er auf den Feldern und in den Gärten erzogen. Der in Italien gebauete, trägt größere, auch ſüßere Saamen, und er wird für den beſten gehalten. Dieſer ſoll, wie Miller anführet, aus den Azoriſchen Inſeln abſtammen, und iſt auch von demſelben Foeniculum azorium genannt worden. Der wahre Italieniſche zeiget kurze, fleiſchichte, weiche Stängel, welche vier bis fünf Zoll breit ſind, und ſchmale, gekrümmte, hellgelbe Saamen von einem ſtarken Geruche und ſüßen Geſchmack. Dieſer Unterſchied aber kömmt nur von der verſchiedenen Himmelsgegend und bleibt nicht beſtändig, daher man nur eine Art Fenchel annehmen kann. Wer Fenchel bauen will, ſoll friſchen, nicht über ein Jahr alten Saamen erwählen, und wer guten Italieniſchen erziehen will, ſoll öfters friſchen Saamen aus Italien kommen laſſen, weil derjenige, ſo von den ſelbſt erzogenen Pflanzen geſammlet wird, gar leicht ausartet. Das Erdreich, ſo zu Küchengewächſen dienet, ſchicket ſich auch für den Fenchel. Man ſäet ſolchen im Frühjahre, verſetzet die jungen Pflanzen in Reihen etwan eine halbe Elle weit von einander, hält ſelbige von Unkraut rein, lockert die Erde zuweilen auf, und leget ſolche an die Stängel, welches ſonderlich alsdenn nöthig iſt, wenn man dieſe zur Speiſe anwenden will, als wodurch ſelbige mürber und weißer werden. Der Saame wird nicht auf einmal reif;

man kann ſchon um Jacobi welchen einſammlen, und von Zeit zu Zeit damit fortfahren; wenn er völlig reif geworden, fällt er leicht ab. Die abgeſchnittenen Dolden kann man auf ein Tuch in der Sonne vollends abtrocknen. Eine Saat kann vier bis fünf Jahr dauern. Der Italieniſche wird mehr der jungen Stängel und Blätter, als Saamen wegen gebauet. Die Blätter werden unter den Sallat gemiſchet, und die gelblichten Stängel roh, mit Salz und Pfeffer oder Eſſig geſpeiſet. Sie ſollen angenehm ſchmecken. Die Dolden mit den halbreifen Saamen werden an einigen Orten mit Eſſig und Pfeffer eingemachet, auch zum Einmachen der kleinen Gurken erwählet. Wurzel und Saamen findet man in der Apotheke. Da aber dieſe viel kräftiger ſind als jene, werden die Saamen vorzüglich gebrauchet. Sie waren in vorigen Zeiten ein gewöhnlich Gewürze, und wurden bey mancherley Speiſen gebrauchet, jetzo bedienen ſich ſelbiger faſt allein die Aerzte. Man hat außer den getrockneten Saamen in den Apotheken ein abgezogenes kräftiges Waſſer und Oel, welches in der Kälte gerinnet. Dieſe zubereiteten Mittel ſowohl, als der ganze Saame mit Zucker überzogen, oder mit Waſſer gelinde abgekochet, werden in vielerley Krankheiten gerühmet. Es kann davon ſonderlich der Magen geſtärket, die Blähungen abgeführet, die Schärfe der Säfte verbeſſert, und der Auswurf der ſchleimichten Feuchtigkeiten durch die Bruſt befördert werden. Der Fenchel ſoll auch ſonderlich die Augen ſtärken; man pfleget deswegen den Saamen zu kauen, um den Hauch aus dem Munde in die Augen zu blaſen, oder mit dem abgezogenen Waſſer angefeuchte Leinwandläppchen auf die Augen zu legen, oder ein beſonder Augenwaſſer aus den Stängeln des Fenchels zu verfertigen. Die markichten Stängel werden ausgehöhlet, mit geſtoßenen Zuckercandis angefüllet, die Oeffnung wieder mit Wachs verſchloſſen, und in den Keller aufgehänget, da denn nach und nach einige Feuchtigkeit herauströpfelt, und mit ſolcher entweder allein, oder mit Roſenwaſſer vermiſchet pfleget man die Augen zu benetzen. Daß durch die Blätter und Saamen die Milch bey den Säugenden vermehret, der Stein in den Nieren aufgelöſet, und der Biß von tollen Hunden geheilet werde, iſt wohl eben ſo ungewiß, als daß die ganze Pflanze in Suppen oder Brühen abgekochet die fetten Körper mager machen könne. Der Fenchel iſt den Bienen ein überaus angenehmes Gewächſe.

Fenchel, moſcowitiſcher, S. Anis.

Fenchelbacillen.

S. Bacillenkraut.

Fenchelholz.

S. Saſſafraßbaum.

Fenchgraß.

Fenchgraß oder Fennich, Panicum. Dieweil Herr von Linné unter dieſem Geſchlecht verſchiedene Arten, auch zugleich damit den gemeinen Hirſe vereiniget, und die meiſten davon im Deutſchen eigene Namen bekommen, haben wir dieſen zum Geſchlechtsnamen erwählen wollen. Herr Dietrich hat den Namen Schwaden erwählet, welcher aber nur einer Art eigen iſt, oder vielmehr auch andern zu dieſem Geſchlechte nicht gehörigen, beygeleget worden, S. Schmielen. Andere nennen dieſes Geſchlecht Hirſegraß. Der Kelch beſteht aus drey Bälglein, davon zwey größer, gemeiniglich aber von ungleicher Größe ſind, das dritte aber ganz klein, und zuweilen mit bloßen Augen kaum ſichtbar iſt; von den zwo Spelzen oder Blumenblättern iſt die eine kleiner und platter, als die andere. Sonſt hat die Blume drey Staubfäden und zween Griffel mit haarichten Staubwegen; der Saame wird von den verhärteten Spelzen genau eingeſchloſſen, iſt rundlicht und zuſammengedrücket. Die Blumen ſtellen nach der Linnäiſchen Eintheilung entweder eine Aehre, oder Riſpe vor; zu den erſten gehöret:

1) Das blutige fingerartige Fenchgras, Blutgras, Bluthirſe, wilder Hirſe, wild Mannagras, wild Schwadengras, Fingergras, Krähenfuß, Iſchaemum, Gramen dactylon, Panicum ſanguinale L. Die zaſerige Wurzel dauert ein Jahr, und treibt viele, nach Verſchiedenheit des Bodens kürzere oder längere, auf der Erde liegende, oder unter einem ſchiefen Winkel ſich aufrichtende Halme. Die breiten und zugeſpitzten Blätter ſind öfters am Rande und beyden Seiten glatt, mehrentheils aber mit langen Haaren beſetzet, und die Blattſcheide iſt mit erhabenen Puncten, deren jeder ein Haar trägt, gezieret. Jeder Halm trägt fünf bis ſieben Aehren, die anfangs dicht an einander liegen, und ſich nach und nach von einander entfernen, jede davon ſitzt auf einem Knorpel, oder Knoten, der inſonderheit auf der innern Seite merklich iſt. Die zwey Bälglein ſind von ungleicher Größe, und auf dem innern oder größern von dieſen liegt noch das dritte, viel kleinere, welches Herr von Haller nicht bemerket. Die zwo Spelzen ſind faſt ſo lang, als das größere Bälglein. Jeder Griffel en-

diget ſich mit einem ſchön rothen, feinen haarichten Büſchel, oder Staubwege. Der Saame iſt länglicht, zuſammengedrücket, glatt, gelblicht und faſt durchſichtig. Es iſt dieſes ein ſehr gemeines Unkraut in Weinbergen, Luſt- und Küchengärten, ſeltener auf Ackerfeldern, in verſchiedenen Theilen Deutſchlands, auch in andern wärmern Ländern, es blühet den Sommer über bis in den ſpäten Herbſt. Der verſchiedene Boden bringt allerley Veränderungen in Geſtalt und Farbe hervor, welche Herr D. Schreber ſorgfältig angemerket. Auch merket man einige Veränderung, wenn dieſes Blutgras in einen dazu zubereiteten Boden ausgeſäet wird, um einen zum Speiſen tauglichen Saamen davon zu ziehen. Der Boden muß fett ſeyn, und eben ſo als zum gemeinen Hirſen behandelt, die Ausſaat aber zeitig vorgenommen werden, damit auch die Aehren der ſpäten Nebenäſte zeitig, und der Saame geſchwind genug reif werde. Wenn nun eine vortheilhafte Witterung dazu kömmt, und das Gewächſe nicht durch anhaltende Näſſe zurückgehalten wird, ſo hat man davon eine, wenigſtens fünfhundertfältige Erndte zu erwarten. Wenn die meiſten Aehren reif ſind, werden die Stöcke ausgeraufet, in Tüchern eingetragen, auf einem luftigen Boden zum trocknen hingeleget, und ſodann abgeklopfet. Weil aber der Saame noch in den Spelzen eingeſchloſſen bleibt, ſo muß er auf eben die Art, wie der Schwadenmanna, Feſtuca fluitans, S. Schmielengras, geſtampfet werden, wodurch man einen ſehr kleinkörnichten, gelblichten Grütze davon erhält. Dieſer Grütze ſchmecket angenehm, wenn er an Fleiſch oder auf andere Art gekochet wird. Matthiolus zieht ihn dem Reiße vor, und ſaget, das Gewächs werde in Deutſchland hin und wieder auf dem Felde erbauet, und der Saame unter dem Namen Himmelthau oder Manna häufig geſpeiſet; man kann auch Brod davon backen. Zu unſern Zeiten iſt dieſes durch die beſſer ſchmeckende Schwadenmanna verdränget worden. Das durch den Anbau veredelte blutige Fenchgras iſt von den ältern Schriftſtellern für eine beſondere Gattung angenommen, und Gramen Dactylon eſculentum genannt worden, und in neuern Zeiten hat Herr von Linne gleichfalls zwo Arten, welche er ſonſt vereiniget hatte, beſonders angenommen, und beſtimmet. Bey der einen, welche das jetzt beſchriebene blutige Fenchgras iſt, ſitzen die, in Finger getheilten Blüthähren auf einem kleinen Knorpel, der inſonderheit auf der innern Seite merklich iſt. Von den unbewehrten Blumen ſtehen je-

derzelt zwo bey einander, und die Blattſcheiden ſind getüpfelt. Bey der andern, Panicum Dactylon, auch zahmes Mannagras, und fingerförmiger Schwaden genannt, ſtehen die gefingerten Blutähren mehr von einander, und ſind an der innerlichen Seite ihres Knorpels rauch. Die Blüthen erſcheinen einzeln, und aus der Wurzel treiben kriechende Ranken. Ob dieſer Unterſchied beſtändig ſey, wollen wir nicht beſtimmen. Der Anbau iſt wohl nicht ſonderlich zu rathen, da es leicht viel Unkraut zurücklaſſen dürfte. Doch wäre es in dürrem brennenden Flugſande zu verſuchen, welchen es durch ſeine ausgebreiteten, platt aufliegenden Halme dämpfen könnte. Den Namen Blutgras ſoll es deswegen erhalten haben, weil man mit den ſteifen und ſpitzigen Blumen ein Naſenbluten zuwege bringen kann, wenn man die Aehren zuſammengedrehet in die Naſe ſtecket.

2) Das Penſilvaniſche fingerartige Fenchgras, Panicum filiforme L. iſt eine von Herr Kalm im Nördlichen Amerika entdeckte Grasart, und mit unſerm blutigen Fenchgras ſo nahe verwandt, daß ſich die Grenzen zwiſchen beyden ſchwerlich beſtimmen laſſen. Die Halme wachſen gerade aufrecht; ſie ſind nebſt den Blättern und Blattſcheiden kahl; das oberſte Glied des Halmes, welches die Aehren trägt, iſt überaus lang und nur mit einem Blatte verſehen; die Aehren ſtehen wechſelsweiſe; der Hauptſtiel iſt hin und her gebogen, und mit gepaarten Blumen einzeln beſetzet. Alles dieſes findet man auch zuweilen bey der erſten Art. Nur das überaus lange Halmende mit einem Blatte ſcheint dieſer ausländiſchen Gattung eigen zu ſeyn. Nach Herr Gleditſchens Muthmaßung iſt dieſes das rechte Engliſche Raygras, welches von dem gemeinen Engliſchen und Franzöſiſchen Auena pratenſi und Lolio perenni gänzlich unterſchieden iſt, und dieſe beyde an Güte viel übertrifft. Es iſt aus dem mitternächtlichen Amerika in die Engliſchen Colonien gebracht, und in England unter den Klee geſäet worden, um deſſen blähende Eigenſchaft bey der friſchen Fütterung zu verbeſſern.

3) Das grannichte, mit getheilten Aehren verſehene Fenchgras, Hahnenfuß, grannichte Hirſegras, Panicum, Crus galli Linn. wächſt auf Reinen und fetten Aeckern, und läßt ſich leichtlich von den andern Arten unterſcheiden. Die wechſelsweiſe ſtehenden und gepaarten Aehren ſind aus kleinen abgetheilten Aehrchen zuſammengeſetzet, die Spelzen mit langen rauchen Grannen beſetzet, und die Spindel iſt fünfeckicht.

4) Das grüne, mit einfachen Aehren beſetzte Fenchgras, grünes Hirſegras, gemeiner Schwaden, Fönich, Penich, Bitzweitze, Fuchsſchwanzgras, Panicum viride L. wächſt im mittägigen Europa auf den Aeckern und in den Gärten, hat eine einfache, runde Blüthähre, zweyblüthichte, haarichte Einwickelungen und geſtreifte Saamen. Es unterſcheidet ſich leichtlich durch ſeine rauchen Aehren, welche verurſachen, daß es überall anhängt. Es iſt ein ſchlechtes Viehfutter, und wegen ſeiner Rauhigkeit nicht gut zu kauen und zu verdauen.

5) Das Italieniſche großährige Fenchgras, Panicum Italicum L. Die lange, dicke Aehre iſt aus kleinern knaulförmigen Aehrchen und dazwiſchen ſtehenden Borſten zuſammengeſetzet. Die Blumenſtiele ſind rauh. Es wächſt in Indien, und wird zuweilen in den Gärten angebauet. Den Saamen ſtellen die Vögel häufig nach, daher meiſtentheils die Erndte ſchlecht ausfällt. In Anſehung des Gebrauchs kömmt es mit der erſten Art überein.

Ob das deutſche Fenchgras, welches auch mit dem andern, bey der vierten Art angeführten, Namen beleget, und von C. Bauhin Panicum germanicum, ſeu panicula minore, genannt worden, eine wirklich verſchiedene Art ſey, läßt ſich nicht beſtimmen. Viele neuere Schriftſteller haben ſelbige nicht angeführet, und diejenigen, welche ſolche erwähnet, haben doch keine hinlängliche Unterſcheidungszeichen angegeben. Vielleicht iſt es eine Abänderung der vierten Art, und daraus durch den Anbau entſtanden, und gleichſam verbeſſert worden, wie es mit vielen andern Grasarten zu geſchehen pfleget. In der Murrayiſchen Ausgabe hat Herr von Linné ſolches bey der fünften Art erwähnet, und als eine Abweichung derſelben angenommen. Der Halm iſt ohngefähr zwo Ellen lang, mit hellgrünen, rauch anzufühlenden, grasartigen Blättern beſetzet, und mit einer dichten, handlangen Kolbe geendiget; dieſe beſteht aus einer großen Anzahl Blüthen, deren etliche einen gemeinſchaftlichen Stiel haben, unter jedem Blüthchen ſtehen viele haarichte rauhe Borſten, welche über ſelbige vorragen. Der kleine gelbe, auch zuweilen röthliche Saame wird im Herbſte reif.

Die Arten des Fenchgraſes, welche in Reſpen blühen, ſind alle, außer dem Hirſe, ausländiſche, und in hieſigen Gärten unbekañt. Von dem Hirſe wird unter dieſem Worte gehandelt werden.

Fennbeere.

S. Mooßbeere.

Fenſter-

Fenſterſcheibe, chineſiſche.
S. Tranſparant.

Fenſterſchwalbe.
Fenſterſchwalbe iſt die gewöhnliche Haus- und Giebelſchwalbe, hirundo domeſtica.

Ferge.
S. Fichte.

Ferkelkaninichen.
S. Aguti.

Ferkleinskraut.
Es wäre wohl zu wünſchen, daß dieſer, und alle übrige Namen, ſo von Schweinen oder Ferkeln den Pflanzen beygeleget worden, gänzlich ausgerottet werden möchten. Da aber auch die neueſten Schriftſteller dergleichen noch immerfort beybehalten haben, wir aber nicht gern neue machen, und die Pflanzen unter unbekannten Namen in dieſem Werke anführen wollen, müſſen wir ſolche ſchon zuweilen gelten laſſen. Unter obigem Namen begreifen wir zwey Geſchlechter, davon das eine Saukraut, das andere Schweineſallat genannt werden. Da aber beyde, obgleich nahe verwandt, dennoch wirklich unterſchieden ſind, wollen wir eines das große, das andere das kleine Ferkleinskraut benennen.

Das große Ferkleinskraut, ſonſt Saukraut, von Planern Ferkelkraut genannt, iſt Hypochaeris Linn. Die Blume gehöret zu den zuſammengeſetzten; der gemeinſchaftliche, unterwärts bauchichte Kelch beſteht aus vielen ſpitzigen, über einander liegenden Schuppen; alle Blümchen ſind zungenförmig, fünffach ausgezackt und Zwitter; der walzenförmige, verwachſene Staubbeutel ruhet auf fünf kurzen Staubfäden; der Griffel endiget ſich mit zween auswärts gebogenen Staubwegen; das Blumenbette iſt mit Spelzen beſetzet, und der zuſammengezogene Kelch umgiebt die länglichte, mit einer geſtielten, gefiederten Haarkrone beſetzten Saamen. Herr von Linné hat vier Arten, wir bemerken davon

1) Das gefleckte große Ferkleinskraut, geflecktes Saukraut, Wullhabichtkraut, Coſtkraut, Herba Coſtae offic. Hypochaeris maculata Linn. wächſt auf graſichten Triften und fruchtbaren Hügeln, die mit Geſträuchern abwechſeln, woſelbſt es im May, Junius, auch wohl Julius, ſchöne, große, gelbe, wohlriechende Blumen trägt. Die dauernde, fäſerichte Wurzel treibt viele Blätter, und einen faſt nackenden Stängel. Die Blätter ſind rauch, eyförmig, länglicht, ungetheilet und eingekerbet, bisweilen auch völlig ganz und ganz ſchmal, mit und ohne Flecken. Der Stängel treibt ſelten mehr als einen Aſt. Die Saamen

men ſind runzlicht. Es kann durch Saamen und Wurzeln fortgepflanzet werden. Die Schmoländer eſſen die Blätter als Kohl. Ehedem war es unter dem Namen Coſtkraut in den Apotheken gebräuchlich, jetzo iſt es den Aerzten faſt gänzlich unbekannt, und es verdienet auch nicht wieder eingeführet zu werden. Aus den Blumen ſammlen die Bienen Wachs und Honig.

2) Das knollichte große Ferkleinskraut, großes Wieſenhabichtkraut, knollichtes Saukraut, gewurzeltes Saukraut, Hypochaeris radicata Linn. wird auf Triften, Wieſen und erhabenen Orten den ganzen Sommer über blühend gefunden. Sehr lange, dauernde Wurzeln, welche zuweilen den Wurzeln des Affodils gleichen, treiben viele ſchrotſägenartig ausgezahnte, ſtumpfe, rauhe Blätter, und einen platten, äſtichten, nackenden Stängel; die gleichfalls in Aeſte getheilten Blumenſtiele aber ſind mit Schuppen beſetzet. Die Kelchſchuppen zeigen eine kielförmige ſcharfe Erhebung; die großen Blumen ſind gelb und werden von den Bienen fleißig beſuchet.

3) Das glatte große Ferkleinskraut, glattes Saukraut, Schweinecichorie, Hypochaeris glabra Linn. wächſt auf hohen dürren Sandbergen und Feldern. Die jährige Wurzel treibt äſtichte, nackende, glatte Stängel und gezahnte, ausgehöhlte, glatte Blätter; der Blumenſtiel wird nach oben zu dicker; der Blumenkelch iſt länglicht und völlig glatt. Die im Heumonath hervorkommenden kleinen Blumen ſind gelb; die äußerlichen Saamen haben eine platt aufſitzende, die mittelſte aber eine geſtielte Haarkrone.

Das kleine Ferkleinskraut, Hyoſeris, heißt bey Herr Plaenern Krannichkraut, nach Herr Dietrich Schweinſallat. Die Gränzen dieſes Geſchlechts ſind nicht allgemein beſtimmt, und nachdem die Saamen, in Anſehung der Haarkrone verſchieden, zuweilen alle in einer Blume nackend, oder nur einige davon alſo beſchaffen, die übrigen aber mit kleinen Borſten beſetzet, oder hingegen alle mit dergleichen Krönchen gezieret ſind, hat man mehr oder wenigere Arten vereiniget, oder auch als beſondere Geſchlechte von einander getrennet, zumal wenn man den Ackerkohl, das Warzenkraut, und den Rhagadiolum damit vergleichen, und nach der Verſchiedenheit der Saamen die Geſchlechter beſtimmen will. Da es zu weitläuftig ſeyn möchte, aus den verſchiedenen Schriftſtellern, als Herr von Linné und Hallern, ingleichen Herr Ludwigen und Hr. Zinn die beſondere Vertheilung oder Vereinigung der untern Geſchlechter anzuführen, überdieß

auch

auch bey jeden an ſeinem Orte angemerket zu finden, wohin ſelbiges gebracht worden, wollen wir nur die Geſchlechtskennzeichen des Hyoſeris nach dem Herrn von Linne' wiederholen und einige darunter gebrachte Arten anführen. Der gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus zehn, aufrechtſtehenden, ſpitzigen, einander ähnlichen Schuppen, welche unterwärts mit einigen andern, viel kleinern umgeben ſind. Alle Blümchen ſind Zwitter, zungenförmig, ſchmal, am Ende fünffach eingezackt; der verwachſene Staubbeutel ruhet auf fünf kurzen Staubfäden; der Griffel endiget ſich mit zween gekrümmten Staubwegen. Nach jedem Blümchen folget ein länglichter, zuſammengedrückter Saame, deſſen Spitze mit einem kleinen drey- oder fünfzackichten Rande und einigen Härchen beſetzt iſt. Alle ſitzen auf dem nackenden Blumenbette, und ſind von dem unveränderten Kelche umſchloſſen.

1) Das kleine Ferkleinskraut des Tabernämontans, Sandendivien, Hyoſeris minima Linn. wächſt bey uns auf Brachäckern häufig wild, hat eine zarte jährige Wurzel, einen niedrigen, nackenden, getheilten Stängel, welcher dünne anfängt, nach und nach dicker wird, und am Ende, woſelbſt, das kleine gelbe Blümchen aufſitzet, am dickſten, und hohl iſt; die auf der Erde liegenden Wurzelblätter ſind länglicht, ſtumpf, haaricht, und die Saamen geſtreifet. Herr Ludwig bringt dieſes zu den Arten des Ackerkohles.

Herr von Linne' hat auch nunmehr das Geſchlecht Hedypnois, welches Tournefort beſtimmet, und auch Herr Ludwig beybehalten, hieher gerechnet, und von dem Ackerkohle, mit welchem er es ehedem vereiniget, getrennet, daher wir auch bemerken

2) Das glatte kleine Ferkleinskraut, Hyoſeris hedypnois L. wächſt im mittägigen Europa. Die jährige, fäſerichte Wurzel treibt einen äſtichten, etwa einer Ellen hohen, und mit Blättern beſetzten, etwas haarichten Stängel; die Blätter ſitzen platt auf, ſind haaricht, länglicht eingekerbet, die oberſten aber lanzenförmig und völlig ganz. Die Blumenſtiele ſind glatt, werden nach oben zu dicker, und endigen ſich mit einer kleinen gelben Blume. Die Kelchſchuppen ſind glatt und der Länge nach ausgehöhlet, und in dieſer Vertiefung liegt der Saame eingeſchloſſen; ſowohl dieſe am Rande befindliche, als auch die, in der Mitte geſtellten Saamen ſind mit einem zart eingekerbten Rande gekrönet; doch haben letztere noch ein beſonderes Haarkrönchen; viele von den mittelſten Saamen gelangen nicht zur Reife. Wenn die Saamen trocken geworden, fällt das Haar-

krönchen und auch der eingekerbte Rand ab.

3) Das haarichte kleine Ferkleinskraut, Hyoſeris Rhagadioloides Linn. iſt dem vorigen gänzlich ähnlich, nur ſind die Kelchblättchen mit Haaren beſetzet.

4) Das Cretiſche kleine Ferkleinskraut, Hyoſeris cretica, unterſcheidet ſich von den zwey vorherſtehenden gleichfalls nur in Anſehung der Kelchblättchen, als welche, nicht ſowohl bey der Blüthe, als wenn die Saamen zu reifen anfangen, mit ſcharfen rauhen Erhebungen beſetzet ſind.

Die zwote und vierte Art ſind beſtändig von einander unterſchieden geblieben, bey der dritten möchte vielleicht eher eine Ausartung ſtatt finden. Alle haben kein beſonderes Anſehen, werden auch von den Aerzten nicht geachtet, ſondern nur wegen der Mannichfaltigkeit in den Kräutergärten ohne alle Kunſt erzogen.

Fernabuc.

S. Braſilienholz.

Feronche.

S. Klee.

Ferrarie.

Sterniris, Ferraria Linn. Dieſes Pflanzengeſchlecht hat den Namen von Joh. Bapt. Ferrarius, einem Jeſuiten von Sina, erhalten, welcher in ſeinem Buche von der Wartung der Blumen, dieſe Pflanze beſchrieben und abgebildet hat. Sie iſt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe, hat eine knollichte, dauernde Wurzel, einen, ohngefähr anderthalb Schuh hohen, durchaus mit nachenförmigen, geſtreiften, breit anſitzenden Blättern beſetzten, und oberwärts in zween oder drey Aeſte getheilten Stängel; Zwo nachenförmige Blumenſcheiden ſitzen zwar bey einander, doch umgiebt jede eine beſondere Blume. Von den ſechs länglichten, ſpitzigen, auswärts gebogenen, am Rande wellenförmig gekräuſelten, äußerlich blaßgrünen, inwendig gelblicht purpurfärbigen Blumenblättern ſind drey größere und drey kleinere, abwechſelnd neben einander geſtellet. Die drey Staubfäden ſitzen, nach Hrn. von Linne' Lehrgebäude, auf dem Griffel, welcher ſich in zween, wiederum zweyfach getheilte, gefranzte, krauſe Staubwege verbreitet. Der Fruchtkeim ſitzt unter den Blumenblättern und verwandelt ſich in ein trockenes, länglichtes, dreyeckichtes, dreyfächerichtes, und mit drey Klappen ſich öffnendes Saamenbehältniß, welches viele rundliche Saamen enthält. Zur Zeit findet man ſelbige ſelten in hieſigen Gärten, kann durch die Wurzel vermehret, den Sommer über in freyer Luft, zur Winterszeit aber in einem warmen Glashauſe aufbehalten werden. Herr v. Linne' nennt

nennt dieſe Pflanze die wellenför⸗mige Ferrarie. Ob aber ſelbige von der ſchwerdförmigen wirklich unterſchieden ſey, ſcheint noch zweifelhaft, indem dieſe mit der erſtern faſt gänzlich übereinkömmt, nur kleinere Wurzeln und weniger getheilte Stängel, auch kleinere Blumen und am Rande weniger krauſe Blumenblätter zeiget. Die Blätter ſind länger, mehr ſchwerdförmig, und mit tiefen Adern gezieret.

Ferresbeeren.

S. Berberbeeren.

Ferſe.

Hacke, Calx. Man verſteht hierunter die hinterſte, unterſte, und äußerſte Gegend des Fußes, welche etwas platt iſt, und auf welcher im Gehen und Stehen ſich die größte Laſt des ganzen Körpers ſtützet. Ohnerachtet den übrigen vierfüßigen und andern Thieren der Knochen, von welchem eigentlich die Hacke entſteht, auch nicht fehlet, ſo iſt ſie doch bey denſelben weiter in die Höhe gezogen, und daher bey ihnen eigentlich keine Ferſe anzunehmen, weil ſie, wegen der ganz beſondern Richtung ihres Körpers genöthiget ſind, mehr auf die Zähen zu treten.

Die Feſtung.

Die, von den Holländern unter dem Namen Fortres erwähnte, Patelle, gehöret unter die Klippkleber, und ſoll Patella granularis Linn. ſeyn. Die einzelne, kegelförmige Schale iſt gezähnelt, und mit erhabenen eckichten, wie Ziegel über einander geſchobenen, Strichen bezeichnet, am Boden inwendig, und oben an den Wirbel braun geflecket. Die eckichten Striche ſind ſchön dunkelbraun, und ſtellen gleichſam die Zeichnung einer Feſtung mit ihren Werken vor. Man erhält ſolche aus dem ſüdlichen Europa.

Fettammer.

Fettammer, eine Abänderung der Ammer oder Aemmerlinge, ſonſt auch unterm Namen Ortolen, bekannt. Iſt in der Lombardey ſehr häufig und kömmt auf die Tafeln großer Herren.

Fettgans.

Pinguin, anſer magellanicus, iſt eine Art der Patſchfüße mit drey vorn verbundenen Zähen, und hinten keinem. Sie machen beym Klein die ſiebente Zunft dieſer Vögel aus. Unſere Fettgans hat einen langen, vorn gekrümmten Schnabel, großen Rachen, am untern Kiefer eine Erhöhung, neben den Augen einen weißen Fleck, um den Hals einen weißen Ring. Auf dem Kopfe und Rücken ſchwarze, ſehr weiche Federn, weiß am Bauche, kurze Flügel, die wie ein Stück Leder herabhängen, und mit

borſtichten kurzen Haaren beſetzet ſind, ohne Federn. Sie wohnen an den Ufern in unterirdiſchen Höhlen. Es giebt eine Art mit rothen, die andere mit ſchwarzen Füßen. Man findet ſie häufig auf den Inſeln der Südſee und um Amerika. Sie ſollen daſelbſt wie Kaninchen in Höhlen brüten; ſie können nicht fliegen, und nähren ſich ganz von Fiſchen.

Fette Henne.

Ob wir gleich mit dieſem Namen nicht das Geſchlecht Sedum, wie Herr Dietrich gethan, belegen, ſondern ſolches lieber, zumal das andere, ähnliche Semperuiuum genannt, ehe damit zu vereinigen, als davon zu trennen iſt, Hauslaub nennen wollen, ſo wird es doch nicht unſchicklich ſeyn, diejenige Art des Hauslaubes, welche ehedem Fabaria, oder Faba craſſa oder Telephium, oder Anacampſeros genannt worden, hier beſonders anzuführen. Es hat ſelbige mehrere Namen erhalten, als Knabenkraut, Wundkraut, Schmeerwurzel, Donnerkraut, Bruchwurzel, Geſchwulſtwurzel, Jungenkraut, Wolfskraut, der gewöhnlichſte iſt fette Henne. Ob es mehr als eine Art gebe, ſcheint ungewiß zu ſeyn, indem nicht allein weiße und rothe Pflanzen vorkommen, ſondern auch Hr. von Haller in Anſehung des Blumenſtandes einen Unterſchied bemerket, und deswegen zwo Arten angenommen, welche wir doch, wie auch die übrigen Abarten, lieber mit Herrn von Linné vereinigen wollen. Wir verſtehen alſo unter dem Namen fette Henne, Sedum Telephium Linn. Dieſe ſaftige Pflanze wächſt in Fichten- und Eichenwäldern an trockenen graſichten Orten, in Geſträuchen und Hecken, blühet im Juli und Auguſt. Die fäſerichte, dauernde Wurzel treibt nicht, wie bey den meiſten Arten des Hauslaubes geſchieht, einen Büſchel Blätter, ſondern einen oder mehrere Stängel, welche mit wechſelsweiſe geſtellten Blättern beſetzet ſind; wo die Stängel entſpringen, ſitzen an der Wurzel kleine Knöllchen. Der Stängel iſt etwa einen Fuß hoch, bisweilen ganz aufgerichtet, bisweilen auch mit dem untern Theilen gegen die Erde gebogen, ſelten in Zweige verbreitet, ſondern nur an der Spitze in Blumenſtiele vertheilet. Die Blätter ſind dicke, ſaftig, aber platt, glänzend, eyförmig und eingekerbet. Die Blumen bilden einen doldenförmigen Strauß ab; ſie beſtehen aus einem kleinen, fünfblätterichten Kelche, fünf kleinen ausgebreiteten, ſpitzigen Blumenblättern, zehn Staubfäden, doch haben wir zuweilen auch nur fünfe gefunden, und fünf Fruchtkeimchen, um welche fünf Honigſchuppen ſitzen, und ſich in eben ſo viel dünne

Griffel mit ſtumpfen Staubwegen verlängern. Die Frucht beſteht aus fünf abgeſonderten, kurzen, breitgedrückten, ſpitzigen, inwärts der Länge nach ſich öffnenden Schötchen, worinnen viele kleine Saamen liegen. Die Blätter und Stängel ſind gemeiniglich grünlicht, und dergleichen Pflanzen tragen auch weißlichte Blumen, da hingegen bey denjenigen, welche röthlichte Blumen zeigen, auch Stängel und Blätter dergleichen Farbe annehmen. Die weiße, Telephium album, ſcheint die Stammpflanze zu ſeyn, welche in die purpurfärbige, Telephium purpureum, ausartet.

Die Pflanze iſt ſehr dauerhaft, grünet beſtändig, behält auch unter dem Schnee ihre Blätter, und kann durch abgeſchnittene Zweiglein leicht fortgepflanzet werden, welche auch nach dem Abſchneiden viele Wochen außer der Erde friſch und ſaftig bleiben. Sie hat eine ſäuerliche, kühlende, etwas ſchleimichte, und ſehr gelinde anziehende Kraft, jedoch bedienet man ſich der Blätter und Wurzeln ſelten innerlich, zum äußerlichen Gebrauche aber ſind ſelbige verſchiedentlich angerathen worden. Der friſch ausgepreßte Saft, oder auch entweder aus der ganzen Pflanze ein Umſchlag gemachet, oder ſolche in warmer Aſche geröſtet, und mit Schweinefett vermiſchet, ſoll die Geſchwüre reinigen, die Eyterbeulen eröffnen, und die Schmerzen, ſonderlich bey der güldenen Ader, lindern, und dieſe Kräfte kann man der fetten Henne nicht abſprechen. Sonſt aber findet man in den ältern Schriftſtellern noch viele Mährlein von ihr aufgezeichnet; dahin gehöret, daß damit der Leiſtenbruch könne geheilet werden, daß ſelbige zwiſchen die Schultern geleget, die Schmerzen, ſo von der blinden güldenen Ader herkommen, gänzlich vertreiben würde. In den Zeiten des Aberglaubens pflegete man an dem Abende vor dem Johannisfeſte ſo viel Stängel an eine Wand, oder unter das Dach zu ſtecken, als Perſonen in dem Hauſe wohneten, und jeder einen Stängel zuzueignen, und glaubte, daß ſo viele Stängel am Johannistage unterwärts gebogen, und gleichſam verwelket waren, auch ſo viele Perſonen, und eben diejenigen, in deren Namen jeder geſtecket worden, in dieſem Jahre ſterben würden; welches auch, wie Herr von Linné meldet, in Schonen gebräuchlich iſt. Andere Pflanzen, welche auch den lateiniſchen Namen Anacampſeros erhalten, werden unter Roſenwurzel und Hauslaub vorkommen.

Fettel.

Da dieſe unter den Venusmuſcheln ein ſchlechtes Anſehen zeiget, haben ſie die Holländer mit obigem Namen beleget. Beym Herrn

Herrn von Linne' heißt ſie auch Venus exoleta. Die Schale iſt rund, linſenartig, gedruckt, blaß, der Quere nach geſtreifet und mit ſchwachen Strahlen beſetzet; ſie hat einen roſtfärbigen, herzförmigen After, und inwendig iſt die Schale mit einer dicken, weißen Rinde gefüttert. Sie hält ſich im Canal und an der Norwegiſchen Küſte auf.

Fettes Saure.

Acidum pingue, cauſticum, iſt eine ſehr ſubtile Materie, welche aus den Elementen unmittelbar entſtanden zu ſeyn, und aus einem ſehr feinen Sauern und der reinſten Feuer- oder Lichtmaterie zu beſtehen ſcheint.

Da viele an der Gegenwart des fetten Sauern zweifeln, wir aber gewiß von dem Daſeyn deſſelben überzeuget ſind, und in der Hauptſache von dem Weſen des fetten Sauren der Meynung des vortrefflichen und geſchickten Meyers, welcher daſſelbe zuerſt am deutlichſten beſchrieben, beypflichten, ſo wollen wir auch, ehe wir unſere Gedanken mittheilen, das vorzüglichſte, was dieſer gründliche Chymiſt in ſeinen chymiſchen Verſuchen zur nähern Erkenntniß des Kalchs ꝛc. von dem fetten Sauren geſaget, anführen. Es hält derſelbe S. 194. dafür, „daß das „Cauſticum, ſo wird auch von „ihm das fette Saure genannt, „als eine Miſchung von der erſten „Art, ein ſubtiles flüchtiges Salz „geweſen ſey, welches aus einem „acido beſteht, ſo mit dem aller„reinſten Feuerweſen aufs innig„ſte vereiniget iſt. Ich halte es, „fährt er fort, für eine ſolche ſchwe„felähnliche Miſchung, die von al„len andern Körpern in der Welt „unterſchieden iſt, die unzertrenn„lich und unzerſtörlich iſt, und „welche man in völliger Bedeu„tung des Wortes ein acidum „pingue nennen kann.„

Von der Entſtehung oder dem Urſprunge des fetten Sauren ſaget Meyer, daß es vom Anfange, da die Welt erſchaffen worden, gleich da geweſen, und daß folglich die beyden Beſtandtheile deſſelben, nämlich das Saure und die Materie des Lichtes, als nöthige Grundmaterien, gleich anfangs erſchaffen worden. Es tritt alſo, nach ſeiner Meynung, ſchon fertig und zuſammengeſetzet in die Körper ein, und geht bey ihrer gänzlichen Zerſtörung auch ungeſchieden und ungeändert wieder heraus, und dahin, wo es hergekommen iſt. Es wird wieder zu Erzeugung neuer Körper angewendet, und hält alſo in der Natur ſeinen beſtändigen Zirkel.

Das acidum pingue oder fette Saure iſt eine ſehr ſubtile Materie, deren Gegenwart aber in die äußerlichen Sinne fällt.

Wenn es glühet, hat es eine rothe Farbe. Man ſieht dieſelbe an dem im Feuer fließenden Sale cauſtico, und mit einiger Verwunderung giebt ſich dieſe Feuerfarbe auch bey gelinderer Hitze zu erkennen, wenn cauſtiſche Laugen in einem eiſernen Keſſel eingekochet werden, da zuletzt das leichtflüßige Salz feuerroth erſcheint, ob man gleich nicht ſieht, daß der Keſſel glühet. Man ſieht es auch an den rothen Dämpfen des rauchenden Salpeterſauren. Man kann das fette Saure ſchmecken, wenn es reichlich genug an bloßes Waſſer gebracht iſt. Es ſchmecket anfangs weichlich, fetticht, ſüßlicht, zuletzt aber machet es an den innerlichen Theilen des Mundes eine ſchrumpfende Empfindung. Wenn es mit der Kalcherde und mit den fixen oder flüchtigen alkaliſchen Salzen verbunden iſt, ſo fühlet man, daß es wie Feuer auf die Zunge ſticht. Man fühlet auch, wenn es mit den fixen und flüchtigen alkaliſchen Salzen verbunden worden, an dieſen beyden ſalzigen Verbindungen eine große Schlüpfrigkeit an den Händen. Man höret endlich ſeine Wirkung bey der Entzündung des Knall- und Schießpulvers, des Schlaggoldes, beym Elektriſiren und vermuthlich auch bey dem Donner. Sanfter aber höret man es an allen hellklingenden Körpern.

Das fette Saure hat eine Schwere oder Gewicht; denn es iſt ein Körper. Es iſt ferner unzerſtörlich; es geht aus dem Feuer unverſehret und ungetrennet in die Luft. Wir unterſuchen es ſo, wie es aus dem Feuer gekommen iſt, und alſo kann es durch Feuer nicht zerſtöret werden. Es kann im Sale cauſtico, im Kalch und mit den Metallen aufs neue glühen, und bleibt doch, was es iſt.

Es iſt elaſtiſch und flüchtig. Wenn es in dem ungelöſchten Kalch durch aufgegoſſenes Waſſer in Bewegung geſetzet wird, ſo ſieht man augenſcheinlich, wie es die Kalchtheilchen aus einander treibt und mit dem erhitzten Waſſer in die Luft tritt. Ja dieſes Weſen, das in der Luft und Waſſer und in allen Körpern gegenwärtig iſt, iſt vielleicht der Grund aller Elaſticität bey den Thermometern und Barometern, bey den klingenden und ſchallenden Körpern, und bey allen ausdehnbaren und wieder in ihre vorige Stellung zurücktretenden Körpern.

Es läßt ſich auch in die Enge bringen oder concentriren. Es iſt mehr oder weniger concentriret vorhanden, in der todten oder glühenden Holzkohle, in dem ungelöſchten Kalch, in der friſchen Holzaſche, in calcinirten Knochen, in calcinirter Magneſia alba, in calcinirter Alaunerde, in dem Sale cauſtico fixo und vola-

tili, an den durch die Calcination und Präcipitation bereiteten Kalchen der Metalle, in den Ziegeln, irdenen Gefäßen, Porcellain, Gläſern und Metallen, in dem rauchenden Vitriolöl u. ſ. f.

Das fette Saure dehnet ſich wieder aus, und erhitzet ſich mit Waſſer. Dieſe Eigenſchaft zeiget es nur an ſolchen Körpern, worinnen es nicht tief eingeſchloſſen, ſondern, ſo zu reden, nur von außen anhängt. Z. E. ungelöſchter Kalch, friſche calcinirte Metallkalche, calcinirter Vitriol, trockne Pottaſche, Sal cauſticum, concentrirte mineraliſche Säuren u. ſ. f. erhitzen ſich mit Waſſer, wenn daſſelbe auf einmal darauf gegoſſen wird, nicht aber, wenn es ſolches nach und nach aus der Luft annimmt. Hingegen Ruß, Kohlen, Glas, Metalle und alle andere ungeöffnete Körper erhitzen ſich mit Waſſer nicht.

Das fette Saure hat eine zuſammenziehende Kraft. Glühende Kohlen ſchrumpfen unſre Haut, wenn wir ihnen damit zu nahe kommen, und das Kalchwaſſer zieht den Mund und die Haut zuſammen; vornehmlich wenn das deſtillirte Kalchwaſſer durch den Froſt concentriret iſt.

Das fette Saure verbindet ſich in und außer dem Feuer mit den mehreſten Körpern. Es verbindet ſich mit Luft, Waſſer, ſauren und alkaliſchen Salzen, mit Erden und Metallen, Schwefel, ätheriſchen, harzigen und fetten Oelen und mit Weingeiſt. Doch verbindet ſich daſſelbe nicht mit allen Körpern. Außer dem Feuer ſcheinen es die mineraliſchen Mittelſalze, der vitrioliſirte Weinſtein, das Kochſalz, der Salpeter u. ſ. f. gar nicht anzunehmen, außer in der allerſtärkſten Glut. Im Feuer ſcheint es mit der bloßen kieſelichten und thonichten Erde nicht viel zu thun zu haben. Sonſt iſt wohl kein Körper vorhanden, der ſo ſtarkes Feuer aushalten kann, deſſen Zwiſchenräumchen nicht wenigſtens von dem Acido pingui im Feuer ausgefüllet werden, wenn Luft und Waſſer daraus vertrieben ſind.

Das fette Saure läßt ſich von einem Körper an den andern verſetzen. Aus dem Feuer tritt es an die Kalcherde, und läßt ſich von dieſer an ein fixes oder flüchtiges alkaliſches Salz verſetzen. Wenn dem Salmiac Sal cauſticum zugeſetzet wird, ſo verläßt das acidum pingue das fixe alkaliſche Salz, und verbindet ſich mit dem flüchtigen Salze des Salmiacs. Iſt es mit metalliſchen Kalchen im Feuer verbunden worden, und kömmt ein alkaliſch Salz hinzu, ſo verläßt es das Metall, tritt an das alkaliſche Salz und machet es cauſtiſch. Wenn Salzſaures mit einer Kalcherde geſättiget wird, und man eine cauſtiſche Lauge hinzugießt;

zugießt; ſo verbindet ſich das alkaliſche Salz der Lauge mit dem Salzſauren, das acidum pingue aber tritt an die Kalcherde und machet ſie zu wahrem Kalch.

Das fette Saure bringet durch ſeine Verbindung mit andern Körpern neue Concreta hervor, und verändert die vorigen Eigenſchaften der Körper, z. E. es ſtellet an dem Sale cauſtico fixo und volatili beſondere Mittelſalze dar, welche von allen andern Mittelſalzen ſehr unterſchieden ſind. Flüchtigen Dingen giebt es einen größern Grad der Flüchtigkeit, wie wir bey dem Salmiacſpiritus mit Kalch, bey denen mit Kalch behandelten deſtillirten Oelen, u. a. m. erkennen. Es benimmt dem flüchtigen alkaliſchen Salze ſeine trockene Geſtalt.

Das fette Saure iſt in allen Körpern vorhanden. Da es allenthalben zugegen iſt, ſo kömmt es mit Luft und Waſſer, mit Dünſten und Regen nebſt andern ſubtilen Materien in die Gewächſe; durch das Odemholen, und durch Speiſe und Trank kömmt es in die thieriſchen Körper; und da es mit Luft und Waſſer nicht allein auf die Oberfläche der Erdkugel, ſondern auch in die Tiefe des Meeres und der Erde hinkommen kann, ſo muß es auch bey der Erzeugung mineraliſcher Körper gegenwärtig ſeyn, und ſich als ein darzu ſehr geſchicktes höchſtſubtiles Weſen in alles als ein Beſtandtheil einmengen.

Wenn die Frage entſteht: Ob und in wieferne das acidum pingue für die Materie des Feuers anzunehmen? ſo iſt nach Mayers Meynung das Feuerweſen auf eine dreyfache Art zu betrachten und einzutheilen: 1) in das allerreinſte zündende Feuerweſen, welches alle brennbare Körper entzündet; 2) in die nächſte Materie dieſes reinſten Feuerweſens, oder unſer acidum pingue; 3) in die entzündliche brennbare Materie, welche man das Phlogiſton nennet. Die erſte Materie des Feuers iſt alſo die zündende Materie; die zwote, welche zwar bey dem Küchenfeuer vorhanden iſt, aber eigentlich nicht zündet; die dritte aber die entzündliche brennbare Materie.

Durch die erſte reinſte zündende Materie des Feuers wird demnach die Materie des Lichts oder der Sonnenſtrahlen verſtanden, ſo wie ſie, ohne mit einem andern Weſen verbunden zu ſeyn, bey ihrer Concentration leuchtet, erhitzet und zündet, ſo wie wir dieſe ihre Eigenſchaften und Wirkungen in dem Brennpuncte des Brennglaſes erblicken, wenn durch daſſelbe die Sonnenſtralen oder die Materie des Lichts auf einem brennbaren Körper dichter und näher an einander gebracht und concentriret wird.

Hier iſt das allerreinſte Feuer, welches mit keiner andern Materie vermenget und in keinem andern Körper eingeſchloſſen iſt. Dieſe Materie des Lichts, dieſe leuchtende, hitzende, brennbare Materie iſt nur die eine in der Welt, und kann weſentlich nicht zweyerley, ſondern nur einerley Licht oder Feuermaterie in der ganzen Natur vorhanden ſeyn, ſo wie nur einerley Waſſer darinnen befindlich iſt; obwohl beyde nach dem Grad ihrer Reinigkeit unterſchieden ſeyn können. Eben diejenige Materie, die in dem Brennpunct des Brennglaſes leuchtet, erhitzet und zündet, muß eben dieſelbe ſeyn, die es in den Körpern thut; und wo vom Feuer die Rede iſt, da muß dieſe Materie vorhanden ſeyn.

Die zwote und nächſte Materie des Feuerweſens, ſo in dem gemeinen oder Küchenfeuer vorhanden, iſt das fette Saure oder acidum pingue. Es beſteht daſſelbe aus dem reinſten Feuerweſen oder der Materie des Lichts und einem ſubtilen Sauren. Dieſe Materie für ſich betrachtet, zündet nicht und iſt für die eigentliche Materie des Feuers nicht anzuſehen. Sie iſt aber, zu nicht weniger großen Abſichten und Wirkungen, wie die Materie des Lichts, beſtimmet. Sie iſt zur Hervorbringung und Zuſammenſetzung eines brennbaren Körpers nothwendig. Die bloße Lichtmaterie verbindet ſich mit Waſſer und Erde nicht genau, und es kann, wenn ſie gleich in ſelbige tritt, daraus noch kein brennbarer Körper werden. Wenn aber in den organiſchen Geſchöpfen zu Erde, Waſſer und Licht das fette Saure hinzutritt, welches ſich an der einen Seite mit der Materie des Lichts, als woraus es ſchon halb beſteht, an der andern ſauren Seite aber ſich auch mit der Kalcherde und Waſſer verbinden kann; ſo kann die Zuſammenſetzung und Hervorbringung eines brennbaren Körpers deutlich begriffen, und die Nothwendigkeit der Exiſtenz des acidi pinguis in einem jeden brennbaren Körper eingeſehen werden. Denn da ſich daſſelbe mit den Lichttheilchen, mit Erde und Waſſer verbindet, und ein brennbares Körperchen zuſammengeſetzet wird; ſo können ſich viel dergleichen zuſammenhäufen, enge zuſammenſetzen, und es kann alſo endlich eine große Maſſe eines brennbaren Körpers dadurch erzeuget werden, aus welchem, wenn er hernach erhitzet, und durch die Ausdehnung des fetten Sauren und der Lichttheilchen geöffnet wird, die Materie des Lichts und das fette Saure wieder in den Dunſtkreis treten, woher ſie gekommen ſind. Dieſes iſt der eigentliche Begriff, den Meyer von

dem Feuerweſen eines brennbaren Körpers giebt.

Was das brennbare Weſen oder Phlogiſton betrifft, unter welchem Ausdruck Becher und nach ihm andere Chymiſten ein gewiſſes körperliches, ſolides, trocknes, erdichtes, feuerfähiges Weſen verſtehen, welches in allen Dingen des Gewächs- und Thierreiches aufs innigſte eingemiſchet ſey, welches aus einem Reich der Natur in das andere übergehe, und in allen von gleicher Beſchaffenheit ſey, und welches für die Subſtanz oder das Principium igneſcens, für die einzige Materie des Feuers zu halten, welche nichts mehr brauche, um Feuer werden zu können, als daß ſie in eine geſchwinde Bewegung geſetzet würde; ſo ſcheint Meyer mit dieſer Meynung nicht viel zu thun zu haben, vornehmlich wenn der Ruß eines aromatiſchen Oels für die nächſte Materie des reinen Feuerweſens und für ein Principium angeſehen wird; er pflichtet dieſer Meÿnung deswegen nicht bey, weil er an der Materie des Lichts und an dem fetten Sauren reinere und einfachere Principia des Feuers erkannt, und aufs höchſte durch das brennbare Weſen nichts anders verſteht, als ein einzelnes brennbares Stäubchen, ſo wie es ſich anfänglich bey ſeiner Erzeugung aus Licht, fetten Sauren, Erde und Waſſer zuſammengeſetzet hat. Das fette Saure wird von ihm wie die Materie des Lichts, die Erde und das Waſſer, als ein Element oder Principium betrachtet, worunter er diejenige Materie verſteht, die weder durch das Feuer, noch durch einige menſchliche Kunſt weiter geſchieden und zerſtöret werden kann, ſondern allezeit bleibt, was ſie iſt, ſo, daß ſie, wenn ſie aus einem verbrennenden und ſich zerſtörenden Körper austritt, ſich nicht vernichtiget, ſondern ihr Weſen und ihre Eigenſchaften ungeändert behält, und nach ihrem Austritt zur Erzeugung und Zuſammenſetzung neuer Körper wieder angewendet wird. Das fette Saure kann alſo ein Element genannt werden, weil es, nach dieſem Begriff, wie die andern elementariſchen Grundmaterien, nicht zerſtöret werden kann. Das fette Saure muß auch nach Meyers Meynung gleich anfangs bey der Schöpfung da geweſen ſeyn, und es muß die erſchaffene, ſaliniſche Materie, das Saure, ſich gleich mit einem Theil der Materie des Lichts aufs innigſte und genaueſte vereiniget haben, und auf dieſe Weiſe das fette Saure, oder die elaſtiſche Materie entſtanden ſeyn. Dieſe Materie mußte nothwendig daſeyn, wenn ſich Körper aus den übrigen Elementen erzeugen und zuſammenſetzen ſollten; denn dazu

zu iſt ſie das erſte und einzige Verbindungsmittel. Es mußte eine Materie vorhanden ſeyn, welche die Materie des Lichts mit Erde und Waſſer zuſammenſetzen und verbinden könnte: eine Materie, welche ſich mit Waſſer vermengen konnte, ſolches, wenn ſie erwärmet würde, mit ſich ausdehnen, und alſo die Erzeugung mancherley Säfte, durch die Circulation derſelben, in Millionen Maſchinen organiſcher Körper befördern könnte; eine Materie, die vielerley erzeugte ſubtile Zusätze vertragen, zu ſich nehmen, ſich damit innigſt vereinigen, und allerhand andre Salze erzeugen könnte. Hieraus folget demnach, daß die Materie des Feuers, die elaſtiſche Materie der Luft, oder das fette Saure, Waſſer und Erde die einzigen wahren Principia und Elemente aller Dinge ſind, woraus alles beſteht und zuſammengeſetzet iſt, wodurch alles in der Natur, ſoweit es durch körperliche Dinge geſchehen kann, bewirket wird, und worein ſich endlich alles zerleget.

Dieſes iſt kürzlich der Begriff von der Beſchaffenheit und dem Weſen des fetten Sauren, mit deſſen lehrreichen Betrachtungen der unvergeßliche, mit ſo tiefer Einſicht und demüthiger Erkenntniß begabte Meyer, ein wahrhaftig großer Chymiſt, die Naturlehre bereichert hat. Ob wir ſchon nicht alles wegen Mangel verſchiedener Erfahrungen vertheidigen noch viel weniger beſtreiten können, ſo müſſen wir doch bekennen, daß wir aus Erfahrungen, überzeuget, in der Hauptſache mit der Meyeriſchen Meynung von dem fetten Sauren einig ſind. An dem Daſeyn des fetten Sauren iſt nicht zu zweifeln. Es iſt das Verbindungsmittel, wodurch die andern elementariſchen Grundmaterien mit einander vereiniget werden. Es kömmt aus dem Dunſtkreis in alle Körper, und geht bey deren Zerſtörung wieder dahin. Es verbindet die Lichtmaterie mit Erde und Waſſer, und bringt nach Verſchiedenheit der Proportion der Miſchung und Zuſammenſetzung brennbare und auch ſaliniſche Subſtanzen hervor, aus deren Zuſammenſetzung mit Waſſer und Erde unzählige zuſammengeſetzte Körper entſtehen. Bisher ſind wir aus Erfahrungen überzeuget, mit Meyern einerley Meynung; wir entfernen uns aber auch nicht von ihm, wenn wir ſagen, daß aus der Verbindung des fetten Sauren mit Lichtmaterie und Erde eine Subſtanz erzeuget wird, welche man das brennbare Weſen nennen kann, welches wir als eine Subſtanz betrachten, in welcher die Lichtmaterie und das fette Saure durch die Vereinigung mit Erdtheilen gleichſam gebunden

den, und ſo lange in Ruhe erhalten wird, bis ein zutretendes, wirkendes Feuer die mit dem fetten Sauren verbundene Lichtmaterie von den Erdtheilen trennet, und in Bewegung ſetzet. Dieſes brennbare Weſen kann bey einigen Miſchungen freyer, bey andern verwickelter ſeyn; iſt aber doch bey allen einerley, und von dem fetten Sauren darinne unterſchieden, daß es zuſammengeſetzter iſt, und zu ſeinem Daſeyn fettes Saures haben muß. In brennbaren Körpern iſt das brennbare Weſen mit andern ebenfalls gröber gemiſchten oder erzeugten Subſtanzen befindlich; und alſo das fette Saure mehr und weniger verwickelt; in einigen ſaliniſchen Miſchungen aber iſt das fette Saure, ohne erſt die Miſchung des brennbaren Weſens gemachet zu haben, unmittelbar mit andern feinern Subſtanzen verbunden, und alſo freyer und entwickelter, wie wir an dem rauchenden Salpeterſauren, concentrirten Vitriolſauren, flüchtigen Schwefel und flüchtigen Vitriolſauren, an einigen in der Luft ſich entzündenden oder nur leuchtenden Körpern und dergleichen feinen Miſchungen mehr gewahr werden. Wir pflichten deshalben dem tiefdenkenden Meyer noch nicht bey, wenn wir die Meynung, daß das fette Saure, die elaſtiſche Materie der Luft, und daß es das urſprüngliche Saure, und die vorzüglichſte Materie und Urſache der elektriſchen und anderer Kräfte ſey, nicht beſtreiten, ſondern uns hierdurch aufmerkſam machen laſſen, die Erſcheinungen, welche darauf führen können, genau zu unterſuchen.

Wir widerſprechen endlich dem lobenswürdigen Meyer nicht, wenn wir das fette Saure, welches er nach ſeiner Erklärung unter die Elemente ſetzet, als diejenige Subſtanz betrachten, welche das einzige ſogenannte Principiatum oder diejenige Grundmaterie iſt, welche allein unmittelbar aus Erde, Waſſer und Lichtmaterie durch die allmächtige Hand Gottes entſtanden und verbunden worden, und welche alsdenn das Mittel iſt, daß die weit einfachern Grundſubſtanzen, die Lichtmaterie, das Waſſer und die Erde, als aus welchen das fette Saure zu beſtehen ſcheint, auf mannigfaltige Weiſe mit einander vereiniget, und feine gemiſchte Subſtanzen hervorgebracht werden.

Wer das Acidum pingue oder fette Saure, an deſſen Benennung kein Chymiſt ſich ſtoßen kann, kennet, und von deſſen Wirklichkeit aus Erfahrungen überzeuget worden, der wird wiſſen, welchen Nutzen dieſe Erkenntniß bringt; wer es aber nicht kennet, noch auch aus verſchiedenen

nen Urſachen nicht kennen will, der wird, wenn er aufrichtig iſt, doch ſagen und bekennen müſſen, daß der, uns ſo ſchätzbare und unvergeßliche Meyer den Namen eines erfahrnen und tiefdenkenden Chymiſten verdienet, und unter diejenigen gehöret habe, welche ſich befleißigen, im geringen treu zu ſeyn, und bey ihren Bemühungen nicht vergeſſen, ſolche zur Ehre Gottes anzuwenden.

Fettkraut.

S. Butterkraut.

Feuer.

Ignis. Unter dem Feuer verſtehen wir, dem ſinnlichen Begriff nach, eine gewiſſe in Bewegung ſich befindende Materie, welche in uns oder auf unſerer Haut, diejenige Empfindung erreget, die nach Beſchaffenheit der Stärcke, Wärme, Hitze oder Brennen genannt wird. Die Materie des Feuers ſcheint dem Weſen nach von der Materie des Lichts nicht unterſchieden zu ſeyn. Unter beyden hat man einerley elementariſche Subſtanz zu verſtehen. Das Feuer iſt nichts anders als ein concentrirtes Licht, oder eine Sammlung einander genau berührender Lichttheile. Je mehr von dieſen Lichttheilen mit einander verſammlet ſind, je genauer dieſelben einander berühren, je weniger fremde Materie ſich darzwiſchen befindet, und je ſchneller der mit einander verſammelten Lichttheile Bewegung iſt, deſto empfindlicher wird der Körper für unſre Augen, und deſto deutlicher nehmen wir von ihm eine Geſtalt wahr. Die Sonne iſt ein concentrirtes Licht oder eine concentrirte Sammlung der reinſten elementariſchen Licht- oder Feuertheile. Die Lichttheile, welche ihren Körper ausmachen, gehen von ihr aus, und entfernen ſich, und ſcheinen auch in dieſelbe wieder zurückzugehen. Wenn man die entfernten Lichttheile durch ein Brennglas, welches gegen die Sonne gehalten wird, wieder zuſammenſammelt, ſo vereinigen ſich viele derſelben wieder zuſammen, und ſtellen ſich, wenn man ſie auf einen undurchſichtigen Körper fallen läßt, wieder in einem ſichtbaren Körper dar, und machen eine kleine Sonne, welche ein concentrirtes Licht, ein Feuer iſt, das brennbare Körper entzündet.

In der Atmoſphäre ſind beſtändig Lichttheile vorhanden, die aber durch viele andere, ebenfalls darinne befindliche Subſtanzen, ſo von der reinſten Lichtmaterie verſchieden ſind, von einander entfernet ſind. Alle die in der Atmoſphär befindlichen Subſtanzen werden von den Sonnenſtrahlen, oder welches einerley, von den aus der Sonne in genauer Linie

ausgehenden Lichttheilen in Bewegung geſetzet. Die Empfindung der in Bewegung geſetzten Lichttheile, ſo wir auf und in unſerm Körper wahrnehmen, nennen wir Wärme. Je mehr Lichttheile in der Atmoſphär vorhanden, und je weniger dieſelben durch andere fremde Subſtanzen von einander entfernet ſind, und je ſtärker die Bewegung derſelben iſt, deſto größer iſt die Wärme. Jemehr hingegen von andern Subſtanzen in der Atmoſphäre befindlich ſind, und jemehr die Lichttheile von einander entfernet und in der Bewegung verhindert werden, deſto weniger Wärme wird unſer Körper empfinden.

Man nehme folgende Bemerkungen zur Hand: in den längſten Sommertagen, wo wir die ſtärkſte Wärme empfinden ſollen, empfinden wir oft, ſogar bey ſehr heitern Tagen, nur eine mäßige Wärme, und in den kürzeſten Wintertagen, wo wir Kälte haben ſollen, empfinden wir oft Wärme. Wenn unſere Kenntniſſe ſich weit genug erſtreckten, die feinen Subſtanzen von unſern Sinnen genug bemerket werden könnten, und Beobachtungen genug vorhanden wären, ſo würden wir vielleicht finden, daß in den Sommertagen, wo die Wärme zu geringe iſt, eine außerordentliche Menge von fremden Subſtanzen in der Atmoſphäre vorhanden iſt, welche die concentrirte Vereinigung und geſchwindere Bewegung der Lichtmaterie verhindern, und alſo die Urſache zur Wärme wegnehmen, ſo wie im Gegentheil im Winter, wo die Kälte zu geringe und die Luft zu lau iſt, eine außerordentliche Menge mehr als gewöhnlich concentrirter Lichttheile, und zu wenig von andern Subſtanzen oder Materien vorhanden iſt.

Unter den Subſtanzen, welche außer der Lichtmaterie in der Atmoſphäre befindlich ſind, kann man mit einiger Wahrſcheinlichkeit als eine der vornehmſten Subſtanzen diejenige betrachten, welche von den Chymiſten das fette Saure, acidum pingue, genannt wird, deſſen Wirklichkeit, Natur und Eigenſchaft in dem Artikel fettes Saure nachzuſehen iſt.

Außer dieſem fetten Sauren ſind auch Luft- und Waſſertheile, ingleichen andere mehr gemiſchte und zuſammengeſetzte Subſtanzen in der Atmoſphäre, welche alle einen großen Einfluß in die Vermehrung oder Verminderung der Wärme und Kälte und anderer Erſcheinungen haben, und die Erzeugung der in den Körpern befindlichen mannichfaltigen brennbaren und ſaliniſchen Subſtanzen verurſachen.

Das fette Saure ſcheint, wie einige chymiſche Bemerkungen darauf deutlich führen, das Mittel zu ſeyn, wodurch die Lichttheile,

le, oder welches einerley, die elementariſchen Feuertheile mit den Erdtheilen zu derjenigen Subſtanz vereiniget werden, welche das brennbare Weſen genannt wird. So lange die Vereinigung der in dem brennbaren Weſen befindlichen Theile nicht geſtöret wird, ſo lange ſind die durch das fette Saure mit den Erdtheilen verbundenen Feuer- oder Lichttheile in Ruhe; ſo bald aber zu dieſen in dem brennbaren Weſen ruhenden Feuertheilen andere bereits in Bewegung ſich befindende Feuertheile hinzukommen, und ſich mit ſelbigen veneinigen, ſogleich hört die Ruhe derſelben auf, und es erfolgen Wirkungen und Erſcheinungen, welche, nachdem das brennbare Weſen mit einer größern oder kleinern Menge fremder Subſtanzen mehr oder weniger genau verbunden iſt, ſehr mannichfaltig und verſchieden ſind.

Die in Bewegung geſetzten Feuertheile durchdringen alle Körper, dehnen dieſelben mehr und weniger aus, verurſachen die Wärme, die Hitze, das Glühen, das Flammenfeuer und das Erleuchten, und verändern die Beſchaffenheit aller Körper, dafern ſie nur genugſam eindringen und den Zuſammenhang der Beſtandtheile trennen können. Sie ſind auch die Urſache der Flüßigkeit, und wenn ſie mit andern Grundſubſtanzen vereiniget wirken, ſo ſind ſie die vornehmſte Urſache derjenigen Erſcheinungen, die ſich durch die elektriſche und magnetiſche Kraft und durch den Blitz zu erkennen geben.

Das Sonnenfeuer und das gemeine Feuer ſind, in Betrachtung derjenigen Theile, welche das Weſentliche des Feuers ausmachen, von einander nicht unterſchieden; es iſt aber das Sonnenfeuer weit reiner, und ſcheint faſt allein bloß durch diejenigen Theile zu wirken, welche das Weſen des Feuers ausmachen, da hingegen das gemeine Feuer, wenn es am reinſten iſt, niemals anders als in Verbindung mit dem fetten Sauren wirket, oft aber auch ſeine Wirkungen nicht allein mit dem fetten Sauren, ſondern auch in Verbindung mit andern Subſtanzen äußert. Daher es denn geſchieht, daß ſo viele und mancherley Erſcheinungen durch die Wirkungen des gemeinen Feuers verurſachet werden. Denn das gemeine Feuer wird nicht anders als durch Subſtanzen erhalten und genähret, welche die eigentliche Materie des Feuers mit andern Subſtanzen verbunden enthalten. Da nun dieſelben mehr und weniger gemiſchet und zuſammengeſetzet ſind, ſo folget auch, daß die Entwickelung der in den Körpern mehr und weniger ruhenden Feuertheile ſchneller oder langſamer geſchieht, und die Wirkungen, nachdem die unbrennbaren Materien gegen die

in Bewegung kommenden und zum Theil in Bewegung bereits geſetzten Feuertheile wirken, mehr oder weniger heftig ſind.

Die ſinnlichen Materien, wodurch das gemeine Feuer erhalten und genähret wird, ſind Oel, Harz, Bergharz, Schwefel, Steinkohlen, Weingeiſt, Unſchlitt, fette thieriſche Subſtanzen, Holz, Kohlen und alle trockene vegetabiliſche und thieriſche Theile. Dieſe und dergleichen Subſtanzen, welche ſich entzünden laſſen, und dem Feuer Nahrung geben, thun dieſes nicht anders, als vermittelſt der in ihnen befindlichen Feuertheile, welche, wenn ſie zu einem brennenden Körper gebracht werden, in eine ſolche Bewegung kommen, daß ſie die Behältniſſe und Bande, wodurch ſie gleichſam gebunden ſind, und in der Bewegung mehr und weniger aufgehalten werden, brechen, und indem ſie ſich vereinigen und den Ort ihres Aufenthaltes verlaſſen, diejenige Erſcheinung vor unſern Augen verurſachen, die wir das Feuer nennen. Dieſe in den brennbaren Körpern befindlichen elementariſchen Feuer- oder Lichttheile ſind mit den Behältniſſen, worinnen ſie ſich befinden, nicht unmittelbar, ſondern vermittelſt einer Subſtanz verbunden, in welcher die elementariſchen Feuertheile durch das fette Saure mit den elementariſchen Erdtheilen vereiniget und gebunden ſind, und welche, wie bereits oben angemerket worden, das brennbare Weſen genannt wird. Dieſes iſt nun in allen zum Glühen oder Brennen und Entzünden geſchickten Körpern von einerley Art und Beſchaffenheit, obwohl die Materien und Körper, von welchen es einen weſentlichen Theil ausmachet, gar mannigfaltige und von einander ſehr verſchiedene Naturen und Geſtalten haben. Da aber mit dieſem brennbaren Weſen in den Körpern andere Grundſubſtanzen verbunden ſind, welche mit demſelben verſchiedene Miſchungen machen, dergeſtalt, daß das brennbare Weſen in einigen Körpern freyer, in andern mehr verwickelt und gebunden iſt, ſo ſind daher auch die Wirkungen von den entzündlichen und verbrennlichen Körpern, obſchon das brennbare Weſen in allen von einerley Natur iſt, demohngeachtet gar ſehr verſchieden, wie die Bemerkungen von Weingeiſt, Oelen, Harzen, Schwefel, Holz, Kohlen u. d. einen jeden aufmerkſamen Beobachter überzeugen müſſen. Z. E. Weingeiſt läßt ſich von einer hinzukommenden Flamme geſchwind entzünden, und verbreñt ohne Rauch mit einer Flamme, welche kein helles ſondern ſchwaches Licht giebt. Einige von den

Oelen laſſen ſich geſchwind entzünden, verbrennen mit vielem Rauche und geben ein ziemlich helles Licht; andere Oele hingegen laſſen ſich nicht anders entzünden, als bis ſie warm gemachet worden, und alsdenn verbrennen einige mit einer hellen Flamme und wenig Rauche, andere mit einer ſchwächer leuchtenden Flamme und vielem Rauche. Von den Harzen laſſen ſich einige geſchwind entzünden und verbrennen mit einem ſehr hellen Lichte und ohne Rauch, andere mit einem etwas ſchwächern Lichte, aber mit einer heftigen Flamme und vielem Rauche, noch andere mit einem ſchwachem Lichte und vielem Rauche. Der Schwefel entzündet ſich geſchwind und verbrennt ohne Rauch mit einem ſehr ſchwachen Lichte und erſtickenden Dampfe. Alles Holz verbrennt mit einer heftigen und ungeſtümen Flamme, doch mit dem Unterſchiede, daß immer eins ſich leichter als das andere entzünden läßt, und ein anderes mit einer heftigern Flamme und mehrerm Rauche, als ein anderes verbrennt, und eine andere Art ſich geſchwinder als eine andere verzehret. Holzkohlen, wenn ſie gehörig gebrannt worden, geben nur ein ſtarkes und anhaltendes Glühfeuer ohne ſonderliche Flamme, und verbrennen ohne Rauch, doch aber mit einem beſondern Dampfe, welcher, wenn ſie in einem eingeſchloſſenen Raume verbrennen, wo kein Luftzug iſt, ſehr ſchädlich und tödtend iſt. Andere verbrennliche Subſtanzen verhalten ſich, in Betrachtung des Entzündens, der Flamme, des Verbrennens, und noch anderer Wirkungen wieder anders, dergeſtalt, daß man deutlich wahrnehmen muß, daß das eigentliche verbreñliche Weſen, wenn es bey Körpern in Bewegung geſetzet wird, niemals anders, als in Geſellſchaft mit andern unverbrennlichen Subſtanzen wirket, und daher in ſeinen Wirkungen mehr und weniger Veränderungen leidet, und auch bisweilen Veränderungen machet, welche eigentlich von ihm allein nicht entſtanden ſeyn würden.

Die eigentlichen Wirkungen des Feuers ſind: 1) daß es alle Körper durchdringt und ausdehnet, den Zuſammenhang trennet, und die getrennten Theile in Bewegung ſetzet, daher es 2) die Urſache der Flüßigkeit der Körper wird; 3) daß es, weil es die in den Körpern befindlichen Feuertheile in Bewegung ſetzet, oder die bereits in Bewegung befindlichen Feuertheile mit den Körpern verbindet, daher Wärme, Hitze, Glühen und Flamme hervorbringt; 4) daß es, wenn die Feuertheile in genugſamer Menge vereiniget und ſo ſichtbar

bar worden, daß ſie in dem Auge ein Bild machen, leuchtet; 5) daß es endlich alle Körper entweder in ihrer Natur, oder zum wenigſten in ihrer Geſtalt, oder in beyden zugleich verändert. Wenn aber bey Entzündung oder Verbrennung der Körper ein Rauch, ein Knall oder Donner, ein gewaltſames Zerſpringen und andere, außer den obengenannten, Wirkungen des Feuers hervorgebrachte Erſcheinungen bemerket werden, ſo rühret dieſes nicht von den Feuertheilen, ſondern von den mit denſelben verbundenen fremden Subſtanzen her, wie denn eben dieſe die Urſache ſind, daß die in den Körpern befindlichen Feuertheile nicht auf einerley Art entwickelt, oder aus ihren Behältniſſen befreyet und in Bewegung geſetzet werden. So kann z. E. ein brennender Körper einige andere Körper geſchwind entzünden, wenn nicht allein die Feuertheile in genugſamer Menge vorhanden ſind, ſondern auch die Behältniſſe oder Kapſeln derſelben eine ſolche Beſchaffenheit haben, daß ſie ſich geſchwind durchdringen, auflöſen und zerreißen laſſen, wie ſolches beym Weingeiſt, einigen flüchtigen ätheriſchen Oelen, wie auch einigen Harzen und beym Schwefel bemerket wird. Wenn aber die Kapſeln eine gröbere und zähere Beſchaffenheit haben, und ſich alſo nicht ſo geſchwind auflöſen und zerreißen laſſen, ſo werden die Körper, ob ſie ſchon Feuertheile genug enthalten, ſich von einem hinzukommenden brennenden Körper nicht eher entzünden laſſen, als bis die Kapſeln genugſam ausgedehnet, und hinlänglich aufgelöſet oder verdünnet worden, wie ſolches an den fetten Oelen, Unſchlitt, Wachs u. d. wahrgenommen wird, als welche ſich ſogleich von einem brennenden Körper nicht entzünden laſſen, welches aber geſchieht, und den Augenblick Flamme entſteht, ſo bald dieſelben genugſam erwärmet worden. Je gröber nun die Behältniſſe ſind, je ſchwerer laſſen ſich die Körper entzünden, und wenn die Feuertheile nebſt ihren Behältniſſen noch dazu durch viele dazwiſchen ſich befindende fremde Subſtanzen von einander ſehr entfernet ſind, ſo können die Körper endlich gar nicht mehr entzündet werden, ſondern ſie werden nach Beſchaffenheit des hinzukommenden Feuers entweder nur warm, oder heiß, oder glühend, oder ſie kommen, nachdem die Beſchaffenheit des Körpers ſelbſt iſt, in Fluß, oder gehen in die Höhe und in die Luft, ohne ſich zu entzünden.

Aus der Beſchaffenheit der Miſchung und Beſtandtheile der Körper läßt ſich ferner erklären, warum bey einigen ſehr harten und

feſten Körpern, welche durch einen angebrachten brennenden Körper kein Feuer geben, ſo gleich Feuer erzeuget wird, wenn ſie gegen andere harte und feſte Körper gerieben werden, wie man ſolches durch das Schlagen des Stahles gegen einen Feuerſtein bemerket. Es ſind nämlich die Feuertheile in einem ſolchen Steine durch eine ſehr große Menge Erdtheile von einander entfernet, überdieß ſehr feſte eingeſchloſſen, ſo, daß ſie zur Erzeugung eines Feuers nicht anders entwickelt werden können, als in wieferne die feſten Behältniſſe jähling gebrochen und ein Theil Feuertheile auf dieſe Weiſe geſchwinde verſammelt und beweget werden. Weil aber durch den Schlag z. E. eines Stahles oder eines harten Steins gegen einen andern harten Stein nicht alle Behältniſſe, ſondern nur die äußerſten, welche der Schlag trifft, gebrochen werden, ſo können auch deshalben nicht alle Feuertheile des ganzen Steins, ſondern nur diejenigen in Bewegung kommen, deren Behältniſſe gebrochen worden; daher alſo nur ein geſchwind vergehender Funke erzeuget wird, der aber in ſeiner Natur eben ein ſo wirkſames Feuer, als das Feuer eines brennenden Körpers iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß bey brennenden Körpern die beſtändig abgehenden Feuertheile durch andere nach und nach entwickelte erſetzet werden, und auf dieſe Weiſe die ſichtbare Flamme ſo lange erhalten wird, als der brennende Körper Feuertheile darreichet. Da hingegen der durch den Schlag eines Stahls gegen einen Feuerſtein erzeugte Funke, welcher in ſeiner Natur eben das, was die Feuertheile einer Flamme ſind, nicht ſichtbar erhalten werden kann, weil die verſchwindenden Feuertheile nicht durch andere zukommende erſetzet werden. Daß aber ein ſolcher Funke ein wirkſames Feuer iſt, erfährt man dadurch, weil Zunder und Schießpulver durch ſelbigen augenblicklich entzündet werden. Werden hingegen die feſten Behältniſſe der Feuertheile eines Feuerſteins nicht jähling gebrochen, ſondern, wie durch das Glühen eines ſolchen Steins geſchieht, nur nach und nach ausgedehnet, ſo werden zwar die Feuertheile auch in Bewegung geſetzet; da ſolche aber nicht jähling geſchieht, ſo gehen die Feuertheile, ohne eine ſichtbare Flamme, wie bey dem durch den Schlag erzeugten Funken davon, und wenn das Glühfeuer anhaltend genug iſt, verlaſſen ſie die Erdtheile, mit denen ſie vorher verbunden waren, ganz und gar, ſo daß der Stein mürbe und locker wird, und nach ſeiner Erkaltung dasjenige nicht mehr leiſten

ſten kann, was er vorher gethan.

Außer der Entzündung der Körper durch andere brennende Körper, und außer dem Reiben, welches nur bey einigen harten Körpern ſtatt findet, giebt es noch andere Arten von Entzündung, wovon dieſe Urſachen gleichfalls in der beſondern Vermiſchung der Feuertheile mit andern Subſtanzen zu ſuchen ſind. Wenn man z. E. rauchendes Salpeterſaure mit Nelkenöl, oder einem andern dergleichen ätheriſchen Oele vermiſchet, ſo wird den Augenblick eine Flamme hervorgebracht, da hingegen durch die Vermiſchung dieſes Sauren mit einigen andern Oelen oder mit Weingeiſt wohl ein ſtarkes Aufwallen und Hitze, aber keine Entzündung erfolget. Mehrere dergleichen Bemerkungen geben zu erkennen, daß die Feuertheile auf verſchiedene Weiſe in den Körpern mit verſchiedentlich gemiſchten und zuſammengeſetzten Subſtanzen verbunden ſind, daher denn auch folget, daß die Entbindung oder Entwickelung der Feuertheile nicht auf einerley Art, noch mit einerley Wirkungen geſchehen kann.

Eine genaue Kenntniß der Miſchung der Körper, welche wegen der Menge der Feuertheile vor andern zur Nahrung des Feuers dienen, kann zugleich den Unterricht geben, wie ein Feuer erreget, erhalten, vermehret oder gemäßiget und vermindert und gelöſchet oder verhindert werden kann; doch iſt nicht zu läugnen, daß eine bloße Kenntniß der Miſchungen nicht hinlänglich iſt, ſondern bey Erzeugung und Verhinderung des Feuers ſorgfältige Bemerkungen und Verſuche angeſtellet, und mit der verlangten Kenntniß der Miſchungen verbunden werden müſſen.

Hat man Kenntniſſe und Erfahrungen genug geſammelt, ſo wird man auch hierdurch geſchickt gemachet werden, von dem Feuer und den Materien des Feuers einen guten Gebrauch zu machen; man wird alsdenn auch durch die bereits erworbenen Kenntniſſe und Erfahrungen Anleitung bekommen, wie die in den verbrennlichen Materien befindlichen Feuertheile den Abſichten gemäß in Bewegung geſetzet werden können, ſo, daß ſie entweder zum Leuchten oder zur Erregung der Wärme und Hitze und zu faſt unzähligen Veränderungen der Körper dienen. Vorzüglich haben Chymiſten, wenn ſie ſich dieſes Namens würdig machen wollen, ohne Unterlaß nöthig, von dem Feuer und deſſen Wir-

kungen, wie auch von den Miſchungen, wodurch Licht und Feuer erzeuget werden kann, Verſuche und Bemerkungen zu ſammeln, indem es gewiß iſt, daß diejenigen, welche die meiſte Kenntniß und Erfahrung hiervon haben, in dem, was zu den Bedürfniſſen dieſes Lebens gehöret, viel und mannigfaltigen Nutzen ſtiften, und viele Geheimniſſe der Natur entdecken, aber auch bey dieſen Entdeckungen die Allmacht und Weisheit Gottes erkennen und bewundern, zugleich aber auch in Demuth bekennen müſſen, daß wir bey den größten Einſichten und Erkenntniſſen der Dinge, demohngeachtet nicht ſo tief eindringen, daß wir die tiefſten Geheimniſſe der Natur und ihrer Wirkungen ergründen und erklären, noch viel weniger höhere Geheimniſſe, als die Geheimniſſe der Natur ſind, überdenken und einſehen können.

Feuerbeſtändig.

Fixum. Man nennet eine Subſtanz oder einen Körper feuerbeſtändig, welcher weder in verſchloſſenen, noch offenen Gefäßen durch keine Gewalt des Feuers in die Höhe, oder in die Luft getrieben werden kann. Die, der Feuerbeſtändigkeit entgegengeſetzte, Eigenſchaft eines Körpers wird die Flüchtigkeit genannt. Wenn ein Körper flüchtig iſt, ſo wird derſelbe durch die Wirkung des Feuers in Dämpfe verwandelt; folglich muß ein Körper, wenn er vollkommen feuerbeſtändig genennet werden ſoll, nichts von ſeinen Beſtandtheilen verlieren, obgleich ſelbige verändert werden können. Dergleichen Körper giebt es in dieſem Verſtande nicht viel; denn die meiſten, welche gemeiniglich unter die feuerbeſtändigen gezählet werden, ſind es nicht in allen ihren Theilen, indem einige durch das Feuer in Dämpfe verwandelt und verflüchtiget werden. Z. E. Eiſen, Kupfer, Zinn, Bley, Wißmuth und andere dergleichen metalliſche Subſtanzen haben eine ſolche Beſchaffenheit, daß ſie nicht unter die vollkommenen feuerbeſtändigen Körper, das iſt, welche in allen ihren Theilen feuerbeſtändig ſind, gezählet werden können, indem durch das Feuer das brennbare Weſen von ihnen geſchieden wird. Sie ſind aber in Betrachtung ihrer erdichten Theile feuerbeſtändig; denn dieſe werden nicht in die Höhe gehoben und zerſtreuet.

Wie es mit dieſen metalliſchen Subſtanzen beſchaffen iſt, ſo verhält es ſich nun auch mit den erdichten und ſteinichten und allen andern Körpern, welche als feuerbeſtändig angeſehen werden; denn

ſie

ſie verlieren alle etwas im Feuer, und zwar dasjenige, welches das Verbindungsmittel iſt; daher auch die Körper andere Geſtalten und Eigenſchaften bekommen. Unter allen bisher bekannten Körpern ſind Gold und Silber, und unter den durch die Kunſt bereiteten Producten einige reine Gläſer die einzigen, welche unter die vollkommenen feuerbeſtändigen gezählet werden können; es wäre denn, daß man auch ſogar Gold und Silber hiervon ausſchließen wollte, weil ſelbige auch vermittelſt des Brennſpiegels ſolche Veränderungen leiden, daß man, wenn die Verſuche richtig genug angeſtellet ſind, muthmaßen muß, daß einige Theile von ſelbigen verflüchtiget worden; und auf dieſe Weiſe würde nur allein das reinſte Glas für den einzigen vollkommenen feuerbeſtändigen Körper zu halten ſeyn.

Sobald man aber die Körper verhältnißmäßig gegen einander betrachtet, und nur denjenigen für flüchtig erkläret, welcher ganz und gar in Dämpfe verwandelt und zerſtreuet wird, ſo kann man alsdenn diejenigen, welche im Feuer zwar verändert werden, aber einen geringen Abgang leiden, in Verhältniß gegen andere feuerbeſtändig nennen. Auf dieſe Weiſe können beynahe alle Metalle und metalliſche Subſtanzen und vorzüglich alle erdichte und ſteinichte Körper, wie auch einige feſte Salze, und faſt alle durch die Kunſt bereiteten Producte, welche man aus metalliſchen, erdichten und ſteinichten Producten erhält, feuerbeſtändig genannt werden. Doch giebt es auch Körper, welche aus zween oder mehrern Körpern beſtehen, wovon bisweilen der eine feuerbeſtändig und der andere flüchtig iſt; wie z. E. der Schwefelkies zu ſeyn pfleget, welcher in Betrachtung ſeines metalliſchen Theils feuerbeſtändig und in Betrachtung des Schwefels flüchtig iſt. Dergleichen Körper kann man weder unter die flüchtigen, noch feuerbeſtändigen zählen; ſondern man muß eine beſondere Claſſe von ſelbigen machen, und dieſelben als Körper betrachten, welche aus flüchtigen und feuerbeſtändigen Körpern zuſammengeſetzet ſind, und alſo, da ſie nicht gemiſchet ſind, und nur leichte zuſammenhängen, auch leicht von einander geſchieden werden können.

Der feuerbeſtändige Zuſtand eines Körpers iſt mit demjenigen nicht zu vermengen, den man den feuerfeſten nennet. Denn es können viele Körper feuerbeſtändig ſeyn, welche nicht feuerfeſt ſind; da hingegen der Begriff des Feuer-

Feuerfeſten zugleich den Begriff des Feuerbeſtändigen in ſich enthält. S. Feuerfeſt.

Feuerdorn.

S. Mehlfäßleinbaum.

Feuerfeſt.

Apyrum. Dieſes Wort bezeichnet eigentlich in der ſtrengſten Bedeutung diejenige Eigenſchaft eines Körpers, da derſelbe in jedem auch dem ſtärkſten Grade des Feuers unveränderlich bleibt. Ein feuerfeſter Körper ſoll demnach ſoviel, als ein im Feuer unveränderlicher Körper heißen. Da man aber ſchwerlich in der Natur einen Körper antreffen wird, der nicht im Feuer einige Veränderung leiden ſollte; ſo wird man demnach unter einem feuerfeſten Körper einen ſolchen zu verſtehen haben, welcher in Verhältniß gegen andere am wenigſten und kaum merklich im Feuer verändert wird, und unſchmelzbar iſt. Es begreift alſo der Begriff des Feuerfeſten zugleich die Unſchmelzbarkeit und Feuerbeſtändigkeit eines Körpers in ſich, weil die, dieſen beyden letztern entgegengeſetzten Eigenſchaften, die Schmelzbarkeit nämlich und die Flüchtigkeit eines Körpers, als beträchtliche und ſehr merkliche Veränderungen anzuſehen ſind. Die reinſten Kieſel oder Sandarten, ingleichen die reinſten Thonarten ſind unter allen Körpern wohl die vorzüglichſten, welche den Namen der feuerfeſten verdienen. Die Kieſelarten werden im ſtärkſten Feuer nur mürbe, ſo daß ſie ſich hernach leichter zerreiben laſſen; die Thonarten aber werden durch das Feuer härter, und wenn ſie vorher mit Waſſer vermiſchet und ausgetrocknet worden, ſo bekommen ſie durch das Feuer eine noch mehrere Feſtigkeit. Dieſe letztern zeigen ſchon etwas mehr Veränderung; doch können beyde unter den feuerfeſten Körpern oben angeſetzet werden. Andere Körper, welche im Feuer wenig Veränderung leiden, und vorzüglich unſchmelzbar bleiben, gehören entweder unter die Claſſe der Kieſelarten oder der Thonarten, und haben alſo die feuerfeſte Eigenſchaft von der zu ihrer Miſchung gehörigen Kieſel- oder Thonerde erhalten. Körper, welche durch das Feuer in Fluß kommen, können nicht feuerfeſt genannt werden, geſetzt, daß ſie ſonſt auch keine Veränderung mehr leiden. Wir betrachten demnach die Unſchmelzbarkeit als das vorzüglichſte Merkmal eines Körpers, welcher feuerfeſt iſt. Denn ein unſchmelzbarer Körper iſt wenigern Veränderungen, als ein ſchmelzbarer unterworfen.

Feuer-

Feuerkraut.
S. Flechte.

Feuerlilie.
S. Lilie.

Feuerröslein.
S. Adonisröslein.

Feuerſchröter.
S. Schröter.

Feuerſtein.

Flintenſtein, Pyromachus, corneus vulgaris, ſclopetarius, igniarius, iſt ein ſehr harter bald grauer, bald gelblichtgrauer, bald ſchwärzlichter oder ſchwarzer Stein, der mit Stahl Feuer ſchlägt und den man los auf Feldern, in Hügeln, im Sande, und zwiſchen den Kreideſchichten findet. Dieſe Steine kommen meiſtentheils als unförmliche Klumpen vor, ſind oft mit einer weißen kreideartigen Rinde überzogen, und bisweilen auch von kleinen weißen Kreideflecken durchſtochen, ſo daß man bisweilen große Höhlungen davon wahrnimmt. Man findet ſie auch bisweilen figuriret, als kleine Köpfe, Füße, Hörner, Nieren u. ſ. f. Bisweilen ſind ſie hohl und ledig, oder mit einem klappernden Stein, mit einer Erde, oder andern dergleichen Subſtanz ausgefüllet. Wenn man ſie zerſchlägt, ſo ſehen ſie inwendig dicht und glatt aus. Die Feuerſteine verwittern an der Luft, und werden zu einer weißen kreideartigen Erde.

Wallerius Mineral. S. 109. und Cronſtedt Mineral. S. 65. zählen die Feuer- oder Flintenſteine zu den Kieſelarten. Da ſie ſich aber in den chymiſchen Unterſuchungen anders verhalten, ſo wird man ſie wohl in eine andre Claſſe zu ſetzen haben. Geht man nach dem äußerlichen Anſehn und nach der feſten Beſchaffenheit, die ſie haben, ſo können ſie eher zu den Hornſteinarten gerechnet werden. Die Benennung Feuerſtein iſt zu einem Geſchlechtsnamen nicht ſchicklich; indem es mehrere Steine giebt, welche mit dem Stahl Feuer ſchlagen, wie denn der Alten ihr Feuerſtein, Pyrites, nichts anders als ein Schwefel oder Eiſenkies iſt, ſo ebenfalls mit Stahl Feuer ſchlägt, und zu dieſer Abſicht auch gebrauchet worden.

Die Feuerſteine laſſen ſich ſchneiden und poliren, daher ſie auch zu Flintenſteinen geſchliffen werden. Sonſt aber iſt bekannt, daß man die Feuerſteine im gemeinen Leben zum Feueranſchlagen gebrauchet; daher ſie auch dieſen Namen erhalten haben.

Feuer=

Feuerwürmlein.
S. Nachtvogel.

Feuren.
S. Fichte.

Fevillea.

Feuillea L. hat von dem franzöſiſchen Franciſcaner Ludw. Feuillee, welcher verſchiedene gelehrte Reiſen nach Peru und andern Ländern angeſtellet, und daſelbſt ſonderlich die Pflanzen aufgeſuchet, ihren Namen erhalten. Hr. von Linne' vereiniget in dieſem Geſchlechte nach der Murrayiſchen Ausgabe mit der kletternden Fevillea Spec. II. Band. 1457. die gefleckte Haarblume, Trichoſanthes punctata, und zweifelt noch, ob beyde von einander unterſchieden ſind. Da dieſe in unſern Gärten nicht vorkommen; bemerken wir nur die Geſchlechtskennzeichen. Nach Browns Beobachtungen ſtehen männliche und weibliche Blumen auf beſondern Pflanzen. Die erſtern haben ein fünffach getheiltes Kelch- und Blumenblatt, fünf fadenartige Honigbehältniſſe und fünf Staubfäden; die weiblichen aber nur den fünffach getheilten Kelch und drey Griffel; die Frucht iſt ein harter und in drey Fächer abgetheilter Apfel.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langguth, Georg August, 1711-1782

Neuer Schauplatz der Natur nach den richtigsten Beobachtungen und Versuchen in alphabetischer Ordnung

Bd.: 2

Leipzig 1776

H.nat. 394-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10076447-2
VD18 90181832